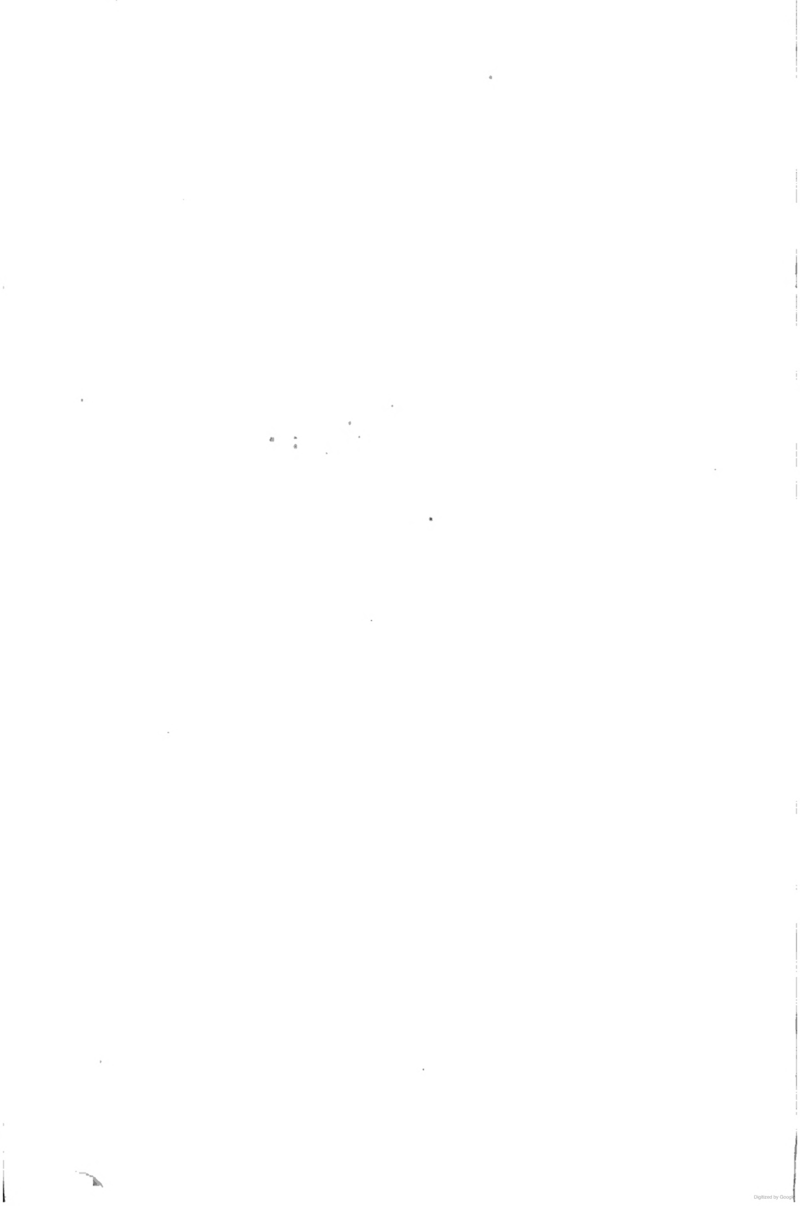
Deutsche Revue




Dei
Sub Numine
Viget



Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Zweiunddreißigster Jahrgang. Dritter Band
Juli bis September 1907



Stuttgart und Leipzig 1907 Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXII

(Juli bis September 1907)

Berichte aus allen Wissenschaften

Kleine Revuen

Ungedruckte Briefe eines geheimen Wiener Agenten aus dem Jahre 1856

(Ein Beitrag zur Geschichte des österreichischen Konkordats von 1855)

Mitgeteilt und mit einer Einleitung versehen

von

Eduard von Wertheimer

Im Vergleiche zu andern großen Staaten ist die österreichisch-ungarische Monarchie nicht reich an Quellenmaterial zur Aufhellung ihrer jüngsten Vergangenheit. Die Staatsmänner, die mitgewoben am Schicksale dieser Monarchie, sind häufig von einer nicht zu bannenden Scheu beherrscht, ihre Erinnerungen der Oeffentlichkeit preiszugeben. Oder aber sie bringen sie, wie dies meistens der Fall ist, gar nicht zu Papier und ziehen es vor, was sie gesehen und erlebt, mit sich in die ewige Schweigsamkeit des Grabes zu nehmen. Sehr erschwert wird es auf diese Weise der gegenwärtigen Generation, sich tiefere Einblicke in das Werden von Ereignissen und Begebenheiten zu verschaffen, die auf ihr Schicksal von entscheidendem Einfluß gewesen. Bei diesem fühlbaren Mangel hervorragender Aktenpublikationen glauben wir es nicht unterlassen zu sollen, hier uns aus einem Nachlasse zur Verfügung stehende ungedruckte Briefe eines geheimen Wiener Agenten aus dem Jahre 1856 zu veröffentlichen.

Der Name des Verfassers dieser Briefe ist uns sehr wohlbekannt. Eigentümliche Umstände nötigen uns, sein Inkognito zu wahren. Er schrieb seine Berichte über den damaligen österreichischen Kaiserstaat für eine ausländische Macht, die ein großes Interesse daran hatte, näher über die Monarchie unterrichtet zu sein, mit der sie früher oder später in Konflikt geraten konnte. Unser geheimer Agent befand sich, wie wir versichern können, in der Lage, seine Kenntnis der Dinge aus den unmittelbarsten und verläßlichsten Quellen zu schöpfen. Unbedingt hat er an seinen Auftraggeber mehr Briefe gelangen lassen, als zu unsrer Kenntnis gelangt sind. Der größere Teil derselben scheint verloren gegangen zu sein oder wurde vernichtet. Was jedoch davon erhalten geblieben und hier zum Abdruck gelangt, läßt um so mehr deren Abgang bedauern. Sie verbreiten vielfach neues Licht. In erster Linie enthalten sie jedoch sehr interessante Mitteilungen über das am 18. August 1855 zwischen Kardinal Rauscher und dem päpstlichen Nunzius Viale Prelà geschlossene und durch

kaiserliches Patent vom 5. November 1855 als „wirksam für den ganzen Umfang des Reiches“ kundgemachte Konkordat.[1])

Unstreitig hat das Konkordat, das einen Wendepunkt im geistigen und kirchlichen Leben des damaligen „Kaisertums Oesterreich“ bedeutet, den Wirkungskreis des Staates zum Vorteil der Kirche eingeengt und ihr in fast unbeschränkter Weise Gebiete des öffentlichen und privaten Lebens überliefert, die nie der Kontrolle staatlicher Behörden entzogen werden sollten. Man hat damals mit ganz bewußter Tendenz aus politischen Beweggründen der katholischen Kirche die größte Förderung zuteil werden lassen. Wie dies schon die Absicht des Fürsten Felix Schwarzenberg gewesen,[2]) so scheinen sich auch seine Nachfolger von demselben Gesichtspunkte haben leiten lassen, als sie die Bischöfe in wahrhaft munifizenter Weise mit Vorrechten ausstatteten. Für die Freigebigkeit, mit der der Staat seinen Privilegien zugunsten der Geistlichkeit entsagte, sollte diese der Regierung helfen, das Haupt der Revolution zu zertreten. Man lebte unter den Nachwirkungen der Revolution, und der Staat fühlte sich noch nicht kräftig genug, allein das Bewältigungswerk zu vollführen. In Wien, in Prag, in ganz Ungarn wurden noch um die Mitte der fünfziger Jahre Vereine mit einer gegen die bestehende Ordnung gerichteten Spitze entdeckt.[3]) Nach dem glücklich verhinderten Attentat des Schneiders Libényi auf das Leben des Kaisers Franz Joseph I. war man bald darauf einer Verschwörung gegen das ganze Haus Habsburg auf die Spur gekommen. Mittels einer eigens zu diesem Zwecke verfertigten Höllenmaschine wollte man die Wiener Hofburg mit dem Monarchen und allen zu seiner Familie gehörigen Mitgliedern in die Luft sprengen.[4]) Gegen diese antimonarchischen Strömungen glaubte man sich am wirksamsten im Bunde mit der Kirche schützen zu können; ihr wurde daher zugemutet, eine kräftige Stütze des Einheitsstaates zu sein, in dem alles eher einig war denn die einzelnen Minister untereinander. Allein es beruhte auf einer groben Täuschung, wenn man meinte, die katholische Kirche werde sich mit dieser ihr angewiesenen untergeordneten Stellung begnügen. Sehr bald mußte die Regierung merken, daß der Episkopat keine Hilfstruppe des Staates bilden, sondern im Gegenteil sich diesen für die Erreichung seiner eignen Ziele dienstbar machen wollte. Die hier mitgeteilten Briefe eines geheimen Wiener Agenten liefern hierfür zahlreiche Belege.

---

[1]) Reichsgesetzblatt 1855, XLII. Stück. Hier ist der deutsche und lateinische Text des aus 36 Artikeln bestehenden Konkordats gegeben. Jacobsen: „Ueber das österreichische Konkordat, 1856“, erläutert geschichtlich die einzelnen Arkikel. Der „geheime“ Artikel findet sich bei Wolfsgruber: „Kardinal Rauscher“, S. 157, abgedruckt. Siehe über das Konkordat noch: „Katholische Kirche“ in: „Oesterreichisches Staatswörterbuch“ von Mischler und Ulbrich, 13. Lieferung; Brück: „Geschichte der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert“, 3. Bd.; Schulte: „Vier Betrachtungen über die Stellung der katholischen Kirche und der protestantischen Konfessionen in Oesterreich,“ 1861 (verhimmelnd).

[2]) Meyer, Erlebnisse I, 364.

[3]) Beruht auf ungedruckten Akten.

[4]) Nach ungedruckten Akten.

Sie beziehen sich weder auf die Vorgeschichte noch auf den Abschluß des Konkordats, sondern nur auf die Verhältnisse, unter denen es zur Ausführung gelangte, wie auf die entscheidenden, unmittelbaren Folgen, die mit diesem hochwichtigen Staatsakte verbunden waren. Ihre Bedeutung liegt darin, daß sie zum erstenmal authentische Kunde von der Wirkung geben, die das Konkordat auf die verschiedenen Klassen der Gesellschaft ausübte, worüber man aus der gedruckten Literatur keine Vorstellung gewinnt. Aus den Darlegungen des geheimen Agenten, der sich als ein sehr unterrichteter Mann von scharfer Beobachtungsgabe erweist, erfährt man die überraschende Tatsache, die auch durch anderweitige mir zugänglich gewesene ungedruckte Dokumente bestätigt wird, daß sich sehr früh eine fast allgemeine Unzufriedenheit mit dem Konkordate geltend machte.

Abgesehen von den durch das Konkordat äußerst beglückten Bischöfen[1]) feindeten es nicht bloß die offenen Feinde des Katholizismus an, sondern auch die Mehrzahl jener, „welche" — wie es in einem Aktenstück heißt — „zu der Klasse der Gutgesinnten und der römisch-katholischen Kirche treu Ergebenen zählen". Am wenigsten befriedigt zeigte sich von dem Konkordat die ultraklerikale Partei, als deren vornehmster Vertreter der „Severinus-Verein" erschien. Sie, die das Heil der Kirche im Bann und in der Inquisition erblickte, wollte nichts von Milde und Mäßigung hören und drängte die Bischöfe, gegen die Andersgläubigen mit Gewaltmaßregeln vorzugehen. Das publizistische Organ des Severinus-Vereins, der „Oesterreichische Volksfreund", gefiel sich mit Vorliebe in leidenschaftlichen Ausfällen, die insbesondere vom Redakteur Dr. Franz Schumacher herrührten, der, ein Ausländer, 1848 in Ferrara an der Seite der „Crociati" gegen österreichische Truppen gekämpft haben soll.[2]) Kein Blatt wurde zu jener Zeit so häufig konfisziert als eben der „Oesterreichische Volksfreund". Sein Gebaren bildete den Anlaß zu einer höchst interessanten Polemik zwischen der Obersten Preßbehörde und dem Kultus- und Unterrichtsminister Graf Leo Thun, der ein Hauptschöpfer des Konkordats gewesen. Dieser Zwischenfall ist so charakteristisch, daß wir uns vollkommen berechtigt halten, ihn, zur Ergänzung der Briefe des geheimen Agenten, hier auf Grundlage der uns zur Einsicht vorgelegenen Akten etwas eingehender darzustellen. Die Preßbehörde hatte einige Zeit nach der Publikation des Konkordats an alle Wiener Zeitungen den Wink ergehen lassen, sich fernerhin jeder Besprechung dieses Staatsaktes zu enthalten. Sie fügten sich natürlich sofort, da ihnen im Angesicht des stets drohenden § 22 der „Preßordnung" von 1852[3]) auch nichts andres übrigblieb als zu schweigen; sonst waren sie der sicheren Vernichtung preisgegeben. Nur allein der „Oesterreichische Volksfreund" und die in Brescia erscheinende katho-

---

[1]) Ein Teil der Kirchenfürsten Ungarns, besonders der Kardinalprimas Scitovszky, war Gegner des Konkordats.

[2]) Nach einer ungedruckten Aufzeichnung.

[3]) Reichsgesetzblatt 1852.

lische Zeitung „La Sforza“ wagten zu trotzen, im Bewußtsein des hohen Schutzes, dessen sie sich erfreuten. Voll Ueberhebung vertraten diese beiden Blätter die zügellosesten, unumschränktesten Ansichten über die Macht der Bischöfe, deren Gewalt sie über den Staat stellten. Das war Feldmarschalleutnant Freiherrn Kempen von Fichtenstamm, dem gefürchteten Chef der „Obersten Polizeibehörde“, in deren Wirkungskreis die Preßbehörde fiel, doch zu stark. Seinem Worte mußte unbedingt gehorcht werden. Obgleich ein strenger, gottesfürchtiger Katholik, wollte er doch auch selbst der Zeitung, die sich der Verteidigung klerikaler Interessen widmete, keine Ausnahme von seinen Geboten gestatten. Da ihm Friede und Ruhe gefährdet schienen, falls der „Oesterreichische Volksfreund“ und „La Sforza“ auch weiterhin in ihrer Fechterstellung verharrten, so sollten auch diese Zeitungen sich Schweigen auferlegen. Kempen war viel zu sehr Autokrat, um noch andern als den seiner Ansicht nach allein hierzu berechtigten Faktoren — dem Monarchen und dem Papst — das Mitreden in einer der wichtigsten Staatsaktionen zu bewilligen. In dieser Frage sollten Liberale wie Antiliberale zu gleicher Grabesstille verurteilt sein. Wollte man von dieser Richtung abweichen und das Konkordat einer polemischen Behandlung unterziehen lassen, so würde sofort der Grundsatz der Opposition gesetzlich anerkannt sein, was in keinem Falle zugegeben werden könne. „Kein österreichischer Untertan“ — heißt es — „sei er ein Erzbischof oder ein Zeitungsschreiber, darf sich die Anmaßung beikommen lassen, in einem hierüber sich entspinnenden Streite öffentlich und sofern er nicht von der Staatsregierung ausdrücklich zur Abgabe seiner diesfälligen Meinung berufen worden wäre, Widerspruch gegen diesfällige Regierungsmaßregeln zu erheben.“ [1]) Mit solcher Verzichtleistung würde die Regierung zugleich ihren höchsten Befugnissen entsagen und sich den römischen Einflüssen „auf Diskretion“ ergeben. Die Preßbehörde befürchte von Erörterungen in den Zeitungen die Hineintragung der schon in den höheren Klassen herrschenden Unzufriedenheit auch in die unteren Gesellschaftsschichten, wo dann die „Bildung einer Antikonkordatspartei“ unvermeidlich sein werde. Dies erscheine um so unvermeidlicher, als das „mutwillige“ Provozieren von seiten des „Oesterreichischen Volksfreundes“ die liberalen Blätter zu den heftigsten Gegenäußerungen reizen müsse. Und daß fast alle Stände von Angst vor den Folgen des Konkordats erfüllt seien, lasse sich gar nicht in Abrede stellen, weshalb allein schon ein Erfordernis der Klugheit gebiete, dem „Zeitungskrieg“ rechtzeitig Einhalt zu tun. Die Preßbehörde hat selbst eine Liste der Gravamina zusammengestellt, die es sich lohnt, hier als höchst kennzeichnend wiederzugeben. „Man fürchtet“ — lautet es da — „die Ehegerichte, man hält das kanonische Recht überhaupt für ein dem Geiste und dem Bedürfnisse unsers Rechtslebens wenig entsprechendes Element, man stößt sich an die dem Klerus bevorstehende doppelte Strafgerichtsbarkeit, man frägt sich, wer erforderlichenfalls gegen Mitglieder des Episkopates den kanonischen Strafprozeß leiten werde, und fürchtet für solche Fälle die Ingerenz der römischen

---

[1]) Vom 19. April 1856. Ungedruckt.

Kurie, man besorgt die Einmengung der geistlichen Gewalt in das Geschäft der häuslichen Erziehung; die der Kirche zugestandene Fakultät der nicht begrenzten Vermehrung ihrer Güter läßt nicht bloß besorgen, daß ihre Reichtümer in das Unermeßliche anwachsen, sondern daß auch mancher Gewissenszwang werde angewendet werden, um der Kirche günstige Testamente zu erwirken; öffentliche Lehrer und Männer der Wissenschaft fürchten dem Lose der Ketzerung zu verfallen." [1])

Mit dieser Auffassung der Dinge war nun Graf Thun, der Kultus- und Unterrichtsminister Oesterreichs, gar nicht einverstanden. Es ist überraschend, daß dieser Träger des absoluten Regimes aufs entschiedenste eine Maßregel bekämpfte, die ganz und gar in das Wesen autokratisch regierter Staaten hineinpaßte. Zu den rätselhaften Erscheinungen im Charakter dieses hochbegabten, ideal veranlagten Unterrichtsministers gehört es eben, daß er, obgleich vollkommen absolutistisch gesinnt, sich trotzdem veranlaßt fühlte, eine Lanze für das freie, ungefesselte Wort einzulegen. In diesem Falle entsprach es seiner Art, der öffentlichen Diskussion über von ihm angeregte große Maßnahmen nicht entgegenzutreten. Als er die Organisation des Gymnasialunterrichtes plante, wünschte er, daß alle hierzu Berufenen vorher ihre Ansichten hierüber äußern sollten. Ebenso verfuhr er, als er Oktober 1856 mit dem Entwurf einer protestantischen Kirchenverfassung hervortrat. Auch da forderte er die einzelnen Synoden auf, in fachwissenschaftlichen Zeitschriften unumwunden ein Urteil über sein Projekt zu fällen. Freilich tat er dies, geleitet von der stillen Hoffnung, die öffentliche Meinung werde sich für seine Vorschläge begeistern und nur hier und da an denselben einige unwesentliche Veränderungen vornehmen. Von solcher Anschauung erfüllt, wollte Graf Thun auch jetzt die Polemik in den Zeitungen über das Konkordat nicht beschränken, in entschiedenem Gegensatz zum Preßbureau, das nichts davon wissen wollte, daß den Journalen die Besprechung dieses Staatsaktes als ein ihnen gebührendes „ursprüngliches Recht" zuerkannt werde. Aber noch aus einem andern als dem bereits angeführten Grunde befürwortete Thun die freie Meinungsäußerung. Er wollte auch sich selbst nicht den Weg verrammeln, um seine Stimme in der großen Streitfrage zur Geltung zu bringen. Wiederholt hat sich der Graf, allerdings ohne Namensfertigung, in die Oeffentlichkeit geflüchtet, um entweder das Konkordat zu verteidigen oder aber Einspruch zu erheben gegen die Maßlosigkeiten und den Uebereifer der Kirchenfürsten.[2]) Nun wird man die nachfolgenden, sonst unerklärlichen Worte des Grafen Thun begreifen, die wir ihres wirklich merkwürdigen Inhaltes wegen hier ihrem ganzen Umfange nach mitteilen wollen. Auf die Zuschrift der Obersten Preßbehörde vom 25. Februar 1856, in der Thun auf die gefährliche

---

[1]) 19. April 1856. Ungedruckt.

[2]) So hat er auch dem Abendblatt der „Wiener Zeitung" vom 12. Dezember 1856 über die neue Ehegesetzgebung einen von ihm eigenhändig verfaßten Artikel zugehen lassen.

Richtung der ultraklerikalen Blätter aufmerksam gemacht wurde,[1]) entgegnete er am 31. März: „Wenn Zeitungsschreiber aus Gewinnsucht oder andern unreinen Motiven sich bemühen, die öffentliche Meinung in Beziehung auf Gegenstände, die widrigenfalls die Gemüter kaum beschäftigen würden, aufzuregen und irrezuleiten, so scheint es mir angezeigt, ihnen Stillschweigen aufzulegen. Anders erscheint mir aber der Fall, wenn eine wichtige Angelegenheit die Gemüter wirklich beschäftigt und die Ansichten, welche darüber in weiten Kreisen verbreitet sind, in den öffentlichen Blättern ihren Ausdruck finden. Ich kann keinen Nachteil darin erblicken, wenn in solchen Fällen der Publizistik innerhalb der gesetzlichen Schranken freie Bewegung vergönnt wird, sondern halte das vielmehr für einen heilsamen Läuterungsprozeß, welcher der Regierung erst die Möglichkeit bietet, auf positivem Wege irrige Auffassungen und Ansichten zu berichtigen und dadurch die Wahrheit zu fördern."[2]) Nur allein davon erwartet er die Anerkennung der großen Wohltat des Konkordats, von dem er behauptet, daß es in dem „moralischen und politischen Bedürfnisse Oesterreichs" gegründet sei. Gerade deswegen, weil ein bedeutender Teil des Publikums diesen Staatsakt mit Mißfallen und Besorgnissen aufgenommen, wäre es seiner Ansicht nach ganz verfehlt und nutzlos, die Schilderung solcher Gefühle in der inländischen Presse durch Verbote unterdrücken zu wollen. „Sie (die Gefühle)" — fährt er fort — „werden in der Bevölkerung nicht weniger fortwuchern, denn sie sind an öffentlichen Orten wie in häuslichen Kreisen täglich der Gegenstand lebhafter Unterredung. In einer gewissen Beziehung werden sie vielmehr durch die Niederhaltung der Presse noch neue Nahrung finden. Das wirksamste Argument gegen das Konkordat ist nämlich die Aeußerung der Besorgnis, daß das Konkordat in Oesterreich eine Periode des geistigen Druckes und der Finsternis zur Folge haben werde, und man wird nicht ermangeln, eine tatsächliche Bestätigung dieser düsteren Weissagung darin zu erblicken, wenn es den Zeitungen nicht gestattet wird, über diese Angelegenheit sich auszusprechen."[3]) Zur Unterstützung seiner Ausführungen berief er sich darauf, daß man wohl die einheimische Presse mundtot machen könne, aber nicht über die Mittel verfüge, die Zeitungen des protestantischen Auslandes von Oesterreich fern zu halten, wie denn erst unlängst die „Augsburger Allgemeine Zeitung" einen jener Artikel über das Konkordat brachte, die am verderblichsten auf die öffentliche Meinung einwirken.[4]) Als weiteres Argument für die von ihm geforderte freiere Bewegung der inländischen Journalistik diente ihm der Umstand, daß durch deren Knebelung nur von neuem dem verderblichen Einfluß der ausländischen Blätter, den diese vor 1848 auf Oesterreich ausübten, Tür und Tor geöffnet werden. Indem dies geschieht, wird anderseits die österreichische Publizistik auf einen Standpunkt herabgedrückt, „der es" — wie Thun

---

[1]) Ungedruckt.
[2]) Ungedruckt.
[3]) 31. März 1856. Ungedruckt.
[4]) Damit ist die „Augsburger Allgemeine Zeitung" Nr. 79 gemeint.

bemerkt — „unmöglich macht, daß sich ihr bedeutende Kräfte zuwenden, was zur Folge hat, daß nur kleine Lokalblätter, die von Skandal leben und damit in einer die niederen Volksklassen demoralisierenden Weise schmutzige Geschäfte machen, bestehen und gedeihen können". Gerade das wäre zu vermeiden, und deswegen sollte auch jedes amtliche Einschreiten gegen den „Oesterreichischen Volksfreund" unterbleiben, der sich des Schutzes des Grafen Thun erfreute. „Es scheint mir überdies" — fährt der Kultus- und Unterrichtsminister fort — „in hohem Grade im Interesse der Regierung zu liegen, daß gegenüber den vielen Tagesblättern destruktiver Richtung der Versuch, eine Zeitung ins Leben zu rufen, die mit Entschiedenheit entgegengesetzte Grundsätze vertritt, nicht ohne dringende Not gefährdet werde. Gelingt es dem ‚Oesterreichischen Volksfreund' selbst, wie er eben ist, in den unteren Volksschichten Boden zu gewinnen und dadurch die zahlreichen schlechten Lokalblätter zu verdrängen, so scheint mir das viel wichtiger als einzelne Taktlosigkeiten, die allerdings vorfallen und auch künftig nicht ausbleiben werden." [1]) Die Oberste Preßbehörde wollte sich aber durchaus nicht von Graf Thun überzeugen lassen! Sie antwortete am 22. April: [2]) Bei der Erregtheit der Gemüter sei wenig Aussicht vorhanden, daß sich die Diskussion innerhalb bescheidener Grenzen bewegen werde, um so weniger, als der „Oesterreichische Volksfreund" fortfahre, einen äußerst leidenschaftlichen Ton anzuschlagen. Da die Preßbehörde in keinem Falle Ausschreitungen gegenüber sich nachgiebig zeigen, anderseits aber doch wenigstens den Schein einer Zuvorkommenheit an den Tag legen wollte, forderte sie Thun auf, ihr mitzuteilen, wann er glaube, daß die Strenge des Gesetzes einzutreten habe. Der Graf faßte diese Zumutung wie einen Hohn auf, worin er vielleicht nicht ganz im Unrecht war. Er konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, es herrsche zwischen ihm und der Preßbehörde in der Auffassung über Wesen und Wirken der periodischen Presse ein so tiefer Gegensatz, daß er es „für unbescheiden halten müßte", sich noch in weitere Erörterungen über diesen Gegenstand einzulassen. Nichtsdestoweniger verwies er auf die Bestimmungen des § 22 der Preßordnung vom Jahre 1852 zur Beurteilung der Straffälligkeit eines Blattes. Diese Anordnungen erschienen dem Unterrichtsminister völlig ausreichend, „wenn" — wie er noch hinzufügt — „nebstdem die Verbreitung tatsächlich unwahrer Nachrichten einer wirksamen Verantwortung unterläge". [3]) Die Preßbehörde wollte im § 22 der Preßordnung keine genügend mächtige Handhabe gegenüber Unzulässigkeiten der Journale erblicken. Auch war sie nicht geneigt, die Verantwortung dafür zu übernehmen, daß ein Zeitungskrieg entstehe, der schon an und für sich mißlich, vollends aber unzulässig sei in Zeiten, wo die Verhandlungen über die Feststellung neuer kirchlicher Verhältnisse noch andauern. Da beide Behörden zu keiner Einigung gelangen konnten, kam die ganze Angelegenheit vor den

---

[1]) 31. März 1856. Ungedruckt.

[2]) Ungedruckt.

[3]) Thun, 24. April 1856. Ungedruckt.

Monarchen. Wir kennen nicht dessen Entscheidung in dieser heikeln Frage. Aber alles spricht dafür, daß Franz Joseph I. sich den Standpunkt der Preßbehörde zu eigen gemacht. Diese Annahme erhält ihre Bekräftigung durch den Umstand, daß auch weiterhin keine Polemik über religiöse Dinge geduldet wurde.

An Anlaß zu heftigen und erregten Erörterungen in den Journalen hätte es wirklich keinen Moment gefehlt. Unser geheimer Agent weiß an verschiedenen Stellen seiner Berichte davon zu erzählen. So gedenkt er der „famosen Kurrende" des Erzbischofs Romilli von Mailand vom 23. Dezember 1855, mittels welcher dieser Kirchenfürst, unter Berufung auf den Art. IX des Konkordats und mit gänzlicher Mißachtung der Autorität des Staates, in seiner Diözese eine Präventivzensur einführen wollte. Dafür wurde ihm allerdings eine sehr scharfe Zurechtweisung und die Aufforderung zuteil, in irgendeiner Form seinen Erlaß zu widerrufen. Sehr früh aber mußte Graf Thun die nicht sehr angenehme Erfahrung machen, daß er sich gründlich geirrt, wenn er als den Hauptzweck des Konkordats „die Herstellung eines aufrichtigen, auf gegenseitige Achtung und rücksichtsvolle Aufrechterhaltung der Selbständigkeit und Selbsttätigkeit jeder der beiden Gewalten, der geistlichen und weltlichen, gegründetes Einvernehmen zwischen Kirche und Staat" hingestellt hatte. Von dieser Einheit aber war, wie es das Beispiel Romillis und der lombardisch-venezianischen Bischöfe lehrt, nicht viel zu merken.

Zu einer Zeitungspolemik hätte wahrlich auch die durch das Konkordat (Art. XXXIV) veranlaßte Frage der ferneren Beerdigung von Protestanten auf katholischen Friedhöfen Stoff geboten. Seit den Hofdekreten von 1783 und 1788 wurden Katholiken und Protestanten gemeinsam auf bisherigen katholischen Friedhöfen zur ewigen Ruhe bestattet, entweder der Reihe nach oder auch zerstreut an verschiedenen Stellen des Kirchhofes. Dies sollte von nun an nicht mehr geduldet werden, wozu vor allem Kardinal Rauscher durch seinen Hirtenbrief vom 25. Februar 1856 das Signal gab. Vielleicht nichts hat, selbst bei Katholiken, so tiefes Aergernis hervorgerufen als das Vorgehen der katholischen Geistlichkeit gegenüber Verstorbenen protestantischer Angehöriger. Es erregte einen Sturm von Unwillen, daß man Familien gemischten Glaubensbekenntnisses, die auf dem katholischen Friedhofe eine gemeinschaftliche Gruft erworben hatten, im Tode voneinander trennen wollte. Der katholische Gatte sollte nicht mehr an der Seite seiner protestantischen Gattin oder der Vater nicht neben seinen andersgläubigen Kindern ruhen dürfen. In der Entrüstung über diese Maßregel muß wohl der Grund zur Verfügung Thuns gesucht werden, der sonst in der Friedhoffrage auf seiten der katholischen Geistlichkeit stand, daß in der Angelegenheit von Familiengräbern schonend vorzugehen sei.

In seinen Briefen berührt der geheime Agent auch die für den 6. April 1856 einberufene Versammlung der Bischöfe, die sich im Verein mit der Regierung mit den näheren Bestimmungen zur Durchführung des Konkordats zu befassen hatte. Er gedenkt dabei auch des Konfliktes, der zwischen dem Staat und dem Heiligen Stuhl über den Vorsitz in der Versammlung der Bischöfe

ausgebrochen war. So sehr man sich auch bemühte, die hierüber entstandenen Weiterungen der Oeffentlichkeit zu entziehen, blieb dies doch vergebliche Mühe. Die Gerüchte über einen Zwist zwischen Wien und Rom wollten nicht verstummen. Obgleich diese Angelegenheit rasch geschlichtet wurde, hielt man es doch für nötig, in der „Wiener Zeitung" vom 27. März 1856 auf das nachdrücklichste dagegen zu protestieren, als hätte irgendeine Meinungsverschiedenheit bestanden. Es ist sicher, daß dieser Artikel direkt von Graf Thun beeinflußt wurde.[1]) Er hat insofern Bedeutung, als er das Bestreben der österreichischen Regierung ausdrückte, jede Mißhelligkeit zwischen Staat und Kirche in dem Moment in Abrede zu stellen, als auf den bischöflichen Konferenzen die eklatanteste Einheit zwischen beiden Gewalten vor aller Welt bekundet werden sollte.

Wiederholt streift der geheime Agent die Stellung Franz Josephs I. zum Konkordat. Es mag hier betont werden, daß der Monarch, wie aus ungedruckten Berichten hervorgeht, über die durch dasselbe in fast allen Kreisen hervorgerufene Mißstimmung sehr genau unterrichtet war. Verschiedenen Mitteilungen zufolge hätten die Prätensionen, die den Papst über den Kaiser und König erhoben, den Monarchen sehr ungehalten gemacht. Man sprach eine Zeitlang sogar davon, daß diese durch das Konkordat erzeugten Uebergriffe der Bischöfe die Stellung Bachs erschüttert hätten,[2]) obgleich Graf Thun als ein viel eifrigerer Hauptförderer des Vertrages mit dem römischen Stuhle betrachtet werden muß. Kein Zweifel, daß den Kaiser manchmal Bedenken über die Nützlichkeit des Konkordats ergriffen haben mögen; man scheint sie jedoch sofort zum Schweigen gebracht zu haben durch die Vorstellung, daß dieses das sicherste, einzig verläßliche Bewältigungsmittel der revolutionären, zerstörenden Tendenzen bilde. Wenn das, was der geheime Agent in seinem Briefe vom 22. April über die Ansprache des Kaisers vom 12. April an die Bischöfe berichtet, richtig ist, so scheint man wirklich vor nichts zurückgeschreckt zu sein, um den Monarchen für immer an das Konkordat zu binden. Den Bischöfen sollte stets die Herrschaft im Staate gesichert bleiben. Vor allem aber wollte Rauscher das Heft in der Hand behalten. Er, der feine politische Kopf, war es, der auf die Abberufung des Nunzius Viale Prelà hinarbeitete, weil er in dessen maßlosen Ansprüchen und seinem Einfluß auf die Bischöfe ein gewaltiges Hindernis für die dauernde Begründung der geistlichen Oberhoheit erblickte. Man hat daher nicht mit Unrecht die eventuelle Abreise des Nunzius von Wien als einen „Akt von politischer Wichtigkeit" bezeichnet.[3])

Bis zum Jahre 1868 ist es noch dem Episkopat gelungen, das Konkordat als eine uneinnehmbare Burg kirchlicher Herrschaft über die weltliche Macht zu verteidigen. Endlich aber vermochte er doch dem gewaltigen Ansturm der freiheitlich gesinnten Elemente keinen Widerstand mehr zu leisten. Das Konkordat

---

[1]) Ungedruckte Aufzeichnung.

[2]) Ungedruckte Aufzeichnung. 16. Mai 1856.

[3]) Ungedruckte Aufzeichnung vom 14. August 1856.

mußte fallen. Diejenigen, die sich 1856 voll Stolz gerühmt hatten, die „Großartigkeit und Heilsamkeit“ des Konkordats soll nicht durch eine Zeitungspolemik, sondern allein durch die Jahre der Erfahrung erprobt und erwiesen werden, mußten jetzt — 1868 — eine bittere Enttäuschung erleben. Die Zeit hat die angerufene „Großartigkeit und Heilsamkeit“ des Konkordats, das nur allein der Reaktion diente, nicht dargetan, sondern dasselbe vielmehr verurteilt und gerichtet. Die Aufhebung dieses Staatsvertrages mit der Kirche war unstreitig eine der größten, ewig denkwürdigen Taten des liberalen Geistes in Oesterreich.

Nebst dem Konkordat erwähnt der geheime Agent in seinen Berichten noch eine Anzahl von Gegenständen. Gleich der erste Brief vom 22. Januar beschäftigt sich mit der Situation unmittelbar vor dem Pariser Frieden vom 30. März 1856. Er schildert die Freude und Befriedigung, die in Wien die Annahme der österreichischen Vorschläge von seiten Rußlands erregten, die berufen waren, die Grundlage des Friedensschlusses zu bilden. Interessant ist auch, was der Agent von der günstigen Stimmung der Armee und der Wiener für den nordischen Nachbar zu sagen weiß. Im Zusammenhange damit stehen die Schreiben vom 11. und 14. März. Während der Bericht vom 26. März des Franzosenhasses des Finanzministers Bruck gedenkt, erwähnt dagegen der Agent im Briefe vom 8. April eine äußerst franzosenfreundliche Aeußerung Franz Josephs I. Wertvoll ist auch die Angabe (Brief vom 30. April), wie eben der Monarch und dessen Minister Graf Buol die Ernennung des bisherigen russischen Gesandten in Wien, des Fürsten Gortschakow, zum Minister des Aeußern als eine direkt gegen Oesterreich gerichtete Drohung empfanden. Aufmerksamkeit verdient die im selben Bericht erwähnte Schilderung der öffentlichen Stimmung durch Feldmarschalleutnant Freiherrn von Kempen, den Chef der Obersten Polizeibehörde, obschon wir einigen Zweifel hegen, daß die hier berührte Angelegenheit vollkommen dem wahren Sachverhalt entspricht. Kempens Aufgabe war es, eine getreue Charakteristik der öffentlichen Meinung zu entwerfen, und somit ist es unwahrscheinlich, daß er sich mit einer mehr oder minder schwarzgefärbten Darstellung die Unzufriedenheit des Kaisers zugezogen hätte. Nach uns vorliegenden Nachrichten stimmt es aber auch nicht, daß Kempen aus Verdrossenheit über die ungünstige Aufnahme seines Berichts um diese Zeit in übler Laune einen Urlaub zur Stärkung seiner Gesundheit erbeten hätte. Von Interesse ist auch die Notiz (Brief vom 20. Mai) über die momentane Ungnade des Finanzministers Bruck und die Feindschaft zwischen diesem und Bach. Einen ebenso ausführlichen wie inhaltsreichen Beitrag zur Geschichte der Wiener Presse bietet schließlich der letzte der hier veröffentlichten Briefe des geheimen Agenten.

Wien, 22. Januar 1856.

Der erste Freudentaumel, welchen die Nachricht erzeugte, Seine Majestät der Kaiser von Rußland [1]) geruhten die von Oesterreich in Petersburg über-

---

[1]) Alexander II.

reichten Propositionen[1]) als Basis der Präliminarien für definitive Friedensunterhandlungen anzunehmen, ist jetzt vorüber. Eine ruhigere Beurteilung dieser folgereichen Tatsache ist eingetreten. War die Furcht vor einem Kriege, besonders mit Rußland, und den Konsequenzen sehr groß und hatte ein solcher Krieg wirklich im Volke keine Sympathien, so war natürlich die Freude, von dieser bangen Sorge befreit zu sein, um so größer, als die Situation, auf die Spitze getrieben, eine friedliche Lösung kaum erwarten ließ.

Hatte man früher die Haltung des Kaisers und des Grafen Buol[2]) als eine unglückliche Politik bezeichnet, welche, einen Krieg mit dem alten Bundesgenossen provozierend, Oesterreich in namenloses Unglück stürzen würde, so staunt man jetzt die hohe Weisheit und Energie derselben an, man vergißt die Gefahr, in welcher Oesterreich geschwebt, und ist ungeheuer stolz auf den unblutigen Sieg, welchen man errungen. Im allgemeinen hält man an der Meinung fest, Rußland wolle aufrichtig den Frieden; da man froh ist, aus der Klemme gekommen zu sein, in die man sich durch den Dezembervertrag[3]) gebracht, so glaubt man sich zur Hoffnung berechtigt, Graf Buol werde um so mehr bereit sein, Rußland die Unterhandlungen zu erleichtern, als Frankreich, vielleicht noch mehr als Oesterreich friedensbedürftig, jetzt das österreichische Kabinett nicht weiter zum Kriege, dessen Ausgang doch immer zweifelhaft bliebe, aufstacheln wird.

Weniger aufrichtige Friedensgeneigtheit erwartet man von England, und es ist bemerkenswert, wie auch bei dieser Gelegenheit sich die allgemeine Antipathie gegen England in lauten Drohungen, die in mehreren volkstümlichen Journalen ein Echo findet, Luft macht.

In der Armee hat die Annahme der Propositionen[4]) ein Gefühl der Freude und zugleich der Unbehaglichkeit erzeugt. Die Sympathie der Armee für den Kaiser von Rußland, besonders für Seine Majestät den seligen Kaiser Nikolaus,[5]) und für die russische Armee sind zu bekannt, als daß ich hier näher darauf eingehen müßte. Mit wahrem Mitgefühle begrüßten Generäle und Offiziere jede glückliche Waffentat der russischen Truppen und bedauerten die Leiden und Unglücksfälle derselben. Ein Krieg gegen Rußland hätte daher bei der überwiegenden Zahl der österreichischen Armee durchaus keine Sympathien, darum freut man sich, daß die Wahrscheinlichkeit des Krieges beseitigt ist. Daß

---

[1]) Sie lauteten: Der Zar muß auf das Protektorat über die christlichen Untertanen des Sultans verzichten; ebenso wird den Donaufürstentümern volle Unabhängigkeit von seiten Rußlands gewährleistet; das Schwarze Meer soll neutral erklärt und die Schleifung der vorhandenen Hafenbefestigungen ausgesprochen werden; ferner wird die Freiheit der Donauschiffahrt verbürgt und Rußland muß das an die Donau grenzende Stück von Bessarabien abtreten.

[2]) Karl Ferdinand Graf Buol-Schauenstein, österreichischer Minister des Aeußern vom 11. April 1852 bis 17. Mai 1859.

[3]) Bündnis Oesterreichs mit den Westmächten vom 2. Dezember 1854.

[4]) Sie wurden am 17. Januar 1856 von Rußland angenommen.

[5]) Nikolaus I. starb 2. März/18. Februar 1855.

aber Rußland unter, wenigstens anscheinend, so drückenden Bedingnissen den Frieden schließt, daß es nicht noch einen Kampf versucht, um günstigere Chancen zu gewinnen, dies erzeugt bei den weniger der Staatsweisheit und einer gemäßigten Politik als vielmehr dem kühnen Waffenspiele huldigenden Soldaten ein Gefühl des schmerzlichen Unbehagens. Auffallend ist es, daß auch der größere Teil der wahren Freunde und Anhänger Rußlands, welche dem Zivil angehören, von derselben Meinung befangen ist. Von hochgestellten Männern in der Armee und von solchen, welche die Beschlüsse des Kaisers genau kennen müssen, erfahre ich, daß es der feste Wille desselben war, wenigstens in diesem Jahre sich nicht am Kriege gegen Rußland zu beteiligen. Wären die Propositionen in Petersburg nicht angenommen worden, so würde wohl eine militärische Demonstration den Abbruch des diplomatischen Verkehrs begleitet haben, diese Demonstration aber würde bei weitem in geringerem Maßstabe stattgefunden haben als im Jahre 1854. Die Tatsache aber erlaube ich mir besonders hervorzuheben, daß sich bis jetzt auch nicht eine Stimme vernehmen läßt, welche von dem hohen Beschlusse Seiner Majestät des Kaisers von Rußland anders gesprochen hätte als mit dem Ausdruck wahrer Hochachtung, ich möchte sagen, häufig der Dankbarkeit. Man schätzt die Mäßigung Rußlands um so höher, als man die Ueberzeugung festhält, Rußland hätte, wenn auch mit großen Opfern, den Krieg noch mehrere Jahre führen können, und wenn es endlich durch die Uebermacht besiegt worden wäre, so hätte es seinen Feinden durch die Fortsetzung des Kampfes doch so enormen Schaden zugefügt, daß der Besiegte kaum schmerzlicher getroffen war als der Sieger. Dies in Kürze die treue Schilderung der öffentlichen Stimmung in Oesterreich.

Laut einer Mitteilung des Marquis Cantono[1]) beurteilen die Vertreter der Westmächte das Vorgehen Oesterreichs weniger günstig. Den Baron Bourqueney[2]) habe es unangenehm berührt, daß Graf Buol sich gegenüber der öffentlichen Meinung gar zu sehr in den Vordergrund stellt und gewissermaßen den Löwenanteil an dem eigentlich noch gar nicht entschiedenen diplomatischen Siege Oesterreichs vindizieren möchte. Hat Oesterreich durch seine in der letzten Zeit entwickelte Energie Rußland zur Annahme der Propositionen bewogen, so dürfte es nicht vergessen, daß nur das Drängen der Westmächte es zu dieser festen Haltung bestimmte. Oesterreich hätte schon im vergangenen Jahre das Resultat herbeiführen können, welches die Verbündeten jetzt nach Verlust von so ungeheuern Armeen und so vielen Tausenden Menschen erreicht haben.

(Fortsetzung folgt)

---

[1]) Marquis Cantono di Ceva, interimistischer Geschäftsträger Sardiniens.

[2]) Baron François Adolphe Bourqueney, französischer Gesandter in Wien.

Die Lage der auswärtigen spanischen Politik

Von

Gabriel Maura Gamazo

(Schluß)

Die ersten Jahre der bourbonischen Restauration wurden der Heilung der Wunden des mißhandelten spanischen Volkes gewidmet; Bürgerkriege wurden beendigt, mit der Tradition der militärischen Pronunciamientos gebrochen, die konstitutionelle Maschine der Parlamente, Parteien und Korporationen provinzialen und lokalen Charakters organisiert, die heute noch besteht und die uns bereits viele Jahre inneren Friedens beschert hat, indem sie endlich einige Ordnung in unsre verworrene Verwaltung brachte. Desungeachtet fand der treffliche Canovas del Castillo in dieser ersten glänzenden Aera seiner Regierung die Zeit dazu, in Madrid die internationale Konferenz von 1880 zusammenzurufen, die dem drohenden europäischen Konflikt in Marokko vorbeugte und Spanien von der größten seiner auswärtigen Sorgen befreite. Als nun in unserm Vaterlande das Leben wieder normal geworden war, richteten wir unser Augenmerk auf Europa, und dann fing eine längere Periode tätigen Eingreifens von seiten Spaniens in die internationale Politik an, die durch den verfrühten Tod des unglücklichen Königs Alfonso XII. nicht unterbrochen wurde. Die authentische Geschichte dieser Periode ist noch nicht geschrieben worden, weil die diplomatischen Dokumente noch geheimgehalten werden, doch kann man leicht erraten, was in den letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts vorgegangen ist, wenn man die Enthüllungen zusammenfaßt, die in der Folgezeit von denen gemacht wurden, die an diesen Ereignissen teilgenommen haben, und sie durch das ergänzt, was immer öffentlich bekannt war.

Als Spanien seinen Platz in der Welt wieder einnahm, befand sich Europa mitten in der Bismarckschen Aera; der Dreibund war eben geschlossen worden, Deutschland stand mit Rußland und England auf gutem Fuße, die beiden letztgenannten Mächte waren Feinde unter sich, dem großen Kanzler war es gelungen, Deutschland mit Freunden zu umgeben, Frankreich war isoliert, stand auf schlechtem Fuße mit England und hatte sich mit Italien völlig überworfen. Doch trotz der Isolierung der Republik bestimmten uns tausend Gründe, die auf unsre heimatliche und afrikanische Nachbarschaft zurückzuführen waren, zu einem guten Einvernehmen mit Frankreich. Die Notwendigkeit, in Marokko gemeinsam vorzugehen, um dort den Status quo aufrechtzuerhalten, erwies sich 1883 anläßlich der Ereignisse, die durch die aggressive Politik des französischen Vertreters zu Tanger, Mr. Ordega, heraufbeschworen worden waren. Allem Anschein nach wurde damals zwischen den Kabinetten von Paris und Madrid vereinbart, Marokko gegenüber keinerlei Initiative zu ergreifen ohne vorhergegangene gegenseitige Verständigung. Obwohl die Entente in solch engen Grenzen gehalten wurde,

war doch in Anbetracht der Stellung, die Frankreich damals in Europa einnahm, die bloße Tatsache unsrer Annäherung schon an und für sich bedeutungsvoll genug.

Frankreich belohnte unser Vertrauen schlecht, ohne Zweifel, weil noch bis vor wenigen Jahren die französischen Politiker und Schriftsteller die Interessen der Republik und die Spaniens in Marokko für unvereinbar hielten, eine Ansicht, welche die Wirklichkeit schon heute widerlegt. Nicht allein verfolgte Mr. Feraud, der Nachfolger des Mr. Ordega, hinter dem Rücken Spaniens in Fez die gleiche Politik geheimen Einwirkens auf den Sultan, um Vorteile zu erlangen, welche die andern Mächte nicht genossen, sondern Frankreich legte auch, als bei dem Tode Alfonsos XII. die spanischen Republikaner, besonders der bekannte Agitator Ruiz Zorrilla, den Augenblick für gekommen hielten, sich von neuem gegen einen Thron zu erheben, der damals nur eine Hoffnung trug und nur von der königlichen Witwe und zwei jungen Infantinnen geschützt wurde, nicht den gleichen Eifer an den Tag, den es bei andern Anlässen entfaltet haben würde, um Unruhen und Kümmernisse von der befreundeten Nation abzuwenden.

Was geschah nun? Ein liberaler Exminister von hitzigem Temperament hat auf unserm Kongreß gesagt, daß Spanien damals einige Jahre lang dem Dreibund angehört habe. Zieht man von dieser überraschenden, seitdem berichtigten Mitteilung den beträchtlichen Anteil ab, den die gewohnte Lebhaftigkeit dieses Redners daran hat, so kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuten, daß Frankreichs Haltung und Isolierung bei der spanischen Regierung begründete Besorgnisse hervorrief, es könnte eines Tages das höchste Interesse unsrer auswärtigen Politik darunter leiden, das damals wie jetzt auf die Aufrechthaltung des Status quo im marokkanischen Binnenland gerichtet war. Dieser wurde damals trotz der offenbaren Feindschaft zwischen Italien und Frankreich dank dem Dreibund und der Herzlichkeit der anglo-italienischen Beziehungen aufrechterhalten.

Die Zeit allein kann uns offenbaren, mit welcher europäischen Macht wir damals Beziehungen unterhielten, damit sie uns bei den andern Mächten als Vermittlerin diene, ebenso den Charakter, die Festigkeit und die Dauer des Bandes, das uns den Frieden sicherte und uns erlaubte, an der europäischen Politik eine Zeitlang aktiv teilzunehmen. Immerhin wird uns einiges durch die Geschichte dieser Periode klargemacht.

Als im September 1887 die schwere Krankheit Muley Hassans von Marokko Verwicklungen und Bürgerkriege in jenem Lande befürchten ließ, wurde Spanien durch einstimmigen Beschluß aller Mächte der Bevollmächtigte Europas, und als im Jahre 1893 die Ereignisse von Melilla die Entsendung von Truppen nach Marokko und ein bewaffnetes Einschreiten, analog demjenigen von 1860, nötig machten, konnten wir gleichfalls auf die Zustimmung und die Sympathie Europas zählen. Der Schlüssel zu diesem Vorgehen läßt sich nur in dem französisch-spanischen Abkommen von 1884 und in dem geheimen Einvernehmen mit dem Dreibunde und mit Großbritannien finden.

Hierauf entstand der Kubakonflikt. Fehler, die nicht nur den Vertretern unsrer Regierung zuzuschreiben waren (wiewohl sie bei diesen unverzeihlich waren), sondern dem gesamten spanischen Volk, führten uns zuerst zu dem sinnlosen Krieg einer organisierten Armee gegen irreguläre Scharen in einem völlig feindlichen Lande (einem Krieg, wie ihn die Bewohner unsrer Halbinsel gegen Napoleon selbst siegreich geführt hatten), zu jenem unüberlegten Kriege, dessen Ende nur entweder die sehr kostspielige und nutzlose militärische Besetzung oder das Aufgeben Kubas sein konnte; dann zu dem andern, noch viel unüberlegteren und sinnloseren Kriege gegen die Vereinigten Staaten, die außer der klar zutage tretenden Ueberlegenheit ihrer kriegerischen Machtmittel über die unsern noch den Vorteil hatten, daß sie unsern Kolonien, dem Kriegsschauplatz, nahe waren — eine Ueberlegenheit, die, wie Ereignisse der jüngsten Zeit bewiesen haben, für sich allein schon ausschlaggebend ist. In diesem Kampfe standen wir allein; weder während des Krieges noch bei den Friedensverhandlungen bot sich uns eine Freundeshand, nur Frankreich zeigte uns damals Sympathie, allerdings nur eine platonische, aber doch immerhin eine Sympathie.

Alles läßt vermuten, daß die geheimen Verträge, wenn solche überhaupt bestanden, bereits 1898 verfallen waren.

Wiederum wirft die Lage Europas in jener Zeit Licht auf das, was in der Dunkelheit der Kanzleien vorging. Die Handelsverträge mit den drei Nationen des Dreibundes scheiterten im spanischen Parlament, und dies durchkreuzte die Absichten des Deutschen Kaisers, der, um die Zustimmung des Reichstags zu erlangen, das ganze Gewicht seines großen persönlichen Einflusses in die Wagschale geworfen hatte; anderseits waren die Beziehungen Italiens und Frankreichs beträchtlich besser geworden, während die Englands zu Frankreich sich zu verschlechtern anfingen; endlich begann die französisch-russische Allianz der Isolierung der Republik ein Ziel zu setzen. So wurden persönliche Verstimmungen, Fehler unsers Parlaments und unsrer Regierungen, europäische Kombinationen, die, ohne unser Verschulden und unser Zutun, die Bedeutung Spaniens in der diplomatischen Strategie der Welt abschwächten, und bisweilen auch Unvorsichtigkeiten unsrer Staatsmänner die bestimmenden Ursachen unsrer Isolierung gerade in dem Augenblick, wo wir auswärtige Freunde am nötigsten gebraucht hätten.

Auf unsre Haltung während dieser Jahre internationaler Aktivität läßt sich der erste der drei oben formulierten Einwürfe gegen die früheren Fälle eines Einvernehmens mit Frankreich und England beziehen, aber nicht die beiden andern. Das Band, das wir damals anknüpften, war ein rein diplomatisches und daher nur lockeres, aber wenn damals keine Uebereinstimmung zwischen den von der Regierung geschlossenen Verträgen (falls tatsächlich solche bestanden) und den Sympathien und Gefühlen des Volkes bestand (vielleicht weil dieses von dem Vorhandensein des Vertrags nichts wußte), so muß man dafür gerechterweise anerkennen, daß, wenn wir diese „Entente" eingingen, es durch eine völlig freie Entschließung der Bevollmächtigten der Nation und nicht, wie früher, unter dem beengenden Zwang der Verhältnisse geschah. Ebensowenig wird sich unter

jener Voraussetzung unsre Stellung als künstlich oder befremdend bezeichnen lassen. Da Spanien mehr als jede andre europäische Macht ein Interesse an der Aufrechterhaltung des Status quo im ganzen Mittelländischen Meer, besonders aber in Marokko hat, ist es nur logisch, daß es die Freundschaft der Nationen suchte, die am leichtesten dafür garantieren konnten; die Isolierung Frankreichs und die Herzlichkeit der Beziehungen zwischen Italien und England bezeichneten den Weg, den die spanischen Staatsmänner den erwähnten Gerüchten zufolge einschlugen. Kaum aber waren die ersten Folgen des kolonialen Zusammenbruchs verwunden, so fing für Spanien mit dem zwanzigsten Jahrhundert eine neue internationale Aera an.

*

Im Herbst 1898 brachte der Zwischenfall von Faschoda (dessen ungeheure Tragweite für die zeitgenössische Geschichte noch nicht genügend gewürdigt worden ist) den Frieden Europas in große Gefahr. Kitchener und Marchand am oberen Nil waren nicht bloß zwei rivalisierende Pioniere wissenschaftlicher Forschung oder die Vertreter zweier großer Nationen, die sich Auge in Auge gegenüberstanden — sie waren die Verkörperung zweier entgegengesetzter gigantischer Bestrebungen, zweier schon jahrelang gehegter Träume: des afrikanischen Reiches von Großbritannien, das sich von Kairo bis zum Kap erstrecken sollte, und des französischen Reiches in Zentralafrika, dessen Grenzen der Atlantische Ozean und das Rote Meer sein sollten.

Das war für Deutschland ein bedeutungsvoller Augenblick. Wenn Deutschland, dessen aufrichtige Friedensliebe nicht nur bei dieser, sondern bei vielen andern Gelegenheiten zutage trat, die im höchsten Grade lebhafte Erregung des französischen Volkes und der französischen Blätter gegen England (das England der „splendid isolation“) angefacht hätte, so hätte ein blutiger europäischer Krieg über die Zukunft Afrikas entschieden. Aber es geschah nichts dergleichen. Das Opfer Deutschlands auf dem Altar der Ruhe Europas ist um so verdienstlicher, als in Faschoda alle diplomatischen Wechselfälle der letzten Jahre im Keime enthalten waren.

Frankreich und England hatten kein wichtiges Streitobjekt mehr in Amerika; ein geringes Maß von friedfertiger Gesinnung genügte, um ihre Differenzen in Asien zu schlichten; der afrikanische Streit dagegen, der in Faschoda zum Austrag kam, erstreckte sich auf Aegypten und Marokko, das Mittelmeer und den Senegal, und mit der Entscheidung dieses Streites blieb die Teilung Afrikas eine Tatsache; alle diese ernsten Fragen waren damit im voraus entschieden und Frankreich und England völlig ausgesöhnt. Die Macht der tatsächlichen Verhältnisse ist so unwiderstehlich, daß trotz des heftigen antienglischen Feldzuges der französischen Presse während des Transvaalkrieges, trotz der außerordentlichen Aufmerksamkeiten, die Deutschland in diesen Jahren für die Republik hatte, trotz der Anstrengungen, die Herr Delcassé in den Jahren 1901 und 1902 machte, Italien und Spanien an sich zu ziehen und von England zu entfernen, dieser Minister

plötzlich seine Politik änderte und im April 1904 das berühmte englisch-französische Abkommen unterzeichnete — der definitive Abschluß einer jahrhundertelangen kolonialen Nebenbuhlerschaft in drei Erdteilen.

Noch vor 1904 hatten Frankreich und Italien zuerst wirtschaftlichen Frieden, dann das Einvernehmen und später politische Freundschaft geschlossen, in einer Zeit, da Spanien, im Begriff, sich von seiner schweren Krise jenseits des Meeres zu erholen, wieder in das europäische Konzert eintrat. Für uns hatten sich die internationalen Fragen durch den Verlust unsrer Besitzungen in Amerika und Ozeanien außerordentlich vereinfacht; wir hatten nur noch mögliche Konflikte im Mittelmeer und Erschütterungen des marokkanischen Status quo zu befürchten. Beide wurden durch die Konvention vom April 1904 ferngehalten und beinahe unmöglich gemacht. Dieselben Gründe, die uns von 1886 bis 1897 dem Dreibund und England näherbrachten, ferner die Anziehungskraft der großen Massen, die uns 1834 wie 1858 zu unsern Nachbarn drängte, wirkten im Jahre 1904, und das Resultat war das französisch-spanische Abkommen vom Oktober, die Ergänzung des englisch-französischen Vertrags vom April gleichen Jahres. Großbritannien gab seine Interessen an den Ereignissen von Marokko auf; Frankreich, durch Algerien Nachbar des marokkanischen Reiches, und Spanien, das es durch seine Besitzungen an der afrikanischen Küste ist, nahmen zusammen die Wiederherstellung dieses zerfallenen Landes in die Hand, indem sie sich verpflichteten, die Souveränität des Sultans und die durch andre Nationen erworbenen Rechte zu respektieren.

Ein Jahr verging. Deutschland, das mit Unruhe das politische Vorgehen der Mittelmeermächte mit ansah, versuchte es zuerst in Tanger und dann in Algeciras zu erschüttern, doch gelang es ihm weder in Afrika noch in Europa. Der kühne Schachzug der Leiter der deutschen Politik macht jedoch ihrer außerordentlichen Einsicht Ehre, und wenn nicht die Tatsachen mächtiger als Könige und Kaiser gewesen wären, so würde der Erfolg unfehlbar die Bemühungen gekrönt haben, zu denen sie ihr glühender Patriotismus antrieb. Die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts zeigt uns, wie wir schon gesehen haben, daß bei allen Gelegenheiten, bei denen während dieses Jahrhunderts Spanien und Frankreich sich England näherten, Großbritannien, nachdem es das Ziel erreicht hatte, das es durch das Einvernehmen erreichen wollte, die erste Gelegenheit benutzte, die andern beiden Mächte im Stich zu lassen. Nicht umsonst nannten es zwei oder drei französische und spanische Generationen mit dem Groll des Getäuschten das „perfide Albion“. Wenn die englisch-französisch-spanische „Entente“ vorübergehende Vorteile oder böse Absichten unter dem Deckmantel der Freundschaft zur Grundlage gehabt hätte, so würden England, das bei dem Abkommen vom April, und Spanien, das durch den Vertrag vom Oktober von der Republik schon alles erlangt hatte, was sie zu verlangen, ja selbst zu hoffen berechtigt waren, die Drohungen oder die Schmeicheleien Deutschlands benutzt haben, um Frankreich einige Tage nach der Schlacht von Mukden oder einige Monate nach dem Friedensschluß von Portsmouth im Stich zu lassen.

Aber wie es kein Bündnis gibt, das dem Gegensatz der Interessen widersteht, ebensowenig kann man sich über die Solidarität der Interessen hinwegsetzen, deshalb blieben England und Spanien unerschütterlich, treu ihrem Schwur, trotz der bedeutenden Anstrengungen, die gemacht wurden, um sie zu trennen, und über die das kürzlich veröffentlichte ausgezeichnete Werk des Herrn Tardieu Genaues berichtet.

Es war berechtigt und sogar lobenswert, daß Deutschland, das seine mögliche Isolierung voraussah, diese nicht durch gewaltsame Mittel, sondern durch diejenigen, die es in Tanger und Algeciras anwandte, zu vermeiden suchte, aber es lief Gefahr, die Kräfte, die es trennen wollte, durch seinen Angriff zu verstärken, indem sie sich zur Verteidigung fester zusammenschlossen, und dies ist denn auch das Resultat gewesen. Und vielleicht käme dazu noch ein andres, bedeutungsvolleres, wenn die wiederholt in der europäischen Presse aufgestellte Behauptung richtig wäre, daß Italien sich an den Block der westlichen Mächte angeschlossen hätte in Hinsicht auf alles, was sich auf das Mittelmeer bezieht, weil auf diese Art von Fragen der Dreibund keine Anwendung findet, eine Hypothese, die durch die Zusammenkunft von Gaëta eine Stütze erhalten hat.

*

Die ganze deutsche Presse, besonders die offiziöse, behandelt seit Algeciras unsre Regierungen und Spanien im allgemeinen mit der größten Schärfe, und dieses notorisch ungerechte Verhalten kann am Ende die herzlichen Beziehungen, die zwischen den beiden Ländern bestehen, schädigen. Die Stammesverwandtschaft hat unsre Bande mit allen lateinischen Nationen enger gezogen, die Nachbarschaft hat unsre Beziehungen zu England erweitert, aber das hinderte nicht, daß Deutschland in unserm Vaterlande viele aufrichtige Freunde hatte; Spanien ist außerdem ein gutes Absatzgebiet für die deutschen Erzeugnisse, und sehr zahlreich sind die jungen Leute der gegenwärtig studierenden Generation, die ihren professionellen Titel in Deutschland erworben oder ihre Erziehung in den Hauptstädten des Reiches vollendet haben. Es wäre widersinnig, die beiderseitigen Vorteile dieser Beziehungen verschiedener Art zu leugnen; aber es wäre auch ein offenbarer Irrtum, diese Beziehungen für so notwendig zu halten, wie diejenigen sind, die wir mit England und Frankreich unterhalten.

In der Politik haben Spanien und Deutschland wirklich kein solidarisches Interesse (außer dem allgemeinen des Friedens), nicht weil die der beiden Nationen im Gegensatz zueinander ständen, sondern weil sie nicht gemeinsamer Art sind.

Wenn die englisch-französische „Entente cordiale“ einen aggressiven Charakter hätte, indem sie die Mittelmeermächte wie Spanien und Italien beiseite setzte, wenn die englisch-japanische und die französisch-russische Allianz eine Drohung für den Weltfrieden bedeuteten, wenn es nicht notorisch wäre, daß, falls England, Frankreich, Portugal, Spanien, Italien, Japan und Rußland sich einigten, ein europäischer Krieg unmöglich würde, so hätten unsre Staatsmänner

vielleicht geschwankt, trotz der Entschiedenheit, mit der die Volkssympathien der internationalen spanischen Politik den Weg wiesen. Wenn bei den Ereignissen von Marokko England oder Frankreich unsre Rechte verkannt hätten, die sich aus unsern Interessen ergeben, oder wenn sie in dem Wirrwarr von Algeciras Spanien im Stich gelassen hätten, statt, wie sie es taten, die gewissenhafteste Loyalität gegen uns zu beobachten, so wäre das Schwanken noch gerechtfertigt gewesen. Da aber allein Friedensliebe das Abkommen vom April 1904, das vom Oktober desselben Jahres und die offene Annäherung der West- und Mittelmeermächte herbeigeführt hat, da Frankreich und Spanien in Algeciras ihre Uneigennützigkeit, ihre Duldsamkeit und den im höchsten Grade verträglichen Geist, der sie beseelte, bewiesen haben, indem sie auf alle berechtigten Forderungen Deutschlands eingingen, so ließe sich diese nervöse Aufregung, diese unfreundliche Haltung der deutschen Presse gegen unser Land nur erklären, wenn es erlaubt wäre, anzunehmen, daß sie, beeinflußt durch die ebenso kleine wie exaltierte Gruppe der Alldeutschen, bedauert, daß die Teilung der Welt schon vollzogen ist, und verlangt, daß Deutschland eines Tages die europäische Ruhe stört. Da die Worte und die Handlungen des Oberhauptes des Deutschen Reiches, dessen edle Aufrichtigkeit nur von Blinden bezweifelt werden kann, diese Annahme ausschließen, so läßt alles vermuten und hoffen, daß die Haltung der offiziösen Presse zufällig und vorübergehend ist.

Spanien fühlt sich noch nicht stark genug, um Bündnisse, aber unabhängig genug, um Freundschaften zu schließen. Viele imaginäre Fehler, sehr zahlreiche Irrtümer, die noch unter der Bezeichnung „Cosas de España" durch die Welt gehen, sind tatsächlich in die Geschichte eingedrungen. Es ist nicht mehr wie ehemals Brauch in unserm Lande, daß jeder Regierungswechsel von der Absetzung der Staatsbeamten vom höchsten bis zum niedrigsten begleitet ist; heute wechseln nur die Inhaber der reinpolitischen Aemter, wie dies in Italien und England der Fall ist. Man kann nicht mehr wie früher behaupten, daß die Vertreter des Landes im Parlament ihre Einsetzung ausschließlich dem Willen der Minister verdanken; es ist unleugbar, daß es noch Gegenden gibt, die den offiziellen Weisungen gefügig sind, denn schlechte Gewohnheiten lassen sich nicht in kurzer Zeit ausrotten, aber in den einigermaßen bedeutenden Städten ist der Kampf ebenso ernsthaft, wie er es in Frankreich sein kann, und wir haben erst kürzlich gesehen, wie ausgedehnte Gebiete die der Regierung genehme Kandidatur vollständig ablehnten. Schon ist die Tradition unterbrochen, daß jeder durchgreifende Kabinettswechsel die Auflösung der Cortes zur Folge hat, schon mehr als einmal ist es vorgekommen, daß das Parlament Kabinette, die über seinen Kopf hinweg gebildet worden waren, ohne weiteres gestürzt hat.

Ebenso wie die politischen Sitten entwickeln sich in Spanien alle Zweige der nationalen Tätigkeit; der spanische Ackerbau vervollkommnet sich durch die Anwendung von Maschinen und Kunstdünger, die dank den großen Niveauunterschieden in unserm Lande reichlich vorhandenen Wasserkräfte werden nutzbar gemacht, und immer mehr wird der unerschöpfliche Vorrat an Naturkräften

offenbar, den unser Land noch besitzt. Die Fortschritte Spaniens von 1900 bis heute sind weit bedeutender als diejenigen, die in den letzten fünfundzwanzig Jahren des neunzehnten Jahrhunderts gemacht wurden.

Der Ausdruck dieses nationalen Aufschwungs, der erst angefangen hat, aber schon bedeutend ist, ist der Stand unsers Finanzwesens, das bis vor wenigen Jahren noch an der Tradition der phantastischen Budgets mit anfänglichen großen Ueberschüssen, die sich nachher in enorme Defizits verwandelten, festhielt. Trotz unsrer kostspieligen Kolonialkriege haben die spanischen Finanzen heute einen nie gekannten günstigen Stand erreicht.

Nachstehend einige Zahlen:

Jahr:	Budgetabschluß:	
1890/91	— 76 768 323	Pesetas
1895/96	— 37 425 879	„
1898/99	— 14 629 619	„
1900	+ 88 523 015	„
1901	+ 36 575 300	„
1902	+ 47 061 042	„
1903	+ 22 478 726	„
1904	+ 54 209 123	„
1905	+ 66 129 144	„
1906	+ 101 554 193	„

Angesichts solcher Ueberschüsse, mit denen für die dringendsten Erfordernisse unsrer Reorganisation gesorgt werden kann, ist es nicht erstaunlich, daß das Problem unsrer Landes- und Küstenverteidigung im Vordergrund steht und zu den Hauptaufgaben der jetzigen konservativen Regierung gehört, aber weder dieses Ministerium noch irgendeines der ihm vorhergegangenen noch irgendein vernünftiger Spanier hat jemals daran gedacht, daß die Land- und Seeverteidigungsmittel, über die wir bald verfügen werden, für irgendein aggressives Vorgehen bestimmt wären, das von Spanien begonnen würde. In diesen Zeiten ansteckender imperialistischer Bestrebungen ist niemand in unserm Vaterlande, der von einem „größeren Spanien" träumen würde, wiewohl diejenigen unzählbar sind, die ein „besseres Spanien" ersehnen.

Das „bessere Spanien" hat in seinem Gesichtskreis zwei große und edle auswärtige Missionen: die erste besteht darin, soweit seine Kräfte es erlauben, den politischen Status quo im Mittelmeer aufrechtzuerhalten; nichts andres als die Erfüllung dieser Mission bedeuten: das französisch-spanische Abkommen von 1901, die Haltung unsrer Vertreter in Algeciras und die Zusammenkunft von Cartagena. Die andre Mission, die uns zufällt, ist die, eines Tages mit Italien, Portugal und England als Band zwischen Europa und Amerika zu dienen. In diesem von uns entdeckten und zum großen Teil von uns bevölkerten Amerika gehört uns keine Handbreit Erde mehr; aber für die Millionen Hispanoamerikaner, die in seinen Republiken leben, ist Spanien das Mutter-

land und wird es immer bleiben; deshalb ist die Hoffnung berechtigt, daß im Lauf der Jahre unsre Beziehungen sich vermehren und enger werden.

Das „bessere Spanien“ wird die allgemeine Achtung genießen, nicht weil es groß gewesen ist, sondern weil es verstanden hat, sein Unglück mit Würde zu tragen.

Madrid, Mai 1907.

Deutschland und Spanien

Von

M. von Brandt

Der vorstehende Aufsatz des Herrn Gabriel Maura Gamazo über die Lage der auswärtigen spanischen Politik, der sich als zweiter Teil an eine bereits in der Juni-Nummer der „Deutschen Revue“ veröffentlichte, im wesentlichen historische Einleitung anschließt, gibt im großen und ganzen eine Erläuterung der von Spanien aus Anlaß und im Anschluß an seine Beziehungen und Interessen in Marokko befolgten, nach langen Schwankungen in einer Verständigung mit Frankreich und England auslaufenden Politik und klingt in einer Klage über die Haltung der deutschen Presse, besonders deren Geringschätzung Spanien gegenüber, aus. Da der Verfasser selbst erklärt, daß die Worte und Handlungen des Oberhauptes des Deutschen Reiches der Annahme, daß die Presse im ungünstigen Sinne beeinflußt sei, widersprächen, könnte es vielleicht überflüssig erscheinen, auf die Aeußerungen des Sohnes des augenblicklichen Ministerpräsidenten Spaniens näher einzugehen, wenn dieselben nicht gerade in die Zeit des Versuches einer Verständigung zwischen der deutschen und englischen Presse fielen und so auch eine Aussprache Spanien gegenüber zeitgemäß erscheinen ließen. Daß durch Zeitungen und Journalisten viel Unheil angestiftet worden ist und noch mehr angestiftet werden kann, ist allbekannt, es heißt aber den deutschen Zeitungen eine ganz falsche Bedeutung beilegen, wenn man jedem Artikel einer solchen, die manchmal zu offiziösen Mitteilungen benutzt wird, einen solchen Ursprung und Charakter beilegen will. Die deutsche Presse unterscheidet sich dadurch von der andrer Länder, daß es wohl Parteiorgane, aber nur sehr wenige, wenn überhaupt, Blätter gibt, die als Sprachrohre für einzelne Politiker dienen. Wir haben auch in Deutschland keine Parteiregierung im Sinne der andrer Länder, und die offiziösen Mitteilungen der Regierung gehen je nach den Umständen und Bedürfnissen an Blätter verschiedener Farben und Verbreitung, ohne daß diesen Blättern dadurch als solchen ein offiziöser Charakter verliehen würde. Häufig handelt es sich dabei um ganz persönliche Einflüsse. Journalisten, die verstanden haben, durch Takt und Diskretion das Vertrauen der leitenden Persönlichkeiten zu erwerben, erhalten, auch wenn sie der Regierung ferner

stehenden Blättern angehören, oft Mitteilungen, die den Vertretern politisch näher stehender Zeitungen vorenthalten bleiben. Der Verfasser wird also wohltun, aus seinen Beschwerden die offiziöse Presse auszuschalten. Daß die deutsche Presse in den letzten Jahren Spanien nicht übermäßig freundlich gegenübergestanden hat, ist richtig, aber darüber kann er sich, wenn er die Verhältnisse vorurteilsfrei ansehen will, kaum wundern. Vielleicht tragen die nachstehenden Bemerkungen zu einer richtigeren Beurteilung der deutschen Auffassung spanischer Verhältnisse bei.

Ueber die Ursachen des Niedergangs Spaniens ist man sich in Deutschland, wenige reaktionäre und ultramontane Kreise ausgenommen, vollständig klar. Man schreibt denselben in erster Linie dem religiösen Fanatismus zu, der, ein Ergebnis und ein Ueberbleibsel der Kämpfe gegen die Mauren, besonders unter und seit Philipp II. Spaniens Kräfte in fruchtlosen Kämpfen aufgezehrt hat. Später ist Spanien, ähnlich wie Deutschland, wenn auch in geringerem Maße, der Schauplatz von Kämpfen gewesen, die Fremde, hauptsächlich Franzosen und Engländer, in Verfolgung ihrer eignen Interessen auf seinem Boden ausgefochten haben. An diesen Kämpfen ist das alte Deutsche Reich nur insofern beteiligt gewesen, als es an den Kriegen gegen Frankreich teilgenommen gehabt hat. Aber auch die Päpste standen damals auf der Seite von Spaniens Gegnern. Zwischen dem neuen Deutschen Reich und Spanien sind die Beziehungen immer der freundlichsten Art gewesen, und wenn sich in der Frage des Besitzes der Karolinen eine Mißstimmung ergeben, ist dieselbe auf dem Wege des Schiedsspruchs schnell erledigt worden. Selbst wo Deutschland vielleicht Grund zur Unzufriedenheit gehabt hätte wie nach 1870, hat man von seiner Seite alles vermieden, was dem von inneren Streitigkeiten zerrissenen Lande Schwierigkeiten bereiten könnte. Vielleicht läßt sich Herr Gabriel Maura einmal erzählen, welchen Einfluß die Errichtung eines deutschen Konsulats in Bayonne unter dem späteren Generalkonsul in Barcelona, Lindau, auf das Aufhören der karlistischen Umtriebe in den französischen Grenzgebieten gehabt hat, und wenn er wissen will, mit welcher wahren Rücksichtsnahme Spanien seitens Deutschlands auch in späteren Zeiten behandelt worden ist, empfehlen wir ihm die Lektüre einzelner Teile der Hohenloheschen Denkwürdigkeiten. Er findet in denselben unter dem 29. Oktober 1883 (II, 344) folgende Bemerkung: „Um $^{1}/_{2}5$ Uhr war ich zum Kaiser (Wilhelm I.) bestellt. Er erzählte allerlei von Homburg, rühmte den König von Spanien, sagte, das Telegramm, das die Zeitungen gebracht haben, in dem er gesagt haben sollte, er wisse wohl, daß die Insulte (in Paris) eigentlich Deutschland gelte, sei erfunden. Der König von Spanien habe ihm erklärt, er werde mit Deutschland gehen, wenn Frankreich mit uns Krieg führe, worauf ihm der Kaiser gesagt habe, er sei noch jung und rasch, er möge sich das wohl überlegen. Wir würden auch mit einer wohlwollenden Neutralität zufrieden sein." Und wenige Tage vorher, am 27. Oktober, schreibt Fürst Hohenlohe über die Reise des Kronprinzen (späteren Kaisers Friedrich III.) nach Spanien, daß derselbe gewünscht habe, den Staatssekretär Grafen Hatzfeld

(der früher Gesandter in Madrid gewesen) mitzunehmen, was der Kanzler nicht zugegeben und gesagt habe: „Wie man nur einen solchen Gedanken fassen könne! Da würde es gleich heißen, daß wir so desperate Dinge in Madrid zu verhandeln haben, daß durchaus der Minister des Aeußern mit dabei sein muß!"

Spaniens großer Minister Canovas del Castillo wußte wohl, was er an Deutschland hatte und warum er 1880 die Konferenz nach Madrid berief, deren Beschlüsse ihm die Sicherheit gewährten, daß Spaniens Rechte und Interessen in Marokko unter dem Schutze Europas stünden. Deutschland hat nicht an den dort getroffenen Abmachungen gerüttelt, sondern die Versuche, dieselben durch andre zu ersetzen, bei denen zugunsten von zwei oder drei Mächten die allgemeinen Vereinbarungen beiseite gesetzt werden sollten, sind von andrer Seite ausgegangen. Und zwar nicht erst im Jahre 1904. Schon vorher hatten Verhandlungen zwischen Spanien und Frankreich über eine Aufteilung Marokkos unter den beiden Mächten stattgefunden, denen man in Madrid Folge zu geben zögerte, da man einen Einspruch Englands fürchtete. Später hat man geglaubt, den Weg dazu in der Verständigung Frankreichs mit England und Spaniens mit Frankreich über den Kopf der andern Mächte hinweg zu finden; mit welchem Erfolge wird die Zukunft zeigen. Das Abkommen von Madrid gab Spanien die Sicherheit, den Status quo im Hinterlande von Marokko erhalten zu sehen, was Herr Gabriel Maura als das Ziel der spanischen Politik bezeichnet; ob diese Sicherheit durch die Akte von Algeciras sehr verstärkt worden ist, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls stimmen, wenn Herr G. Maura diese Ziele richtig dargestellt hat, dieselben mit denen der deutschen Politik dahin überein, daß beide in Marokko die Aufrechterhaltung des politischen Status quo und der offenen Tür für alle Handels- und industriellen Unternehmungen anstreben. In dieser Beziehung würden also keine Unstimmigkeiten zu erwarten sein, solange Spanien seinem Programm treu bleibt. Was die Beziehungen Spaniens zu England und Frankreich anbetrifft, so kann Deutschland es nur mit Freuden begrüßen, wenn die Eifersucht dieser beiden Mächte über ihre gegenseitigen Beziehungen zu Spanien vernünftigeren Erwägungen Platz gemacht hat. Jedenfalls ist es als ein günstiges Symptom anzusehen, daß die Frage der Vermählung Seiner Majestät des Königs Alfons XIII. nicht zu Schwierigkeiten wie die Veranlassung gegeben hat, welche bei Gelegenheit der im diplomatischen Sinne berüchtigten spanischen Heiraten beinahe zum Kriege zwischen Frankreich und England geführt hätten. Spaniens und allein Spaniens Sache wird es sein, darüber zu wachen, daß sich aus dem freundschaftlichen Verhältnis zu England und Frankreich keine Zerwürfnisse ergeben, und es kann bei einem günstigen Erfolge seiner Politik nach dieser Richtung hin auf die Zustimmung und den Beifall Deutschlands rechnen. Auch die wirtschaftliche Erstarkung Spaniens wird Deutschland mit Freuden begrüßen; ob dieselbe durch eine stärkere Betonung seiner Großmachtsstellung und die davon unzertrennlichen Ausgaben für Heer und Flotte wesentlich gefördert werden wird, hat allein Spanien zu entscheiden; Kritiken über mit Bezug auf Schiffsbauten u. s. w. in die Oeffentlich-

keit gedrungenen Gerüchte seitens der deutschen Presse sind wohl mehr dem Interesse gerade an der wirtschaftlichen Entwicklung Spaniens als dem Wunsch zuzuschreiben, dadurch in irgendeiner Weise auf die internationalen Beziehungen Spaniens einzuwirken. Daß Spanien auch bei sehr erheblichen Anstrengungen auf lange Zeit hinaus weder der englischen noch auch der französischen Flotte ebenbürtig entgegentreten könnte, liegt auf der Hand, und das System der Allianzen für Kriegsfälle ist Spanien in der Vergangenheit so schlecht bekommen, daß es wohl kaum ein Interesse an dem Versuch haben dürfte, dasselbe für die Zukunft wieder aufleben zu lassen. Aber das ist schließlich auch seine Sache und es braucht sich über die Kritiken eines Teils der deutschen Presse, über die sich der Verfasser des besprochenen Aufsatzes beschweren zu müssen glaubt, keine Sorgen zu machen. Zeitungskritiken haben das Gute, daß sie nicht zu dem Geschriebenen gehören, von denen das Sprichwort sagt, daß es bleibt. Spanien kann im Gegenteil für alle Maßregeln, die bestimmt sind, seine Lage nach einer oder der andern Seite hin zu verbessern, auf die verständnisvolle Sympathie Deutschlands rechnen, insofern natürlich, als diese Maßregeln nicht die deutschen Interessen bedrohen. Worin dieselben bestehen, hat erst vor kurzem der Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, Dr. von Mühlberg, bei dem den englischen Journalisten gegebenen Bankett erklärt: in der Aufrechterhaltung der Politik der offenen Tür in Asien wie in Afrika.

Ueber Krankheit und Heilung

Mit besonderer Berücksichtigung der ansteckenden Krankheiten

Von

Professor Emil Ponfick, Geh. Medizinalrat (Breslau)

Manchem wird es vielleicht vermessen erscheinen, im engen Rahmen eines kurzen Aufsatzes Einsicht gewähren zu wollen in ein so weites und vielgestaltiges Gebiet wie das der ansteckenden Krankheiten sowie der Mittel und Wege zu deren Heilung. Aber nicht nur ihre große Bedeutung im öffentlichen wie im Einzelleben ist es, was die Behandlung solchen Themas an weithin hörbarer Stelle rechtfertigt, sondern zugleich der Wunsch, auch Nichtfachleute einen Einblick tun zu lassen in die Gedanken und Ziele, welche die heutige Medizin in erster Linie bewegen: in einer Zeit, wo nicht nur weit hinten in der Mandschurei, in dem glücklich gepriesenen Indien die Pest wütet, sondern wo auch in den Reihen unsrer braven Soldaten in den Steppen Südwestafrikas Typhus, Ruhr und andre Seuchen ihr unheimliches Wesen treiben, wo sogar in unsrer unmittelbaren Nähe schlimme Geister genug am Werke sind. Erinnern wir uns nur, daß auch innerhalb unsers Reiches Genickstarre und Cholera kaum erst zur Ruhe gekommen sind. Und haben wir nicht auf die Erfüllung des allzu kühnen Wunsches

längst Verzicht leisten müssen, andre, vielleicht noch bedenklichere Gäste, wie Scharlach, Unterleibstyphus u. a., je wieder ganz loszuwerden?

Die in allen diesen verschiedenen Richtungen tätigen Bestrebungen und die dabei erzielten Fortschritte konzentrieren sich nicht nur für den Fachmann, sondern für jeden Volksfreund, also für uns alle in der Frage nach Wesen und Ursache der ansteckenden Krankheiten, zugleich aber in der Frage nach den Zielen und Mitteln ihrer Heilung. Suchen wir zunächst die erstere zu beantworten.

Wahrscheinlich wird es manchem seltsam, ja überflüssig vorkommen, wenn da zunächst die Frage aufgeworfen wird nach dem Wesen des Krankseins überhaupt. Und doch sagt uns schon ein flüchtiger Blick auf den Entwicklungsgang der medizinischen Wissenschaft, daß keiner ihrer Grundbegriffe umstrittener gewesen ist, keiner je nach den wechselvollen Anschauungen der Zeit verschiedenere Beantwortung gefunden hat als eben der Begriff der Krankheit.

Wollen wir ihm heute eine Bedeutung unterlegen, würdig des gewaltsamen Umschwunges, der sich während der letzten Jahrzehnte in der Auffassung aller Lebensvorgänge vollzogen hat, ihn also naturwissenschaftlich begründen, so wird es unerläßlich sein, zuvor die Natur des Bodens kurz ins Auge zu fassen, auf dem die Krankheit zum Ausdrucke kommt — des menschlichen Organismus!

*

Obwohl durch Bewußtsein und Willen eine sittliche Einheit, stellt sich dieser unser Organismus dennoch, stofflich betrachtet, als ein Erzeugnis dar, das sich aus einer Fülle kunstvoller Einzelmechanismen zusammensetzt.

Das Suchen nach den treibenden Kräften dieses Leben atmenden, Leben spendenden Geschöpfes, eines wahren Mikrokosmos, ist zwar so alt wie die Medizin, ja die Menschheit. Allein gerade hinsichtlich der entscheidenden Punkte ist es stets ein vergebliches geblieben, solange man wähnte, in das Wesen der menschlichen Organisation eindringen zu können, unabhängig von den Lehren der allgemeinen Naturwissenschaft. Eine neue, wirklich fruchtbare Periode hat erst begonnen seit der Zeit, da wir gelernt haben, die Methoden und Errungenschaften der Physik und Chemie anzuwenden auf die Erscheinungen des ruhenden und tätigen wie — des kranken Tierkörpers.

Allerdings läßt sich das Wesen der in diesem sich abspielenden Vorgänge — eben wegen deren vielfacher Durchschlingung, der wechselseitigen Beeinflussung der mancherlei in einem so verwickelten Mechanismus wirkenden Kräfte — unendlich viel schwerer enträtseln als das Wesen der so viel einfacheren physikalisch-chemischen Prozesse, denen wir in der unbelebten Natur begegnen. Nichtsdestoweniger sind beide ihrem innersten Wesen nach die gleichen.

Seit Robert Mayers und Helmholtzs berühmten Versuchen über die Erhaltung der Kraft wissen wir nämlich, daß auch diejenigen Erscheinungen, die wir Tag für Tag am Menschen, sei's dem gesunden, sei's dem kranken, beobachten, allesamt das Ergebnis bestimmter Bewegungsvorgänge sind, die in dessen

Elementarteilen ablaufen. Ihrerseits entspringen diese Bewegungen in letzter Linie bestimmten Wahlverwandtschaften, die innerhalb des wandelbaren Stoffes unsers Körpers in unaufhörlichem Wechsel nach Geltung ringen. An und für sich selber unterscheiden sich diese Affinitäten indessen in keinem wesentlichen Punkte von denjenigen, die uns die Chemie auf dem Gebiete der unbelebten Natur erschlossen hat.

So mannigfach gegliedert unser Körper nun auch erscheinen mag, in so wechselvolle Formen sich jene Bewegungsvorgänge an den einzelnen Organen auch kleiden mögen — je nach deren Beschaffenheit, Zusammensetzung und Leistungen: im Grundplane ihres Baues stimmen die letzteren dennoch sämtlich miteinander überein. Sind doch alle in letzter Linie aus Millionen kleinster Bausteine, aus Zellen, zusammengesetzt.

Dank den Forschungen von Theodor Schwann und Rudolf Virchow wuchsen diese kleinsten Teilchen plötzlich zum eigentlichen Elemente des Tierkörpers empor. Dieser ist somit einem aus einer unermeßlichen Menge von Zellen gebildeten Staate vergleichbar, in dem nicht nur die einzelnen Provinzen, die Organe, eine ziemlich weitgehende Unabhängigkeit voneinander besitzen, sondern in dem nicht minder deren einzelnen Bestandteilen, eben den Zellen, eine erhebliche Selbständigkeit innewohnt. Denn, gleichsam eine Welt für sich, sind sie nicht bloß fähig — im großen und ganzen zwar insgesamt, aber auch jede gesondert — einerseits zu wachsen, anderseits zu altern und zu sterben. Sondern zugleich wohnt ihnen das Vermögen inne, aus eigner Kraft sich vermehrend, ein neues Geschlecht der gleichen Art zu erzeugen.

Ist es da nicht bloß folgerichtig, wenn Elemente, die mit so mannigfaltigen Lebenseigenschaften ausgerüstet sind, auch zu erkranken vermögen?

In der Tat hat Virchow gezeigt, daß die meisten, wenn nicht alle Krankheiten welcher Art immer mit bald feineren, bald gröberen Abweichungen in dem Gefüge eben dieser Zellen verbunden sind. Je mehr man sich weiterhin überzeugte, daß hier kein zufälliges Nebeneinander im Spiele sei, sondern eine gesetzmäßige Folge von Ursache und Wirkung, war der Schluß unanfechtbar, daß die Störung der gewohnten Leistungen nichts andres sei als das Ergebnis materieller Veränderungen eben jener Elemente, gruppenweise vereinigt zu den großen Zellkomplexen, die wir Organe zu nennen gewohnt sind.

*

Wie gestaltete sich nun die bis dahin überlieferte Lehre von dem Wesen der Krankheit angesichts der neugewonnenen Tatsachen und Anschauungen, im Lichte einer zellularen Auffassung der Pathologie?

Hatte man sich die Krankheit bisher als ein fremdes, gleichsam selbständiges Wesen den Körper befallend vorgestellt, sie eine Zeitlang darin wüten und dann daraus entweichen lassen, so fußte der neue Krankheitsbegriff gerade auf der Einheitlichkeit aller, auch der abnormsten Lebenserscheinungen.

„Die Krankheit," so sagt Virchow bereits 1849, „ist nichts dem Leben

Fremdes, sondern das Leben selbst, das nur — wegen des Wechsels der äußeren Bedingungen — in andrer Form zur Erscheinung kommt." Und über den Unterschied zwischen gesundem und krankem Körper hat er sich in ähnlichem Sinne schon vor fünfzig Jahren folgendermaßen geäußert: „Dieser Unterschied kann nur in der Verschiedenheit der Bedingungen begründet sein, unter denen die Lebensgesetze zur Erscheinung gelangen. Mögen letztere auch noch so sehr abzuweichen scheinen, so sind doch niemals neue Gesetze zur Geltung gekommen, sondern immer nur neue, dem Körper sonst fremde Bedingungen."

Also bloß um eine — meist allerdings recht erschwerende — Veränderung der Bedingungen handelt es sich, so oft wir auch eine Krankheit sich entwickeln sehen.

Diese Aenderung der Bedingungen kann uns nun entweder innerhalb des natürlichen Werdeganges unsers Organismus zustoßen, d. h. bald auf einer Entwicklung beruhen, die irgendwie in unzeitige oder falsche Bahnen gelenkt worden ist, bald umgekehrt auf hohem Alter. Oder sie entstammt — und das ist ein sehr häufiger, zweifellos noch interessanterer Fall — der Außenwelt, den uns umgebenden Einflüssen und Medien. Die Luft, die wir atmen, das Wasser, das wir trinken, die Speisen, besonders die rohen, die wir essen, sie sind — sei es nun durch irgendwelche ungehörige Beimischung, sei es durch das Fehlen irgendwelchen lebenswichtigen Bestandteiles — so wesentlich verändert, daß die Wechselwirkung zwischen ihnen und den zu ihrer Aufnahme dienenden Organen die gewohnte nicht bleiben kann, sondern entsprechende Abweichungen erleiden muß.

Alle noch so verschiedenen Faktoren, die eine solche Eigenschaft besitzen, pflegen wir deshalb kurzweg als Krankheitserreger zusammenzufassen. Unter letzteren unterscheiden wir die unbelebten, die wir schlechthin Gifte nennen, und die belebten, die gerade in den jüngsten beiden Jahrzehnten die Forschung in hervorragendem Maße beschäftigt haben. Eben die letzteren, selbständige, entweder pflanzliche oder tierische Lebewesen, werden mit Recht besonders gefürchtet. Und weil sie auf Kosten des Wirtes vegetieren, in dessen Innerem sie bald vorübergehend, bald auch dauernd hausen, pflegt man sie als Schmarotzer zu bezeichnen.

Zwei einander entgegengesetzte Kräfte also sind es, die bei, eigentlich vor dem Erkranken zusammenstoßen: auf der einen Seite die von außen her zur Geltung gelangenden Schädigungen unsers Körpers, die wir bald als Verletzung, bald als Vergiftung, bald als Ansteckung empfinden; auf der andern Seite die aus Millionen von Zellen aufgebaute Einheit unsers Organismus.

Aus der Wechselwirkung dieser beiden Faktoren entspringt die Krankheit, und zwar um so rascher und heftiger, je mannigfacher und inniger die chemische Verwandtschaft ist, die jenen Schädlichkeiten gegenüber wesentlichen Bestandteilen unsrer Gewebe innewohnt.

*

Unstreitig kann man schon den wissenschaftlichen Gewinn der hieraus erwachsenen Erkenntnis kaum hoch genug anschlagen. Allein zweifellos würde

diese niemals gleich bedeutsame, gleich nachhaltige Wirkungen gezeitigt haben, wenn sie nicht zugleich von so großem Nutzen für jedes praktische Vorgehen gewesen wäre, für die Heilung der Kranken.

Sobald es nämlich klar geworden war, daß an jedem bedrohten Punkte unsers Körpers jedes einzelne Element, d. h. die Gewebszelle, in sich selber Kräfte umschließe der Abwehr sowohl wie der Neugestaltung, daß jede von ihnen allezeit nicht nur befähigt, sondern auch bereit sei, lebhafter zu wachsen, sich reichlicher zu vermehren und dadurch eine Vernichtung oder aber eine weitgehende Ausgleichung der Krankheitsursache zu vermitteln — von dem Augenblicke an war auch die Fruchtbarkeit der neuen Anschauung für die Heilkunde außer Zweifel gestellt. Denn durch den Nachweis, die Zelle sei es, die nicht bloß letzter Angriffspunkt für die Krankheit ist, sondern zugleich Kern- und Ausgangspunkt bald für die Abwehr schädlicher Eindringlinge, bald sogar für weitgehenden Ersatz des Verlorenen, war zum ersten Male Sitz und Ziel der Heilung sowie der dabei treibenden Kräfte klar gekennzeichnet.

Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die meisten Heilungen — natürlich ist hier bloß von einfachen oder inneren Heilungen, nicht den durch blutige Eingriffe des Arztes unterstützten die Rede — durch die eigne, teils anpassende, teils wiederherstellende Kraft des Organismus erzielt werden, daß ein großer Teil der nach Anwendung von Arzneimitteln zu beobachtenden Erfolge lediglich auf verstärkter Anregung, einer Beförderung oder Beschleunigung dieser natürlichen Ausgleichungs- und Abwehrvorgänge beruht, so haben wir gewiß allen Grund, dieser schaffenden und wandelnden Kraft der Zelltätigkeit als dem wahren Hebel der Heilung das größte Gewicht beizumessen.

Für den Naturforscher freilich hat diese unschätzbare Fähigkeit unsers Organismus längst nichts Ueberraschendes mehr. Ist ihm doch aus der Tierwelt eine Menge von Beispielen geläufig und seit Darwins weithin schallendem Weckrufe auch in natürlicherem Sinne gedeutet, als es zuvor in einer halb phantastischen, halb gedankenlosen Periode geschehen war: von Beispielen, die da beweisen, in wie hohem Grade sich der tierische Organismus unter den wechselnden Einflüssen der Umgebung, in des Daseins Kampf und Not umzuformen imstande ist.

In diesem Sinne betrachtet, bringen uns die zahllosen Belege für eine Anpassungs- und Ausgleichungsfähigkeit des kranken Tierkörpers, die nicht selten ans Wunderbare grenzt, lediglich die Nutzanwendung eines allgemeineren Gesetzes, der Eigenschaft unsers Organismus nämlich, drohenden Schaden oder gar dauernden Verlust dadurch von sich fern halten zu können, daß er je nach den gewandelten Bedingungen sich anders einrichtet, in einer aufs mannigfachste abgestuften Weise ihnen sich anschmiegend.

Wie bereits erwähnt, äußert sich nun dieses unser Vermögen in zwei Hauptrichtungen: einmal im Sinne von Verteidigung und Abwehr, sodann aber im Sinne innerer Neugestaltung und Verjüngung.

Die erstere Betätigung kann man negative Heilkraft nennen, während sich die letztere sofort als positive darstellt.

Beschäftigen wir uns zunächst mit der ersteren, mit Verteidigung und Abwehr! Der Hauptsache nach zielt diese auf die schon wiederholt bezeichneten Eindringlinge, pflanzliche oder tierische Schmarotzer, wie sie das Heer der ansteckenden Krankheiten bedingen und begleiten.

Die Fähigkeit zu deren Abwehr ist nun entweder eine dauernde, also angeborene Eigenschaft, bald eine erworbene.

Erstere, d. h. die angeborene, äußert sich in vollkommener Unempfänglichkeit — leider freilich durchaus nicht gegen alle, sondern nur gegen die oder jene ganz bestimmten Feinde. In der Regel kommt sie einer einzelnen Tierart als solcher zu, nur selten und dann wohl bloß in bedingtem Maße einzelnen Personen irgendwelcher Spezies, die sonst notorisch gefährdet ist.[1])

Die Träger solch beneidenswerten Vorzuges werden als „seuchenfest" („immun") bezeichnet. Dem durch das Feuer schreitenden Salamander vergleichbar bleiben sie unangefochten, auch wenn sie mit den von einer bestimmten Seuche befallenen Angehörigen einer andern, vielleicht nahe verwandten Tierart in noch so innige Berührung geraten.

So ist, ungeachtet des engen Verkehrs zwischen unsrer Landbevölkerung und dem Rindvieh, noch niemals eine Uebertragung weder von Lungenseuche des Rindes noch von Rinderpest auf Menschen beobachtet worden. Und doch ist es bekannt genug, wie ebendiese Krankheiten den Tieren benachbarter Herden schon bei flüchtigster Begegnung unweigerlich Verderben und Tod bringen. Der Mensch ist somit seuchenfest gegenüber diesen beiden Infektionen unsrer Haustiere, während er sich doch, gerade infolge des Umganges mit letzteren, oft genug die Keime zu andern Uebeln holt, so zum Beispiel von Milzbrand, Tuberkulose u. a.

Umgekehrt ist noch keine zuverlässige Erfahrung bekannt, wonach Tiere von Unterleibstyphus oder asiatischer Cholera befallen worden wären, in so naher Beziehung sie auch mit derartig erkrankten Menschen gestanden haben mochten. Obwohl man sich also früher in der gemütvollen Behauptung gefallen hatte, daß zum Beispiel Hunde an solchen Leiden ihrer Herren tätigen Anteil nähmen, hat sich dieser Glaube bei genauerer Prüfung doch als irrig herausgestellt. Sogar bei absichtlicher Einführung des Giftes in den Körper der verschiedensten Haustiere, darunter auch des Hundes, hat es noch nicht gelingen wollen, das wohlbekannte Krankheitsbild jener beiden Affektionen hervorzurufen. Kurz, die Haustiere und die meisten andern Tiere, vielleicht sämtliche sind seuchenfest gegenüber Typhus wie indischer Cholera.

Wie verschieden die Empfänglichkeit unter den einzelnen, zum Teil so nahe verwandten Tierarten sei, das lehrt wohl am deutlichsten der Milzbrand. Denn

---

[1]) Die Tatsächlichkeit der letzterwähnten, an sich nicht häufigen dieser beiden Eigenschaften wird von manchen Forschern überhaupt bestritten, indem sie sie vielmehr auf Zufälligkeiten in der Art der wechselseitigen Berührung, der Einwirkungsweise des Infektionsstoffes u. dgl. zurückführen. Mit Rücksicht darauf lasse ich sie hier ganz beiseite.

während Pferde, Rinder und Schafe, aber auch Mäuse und sogar Sperlinge schon durch eine Spur dieses Giftes in heftige Erkrankung versetzt werden und nicht selten daran zugrunde gehen, erträgt eine gewisse Sorte Hämmel, nämlich eine in Algier heimische — jedoch einzig und allein diese —, die größten Portionen davon ohne jeden Schaden, ebenso weiße Ratten und Frösche.

Soweit wir bisher mit Seuchenfestigkeit bekannt geworden sind, hat es sich bei dieser Eigenschaft, deren Vorhandensein ersichtlich nur an der Hand Schritt vor Schritt zu gewinnender Erfahrungen hat festgestellt werden können, um angeborene Immunität gehandelt.

Abgesehen von dieser, begegnen wir indes zuweilen einer andern, sehr merkwürdigen Erscheinung, die bis vor kurzem in geheimnisvolles Dunkel gehüllt geblieben ist. Auf eine nicht anzufechtende Weise überzeugen wir uns nämlich, daß einzelne Menschen unempfänglich sind gegenüber einer Krankheit, die ihre Mitmenschen anerkanntermaßen ansteckt. Eine solche Eigenschaft muß insofern sicherlich überraschen, als sie doch der überwiegenden Mehrzahl der sonstigen Vertreter der gleichen Spezies durchaus mangelt. Offenbar läßt sich also nicht länger daran zweifeln, daß sich die Seuchenfestigkeit auch erwerben läßt im Verlaufe eines Einzellebens, und zwar sogar für solche ansteckende Krankheiten, denen gegenüber der menschliche Organismus an und für sich höchst empfänglich ist.

Wie aus des Thucydides berühmter Schilderung der um 430 in Athen wütenden Pest deutlich hervorgeht, ist das eine alte, bereits dem Vater der Medizin, dem griechischen Arzte Hippokrates, bekannte Erfahrung. „Je mehr sich," so sagt er, „während der Verheerung der Seuche alle Bande der Ordnung wie der Familie gelöst hatten, desto mehr nahmen sich diejenigen, welche die Krankheit bereits überstanden hatten, der Kranken und Sterbenden an, weil sie deren Leiden ja kannten und selber doch in Sicherheit waren. Denn zweimal befiel sie niemanden, wenigstens nicht in tödlicher Weise."

Gleichermaßen wie gegenüber der Pest vermögen wir uns gegenüber den Pocken, dem Typhus und andern ansteckenden Krankheiten gelegentlich die Fähigkeit anzueignen, nicht mehr davon befallen zu werden; allerdings lediglich auf dem keineswegs ungefährlichen Wege, sie selber einmal durchzumachen.

Was lag nun wohl näher als der Wunsch, diese auf Grund rein zufälliger Erfahrung gewonnene Ansicht zu verwerten zu dem Zwecke, unsern Körper gegenüber allen möglichen Fährlichkeiten mit diesem begehrenswerten Freibriefe auszurüsten, ihm künstliche Seuchenfestigkeit zu verleihen!

Mindestens gegenüber einer — allerdings höchst mörderischen — Seuche ist diesem Verlangen schon seit mehr als einem Jahrhundert Genüge geleistet. Gewiß wird jedermann erraten, daß ich damit die Pocken oder Menschenblattern im Auge habe.

Dank der am Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch den englischen Arzt Jenner gemachten Entdeckung von der Schutzkraft der Kuhpockenimpfung, dank ferner deren erfolgreicher Verteidigung inmitten der heftigsten Anfeindungen

hat diese segensreiche Maßregel immer weitere Ausbreitung gewonnen. Heute vollends kennen wir sie nicht bloß bei uns als eine staatlich gewährleistete Wohlfahrtseinrichtung; sondern wir sehen auch, wie sie allmählich Gemeingut aller zivilisierten Völker geworden ist.

Indes erst in neuester Zeit ist der im stillen längst gehegte Wunsch mehr und mehr zur Verwirklichung gediehen, auch für die verschiedensten andern ansteckenden Krankheiten den bei den Blattern so glänzend bewährten Gedanken der Schutzimpfung zur Tat werden zu lassen: so z. B. für die Rinderpest und andre Tierseuchen, vor allem jedoch für die Diphtherie.

Bei dem hierauf gerichteten Bemühen durfte man wohl von der Vermutung ausgehen, daß ebensowohl die angeborene Seuchenfestigkeit wie dieses nicht ohne einiges Wagnis zu erlangende Gefeitsein auf der nämlichen Grundeigenschaft unsers Organismus beruhe, auf seiner Fähigkeit nämlich, den in ihn eingedrungenen Ansteckungsstoff zu vernichten.

Seit nun aber als Träger jenes viel umstrittenen Ansteckungsstoffes, wenigstens für die große Mehrzahl der den Menschen und die höheren Tiere heimsuchenden akuten Krankheiten und sogar für viele chronische, niederste Lebewesen pflanzlicher und tierischer Natur, vor allem Bakterien erkannt worden sind, seit wir also wissen, daß sich jene Unempfänglichkeit hauptsächlich gegenüber den Bakterien bewähren muß: seitdem ist es kaum noch angemessen, sich diesen Antagonismus so zu denken, daß man von bloßer Abwehr spricht. Sicherlich ist es vielmehr weit zutreffender, kurzerhand zu sagen, daß diese Feinde im Innern unsers Körpers wiederum auf ihnen feindselige Kräfte stoßen, von diesen überwunden werden sollen.

Auch für die Krankheit also und deren Heilung auf einem, wie ich nachdrücklichst betonen möchte, natürlichen Wege, kurz, auch für die Pathologie, haben wir allen Anlaß, Heraklits vielzitiertes Wort anzuwenden: „Der Vater aller Dinge ist der Krieg.“ Denn heute bedeutet es wahrlich mehr als ein leeres Spiel mit Worten, mehr als einen geistreichen Vergleich, wenn von einem Kampfe gesprochen wird zwischen den angestammten Bestandteilen unsers Körpers, den Zellen, und den von außen hereingedrungenen Schmarotzern, von einem Widerstreite zwischen menschlichen und pflanzlichen Zellen.

Gerade diese winzigen, vielfach nur mittels der stärksten Vergrößerungen erkennbaren Lebewesen, mit denen wir — eben wegen ihrer Unmerklichkeit, weiten Verbreitung und Ungezähltheit — auf Schritt und Tritt in Berührung kommen, lieben es, sich denjenigen Tierkörper als Ernährer und Brutstätte auszusuchen, der ihren Lebens- und Wachstumsbedingungen am meisten angepaßt ist, sich in ihm einzunisten und auf seine Kosten ein zwar verborgenes, darum aber keineswegs harmloses Dasein zu fristen. Denn vermöge ihrer starken Affinität zu den maßgebendsten Grundstoffen seiner Säfte und Gewebe, mehr noch ihrer Eigenschaft, Substanzen (Toxine) zu bilden und frei werden zu lassen, die für den Stoffwechsel ihres Wirtes ungemein bedrohlich sind, bedingen sie für diesen die ernstesten Gefahren.

Wie nämlich die Forschungen der beiden letzten Jahrzehnte ergeben haben, ist die verderbliche Wirkung dieser fremden Eindringlinge darin begründet, daß die Produkte ihres Stoffwechsels, Eiweißkörper von einer zum Teil hohen Giftigkeit, die Zellen in den verschiedensten Provinzen unsers Zellenstaates schwer schädigen. Vor allem heimgesucht wird dabei, wie leicht verständlich, das Blut: „Blutvergiftung“, nicht minder aber eine ganze Reihe der empfindlicheren Gewebe.

Allerdings bleiben die eignen Zellen des menschlichen Organismus nicht untätig. Teils besitzen sie von Hause aus Bestandteile, die eine schädigende, ja vernichtende Gegenwirkung auszuüben vermögen, sogenannte Schutzstoffe, teils erzeugen sie im Sturm und Drange solch kritischer Stunden, höchstens Tage neue, die, weil als Abwehrstoffe aufzufassen, als „Alexine“ bezeichnet werden.

Das unablässige Ringen um des Daseins Lust und Leid, das wir allüberall in der freien Natur hin und her wogen sehen: hier tritt es uns entgegen in dem engen Rahmen des Einzelorganismus, nicht nur dem Schlachtfelde der beiden Kämpfenden, sondern leider zuweilen auch deren gemeinsamem Grabe.

Gestützt auf unsere bessere Einsicht in die Fülle die Wechselwirkungen sind wir nunmehr auch imstande, Kern und Wesen der Seuchenfestigkeit schärfer zu kennzeichnen, und zwar ist es wohl einleuchtend, daß für deren Studium die Fälle erworbener Immunität am geeignetsten sein werden. Heute also verstehen wir darunter das bald mit auf die Welt gebrachte, bald späterhin erlangte Vermögen unsers Organismus, jene eiweißartigen, von den Bakterien erzeugten Giftstoffe unwirksam zu machen.

*

Zweifellos sind wir jetzt alle darüber einig, daß es gewisse Eigenschaften des lebenden Zellenstaates sein müssen, die einer weiteren Entfaltung jener Keime, einem Umsichgreifen der Krankheitserreger widerstreben. Welche Zellenart ist nun aber Urheber und Sitz der so viel besprochenen Seuchenfestigkeit? Und auf welche Weise verstehen es die fraglichen Zellen, letztere zu erringen? Tun sie das lediglich defensiv oder zugleich in offensivem Vorgehen?

So viele Fragen, so viele Rätsel! Allein heute doch nicht mehr ganz so unergründlich wie Jahrhunderte hindurch, bis zur Aera der Pasteur-Kochschen Entdeckungen.

Eine Zeitlang schien es, als ob die Hauptrolle bei der Verteidigung des angegriffenen Körpers dessen Geweben insgesamt, gleichsam solidarisch, zukäme. Allein deren Betätigung rückte ziemlich rasch wieder in den Hintergrund gegenüber derjenigen gewisser Bestandteile des Blutes, der weißen Blutkörperchen. Indes auch die etwas gar phantastischen Vorstellungen haben erheblich eingeschränkt werden müssen, die man sich von deren Wirksamkeit zuerst gemacht hatte. Sollten sich doch gerade sie höchst offensiv verhalten und — nach echter Reckenart — die einzelnen, zwar winzigen, vermöge ihrer Massenhaftigkeit gleichwohl gefährlichen Eindringlinge in regelrechtem Zweikampfe zu Boden strecken!

Allein auch diese Gegenwirkung der weißen Blutkörperchen erwies sich bei näherer Prüfung nicht als ausreichend, um eine so umfassende Erscheinung, wie die Entgiftung des Gesamtorganismus, befriedigend aufzuklären. Neuere Forschungen haben vielmehr gelehrt, daß in unvergleichlich höherem Maße als den Geweben unsers Körpers, als dem Heißhunger der weißen Blutkörperchen dem Blute als Ganzem die Gabe innewohnt, bestimmte Bakterienarten sei es direkt abzutöten, sei es deren Stoffwechselprodukte zu vernichten, diese mindestens erheblich abzuschwächen.

Zwar hatte Mephistos Wort: „Blut ist ein ganz besonderer Saft" schon für den gesunden Menschen stets von neuem staunenswerte Bekräftigung erfahren, je tiefer man eindrang in seine Zusammensetzung und in die Rolle, die es im Haushalte des tierischen Organismus spielt. Nunmehr aber wuchs die Tragweite jenes Wortes ins ungemessene angesichts der Bedeutung, die man die Blutflüssigkeit für den von Ansteckung Befallenen gewinnen sah. In niegeahnter Weise erfüllte es sich jetzt auch in dieser eigentlichsten Lebensfrage des bedrohten Organismus, heimgesucht von der

„. . . wohlbekannten Schar,
Die strömend sich im Dunstkreis überbreitet,
Dem Menschen tausendfältige Gefahr
Von allen Enden her bereitet."

In der Tat besitzt das menschliche Blut, und zwar nicht so sehr dessen geformte Bestandteile, als gerade der flüssige Anteil gegenüber einer ganzen Reihe der schlimmsten jener Krankheitserreger, so denen des Wundstarrkrampfes, des Milzbrandes, der Diphtherie, des Unterleibstyphus u. a., das wunderbare Vermögen, zunächst deren Lebensfähigkeit herabzusetzen und damit eine weitere Vermehrung sei es durchaus zu verhindern, sei es eine harmlose Höhe nicht überschreiten zu lassen.[1]) Weiterhin vermag es sie bis zu völligem Untergange zu bringen und alsdann den übermächtigen Gesetzen zu überliefern, denen absterbende fremde Körper unterworfen sind, wo immer sie im Innern unsers Organismus auftauchen mögen oder frei werden. Gegenüber den genannten Formen reicht also diese teils vernichtende, teils abschwächende Kraft des Blutes durchaus hin, um dem zuvörderst angesteckten Patienten, falls er nur Sieger bleibt, für alle Zukunft Seuchenfestigkeit zu verleihen.

Versuche an den verschiedensten künstlich angesteckten Tieren haben weiterhin gelehrt, daß auch deren Blut gegenüber so und so vielen andern völlig gesunden die gleiche Wirkung zu entfalten vermag. Denn sobald es andern Tieren, mögen diese noch so empfänglich sein, in solch vorbeugendem Sinne einverleibt wird, in Mengen überdies, deren Geringfügigkeit gerechtes Staunen erweckt, bewährt

[1]) Allerdings kann diese unschätzbare Eigenschaft nur dann zu voller Geltung gelangen, also den Krankheitsverlauf günstig beeinflussen, wenn weder die Zahl der in den Körper geratenen Kleinwesen eine allzu große ist, noch deren Lebenskraft, also Giftigkeit eine allzu heftige.

es nicht minder gegenüber diesen seine immunisierende Fähigkeit. Ein derartiger, gleichfalls als Schutzimpfung aufzufassender Eingriff macht sie, so unbedeutend er an sich scheinen mag, seuchenfest für den Fall, daß sie in späterer Zeit von etwaigen sonst doch so gefährlichen Keimen heimgesucht werden sollten.

Einmal im Besitze solcher am Versuchstiere gewonnenen Erfahrungen war es nur noch ein Schritt, ein in derartiger Weise vorbehandeltes Blut auch für den Menschen als Grundlage und Angelpunkt zu betrachten der unserm Organismus innewohnenden Heilkraft.

Sofort wuchs jetzt die Zuversicht, daß es gelingen werde, mit dem künstlich immun gemachten Blute künstlich angesteckter Tiere, das man deshalb als Heilserum bezeichnete, bedrohte Menschen zu schützen, von der Seuchenfestigkeit einzelner, zufällig in deren Besitz gelangter vorzuschreiten zur Immunisierung von Hunderten und Tausenden. Sogar auf die bereits erfolgte Ansteckung wirkt derartiges Heilserum, wenn es an irgendwelcher Stelle unsrer Körperoberfläche — falls nur nicht allzu spät — eingeimpft wird, noch hemmend zurück: jedenfalls so, daß die sonst zu fürchtenden Krankheitserscheinungen beträchtlich vermindert werden.

So hat sich denn der segensreiche Grundsatz der Schutzimpfung, wie er von Jenner eingeführt worden ist, immer weiter Bahn gebrochen. Aber nicht bloß seine allmähliche Ausdehnung auf eine immer größere Zahl ansteckender Krankheiten ist gesichert, sondern auch eine Vertiefung ist erreicht. Denn wie uns das Beispiel der Diphtherie, des Wundstarrkrampfes, der Hundswut, sodann der Rinderpest u. s. w. lehrt, wohnt diesen modernen Impfstoffen die Fähigkeit inne, ebensowohl heilend zu wirken wie verhütend.

Beredter als alle Worte künden uns also die schon errungenen Erfolge, daß die medizinische Wissenschaft auf dem rechten Wege ist zu dem so lange erstrebten Ziele, durch Verallgemeinern der Schutzimpfung die Wohltat der Seuchenfestigkeit immer weiteren Bevölkerungskreisen zugänglich zu machen.

*

Außer dieser in der Abwehr, günstigenfalls Vernichtung fremder Eindringlinge sich äußernden Fähigkeit unsers Organismus, die ich als negative Heilkraft bezeichnet habe, verfügt er indes noch über eine zweite, wohl noch wertvollere Eigenschaft.

Da diese es ist, die ihm neue Kraftquellen eröffnet, verdient sie positive Heilkraft genannt und ersterer als vielversprechende Ergänzung nicht so sehr gegenübergestellt als angereiht zu werden. Denn im Gegensatze zu der Unmittelbarkeit und Raschheit, welche die auf Verteidigung und Abwehr gerichtete Reaktionsweise des Organismus im großen und ganzen bekundet, ist die auf Ersatz, also Steigerung der eignen Kraftquellen abzielende Gegenwirkung gerade dadurch ausgezeichnet, daß sie sich bei aller Stetigkeit doch nur allmählich entwickelt.

Obschon niemals ruhend, vermag sich demgemäß die positive Heilkraft

gegenüber jenen von außen her eingedrungenen Schädlichkeiten, den Bakterien, Protozoen u. s. w., nur in verhältnismäßig geringem Maße geltend zu machen. Denn enſprechend der Plötzlichkeit der Invasion der kleinen Lebewesen, der Stürmischkeit ihrer Vermehrung erzeugen sie auch einen Zustand, der verblüffend bald einen kritischen Höhepunkt erreicht, um dann entweder in rasche Genesung — oder vielleicht den Tod überzugehen.

Dagegen fällt den wahrhaft schöpferischen Vorgängen, die sich unter dem Einflusse der positiven Heilkraft im Innern des Organismus in aller Stille abspielen, die Hauptrolle zu bei der Unzahl derjenigen inneren Krankheiten, die nicht, mindestens nicht direkt von belebten, also parasitären Ursachen abhängig sind.

Die Erschließung der hierbei zu eröffnenden Kraftquellen geschieht bald so, daß, bereits vorhandene, sonst schlummernde geweckt, bald so, daß wirklich neue geschaffen werden.

Aus der Fülle derjenigen Einrichtungen des menschlichen Körpers, welche geeignet sind, mittels solch neuer Kraftquellen eine sei es drohende, sei es schon eingetretene Schädigung auszugleichen, verdient in erster Linie eine allgemeine Eigenschaft hervorgehoben zu werden.

Schon bei flüchtigem Beobachten kann man sich davon überzeugen, daß unter gewöhnlichen Bedingungen nur ein Bruchteil der in unserem Gesamthaushalte aufgespeicherten Spannkraft in lebendige Kraft umgesetzt wird oder — populärer ausgedrückt —, daß jedes Organ während des Zustandes der Ruhe, ja sogar mäßiger Tätigkeit immer bloß einen Teil derjenigen Arbeit wirklich leistet, deren es fähig ist.

Wissen wir nicht alle, daß weder die Schnelligkeit noch die Stärke, mit der wir gewöhnt sind, unsre Muskeln zu strecken oder zusammenzuziehen, an diejenige Größe heranreicht, die wir an und für sich zu entwickeln vermöchten! Nur solange wir uns von jedem Maximum fern halten — und bloß deshalb —, empfinden wir eine Bewegung als etwas Angenehmes. Eben diese Schonung, das Aufsparen eines Ueberschusses ist das unterscheidende Merkmal zwischen derjenigen Bewegung, die als Erholung, und derjenigen, die als Anstrengung gefühlt wird.

Einen — oft sehr bedeutenden — Bruchteil also der für die Kontraktion verfügbaren Kraft lassen wir gemeiniglich unbenutzt. Er bleibt für Notfälle aufgespart, die den im Turnen und Bergsteigen Geübten allerdings nicht unvorbereitet treffen.

Durch Mangel an Uebung hingegen wird dieser überschüssige Kraftvorrat, wie bekannt, immer kleiner. Der Ungewandte oder Bequeme wird alsdann mit einer Schwerfälligkeit behaftet, die ihm jeden, auch einen, absolut betrachtet, unerheblichen Grad von Muskelzusammenziehung als höchstes Maß von Anspannung empfinden läßt.

Aber auch dem durch Muskelarbeit Gestählten können motorische Aufgaben erwachsen, die ihn außerordentlich angreifen, ja schwächen. Denn ohne weiteres ist auch er nicht imstande, sämtliche Muskeln gleichmäßig zu drillen, noch gar

sie für eine solche Inanspruchnahme geschickt zu machen, wie sie ihnen nur vertretungsweise einmal zugemutet wird.

Ist beispielsweise die Bewegung seines Zwerchfells oder der Zwischenrippenmuskeln erschwert, wie sich das bei entzündlichen Erkrankungen der Lunge oder des Brustfells nicht selten ereignet, so muß die für den Gasaustausch in den Lungen unerläßliche Erweiterung des Brustkorbes von gewissen Halsmuskeln übernommen werden. Allein da diese selbst bei den im Turnen Geübten an eine solche Aufgabe nicht gewöhnt sind, so erweisen sie sich ihr leider keineswegs immer schnell genug gewachsen. So können sie dann einem Mißverhältnisse nicht zeitig genug steuern, durch das mindestens das Atemgeschäft gestört, zuweilen sogar das Leben gefährdet wird.

Die beiden hiermit geschilderten Beispiele ergänzen einander offenbar in aufsteigender Stufenfolge. Im ersteren ist es der nämliche Muskel, den wir sich dadurch zu höherer, vielleicht maximaler Entfaltung aufschwingen sehen, daß er sich einer stärkeren Anspannung als der gewohnten bald glatt und willig, bald träge gehorchend unterzieht. Im zweiten dagegen waren wir Zeugen, wie andre weit abliegende und durch keinerlei Uebung erzogene Muskelgruppen nicht müde werden, die den Einatmungsakt begleitende Erweiterung des Brustkorbes zu bewerkstelligen oder mindestens anzustreben.

Vergegenwärtigen wir uns hierbei zugleich, daß sie hiermit eine Leistung vollbringen, die unter den obwaltenden Umständen die einzige Gewähr bietet für die Fortdauer der Atmung, also des Lebens. Gerade von letzterem Gesichtspunkte aus sind Anregungen und Bestrebungen gewiß durchaus rationell und mit aufrichtiger Zustimmung zu begrüßen, wie die des norwegischen Gymnastikers Karl Müller, der überall, jüngst auch in Deutschland so großes Aufsehen hervorgerufen hat. Die wesentliche Tendenz seiner Uebungen geht dahin, gerade auch solche Muskeln und Muskelgruppen in methodischer Weise zu berücksichtigen, die bei dem modernen Kulturmenschen, insbesondere dem Durchschnittsstädter wenig, manche gar nicht in Anspruch genommen zu werden pflegen und die daher in halbvergessenem Stillleben ein Dolce far niente führen.

Auch von jedem der übrigen Organsysteme unsers Körpers ließe sich leicht dartun, daß es, einer mit halber Dampfspannung arbeitenden Maschine vergleichbar, immer nur mit einem Bruchteile der möglichen Kraftentfaltung tätig ist, während der nicht aufgebrauchte Rest als „latenter Kraftvorrat“ oder sogenannte „Reservekraft“ verfügbar bleibt für Zeiten außerordentlicher Anspannung oder — für den Fall von Krankheit.

So genügt auch der Kreislaufsapparat der ihm gestellten Aufgabe, sämtliche Organe und Gewebe des Körpers fort und fort mit sauerstoffreichem Blute zu versorgen, für gewöhnlich höchstens mit mittlerer Energie. Für das Herz liegt die Kraftquelle in den teils muskulösen, teils nervösen Bestandteilen seiner Wandung, denjenigen Faktoren, von welchen ebensowohl die Ausgiebigkeit seiner Zusammenziehungen abhängig ist wie die Regelmäßigkeit der Schlagfolge.

Das ihm hierdurch zur Verfügung stehende Kapital an motorischer Energie

ist so gewaltig, daß ein gesunder Mensch im Zustande der Ruhe, ja selbst bei mäßiger Bewegung kaum der Hälfte davon bedarf, um die Blutzirkulation in geregeltem Gange zu erhalten.

Eben hierdurch ist das Herz jederzeit fähig, seine Aufgabe auch dann zu erfüllen, wenn wir zu angestrengterer Muskelarbeit übergehen, etwa wie der Schmied beim Hämmern des Ambosses, der Lastträger beim Schleppen seiner schweren Bürde, — oder wenn wir, wie beim Laufen, Bergsteigen u. s. w., zugleich unsre Atmungsorgane in erhöhtem Grade in Tätigkeit versetzen. Auch dann, wenn infolge des vermehrten Sauerstoffverbrauches im Muskelgewebe, wie er von länger dauernder harter Arbeit unzertrennlich ist, die Stromgeschwindigkeit des Blutes zunimmt, also auch die Häufigkeit der Zusammenziehungen des Herzens, selbst dann zeigt sich dieses, wenn nur selber gesund, dem gesteigerten Bedürfnisse nicht minder gewachsen. Das nämliche gilt in der Regel sogar dann, wenn es von einer ihm plötzlich zugemuteten Mehrarbeit überrascht worden ist.

In ähnlicher Weise wirkt die fieberhafte Erhöhung der Körpertemperatur, wie sie die meisten akuten Entzündungen begleitet, auf die Bewegungstätigkeit des Herzens zurück. In der Tat, wer wüßte nicht, daß jede Steigerung der Eigenwärme unweigerlich von vermehrter Frequenz des Pulses begleitet wird.

Das schlagendste Beispiel indes für den Kräfteüberschuß, über den das Herz verfügt, bildet wohl die wahrhaft verblüffende Gleichgültigkeit, die es sogar gegenüber der — allerdings nur experimentell studierten Verengerung der Hauptschlagader [1]) bekundet. Denn keine nennenswerte Steigerung der an letzterer wahrzunehmenden Druckhöhe verrät uns hier etwas von den enormen Hindernissen, die der Herzmuskel nunmehr zu überwinden hat.

Um uns davon zu überzeugen, daß auch das Nervensystem, das doch in so mancher andern Richtung eine Sonderstellung einnimmt, keine Ausnahme macht von der allgemeinen Regel, wonach sich jedes Organ einen latenten Kraftvorrat vorbehält, möge auch an ein ihm entlehntes Beispiel erinnert werden. Freilich ist dabei zugleich das Muskelsystem in Mitleidenschaft gezogen, und zwar in einem Grade, daß die daraus entspringenden Symptome das ganze Krankheitsbild zu beherrschen scheinen.

Das Beispiel, an welches ich anknüpfen will, ist danach angetan, uns die staunenswerte Ausgiebigkeit der Reservekraft vor Augen zu rücken, die in Gehirn und Rückenmark schlummern. Nur diesen beiden Organen ist es, wie bekannt, zu verdanken, daß wir spielend in der Lage sind, den Uebergang aus dem Zustande völliger Ruhe in den lebhaftester Muskeltätigkeit zu vollziehen. Nicht minder sind sie es, die bei den jetzt zu schildernden Kranken die Mittel liefern, um eine durch maßlose Ueberreizung des Rückenmarks ausgelöste motorische Erregung tagelang aufrechtzuerhalten.

---

[1]) Die auf deren angeborener Enge beruhenden Kreislaufsstörungen gehören nicht hierher. Gesellt sich zu ihnen doch schon frühzeitig, teilweise bereits vor der Geburt, eine Dickenzunahme der linken Herzkammer.

Es geschieht das bei jenem schrecklichen Leiden, das als Wundstarrkrampf bekannt ist und — glücklicherweise allerdings nur selten — im Gefolge geringfügiger, kaum beachteter Verletzungen der äußeren Haut entsteht. Das bis vor kurzem durchaus unfaßliche Mißverhältnis zwischen der etwa durch einen kleinen Holzsplitter hervorgerufenen Schürfung an einer Fingerspitze und dem wenige Tage danach ausbrechenden Sturme, der in Gestalt erschütternder allgemeiner Krämpfe die gesamte Körpermuskulatur durchtobt, es ist durch die neuesten Forschungen endlich in befriedigender Weise aufgeklärt.

Diese haben uns nämlich die tatsächliche Begründung der wiederholt ausgesprochenen Vermutung gebracht, daß jener oberflächliche Riß, eben wegen des Widerspruches zwischen seiner Unbedeutendheit und der Heftigkeit der sich daran anschließenden Symptome, mit einer spezifischen Infektion der kleinen Wunde verbunden sein müsse, mit dem Eindringen einer besonders feindseligen Bakterienart in das Innerste unsers Körpers.

Wirklich sind es feinste, schmale Stäbchen, in Gartenerde hausend und somit auch auf manchem Holze, besonders gern faulendem, vegetierend, die durch irgendein Spältchen unsrer Hautdecke in deren tiefere Schichten geraten und von da aus in die anstoßenden Gewebe vordringen. Indem sie sich hier mit blitzartiger Schnelligkeit vermehren, erzeugen sie im Nu ein Gift, das die merkwürdige Eigenschaft besitzt, gerade das doch so fern liegende Nervensystem, insbesondere die Bewegungszentren des in der Tiefe des Wirbelkanals verborgenen Rückenmarks aufs stürmischste zu erregen.

Die Wirkung hiervon äußert sich nur allzubald darin, daß zuerst beschränktere, dann immer ausgedehntere Muskelgruppen von Krämpfen befallen werden, bis schließlich der ganze Körper in immer kürzeren Zwischenräumen von solchen Zuckungen durchschauert wird.

Die Zahl dieser Muskelzusammenziehungen wie die Steigerung ihrer Heftigkeit ist so gewaltig, daß nicht nur aller Kraftvorrat des Muskelsystems dadurch aufgezehrt zu werden droht, sondern daß auch der gesamte Stoffwechsel in die größte Verwirrung und Bedrängnis gerät.

Die allgemeine Erschöpfung, welche nach mehrfacher Wiederholung derartiger Anfälle unausbleiblich ist, wird eine so tiefe, daß sie beinahe ausnahmslos mit dem Tode endigt.

*

Vermöge mannigfach abgestufter Einrichtungen ist unser Körper sonach zwar befähigt, ungeachtet der wechselndsten Ansprüche der Umgebung, die fundamentalen Funktionen ohne Unterbrechung auszuüben. Allein wie uns der Verlauf des Wundstarrkrampfes soeben gelehrt hat, gibt es doch auch hier eine Grenze, jenseits deren es der Anspannung aller Reservekraft, auch dem verzweifeltsten Anpassungsstreben nicht mehr gelingen will, den unabweislichen Anforderungen Genüge zu tun.

Erst von dem Augenblicke an, wo infolge solcher Unzulänglichkeit unsers Organismus ein deutliches Mißverhältnis sichtbar wird, wo sich die Kluft nicht

länger überbrücken läßt einerseits zwischen dem immer zunehmenden Kraftverbrauche, anderseits der dem Körper innewohnenden Fähigkeit, dieser Konsumtion durch Steigerung und Ersatz der Kraftquellen entgegenzuwirken, erst von diesem Augenblicke an spricht auch der Laie von Krankheit.

Zwischen dem einen Extreme, dem Zustande voller, d. h. einwandfreier Gesundheit, und einer so tiefgreifenden Gleichgewichtsstörung, wie zum Beispiel der beim Wundstarrkrampf geschilderten, gibt es nun aber eine Unzahl von Zwischenstufen. In dem von uns verfolgten Gedankengange verdienen gerade sie ganz besondere Aufmerksamkeit. Denn ihrem milderen Charakter gemäß drängen sie keineswegs immer einer akuten Krisis zu. Vielmehr gönnen sie, weil sich die das Gleichgewicht störende Ursache zuweilen nur ganz allmählich entwickelt, dem Körper oft genug die erforderliche Frist, um in aller Stille eine Anpassung anzubahnen. In der Tat, wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: „Zeit gewonnen, alles gewonnen."

Die unerläßliche Wiederherstellung des Gleichgewichts kann nun entweder dadurch erreicht werden, daß die Belastung gemindert wird, die durch den krankmachenden Anlaß hervorgerufen worden ist.

Leider läßt sich hierauf häufig genug gar nicht rechnen.

Oder umgekehrt, die Wiederherstellung geschieht dadurch, daß der Körper, d. h. zunächst das bedrängte Organ, ebensoviel an Kraft hinzugewinnt, wie es befürchten muß, über das gewohnte, ja zulässige Maß hinaus hergeben zu sollen. Eine solche Auflage ist zwar hart; allein mit Hilfe von Ruhe, d. h. „Schonung", und von Ausdauer, d. h. „Geduld", wohl erreichbar.

Wenn sich beispielsweise die Bedingungen zu ändern anfangen, welche die Stetigkeit des Kreislaufes unterhalten, so muß das Herz Anstalten treffen, um — sei es aus seinem vorhandenen Kraftvorrate, sei es durch Eröffnung neuer Kraftquellen — Abhilfe zu schaffen. Sobald also die wesentlichste Voraussetzung jener Stetigkeit, der rhythmische Wechsel von Füllung und Entleerung der Herzhöhlen, nachhaltig auf Hindernisse stößt, sehen wir in dessen Wandung auch schon lebhafte Wachstumsvorgänge einsetzen. Mit je größerem Nachdrucke sich die letzteren geltend machen, um so sicherer gelingt es — nicht selten selbst bei so tiefgreifenden Störungen der Herztätigkeit, wie sie durch Klappenfehler, aber auch durch viele andre Herzaffektionen verursacht werden —, auf Monate und Jahre, mitunter auf Jahrzehnte hinaus einen Zustand dauernder Ausgleichung herzustellen.

Je nach Konstitution und Alter vermag ein solcher dem Patienten ein Wohlbefinden zu verbürgen, das zwar innerhalb seiner vier Wände zuweilen einmal bedroht, ja unterbrochen werden mag, das indes für den Außenstehenden als durchaus ungestört gelten kann.

Kaum minder große Wunder wirkt die Geschmeidigkeit der an der Peripherie des Körpers den Kreislauf vermittelnden Blutgefäße. Das erhellt klar, sobald größere Schlagadern, sonst berufen, weite Bezirke, z. B. eines Armes oder Beines, mit verjüngtem Blute zu versorgen, von der lebendigen Strömung abgesperrt

werden. Wenn sich also, wie das am häufigsten im Gefolge von Stauungen sich ereignet, in den Adern der Hand oder des Fußes eine Gerinnung des Blutes einstellt und allmählich immer weiter ausbreitet, so bedeutet das offenbar nichts geringeres, als daß umfänglichen Zellkomplexen der genannten Gliedmaßen das unentbehrliche Lebenselement vorenthalten wird.

Allein schon innerhalb weniger Stunden fangen die Gefäßbahnen der ganzen Nachbarschaft an, sich zu erweitern, und im Laufe der folgenden Tage, kurzer Wochen dehnen sie sich so sehr aus, daß zuletzt der Querschnitt aller dieser ursprünglich so engen Zweigchen dem Kaliber des verschlossenen Hauptrohres gleichkommt. So fließt denn dem soeben noch von Blutlosigkeit und damit von dem Untergange bedrohten Bezirke alsbald wieder die alte Menge ernährender Säfte zu, jetzt zwar mittels vieler im einzelnen schmaler Rinnsale, insgesamt jedoch so reichlich wie ehemals.

Wie viele sogar der leichteren Verletzungen an den Gliedmaßen würden unweigerlich zu Brand führen, wie viele der schwereren den Verlust eines ganzen Gliedes nach sich ziehen; wie sollte der Chirurg wohl die Unterbindung der Hauptader eines Armes, eines Beines wagen dürfen, wenn uns nicht hier wie dort die berechtigte Zuversicht erfüllte, jederzeit auf eine beinahe sofortige Anpassungsfähigkeit der Seitenäste und -zweige jenes Hauptstammes bauen zu können! —

Unzählige Ausgleichungen ähnlicher Art ließen sich aus dem Gebiete der Herz- wie der Gefäßkrankheiten noch anführen, wo die in den Muskelzellen der Gefäßwand schlummernde Kraftquelle in dauerndem Anwachsen ausgenutzt wird bis zum Doppelten des ursprünglichen Wertes.

Indes auch bei andern muskulösen Hohlorganen, wie dem Magen, dem Darme, der Harnblase, rechnen wir mit nicht minder begründetem Vertrauen auf eine gewichtige Zunahme der Wandelemente. In der Tat, sobald an der Ausfuhrpforte dieser Behälter irgendwelches verengende Moment die Fortbewegung des flüssigen Inhaltes zu hindern droht, wie Narben, Gewächse, Steine u. dgl., dürfen wir auch erwarten, daß durch eine ebenso rasche wie beträchtliche Zunahme des Kontraktionsringes die austreibenden Kräfte eine Verstärkung erfahren. Und nur unter ausnahmsweisen Bedingungen wird sich der Arzt hierin getäuscht sehen.

Aber auch unter den verwickelteren Verhältnissen des Atmungsapparates harren wir nicht vergeblich ähnlicher Aushilfen. Geht ein Teil des Lungengewebes auf dem Wege entzündlicher Verdichtung oder irgendwelcher sonstigen Schädigung für die Atemtätigkeit verloren, so vergrößern sich — mindestens bei jugendlichen, in der Entwicklung noch nicht abgeschlossenen Individuen — die übriggebliebenen Abschnitte und damit die gesamte Atemfläche bis zu einem ansehnlichen Grade. Zugleich paßt sich jedoch der ganze Brustkorb den neuen Bedingungen insofern an, als sich diejenigen Bezirke der Lungen strecken und weiten, die dem gesund gebliebenen Gebiete angehören. Um reichlich die Hälfte kann hierdurch der atemfähige Raum einer Brustseite zunehmen. Auch hier sehen

wir also, wie es der eignen Heilkraft gelingt, vielleicht auf Jahrzehnte hinaus die Beeinträchtigung zu beseitigen, die zunächst zwar nur der Atmung droht, mittelbar aber auch dem Gesamtkreislaufe und dem allgemeinen Stoffwechsel.

Nirgends vielleicht tritt für den Kundigen dieses hilfreiche Ineinandergreifen der verschiedenartigen Systeme und ihrer Mechanismen gleich anschaulich hervor wie bei Verwachsenen und Buckligen. Dem Laien freilich fällt außer dem unschönen Anblick, den deren ganzes Aussehen gewährt, lediglich die Erschwerung auf, die damit nicht bloß für die ganze Körperhaltung, sondern auch für jede einzelne Bewegung dieser Bedauernswerten verbunden ist. In Wirklichkeit haben sie weit mehr mit den Hemmnissen zu kämpfen, die infolge jener Verkrümmung der Wirbelsäule für Herz und Lungen zu überwinden sind.

Für solche Mißgestaltete, denen ja schon der Volksmund ein frühes Ende prophezeit, ist eben wegen der bezeichneten Hindernisse das Erreichen eines höheren Lebensalters so gut wie ausgeschlossen. Wenn es manche trotzdem nicht gar selten auf dreißig, ja vierzig Jahre bringen, so erklärt sich das lediglich daraus, daß diejenigen Bezirke der genannten Eingeweide, die durch die Mißgestaltung des Brustkorbes zusammengepreßt und in ihrer Funktion beengt sind, ausgleichende Unterstützung finden bei andern hiervon verschont gebliebenen Abschnitten.

Fast noch bewundernswürdiger sind die Anpassungsvorgänge, die wir an den echten Drüsen zustande kommen sehen. Das veranschaulicht am klarsten ein paariges Organ, wie die Niere. Von ihr wissen wir nämlich — allerdings erst seit einigen Jahrzehnten —, daß der einen von ihnen, falls sie nur in tadelloser Verfassung ist, Reservekraft genug innewohnt, um getrost die Leistung der andern in vollem Umfange übernehmen zu können.

Erst einmal von dieser Gewißheit durchdrungen, brauchte man nicht länger zurückzuschrecken vor dem Gedanken, in solchen Fällen, wo die eine der beiden Nieren beseitigt zu werden verdient, die andre aber als unversehrt sichergestellt ist, erstere zu entfernen. Die Berechtigung eines solchen Eingriffes, der zuerst als Vermessenheit, ja Verbrechen gebrandmarkt worden war, ist heute durch eine Reihe glänzender Erfolge dargetan. Wirklich handelt die zurückgebliebene Niere ganz so, wie es der angedeutete, auf Tierversuche gestützte Kalkul voraussetzt. Während der ersten Tage sieht sie sich, durch die unerwarteten Anforderungen gleichsam überrascht, allerdings gezwungen, mit äußerster Anspannung ihren ganzen Kraftvorrat einzusetzen. Bald jedoch wächst sie sowohl an Umfang wie an innerer Wertigkeit so sehr an, daß ihre Absonderungsgröße die ursprüngliche, d. h. die aus dem Zusammenarbeiten der beiden hervorgegangene, beinahe wieder erreicht. Damit ist das so plötzlich verloren gegangene Gleichgewicht der Leistungen in überraschendem Grade wiederhergestellt.

In gewissem Sinne noch großartiger ist das Verhalten einer unpaarigen Drüse, der Leber. Denn hier handelt es sich um ein Organ, das nicht nur bei der Verdauung eine äußerst wichtige Rolle spielt, sondern das auch im Mittelpunkte des Blutkreislaufes und des gesamten Stoffwechsels steht.

Wenn nun von ihrer Substanz auch die Hälfte, ja drei Viertel auf einmal in Wegfall kommen, so weiß sich unser Organismus doch auch damit ohne allzu große Erschütterung abzufinden. Mit pünktlichster Bereitwilligkeit unterzieht sich nämlich fürs erste der Rest allen sonst von dem Gros erfüllten Aufgaben, bis er im Laufe einiger Tage, höchstens Wochen, ebensosehr an äußerem Umfange wie an innerer Kraft zunimmt. Mit einer an die Prometheus-Sage gemahnenden Erneuerungskraft wächst er rasch wieder nach, bis er etwa die Stufe des ursprünglichen Zustandes abermals erreicht hat. Nunmehr kann die Last verdoppelter Arbeit, die vorübergehend jeder einzelnen Drüsenzelle hatte aufgebürdet werden müssen, dieser wieder abgenommen und übergewälzt werden auf die Schultern der über Nacht entstandenen Generationen gleichartiger Jungelemente.

Wer vermag nach solchen Proben wohl noch zu zweifeln an einer schier unerschöpflichen Bildungs- und Verjüngungsfähigkeit auch so hochstehender Mitglieder des Zellenstaates wie der Drüsenzellen!

Die auch für den Laien sicht- und greifbarsten Beweisstücke liefert übrigens sonder Zweifel das Knochensystem. Hier halten wir es zwar alle für selbstverständlich, daß ein gebrochener Arm oder Schenkel von selber wieder zusammenheilt, die getrennten Bruchstücke zu einem einzigen Schafte fest verschmelzen. Nichtsdestoweniger ist der vermeintlich so einfache Vorgang, durch den dieses Ergebnis — übrigens keineswegs ausnahmslos — erreicht wird, in Wahrheit ein recht weitschichtiger. Vollends gilt das, wenn man all das Schieben und Rücken im Innern des Knochens mit in Anschlag bringt, das späterhin erforderlich ist, um dem verletzten Gliede seine volle Gebrauchsfähigkeit wieder zu verleihen. Ist es doch nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte, daß es — wenigstens bei Splitterbrüchen, vollends solchen, die durch eine Schußverletzung erfolgt sind — viele Monate und länger dauern kann, bis die feineren Nachwirkungen alle zur Ruhe gekommen sind, die sich an die Wiedervereinigung mehrfacher Bruchstücke anschließen. Hier betätigt sich also nicht bloß eine fast schrankenlose, ja überströmende Gestaltungskraft der eben durch das Zerbrechen zu jugendlicher Wucherung angeregten Knochensubstanz. Sondern die letztere legt zugleich Zeugnis ab von der ganzen Wandelbarkeit eines nur scheinbar starren Gewebes, indem wir es jetzt im Gegenteil von beständiger innerer Bewegung beherrscht sehen.

Unter dem Eindrucke so umwälzender, teils Anpassung, teils Erneuerung, teils beides zugleich nicht bloß erstrebender, sondern wirklich auch erreichender Leistungen unsers Organismus kann nunmehr der Beweis wohl als erbracht gelten, daß wir auch auf eine positive Heilkraft in weitem Umfange rechnen dürfen. Haben wir es nun doch mit eignen Augen geschaut, wie sich ebensowohl verborgene Kraftquellen erschließen als auch neue Gewebe auftauchen, ja ganze Organabschnitte sich den alten verjüngend anreihen, mitunter sie sogar überflügeln.

In der Anregung und Unterstützung solcher wahrhaft schöpferischen Fähigkeit der meisten Organe, in denen sich der Zellenstaat verkörpert, beruht das Geheimnis jeder Heilung. In der Tat kann kein naturwissenschaftlich denkender

Arzt, welcher Schule er auch angehören mag, jemals zweifeln an der ewigen Wahrheit, daß die Heilkunde durchschlagende Erfolge einzig und allein zu erringen vermag im Anschluß an die im Innern des Körpers selber waltenden Kräfte und Gesetze, als „Dienerin der Natur“.

Zur Biologie des Forschers

Von

Wilhelm Ostwald

II*)

Das geschichtliche Bild der großen Forscher ist oft mit dem Anblicke eines fernen Gebirges verglichen worden, dessen Größe man erst richtig beurteilen lernt, wenn man sich um ein bedeutendes Stück von ihm entfernt hat. Der Vergleich ist in mannigfacher Beziehung zutreffend; auch darin, daß bei dieser Betrachtungsweise eine der vorhandenen Dimensionen für das Auge verschwindet, nämlich die zeitliche. Alles, was solch ein Großer in seinem Leben geleistet hat, erscheint bei diesem Rückblicke auf eine Fläche projiziert, nach Höhe und Breite. Daß diese Dinge zeitlich nacheinander zutage getreten sind, läßt sich an der historischen Silhouette nicht mehr erkennen, und die damit zusammenhängenden Verhältnisse sind die letzten, die sich dem Beschauer darstellen und von ihm beachtet werden.

Und doch bietet gerade das Nacheinander der Arbeiten eines ausgezeichneten Mannes höchst merkwürdige Erscheinungen, deren Vorhandensein aus den eben angegebenen Gründen (und auch aus andern, gleich zu erwähnenden) sehr wenig bekannt zu sein pflegt. Alle Lebewesen sind dem Altern unterworfen. Dies ist an sich eine sehr rätselhafte Tatsache. Aus den allgemeinen Verhältnissen des Lebens sollte man annehmen, daß ein jeder Organismus eigentlich unbegrenzt lange leben müßte können, vorausgesetzt, daß man ihm Nahrung, Luft, Wärme und alles andre, was er braucht, in genügender Menge und Beschaffenheit zu Gebote stellte. Menschen in ausreichenden Lebensverhältnissen pflegen so zu leben, und dennoch werden sie ebenso älter und sterben schließlich, wie es die Blumen und Tiere des Feldes tun. Die Ursache läßt sich biologisch dahin kennzeichnen, daß der Organismus allmählich die Fähigkeit verliert, die dargebotenen Energien in nutzbare Gestalt zu bringen. Er verhungert trotz reichlicher Nahrung, weil er die Nahrung nicht mehr zu einem organischen Bestandteile seines Leibes machen kann.

An welcher besonderen Veränderung des Organismus dies liegt, ist noch nicht genügend aufgeklärt und muß deshalb hier dahingestellt bleiben. Die Tatsache allein wird uns bereits Anlaß zu sehr wichtigen Schlüssen geben.

Bedient man sich der verhältnismäßigen Gewichtszunahme des Organismus

*) Siehe auch Januar-Heft 1907.

als Maßstab für die fragliche Fähigkeit, die wir das Lebenspotential nennen wollen, so ergibt sich, daß das Lebenspotential für den jungen Organismus am größten ist und mit zunehmendem Alter beständig abnimmt. Es wird also durch das Leben selbst entweder etwas verbraucht, was für die Assimilation nötig ist, oder es wird etwas gebildet, was für sie schädlich ist und sich im Körper anhäuft. Welche von beiden Ursachen das Lebenspotential vermindert, kann zurzeit noch nicht entschieden werden; jedenfalls liegt die Sache so, daß das „am Leben selber sterben" nicht nur eine poetische Wendung, sondern der nüchterne Ausdruck der Erfahrung ist.

Wenn also alle Leistungen des Organismus vom Lebenspotential allein abhingen, so müßten sie in den ersten Lebenstagen am größten sein und von da ab beständig abnehmen. Dies trifft zu für die Assimilation, aber nicht für andre Leistungen. Insbesondere die geistigen Leistungen erfordern, um ausgeführt zu werden, eine vorangegangene lange Schulung und Uebung. Aehnlich wie es mit physiologischen Propagationsleistungen des Organismus sich verhält, muß erst ein ausreichender Betrag von zweckentsprechender Energie vom Organismus angesammelt worden sein, bevor die Produktion selbst beginnen kann.

Ueber den ständig abfallenden Verlauf des Lebenspotentials lagert sich also der zunehmende Verlauf der assimilierten Energie und deren Anpassung für Produktionszwecke. Nun ist aber dieser letztere Verlauf seinerseits wieder vom Lebenspotential abhängig. Das führt, wie der Mathematiker alsbald erkennt, zu einem Maximum der Leistung in irgendeiner mittleren Periode des Lebens, wenn die Produktionsfähigkeit einen hohen Grad erreicht hat, ohne daß das Lebenspotential bereits so tief gesunken ist, um die Leistung selbst zu verhindern. An welcher Stelle des mittleren Lebens dieses Maximum in die Erscheinung treten wird, hängt natürlich von dem besonderen Verlauf dieser beiden Komponenten ab. Hierüber wird an späterer Stelle noch einiges zu sagen sein.

Es wird wohl nicht in Zweifel gezogen werden, daß diese biologischen Verhältnisse für den eminenten Geist in ihren allgemeinen Zügen ebenso Geltung haben wie für irgendein beliebiges Lebewesen. Der eminente Geist unterscheidet sich vom Alltagsmenschen nur durch die Steigerung der menschlichen Leistungen, nicht durch irgendwelche singuläre Eigenschaften, die bei andern nicht vorkommen. Dies wird ja, abgesehen von allgemeinen Gründen, bereits durch den Umstand bezeugt, daß unmerkliche Uebergänge von dem ausgezeichnetsten bis zum geringsten Vertreter der Spezies Homo sapiens hinüberführen. So werden wir auch bei jedem Forscher zunächst eine schnelle Steigerung seiner Leistungen in jungen Jahren zu erwarten haben, woran sich eine je nach Umständen kürzer oder länger dauernde, wesentlich konstante Höhe der Produktion anschließen kann, die, falls nicht aus andern Gründen der Tod früher eintritt, mit physiologischer Notwendigkeit bis zum endlichen Versiegen der Produktivität abfallen wird.

Die Beschaffenheit des Forschers und seiner Arbeitsweise wird ferner bestimmend dafür sein, wie früh oder spät er die Höhe seiner Leistungsfähigkeit erreichen und wie lange diese dauern wird. Betrachten wir zunächst den denkbar

höchsten Typus, den Menschen, der neue Wege eröffnet, die von den seinerzeit üblichen so verschieden sind, daß niemand sonst an derartige Möglichkeiten überhaupt gedacht hat, so wird sich der Fall folgendermaßen abspielen. Eine derartige Geistesbeschaffenheit erfordert zu ihrer Entwicklung nicht etwa ein großes Maß von Kenntnis der bereits vorhandenen Wissenschaft. Dies ist so wenig der Fall, daß umgekehrt eine solche Kenntnis durch die Beschränkung des Blickes auf bestimmte, von der bisherigen Wissenschaft bevorzugte Richtungen eher störend wirken kann. Dagegen wird ein Zustand, der den Geist unbefangen und frei macht und der ihn zu rücksichtsloser Prüfung aller überkommenen Anschauungen auffordert, sich als förderlich erweisen.

Faßt man diese Faktoren zusammen, so wird man erwarten dürfen, daß außerordentliche Leistungen voraussichtlich vorwiegend von sehr jungen Männern ausgeführt werden.

Dies ist in der Tat das Ergebnis aller auf diesen Punkt gerichteten Beobachtungen gewesen. Vor einigen Jahren hat R. Tigerstedt[1]) mit großer Bestimmtheit auf diese Erscheinung hingewiesen und in neuester Zeit wieder William Osler[2]) in einer viel bemerkten Rede, die er im Zusammenhang mit seiner praktischen Betätigung dieser Erkenntnis gehalten hat. Tigerstedt nennt als Beispiele Newton, Linné, Abel, Mayer, Joule, Colding, Helmholtz, Vesalius, Scheele, Berzelius, Harvey und viele andre. Sehr auffallende Beispiele sind Liebig und Sadi Carnot. An der Tatsache selbst besteht also kein Zweifel, und die Richtung, in der ihre Deutung liegt, ist bereits oben gekennzeichnet worden. Indessen verlangt die Gesamterscheinung notwendig noch eine genauere Analyse.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß die geringe Belastung des jungen Geistes mit überkommenem Wissen eine der günstigen Bedingungen ist. Wenn ein älterer Forscher sich einigermaßen ein offenes Gemüt und eine sympathische Anteilnahme an den Fortschritten der Wissenschaft bewahrt hat, so findet er nicht selten Gelegenheit, sich bei irgendeiner neuen Entdeckung zu sagen: dies hätte ich selbst machen sollen, denn ich bin nahe genug daran gewesen. Prüft er sich dann weiter, warum er damals die Gelegenheit hat vorübergehen lassen, so muß er sich meist antworten, daß er nicht den nötigen Mut gehabt hat, den scheinbar absurden Gedanken weiter zu verfolgen. Eine derartige Scheu vor dem möglichen Mißlingen ist um so erklärlicher, je geringer mit zunehmendem Alter die Ausgiebigkeit der Leistungen wegen Rückganges des allgemeinen Lebenspotentials geworden ist. Der Jugend kommen derartige Bedenken nicht. Weder hat sie eine lebhafte Empfindung für die zu erwartenden Schwierigkeiten, die dem älteren Forscher aus seinen reicheren Erfahrungen nur zu vertraut sind, noch scheut sie vor einer möglichen Energieverschwendung zurück, denn Energie zu verbrauchen ist ihr an und für sich ein Genuß. So kommen denn die ungewöhnlichen Leistungen mit einer gewissen Selbstverständlichkeit zustande.

---

[1]) „Annalen der Naturphilosophie" Bd. 2, S. 89. 1903.

[2]) Ebenda, Bd. 5, S. 504. 1906.

Aus dieser Analyse ergibt sich auch der besondere Charakter solcher Jugendleistungen. Er liegt im Original-Schöpferischen, im Eröffnen neuer Gedankenbahnen und in der Durchführung neuer Auffassungen. Die Wissenschaft besteht keineswegs aus derartigen Leistungen allein, ja sie könnte nicht einmal damit allein bestehen. Es gibt andre Notwendigkeiten, die umfassende Vergleiche, genaue Messungen, eindringende Uebersichten vorhandenen Materials erfordern. Derartige Leistungen setzen mit Notwendigkeit einen entsprechenden Zeitaufwand zur Beschaffung des Materials und zur Durchführung der Arbeit voraus und können somit nicht der Jugend angehören.

Aber wenn auch jene Schöpfungen nicht den einzigen Inhalt der Wissenschaft bilden: den wichtigsten bilden sie jedenfalls, und es ist daher eine folgenreiche Angelegenheit, die Bedingungen für das geistige Leben der Nation so zu gestalten, daß diese Schöpfungen stets entstehen können, wo die Voraussetzung, die geeignete Beschaffenheit eines Individuums einmal gegeben ist.

Prüfen wir von diesem Gesichtspunkte aus unsre Jugenderziehung, so müssen wir sie grundsätzlich als sehr unbefriedigend bezeichnen. In unsern Mittelschulen, von der Oberrealschule bis zum klassischen Gymnasium, liegt das Schwergewicht des ganzen Unterrichts im Sprachstudium. Nun muß ich als Summe alles dessen, was ich bisher über die Unterrichtsfrage erfahren und gelernt habe, es aussprechen, daß Sprachen so ziemlich das ungeeignetste Material zur Ausbildung jener höchsten geistigen Fähigkeiten sind, von deren Vorhandensein der Kulturzustand und der Platz einer jeden Nation in der Menschheitsgemeinschaft bestimmt wird. Die glücklichen Griechen, deren Leistungen gerade von den eifrigsten Vertretern der linguistischen Bildung so überaus hoch gestellt werden, hatten den unbeschreiblichen Vorteil, daß sie überhaupt keine Sprache außer ihrer Muttersprache zu lernen hatten, und schon bei den Römern, die zum Zwecke der Wissenschaft und Kunst Griechisch lernen mußten, macht sich bekanntlich ein sehr erheblicher Abfall der originalen Schaffenstätigkeit geltend. Denn das Erlernen einer Sprache fördert weder Urteilsfähigkeit noch schöpferische Tätigkeit. Die Notwendigkeit, eine Unzahl von Regeln lernen und anwenden zu müssen, die weder logisch noch systematisch begründet werden können, sondern rein zufällig und willkürlich dastehen, ist im Gegenteil ein außerordentlich wirksames Mittel, die ersten Keime selbständiger Regungen zu unterdrücken. Bei dem gegenwärtigen schnellen Anwachsen internationaler Beziehungen auf allen möglichen Gebieten des Lebens erscheint die Erlernung wenigstens einiger lebender Sprachen als eine unvermeidliche Notwendigkeit. Es ist aber eine grobe Täuschung, wenn man dem Sprachenlernen an und für sich eine „bildende“ Wirkung zuschreibt. Hierzu sind die natürlichen Sprachen viel zu unlogisch und zu unsystematisch entwickelt. Es ist, als wollte man Geometrie an den Formen der Pflanzen und Tiere lehren. Hieraus folgt, daß man in den Mittelschulen das Sprachenlernen höchstens als unvermeidliches Uebel gelten zu lassen hat, das so lange ertragen werden muß, bis für den internationalen Verkehr eine streng systematische und logische künstliche Hilfs-

sprache eingeführt ist. Daß man aber den ganzen Unterricht des heranwachsenden Jünglings auf einen derartigen zufälligen und unregelmäßigen Grund baut, wie dies in den klassischen Gymnasien heute noch geschieht, bedeutet eine nicht gutzumachende Vergeudung der besten Kräfte der Nation, die nicht einmal durch ihre praktische Nützlichkeit entschuldigt werden kann. Und über den Denkfehler, der unnütz gleich ideal setzt, sollte man doch im zwanzigsten Jahrhundert hinaus sein. Welche Folgen diese systematische Verkümmerung der selbständigen und schöpferisch-produktiven Fähigkeiten unsrer Jugend durch ungeeignete Erziehung gerade in den einflußreichsten Kreisen unsers Volkes hat, tritt eben jetzt bei der Betätigung der deutschen Nation über die Landesgrenzen hinaus auf das bedenklichste zutage.

Vor einer Reihe von Jahren gelangte durch die Vermittlung eines meiner Schüler die Frage seitens der japanischen Unterrichtsverwaltung an mich, auf welche Weise man möglichst frühzeitig beim Unterricht diejenigen erkennen könne, aus denen hernach etwas Erhebliches werden würde. Es handelte sich hierbei um die Verwendung ausgedehnter Stipendien, durch die besonders leistungsfähige junge Männer unabhängig von den Vermögensverhältnissen ihrer Eltern entwickelt werden sollten, und der gewissenhafte Beamte, der sich jene Frage gestellt hatte und nach einer Antwort für sie suchte, strebte eine möglichst zweckmäßige Verwendung der Mittel an. Mich frappierte die gegenständliche Zweckmäßigkeit der Fragestellung, und ich habe wiederholt und intensiv über ihre Beantwortung nachgedacht, wobei ich meine Erfahrungen als Lehrer an recht verschiedenartigen Lehranstalten in Betracht zog. Das Schlußergebnis war, daß solche Schüler Förderung in erster Linie verdienen, die nicht mit dem zufrieden sind, was ihnen die Schule an Wissen und Erklärung bietet. Kommt der Schüler zu seinem Lehrer (oder falls dieser, was leider sehr häufig ist, ihm kein Zutrauen nach solcher Richtung einflößt, zu andern) mit Fragen, die über das von der Schule Gebotene hinausgehen, so ist dies bereits ein Grund, auf ihn aufmerksam zu sein. Es ist dann nicht schwer, zu entscheiden, ob dieses Fragen wirklich daher rührt, daß das Zusammenhangsbedürfnis des jungen Geistes nicht befriedigt worden war, oder ob es sich um irgendeine andre, zufällige Ursache handelt. Im ersten Falle ist die wichtigste Vorbedingung für den künftigen selbständigen Denker, also auch den Forscher gegeben. Diese besteht in der Neigung und Fähigkeit, zu den Erscheinungen selbständig Stellung zu nehmen.

Es tut einem das Herz weh, wenn man sehen muß, wie der Schulbetrieb unwillkürlich und willkürlich immer wieder in Formen gedrängt wird, die gerade das Gegenteil von dem bewirken, was not täte. Das Ideal der Schule ist der stille, fleißige und vor allen Dingen gehorsame Knabe, der gleichförmig in allen Fächern das „Klassenziel" erreicht und dem Lehrer nach keiner Hinsicht Mühe macht. Aber wenn sich Gelegenheit bietet, einen Blick in die Schulzeit der späteren ganz großen Männer zu tun, so erfahren wir, wie außerordentlich häufig diese die Schmach ihrer Klasse, die Sorge ihrer Lehrer und jedenfalls

höchst unbefriedigende Schüler gewesen sind. Man darf hier nicht mit dem Einwande kommen, daß es sich um Ausnahmen handelt. Wenn der übliche Schulbetrieb so gänzlich an denen versagt, die zu den größten Leistungen geboren sind, so kann man vernünftigerweise daraus nur schließen, daß er bei den Mittelmäßigen noch klägliche Folgen erzielt, nur daß diese nicht sich widersetzen und daher ihren Weg in Frieden machen.

Es handelt sich wirklich um eine grundsätzliche Umkehr. Das Ziel, den Schüler so gleichförmig wie möglich in allen Gebieten auszubilden, wirkt in solchem Sinne, daß es schöpferische Anlagen, die nicht von einem besonders kräftigen Willen getragen werden, erstickt, statt sie zu fördern. Daher sollte die Schule umgekehrt besondere Begabungen, die sich nach irgendwelcher Richtung am Schüler zeigen, alsbald zu pflegen sich angelegen sein lassen und zu diesem Zweck ein weitgehendes System von Kompensationen geringer Leistungen in einzelnen Fächern durch ausgezeichnete in andern durchführen. Die übliche Furcht vor der „Einseitigkeit" kommt mir auf Grund meiner Lehrerfahrungen lächerlich vor. Ich habe immer gesehen, daß gerade der Einseitige, derjenige, der an irgendeinem bestimmten Gegenstande ein leidenschaftliches Interesse nahm, seine Arbeit alsbald auf jeden andern Gegenstand auszudehnen bereitwillig war, der in einen sachlichen Zusammenhang mit seinem Lieblingsgebiete gebracht wurde. Und es kommt so außerordentlich viel mehr auf ausgezeichnete Leistungen als auf durchschnittliche an. Wir verzeihen bereitwillig dem Künstler die auffälligsten Lücken seiner sogenannten allgemeinen Bildung, falls er nur in seinem Gebiete Großes leistet. Denn allgemeine Bildung ist eine sehr alltägliche Sache, und die Welt wird dadurch nicht anders, ob ein Individuum mehr oder weniger damit behaftet ist. Dagegen wird die Welt merklich anders, wenn man sich jene ausgezeichneten Leistungen fortdenkt. Dies zeigt augenscheinlich, daß durch die grundsätzlich versuchten und ausgeführten intellektuellen Glättoperationen dem Schüler gerade das genommen wird, was für seine späteren Leistungen besonders wünschenswert und wertvoll ist.

Wenden wir nach diesen Betrachtungen, die sich unmittelbar aus der Psychologie der schöpferischen Leistung ergaben, zu der Frage, welchem von den beiden Typen, dem klassischen oder dem romantischen, solche frühe Leistungen besonders eigen sein werden, so werden wir erwarten dürfen, daß sie beim Romantiker vorwiegen, weil bei diesem die Zeit zwischen der Konzeption und der Hervorbringung so viel geringer ist. Es ist aber ziemlich sicher, daß die Konzeption bei beiden Typen gleichartig in eine frühe Periode ihres Lebens fällt, denn wir besitzen eine Anzahl Bemerkungen von unzweifelhaften Klassikern, denen zufolge sie die Grundgedanken ihrer späteren Werke bereits sehr früh erfaßt hatten. Der Unterschied liegt also wesentlich in der Inkubationszeit, die beim Klassiker seiner Natur gemäß so viel länger ist.

Diese Betrachtungen werfen ferner ein Licht über eine andre wichtige Frage, nämlich die nach der Nachhaltigkeit der wissenschaftlichen Produktivität. Man muß hier vor allen Dingen die normale Tagesarbeit von den ausgezeichneten

und originalen Leistungen unterscheiden. Unser Interesse wendet sich natürlich den letzteren in erster Linie zu, und hier muß man zugeben, daß die Geschichte der Wissenschaft entgegen dem, was man erwarten sollte, verhältnismäßig selten das Schauspiel bietet, daß ein Mann, dem eine große Tat gelungen ist, nun weiterhin ähnliche Dinge in regelmäßiger Folge produziert. Wir müssen im Gegenteil auf Grund der Erfahrung feststellen, daß auch unter den Leistungen der Besten eine in einsamer Größe hervorzuragen pflegt, während die andern, so vorzüglich sie sein mögen, doch im ganzen auf einem andern, niedrigeren Niveau stehen. Hieraus und aus dem frühen Auftreten der ausgezeichneten Leistung muß man schließen, daß deren erstmalige Erzeugung durchaus nicht die weitere Erzeugung ähnlicher Leistungen erleichtert, sondern vielmehr sie erschwert oder unmöglich macht. Mit andern Worten: die höchste schöpferische Zeugungskraft pflegt sich auf einmal zu erschöpfen. Ja, es gibt eine nicht geringe Anzahl von Fällen, in denen eine dauernde Schädigung des Organismus nach einer derartigen Leistung und zweifellos auch durch diese nachzuweisen ist.

Hierauf deutet zunächst der nicht seltene Typus des Entdeckers, der kurz nach seiner bahnbrechenden Leistung in jugendlichem Alter gestorben ist. Der Mathematiker Abel, der Physiker Sadi Carnot sind Beispiele dieses Falles. Diese Erscheinung ist so auffällig, daß in fast allen nationalen Epen und Sagen die Gestalt des Siegfried-Achilles, des früh gefallenen herrlichen Helden, typisch ausgeprägt erscheint. Handelt es sich bei den Persönlichkeiten, die dieser Gestaltung zugrunde liegen, auch nicht um wissenschaftliche Leistungen, so handelt es sich doch um Leistungen, die im Sinne ihrer Zeit die höchsten waren.

Wir müssen also den Schluß ziehen, daß derartige ausgezeichnete Leistungen im allgemeinen über die normalen Kräfte auch des bestbegabten Individuums hinausgehen, so daß dieses, wenn es ihm vergönnt gewesen war, solche zu vollbringen, eine dauernde Schädigung davonzutragen pflegt. Es ist natürlich nicht notwendig, daß diese alsbald zum Tode führt; wenn aber der eben gezogene Induktionsschluß richtig ist, so muß das Vorhandensein solcher Schädigungen auch in den Fällen nachgewiesen werden können, bei denen sich an die Leistung noch ein längeres Leben der schöpferischen Persönlichkeit geschlossen hat.

Hierin liegt meines Erachtens die Erklärung dafür, daß so ungemein oft auf die Berufung eines Mannes, der eben Ungewöhnliches vollbracht hat, an eine hervorragende Stelle eine Enttäuschung folgt. Allerdings pflegt diese sich nicht im öffentlichen Urteil geltend zu machen, schon weil diesem nicht der Maßstab für die Höhe der Leistung alsbald zu Gebote steht. Aber in den Kreisen der Fachgenossen ist die Bemerkung: „Nun hat er alle denkbaren Mittel und macht doch nichts Rechtes damit“ bei offener Aussprache sehr häufig. Erst nach längerer Erfahrung wird es dem Beurteilenden klar, daß es sich hierbei um eine regelmäßige Erscheinung handelt. Als Heinrich Hertz nach der Veröffentlichung seiner bahnbrechenden Arbeiten über elektrische Schwingungen auf den Lehrstuhl

der Physik in Bonn berufen werden sollte (was auch geschehen ist), hat der zurücktretende Fachgenosse Robert Clausius, gleichfalls ein Mann ersten Ranges, die Bemerkung fallen lassen: „Warum beruft ihr den, der hat ja seine große Sache schon gemacht!“ Mir ist diese Anekdote immer ein Beweis gewesen, daß Clausius, den ich persönlich nie gekannt hatte, nicht nur ein großer Physiker, sondern auch ein großer Psycholog gewesen ist.

Achtet man auf die eben dargelegten allgemeinen Verhältnisse, so wird man diese Erscheinung als etwas erkennen, was nicht dem einzelnen zur Last zu legen ist, sondern als etwas, was nicht leicht anders sein kann. Kommt dem hochbegabten jungen Manne seine große Aufgabe in Sicht, so stellt er alsbald alle seine Energien in ihren Dienst und wird nicht ablassen, bevor er das letzte aus sich herausgepumpt hat, was sein Organismus hergeben kann. Von der Widerstandsfähigkeit seiner Organisation wird es dann abhängen, ob er an dieser Leistung ganz zugrunde geht oder ob er davonkommt. Ein Invalide in gewissem Sinne ist er aber geworden, wenn auch immerhin die nachgebliebenen Reste weit mehr betragen mögen, als der gute Durchschnitt der Fachgenossen zu bieten pflegt. Aber immer noch sind die gelegentlich ausgeführten Versuche, die Erzeugung ausgezeichneter Leistungen dadurch zu lokalisieren, daß man Männer mit großer Vergangenheit an einem Orte vereinigte, insofern fehlgeschlagen, als es sich um weitere Leistungen gleichen Kalibers seitens jener Männer gehandelt hat. Wenn etwas bei solchen Versuchen herausgekommen ist, so war es nur die Anregung zu ähnlichen Leistungen beim Nachwuchs.

Um diese allgemeinen Darlegungen an einem Beispiele zu erläutern, vergegenwärtigen wir uns die inneren Schicksale von Julius Robert Mayer. Beurteilt man diese unbefangen, so kann man gar nicht anders sagen, als daß er psychisch an seiner großen Entdeckung zugrunde gegangen ist. Wir besitzen eine sorgfältige Sammlung seiner Briefe, insbesondere aus der Zeit der Konzeption seines Gedankens. Aus ihnen ist zunächst die ungeheure Arbeit zu erkennen, mit welcher der junge Mediziner, dessen physikalisch-mathematische Bildung von der bei seinen Berufsgenossen typischen unzulänglichen Beschaffenheit war, seine Lücken auszufüllen und sich klare Begriffe über seine eigne Entdeckung zu machen bestrebt war. Denn auch dies geht aus jenem Material klar hervor, daß Mayer sein Prinzip geistig besaß, noch bevor er es in verständlicher Sprache ausdrücken konnte. Die vollständige Erfüllung durch seine Aufgabe, so daß er beispielsweise nach der Ankunft seines Schiffes im tropischen Wunderlande keine Zeit fand, sich in diesem umzusehen, ist gleichfalls charakteristisch. Vielleicht noch eindringlicher schildert diesen Zustand die Anekdote, wie er nach Stuttgart zum damaligen Physikprofessor Jolly gekommen ist, um ihm seine Ansichten auseinanderzusetzen. Jolly widersprach vom Standpunkte der zeitgenössischen Physik und sagte schließlich, um den zähen Schwaben ad absurdum zu führen: „Dann müßte ja eine Flasche mit Wasser durch bloßes Schütteln wärmer werden!“ Dieser ging betreten fort. Jolly hatte die Begegnung längst vergessen, als einmal ein junger Mann ihn im breitesten Schwäbisch anredete: „Es isch aa

so!“ Es bedurfte einer längeren Auseinandersetzung, bis Jolly begriff, daß es sich um eine Antwort auf seinen damaligen Einwand handelte. Mayer hatte aus seinem eignen Verhalten unwillkürlich geschlossen, daß Jolly sich inzwischen mit dem Problem ebenso andauernd beschäftigt hatte, wie er selbst.

Als es Mayer dann gelungen war, seine Ansichten zunächst sich selbst klarzumachen und sie dann auch an die Oeffentlichkeit zu bringen, fand er sehr lange nur Widerspruch statt der erhofften Anerkennung. Dies ist ja ein ziemlich allgemeines Schicksal auch der gewöhnlichen Menschen, daß ihre Hoffnungen und Erwartungen nicht in Erfüllung gehen. Aber in den meisten Fällen werden solche Enttäuschungen mehr oder weniger gut ertragen, und neue Pläne und Hoffnungen lösen die alten ab. Bei dem schöpferischen Genius versagt leider diese Selbsthilfe der Natur. Die ungeheure Anstrengung der Produktion hinterläßt den Organismus in weitgehend geschwächtem Zustande, und was der Durchschnittsmensch leicht erträgt, richtet den Großen zugrunde. So hat die unmittelbare Reaktion, die jede wirklich originale, d. h. den gebräuchlichen Anschauungen widerstreitende Entdeckung bei den Nächstbeteiligten hervorruft, nämlich die Neigung, zunächst durch Widerspruch sich der drohenden Umgestaltung der eignen Ansichten zu entziehen, auf Mayer im höchsten Grade niederdrückend gewirkt, so daß er nicht nur ein akutes Nervenleiden durchzumachen hatte, sondern für die übrige Zeit seines Lebens zur wissenschaftlichen Unfruchtbarkeit verurteilt war. Dies tritt am deutlichsten in der Tatsache zutage, daß es ihm durchaus versagt war, die Bedeutung des zweiten Hauptsatzes aufzufassen, obwohl dieser zwanzig Jahre vor seiner Arbeit entdeckt worden war und eine höchst erhebliche Ergänzung und Erläuterung seines eignen Gesetzes bildet.

So macht sich dieser höchsten Leistung der Natur im Menschen der gleiche Umstand geltend, den wir überall in den niederen Graden antreffen. Wenn die Propagation gesichert ist, so besteht kein Anlaß mehr, den mütterlichen und väterlichen Organismus zu erhalten, und so sehen wir ihn oft unmittelbar nach Erledigung dieses Geschäftes zugrunde gehen. Ganz in gleicher Weise liegt nach Erzielung der Entdeckerleistung keine innere Ursache mehr vor, weshalb der durch eben diese Leistung erschöpfte und daher zu weiteren ähnlichen unfähig gewordene Organismus erhalten werden sollte. Er tritt mehr oder weniger in die Reihe der Mittelmäßigen zurück, und zwar um so weiter rückwärts, je größer und daher je erschöpfender die Leistung gewesen war.

Hier ist es, wo mit wachsender Kultur und wachsender Einsicht in die Naturgesetzlichkeit dieser Erscheinungen die Menschheit die Härte des natürlichen Vorganges zu mildern und ihren großen Förderern das Schicksal, das schwer genug auf ihnen lastet, nach Möglichkeit zu erleichtern suchen sollte. Dies ist nicht schwer auszuführen. Ein ruhiger und sorgenfreier Lebensabend, ausgestattet mit den Mitteln, auf einem gern gepflegten Arbeitsfelde noch nach Bedarf Arbeit zu leisten, ist alles, was dafür nötig ist. Hier liegt eine Aufgabe vor, bezüglich deren die Akademien und wissenschaftlichen Gesellschaften, die sonst im modernen Leben keine recht sachgemäße Betätigung finden, ein dringendes und erhebliches

Bedürfnis erfüllen könnten. Dies würde um so wirksamer geschehen, wenn damit gleichzeitig eine entsprechende äußere Ehrung verbunden sein würde.[1])

Glücklicherweise ist der eben geschilderte Fall, wo die große Entdeckung unmittelbar soviel als ein Menschenleben oder noch mehr kostet, nämlich eine Reihe unglücklicher Jahre für den Wohltäter, nur die äußerste Möglichkeit. Er setzt ein Zusammentreffen einer sehr erheblichen Arbeit mit einem nicht sehr widerstandsfähigen Organismus voraus, und da die ganz großen Dinge ihrer Natur nach selten sind, so bilden derartige tragische Fälle auch nur Ausnahmeerscheinungen. Viel häufiger geht der Organismus mit einer weniger schweren Schädigung aus der Prüfung hervor und bleibt noch längere oder kürzere Zeit zu ähnlichen, wenn auch nicht gleichwertigen Leistungen befähigt. Hier pflegt der Verlauf derart zu sein, daß das Versagen der Leistungsfähigkeit zwar nicht unmittelbar nach der Hauptleistung eintritt, wohl aber doch im ganzen viel früher, als nach dem Alter des Geschädigten zu erwarten wäre.

Ein Beispiel für diese mildere Form der Vernutzung bietet L i e b i g. Die Entwicklung seiner Wissenschaft in der Zeit seiner jungen Jahre brachte die Notwendigkeit ausgedehnter Experimentaluntersuchungen mit sich. Da sie sehr viel mechanische Arbeit und die Notwendigkeit des Zuwartens bedingten, so war eine Ueberarbeitung bei solcher Tätigkeit praktisch ausgeschlossen. Dann kam aber seine Unterrichtstätigkeit in Gießen und gegen Ende dieser Periode das neue Gebiet der Anwendung der eben gewonnenen Anschauungen in der organischen Chemie auf die Biologie der Pflanzen und Tiere. Beide Arbeiten waren von der Art, die keinen selbstregulatorischen Faktor in sich enthalten, und so sehen wir das Ergebnis, daß der wirksamste aller Lehrer, der Schöpfer des wissenschaftlichen Unterrichtslaboratoriums, als er im Alter von fünfzig Jahren nach München berufen wurde, sich dort allen und jeden Laboratoriumsunterricht verbat und seine Unterrichtstätigkeit auf Vorlesungen beschränkte, über deren nichts weniger als jugendfrische Beschaffenheit wir Zeugnisse von Zeitgenossen besitzen. Zwar vermochte er in guten Stunden und wenn es darauf ankam, noch das alte zündende Feuer zu zeigen, aber für gewöhnlich war mehr die Ermüdung sichtbar. Auch seine andre Leidenschaft, das Experiment, war verschwunden, und es ist rührend, in seinem Briefwechsel mit Wöhler zu beobachten, wie er von Zeit zu Zeit versucht, mit dem unermüdlichen Freunde auf diesem

---

[1]) Für einen künftigen N o b e l, der zur Belohnung für ausgezeichnete wissenschaftliche Leistungen eine Stiftung gründen möchte, gestatte ich mir hier eine entsprechende Anregung. An Stelle der in der gegenwärtigen Nobel-Stiftung üblichen e i n m a l i g e n G e l d s u m m e n, die nicht groß genug sind, um dem Empfänger unabhängig von allen andern Einnahmen ein ruhiges und behagliches Leben zu sichern, und die nach dem Tode des Preisträgers an irgendwelche gleichgültige Erben fallen, die mit der zu belohnenden Leistung nicht das geringste zu tun haben, sollten l e b e n s l ä n g l i c h e P e n s i o n e n abgegeben werden. Sie würden auf Grund des gleichen Kapitals viel höhere jährliche Beträge für den Prämiierten ergeben, die ihn wirklich unabhängig machen würden, und nach seinem Tode würden sie für neue Preisträger frei werden, ohne in Hände zu fallen, für die sie nicht bestimmt waren.

Boden Schritt zu halten, es aber in kürzester Frist wieder aufgibt. Seine gesamte Energie ist in dieser Periode seines Lebens auf die Verbreitung und praktische Geldendmachung seiner biologisch-chemischen Gedanken gerichtet, und daneben gehen Arbeiten zur Erkenntnislehre und Theorie der Forschung einher. Die wissenschaftliche Chemie jener Zeit, die sich wesentlich auf dem Boden der organischen Synthese und Systematik bewegte und für deren Entwicklung er selbst Entscheidendes getan hatte, war ihm direkt unsympathisch geworden. So hat er noch etwa zwei Dezennien gelebt, in jeder Beziehung ein andrer als in seinen Jugendtagen.

Einen noch günstigeren Fall bietet Helmholtz dar. Die große Tat seiner Jugend, die Mitentdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie, ist nach seinem eignen Zeugnisse nicht mit dem Bewußtsein bei ihm vor sich gegangen, daß er etwas unerhört Neues zutage gefördert hätte, sondern vielmehr mit dem, daß er eigentlich Selbstverständliches vorbrächte, was nur noch nicht klar und einfach genug ausgesprochen war. Früh genug eintretende äußere Erfolge in der wissenschaftlichen Laufbahn ersparten ihm auch das Gefühl des unverdienten Zurückgesetztwerdens, und der jungfräuliche Boden seiner Arbeiten über die Physik der Sinnesorgane gab seiner ausgezeichneten Begabung die Gelegenheit zu freiester Entfaltung. Nehmen wir hinzu, daß er als typischer „Klassiker" allem Hasten und Ueberstürzen abhold war, so sehen wir alle Bedingungen vereinigt, um die Anpassung des Organismus an die ungewöhnlichen, von ihm geforderten Leistungen zu erleichtern.

Nun ist es aber ungemein bemerkenswert, daß er gleichfalls im fünfzigsten Lebensjahre seine bisherige Beschäftigung mit der Sinnesphysiologie vollständig aufgibt. War er bis dahin Professor der Physiologie gewesen, wobei er gelegentlich noch die früher damit vereinigt gewesene Anatomie hatte übernehmen müssen, so nimmt er nun eine Berufung als Professor der mathematischen Physik nach Berlin an und leistet auf diesem neuen Boden wiederum Ausgezeichnetes. Natürlich handelt es sich hierbei nicht um Dinge, die ganz neu in seinen Gesichtskreis traten. Schon die Jugendarbeit hatte sich ja, wenn auch mit sehr bescheidenen mathematischen Mitteln, auf dieses Gebiet bezogen, und bei seinen physiologischen Untersuchungen war er den dabei auftretenden Problemen der mathematischen Physik gerne und erfolgreich nachgegangen. Aber er bezeugt selbst, daß ihm das frühere Gebiet, die Sinnesphysiologie, für seine persönliche Begabung und Arbeitsweise erschöpft erschien, und er, um produktiv zu bleiben, sich ein neues Arbeitsfeld habe suchen müssen.

Hieraus werden wir also schließen dürfen, daß selbst unter den günstigsten Bedingungen die Ausführung ausgezeichneter Leistungen auf einem einzigen Arbeitsgebiete während eines ganzen langen Lebens nicht wohl durchführbar ist. Denn dies Beispiel steht nicht allein da. In seiner Lebensbeschreibung des großen Physiologen Johannes Müller hat du Bois Reymond mit einiger Verwunderung darauf hingewiesen, daß dieser in der zweiten Hälfte seines Lebens das früher mit so ausgezeichnetem Erfolge bestellte Feld der Physiologie

ganz verlassen hatte, um sich der beschreibenden und vergleichenden Anatomie und Entwicklungsgeschichte niederer Organismen hinzugeben. Und ähnliche Beispiele ließen sich noch zahlreich anführen.

Mir scheint diese Notwendigkeit eines Wechsels für die zweite Hälfte des produktiven Lebens gleichfalls physiologisch bedingt, ja notwendig zu sein. Sie spricht außerdem in eindringlichster Weise für die Lokalisation der Gehirnfunktionen. Wenn durch übermäßige Beanspruchung ein gewisser Teil dieses Organs zu weiteren Leistungen teilweise oder ganz unfähig gemacht worden ist, so bedingt dies noch nicht notwendig die Unbrauchbarkeit des ganzen Organs. Nun hat jeder große Forscher regelmäßig neben seinem Hauptgebiete noch Nebeninteressen, die er während seiner großen Zeit der alles verzehrenden Hauptaufgabe geopfert hat. Diese treten hernach mit ihren geschonten Gebieten in den Vordergrund und ermöglichen auf Grundlage der unschätzbaren Erfahrungen, die auf dem Hauptgebiete bezüglich der Ausführung wissenschaftlicher Leistungen gemacht worden sind, eine Nachblüte, die der Hauptblüte unter günstigen Umständen ziemlich nahe kommen kann.

Diese Theorie gibt gleichzeitig den Schluß an die Hand, daß das neue Gebiet dem alten nicht zu nahe liegen darf, da es sonst gerade wieder die geschädigten Teile des Organs beanspruchen würde. Anderseits ist es günstig, wenn es nicht zu fern liegt, damit die älteren Erfahrungen noch verwertet werden können. Soviel ich übersehen kann, stehen die Beobachtungstatsachen mit diesen Schlüssen in guter Uebereinstimmung.

Zusammenfassend wird man also über den Einfluß des Lebensalters auf die Forscherarbeit folgendes sagen können: Die außerordentlichen Leistungen fallen ganz vorwiegend in ein sehr jugendliches Lebensalter, zwischen zwanzig und dreißig. Die Rückwirkung einer solchen Leistung auf den Forscher selbst ist in den meisten Fällen eine schwere Schädigung, doch ist eine solche nicht unbedingt notwendig. Die Schädigung ist um so größer, je mehr die Leistung auf dem rein gedanklichen Gebiete liegt, je länger der Erfolg auf sich warten läßt und je weniger widerstandsfähig der Organismus an sich ist. Der Romantiker ist solchen Schädigungen mehr ausgesetzt als der Klassiker. Je früher die außerordentliche Leistung erfolgt, um so größer pflegt unter sonst vergleichbaren Bedingungen die Schädigung zu sein. Aus allen diesen Gründen ist es dem Forscher meist nur möglich, *eine einzige außerordentliche Leistung* hervorzubringen; die späteren Arbeiten werden sich von dieser um so mehr zu ihren Ungunsten unterscheiden, je mehr der schädigenden Faktoren zusammengewirkt haben.

Von den vielen praktischen Anwendungen, die sich aus diesen Untersuchungen ergeben, habe ich nur einige wenige andeuten können. Doch übersieht man alsbald, daß auch andre Fragen, wie zum Beispiel die Dienstaltersgrenze für Professoren, die Umgestaltung des Lehrauftrages mit zunehmendem Alter, die Vermeidung der Schädigungen, die den Universitäten und andern Hochschulen durch altgewordene Professoren entstehen, und viele ähnliche, auf Grund der

biologisch-energetischen Betrachtung eine viel bestimmtere Beantwortung zulassen, als ihnen bisher zuteil geworden ist.

Groß-Bothen, Februar 1907.

Die Religion im heutigen Italien

Von

Professor Alessandro Chiapelli (Neapel)

Den wirklichen Zustand und die Grundlagen des religiösen Lebens in Italien zu schildern, ist eine Aufgabe, die durch den Umstand, daß diese Grundlagen über die Jahrhunderte des Mittelalters bis zum klassischen Zeitalter zurückreichen, so kompliziert ist, daß es nicht wundernehmen kann, wenn man von denjenigen, die wiederholt an dieses Unternehmen herangetreten sind, die widersprechendsten Anschauungen und die verschiedenartigsten Urteile hört.[1])

Die einen werden uns sagen, daß es in Italien einen wirklichen religiösen Geist nicht gibt und niemals gegeben hat, wohl aber eine beständige und allgemeine Indifferenz, daß die offizielle Religion und der katholische Ritus nichts als eine Verkleidung heidnischer Formen sind; daß im katholischen Kult alles äußerlich und ein Reflex des Geistes der klassischen Kunst und der politischen Tradition der lateinischen Völker ist; daß die Kirche als politische und soziale Einrichtung nichts als eine christliche Umgestaltung des römischen Reiches und jenes Herrscherinstinkts gewesen ist und noch ist, den schon Virgil in einem lapidaren, unsterblichen Vers verherrlicht hat.

Andre dagegen werden sagen, daß ein Strom mystischer Inspiration stets durch die Jahrhunderte unsrer Geschichte hindurch neben der offiziellen Religion hergegangen ist; daß der Geist einer katholischen Reform heute auch in Italien weit verbreitet ist; daß der evolutive Katholizismus auch unter uns viele Anhänger hat, wie die Anteilnahme oder vielmehr die Erregung beweist, die durch die Verurteilung eines Loisy, eines Bonomelli, eines Fogazzaro, eines Romolo Murri hervorgerufen wurde; und daß die christliche Demokratie trotz der jüngsten päpstlichen Mißbilligung noch immer einen großen Teil jener Lebenskraft besitzt, deren erste Impulse unter dem Pontifikat Leos XIII. sich regten

---

[1]) Außer den sehr bekannten Schriften von Trede, Gebhard, Dejob, Mariano, Barzellotti, Bovet, Semeria, Murri, Ruffini, Luzzatti u. s. w. siehe die Bücher von Bolton-King und Fischer über Italien, die Schrift des Professors Tony André „The Religions Liberal Movement in Italy" (1901), den sehr unparteiischen und objektiven Artikel eines anonymen Geistlichen in der „Church Quarterly Review" vom Oktober 1902 und auch einen Aufsatz von mir in dem Band „Saggi e note critiche" (Bologna 1895, Zanichelli), ferner die Nuova Antologia vom 16. Oktober 1905.

und noch in der „Lega democratica nazionale“, der Vereinigung der sogenannten „katholischen Modernisten“, sich bemerklich machen.

Gewiß wird jedem, der das öffentliche Leben Italiens in seiner Gesamtheit betrachtet, sehr bald die traditionelle Teilnahmlosigkeit unsrer Staatsmänner gegenüber allem, was das religiöse Leben unsers Landes betrifft, in die Augen fallen. Das berühmte Wort Cavours schien mit Notwendigkeit die Verpflichtung zur völligen Trennung des Staates von der Kirche und seine Uninteressiertheit an allem, was das religiöse Gewissen des italienischen Volkes betrifft, in sich zu schließen. Während in Frankreich das Trennungsgesetz und die unlängst erfolgte Aufhebung des Konkordats zu einem erbitterten Konflikt zwischen der auf ihre Vorrechte eifersüchtigen Kirche von Rom und einem nicht allein weltlichen, sondern dem religiösen Leben Italiens feindlich gegenüberstehenden Staate zu führen droht, hat bei uns die Weltlichkeit des Staates, einer der Hauptpunkte des modernen Staatsrechts, sich in Gleichgültigkeit gegen alles, was zur Religion gehört, verwandelt, und die religiöse Neutralität ist zu einer wahren religiösen Nullität geworden. Nachdem tatsächlich der Elementarunterricht in der Religion der Gewissensfreiheit zuliebe abgeschafft und, gleichfalls von Rechts wegen, die theologischen Fakultäten an den Universitäten aufgehoben worden sind, hat der Staat seine Aufgabe als liberaler Staat für erfüllt gehalten und sich nicht gefragt, ob nicht dort seine Pflicht beginnt, an die Stelle dessen, was er ausgeschaltet hat, etwas Lebensfähiges zu setzen, etwas, das fähig wäre, eine tiefe erzieherische Wirkung auf das öffentliche Gewissen auszuüben. So ist es gekommen, daß jedesmal, wenn in den parlamentarischen Verhandlungen eine das religiöse Leben betreffende Frage auftauchte, unsre Staatsmänner, getreu der traditionellen Politik des Ausweichens, es sorgsam vermieden haben, ihr entgegenzutreten und sie zu lösen, indem sie sich entweder einer Ausflucht bedienten, die geeignet war, jeder lästigen Reibung vorzubeugen, oder jeden Beschluß auf eine spätere Zeit verschoben und jedenfalls immer eine Abstinenzpolitik befolgten, als wenn es einer Regierung erlaubt wäre, von etwas zu abstrahieren, was eine der Lebenskräfte jeder Nation darstellt, und nun vollends der Regierung eines Landes, in dem die Religion durch Tradition und von Natur in ganz besonderem Maße eine politische und soziale Macht ist, mit der man doch rechnen muß.

So hat dieser dem italienischen Wesen so sehr eigne Geist der Freiheit und Toleranz, der die Frucht der Weltlichkeit des Staates ist, eine der ruhmvollsten Errungenschaften der modernen Zivilisation, sich in Gleichgültigkeit verwandelt. Und während jener Geist edle Früchte politischer Weisheit tragen kann, wovon uns schon die alten Römer ein großartiges Beispiel gegeben haben, bildet dieser Zustand der Gleichgültigkeit und Unbekümmertheit eine Ursache politischer Schwäche und schafft der Regierung und den italienischen Bürgern fortwährende ernste Schwierigkeiten. Es war vielleicht ein weiser und kluger Entschluß, den von vielen Liberalen gewünschten Gesetzentwurf über die Ehescheidung nicht vor das Parlament zu bringen; denn da er den im größten Teil des

Landes vorherrschenden Anschauungen nicht entsprach, würde die Ausführung dieses Gesetzes eine gefährliche öffentliche Erregung hervorgerufen haben und die Wohltaten, die seine Freunde sich davon versprachen, würden vielleicht in der Praxis geringer geworden sein. Aber auch ohne diese gefährliche Neuerung gibt es heute viele Gelegenheiten, bei denen die Unbestimmtheit unsrer Kirchenpolitik von großem Schaden für das Land ist, selbst abgesehen von den Schwierigkeiten, welche die Kurie uns in den internationalen Beziehungen und in unserm Verhältnis zu den auswärtigen Staaten, besonders zu den katholischen, bereiten kann. Seit dem Gesetz über die Garantien, das unsre Beziehungen zu der kirchlichen Macht in Rom regelte, ist unsre Kirchenpolitik fast gleich Null gewesen; denn die Gesetzgebung über die Verwaltung des kirchlichen Eigentums durch den Staat ist trotz mancher neueren Verbesserungen noch unsicher und ungenügend. Noch immer schweben die Beziehungen zwischen dem Staat und der Kirche hinsichtlich vieler Punkte im ungewissen, was fortwährend praktische Unannehmlichkeiten zur Folge hat. Die Verantwortung der kirchlichen Behörden bei der Ueberwachung und dem Schutz der Kunstwerke, mit denen unsre Kirchen geschmückt sind, ist niemals durch ein Gesetz genau bestimmt worden; der Religionsunterricht wird in den Schulen einiger Gemeinden erteilt, während er in andern ausgeschlossen wird, und diese Verwirrung wird anhalten, solange nicht die Uebertragung der Elementarschule an den Staat diesem Problem eine einheitliche Lösung gegeben hat. Viel ernster sind weiterhin die Nachteile, die der öffentlichen Sittlichkeit und den Staatsbürgern aus der Unsicherheit des Verhältnisses zwischen der Zivilehe und der kirchlichen Ehe erwachsen; die Diskussion, die sich vor einigen Jahren im Senat an einen Gesetzentwurf über den Vorrang der Zivilehe knüpfte, ließ den Stand der Dinge unverändert, als glaubte die Mehrheit des Oberhauses auf den Fall das alte behutsame „Quieta non movere“ anwenden zu sollen. Nur gibt es bei einem derartigen Gegenstande alles andre eher als Ruhe. Da der Klerus die kirchliche Trauung häufig, besonders wenn Verpflichtungen bestehen und Beziehungen vorhergegangen sind, vornimmt, ohne sich zu vergewissern, daß die Brautleute die vom Staate vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt haben oder zu erfüllen beabsichtigen, so kommen häufig Fälle von „Zivilkonkubinat“ vor und es gibt kein Mittel, ein eventuelles Verlassen zu verhindern. Diesem von der einen wie von der andern Seite beklagten Zustand abzuhelfen ist nur dann möglich, wenn die Feindseligkeit gegen den Vorrang der Ziviltrauung überwunden wird — eine Feindseligkeit, die ganz ungerechtfertigt ist, weil das Sakrament mit seinem erhabenen Charakter einem Vertrag, der in erster Linie auf ein Interessenverhältnis gegründet ist, gleichsam die letzte feierliche Weihe geben würde. Ich sage das, weil in der Tat die Ziviltrauung nichts Feierliches hat und unter den Worten, die der Beamte spricht, keines ist, das darauf abzielt, die beiden Brautleute an ihre gemeinsamen Pflichten gegen den Staat und das Vaterland zu erinnern; wäre dies der Fall, so würde es in der Volksmeinung dazu beitragen, die Ziviltrauung in Respekt zu setzen und so ihre allgemeine Einführung erleichtern. Die Formen sind, besonders

für das italienische Volk, das Kunstempfinden und Freude an äußerem Pomp hat, etwas Lebendiges und Wesentliches, nicht eine bloße Aeußerlichkeit, wie die katholische Kirche wohl weiß.

Die durch diesen Zustand geschaffenen Schwierigkeiten machen sich, wenn auch in geringerem Grade, auch der Kirche fühlbar. Der italienische Staat hat — obwohl er mehrere Male von unabhängigen Parlamentariern und von angesehenen Schriftstellern darauf aufmerksam gemacht worden ist — niemals in seinem Verhalten den Eindruck gemacht, als ob er die Wohltat begriffe, die es für das neue Italien bedeuten würde, wenn er den niederen Klerus, besonders den der Landbezirke, auf seiner Seite hätte. Irgendein neues Gesetz über die Erhöhung der sogenannten „congrua parrocchiale" ist ohne Zweifel eine unzulängliche Maßregel. Bei der unerschütterlichen Feindschaft des hohen Klerus würde der Staat wenigstens in der Majorität der kleinen Priesterschaft, d. h. der dem Volke am nächsten stehenden, die er durch tausend Mittel zu sich heranziehen könnte, einen mächtigen Verbündeten finden, und er würde damit zugleich auf eine praktische und einfache Weise das Problem des Elementarunterrichts, wenigstens in den Landbezirken, lösen. Auch die Pfarrer in den kleinen Städten befinden sich täglich in einer peinlichen Lage den Zivilbehörden gegenüber, und mancher Don Abbondio, bemerkt geistreich ein deutscher Schriftsteller,[1]) würde überglücklich sein, wenn König und Papst, des langen Haders müde, endlich Friede machten und Thron und Altar wieder einander stützten, statt sich zu befehden.

Wie die Trennung der beiden Gewalten die Gleichgültigkeit der italienischen Politik gegen die auf die Religion und die Kirchenpolitik bezüglichen Fragen zu erklären, wenn nicht zu rechtfertigen schien, so hat der politische Zwiespalt, der sich nach der Besetzung Roms verschärfte, indem er eine Glaubensfrage mit der Politik verquickte, wie ehedem die Kirche die beiden Gewalten in sich vereinigt hatte, die Möglichkeit gegeben, einerseits die Irreligiosität vieler Staatsmänner mit dem Schein des Patriotismus und die oftmals gegen die Interessen der Kirche ergriffenen Repressalien zu rechtfertigen, anderseits bis in die letzte Zeit hinein, wenigstens scheinbar, den größten Teil der Katholiken zu zwingen, dem politischen Leben fernzubleiben, wodurch im parlamentarischen Leben jener fruchtbare Ideenstreit wegfiel, der sein in der öffentlichen Meinung so sehr verringertes Prestige ohne Zweifel wieder erhöht haben würde, und ein Kern konservativer Kräfte ausgeschlossen wurde, der in der parlamentarischen Vertretung den subversiven Kräften der parlamentarischen Sozialisten hätte das Gleichgewicht halten können. Den schmerzlichen Zwiespalt zu beseitigen war eine in ganz Italien weitverbreitete Partei zwar unablässig bestrebt; und es kam ein Augenblick (im Jahre 1887), in dem es schien, als ob die Aussöhnung nahe daran sei eine Tatsache zu werden durch die Bemühungen jener vielen, deren Herold der Pater Tosti war und die der Ansicht sind, daß man ein guter

[1]) P. D. Fischer, Italien und die Italiener, 2. Aufl. Berlin 1901, S. 401 f.

Bürger sein und doch ein guter Katholik bleiben, sein Vaterland lieben und ihm dienen und sich zugleich der Kirche ergeben zeigen kann. Doch wenn es nicht erlaubt scheint, die Vorteile zu bezweifeln, die der italienische Staat aus der neuen Ordnung der Dinge ziehen könnte, um so mehr als die bürgerlichen Freiheiten und die Einigkeit des Vaterlandes ein unantastbarer Besitz sind, so ist es auch ebenso offenbar, daß der Vatikan niemals offiziell seinen völligen Verzicht aussprechen und damit sich in Widerspruch zu seinen feierlichen und wiederholten Erklärungen setzen kann.

Wenn aber dies der formale Rechtszustand ist, so ist doch etwas andres die Tatsache. Die Erfahrung lehrt nicht nur, daß ein Modus vivendi möglich ist, sondern sie beweist uns auch, daß ein stillschweigender Verzicht eingetreten ist und jeden Tag wieder vorkommt. Es ist so klar, daß der Verlust der weltlichen Macht der Kirche in religiöser Hinsicht keinen Schaden getan hat, die Schwierigkeiten, die ihr heute bei den freiheitlichen Neigungen der Völker eine politische Herrschergewalt bereiten würde, sind so evident und die Unmöglichkeit einer Restitutio in integrum ist so offenkundig, daß ein stillschweigender Verzicht von dem ganzen jüngeren und gebildeteren Klerus vorausgesetzt wird und ein Einverständnis über diesen Punkt, wenn auch nicht ausdrücklich, doch wenigstens implizite vorhanden ist. Daß die jungkatholische Partei mit dem zuerst durch die Enzyklika „Rerum Novarum" ausgesprochenen Einverständnis Leos XIII. sich einer volkswirtschaftlichen und sozialen Tätigkeit als christlich-demokratische Partei zugewendet hat, bedeutet gerade, daß sich ihrer Aktivität ein weiteres Feld erschlossen hat und daß die Politik der engherzigen Vergeltungsmaßregeln tatsächlich aufgegeben ist. Allerdings hat der neue Papst sich beeilt, das Ungestüm zu zügeln und den Feuereifer der jungen christlichen Demokratie zu dämpfen, aber er selbst hat gestattet und gestattet noch — wenn er auch das „Non expedit" nicht widerrufen hat —, daß die italienischen Katholiken, wofern es von der lokalen kirchlichen Obrigkeit für opportun erachtet wird, an den politischen Wahlen teilnehmen und im Parlament in Rom sitzen, was eine stillschweigende Anerkennung Roms als der italienischen Hauptstadt und der vollendeten Tatsache bedeutet.

So kann heute die politische Frage die Kirche und die Religion in den Augen der wahren italienischen Patrioten nicht verdunkeln, wie es vor einigen dreißig Jahren der Fall war, als die römische Frage und die fortwährenden heftigen Proteste des Vatikans die Gemüter erregten. Mit dem Verlust der weltlichen Macht scheint das Papsttum, auch in den Augen der Andersgläubigen wie in der Meinung der Evangelischen in Deutschland und anderswo, an geistlichem Ansehen gewonnen und etwas Erhabenes bekommen zu haben, das allen Ehrfurcht einflößt. Je mehr es seit 1870 seinen nationalen Charakter verlor, desto mehr bekam die Kirche wieder die universale und wirklich katholische Natur ihres Instituts. Infolgedessen ist der Boden für ein religious revival heute viel freier und von günstigerer Beschaffenheit als vor einigen Dezennien, auch abgesehen von den allgemeinen Verhältnissen, die in der Kulturwelt für die neuen idealistischen Bestrebungen im Reich der Gedanken und des Lebens ge-

schaffen sind, und von dem Gefühl der Ehrfurcht vor der christlichen Religion und ihren Tempeln, das die, wenn auch nicht in den großen Massen, so doch im gebildeten Publikum weiter verbreitete Liebe zur Kunst und ihrer Geschichte hervorruft. Die Bankskandale und die Korruption auf vielen Gebieten des öffentlichen Lebens in Italien, die vor allem durch die in dieser Hinsicht sittenreinigende Tätigkeit der Sozialisten aufgedeckt worden sind, und die neuesten, bisweilen, wie in Florenz, sogar bilderstürmerischen Gewalttätigkeiten der extremen Parteien riefen in vielen einen Seelenzustand hervor, der, wenn er auch nicht wirklich ein religiöses Bedürfnis genannt werden kann, doch immerhin als Streben nach einer sittlichen Erneuerung betrachtet werden darf. Viele selbst von den Staatsmännern der neuen Generation sehen, je mehr das Recht des Vaterlandes auf Rom sich nicht nur im Nationalbewußtsein, sondern auch in der internationalen Meinung befestigt hat, es jetzt nicht mehr als unvereinbar mit ihrem Patriotismus an, ihren Kindern eine religiöse Erziehung zu geben, und fühlen, daß der Kultus des Vaterlandes und der Freiheit, so heilig er ist, nicht genügt, um alle Bedürfnisse der Seele und des modernen Lebens zu befriedigen. Nur ist es bemerkenswert, daß eine solche Reform, die den öffentlichen Geist umbilden und daher den Staat lebhaft interessieren sollte, aber statt dessen von ihm vernachlässigt wird, anderseits denjenigen, die sie in Angriff genommen haben, niemals ohne eine Rückkehr zur katholischen Kirche — auf dem einen oder andern Wege — denkbar erscheint. Dies war wenigstens der Fall mit jener „Unione morale“, die im Jahre 1894 auf die Initiative einer Gruppe von auserwählten Persönlichkeiten gegründet wurde aus Anlaß einiger Vorträge von Paul Desjardins und als Reflex jener Gesellschaften für ethische Kultur, die in Amerika, in Deutschland und anderswo dank der Tätigkeit Adlers gebildet worden sind und noch jetzt in vielen Ländern, in denen sie entstanden, kräftig gedeihen. Ungeachtet ihrer edelsinnigen Bemühungen war das Werk der Mitglieder dieser Vereinigung nicht von Dauer, und die Zeitschrift „L'Ora presente“, das Organ der verdienten Gesellschaft, erwies sich, obwohl sie anfangs in sehr liberalem und nichtkonfessionellem Geiste redigiert wurde, nicht bloß als unfähig, den öffentlichen Geist des Landes zu beleben und zu erneuern, sondern sie betonte auch immer mehr die religiöse Note, näherte sich allmählich immer mehr dem Katholizismus und war nur von kurzem Bestand. Anderseits scheint jeder Versuch, die katholische Kirche der Bewegung der modernen Ideen anzunähern, fehlgeschlagen zu sein. Wenn dies auch im allgemeinen ihre Beziehungen zu der internationalen Kultur, sei es im Reich der Gedanken, sei es in dem des sozialen Lebens, betrifft, so macht sich doch jenes Bestreben, ihre Gesamtheit in der unbeugsamen Starrheit des Dogmas, der Hierarchie und der Disziplin vor jedem Hauche von Modernität zu verschließen, ganz besonders in dem Lande geltend, in dem sie ihren historischen Sitz und ihr Strahlungszentrum hat. Die katholische Kirche ging lange Jahrhunderte hindurch mit der Zeit und bekam jenes wunderbare Assimilationsvermögen, das ihr ermöglichte, den Zusammenbruch so vieler Reiche zu überdauern, sich in der Aufeinanderfolge so

vieler Ereignisse aufrechtzuerhalten und aus den vielen Gefahren, die von inneren und äußeren Feinden drohten, siegreich hervorzugehen. Trotz ihrer scheinbaren Unbeweglichkeit schritt sie fort in der Glaubenslehre und in ihrem Handeln. Das „Nil immutetur in ecclesia“ war mehr eine Regel der inneren Disziplin als die Norm ihres Lebens und ihrer Praxis, die sich mit wunderbarer Kraft und kluger Anpassung an alle Zeiten und alle Orte entwickelte. Wie sie von der antiken Kultur und von der politischen Tradition des Kaiserreichs, da sie in Rom ihren Sitz hatte, alles übernahm, was für die Natur ihres Organismus paßte, und sich mit jenem großen, gesunden Menschenverstand, der ihre Stärke war, von den Extremen aller häretischen Parteien und den Uebertreibungen aller mystischen Lehren fernhielt, die sie von ihrem Lauf abgelenkt haben würden, so wußte sie aus dem Entstehen der Bettelorden des dreizehnten Jahrhunderts Vorteil zu ziehen; die Lehre des Aristoteles machte sie zur Grundlage ihres philosophischen Gebäudes, und in der humanistischen Periode nahm sie den Platonismus an; die Elemente der klassischen Renaissance wußte sie auf den Wegen der Kunst den Formen des Kultus einzuverleiben, indem sie sie bis zu der Herrlichkeit der vatikanischen Stanzen und der Sistina emporhob. Selbst aus der Reformation entnahm sie die Anregungen zu jener Erneuerung und jener Instauratio magna, welche die Gegenreformation wurde und zum Konzil von Trient führte.

Indessen scheint, nachdem das kirchliche Dogma, die Liturgie und die Hierarchie feste Gestalt bekommen hatten, ihr Assimilationsvermögen sich erschöpft zu haben und die jahrhundertealte evolutive Tradition ins Wanken geraten zu sein. Die römische Kirche erstickte nicht nur von diesem Augenblick an jede lebendige Regung eines freien Gedankens, wenn sie auch die gelehrte Arbeit auf literarischem und historischem Gebiete und, soweit das Dogma dadurch nicht berührt wurde, auch die in den physikalischen Wissenschaften gestattete und sogar unterstützte, sondern schien von jetzt an in der Zeit rückwärts zu schreiten und zog sich, statt von hohem Standpunkt aus die Ereignisse und die Strömungen zu beherrschen, immer mehr von ihnen zurück, wenn sie nicht eine entschieden feindselige Stellung einnahm. Von den drei großen Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts, der nationalen Freiheit, der sozialen Bewegung und der modernen Wissenschaft, wollte oder konnte sie keine sich zu eigen machen. Nach den vergeblichen Hoffnungen des Jahres 1848 widersetzte sich die Kirche der Einigung und der Freiheit Italiens, und wenn auch Leo XIII. mit der Enzyklika „Rerum Novarum“ die Kirche zu einer neuen sozialen Tätigkeit anzuregen schien, so desavouierte er selbst in den folgenden Enzykliken und noch mehr Pius X. die christliche Demokratie, indem sie jede soziale Lebenskraft im jungen Klerus und im katholischen Laientum unterdrückten. Nicht anders war es mit der Wissenschaft. Die Verdienste Leos XIII., der bekanntlich die vatikanischen Archive öffnete, um die historischen Studien sind sehr groß, und niemand könnte leugnen, daß auch der italienische Klerus bemerkenswerten Anteil an der Arbeit der wissenschaftlichen Anstalten nimmt. Aber nachdem einmal der Syllabus und die dogmatische Verkündigung der

päpstlichen Unfehlbarkeit jeder Unabhängigkeit des Denkens den Zutritt verschlossen hatten, war es natürlich, daß auch die Philosophie offiziell von der Kirche vorgeschrieben werden mußte, und so wurde von Leo XIII. die Scholastik als die einzige wahre und richtige Philosophie wieder in ihre Ehren eingesetzt. Hoffen wir, daß es nicht ebenso mit der Bibelkritik geht und daß die von Leo XIII. eingesetzte Kommission nicht darauf ausgeht, das Wiedererwachen der Bibelstudien zu unterdrücken, die mit bemerkenswerter geistiger Freiheit betrieben werden, von der auch der junge italienische Klerus uns ein löbliches Beispiel gibt. Doch die bereits erfolgte offizielle Bestätigung des mosaischen Ursprungs des Pentateuch und des historischen Werts des vierten Evangeliums läßt leider befürchten, daß man auch nach dieser Richtung hin der modernen Kritik jeden Weg versperren will, wie man es mit der Verdammung Loisys, mit dem Msgr. de Hulst und andern freien katholischen Exegeten auferlegten Widerruf getan hat; und die jüngsten derartigen in Italien vorgekommenen Fälle, die Verdammung Bonomellis, des „Santo“ von Fogazzaro und der christlichen Demokratie, beweisen fort und fort, daß beim römischen Katholizismus die restriktive und intransigente Haltung noch immer vorwiegt und auf verschiedene Weise zur Geltung kommt.

Ungeachtet aller dieser Zeichen eines Erstarrens der zentralen Tradition der katholischen Kirche läßt sich nicht leugnen, daß ein bemerkenswertes Wiederaufleben des religiösen Lebens wenn auch nicht in ihr, so doch um sie herum im Gange ist, auch in Italien, auf welches heute nicht mehr völlig zutrifft, was vor einigen Jahren Harnack schrieb: daß es nur die beiden äußersten Pole des Papismus oder des Atheismus kenne. Ich glaube nicht, daß tatsächlich viele unter uns sind, die zugeben werden, daß Italien heute an der Spitze dieser religiösen Reformbewegung der katholischen Kirche stehe, wie kürzlich Harrier Reid versicherte, als er (in der „Monthly Review“ vom September 1906) das ideale Werk Fogazzaros einer kritischen Prüfung unterzog. Es handelt sich in Italien höchstens um ein unbestimmtes und unorganisches Streben. Doch das ist immerhin etwas. Und wenn auch „the will to believe“ noch nicht die Religion ist, so ist er doch auch nicht, wie Nietzsche meinte, die Verneinung; und von diesem erneuerten Bedürfnis zu glauben oder wenigstens nach einem höheren Ansehen, in dem das religiöse Leben zu halten wäre, fehlen auch bei uns die Anzeichen nicht. Vom Staate ist in dieser Hinsicht wenig oder nichts zu erwarten, solange die politische Spannung zwischen ihm und der Kirche und die traditionelle Politik der Ignorierung alles dessen, was die Religion betrifft, andauert. Der Staat kann sich niemals mit der Erteilung des Religionsunterrichts in den Schulen durch die Geistlichkeit einverstanden erklären, welch letztere ihm widersetzliche oder illoyale Untertanen erziehen könnte. Anderseits könnte auch der allgemeine Mangel an theologischer Bildung selbst beim gebildeten Laientum, besonders nach der Aufhebung der theologischen Fakultäten an den Universitäten, kein Vertrauen auf einen ernsten und wirksamen Unterricht einflößen. Dazu ist das Bürgertum, dessen Reflex die Regierung hauptsächlich ist, mit Jakobinismus gesättigt, und der italienische Liberalismus ist nicht bloß berechtigterweise anti-

klerikal, sondern auch infolge einer unberechtigten Ausdehnung antireligiös. Und der Staat, liberal und weltlich wie er ist und sein muß, macht niemals den Eindruck, als wäre er sich klar über die soziale und politische Bedeutung des religiösen Lebens in dem Volke, das er regiert, und über die große Wahrheit, welche die Geschichte lehrt: daß die Religion die Kraft und die Grundlage der Nationen ist. Hierzu ist noch zu bemerken, daß die sogenannten Volksparteien in Italien, insbesondere die Radikalen und die Sozialisten, ohne deren zum mindesten indirekte Unterstützung sich kein Ministerium längere Zeit halten kann, auch ins öffentliche italienische Leben die nicht nur gegen die Kirche, sondern auch gegen jede religiöse Idee feindliche Parole der Befreiung von jener Religion tragen, die sie als traditionellen Schild und Schutz der herrschenden Klassen und des Privilegiums betrachten. Außerdem ist zu bemerken, daß in der sozusagen offiziellen Wissenschaft in Italien noch immer allgemein die positivistischen Tendenzen und Theorien vorherrschen, die in den gebildeteren Ländern ihren Boden verloren haben, wie aus dem vor drei Jahren in Rom abgehaltenen Freidenkerkongreß hervorging.

Auch von dem Wirken andrer religiöser Konfessionen in Italien ist nicht viel zu erhoffen. Trotz der Vermehrung der evangelischen Zentren und Zeitschriften, besonders der waldensischen, handelt es sich nur um Einzelerscheinungen, und das Eindringen des Protestantismus in Italien stößt heute auf dieselben Widerstände wie zur Zeit Luthers im Wesen des italienischen Volkes, das auch im religiösen Gefühl die Bedürfnisse seiner lebhaften Einbildungskraft und seines klassischen Sinnes für Schönheit und Form befriedigt sehen will und, abhold der geistigen und individuellen Innerlichkeit des religiösen Lebens, die den nordischen Völkern eigen ist, die soziale Harmonie und Uebereinstimmung der in einem gemeinsamen Kult und in einem feierlichen und prächtigen Ritus vereinigten Seelen liebt. Besser als alles andre wird das katholische Gefühl für die Kunst und für die einigende Kraft des äußeren Ritus durch die begeisterten Worte Mortimers in Schillers „Maria Stuart“ und durch jene Worte charakterisiert, mit denen die katholische Königin vor ihrer letzten Beichte das kollektive Gebet preist:

> „Es haßt die Kirche, die mich auferzog,
> Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet sie,
> Allein das körperlose Wort verehrend.
> — — — — — — — — — — — —
> Die allgemeine, die kathol'sche heißt sie,
> Denn nur der Glaube aller stärkt den Glauben.
> Wo Tausende anbeten und verehren,
> Da wird die Glut zur Flamme, und beflügelt
> Schwingt sich der Geist in alle Himmel auf.“

Wer angesichts alles dessen jeden Hauch religiösen Lebens in Italien leugnen wollte, würde sich gründlich täuschen. Die Erörterungen, die das Buch Fogazzaros, besonders nach der kirchlichen Verdammung, hervorrief, waren gewiß nicht auf den sehr bescheidenen literarischen Wert des Werkes zurückzuführen, und ebensowenig

auf eine Unterwerfung, die nicht einmal den Mut zu einem Widerruf hatte, wohl aber auf die in dem Buch verfochtenen Ideen einer Reform der Kirche. Allerdings sind die Freunde dieser Ideen nur in einer Gruppe gebildeter Personen, darunter besonders Damen der vornehmen Gesellschaft, zu finden, und es ist sicher nicht darauf zu hoffen, daß von dieser Seite ein wirksamer Anstoß zu einer religiösen Erneuerung kommt und sich im Volke verbreitet. Auch die Sympathie der neuesten Zeit für den Franziskanismus, der die von Sabatier gegründete Società di Studi Francescani in Assisi ihre Entstehung verdankt, ist mehr historischer, gelehrter und künstlerischer als religiöser Natur. Die wahren religiösen Bewegungen sind immer aus der Volksseele hervorgegangen. Nun muß man im italienischen Volk wohl unterscheiden zwischen den Arbeitermassen in den Städten, die durch die irreligiöse Propaganda des Sozialismus aufgewiegelt sind, und dem Landvolk, in dem der religiöse Geist noch lebendig ist, sogar lebendiger als vor dreißig Jahren. Ich weiß wohl, daß die glühende, ungebildete Gläubigkeit, besonders in den Landbezirken der südlichen Provinzen, die mit der Menge ihrer Heiligen und dem Fetischismus ihrer abergläubischen Bräuche so sehr an den Kult und Götzendienst der Heiden erinnert, zwar das Leben beherrscht, aber allzuoft nicht die Kraft hat, es höher zu heben, und oft mit lockeren Sitten und bisweilen sogar mit Gewalttätigkeit gegen Personen und Sachen verbunden ist. Die Moralität dieser Volksmassen in einem Lande, das den schmerzlichen Vorzug hat, im Analphabetismus an der ersten Stelle zu stehen, hat ohne Zweifel Lücken und sogar Abgründe, welche die völlig äußerliche Religiosität nicht auszufüllen imstande ist. Wer aber tiefer und mit größerer und ruhigerer Erfahrung hineinblickt, wird auch viele unbekannte und einfache, vom Glauben getragene und befestigte Tugenden, Handlungen bewundernswerter Entsagung und Opferwilligkeit entdecken, die natürlich weniger in die Augen fallen als jene Sittenlosigkeiten und jene Gewalttätigkeiten, aber zahlreicher sind, und deren Quelle und Seele in Wahrheit das religiöse Empfinden war. „In der Einmütigkeit eines italienischen Dorfes in religiösen Dingen liegt etwas Schönes und Ergreifendes,“ schreibt ein Engländer, ohne sich jedoch die schweren Mängel vieler religiöser Zeremonien zu verhehlen, die sich in den katholischen Kirchen abspielen, oft inmitten allgemeiner Unaufmerksamkeit. Und es ist richtig, daß jenes religiöse Substrat im Volk, das vor allem auf dem Lande noch vorhanden ist, gleichsam ein Boden ist, der von den antiken mystischen Vorstellungen gebildet wird, die in der Vergangenheit auch in Italien eine originale Gestalt eines religiösen Gefühls und Bewußtseins schufen. Italien gab der Christenheit den heiligen Benedikt und Joachim von Floris, Franz von Assisi und Katharina von Siena, Savonarola und den heiligen Bernhard, Filippo Neri und den heiligen Karl Borromäus. Und aus der Religion schöpften Kraft der Inspiration für ihr Werk „große Geister“ wie Dante und Giotto, Fra Angelico und Petrarca, Brunellesco und Columbus, Michelangelo und Tasso, Rosmini und Manzoni. Das so volkstümliche Christentum des heiligen Franz von Assisi ist eine rein originale und nationale Form, durch

seine heitere, lichtvolle, von jedem Uebermaß asketischer Buße und Zucht wie von jedem doktrinären Dogmatismus und jeder Unduldsamkeit weit entfernte Gemessenheit, durch seine Liebe zur ganzen Natur, zum Leben, die so sehr der feurigen Einbildungskraft des Volkes entsprach und daher der Kunst so viele Anregungen geben konnte. Man kann auch den echt italienischen Charakter jener Form des Christentums nicht besser erkennen, als indem man die Gestalt des heiligen Franz mit der des heiligen Dominikus und Katharina von Siena mit Ignatius von Loyola vergleicht.

Es ist bemerkenswert, daß in diesen so rein italienischen Heiligen die mystische Kraft und die religiöse Begeisterung sich stets mit ihrer wunderbaren Befähigung zu einem sozialen Wirken verbindet. Daher konnten sie die Harmonie mit der Kirche bewahren, die aus ihrem Wirken in Augenblicken, in denen sie von schweren Gefahren bedroht war, großen Nutzen zu ziehen vermochte und verstand. Denn das römische Papsttum war durch seine wunderbare Fähigkeit, sich der moralischen, sozialen und künstlerischen Veranlagung der lateinischen Rasse, besonders des italienischen Volkes, anzupassen, wirklich lange Jahrhunderte hindurch eine italische Institution. Doch diejenigen, die heute immer wieder sagen, daß unter den Völkern des mittelalterlichen Europa das italienische dem Christentum aus natürlichen und historischen Gründen heidnischer als alle gegenübertrat und blieb, behaupten etwas, was allerdings der Hauptsache nach, besonders für die Vergangenheit, richtig ist, weniger jedoch für die Gegenwart und für die Zukunft zutrifft. Ebenso übertreiben sie vielleicht mit der Versicherung, daß das Papsttum, wie es zweifellos in den vergangenen Jahrhunderten eine „Diktatur der Gewissen“ gewesen ist, so dies immer bleiben wird — eine Regierungsform, die unter Völkern notwendig ist, bei denen das religiöse Gefühl niemals jene tiefe Unendlichkeit und Freiheit der Inspiration und des Forschens gehabt hat, die dem Christentum der nordischen Völker einen so andersartigen Charakter verliehen haben. Wenn auch das Papsttum in der Geschichte einen nationalen Charakter und ein nationales Amt gehabt hat und das italienische Volk durch eine Art historischen Instinkts fühlte, daß der lateinische und nationale Geist und die Tradition in Wahrheit nicht durch das römische Reich, sondern durch die Kirche repräsentiert wurde, und es daher guelfisch und antikaiserlich, d. h. antigermanisch, war, so war und ist doch die Kirche eine Weltinstitution, und die römische Zentrale empfängt daher stets Anregungen und Impulse von den äußersten Enden der internationalen katholischen Christenheit. Jenes Ueberbleibsel nationalen Geistes im Papsttum, dessen letzte Manifestation die Hoffnungen des Jahres 1848 waren, ging nach 1870 verloren, nachdem die katholische Kirche von dem befreit war, was auch Dante eine „Last“ und Bürde für sie nannte.

Auf diese Weise und infolge dieser neuen Verhältnisse kann sie um so mehr den Anforderungen und Bedürfnissen des Volkes entsprechen, die eine größere religiöse Innerlichkeit haben. Ich halte es nicht für verständig, zu behaupten, wie andre es getan haben, daß „von der Freiwilligkeit des Volksglaubens nichts Neues und Lebendiges mehr kommen kann“ oder daß die katholische Kirche

absolut unfähig sei, in sich selbst den religiösen Geist wiederzubeleben. Die Indifferenz liegt mehr im italienischen Bürgertum als im Volk; in diesem können sich Ueberraschungen vorbereiten und unerwartete Explosionen des Glaubens und jenes religiösen Bedürfnisses eintreten, das Mazzini, einer der tiefstreligiösen Geister der neueren Zeit, den universalen Atem der Menschheit nannte. Angenommen, es erstände eine Gestalt von der idealen Größe des heiligen Franz von Assisi oder Savonarolas, die, nicht im Namen eines Dogmas, sondern kraft werktätiger Liebe und sozialer Menschenfreundlichkeit als Verkündigerin eines Wortes der Befreiung aufträte, so würde die italienische Seele sich wieder zu neuen Formen christlicher Idealität und bürgerlicher Größe erheben, die mit der modernen Freiheit vereinbar wären. Ein Fonds von religiöser Idealität und geistiger Potenzialität fehlt auch dem italienischen Katholizismus nicht. Man braucht nur an den romantischen und spiritualistischen Katholizismus Manzonis, Pellicos, Rosminis zu denken, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß der italische Genius und die christliche Religiosität sich sehr wohl miteinander vertragen und eine Form intellektueller Größe schaffen können und daß das christliche Bewußtsein, auch in der katholischen Gestalt, sehr wohl mit einer gewissen Freiheit des Geistes vereinbar sein kann. Ohne Zweifel verbindet sich bei den Völkern katholischen Glaubens wie dem italienischen die Ausübung der äußeren Werke, welche die Kirche vor allem fordert, allzuoft mit der inneren Ungläubigkeit oder Gleichgültigkeit und bisweilen, wie bei den ungebildeten analphabetischen Volksschichten, besonders des Südens, sogar mit dem Verbrechen. Der Typus des Ser Ciappelletto bei Boccaccio ist noch immer lebendig und wahr; und von diesem pharisäischen Bund der Beobachtung äußerer Vorschriften mit dem Unglauben und der Immoralität des Lebens liefert uns anderseits die Geschichte der Renaissance allzuviele Beispiele, um darauf länger einzugehen. Und es ist nicht zweifelhaft, daß das tiefe Gefühl für die individuelle Verantwortlichkeit und die Sünde, das bei den Völkern, die den Protestantismus angenommen haben, die beständige innere Prüfung im Bewußtsein des Gläubigen hervorruft, jenen unmoralischen Kompromissen weniger leicht Zugang schafft. Doch muß man auch anerkennen, daß eben jene imaginative Begabung, die in der italienischen Seele vorherrscht, dazu helfen kann, den Sinn für das Göttliche lebendig zu erhalten und es in jedem Ding in der Natur wiederzufinden (man denke an den Gesang von der Sonne des heiligen Franz) und daß in einer katholischen Familie von rechtem Glauben die Reinheit des religiösen und christlichen Gefühls nicht geringer ist als die einer religiösen evangelischen Familie, auch wenn diese mit einem größeren religiösen und theologischen Wissen ausgerüstet sein wird. Wenn bei der letzteren die Innerlichkeit des Glaubens vorwiegen wird, so wird bei der ersteren das Gefühl für die Autorität und die Disziplin — gleichfalls Koeffizienten moralischer Größe — lebhafter sein. Wie man auch über den gegenwärtigen Konflikt zwischen dem Staat und der Kirche in Frankreich denken mag, jene Art „Sperre“, zu der sich der französische Klerus im Gehorsam gegen das Wort Roms rüstet, ist

immerhin ein großartiges Beispiel von Disziplin und ein bewunderungswürdiges Schauspiel von Festigkeit. Eine aller Aufmerksamkeit würdige Erscheinung und vielleicht ein Zeichen einer inneren katholischen Erneuerung in Italien ist ferner die Bedeutung, die allmählich das Laientum im Leben der Kirche bekommt, wie es für Deutschland Professor Ehrard in einem bemerkenswerten Buch wünschte.[1]) Ihr ist zum großen Teile die katholische Regsamkeit der letzten Jahre zu verdanken, und erst kürzlich hat sich die „Lega Democratica Nazionale“, obwohl sie vom Papste verdammt worden ist, öffentlich sich von der katholischen Partei unabhängig erklärt und sich für ihr wirtschaftliches und soziales Programm ihre Freiheit wiedergenommen. Der Beweggrund für das alles ist sicherlich nicht religiös. Doch es ist nicht zweifelhaft, daß es eine wirksame Reaktion auf das religiöse Leben und auf die Kirche ausüben kann; denn das Laientum kann der Weg sein, auf dem sich diese einigermaßen dem modernen Leben und seiner Kultur nähern kann. Die zentrale Autorität der Kirche kann auch ihrerseits indirekt zum Wiedererwachen des religiösen Gefühls in Italien beitragen, da sie noch immer im Prinzip, wenn auch nicht tatsächlich, die größte geistige Macht der Welt ist. Und in dieser Hinsicht vermag viel der Charakter und die persönliche Initiative des Papstes. Während nun Leo XIII. ein diplomatischer und politischer Papst war, will Pius X. ein im wesentlichen religiöser Papst sein, dessen Bestreben es vor allem ist, die innere Kirchenzucht zu kräftigen oder — nach seinem eignen Ausdruck — instaurare omnia in Christo. Indessen lehrt die Geschichte der Kirche, daß die Päpste von dieser Art der Kirche die größten Schwierigkeiten bereiten, wie diejenigen, die nicht nach rechts oder links schauen, um ihre Absicht zu erreichen. Leo XIII., ein umfassenderer und schmiegsamerer Geist, würde, wie er die Kirche den europäischen Staaten wieder näher zu bringen verstand, so wahrscheinlich auf Umwegen es fertig gebracht haben, den gegenwärtigen Konflikt mit Frankreich zu vermeiden, zu dem die geradlinige und unbeugsame Politik seines Nachfolgers geführt hat. Doch auch von dessen schlichtem, rechtlichem Geist kann dem religiösen Bewußtsein Italiens eine Anregung kommen. Die Verurteilung der christlichen Demokratie war, wofern sie überhaupt den katholischen Interessen und der sozialen Organisation der italienischen katholischen Partei nachteilig war, durch die Besorgnis veranlaßt, daß die jungkatholische Partei bei ihrer sozialen und politischen Tätigkeit von den wahren religiösen Zielen der Kirche abweichen würde. Da nun die Wissenschaft, die, je mehr sie kennt, um so mehr nicht weiß und, wenn sie wirklich Wissenschaft ist, auch ihre Grenzen kennt, nicht mit Recht die Religion des Lebens verleugnen kann und da die zivilisierten Staaten deren große Macht zu sozialem und politischem Wirken nicht verkennen können, so hat die Kirche die Aufgabe, dazu beizutragen, daß ihre religiöse Kraft erneuert wird, statt sie politischen und weltlichen Zwecken

---

[1]) Professor Ehrard, Der Katholizismus und das XX. Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit. — Vgl. Dr. Emil Jung, Radikaler Reformkatholizismus, München 1906, bes. S. 320 ff.

dienstbar zu machen, wie sie lange Zeit getan hat. Auch die katholische Kirche kann, wenigstens indirekt, dazu beitragen, den religiösen Sinn in Italien wieder zu erwecken, indem sie den Kultus reinigt und vereinfacht, das liturgische Gebet der Volksseele durch den Gebrauch der Umgangssprache näher bringt, die Heiligenverehrung einschränkt und vernunftgemäß gestaltet, die Kirchenmusik verbessert und hebt (wie es schon der gegenwärtige Papst getan hat, der den gregorianischen Gesang wieder zu Ehren gebracht hat), den Klerus zur Pflege der Kunst anhält und zu diesem Zweck (wie es der Erzbischof von Florenz klugerweise getan hat) in den Seminarien den Unterricht in der Kunstgeschichte einführt, damit dank ihm der Klerus und folglich das Volk den Kirchenbildern die Würde der religiösen Kunst wieder zuerkennt und die Kirchen von allem falschen und geschmacklosen Schmuck befreit, der sie jetzt verunstaltet. Auch die äußere Natur kann den religiösen Sinn in einem für die Kunst und die Schönheit geborenen Volk fördern; die auf den höchsten Gipfeln der Alpen und des Apennin errichteten Kreuze können ein Symbol und Antrieb dieses neuerstehenden religiösen Geistes sein. Doch vor allem muß man den Gebrauch und die Lektüre der Bibel, besonders der Evangelien, im Volke verbreiten und damit die Indifferenz bekämpfen, welche die eigentliche Feindin der Religion in Italien ist; man muß zum Ausdruck bringen, daß die priesterliche Vermittlung den Bedürfnissen auch der katholischen Seele nicht genügen kann, und die religiöse Wahrheit in einer Weise darbieten, daß die Unvereinbarkeit des christlichen Bewußtseins mit einem moralisch verwerflichen Leben und die Unfähigkeit der äußeren religiösen Uebungen, darin heilsam zu wirken, wofern der Geist fehlt, der lebendig macht, lebhafter als es heute geschieht, zutage tritt. Doch es muß auch die christliche Kirche, besonders die katholische, zwei fundamentale Forderungen des modernen Geistes anerkennen, von denen die eine das Glaubenssystem betrifft, die andre sich besonders auf die Organisation der Kirche als einer sozialen Institution bezieht, und die allein die Kirche dem Kulturleben unsrer Zeiten nahe bringen können. Die Lehre von der Unveränderlichkeit des Dogmas, nicht nur dem Wesen, sondern auch der Form nach, und noch mehr die päpstliche Unfehlbarkeit schließt jede mögliche doktrinale Entwicklung der Religion aus. Das religiöse Bewußtsein muß aber, wie jede Form des Bewußtseins, offen und einer Vervollkommnung in der Auslegung der Glaubenslehre fähig sein; und selbst die Offenbarungsidee schließt für denjenigen, der die Geschichte als eine göttliche Erziehung des Menschengeschlechts ansieht, einen graduellen Fortschritt nicht aus, sondern bedingt ihn vielmehr. Was unveränderlich ist, ist ein Caput mortuum. Wenn also das Lehrsystem der Kirche ein lebendiger Organismus ist, so muß es gleichfalls dem allgemeinen Gesetz der Entwicklung unterliegen. Und für das soziale Gleichgewicht ist es gut, daß es so ist. Die Religion ist die Hüterin der Traditionen und hält ihrer Natur nach fest an dem, was Schillers Wallenstein das „ewig Gestrige“ nennt, während die Wissenschaft und die Geschichte die menschliche Zukunft fördern. Wie aber die beiden Kräfte, die hemmende und die vorwärtstreibende, für das Getriebe des Lebens notwendig sind, so soll, während die

Wissenschaft sich der Kontinuität der Arbeit bedient, welche die Zukunft und die Gegenwart organisch mit der Vergangenheit verknüpft, die Religion in der Vergangenheit und in der Tradition die Keime der Zukunft und die Kraft zu ewiger Erneuerung finden.

Anderseits muß die Kirche sich auch überzeugen, daß das religiöse Leben notwendigerweise in sich das widerspiegeln muß, was Form und wesentliche Bedingung des heutigen sozialen Lebens in allen seinen Aeußerungen ist, die geistige Freiheit. Wenn es wahr ist, daß, wo der Geist ist, auch die Freiheit ist, so ist es nicht minder wahr, daß, wo Freiheit ist, der Geist lebt. Der institutionelle und konfessionelle Charakter der Religion ist das, was vor allem dem modernen Gedanken widerstrebt. In einer Gesellschaft wie der unsrigen, in der das Individuum nicht mehr einer Korporation oder Institution angehört, sondern sich frei bewegt, sich aller seiner Rechte bewußt, ist keine andre Religion möglich als eine, die sich hauptsächlich auf die innere Freiheit und die individuelle Initiative gründet. Auch die Sozialisten erkennen die Religion als „Privatsache" an. Und das ist sicherlich ihr unverletzliches Asyl, ihr unantastbares Recht. Wenn auch die Religion stets eine Bedeutung als soziale Funktion haben und deshalb stets eine Institution haben wird, die sie repräsentiert, so wird doch das Geheimnis ihrer Kraft und der Angelpunkt, um den sie sich stets bewegen muß, in der Zukunft immer die Freiheit des individuellen Gewissens sein. Nur wenn es auch bei uns der Kirche gelingt, mit dieser tiefen und unvergänglichen Forderung der modernen Zivilisation die ihr obliegende Seelsorge zu verbinden und das manchen Völkern, wie dem italienischen, angeborene Bedürfnis nach gemeinschaftlicher Ausübung des Glaubens zu befriedigen, nur wenn sie diese Harmonie in sich selbst zu schaffen vermag, wird es ihr vergönnt sein, auch einen nützlichen sozialen Einfluß in den durch die bürgerlichen Freiheiten und die Fortschritte der Kultur bedingten Formen auszuüben.

Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

XXVIII.

Fassen wir noch einmal die politische Situation zusammen, wie sie sich in den ersten Tagen des Jahres 1878 herausgebildet hatte. Bismarck war von der Ministerkandidatur Bennigsens schon während seines Zusammenseins mit dem nationalliberalen Führer halb und halb zurückgekommen und hatte sie dann an dem letzten Tage des alten Jahres vor dem scharfen Einspruch des Kaisers endgültig aufgeben müssen; er ließ aber Bennigsen über diese Tatsache

im unklaren, so daß dieser an eine Fortsetzung der nur durch höfische Schwierigkeiten aufgehaltenen Verhandlung glaubte.

Auf beiden Seiten wartete man ab. Es ist sehr zweifelhaft, ob Fürst Bismarck nun sogleich eine gänzlich veränderte politische Marschroute einzuschlagen sich vorsetzte. Um darüber urteilen zu können, müßte man den langen Bericht kennen, den er in den ersten Tagen des Januar durch den Chef der Reichskanzlei, von Tiedemann, an den Kaiser richten ließ.[1]) Dieser Bericht würde überhaupt für den Verlauf der Varziner Verhandlungen, den wir aus dem unzureichenden Material uns zu erschließen bemühten, eine Quelle ersten Ranges sein. Wann aber werden — nicht allein für dieses Stück, sondern überhaupt für die Staatsleitung Bismarcks in den siebziger und achtziger Jahren — die Archive sich öffnen! Mehr und mehr wurde für die Entschließungen Bismarcks über den kommenden Kurs der Reichspolitik eine außerhalb des Reiches sich vorbereitende Veränderung bestimmend: schon im Laufe des Januar wurde der Tod des Papstes Pius IX. erwartet, er starb am 9. Februar, und mit dieser Wendung war auch für die deutsche Reichspolitik wenigstens die theoretische Möglichkeit gegeben, Friedensverhandlungen mit einem neuen Papste zu eröffnen und gegebenenfalls gar unter allmählicher Einstellung des Kulturkampfes eine andre innerpolitische Parteigruppierung vorzubereiten; freilich ebensogut konnte der Fall eintreten, daß der Amtsnachfolger Pius' IX. ganz und gar intransigent war und der Gegensatz zwischen Staat und Kirche noch weitere Verschärfung erfuhr, woraus sich dann von neuem eine Notwendigkeit der Regierung ergeben hätte, eine engere Fühlung mit den Liberalen zu suchen. Jedenfalls hieß es für den Meister des diplomatischen Spieles: abwarten.

Auf der andern Seite waren die Nationalliberalen, die nach Bennigsens Mitteilungen an die Fortdauer der Bismarckschen Pläne glauben mußten, geneigt, allmählich Klarheit in die Verworrenheit der Situation zu bringen, die seit dem April 1877 sich hinschleppte. Nicht als ob sie auf die Einnahme der Ministersessel begierig gewesen wären, denn sie waren sich ganz im klaren, mit welchen Schwierigkeiten das verbunden war. So sagte Anfang Februar Unruh zu Stauffenberg, er hielte es bei der Persönlichkeit Bismarcks für ganz unmöglich, daß er, Bennigsen und Forckenbeck unter Bismarck längere Zeit Minister sein könnten; bei aller Anerkennung der großen Eigenschaften des Fürsten und seiner

---

[1]) Tiedemann war in den ersten Tagen des Januar telegraphisch nach Varzin zum Fürsten berufen worden und schrieb nach einem ununterbrochenen fünfstündigen Diktat diesen Bericht an den Kaiser, „der nicht nur eine genaue Wiedergabe der Verhandlungen mit Bennigsen wegen seines Eintritts ins Ministerium enthielt, sondern zugleich eine hochpolitische historische Darstellung unsrer ganzen Parteiverhältnisse seit Einführung der Verfassung. Als ich an die Ausarbeitung des Berichts ging — es wurde eine kleine Broschüre —, staunte ich über die tadellose Disposition des Ganzen. Jede angeführte Tatsache und Schlußfolgerung stand an der richtigen Stelle; es war eine schnurgerade Auseinandersetzung ohne Wiederholungen und Seitensprünge" (Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck von Christoph von Tiedemann, S. 27).

außerordentlichen Erfolge ließe es sich doch nicht übersehen, daß er von den Ministern vor allen Dingen unbedingte Unterordnung verlange, daher mit Männern von selbständigem Charakter sehr bald in Konflikt geraten müsse; sie würden sich schnell abnutzen und dann sei die Lage der Partei schlimmer als jetzt.[1]) Das war die Stimmung vieler. So schrieb Graf Münster, der Botschafter, der keineswegs den nationalliberalen Parteistandpunkt teilte, zum Jahresbeginn an Bennigsen: „Möge das nächste Jahr Ihnen alles bringen, was Sie wünschen. Ob ich Ihnen einen Ministerposten jetzt schon wünschen soll, weiß ich nicht. Kommen wird es, aber auf den Zeitpunkt und die Kollegen kommt es doch dabei sehr an, 'und man muß sich davor hüten, sich durch unbrauchbare Kollegen mit verbrauchen' zu lassen."[2]) Diese Stimmungen hatte Bismarck im Auge, wenn er sie einmal Busch gegenüber in die Formel kleidete: „Als Bennigsen aus Varzin wiederkam, da hieß es unter ihnen: Mit diesem Minister kann er nicht dienen, aber nach ihm." Ja, er witterte, darin wieder zu weit gehend, einen Versuch, ihm selber an die Macht zu greifen, und, wenn ihm Laune oder Galle danach stand, malte er eine leibhaftige nationalliberale „Verschwörung" mit einem ganzen Anhang, der sich in die Macht zu teilen gewillt war, in vertrautem Kreise aus.

Aber in Wirklichkeit war von solchen Dingen Anfang Februar nicht die Rede. Bismarck fuhr zunächst fort, „auch unabhängig von der Ministerfrage die Fühlung mit Bennigsen und der nationalliberalen Partei zu suchen",[3]) die Nationalliberalen aber suchten nach einer Gelegenheit, den immer noch in Varzin weilenden Reichskanzler zur endlichen Aufdeckung seiner Karten zu nötigen.

Am Tage der Eröffnung des Reichstages (6. Februar 1878) fand unter Teilnahme von Bennigsen, Bamberger, Lasker, Stauffenberg und Stephani eine vertrauliche Beratung bei Forckenbeck statt, in der man beschloß, durch Besprechung sowohl der äußeren wie der inneren Politik die Situation nach Möglichkeit zu klären. Bennigsen begab sich unmittelbar nachher zum Staatssekretär des Auswärtigen von Bülow, um durch ihn den Reichskanzler von der Absicht einer Interpellation über die orientalische Angelegenheit zu verständigen.[4]) Die Interpellation wurde am übernächsten Tage von den Nationalliberalen, der Fortschrittspartei und den beiden konservativen Fraktionen im Reichstage eingebracht. Bismarck sah sie nur ungern; er wäre am liebsten einer Besprechung der auswärtigen Angelegenheiten überhoben geblieben[5]) und hätte es vielleicht vorgezogen,

---

[1]) Erinnerungen aus dem Leben von H. V. von Unruh, S. 359.

[2]) Graf Münster an Bennigsen, Knowsley, Prescot, 1. Januar 1878.

[3]) (Offiziöser) Grenzboten-Artikel „Unruh über Bismarck", S. 484.

[4]) Fr. Böttcher, Eduard Stephani, S. 192.

[5]) In der Debatte mit Windthorst am 19. Februar erklärte Bismarck ausdrücklich: „Ich würde, wenn meine Meinung eingeholt worden wäre über diese Interpellation, geraten haben, sie zu verschieben, einige Wochen später würden wir vielleicht klarer in der Sache sehen."

die innere Krise noch länger in der Schwebe zu halten. Er suchte anscheinend noch im Sinne einer Vertagung oder Zurückziehung der Interpellation einzuwirken.

Staatssekretär von Bülow an Bennigsen.

Berlin, 11. Februar 1878.

Verehrter Herr von Bennigsen,

Der Reichskanzler hat mir eine längere Auseinandersetzung seiner Ansichten über die Interpellation geschickt, die es mich sehr freuen würde Ihnen Morgen exponiren zu können. Wenn Ihre Zeit erlaubt, mich aufzusuchen, so bin ich bis um 11 in meinem Hause, von 12—4 auf dem Auswärtigen Amt zu Ihrer Verfügung. Paßt es Ihnen nicht, so sehen wir uns beim Kronprinzen und könnten dann eine Abendstunde verabreden.

Mit bestem Danke für Ihre neuliche gütige Mitteilung in aufrichtiger Hochschätzung ganz ergebenst

B. Bülow.

*

So kehrte Bismarck denn, ungern genug, am 14. Februar nach Berlin zurück. Am 19. Februar interpellierte Bennigsen ihn im Reichstage, Bismarck antwortete in einer längeren, allein die auswärtige Politik berührenden Rede: die Führung der Debatte zeigte die Parteienstellung unverändert. An dem andern Tage (20. Februar) wurde Kardinal Pecci zum Papste gewählt: ein neuer Papst, dem ein versöhnlicher Ruf vom ersten Augenblick voraufging. Es ist das Verdienst von Max Lenz, in seiner „Geschichte Bismarcks" zum ersten Male auf den Zusammenhang aufmerksam gemacht zu haben, daß der Brief, in dem Papst Leo noch am 20. Februar dem Kaiser seinen Regierungsantritt anzeigte und in mildem Tone den Frieden anbot, schon in Bismarcks Händen gewesen sein kann, als er am 22. Februar in der ersten Beratung des Finanzgesetzentwurfs auch über die zukünftige Richtung seiner inneren Politik sich zu erklären veranlaßt wurde. Womöglich sah er also jetzt einen neuen Weg vor sich, und das Diplomatisieren, mit dem er bisher hingehalten hatte, war nicht mehr nötig. Er konnte offen werden: „Ich leugne nicht und halte es nach den Zweifeln, die ausgesprochen sind, ob Monopolisten in unsrer Mitte sich befinden, nicht für überflüssig, offen zu bekennen, daß ich dem (Tabaks-) Monopol zustrebe, und daß ich in diesem Sinne die (Tabaksteuer-) Vorlage als Durchgangspunkt annehme." Nochmals wiederholte er, daß er es als eine Pflicht der Offenheit ansehe, dieses Bekenntnis zum Tabaksmonopol als Ideal abzulegen.

Damit trat er aus dem Rahmen der Besprechungen, die er mit Bennigsen, einem entschiedenen Gegner des Monopols, in Varzin über die Steuerfragen gepflogen hatte, vollständig heraus: er sagte sich indirekt von einer möglichen Mitarbeiterschaft los.

In diesem Sinne faßte Bennigsen die Erklärung Bismarcks auf. Er sah jetzt den Augenblick gekommen, die nach seiner Meinung immer noch schwebenden Verhandlungen über seinen Eintritt in das Ministerium seinerseits durch eine

formelle Erklärung abzubrechen, und erklärte dies dem Reichskanzler noch am Schlusse der Reichstagssitzung.[1]) Am andern Tage kündigte er seiner Fraktion den Abbruch an.[2]) Er hat — und wir sahen, wie dieser Irrtum aufkommen mußte — aus voller Ueberzeugung an der Auffassung festgehalten, daß die ganze Verhandlung, die zum Wendepunkt in der inneren Politik werden solle, in diesem Moment erst und wesentlich an der Frage des Tabaksmonopols gescheitert sei.[3]) Er war sich wenigstens der formellen Initiative zu diesem Schritte bewußt.

Ohne Verzug zog Bismarck die Konsequenzen, als er durch das Bekenntnis zum Tabaksmonopol die längst zu Boden gefallene Verhandlung mit den Liberalen nun auch offensichtlich nach außen hin zum Bruch brachte. An demselben 22. Februar, an dem er die (ihn natürlich nicht überraschende) Absage Bennigsens erhielt, ließ er seinen Sohn Herbert an den Grafen Holnstein, den in Versailles im Winter 1870 erprobten Vertrauten König Ludwigs von Bayern, einen privaten Brief schreiben, der natürlich für den König selbst bestimmt war.

---

[1]) Forckenbeck erzählte darüber in einer Wahlrede: Ich präsidierte in dieser Sitzung, und als diese Vorgänge und Reden vorüber waren, kam Herr von Bennigsen zu mir zum Präsidentenstuhl mit folgenden Worten: „Forckenbeck, für das Tabaksmonopol können wir doch nicht mitgehen und wirken. Wenn Sie einverstanden sind, dann gehe ich jetzt unmittelbar zum Herrn Reichskanzler hin und sage, daß er auf uns nicht mehr zu rechnen habe." Ich sagte ihm, ich wäre damit vollständig einverstanden; er ging hin, und nach einer Stunde erzählte er mir, daß die Verhandlungen abgebrochen seien. Ich habe immer an dem Gelingen dieser Verhandlungen gezweifelt. — Auch Stephani berichtet, wie Bennigsen nachher die Mitteilung machte: „Wir alle sagten: ‚Gott sei Dank'."

[2]) Vgl. Hölders Aufzeichnungen (H. von Poschinger, Fürst Bismarck und die Parlamentarier 2, S. 272). — Die Zeitungen enthalten viel Törichtes und Unkontrollierbares. So erzählte ein Reichstagsabgeordneter im „Hamb. Corr." die Vorgänge folgendermaßen: „Bismarck hatte am Freitag (22. Februar) eine mehr als einstündige Konferenz mit Bennigsen, als deren Ergebnis man allgemein annahm, es sei volles Einverständnis erzielt, Herr von Bennigsen werde als Minister eintreten. Jedenfalls standen die Chancen für Herrn von Bennigsen gut, wenn auch an einen eigentlichen Abschluß noch gar nicht zu denken war. Die Szene änderte sich indessen schon Freitag abend auf dem Hofball. Hier hat der Kaiser, wie es heißt, Herrn von Bennigsen zwar angeredet, ihm aber mit kühler Freundlichkeit, so daß andre es hören konnten, gesagt, er, der Kaiser, werde mit jedem Jahre nicht nur älter, sondern auch konservativer, er könne sich von seinen Dienern nicht trennen und er habe gar keine Neigung, auch nicht mehr die Kräfte, um sich mit neuen Ministern einzugewöhnen. Dies soll Herrn von Bennigsen denn doch begreiflicherweise stutzig gemacht haben" u. s. w. Der erste Teil der Erzählung ist bestimmt unrichtig, der zweite für mich unkontrollierbar.

[3]) So sagte er in einer Rede in Magdeburg am 9. Oktober 1881: „Es sind kaum drei Jahre, da hat an dieser Frage des Tabaksmonopols die Kombination scheitern müssen, welche damals der Reichskanzler selbst ernstlich wünschte. Der Eintritt meiner Persönlichkeit und andrer liberaler Mitglieder in das Ministerium und in die Reichsämter scheiterte wesentlich an dem Tabaksmonopol, wenn auch nicht an ihm allein. Es handelte sich noch um andre nicht unerhebliche Differenzen: aber doch vorzugsweise mit daran ist die damalige politische Kombination gescheitert, daß ich es ablehnte, die Verantwortlichkeit für die Durchführung des Tabaksmonopols zu übernehmen."

Dieser Brief, der zwar seit einigen Jahren schon bekannt,[1]) aber meines Wissens noch nicht in den hochpolitischen Zusammenhang gebracht worden ist, der ihn allein deutet, knüpfte an die am 21. Februar 1878 im Bundesrat erfolgte einstimmige Annahme der Stellvertretungsvorlage an, um dem Träger der bayrischen Krone seinen Dank für das bei der Herbeiführung dieser Einstimmigkeit kundgegebene Vertrauen auszusprechen, ergriff aber diesen äußerlichen Anlaß, um auf die Vorgeschichte der Stellvertretungsangelegenheit einzugehen. Bismarck begann mit der Beteuerung, daß er „nur in dem föderativen Bande des Reichsvertrages die sichere Grundlage der Einheit" erblicke und durchaus noch auf dem Standpunkt seines Briefes an den König Ludwig vom 29. Juni 1877 stehe, und fuhr dann fort:

„Es ist in den Zeitungen sehr viel gefabelt worden über Pläne, die niemand hat und die nach der Reichsverfassung nicht möglich sind. Mein Vater verlangt weiter nichts als die Möglichkeit, vertreten zu werden und Urlaub zu haben resp. Erleichterung im laufenden Geschäft.

Verfassungsänderung und Schmälerung der Rechte des Bundesrates sind nicht möglich, und wenn sie möglich wären, würde mein Vater sich der Ausführung dieser unreifen Idee, welche die ganze Verwaltungsmaschine des Reiches und der Einzelstaaten in feindlichen Gegensatz oder zum Stillstand bringen müßte, immer auf das entschiedenste widersetzen. In allen Aktenstücken ist immer nur das ausgesprochen, daß die Möglichkeit der Stellvertretung für den Reichskanzler eine Notwendigkeit wäre.

Ich bin in der Lage gewesen, von Varzin aus im Auftrage meines Vaters Briefe an den Staatsminister Bülow zu schreiben, in welchen genau definiert war, daß es sich allein um die Vertretbarkeit handelt, und weshalb es sich jetzt um weiter nichts handeln kann. Mein Vater hat mich auch ermächtigt, Dir das Vorliegende mitzuteilen, weil er Gewicht darauf legt, daß Du darüber orientiert bist. Ich kann Dir danach nur wiederholen, daß mein Vater nach wie vor mit Reichsministerien nichts zu tun hat und daß die Unterstützung, die er dabei für seinen Standpunkt findet, ihm jederzeit willkommen ist. Es ist auch gar kein Gedanke daran, daß die gegenwärtige Vorlage etwa später eine Brücke zu Reichsministerien werden könnte. So lange die verfassungsmäßigen Rechte des Bundesrates nicht gekränkt oder verringert werden, sind solche in der Phantasie der Journalisten vegetierenden Ministerien einfach unmöglich." Damit war der Brief Bismarcks an Bennigsen vom 17. Dezember 1877 in den Papierkorb geworfen: jetzt enthielt er nur noch Pläne, „die niemand hat".

Der weitere Verlauf der parlamentarischen Verhandlungen, in denen sich die Beziehungen zwischen Bismarck und den Nationalliberalen weiter abkühlten, soll hier nicht geschildert werden. Es war kein offener Streit, aber die Enttäuschung auf beiden Seiten wirkte je länger, je tiefer nach. So äußerte Bismarck dem Minister von Mittnacht gegenüber: „Bennigsen, den er für einen

---

[1]) Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen 2, S. 510—513.

Staatsmann halte und der das ‚Ministrin‘ habe, stehe zu sehr unter dem Einfluß Laskers und der Fraktion, was seine Meinung von ihm, obwohl er ihn noch nicht aufgebe, etwas vermindert habe. Sein Absehen sei darauf gerichtet gewesen, ihn allein aus der Fraktion herauszuholen. Was tue man in einem Ministerium, gebunden durch Fraktionsbeschlüsse?“ Auf der andern Seite mußte Bennigsen wegen des nach seiner Meinung plötzlichen Abbruchs der Verhandlungen das Gefühl haben, vor seiner eignen Partei als Führer bloßgestellt zu sein. So wenig auch bei seiner an sich haltenden Natur nach außen hin ein verletztes Selbstgefühl hervortrat, so spiegelt sich doch diese Stimmung leise in seinen Privatbriefen.

Bennigsen an seine Frau.

Berlin, 22. März 1878.

Zu der Soiree am Sonnabend bei Bismarck ist auch das Abgeordnetenhaus eingeladen, so daß ich nicht wegbleiben kann, um so weniger, als schon das vorigemal mein Fehlen als eine Demonstration angesehen ist. Ich komme aber sicher am Sonntag um 1 Uhr mittags.

Wir kommen gerade vom Kaiser, wo die Geburtstagsgratulationen stattfanden. Der alte Herr war sehr wohl. Es ist aber der Geburtstag doch ein saures Stück Arbeit für einen 81jährigen Mann. Um 7 Uhr morgens beginnen schon die Gratulationen der Dienerschaft, und so geht es fort bis eine Stunde nach Mitternacht, wo die Hoffète im Schloß erst ihr Ende erreichen wird.

Morgen werden wir großen Skandal im Abgeordnetenhause haben wegen der neuesten Erfindung Bismarcks über die Geschäftsverteilung im preußischen Ministerium und das projektierte Eisenbahnministerium, unter Mitwirkung Bismarcks, welcher sein Projekt selbst energisch vertreten will, aber schwerlich damit durchdringt. [1])

Graf Eulenburg hat nach einigem Zögern das Ministerium des Innern gestern angenommen. Sein alter Vater, ein sehr kluger Herr, soll sehr abgeraten haben, sich in dieser Kombination vor der Zeit aufbrauchen zu lassen. Einen Finanzminister kann Bismarck noch nicht finden. Augenblicklich wird mit dem Regierungspräsidenten Hoffmann aus Danzig unterhandelt, welcher am Ende wohl annehmen wird. [2]) Graf Stolberg hat gar keine Neigung, die ihm zu-

---

[1]) Im preußischen Nachtragsetat für 1878/79 waren Beträge für einen neu zu ernennenden Vizepräsidenten des Staatsministeriums, für die Errichtung eines Eisenbahnministeriums und für die Ueberweisung der bisher vom Finanzministerium ressortierenden Verwaltung der Domänen und Forsten an das Ministerium des Innern eingestellt.

[2]) Am 23. März wurde der Oberbürgermeister von Berlin, Arthur Hobrecht, zum Finanzminister ernannt (über den ergötzlichen Hergang seiner sehr plötzlichen Berufung hat Chr. v. Tiedemann, Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck, S. 45—49, berichtet). Nach einer Mitteilung, die Bismarck im August 1878 dem württembergischen Minister Mittnacht machte, hatte er im März 1878 das Finanzministerium und dann auch das Handelsministerium auch seinem ehemaligen Mitarbeiter Delbrück angeboten. „Delbrück habe aber nach vierundzwanzigstündiger Bedenkzeit, während welcher er mit den National-

gedachte Stellung eines Vizepräsidenten ohne Portefeuille zu übernehmen. Ob er aber nicht schließlich den dringenden Bitten des Kaisers nachgeben wird, ist zweifelhaft. Ich kann mir und meinen Freunden gratulieren, aus der ganzen Geschichte heil heraus zu sein. So nervös wie Bismarck jetzt ist und bei der ganz unsinnigen Art, wie er die Geschäfte neuerdings betreibt und die Parteien behandelt, wäre nicht ein halbes Jahr mit ihm auszukommen gewesen.

*

Die Besprechung der Ereignisse der nächsten Monate mag auf die Biographie selbst verschoben werden: wie nach dem Attentat Hödels (11. Mai 1878) gleich am andern Tage eine Weisung Bismarcks erfolgte, dem Reichstage ein Gesetz gegen die Sozialdemokratie vorzulegen, und dieser in wenigen Tagen hergestellte Gesetzentwurf am 24. Mai schon — unter führender Beteiligung Bennigsens — vom Reichstage (mit 251 gegen 57 Stimmen) abgelehnt wurde: wie dann nach dem zweiten Attentate auf den greisen Kaiser (2. Juni) Bismarck die sehnlich erwartete Gelegenheit wider alles Erwarten in den Schoß fiel, nicht bloß die sozialdemokratische Partei als solche für die Verbrechen verantwortlich zu machen, sondern auch an den Liberalen für ihre Ablehnung vom 24. Mai Rache zu nehmen.

In diesem Zusammenhange wird auch seine (im Bismarck-Jahrbuch veröffentlichte) berühmte Denkschrift an den Kaiser zu erörtern sein, die vor kurzer Zeit in der vielbesprochenen Rede des Freiherrn von Hertling im Reichstage (Februar 1907) wieder hervorgeholt worden und gegen die Liberalen als eine objektive Darlegung ihrer gewaltsamen Neigung zum Mitregieren verwertet worden ist: als wenn nicht auch das Zentrum bei der angeblichen Machtprobe vom 24. Mai einstimmig an der Seite der Liberalen gegen den Entwurf des Sozialistengesetzes gestimmt hätte, und als wenn man dort jede Denkschrift und Rede, in der Bismarck die reichsgefährliche Politik des Zentrums in den düstersten Farben gemalt hat, als objektive Geschichtsquelle nähme. Aber alle diese Dinge können nur in dem großen Zusammenhange der inneren Reichsgeschichte erörtert werden und treten über den Rahmen, an den diese periodischen Veröffentlichungen von Briefen gebunden sind, zu weit hinaus. Genug, daß Bismarck mit der am 11. Juni verfügten Auflösung des Reichstages und dem Ausschreiben der Neuwahlen den Kampf in einer für ihn unvergleichlich günstigen Situation aufnahm; ihm und den Seinen schwellte ein nationaler Sturmwind die wehenden Fahnen und trieb den Gegnern Staub und Sand in die Augen. Auf dem demokratischen Stimmrecht hatte die parlamentarische Machtstellung der Liberalen beruht, die ihre Führer noch vor wenigen Monaten in den Schoß der

liberalen verkehrt habe, abermals abgelehnt; er würde wohl eher Lust tragen, in ein nationalliberales Ministerium einzutreten: Camphausen, Delbrück, Bennigsen, Stauffenberg, Forckenbeck, Graf Münster, mit welchem die Nationalliberalen auch verkehren." (Erinnerungen an Bismarck, Neue Folge, von Dr. Frhr. v. Mittnacht, S. 12 f.) Der letzte Verdacht bezog sich ohne Zweifel auf die engen persönlichen Beziehungen, die Bennigsen mit Graf Münster unterhielt.

Regierung hatten vorschieben wollen; jetzt begann dieses Stimmrecht, leidenschaftlich von oben und unten durchwühlt, ihnen selber gefährlich zu werden.

Aus dem Wahlkampfe seien einige an Bennigsen gerichtete Briefe mitgeteilt, voran ein Schreiben eines freikonservativen Führers, der auch über die Vorgeschichte der Varziner Verhandlungen einiges Licht verbreitet.

Lucius[1]) an Bennigsen.

Ballhausen bei Erfurt, 2. Juli 1878.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Bei unserm letzten freundschaftlichen Zusammensein proponierten Sie, daß wir nach wie vor gute Freunde persönlich bleiben und jedenfalls als loyale Gegner handeln wollten, sollte die politische Entwicklung der Dinge uns in verschiedene Lager führen. Das letztere ist zwar, wie ich zuversichtlich hoffe, noch nicht der Fall, allein ich möchte an meinem geringen Anteil wenigstens nichts unterlassen, um irreparable Differenzen zu verhüten und bin gewiß, daß Sie meine Worte nicht mißdeuten und als eine unbefugte Einmischung und Indiskretion betrachten werden.

Wie weit Ihr persönlicher Einfluß auf die Haltung der „National-Zeitung" und des „Hannoverschen Kuriers" reicht, ist mir nicht bekannt, allein das ist ganz sicher, daß Sie in einen schweren, nicht leicht wieder rückgängig zu machenden Konflikt, sowohl persönlich als mit Ihrer Fraktion hineintreiben, wenn jene Blätter den persönlich provozierenden, allerlei Uebles insinuierenden Ton gegen Bismarck beibehalten, welchen sie seit einigen Monaten angeschlagen haben. Warum (be)schwören Sie einen solchen Konflikt herauf, der geradezu verhängnisvoll für die ganze politische Entwicklung des Reichs werden kann? Zum Heil kann es unmöglich gereichen, wenn die Logik der Tatsachen dazu führen sollte, daß die Reichsregierung zuletzt ihre Stütze suchen muß bei den Parteien, welche innerlich nach wie vor die erbitterten Gegner der deutschen Einheit in jeder Form bleiben. Und dazu kommt es, wenn gerade Sie, der einzige wirkliche Staatsmann Ihrer großen Partei (Pardon!), der wahrhaft konservative Träger der nationalen Ideen in einen unlösbaren Gegensatz und persönliche Feindschaft zum Kanzler treten.

Mein aufrichtiger Wunsch ist seit lange dahin gerichtet gewesen, daß Sie in das Ministerium eintreten möchten. Das Gewicht Ihrer Persönlichkeit hätte sich in entscheidender Weise im Gesamtministerium geltend gemacht, gleichgültig, welches Ressort Sie übernommen hätten, obschon Sie meines Erachtens die Finanzreform als Vizekanzler hätten durchführen sollen.

---

[1]) Lucius war unter den parlamentarischen Führern der Freikonservativen derjenige, der Bennigsen persönlich am nächsten stand (sie waren Korpsbrüder von der Heidelberger Vandalia her), häufig bei gemeinschaftlichem Vorgehen der beiden Fraktionen persönlich mit Bennigsen verhandelte und gleichzeitig auch vom Fürsten Bismarck zu Vermittlungen in dieser Richtung verwandt wurde.

Ich habe, als die stattfindenden Verhandlungen jenes Ziel erreichbar erscheinen ließen,[1]) Sie offen gewarnt, Ihre Bedingungen zu hoch zu spannen, einmal weil andre Ressorts nicht frei waren und weil ich begründete Zweifel hatte, daß die von Ihnen bezeichneten Persönlichkeiten die technische Qualifikation hätten und auch aus andern allgemeinen Rücksichten (Militärfrage, radikaler Freihandel u. s. w.) akzeptabel sein könnten.

Woran schließlich die Verhandlungen gescheitert sind, wissen Sie selbst am besten, und weil doch in keinem Fall die Möglichkeit neuer Annäherungen ausgeschlossen werden sollte, beklage ich aufs tiefste, daß jener Zeitungskrieg so verderbliche Dimensionen angenommen hat. Was liegt denn daran, ob es wahr oder nicht ist, daß der Kanzler aus der Auflösung eine Kabinettsfrage gemacht hat? Was liegt denn daran, welche Stellung die schlaffe badische Regierung dabei eingenommen hat?

Gewiß wird von der andern Seite durch die offiziösen Federn auch stark gesündigt, aber trotzdem und alledem dürfen sich Männer und Parteien nicht verhetzen lassen, welche in der Vergangenheit in allen großen Fragen zusammengestanden haben und in Zukunft auch wieder aufeinander angewiesen sein werden.

Entschuldigen Sie diesen Erguß, er spricht wenigstens meine aufrichtige Meinung aus.

*

Eduard Stephani[2]) an Bennigsen.

Dresden, 14. Juli 1878.

Verzeihen Sie, wenn zu den vielen Wahlqualen, denen Sie ausgesetzt sein werden, ich auch noch mit einem Bedenken und einer Bitte komme. Das Bedenken ist mir entstanden durch die scharfe aggressiv oppositionelle Tendenz, die jetzt in manchen Kundgebungen unsrer autoritativen Parteipresse in Berlin an den Tag tritt, ich meine namentlich die drei Flugblätter und mehrere Artikel der „Nationalliberalen Korrespondenz“. In dem ersten Entwurf zu unserm Wahlaufruf, den mir Lasker in Berlin vorlegte, war eine ähnliche oppositionelle

---

[1]) Zur Erläuterung dieser Stelle kann ich auf Grund einer sehr liebenswürdigen Auskunft Seiner Exzellenz des Staatsministers a. D. Freiherrn von Lucius folgende Tatsache anführen, die zugleich zur Ergänzung der im Juni-Heft der „Deutschen Revue“ gegebenen Mitteilungen über die Vorgeschichte der Berufung Bennigsens nach Varzin dient: Lucius weilte vom 8.—12. Dezember 1877 in Varzin und erhielt vom Fürsten Bismarck den Auftrag, Bennigsen zu sondieren, ob er geneigt sei, einer Einladung nach Varzin zu folgen und ob er eine ostensible Einladung dorthin wünsche. In der daraufhin am 13. Dezember erfolgenden Besprechung erklärte Bennigsen dem freikonservativen Parlamentarier gegenüber sich bereit, nach Varzin zu gehen, wenn er eine förmliche Einladung erhalte. Der Bericht von Lucius hat dann das von mir veröffentlichte Einladungsschreiben Bismarcks vom 17. Dezember zur Folge gehabt.

[2]) Ueber diesen zum rechten Flügel der Nationalliberalen gehörigen Politiker, Bürgermeister von Leipzig und Vertreter Leipzigs im Reichstage, siehe das Buch von Fr. Böttcher, Eduard Stephani, Leipzig 1887.

Tendenz, aber ungleich weniger scharf, enthalten. Ich bat Lasker dringend, dies zu unterlassen, Stauffenberg war derselben Ansicht, und andern Tags bei der Feststellung ist ja, wie ich höre, namentlich durch Miquels Redaktion, diese Tendenz auch völlig verschwunden, und der Aufruf hat eine mir ganz zusagende Gestalt gewonnen. An diesem Standpunkt müssen wir nach meiner Ansicht streng festhalten, aber die neueren Preßäußerungen aus Berlin sind leider mehr und mehr in eine ganz andre Bahn geraten, sie verhalten sich nicht nur abwehrend gegen die Angriffe auf uns, sondern sie haben eine aggressive Opposition eröffnet gegen die Regierung, gegen Bismarck persönlich. Das halte ich für einen verderblichen Weg, ganz geeignet, unsre Partei zu sprengen und starke Sezessionen zu veranlassen. Wenn unsre Partei, die ohnehin an Zahl geringer in den neuen Reichstag eintreten wird, außerdem auch noch an innerer Spaltung leiden, vielleicht gar sich auch äußerlich in zwei Teile zerlegen sollte, dann hat Bismarck sein frevelhaftes Spiel gewonnen. Wir sind nur stark, wenn wir alle bisherigen Elemente in derselben Geschlossenheit zusammenhalten. Sie sind der einzige, der diesen Zusammenhalt bewirken kann, der aber verloren geht, wenn von Berlin aus im Namen der Partei fortgesetzt so entschieden die Oppositionstrompete geblasen wird. Und deswegen meine dringende Bitte an Sie, daß Sie dem Einhalt tun wollen. Ich habe eben auch an Lasker in dem gleichen Sinn mit dringender Bitte geschrieben und habe ihn erinnert an ein recht schönes Wort, das er in seiner Saalfelder Rede Seite 37 gesprochen, daß nur gemeine Naturen das Unglück benutzen, um Streit anzufangen u. s. w. u. s. w. Das ist ein recht schönes Motto für den jetzigen Wahlkampf, das soll man wahr machen. Ich habe in meinen Kreisen hier überall den Gedanken gepredigt, daß wir die Auflösung und den Wahlkampf nur auffassen sollen als eine gemeinsame Abwehr aller Ordnungsparteien gegen die revolutionäre Sozialdemokratie, nicht als einen Kampf der Ordnungsparteien untereinander, nicht als einen Kampf zwischen Regierung und Liberalismus. Inmitten der heillosen Verwilderung, die Bismarck durch seine frivole Auflösung hervorgerufen hat, würde die Nation in wüstem Parteikampf sich selbst zerfleischen, wenn wir sie nicht konzentrieren auf ein greifbares verständliches Ziel, gemeinsame Abwehr gegen die Sozialdemokraten. Dazu gehört Zusammenwirken von Regierung und Reichstag; wir bieten dazu die Hand, wir kommen der Regierung entgegen und wollen sie unterstützen genau so wie bisher, allerdings festhaltend an unsern bisherigen Grundsätzen und an unsrer bisherigen Stellung einer unabhängigen und selbständigen Unterstützung der Regierung. Einen Systemwechsel, eine Schwenkung vollziehen wir nicht, deshalb treten wir auch nicht in die offene Opposition, solange nicht die Regierung durch ihre späteren Vorlagen dazu zwingt. Jetzt dürfen wir uns nicht ins offene Oppositionslager der Fortschrittspartei treiben lassen, mit der wir ja jetzt natürlich äußere Fühlung suchen müssen, aber doch schlechterdings uns nicht identifizieren dürfen. Es ist wahr, sehr schwer wird es uns gemacht, diese besonnene Stellung zu behaupten, aber es kommt eben darauf an, daß wir diese harte Probe bestehen, daß wir besonnener

sind als Bismarck. Die Provokationen von seiten Bismarcks und der Konservativen sind ja zum Teil unerträglich, wir müssen sie abwehren, aber nicht, wie jetzt teilweise die nationalliberale Presse tut, zu einer aggressiven Opposition übergehen. Je toller jetzt Bismarck ist, um so fester und besonnener müssen wir sein. Wenn wir, wie das jetzt hier und da erklingt, dem Wahlkampf die persönliche Färbung geben: Lasker kontra Bismarck, da haben wir die Nation nicht hinter uns, da machen wir schmählich Fiasko. Ich fühle das jetzt schon heraus aus dringenden mir zugekommenen Beschwerden, Mahnungen. In einer Versammlung in Leipzig ward ich vor ein paar Tagen bitter deshalb interpelliert. Die stark konservative Strömung in Leipzig, die sich wieder etwas beruhigt hatte, hat durch diese Haltung unsrer Presse wieder neue Nahrung gewonnen. Wird diese Haltung fortgesetzt, so verlieren wir damit nicht nur einige Wahlkreise, wir schwächen auch den inneren Zusammenhang unsrer Partei und führen vielleicht sogar eine wirkliche Trennung herbei. Welcher Triumph für Bismarck, der ja jetzt ohnedies durch den Kongreßerfolg neue Kraft gewonnen hat, obwohl in meinen Augen (mit Ausnahme dessen, daß er für jetzt die Allianzen gegen Deutschland zerstört hat, weil Bismarck alle Mächte wie die Hunde über den Knochen aneinander gehetzt und des weiteren, daß er nun Oesterreich noch entschiedener die Frontrichtung gegen Osten und von Deutschland abgelenkt gegeben hat) der ganze Kongreßerfolg doch noch sehr zweifelhafter Natur ist und daher in die Kategorie der vorübergehenden Erfolge eines gewaltigen Intriganten gehören dürfte. Aber für den Augenblick hat sicher Bismarcks Autorität und Popularität hierdurch mächtig gewonnen, und wenn wir gerade in diesem Augenblick dem Wahlkampf einen so prononciert persönlichen Charakter gegen Bismarck geben wollen, so antwortet uns ein Hohngelächter aus der Nation, wir unterliegen schmählich und bewirken damit, daß auf unbestimmte Zeit hinaus die gemäßigten Mittelparteien die Führung in Deutschland verlieren und unbekannte Größen in ewigem Schwanken und Wechsel sich ablösen werden. Deshalb, bitte, erheben Sie Ihre Stimme und gebieten Sie Einhalt der falschen Kampfesweise, die man jetzt zum Teil in Berlin angenommen hat.

Bei uns hier war anfangs in den Hofkreisen die Anschauung vorherrschend, die unser König mit dem Badenser zu teilen schien, daß ein ganz willfähriger Reichstag Bismarck allzu übermächtig machen werde, deshalb ward die Parole ausgegeben: „Kein Vernichtungskrieg gegen den Liberalismus, etwas Opposition brauchen wir.“ Ich fand deshalb anfangs an maßgebenden Stellen das beste Entgegenkommen bei meinen Versuchen, unter allseitiger Anerkennung des Besitzstandes Kompromisse unter den Ordnungsparteien zustande zu bringen. Indes ist doch schließlich nichts zustande gekommen, da die Konservativen meinten, ihre Chancen seien jetzt so günstig, daß sie uns diesmal gar nicht brauchten. Jetzt, mit steigender Aufregung und Verwirrung werden teilweise sogar schriftlich vereinbarte Kandidaturen nicht mehr respektiert, gewerbliche und andre Interessengruppen bilden sich, die auf einmal noch ihren eignen Freunden einen neuen

Kandidaten gegenüberstellen. Was aus diesem Chaos herauskommt, ist nicht abzusehen, jedenfalls werden die Konservativen den Vorteil suchen und mehrere Sitze neu gewinnen. Hier in Dresden ist es der kleinstädtischen persönlichen Verbissenheit zwischen Fortschritt und Nationalliberalen zu verdanken, daß der frühere Minister Friesen gewählt wird, der entschiedenste Gegner der Nationalliberalen. Ohne diesen persönlichen Hader wäre hier ein sehr angesehener und wackerer Nationalliberaler (Jordan) ganz gut durchzubringen gewesen. Bei mir in Leipzig ist das Resultat ganz ungewiß: die Konservativen wollen mir irgendeinen ganz großen Namen gegenüberstellen, vielleicht General Blumenthal oder Moltke. Im letzteren Fall würde ich wahrscheinlich einfach zurücktreten. Für jetzt sitze ich immer noch hier im unseligen Landtage.

Verzeihen Sie diese allzu lange Epistel, mögen Sie meiner Bitte geneigt sein und mögen Sie für die kommende Zeit Ihre volle Kraft bewahren, deren wir jetzt so sehr bedürfen.

Kaiserliche Flotte im siebzehnten Jahrhundert

Von

Prof. Dr. Berthold Haendcke

Im Jahre 1627 erschien eine Flugschrift Classicum paciferum Daniae, die ein gelehrter Jesuit, wohl Osondi, erscheinen ließ und in der er den Kaiser aufforderte, den dänischen Thron einzunehmen. In dieser Broschüre werden zum ersten Male die maritimen Bestrebungen der Habsburger in den Kreis der Betrachtungen einbezogen, denn dem Kaiser wurde besonders anempfohlen, Seeland und den Sund militärisch zu besetzen. „Wer den Sund in der Gewalt hat,“ sagt der Verfasser, „der beherrscht den Ostseehandel, der vermag Dänemark, Schweden und die Niederlande von seinem Willen abhängig zu machen.“ Weil der König von Spanien nicht Herr des Sundes sei, deshalb könne er gegen die niederländischen Provinzen nichts ausrichten.

Und im Jahre 1670 schreibt Leibniz: „Wer eine Flotte auf dem Meere hat, besitzt gleichsam Flügel. Wie der Habicht in der Luft seine verschlungenen Kreise zieht ..., so hat der Besitzer einer Flotte alle Vorteile eines reinen Angriffskrieges und kann schrecken, ohne selbst etwas zu fürchten.“

In die Zeit zwischen diesen beiden Aussprüchen fällt die Gründung der ersten kaiserlich deutschen (und fast auch der kurfürstlich brandenburgischen) Flotte, an der die Geschichtschreibung merkwürdig schnell, fast gleichgültig vorüberzugehen pflegt; ja die Ernennung Wallensteins zum ersten kaiserlichen Admiral wird sogar mit leichtem Spott erwähnt. Und doch handelt es sich um ein Vorgehen, das seinerzeit ganz Europa, nicht nur Deutschland, aufs tiefste erregte und welches das Schlußglied einer Kette bilden sollte, die das deutsche Wahlreich zu fesseln, den Kaiser zum Alleinherrscher zu machen bestimmt war.

Entstand der Plan im Kopfe deutscher Staatsmänner oder folgte man willig spanischen Einflüssen, hatten die deutschen Publizisten recht, wenn sie die österreichischen Habsburger mit den spanischen identifizierten? Jedenfalls ist die Tatsache sicher und für die Vorgeschichte des Planes wichtig, daß man in Spanien die Unmöglichkeit erkannt hatte, der Niederlande Herr zu werden, ohne ihnen die Mittel zur Kriegführung entzogen zu haben. Im Beginn der zwanziger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts war aber der Ostseehandel, der nur durch den Sund gehen konnte, die Seele des holländischen Handels, „die Mutter der Kommerzien". Die Augen der Spanier wandten sich zunächst der Nordsee zu. Sie beabsichtigten sich der Grafschaft Ostfriesland zu bemächtigen, um von diesem Stützpunkt aus der niederländischen Flotte einen empfindlichen Schlag zu versetzen. Graf Edgar II. und sein Erbe Enno III., die im Besitze von Emden waren, wollten auch gegen eine Pension, Verleihung des goldenen Vlieses und des spanischen Grandentitels Spanien zu Willen sein. Gleichzeitig bemühte sich Spanien, Oesterreich für seine Pläne zu interessieren; dadurch verlor es allmählich das Interesse an Emden, und die Ostsee wurde der Konzentrationspunkt für Pläne der spanischen und österreichischen Habsburger, die sich in vielen Punkten jedenfalls berührten oder die, wie man damals glaubte, auf dasselbe Ziel zusteuerten.

Wie war zirka 1627 die Stellung des Kaisers? Durch die Besiegung des Königs von Dänemark war der Kaiser Herr ganz Norddeutschlands geworden. Mit Entsetzen bemerkten dies die nordischen Seemächte, Dänemark, Schweden, England, die Niederlande und die Hansestädte. Einstweilen fehlte allerdings eine Flotte, um den Seemächten gegenüberzutreten.

Ehe wir diese Frage weiter verfolgen, sei auf die Situation des Kaisers im Reiche hingewiesen. Sein allmächtiger Feldherr Wallenstein hatte erklärt, er wolle die Kurfürsten Mores lehren, ihnen zeigen, daß nicht der Kaiser von ihnen abhänge, sondern sie vom Kaiser, die Nachfolge im Reiche nicht durch sie, sondern durch ihn zu bestimmen sei. „Sehet da," sagt der Nachklang des „Hansischen Weckers" (1628), „wie stehet es nun mit der Libertät des kurfürstlichen Collegii und dessen Preminenz, Autorität und Macht; ebenso wie mit der Libertät unsers ganzen deutschen Vaterlandes. Sie geht auf Stelzen und ist hoch zu befahren, sie werde in kurzem vollends den Hals brechen." Der „Veredicus Germanus, der deutsche Wahrsager", der 1630 wohl von Levin Marschall, einem hochgestellten Dänen, verfaßt wurde, rät dem Kaiser ganz unverblümt, die alten mächtigen kur- und fürstlichen Familien abzuschaffen und an deren Stelle „neue Kavillier zu substituieren", d. h. einen neuen abhängigen Adel zu bilden. Und man weiß ja, daß in der Tat der Kaiser Reichsfürsten selbständig kreierte, z. B. wurde Pappenheim Wolfenbüttel angeboten; Graf Thun erhielt die Grafschaft Hohenstein, Max von Wallenstein die Grafschaft Rheinstein; Graf Schlick Stadt und Schloß Querfurt; Graf Julius von Merode die Herrschaft Blankenburg, Albrecht von Wallenstein Mecklenburg u. s. w.

Wenn Levin Marschall sagt, die Intention des Kaisers sei, „das Römische

Reich unter einmütigen Gehorsam der alleinseligmachenden römischen Kirche zu bringen" und die „unbezürkelte Gewalt eines recht wahren Monarchen, der wegen seines Tuns und Lassens nicht allewege die Stände des Reiches zusammenbescheiden und mit denselben erst darum kostbare Weitläufigkeiten pflegen müsse" zu schaffen, so hat er die ganz allgemein herrschende Ansicht seiner Zeit und die des kaiserlichen Hofes ausgesprochen. Bedenke nun ein jeder für sich, sagt der „hansische Wecker" (1628), ob auch das Haus Oesterreich jemals solche Gelegenheit gehabt, den Dominatum absolutum, damit es viel Jahr hero schwanger gegangen, ans Licht zu bringen? Fügen wir endlich hinzu, daß, während der Kaiser mit den Seestädten paktierte, eine Schrift erschien, die einen angeblich vom kaiserlichen Beichtvater Lämmermann geschriebenen und abgefangenen Brief publizierte, und in der die hinterhaltigen Pläne des Fürsten, wie sich später bewahrheitete — gleichgültig, ob der Name des Urhebers richtig vermutet ist —, enthüllt wurden; erinnern wir daran, daß der Kaiser zu gleicher Zeit durch die Schweiz nach Italien hinüberlangte, die wichtigsten Punkte der Eidgenossenschaft besetzte und größere Truppenmassen ohne ersichtlichen Zweck in Süddeutschland anhäufte, daß des Kaisers Freunde, die katholischen Fürsten, bedenklich wurden, so können wir, alles zusammenfassend, an fester umrissenen Plänen der kaiserlichen Regierung zu größerer Herrschaftsfülle nicht zweifeln.

Was wollte also der Kaiser an der Ostsee? Er verfolgte zwei Absichten. Die eine war innerpolitischer Art und ist mit wenigen Worten dargelegt. Man wollte die habsburgischen Lande, besonders Breslau, Schlesien mit den Ostseestädten durch Verbindungskanäle in Handelsbeziehungen[1]) setzen und mit dem Besitze des Sundes den ertragreichsten Zoll in ganz Europa erwerben.

Die für die äußere Politik wichtigste Frage, die Unterwerfung der nordischen Seestädte, die „Dämpfung" der Deutschland inkorporierten Kurfürsten und Potentaten habe ich bereits angedeutet. Auch konnte der Kaiser sich dann leicht der Elbe wie der Weser bemächtigen.

Zu alledem gebrauchte der Kaiser eine Flotte. Wallenstein, die Seele der habsburgischen Pläne, war emsig bemüht, sich Schiffe zu verschaffen. „Was die Armierung der Schiffe anbetrifft," schreibt er am 13. Dezember 1627 an Arnim, „bitt der Herr tue das äußerste dabei und halte deswegen mit dem Grafen von Schwarzenberg gute Korrespondenz, denn er siehet, daß wir uns izt werden müssen zum Meere machen". Allein selbständig eine Marine auszurüsten, war der Kaiser nicht imstande oder nur in langer Zeit. Er beschloß deshalb wegen der Schiffe sich an die Hansestädte zu wenden, die sich bisher loyal gezeigt hatten und auf deren Unterstützung er hoffen konnte. Er forderte die Städte deshalb Ende 1627 zunächst auf, mit ihm und dem Könige von Spanien ein Handelsbündnis einzugehen, „damit den Hansestädten wieder auf die Beine geholfen, sie zu ihrem alten Flor gebracht und die edle deutsche Nation auch zu

[1]) Vgl. zu Handel und Kanalbauten in dieser Zeit meine „Deutsche Kultur im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges", 1906, S. 144—165 und 176—177.

voriger Autorität, Reputation und Hoheit restituiert werden.“ Die Verhandlungen wurden zu gleicher Zeit in Lübeck und in Danzig geführt. Was der Kaiser in Wirklichkeit plante, hat uns der sogenannte Lämmermannsche Brief gezeigt. In den Hansestädten sah man aber auch klar. Folgen wir der Schilderung der Lübecker Zusammenkunft.

Am 8. November 1627 legte der Reichshofrat Dr. Wenzel dem Senat von Lübeck die kaiserliche Proposition unter Betonung der friedfertigen Gesinnung des Kaisers vor; zum Wohle des Reiches werde der Krieg geführt. Dann sprach Wenzel von der Bedeutung des Handels, von den fremden Gewalten, von hemmenden Monopolen, von der hierdurch hervorgerufenen Schmach des deutschen Namens, von der Hebung des Handels durch den vom Kaiser vorgeschlagenen Plan eines Handelsvertrags zwischen Hansa und Spanien, der einen direkten überseeischen Handel erschließen sollte.

Die Hanseaten in Lübeck waren aber vorsichtig und wollten diese Sache als allgemeine Hansasache behandelt sehen. Die wendischen Städte wiesen überhaupt ab, von denen damals drei, Stralsund, Rostock und Wismar, von den Kaiserlichen stark bedrängt wurden. (K. Reichard.)

Am 4. Februar 1628 trat die Hansa zu gemeinsamer Beratung zusammen; auch hier war die Debatte dem kaiserlichen Projekte wenig günstig.

Gleichzeitig hatte Spanien den Versuch gemacht, Danzig zu gewinnen. Hier war der Hauptstapelplatz des holländischen Getreidehandels. Spanien stellte in Danzig sogar den Antrag, mit dieser Stadt allein abzuschließen. Die Danziger entschlossen sich aber auch wie die Lübecker, im Verein mit den andern Hansestädten die Verhandlungen fortzusetzen. Und gerade Danzig riet am 19. Juni 1628, das Anerbieten „mit gutem Glimpf und Bescheidenheit abzulehnen, weil es nur verdächtig und dieser Stadt wie auch dem allgemeinen corpori Hansae, bevorab den an der Ostsee gelegenen Städten, nachteilig sei.“

Der Sekretär Mittendorf legte sein Urteil über die ganze Sache überaus klar dar. „Aus dem allen, was die Zeit hier unterm Schein des Hispanschen commercii zu Danzigk wie auch in Lübeck durch den Kaiserabgesandten und des Königs zu Hispanien ministrum mit den Hansestädten traktiret, ist genugsam abzunehmen gewesen, daß nicht so sehr der Hansestädten nutz und beforderung bei der hispanischen negociation ist gesucht worden, als daß man die Seeporten an der Ostsee, welche die keyserlichen Obersten und Kriegsleute meistenteils außerhalb Lübeck, Stralsund und Danzigk allbereit okkupiret, vollendts möchte unter sich bringen, mit Hilfe der Stadt eine ansehnliche Schiffarmade daselbst ausrüsten und also der ganzen Ostsee und daran gelegenen Reichen und Landen sich bemächtigen und folgende die unijirten Niederlandschen provincien unter die hispansche Regierung bringen undt die Catholicam Romanam religionem extirpata purioris religionis confessione et exercitio wiedereinführen.“ Dem habe Gustav Adolf entgegengearbeitet.

Der große Hansetag wurde am 11. Februar 1628 eröffnet. Man war überall in größter Spannung; denn die Furcht vor einem Seekriege hielt die

Gemüter in beständiger Aufregung. Am 18. Februar wurde die Forderung von Schiffen, die Graf Schwarzenberg im Auftrage des Kaisers gestellt hatte, abschlägig beschieden. Schwarzenberg verließ voll Zorn den Konvent.

Die Hanseaten hatten erkannt, daß der „Handelsvertrag" zunächst wohl aus einem Interesse Spaniens erwachsen, aber auch, daß vor allem einem kaiserlich österreichischen Bedürfnisse der Plan einer Flotte entsprungen war.

Auch Wismar weigerte sich jetzt ganz offen, Schiffe zu stellen, obwohl Schwarzenberg dies als eine Widersetzlichkeit gegen den Kaiser bezeichnete. Rostock brachte zwar ebenfalls Entschuldigungen vor, verhielt sich jedoch den kaiserlichen Plänen geneigter.

Am 16. September 1629 schlugen Lübeck und Bremen von sich aus die Schiffe ab.

Jetzt erhielt Arnim Befehl, Schiffe neu zu bauen, so schnell und so gut als möglich. Bereits 1627 war er beauftragt gewesen, die Kontributionen von Rostock und Stralsund sowie die des ganzen Landes zur Ausrüstung von Schiffen zu verwenden und mit Schwarzenberg wegen dieser Angelegenheit eifrigst zu korrespondieren. Wie viele Schiffe gebaut sind, wissen wir nicht. Eine größere Anzahl konnte gewiß nicht beschafft werden. Immerhin werden bei der Erzählung des Kriegsverlaufes einmal 18 Kriegsschiffe erwähnt, die im Hafen zu Apenrade durch Stürme zugrunde gingen. Und während der Blockade Wismars durch die Schweden lief ein Admiralschiff von 40 Kanonen aus; auch fand man bei der Kapitulation der Stadt viele Vorräte an Holz, Hanf, Eisen für einen Seekrieg, die hier von den Kaiserlichen aufgehäuft gewesen waren.

Jedenfalls hatte Wallenstein seine Pläne nicht durchführen können. Den Hansestädten gebührt das Verdienst, trotz ihrer Schwäche eine der kühnsten und auch sehr zielbewußten Absichten des Kaiserhofes so sehr gehindert zu haben, daß die rechte Zeit zu ihrer Ausführung verpaßt werden mußte. Welche Folgen die Verwirklichung der spanisch-österreichischen Pläne auf die Herrschaft zur See gehabt hätte, das steht hier nicht zur Diskussion, könnte auch nur sehr hypothetisch erörtert werden; von allgemeiner Wichtigkeit ist nur die Feststellung der politischen Lage zur Zeit der Gründung der ersten kaiserlich deutschen Flotte, die Klarstellung der leitenden Ideen des kaiserlichen Machthabers und die Tatsache, daß 1627/28 zum ersten Male in Deutschland die Erkenntnis von der politischen Wichtigkeit einer großen Reichsflotte sich Bahn brach.

„In Summa, es ist, menschlicherweise davon zu reden, demjenigen, so Meister zu Wasser ist, alles zu gering, was auf Erden ist, weil, wer Meister des Wassers, ohne Widerrede Meister der Erden ist." —

Cäsarenwahnsinn

Von

Prof. Dr. Pelman

Immer mehr und mehr bricht sich in der Medizin das Bestreben Bahn, den Krankheiten in ihren Ursachen entgegenzutreten, um sie zu verhüten, und neben der Kunst des Heilens hat es die Wissenschaft von ihrem Entstehen und Werden zu einer vor kurzem noch kaum geahnten Vollendung gebracht.

Das gilt auch für die Psychiatrie, und täglich erweitert sich unser Wissen von den Ursachen der Geisteskrankheiten in neuen Erfahrungen über das Wesen der Erblichkeit und den Einfluß der äußeren Verhältnisse auf die Entstehung von Geistesstörungen.

Unter den mannigfachen Entdeckungen dieser Art glaubte man auch die Beobachtung gemacht zu haben, daß bestimmte Berufsarten den Gefahren einer geistigen Erkrankung in besonderem Maße ausgesetzt seien, und daß, wie sich der englische Irrenarzt Maudsley darüber äußerte, ebenso wie die Scherenschleifer an der Auszehrung stürben und die Schmiede böse Augen bekämen, jede geistige Beschäftigung leicht die Wirkung habe, irgendein geistiges Gebrechen hervorzurufen.

In diesem Sinne spricht man von Berufspsychosen, und wie man hin und wieder den nicht gerade besonders geschmackvollen Aeußerungen von dem Vogel des Volksschullehrers und dem Apothekerklapse begegnet, so glaubte man anderseits in dem Irresein die Berufsneurose des Genies zu erblicken. Daß die lange und ausschließliche Beschäftigung innerhalb eines und desselben Berufes zu einer gewissen Uebereinstimmung in dem äußeren Gebaren, zu einem besonderen Typus bei den Betreffenden führen kann, unterliegt keinem Zweifel.

Tarde hat eine Naturgeschichte der Notare geschrieben, wozu ihm wahrscheinlich Souliés wunderbarer Roman „Les mémoires du diable“ die Anregung gegeben hatte, und Galton hat in seinen kollektiven Photographien diese Uebereinstimmung des Typus wissenschaftlich festgelegt. Alte Militärs und Geistliche können ihren Beruf nicht verleugnen, und selbst manchem jüngeren Barbier dürfte dies nicht gelingen. Aeußeres und Inneres aber pflegen Hand in Hand zu gehen, und wie in der Haltung und Gebärde wird sich eine ähnliche Uebereinstimmung in dem Denken und Empfinden der Berufsgenossen aussprechen, wie uns dies bei so manchen alten Ehepaaren in einer oft geradezu überraschenden Weise entgegentritt.

Zu diesen Berufspsychosen könnte man auch den „Cäsarenwahnsinn“ zählen, insofern man in ihm eine Psychose der Herrschenden und zwar nur der Herrschenden zu erblicken hätte, die ihrem Wesen nach durch den cäsarischen Beruf entwickelt wurde. Dem Begriffe des Cäsarenwahnsinns begegnen wir meines Wissens zuerst bei Champigny, der in seinem Werke „Les Césars“, das im Jahre 1841 in Paris erschien, von einer Manie impériale spricht. Johannes Scherr über-

schreibt in seinem famosen „Blücher und seine Zeit“, das in den Jahren 1862 und 1863 erschien, ein Kapitel (VIII, 1) über Napoleon mit „Kaiserwahnsinn“, während G. Freytag wohl als der erste angesehen werden muß, der 1864 in seiner „Verlorenen Handschrift“ in einer eingehenden Schilderung der Bezeichnung und dem Wesen des Cäsarenwahnsinns gewissermaßen das Bürgerrecht verlieh. Daß für die Entwicklung eines Charakters nichts gefährlicher ist als unumschränkte Herrschermacht, wo der einzelne nicht auf die Hilfe seiner Nebenmenschen angewiesen ist und keinerlei Rücksichten auf sie zu nehmen hat, ist leicht verständlich, und der Schaden wird um so größer, um so unvermeidlicher sein, als das große Heilmittel der Erziehung gerade hier meist kläglich versagt.

Der Philosoph Carneades von Cyrene und nach ihm Montaigne hatten schon die Bemerkung gemacht, daß die Fürstensöhne, unter deren Berührung sich alles binsenhaft biege und beuge, nur von den Pferden, die sie bestiegen, rücksichtslos abgeworfen würden und daher meistens nur das Reiten gründlich lernten. Selbstverständlich gilt das nur für jene Zeit. Auch hierin ist gewiß manches anders und besser geworden, aber nach wie vor wird die Schmeichelei auf die persönliche Anschauung verderblich wirken und zu einem Verluste des Urteils über Gut und Böse führen, bis endlich der eigne Wunsch jede andre Erwägung unterdrückt, jede Laune Befriedigung erheischt und jeder Widerspruch als eine Kränkung und persönliche Feindseligkeit empfunden wird.

Von da ab wird das Bild des Cäsarenwahnsinns eine rasche Entwicklung erfahren und nach der jeweiligen Anlage zu Argwohn und List, zur Heuchelei und Verstellung oder zur brutalsten Entäußerung von Blutdurst und Grausamkeit führen, deren ersten Anstoß meist die eigne Familie auszuhalten hat.

Den Hauptschauplatz dieser Vorgänge hat wohl von jeher die unumschränkte Herrschermacht des Orients dargeboten; nirgends aber zeigte diese Krankheit eine gewaltigere Entwicklung als in dem römischen Staate, weil dort die Entfaltung der Menschen in Tugend und Verkehrtheit am gewaltigsten war, und dies besonders dann, als J. Cäsar den letzten Rest der alten römischen Einfachheit mit orientalischen Anschauungen und Sitten durchsetzt hatte.

Zu diesen allgemeinen Ursachen trat noch eine besondere, persönliche, hinzu.

Nach Cäsars Tode hatten sich die alten und entarteten Geschlechter der Julier und Claudier miteinander verbunden. Hierdurch wurden die bisher getrennten beiderseitigen Schädlichkeiten vereint auf ihre Nachkommen übertragen, bei denen sich die bis dahin latente Kränklichkeit zur vollen Krankheit entwickelte.

Was drei geniale Herrscher — Cäsar, Oktavianus Augustus und Tiberius — mit gewaltiger Kraft aufgerichtet hatten, das wurde nunmehr von drei Wahnsinnigen niedergerissen — Gajus, Claudius, Nero.

Gajus Cäsar, den die Soldaten Caligula nannten, des Germanicus (Julier) und der Claudia Sohn, war bei dem Tode seines Großonkels Tiberius fünfundzwanzig Jahre alt. Eine Schwäche der unteren Gliedmaßen hatte er als ein Erbteil des Augustus überkommen, und die Mängel seiner moralischen Veranlagung waren dem scharfen Auge seines Großonkels nicht entgangen. „Ich lasse den Gajus

zu seinem und der andern Unglück am Leben," so hatte sich Tiberius über ihn geäußert; „ich erziehe in ihm eine Schlange für das römische Volk und einen Phaeton für die Welt," und Sueton nennt ihn krank an Körper wie an Geist.

Gleichwohl jauchzte ihm das römische Volk wie einem Erlöser aus schwerer Not entgegen, und seine ersten Handlungen als Kaiser ließen bessere Tage hoffen. Aber nicht lange und es war mit dieser Hoffnung vorbei. Caligula konnte den Gedanken, Beherrscher der Erde zu sein, nicht ertragen. Er wurde daran wahnsinnig, und zwar wurde er ein wahnsinniger Dämon.

Von jeher war er ängstlich und allerhand nervösen Störungen unterworfen gewesen. Er litt an Gewitterangst, und wenn er donnern hörte, kroch er in seiner Not unter das Bett. Alles dies steigerte sich jetzt zum Maßlosen, Ungeheuerlichen. Durch seine Ausschweifungen hatte er sich wenige Monate nach seiner Thronbesteigung eine akute geistige Erkrankung zugezogen, und es scheint, als ob er die Verfolgungsideen, die ihn damals beherrschten, nie wieder losgeworden sei. Jedenfalls zeigte er von da an eine Unruhe und Rastlosigkeit und eine Lust am Zerstören ohne Ziel und Zweck, während sich anderseits ein komödiantenhafter Zug bemerkbar macht und seine Selbstüberhebung zur Selbstvergötterung ansteigt.

In recht charakteristischer Weise und nicht ohne Humor schildert dies Philo in seinem Berichte über eine Audienz, die er bei dem Cäsar hatte.

Die Juden in Alexandria wurden von den heidnischen Bürgern der Stadt in ihren Rechten bedroht und sollten von der Bürgerschaft ausgeschlossen werden. Sie sandten deshalb den Philo mit einer Gesandtschaft nach Rom, die von dem Kaiser gleichzeitig mit ihren Gegnern zu einer Audienz befohlen wurde.

Diese Audienz fand in der Villa des Maecenas statt, deren sämtliche Zimmer der Kaiser sich hatte öffnen lassen. Sowie der Kaiser die Gesandten erblickte, fuhr er auf sie los und schnauzte sie an, weshalb sie ihm keine göttlichen Ehren erwiesen, da er doch ein Gott sei? Ohne eine Antwort abzuwarten, läuft er durch alle Zimmer, Befehle gebend und Anordnungen treffend. Ebenso unvermittelt wendet er sich wieder an die atemlos hinter ihm her keuchenden Juden: „Warum eßt ihr kein Schweinefleisch?" und wieder dasselbe Abspringen und dieselbe tolle Jagd, treppauf, treppab, bis er endlich die Gesandtschaft, ohne daß sie überhaupt zu Worte gekommen ist, mit dem Bescheide entläßt: „Ich sehe ein, sie sind nicht schlecht, sondern unglücklich und dumm, weil sie mich nicht als Gott verehren, der ich es doch bin."

Als Gott nimmt er nacheinander die Abzeichen und Namen der sämtlichen großen Götter an. Er unterhält sich im Kapitol mit seinem Bruder Jupiter, den er gelegentlich auch wohl bedroht: „Töte mich doch, sonst werde ich dich umbringen," und dessen Blitze er während eines Gewitters durch Steine erwiderte, die er durch eine Maschine gegen die Wolken schleudern läßt, während das Rollen des Donners durch dumpfes Brummen nachgeahmt wird.

Sein Wesen findet seinen besten Ausdruck in seinem Ausspruche: „Ich habe das Recht, alles zu tun, was mir beliebt, und ein Recht über alle." Und in

diesem Sinne wenigstens hat er seinem Worte alle Ehre gemacht. Nichts war ihm je so heilig, das er nicht unter die Füße getreten, nichts so hoch, das er nicht in den Schmutz gezogen hätte.

Ob ihn bei diesem wahnwitzigen Gebaren die bestimmte Absicht leitete, die Bestrebungen J. Cäsars wieder aufzunehmen und den von der Kleopatra überkommenen orientalischen Königsbegriff, d. h. die unumschränkte Herrschergewalt, auf römische Verhältnisse zu übertragen, ist immerhin möglich, jedenfalls säumte er nicht, den Begriff in die Tat umzusetzen.

Zu diesem orientalischen Königsbegriff gehörte auch die Vielweiberei und die Geschwisterehe; Caligula heiratet seine Schwester Drusilla, und nach ihrem Tode entriß er zwei römische Damen ihren Gatten und heiratete sie, wie ja auch Julius Cäsar in Rom gleichzeitig mit der Canponia und der Kleopatra verheiratet war.

Jene beiden Frauen hat er bald nachher verstoßen und in die Verbannung geschickt, während er die tote Drusilla unter die Götter versetzte.

Von nun an reiht sich Verbrechen an Verbrechen, und es wurde immer gefährlicher, in seine Nähe zu kommen. Als seine hochgesinnte Großmutter Antonia es wagte, ihm ernsthafte Vorwürfe zu machen, läßt er sie vergiften, sein früherer Gönner Marco, dem er zu großem Danke verpflichtet war, der Silanus u. a., die ihm unbequem waren, werden ohne weiteres aus dem Wege geräumt, und die Bewunderung des Volkes oder sein eignes Mißfallen waren eine genügende Ursache, um ein Todesurteil auszusprechen, bis ihm das Morden an sich zur Wollust wurde und er dem Henker die Anweisung gab: „Triff den Mann, daß er den Tod wirklich fühlt.“

In der Arena ließ er den ersten besten unter den Zuschauern den wilden Tieren vorwerfen, Quästoren und Senatoren wurden gefoltert, und seinem innersten Empfinden gab er in dem entsetzlichen Wunsche Ausdruck: „Ich wollte, ihr hättet alle nur einen Hals!“ Was das aber besagen sollte, geht aus einer andern Aeußerung hervor, die er einst unter Kosen und Lachen der von ihm geliebten Cäsonia gegenüber tat: „Ich brauchte nur ein Zeichen zu geben, dann würde auch dieser reizende Kopf fallen!“

Mit diesem Schwelgen in Grausamkeit und Wollust verband sich die unsinnigste Verschwendung. Eines seiner Gelage kostete über zwei Millionen Mark, und in seiner unsinnigen Baulust, seinen schwimmenden Villen und zumal in der Schiffbrücke, die er über den Golf von Bajä nach Puteoli baute, hatte er schon nach Ablauf von zwei Jahren die gewaltige von Tiberius ersparte Summe verschwendet, so daß er sich genötigt sah, sich nach einer Ergänzung seiner Einkünfte umzusehen. Um die Mittel war der Cäsar nicht verlegen. Er führte Steuern aller Art ein, verurteilte reiche Leute zum Tode, um ihr Vermögen einzuziehen, und verlangte, daß ihm bei allen Testamenten ein Teil der Erbschaft zugesichert werde. Ließ ihn alsdann ein solcher Erblasser zu lange auf den Antritt des Legates warten, so schickte er ihm wohl Gift, um ihm zu bedeuten, daß er sich beeilen möge, seiner Pflicht nachzukommen.

Auf einen andern Einfall, seine Einnahmen zu vermehren, verfiel er gelegentlich eines Aufenthaltes in Lyon, wo er in allerhöchster Person alten Plunder aus dem Nachlasse der Cäsaren auf den Markt brachte und versteigern ließ, wobei natürlich der historische Wert in Anrechnung kam.

Eines Tages war einer der Anwesenden eingenickt, und Caligula bedeutete dem Ausrufer, auf den alten Herrn besonders achtzuhaben und jedes Nicken als eine Zustimmung anzunehmen. Als der unglückliche Schläfer endlich erwachte, befand er sich im Besitze von neun Gladiatoren, wofür er dem Kaiser die Kleinigkeit von zwei Millionen Mark zu bezahlen hatte.

Auch auf kriegerischen Ruhm stand sein Begehr, obwohl er von Natur feige und nichts weniger als ein Held war.

So zog er im Jahre 39 an den Rhein, um den Grenzstrom zu überschreiten. Als sich aber das Gerücht von einem Anmarsche der Germanen verbreitete, war es mit der Kriegslust des Cäsars sofort vorbei, und er versuchte in rasender Eile über Hals und Kopf das linke Ufer zu erreichen.

Um so verwunderlicher war es daher, als er einige Tage nachher wirklich zur Bekämpfung des Feindes auszog und am Abend als glücklicher Sieger mit einer Anzahl Gefangener zurückkehrte. Daß diese Gefangenen sich bald nachher als Angehörige seiner deutschen Leibwache entpuppten, die sich auf des Kaisers Befehl zu dieser Rolle hergeben mußten, hinderte ihn nicht, dem Senate zu schreiben und ihn zu schmähen, daß die Senatoren in allen Freuden der Residenz schwelgten, während er, ihr Kaiser, sich den Gefahren und Mühen des Krieges aussetze.

Zu seinen militärischen Heldentaten zählt auch sein Zug nach Britannien.

Mit ungeheuern Rüstungen in Szene gesetzt, verlief er im eigentlichen Sinne des Wortes im Sande, indem er seine in Boulogne angesammelten Truppen die Muscheln des Strandes auffammeln hieß, die er als die dem Ozean entrissene Beute im Kapitol aufbewahren werde.

Bis dahin hatte niemand, weder in Rom noch in der Armee, eine Hand gegen dieses Treiben eines Wahnsinnigen erhoben, von dem Seneca sagte, daß er aufgetreten sei, um der Welt zu zeigen, welchen Umfang zügellose Freveltat bei der höchsten Machtstellung zu erreichen vermöge.

Solange er nur den Adel verfolgte und seine Opfer unter den Reichen ausgesucht hatte, blieb das Volk stumm, und erst als er die Steuerschraube anzog, war es mit der alten Freundschaft getan.

Noch aber hatte er die Armee auf seiner Seite, und wenn die Soldaten auch über die albernen Possen lachten, die ihnen der Kaiser vorspielte, so ließen sie sich doch die Geschenke gefallen, womit er sie begleitete. Es ist ein weiterer Beweis für seine wahnsinnige Verblendung, daß er sein blindes Wüten endlich auch gegen die Soldaten richtete. Damit hatte er sein Schicksal beschworen. Es bildeten sich verschiedene Verschwörungen, denen er am 24. Januar 41 zum Opfer fiel, nachdem er drei Jahre und zehn Monate lang regiert hatte, ein Mensch, den nach Senecas Ausspruch die Natur zur Schande und zum Verderben für das menschliche Geschlecht hervorgebracht hatte.

Am 13. Oktober 54 bestieg Claudius Nero, siebzehn Jahre alt, den römischen Kaiserthron, der Sohn der Agrippina, einer Schwester des Caligula, und des Domitius Ahenobarbus, der ihm bei seiner Geburt die Worte mit auf den Weg gab: „Von der Agrippina und mir kann nur ein Scheusal kommen, das der Welt zur Geißel wird."

Und in der Tat hätte er in der Wahl seiner Eltern vorsichtiger verfahren können, denn der Vater Domitius war ein roher und wüster Geselle, ein Betrüger und Blutschänder, und von der Mutter sagte man, daß sie ihren ersten Gatten vergiftet habe; eine Tat, deren man sich bei ihr, nach ihrem späteren Verhalten zu urteilen, wohl versehen konnte.

Er selber war nach einem Ausspruche Rénans ein wahnsinniger Gamin, der sich an dem Beifalle der Straßenhefe berauschte, nicht gerade der verrückteste noch auch der schlechteste Souverän, den der römische Staat auf seinem Thron gesehen, wohl aber der eitelste und lächerlichste, den ein böses Geschick je an die Spitze der Welt gestellt hatte.

Es war eine tolle Zeit, wie sie uns am besten aus den Schilderungen des Petronius Arbiter in seinem Satyrikon entgegentritt, und Nero gab sich ihren Verlockungen im tollsten Uebermute und mit einer alle Schranken überschäumenden Genußsucht hin.

Noch kümmerten ihn nicht die Regierungsgeschäfte, die er seiner Mutter und seinem Erzieher Seneca überließ, während er eine Bande gleichgesinnter Wollüstlinge, die „Ritter des Augustus", um sich versammelte, mit denen er die Nächte durchtobte und die Straßen Roms zum Schauplatze der wüstesten Orgien machte.

Der Geschmack des Zeitalters war verdreht. Die Kunst des Deklamierens beherrschte alles, und lebende Bilder waren in der Mode, aber alles gleich geschmacklos und übertrieben.

Und mitten hinein in dieses Chaos von Unverstand und Schrankenlosigkeit drängte sich die Schauspielernatur eines Nero, das tolle Treiben durch noch tolleres Gebaren überbietend, das Maßlose zum Ungeheuerlichen steigernd.

Mit seinen Gefühlen spielend, gestaltete sich alles bei ihm zu Versen, mit deren Vortrag er seine Umgebung oft tagelang beglückte. Niemand durfte während dieser Vorträge das Theater verlassen, und es kam wohl vor, daß Frauen dort ihre Niederkunft durchmachen mußten. Er selber gönnte sich dabei kaum Zeit zum Essen.

Für den Beifall sorgten fünftausend stramme Soldaten, die für eine dreifache Beifallsbezeugung eingeschult waren, den Brummschall, den Hohlziegelschall und den Scherbenschall. Und wehe dem, der diesen Beifall versagte oder zu lau darin war, der Tod war ihm gewiß. So ließ er einst einen Sänger erdrosseln, der seine Stimme nicht genügend gedämpft und ihn seiner Meinung nach nicht zur gehörigen Geltung hatte kommen lassen.

Bei alledem hatte sich sein Tatendrang bis dahin vorzugsweise auf Raufhändel beschränkt, und er war als Maler, Sänger, Versemacher, als Wagenlenker und in allen Arten von Sport und Jagd eigentlich nur seinen Intimen

gefährlich geworden. Hier konnte ihn allerdings ein Nichts verletzen und den Tod des Unbedachten herbeiführen.

Das wurde nach dem Tode seiner Mutter anders. Schon lange war ihm Agrippina durch ihr Einmischen in seine und des Staates Angelegenheiten lästig geworden. Jetzt wurde sie unerträglich, und er beschloß ihren Untergang. Ein Versuch, sie durch ein zerfallendes Schiff in Bajä zu ertränken, mißlang, und rasch entschlossen läßt er sie noch in derselben Nacht ermorden.

Um diese Zeit scheint eine psychische Erkrankung eingesetzt und ihn bis zu seinem Tode nicht mehr verlassen zu haben, zum wenigsten lassen sich von nun an Perioden der Erregung nachweisen, die mit Zeiten einer mehr melancholischen Verstimmung abwechseln, in denen er seine tote Mutter sah und sich, von innerer Angst gequält, rastlos umhertrieb. In den Zeiten der Erregung schleppte er alle Kunstgegenstände zusammen, deren er habhaft werden konnte, und errichtete Paläste von fabelhafter Pracht und Ausdehnung. Sie strotzten von Marmor und Edelgestein, von Perlmutter und Gold, und den Fußboden bedeckten babylonische Teppiche, die er bis zu 600000 Mark das Stück bezahlte. Die Wände eines Zimmers waren ganz aus Perlen hergestellt. So meinte er, daß er anfinge, wie ein Mensch zu wohnen.

Alles war von Gold und edeln Gesteinen, die Hufe seiner Maultiere waren von Gold, und in seinem Gefolge befanden sich nie unter tausend Wagen. Tacitus gibt die Summe, die er für die Prätorianer, Komödianten und Freigelassenen ausgab, auf 330000000 Mark an, und dessen, was er für seine Bauten verbrauchte, war unendlich viel mehr. In dieser unsinnigen Verschwendung rannen ihm die Millionen nur so durch die Hände, und dabei hatte er nicht wie Caligula einen ererbten Schatz zu seiner Verfügung.

Trotzdem träumte er von noch Höherem, noch Unerhörterem; denn: „bis zu mir hat niemand gewußt, was alles einem Herrscher erlaubt ist.“

Ob er den Brand Roms im Jahre 64, wobei von den vierzehn Regionen der Stadt nur vier verschont blieben, wirklich veranlaßt hat, ist nicht erwiesen, daß er dazu gesungen, wohl eine Legende. Man wußte, daß er sich mit Bauplänen trug und an Stelle des alten ein Neronisches Rom setzen wollte, und man kannte ihn gut genug, um ihm derartiges zuzutrauen. Sicherlich war er nicht der Mann, um vor einem solchen Frevel zurückzuschrecken, wenn es sich darum handeln würde, sich auf dem Wege der Brandstiftung billige Bauplätze zu verschaffen.

Jedenfalls schob ihm die allgemeine Meinung den Brand zu, und bei dem massenhaften Elend, bei dem fast völligen Untergange des alten Rom war die Bewegung eine gewaltige. So mag er wohl selbst das Bedürfnis empfunden haben, den Verdacht von sich abzulenken, und er beschuldigte die allgemein verhaßten Christen, dieses odium generis humani. Deshalb ließ man sich die Verfolgung gefallen, zumal dann, wenn sie Veranlassung zu schönen Schaustellungen abgab, wie sie die Fackeln des Nero waren.

Und bei alledem war Nero, trotz seiner brutalen Roheit, nicht eigentlich grausam.

Er suchte und fand den Genuß mehr in der Schmeichelei seiner tollen Eitelkeit durch das Außergewöhnliche, nie Dagewesene des von ihm Dargebotenen, und eine Hinrichtung war zu jener Zeit ein öffentliches Volksfest. Zudem stand das menschliche Leben damals so gering im Werte, das Vergießen von Blut war ein so gewöhnliches Schauspiel, daß die nichtigsten Gründe, oft genug nur die Laune des Augenblicks, genügten, um den Kaiser zu einem Todesurteil zu veranlassen. Daß es dann bei wirklichen und ernstlicheren Veranlassungen, wie sie die angebliche Verschwörung des Piso war, zu massenhaftem Würgen kam, ist leichtverständlich.

Mittlerweile steigerte sich der Größenwahn des Kaisers immer mehr und mehr. Daß er von seiner Kunst leben könne, war seine Ueberzeugung. Ganz Italien hatte dem göttlichen Sänger in Bewunderung zu Füßen gelegen und ihm mit Lorbeeren und Kränzen zu tausenden von Malen zugejauchzt. Nun beschloß er, die Griechen mit seiner Kunst zu beglücken, da nur die Griechen seiner und seiner Anstrengung wert seien.

Anderthalb Jahre durchzog er im Triumphe das Land, und sein Gefolge war ein ganzes Heer. Im Triumphe kehrt er nach Italien zurück. Vor ihm her schreiten 1808 Herolde, welche die in Griechenland erworbenen Kronen und Kränze vor ihm hertragen und laut die Namen der Orte und der Sänger verkünden, wo und über die er gesiegt hatte. In Rom riß man die Mauern des Zirkus Maximus nieder, um ihn einzulassen, und die 1808 Siegestrophäen wurden dort zu seinen Füßen hingelegt.

Unterdes tobte in Gallien der Aufstand des Vindex, und unter den Soldaten begann es sich zu regen.

Aus dieser Zeit besitzen wir genaue Mitteilungen, und nie tritt uns die Komödiantennatur des Cäsar greller und unverhüllter entgegen als in diesen letzten Tagen.

Bald will er in feigem Verzagen entfliehen, bald seine Feinde mit seinen Liedern und seiner Stimme besiegen. Er komponiert die Siegeslieder und trägt sie den wenigen vor, die noch an seiner Seite stehen; er jammert, daß man einen so beschäftigten Mann in dieser Weise störe, und er tröstet sich, daß noch nie ein Fürst ein so großes Reich verloren hätte, um in grellem Umschwunge der Stimmung den Senat mit dem Untergange, ganz Rom mit Brand und Mord zu bedrohen.

Am 8. Juni 68 rufen die Prätorianer den Galba zum Kaiser aus, und Nero plant, wie er in Trauerkleidern das Volk anreden und seine ganze schauspielerische Kraft aufbieten will, um die Masse zu seinen Gunsten umzustimmen. Aber während er noch seine Rede aufschreibt, findet er sich in der Nacht allein und seinen Palast von Wachen entblößt. Diesmal bleibt ihm nur die Flucht, und er flieht verkleidet in die Villa des Phaon, wo er sich im Gehölze versteckt. Auch jetzt noch, in der Todesnot, überwiegt der Komödiant. Er ergeht sich in klassischen Zitaten und rhetorischen Wendungen. In der Situation sieht er nur das Drama, und er merkt, daß er das Drama diesmal auf eigne Rechnung spielt.

So zitiert er aus dem „Oedipus“:

Meine Gattin, meine Mutter und mein Vater
Sprechen mein Todesurteil aus,

und wenn er sein Los beklagt, so tut er dies mit den Worten: „Welch ein Künstler geht mit mir zugrunde!“ Da hört er das Pferdegetrappel der nahenden Verfolger, und während er den vergeblichen Versuch macht, sich mit dem Dolche zu erstechen, spricht er die Verse der Ilias: „Der Schritt schwerer Rosse schlägt an mein Ohr,“ bis ihm sein Begleiter den Dolch in die Kehle stößt (9. Juni 68).

So starb mit einunddreißig Jahren nach fast vierzehnjähriger Regierung ein Mensch, von dem Rénan mit Recht sagen kann, daß er eine in Blut ausgeprägte Karikatur gewesen sei.

Und doch muß etwas in seinem Wesen gelegen haben, das auf die große Menge wirkte, denn lange noch erwartete das Volk seine Wiederkehr, da er nicht umgekommen sei, sondern in Persien lebe, und wiederholt traten falsche Neros auf, die Anhang und Unterstützung fanden. Auch hatte man den Otho zum Kaiser ausgerufen, weil er dem Nero gliche. Mit Nero endet die Familie der Julier; das Geschlecht der Cäsaren verschwindet von der Erde.

Der Born war erschöpft, der Baum trägt keine Früchte mehr und die entartete Rasse findet ihr Ende in Mord und Streit.

Nero hatte zu gründlich für den Untergang seiner Familie gesorgt und nicht weniger als 24 Mitglieder einem gewaltsamen Tode überliefert.

Dem Cäsarenwahnsinn hat er damit kein Ende gemacht, und von Beispielen ließen sich innerhalb und außerhalb des Römischen Reiches im Laufe der Jahrhunderte noch manche anführen.

Hier soll nur noch eins eine kurze Besprechung finden, weil es sich vor unsern Augen abspielte und sein tragischer Ausgang noch in aller Erinnerung ist, ich meine den König Ludwig II. von Bayern.

In der Familie der Wittelsbacher war von alters her der Kunstsinn erblich. Schon Gustav Adolf hatte 1632 bei seinem Einzuge in München gefragt, wer der Baumeister sei, der alle die schönen Gebäude errichtet habe, da er ihn gerne nach Schweden senden würde, und die Verdienste des ersten Ludwig um die Verschönerung seiner Hauptstadt sind bekannt. Aber neben der künstlerischen Begabung hatte der junge König einige andre, weniger günstige Eigenschaften mit auf den Weg erhalten, und schon früh zeigte er sich exzentrisch und leicht verletzlich. Bismarck, der ihn im Jahre 1863, also in seinem achtzehnten Jahre sah, schreibt darüber in seinen „Gedanken und Erinnerungen“: „Bei den regelmäßigen Mahlzeiten, die wir während des Aufenthaltes in Nymphenburg am 16. und 17. August 1863 einnahmen, war der Kronprinz, später Ludwig II., der seiner Mutter gegenüber saß, mein Nachbar. Ich hatte den Eindruck, daß er mit seinen Gedanken nicht bei der Tafel war und sich nur ab und zu seiner Absicht erinnerte, mit mir eine Unterhaltung zu führen, die aus dem Gebiete der üblichen Hofgespräche nicht herausging. Gleichwohl glaubte ich in dem, was er sagte, eine begabte Lebhaftigkeit und einen von seiner Zukunft erfüllten

Sinn zu erkennen. In den Pausen des Gespräches blickte er über seine Frau Mutter hinweg an die Decke und leerte ab und zu hastig sein Champagnerglas, dessen Füllung, wie ich annehme, auf mütterlichen Befehl verlangsamt wurde, so daß der Prinz mehrmals sein leeres Glas rückwärts über die Schulter hielt, wo es zögernd wieder gefüllt wurde.

Er hat weder damals noch später die Mäßigkeit im Trinken überschritten, ich hatte jedoch das Gefühl, daß die Umgebung ihn langweile und er den von ihr unabhängigen Richtungen seiner Phantasie durch den Champagner zu Hilfe kam. Der Eindruck, den er mir machte, war ein sympathischer, obwohl ich mir mit einiger Verdrießlichkeit sagen mußte, daß mein Bestreben, ihn als Tischnachbar angenehm zu unterhalten, unfruchtbar blieb. Es war das einzige Mal, daß ich den König von Angesicht gesehen habe."

Diese Mitteilung des großen Kanzlers ist von um so höherem Interesse, als uns aus der Zeit vor der Thronbesteigung wenig Zuverlässiges bekannt ist.

Wohl aber wissen wir, daß die Erziehung nicht dazu angetan war, die angeborene krankhafte Veranlagung des Prinzen in gesunde Bahnen zu leiten.

Sie war eine außergewöhnlich strenge, und die königlichen Prinzen wurden zumal im Punkte des Taschengeldes so kurz gehalten — eine Mark die Woche —, daß der jüngere Prinz, der jetzige König Otto, sich ernstlich mit dem Gedanken trug, sich einen Vorderzahn ausziehen zu lassen, da er davon gehört hatte, daß er dafür zehn Gulden erhalten könne.

Diese unangebrachte Strenge von oben wurde reichlich durch Schmeichelei von unten aufgewogen und das gekränkte Selbstgefühl der jungen Prinzen durch die übertriebenen Lobpreisungen des Dienstpersonals gefördert und bestärkt.

Mit neunzehn Jahren wurde Ludwig König (1864), und bald trat jene unglückselige Abgeschlossenheit ein, die ihn dem Verständnisse seiner Untertanen entfremden mußte. Je weniger er sich mit der Regierung befaßte, um so eifriger hing er seinen romantischen Neigungen und seinem Kunstsinn nach.

Nur wenigen war es vergönnt, mit dem jungen Herrscher zu verkehren, und von diesen wenigen hat der eine oder der andre einen für die Entwicklung des Königs geradezu unheilvollen Einfluß ausgeübt. Es soll dies in erster Linie für Richard Wagner gelten, und als man den widerstrebenden König im Jahre 1865 zu dessen Entlassung zwang, empfand er dies als eine schwere Beleidigung, die er nie verwunden hat. Er schloß sich seitdem noch mehr von der Außenwelt ab, um sich ganz in seine romantischen Träumereien zu versenken.

Aus jener Zeit drangen hin und wieder wunderliche Mären nach außen, wie sich der König in seinem Schlafzimmer einen Mond anbringen ließ, dessen Schein ihm den erwünschten Schlaf verschaffen sollte, und wie er bei Nacht und unter Fackelbeleuchtung im Schlitten durch die schneebedeckten Wälder fuhr, um sich nach einem seiner einsam gelegenen Schlösser zu begeben.

Unter anderm hatte er auf dem Dache seines Schlosses in München einen See anlegen lassen, in dem er in einem von einem Schwane gezogenen Kahne einsam als Lohengrin umherfuhr. Da ihm die Farbe des Wassers nicht ge-

nügte, ließ er die mangelnde natürliche Bläue durch Kupfervitriol ersetzen und den fehlenden Wellenschlag durch ein Mühlrad hervorbringen. Aber eines Tages warfen die Wellen den Kahn um und der König fiel ins Wasser, und bald nachher hatte die Schwefelsäure den Zinkboden des Sees durchfressen und das Wasser ergoß sich in die untenliegenden Gemächer.

Dann wandte sich seine Neigung der Baukunst zu, und es entstanden jene wunderbaren Königsschlösser, ein Zeichen seines hochentwickelten Kunstsinns, zugleich aber auch seiner maßlosen Verschwendung.

Auf diesen Schlössern konnte er seinem Hange nach Vereinsamung nach Herzenslust nachgehen. Er nimmt seine Mahlzeiten an einem Tische ein, der aus der Tiefe hervorsteigt und jede Bedienung überflüssig macht. Im Theater darf außer ihm kein andrer Mensch der Vorstellung beiwohnen und die Schauspieler müssen vor dem leeren Hause spielen, und ob hinter den geschlossenen Vorhängen der Königsloge der König zugegen ist oder nicht, wissen sie nicht. Dabei bewegen sich die von ihm befohlenen Stücke zunächst in der Zeit Ludwigs XIV., dessen Person und absolutistische Richtung seine Bewunderung erregte. Später wendet er sein Gefallen mehr den Blutdramen zu.

Juli 1870 schreibt der spätere Kaiser Friedrich in sein Tagebuch: „König Ludwig ist merkwürdig verändert, nervös in seinen Reden, wartet keine Antwort ab, fragt nach den entlegensten Dingen."

In dieser Einsamkeit und nur den eignen Gedanken und Neigungen ohne jedes Gegengewicht hingegeben, mußte sich die angeborene krankhafte Anlage des Königs zur vollen Krankheit entfalten.

Wann seine eigentliche Geisteskrankheit angefangen hat, ist schwer zu bestimmen. In wachsender Menschenschen war er schließlich nur von Dienern umgeben, und auch diese durften ihm zuletzt nur in Masken nahen. Sein letzter Kabinettssekretär, Schneider, hat ihn nie gesehen. Er antwortete ihm bei den seltenen Vorträgen hinter einem Vorhange her und später nur noch durch einen Diener.

Aus seinen eignen Aufzeichnungen, die man nach seinem Tode fand und die man dem Staatsarchive übergeben hat, geht deutlich hervor, daß er ein völliges Traumleben führte, und zwar schon seit Jahren führte. Seine ungezügelte Phantasie spiegelte ihm die wunderlichsten Bilder vor, die sich bei ihm zur Wirklichkeit gestalteten und nach Art von Fieberphantasien zu völligen Romanen ausgesponnen wurden.

So verurteilte er seine Minister und andre ihm mißliebige Personen zum Tode. Er ließ diese Urteile vollziehen und malte die verschiedenen Todesarten ausführlich aus. Eine besondere Abneigung hegte er gegen den späteren Kaiser Friedrich, und ihm ist ein großer Teil des Tagebuches gewidmet.

Nach dem Vorbilde des Monte Christo hatte er den Kronprinzen in Italien durch Banditen aufheben und in einer Höhle einsperren lassen, wo er einem langsamen Tode durch Verhungern geweiht war. Zur Erhöhung seiner Leiden befiehlt er, ihm die Zähne einzeln auszuziehen und ihn andern Mißhandlungen

zu unterwerfen, und er läßt sich täglich über die Ausführung seiner Befehle und von dem Verhalten des unglücklichen Kronprinzen Bericht erstatten, während er aus den Zeitungen wissen mußte, daß der Kronprinz in München sei, wo er die bayrische Armee inspizierte.

Um der immer drohenderen Geldnot zu entgehen, organisierte er Banden, welche die großen Banken berauben sollten, und er plant sein Land zu verkaufen.

Diese Absicht und der Wunsch, sich auf einer Insel ein Reich zu gründen, wo nichts seinen absolutistischen Neigungen entgegenstehen, kein Minister und kein Parlament seine Pläne stören könnte, veranlaßte ihn, Franz von Löher auf die Suche nach einer solchen Insel auszuschicken. Daß Franz von Löher diesem Auftrage gefolgt ist, hat man ihm vielfach verdacht. Einen Teil seiner Schuld hat er durch die prächtigen Schilderungen abgetragen, welche dieser Reise ihre Entstehung verdanken.

Was Bismarck über die Mäßigkeit des Königs im Trinken gesagt hat, trifft für die spätere Zeit nicht mehr zu. Seine zunehmende Verrohung und Grausamkeit legen den Verdacht des Mißbrauches geistiger Getränke nahe, und dieser Verdacht wird durch bestimmte Angaben bestätigt, wonach sich der König dem Genusse schwerer Weine und von Likören hingab.

Er mißhandelte seine Diener, die ihm zuletzt nur kniend nahen durften, und bei seiner Verhaftung fanden sich 32 Personen seiner Dienerschaft verletzt.

Dieses zügellose Verhalten mußte den Gedanken an eine geistige Störung des Königs immer näher legen.

In dem „Zürcher Sozialdemokrat“ vom 21. Februar 1884 findet sich schon eine Beschreibung seines Wahnsinns, und diese Ueberzeugung, verbunden mit der zunehmenden Geldnot, machten ein Einschreiten von seiten der Regierung unvermeidlich.

Im Juni 1886 sprechen sich vier Aerzte gutachtlich für die Geisteskrankheit des Königs aus, und man erkannte das Unvermeidliche eines Schrittes, der diesem Treiben ein Ende machen sollte. Von nun an nahmen die Geschicke einen raschen Verlauf.

Am 9. Juni begab sich eine Kommission nach Hohenschwangau, wo sich der König aufhielt. Durch ein unverzeihliches Versehen war die Schloßwache von München aus ohne Bescheid geblieben, und sie weigerte sich daher, den Befehlen der Kommission zu gehorchen. Der König aber erteilte mit eigner Hand den Befehl, „den Verrätern die Haut abzuziehen und sie Hungers sterben zu lassen.“

Und das war ihr Glück.

Hätte der König der Schloßwache den Befehl gegeben, die Kommission zu erschießen, so wäre dieser Befehl aller Wahrscheinlichkeit nach ausgeführt worden, wie dies der Kommission gegenüber von der Wache bestätigt wurde. So Ungeheuerliches auszuführen, dazu konnten sich die königstreuen Bayern nicht entschließen.

Nichtsdestoweniger verlebte die Kommission einen recht ungemütlichen Tag, bis ihr endlich eine Depesche von München die Erlösung und die Erlaubnis zur

Abreise brachte und sie, froh, einer großen Gefahr entronnen zu sein, aus dem unwirtlichen Schlosse abzogen, wo sie den Tag über nicht einmal etwas zu essen erhalten hatten.

Zwei Tage später wurde das Unternehmen unter günstigeren Vorbedingungen wiederholt und glücklich zu Ende gebracht. Der König wurde in Gewahrsam genommen und tags darauf nach Berg gebracht. Dort ereilte ihn am folgenden Tage in den Fluten des Starnberger Sees der Tod. Er hatte mit B. von Gudden um 6 Uhr 25 Minuten nachmittags einen Spaziergang in den Park gemacht, und des Königs Uhr war um 6 Uhr 54 Minuten stehengeblieben.

König Ludwig ist ein Beweis dafür, daß es selbst in einem konstitutionellen Staate zur Ausbildung eines Cäsarenwahnsinns kommen kann. Allerdings sind hier die Vorbedingungen weit weniger gegeben, als dies bei der absoluten Selbstherrschaft der Fall ist, und jene gewaltige Entwicklung, wie wir sie bei den Cäsaren gesehen haben, werden wir hier nicht mehr finden. Was jene ungehindert in die Tat umsetzen konnten, Mord und Verwüstung, das blieb hier in der Phantasie und mußte sich in den Träumereien des Tagebuches verstecken. Das Milieu social ist ein andres geworden, und wir werden daher die individuelle Veranlagung höher bewerten müssen.

Diese Veranlagung hat auch bei den Juliern bestanden, und sie bildet dort wie hier die unentbehrliche Voraussetzung dieser wie aller andern geistigen Verirrungen. Der Mensch ist nun einmal das Produkt von Geburt und Erziehung, und dieser Notwendigkeit können sich selbst die Ersten des Volkes nicht entziehen. Der Anteil dieser beiden Momente aber kann ein sehr verschiedener sein und doch zum gleichen Ziele führen.

Um heutzutage das Bild des Cäsarenwahnsinns zu zeitigen, bedarf es schon einer so überwältigenden Menge von persönlicher Anlage, daß sie sich in den meisten Fällen schon von vornherein als krankhaft offenbaren und zur Vorsicht mahnen wird. Die Erkenntnis aber, daß es sich in allen diesen Fällen um von Geburt an abnorme Individuen, um mehr oder weniger Geisteskranke handelt, die für ihre entsetzlichen Handlungen nicht in vollem Maße verantwortlich gemacht werden können, muß uns das Bild jener Unglücklichen in einem milderen Lichte erscheinen lassen, denn auch hier wie überall gilt der alte Satz: Alles verstehen heißt alles verzeihen.

Ein eigenartiger deutscher Naturforscher

Zum Andenken an Willy Kühne

Von

Hugo Kronecker, Professor an der Universität in Bern

Helmholtz charakterisiert Faraday in seiner Vorrede zu Tyndalls Gedenkschrift über den großen Physiker als Autodidakten und sagt: „Der Hauptvorteil (seiner Entwicklung) lag für ihn unverkennbar in seiner nicht durch früh angelegte theoretische Fesseln beengten geistigen Freiheit den Erscheinungen gegenüber und in dem wohltätigen Zwange, unter dem er stand, statt der ihm fehlenden Büchergelehrsamkeit stets die ganze Fülle der sinnlichen Erscheinungen auf sich wirken zu lassen."

Faraday steckte sich schon als ganz junger Mann hohe Ziele: „Der Forscher sollte der Mann sein: bereit, jeglichen Rat zu hören, aber entschlossen für sich selbst zu urteilen. Er sollte nicht durch Aeußerlichkeiten beeinflußt werden, keine Lieblingshypothese haben, keiner Schule angehören und in der Wissenschaft sich nicht durch Autorität beherrschen lassen. Er sollte nicht Rücksicht auf Personen, sondern auf die Dinge zu nehmen gewohnt sein und zum höchsten Ziele die Wahrheit haben. Wenn er zu diesen Eigenschaften noch Tatkraft besitzt, darf er hoffen, durch den Vorhang in den Tempel der Natur zu dringen."

Diesen Grundsätzen hat Faraday nachgelebt und gleich ihm Willy Kühne.

Friedrich Wilhelm Kühne wurde am 28. März 1837 als das fünfte von sieben Geschwistern in einem stattlichen Hause am Stephansplatze zu Hamburg geboren. Seine Eltern nannten ihn mit Vorliebe Willy und so er auch sich selbst, sogar in wissenschaftlichen Werken. Sein Vater, ein wohlhabender Kaufmann, sparsam und sittenstreng, leicht erregbar, aber gutherzig; seine Mutter, Tochter eines englischen Reeders (Blocker) und einer Hamburgerin, verlebte einige ihrer Kinderjahre in Helgoland, wo hohe Offiziere verschiedener Nationen in ihrem Vaterhause einquartiert waren. Vielseitig beanlagt, von energischem, trefflichem Charakter, nahm sie als Mädchen schon Interesse an Politik und Künsten, zumal klassischer Musik. Sie spielte vortrefflich Klavier. Nach ihrer Heirat sammelte sie mit ihrem Gemahle gute Gemälde.

So wurde schon in dem kleinen Knaben Freude an den Künsten lebendig.

Kühne war ein schwächliches Kind und wurde deshalb in seinem zehnten Jahre nach Kirchwärder, einem Dorfe in den Vierlanden, geschickt, wo er in der Familie des Pastors Lüders prächtig gedieh.

Als kräftiger Jüngling siedelte er in seinem vierzehnten Jahre nach Lüneburg über, weil das dortige Gymnasium bessere Bildungsmittel bot als das Hamburger und Herr Pastor Lüders mit der Familie des Rechtsanwalts Dr. Heitmann befreundet war. Dieser und dessen geistig hochstehende Gattin — Tochter des Göttinger Juristen Mühlenbruch — weckten und entwickelten in dem leb-

haften Geiste den Sinn für Kunst und schöne Literatur. Wenig interessierten ihn dagegen die hauptsächlichsten Unterrichtsgegenstände in der Untersekunda des dortigen Gymnasium, so daß ihn sein pedantischer Klassenlehrer erst nach zwei Jahren nur mit Vorbehalt in die Obersekunda entließ. Auf Anfrage des Vaters schrieb er diesem, daß Willy in jeder wissenschaftlichen Laufbahn nur Schiffbruch im Leben erleiden werde, da er nach dieser Richtung gänzlich unbefähigt sei. Derselbe Lehrer, Dr. Kohlrausch, ließ zum Schlusse seiner synthetischen Geschichtstabellen (1842) den Satz drucken: „Auch in Deutschland beginnt man mit dem Bau von Eisenbahnen, doch hat sich der erste blinde Eifer schon wieder abgekühlt.“

Der Vater riet seinem Sohn, Maschinenbauer zu werden. Willy aber widersetzte sich energisch. Sein Sinnen und Streben war, wie mir sein älterer Bruder, Herr Julius Kühne, mitzuteilen die Güte hatte, fast ausschließlich auf die Chemie gerichtet. Schon als Knabe hörte er während der Ferien die Experimentalvorlesungen des Optikers Christeinicke in Hamburg, und als ihm sein Bruder aus dem Nachlasse eines Apothekers Stöckharts Elementaranalyse nebst reichlichen Vorräten von Apparaten und Chemikalien geschickt hatte, zog er diese chemischen Privatbeschäftigungen der lateinischen Grammatik vor. Auch Helmholtz erzählte bei seiner Jubelfeier, daß er während langweiliger Lateinstunden in der Sekunda unter dem Tische den Gang der Lichtstrahlen durch Teleskope ausgerechnet habe.

In seinem siebzehnten Jahre wanderte Kühne kurz entschlossen nach Göttingen zu dem berühmten Chemiker Wöhler. Diesem gefiel der „joviale dicke Junge“ so sehr, daß er sich eingehend mit ihm beschäftigte und neben seinem feurigen Lerneifer seine „bedeutenden Vorkenntnisse“ und eine „eminente Begabung für Chemie und Physiologie“ erkannte.

„Sie bleiben bei mir,“ war sein Bescheid.

Wöhler hatte im Jahre 1828 den Harnstoff aus cyansaurem Ammonium dargestellt und damit zum ersten Male gezeigt, daß organische Körper, deren Bildung man spezifischen Kräften des Lebens zuschrieb, auch außerhalb des Organismus dargestellt werden können.

Diese epochemachende Entdeckung brachte die Chemie und Physiologie in engen Kontakt, und es ist verständlich, daß der junge Chemiker sogleich für die Lebensvorgänge Interesse gewann.

Zuvor schon hatte Wöhler mit Keller die — wie Kühne sagt — „ewig denkwürdige Entdeckung gemacht, daß genossene Benzoesäure im Harne als Hippursäure wieder erscheint“. Kühne versuchte (1859) mit Hallwachs nachzuweisen, daß diese Paarung in der Leber vor sich geht. Die physiologische Chemie erschien aber seinem Vater eine aussichtslose Disziplin, zumal die konsultierten Berliner Chemiker Mitscherlich und Rose dies bestätigten. Aber Kühne blieb fest. Während zweier Jahre vermochte er sich nicht nur die für das philosophische Doktorexamen erforderlichen Kenntnisse zu erwerben, sondern auch seine auf Experimente begründete Inauguraldissertation „Ueber den künstlichen Diabetes bei Fröschen“ zu vollenden. Dabei trieb er ein fröhliches Studentenleben.

Der neunzehnjährige Doktor trat als Assistent von Rudolf Wagner in dessen physiologisches Institut.

Als Lehmann, der sich ebenfalls mit dem Studium der Zuckerharnruhr beschäftigte, 1857 von Leipzig nach Jena berufen worden war, zog Kühne dahin suchte aber schon nach einem Semester in Berlin seine Erfahrungen zu erweitern.

Dort war E. du Bois-Reymond mit Untersuchungen über die Reaktion des Muskelfleisches beschäftigt und hatte im Gegensatze zu J. von Liebig nachgewiesen daß der lebende Muskel nicht sauer reagiert, wenn er ruht, sondern nur wenn er abstirbt oder bis zur Erschöpfung gearbeitet hatte. Kühne wies schon 1858 nach, daß die durch Zuckerlösung blutleer gemachten lebenden Froschmuskeln beim Auspressen einen neutral reagierenden Saft geben, die totenstarren einen sauern. Durch diese Untersuchungen gewann er Interesse an der Muskelphysiologie, und auf du Bois-Reymonds Rat experimentierte er mit dem Sartorius (Schneidermuskel) des Frosches. Dieser Muskel samt seinen Nerven wurde durch ihn ein klassisches Präparat, mit dessen Hilfe er die wichtigsten Entdeckungen machte. Er bewies, daß der Muskel auch an Orten reizbar ist, wo die Nerven nicht hindringen, und beantwortete damit einwandfrei die langschwebende Frage, ob der Muskel direkt oder nur durch die Vermittlung seiner Nerven zur Tätigkeit anzuregen sei. Auch ein zweites fundamentales physiologisches Problem entschied er dabei: Früher nahm man an, daß die Bewegungsnerven die Erregungen nur vom Willensorgane zu den Muskeln leiten, die Empfindungsnerven von der Peripherie nach dem Gehirn.

Er sah, wenn er einen Zipfel des gespaltenen Sartoriusendes an Orten reizte, an welchen sich Nerven verzweigten, daß der ganze Muskel sich zusammenzog, also der Reiz von den getroffenen Zweigen zum Nervenstamme aufstieg und von diesem durch andre Aeste zu Zweigen in der andern Muskelhälfte herablief. Hiermit war das „doppelsinnige Leitungsvermögen" der Nerven einwandfrei bewiesen. Natürlich prüfte er auch mit chemischen Reizmethoden Nerven und Muskeln und fand, daß zum Beispiel Glyzerin nur erstere, Ammoniak nur letztere erregen.

Sein Wunsch, zu erforschen, wieweit sich die Nerven in dem Sartoriusmuskel erstrecken, führte ihn zu mikroskopischen Untersuchungen über die letzten Nervenendigungen, wobei er in vielen Muskeln eigentümliche „Endplatten" entdeckte.

Im Jahre 1858 siedelte er nach Paris über, wo Claude Bernard, der geniale Experimentalphysiologe, einige Jahre zuvor die Entdeckung gemacht hatte, daß Kaninchen, denen eine Hirnstelle gestochen worden, zuckerhaltigen Harn absondern.

Kühne spricht dem Meister in seinen „Untersuchungen über Bewegungen und Veränderungen der kontraktilen Substanzen" (Reicherts und du Bois-Reymonds Archiv 1859, S. 564) für die erfahrene Gastfreundschaft wärmsten Dank aus und bemerkt dabei: „Günstige äußere Verhältnisse, namentlich der tägliche Verkehr mit meinem Freunde und Lehrer, Herrn Claude Bernard, der mir so-

wohl im Collège de France wie in der Sorbonne ein geeignetes Laboratorium zur Verfügung stellte, waren die besondere Veranlassung zu diesen Studien."

In Paris vollendete er (1859) sein erstes Buch „Myologische Untersuchungen", das er seinem „hochverehrten Lehrer" F. Wöhler widmet, in dessen Vorwort er „den beiden ausgezeichneten Männern, welche er seine Lehrer nennen darf", „Herrn Claude Bernard in Paris und Herrn E. du Bois-Reymond in Berlin, aufrichtigsten Dank" ausspricht.

In Paris lebte er sich schnell ein.

Als Einundzwanzigjähriger macht er in einem Briefe an die Frau seines Bruders Julius folgende, für seine Ausdrucksweise charakteristische Bemerkungen: „... In der großen Oper habe ich Robert gesehen. Dekorationen und Ballett schofel! Robert leidlich, Bertram miserabel, die Hauptsängerin aber brillant. Das Haus selbst fand ich furchtbar schmutzig und geschmacklos. Die Einteilung in drei große gewölbte Logen und das Ansteigen der Sitze bis unmittelbar an den ersten Rang hat mir aber sehr gefallen. Beides sieht großartig aus und letzteres bringt eine empfehlenswerte Abwechslung in die Eintönigkeit der Galerien."

Wenige Monate später schreibt er seiner Schwägerin von Paris: „Manchmal nimmt es einen Anlauf zu schönem Wetter und alle Welt rennt in die Champs Elysées, bis dann auf einmal das vom Himmel fallende Wasser für ein paar Millionen Franken Toilette verdirbt."

Die mikroskopischen Entdeckungen, welche Kühne in glänzender Folge machte, verminderten aber sein Interesse für die chemischen Vorgänge im Muskel keineswegs.

E. Brücke, der geistvolle Wiener Physiologe, hatte die Totenstarre für einen der Blutgerinnung ähnlichen Vorgang erklärt. Kühne fand die lebende Muskelfaser durchsichtiger als die totenstarre und diese dann unerregbar gegen alle Reize und sauer reagierend. Diesen Zustand kann man herbeiführen, indem man den Blutkreislauf von einer Muskelgruppe abhält. Den völlig starren Muskel kann man dann durch Blutzufuhr nicht wieder aufleben lassen, sondern mit Blut fault er nur schneller.

Auch auf 40 Grad erwärmte Froschmuskeln sah er starr werden, und ganz das gleiche Verhalten zeigte der ausgepreßte Muskelsaft. So kam er zur Ueberzeugung, daß die beweglichen Teile der Muskeln dickflüssig seien.

Den spontan oder durch Erwärmen oder in destilliertem Wasser gerinnenden Körper im Muskelplasma nannte er Myosin. Es gelang ihm nachzuweisen, daß auch der lebende Muskel, welcher so fest erscheint, in seinen Hüllen einen dickflüssigen Brei enthält.

Er schrieb darüber seinem Bruder am 10. August 1863 aus Berlin: „Meine Arbeitsamkeit (Du weißt, ich prahle nie mit Fleiß) ist infolge Eurer Abreise entschieden gestiegen, und zum Beweise schicke ich Dir eine Interimsbroschüre, die einen Fund enthält, zu dem mir wieder mein vielbeneidetes Glück verhalf; Verdienst von meiner Seite ist sonst wenig dabei." Baron von Uexküll bemerkt in seinem glänzenden Lebensbilde Kühnes dazu: „Wenn irgendwo, so gilt hier das

Wort Bismarcks: ‚Glück muß man haben, aber nur der rechte Mann hat Glück.'" Kühne sah eine Nematode in einer normalen Muskelfaser schwimmen. Er konnte beobachten, wie das Tier während der Bewegung in der Achse der Faser die Querstreifen mit größter Leichtigkeit durchbrach, welche sich hinter dem Schwanzende wieder schlossen. Durch diese Beobachtungen erbrachte Kühne den einzigen direkten Beweis für den flüssigen Inhalt der Muskelfaser, den wir überhaupt besitzen. Wie viele andre hätten das gleiche gesehen, ohne das gleiche zu erkennen! Für ihn wurde diese Beobachtung ein lebendiger Faktor in dem Bilde, das er von der Kontraktion entwarf. (Münchner Mediz. Wochenschrift 1900, Nr. 27.)

Jetzt blickte er von höherem Standpunkte auf die Bewegungserscheinungen. „In dem Streben, die bisher an den Muskeln der Wirbeltiere beobachtete Bewegung auch bei solchen Organismen kennen zu lernen, welche eigner muskulöser Apparate entbehren, richtete ich (K.) meine Aufmerksamkeit sogleich auf den kleinen Organismus, den man sich gewöhnt hat, als eine der niedrigsten Stufen tierischer Organisation anzusehen. Ich untersuchte die Amöben, jene mikroskopisch kleinen Gallertklümpchen, deren ganze Körpermasse scheinbar aus einem allen notwendigen Verrichtungen dienenden Brei besteht." (Untersuchungen über das Protoplasma, Leipzig 1864, S. 28.)

Mit genialer Kühnheit wies er nach, daß die niedrigsten Protoplasmaarten, die Plasmodien der Schleimpilze, reizbar sind gleich Muskeln.

Er zerrieb trockene Schleimpilze zu Pulver, rührte die Masse mit Wasser an und füllte damit den Darm eines Wasserkäfers. „Die kleine Protoplasmawurst" war nach vierundzwanzig Stunden im feuchten Raume bedeutend aufgequollen, bewegte sich aber nicht von selbst. Als ihr Kühne aber die Ströme eines Induktionsstromes zuleitete, „kontrahierte sie sich geradeso wie eine kolossale Muskelfaser".

Es gelang ihm sogar zu zeigen, daß die fixen Zellen der Hornhaut vom Froschauge ihre Gestalt verändern, wenn man die Hornhautnerven reizt.

Vorwiegend aber blieb stets sein Interesse an den chemischen Vorgängen im Tierkörper. Als er das Myosin untersuchte, verfolgte er die Zerfallprodukte desselben. Liebig hatte durch verdünnte Salzsäure den größten Teil der Eiweißkörper aus dem Fleische ausziehen können. Wenn er die Säure durch Sodalösung band, fiel ein weißes Pulver. Dieses nannte er Syntonin, d. h. den Zusammenziehungsstoff, weil er meinte, daß er den Muskel befähige, sich zu verkürzen. — Kühne fand aber den gleichen Stoff in verdauten Eiweißlösungen und wandte sich den Verdauungsvorgängen zu.

Er hoffte, wie Franz Hofmeister in seinem Nekrolog hervorhebt, „durch Spaltung des gewaltigen Eiweißmoleküls in einfachere Produkte Aufschluß über seinen Bau zu erhalten". Er unterwarf hierzu die Eiweißkörper der Verdauung und entdeckte eine ganze Reihe von wohlcharakterisierten Zwischenstufen bis zur Bildung des Pepton. In Paris lernte er vom großen Operateur Claude Bernard die Fistel der Bauchspeicheldrüse anlegen und von seinem Freund

Corvisart im gleichen Collège de France die Eiweißverdauung mittels des alkalischen Sekrets, während man früher sich vorstellte, daß der Magen verdaue, weil sein Saft sauer sei.

Man nahm an, daß der Magen darum sich nicht selbst verdaue, weil das alkalische Blut in den Wandungen dieses Organs das Ferment unwirksam mache. Kühne zeigte, daß die Drüsen sich nicht selbst verdauen, weil in den Zellen nicht die Fermente (Enzyme), sondern nur deren Vorstufen (Zymogene) lagern und diese erst außerhalb der Drüsen in den Lösungen wirksam werden. Das starke Ferment des Pankreas, „Trypsin“, vermöge nicht nur Pepton zu bilden, sondern auch einfachere sogenannte Amidokörper. Seinem Scharfblicke entging es nicht, daß einzelne Läppchen der Pankreasdrüse keine Blutgefäße besitzen, also, wie dies C. Ludwig an der Speicheldrüse gezeigt, durch eigne Drüsenenergie sezernieren.

Er vermochte, nach Heidenhains Vorgang, mikroskopische Veränderungen sogar an den lebenden Zellen des Pankreas von Kaninchen nachzuweisen. Die Fermente dienten ihm auch dazu, die Strukturverhältnisse der Nerven aufzuklären. Er entdeckte mit Chittenden ein Gerüst von Hornstoff (Neurokeratin), das die davon eingehüllten Nervenachsenzylinder vor Druck schützt.

Im Jahre 1876 wurde er von der Entdeckung Franz Bolls begeistert, „daß die Stäbchenschicht der Retina aller Geschöpfe im lebenden Zustande nicht farblos sei, wie man bisher meinte, sondern purpurrot“. „Im Leben,“ sagt Boll, „werde die Eigenfarbe der Netzhaut beständig durch das ins Auge fallende Licht verzehrt, in der Dunkelheit wiederhergestellt, und im Tode halte sie sich nur Augenblicke.“

Auch frühere Forscher hatten schon den rötlichen Schimmer von Netzhäuten verschiedener Tiere beschrieben und, wie Boll, den frischen Zustand der Netzhaut hierfür wesentlich gehalten.

Kühne schreibt begeistert: „Was früher übersehen worden, dürfte nichts Geringeres als den Schlüssel zum Geheimnis der Nervenerregung durch Licht enthalten, oder die erste Tatsache, welche in der Retina photochemische Prozesse aufdeckt.“

Mit Feuereifer verfolgt er die Farbenveränderungen in der Retina und fand zunächst, daß der Sehpurpur ganz unabhängig vom physiologisch frischen Zustande der Netzhaut besteht und auch nach dem Tode nur durch Licht gebleicht wird.

Er fand die Netzhäute der Augen von Menschen, die im Dunkeln gestorben und gehalten waren, noch tagelang purpurfarben. Im Lichte wurden sie zu blassem Chamois gebleicht.

Im Scheine der Natronflamme hält sich der Farbstoff tagelang. — Das Retinaepithel vermag im Dunkeln den Farbstoff zu regenerieren. Er beschließt seine inhaltreiche erste Mitteilung durch folgenden Satz: „Die Netzhaut (mit ihrem Epithel) verhält sich nicht nur wie eine photographische Platte, sondern wie eine ganze photographische Werkstatt, worin der Arbeiter durch Auftragen neuen

lichtempfindlichen Materials die Platte immer wieder vorbereitet und zugleich das alte Bild verwischt."

Es glückte ihm sogar, auf der Kaninchennetzhaut Optogramme von einfachen Gegenständen, z. B. Fenstern, durch Alaunlösung zu fixieren.

Es gelang ihm nicht, ein Bildnis von Helmholtz auf dem Kaninchenauge zu optographieren. Man sah nur den weißen Hemdkragen.

Nicht nur in wissenschaftlichen Kreisen waren die Erwartungen hochgespannt, sondern man hoffte, den letzten Blick eines Gestorbenen festhalten zu können — vielleicht den Mörder zu erkennen u. s. w.

Vor allem aber hoffte Kühne, Sinneseindrücke auf chemische Weise gewissermaßen objektiv erklären zu können.

Bald aber veröffentlichte er eine Abhandlung mit dem Titel: „Das Sehen ohne Sehpurpur." Er beginnt diese mit folgenden Sätzen: „Die purpurfreien Netzhäute vieler Vögel und Reptilien bezeugen die Möglichkeit des Sehens ohne Sehpurpur, und daß Teile der Netzhaut ohne Purpur sehen, beweist das Sehvermögen der Zapfen, welche nirgends purpurhaltig sind. Daß wir außerdem alles Sichtbare ohne Beteiligung unsers Netzhautpurpurs sehen können und gewohnt sind zu sehen, beweist die gänzliche Abwesenheit des Purpurs in der Fovea centralis und in deren nächster Umgebung im gelben Flecke des menschlichen Auges, und da wir diese Teile zum Fixieren gebrauchen, wobei bekanntlich nicht nur Lichtintensitäten fein unterschieden und in der Empfindung lokalisiert werden, sondern auch in sämtlichen Farben mit Einschluß von Schwarz und Weiß zur Wahrnehmung kommen, so wissen wir, daß allen Anforderungen, welche wir an ein Sehorgan stellen können, genügt wird ohne Purpur.

Im Sinne der Hypothese, den Purpur, wo er vorkommt, für das ausschließliche aktinische Reizmittel in den Stäbchen zu halten, ist schon wegen der geringen Veränderlichkeit des Farbstoffes im äußersten violetten, ultravioletten und roten Lichte kaum statthaft. Es ist mir zwar bei bedeutender Intensität gelungen, mit dem reinen Rot und Orange ohne Gelb den Purpur nicht nur isolierter Froschnetzhäute, sondern auch am lebenden Frosche vollkommen zu bleichen, allein man muß wegen der Langsamkeit der Entfärbung wohl zweifeln, ob dieselbe bei der prompten und intensiven Empfindung in Frage komme, welche uns der Reiz des Rot, ganz abgesehen von der farbigen Wahrnehmung, welche die Zapfen vermitteln dürften, erzeugt."

Er kommt zu dem Schlusse, daß „der Zapfenerregung die Vermittlung sämtlicher Empfindungsqualitäten, der Erregung der Stäbchen durch irgendwelche objektive Reize, nur die des Hell und Dunkel" zukomme.

Wilhelm Trendelenburg hat jüngst unter von Kries' Leitung gefunden, „daß die Bleichungswerte spektraler Lichter für Sehpurpur und die Dämmerungs- (Seh-) werte derselben für das dunkeladaptierte Auge einander mit Annäherung proportional sind". — „Schon Arthur König fand, daß die Absorption des Sehpurpurs den Reizwerten der Lichter geringer Intensität proportional ist." (Arch. Intern. de Physiologie, Dez. 1904.)

Unerschöpflich ist der Reichtum von Beobachtungen Kühnes und seiner Schüler über die Eigenschaften der Netzhaut. Er sah das Wandern der Pigmentschichte unter dem Einflusse des Lichtes, übersah aber merkwürdigerweise die von Engelmann und van Genderen-Stort entdeckte Zusammenziehung belichteter Retinazapfen.

Mit Steiner untersuchte er die elektrischen Ströme, die vom Sehnerven und der Retina bei Licht und Farbenwechsel erzeugt werden, und erkennt sie „als physikalisches Zeichen jenes Zustandes der Erregung, welcher der unmittelbare Vorläufer der Erregung in der zugehörigen Nervenfaser ist". (Untersuchungen aus dem Physiol. Inst. zu Heidelberg, 1881.)

Der große Biologe wendet sich am Ende seines fruchtbaren Lebens wieder dem Gegenstande seiner ersten physiologischen Neigung zu.

Im Jahre 1858 begann er seine Untersuchungen über Bewegungen und Veränderungen der kontraktilen Substanzen (Reicherts und du Bois-Reymonds Arch. 1859), im Jahre 1896 veröffentlichte er seine letzte Arbeit: „Ueber die Bedeutung des Sauerstoffes für die vitale Bewegung; Verhalten des Protoplasmas in Gegenwart von Chlorophyll." Die Abhandlung erschien in der „Zeitschrift für Biologie", die er seit 1883 mit Carl von Voit herausgegeben hatte. Dieser erzählt in seinem Nekrologe auf Kühne in der öffentlichen Sitzung der Königlich Bayrischen Akademie der Wissenschaften zu München am 13. März 1902: „Ich traf den Achtzehnjährigen, der schon genau wußte, was er anzufangen habe, und ein auffallend reifes Urteil besaß, im Wintersemester 1855/56 in den Instituten Göttingens; er hörte damals bei Wilhelm Weber Physik, bei Listing physiologische Optik, bei Wöhler Chemie, bei Henle Anatomie, arbeitete im chemischen Laboratorium und machte einen physiologischen Kursus mit uns bei Rudolf Wagner mit. Wöhler hat wohl zu dieser Zeit den größten Einfluß auf ihn ausgeübt und der chemischen Richtung der Physiologie zugeführt."

Der Wert von Kühnes chemischen und biologischen Arbeiten für die Medizin wurde auch äußerlich dadurch dokumentiert, daß ihm sechs Jahre, nachdem er in Göttingen zum Doktor der Philosophie promoviert worden war, von der Universität Jena die medizinische Doktorwürde honoris causa verliehen wurde.

Obwohl er nicht praktischer Arzt war, hat er den Kliniken der Charité in Berlin als Assistent des chemischen Laboratoriums in Virchows pathologischem Institute wertvolle Dienste geleistet. Während der Choleraepidemie des Jahres 1866 zeigte er, daß die Stuhlentleerungen von Cholerakranken, in den Darm von Affen gebracht, diese nicht infizieren.

Zugleich untersuchte er wirksame Desinfektionssubstanzen und wurde während des preußisch-österreichischen Krieges auf die Etappenstationen nach Böhmen und Mähren geschickt, um die Spitäler und Feldlazarette mit den erforderlichen Vorräten von „Eisenchamaleon" zu versehen. Als mein guter Geist erschien er mir auf dem Bahnhofe zu Brünn, während ich im Begriffe war, das Choleralazarett auf dem Spielberge zu übernehmen und vom Vorsteher des Johanniterdepots vergeblich Konservenbüchsen und eine versiegelte Weinflasche erbat. Mit Voll-

machten für jede Requisition versehen, verfügte er, daß aus den überreichen Vorräten in den Stationsschuppen Aerzten und Krankenpflegern alles Gewünschte ohne Vorbehalt ausgeliefert werde.

Aus Lundenberg schreibt er am 19. August 1866 an seine Mutter: „Auf meiner Fahrt durch Sachsen, Böhmen und Mähren habe ich an allen Hauptorten die Lazarette besucht, dann bei städtischen Behörden genaue Erkundigungen über die Cholera eingezogen. Ueberall wurden Instrumente, Labungs- und Arzneimittel, die ich von Berlin mitgenommen, verteilt und, was der Hauptzweck meiner Reise ist, Anordnungen zur Ausrottung der Krankheit getroffen. — Viele hundert Zentner von meinen Desinfektionsmitteln habe ich in Berlin requirieren müssen, und ich hoffe, daß mein Freund Cohnheim, der jetzt auch von Berlin abgereist sein muß, das Bestellte befördert und alles in besten Gang gebracht hat.

Ihr macht Euch keinen Begriff davon, wie man hier existiert; zuweilen die allergrößten Entbehrungen, keine Nahrung, kein Quartier, sondern Biwak, dann aber wieder die schönste Versorgung nach jeder Richtung und eine fabelhafte Fröhlichkeit. Trotz der allerdings grausigen Krankheit und der vielen Leiden der Verwundeten ist doch die Armee guter Dinge, und alles kommt sich mit der prächtigsten Kordialität entgegen . . . In Friedenszeiten, das muß ich offen bekennen, habe ich mir stets einen falschen Begriff von unsrer Armee gemacht; es ist nicht zu sagen, wie zuvorkommend die höchsten Offiziere, wie gutmütig und anstellig die Mannschaften sind. Ueber einen richtigen gebildeten und liberalen Landwehroffizier geht aber gar nichts! Diese Leute sind mir nützlicher als die Aerzte selbst. In Gesellschaft solcher Leute habe ich die schönsten Touren gemacht, bald auf den seltsamsten requirierten Wagen, dann wieder nobel erster Klasse in der Eisenbahn, dann in Güterwagen auf Kornsäcken obenauf, oder auf den Lokomotivtendern, kurz so, wie man später ganz bestimmt nicht wieder reist. Anfechtungen sind mir noch nicht vorgekommen, zur größeren Sicherheit führe ich aber immer einen geladenen Revolver und dazugehörige Patronen bei mir, natürlich in der Hoffnung, nie Gebrauch davon zu machen. — Was meine speziellen Reisezwecke betrifft, so hoffe ich davon das Beste. Erstens lerne ich die Cholera von einer ganz neuen Seite kennen; die Fälle verlaufen hier weit schneller und etwas anders als in den großen Städten, und zweitens werden wir jetzt am besten prüfen können, ob die Desinfektion das leistet, was wir von ihr erwarten. — Großartiger und vollkommener, als dies jetzt geschieht, kann sie nicht ausgeführt werden: nun muß also der Erfolg beweisen, ob wir mit unsern heutigen Ansichten auf richtigem Wege sind oder nicht.“

Nach seiner Heimkehr begann er in Berlin sein „Lehrbuch der physiologischen Chemie“ zu verfassen. Dieses berühmte Werk, im Jahre 1868 herausgegeben, war um seines originellen Inhaltes und seiner klaren Darstellung willen in kurzer Zeit vergriffen. Zu einer neuen Auflage aber konnte sich Kühne nicht entschließen.

In dem wachsenden Berlin war er bald einer der führenden Geister unter den jungen Gelehrten, namentlich im „Räsonneur“, einer zwanglosen Gesellschaft,

die gegen den Autoritätenglauben sich auflehnte und die Leute von Geist und Charakter aus verschiedenem Berufe in näheren Verkehr brachte. Da waren, um nur einige Verstorbene zu nennen, Cohnheim, Hüter und Westphal, Paul Mendelssohn-Bartholdy und Hefner-Alteneck, Fraentzel, Holmgren, Tommasi, Giannuzzi und Amsler um den Stammtisch bei Hanus Unter den Linden versammelt.

Kühne selbst erzählt in seinem Vorworte zu Julius Cohnheims gesammelten Abhandlungen (Berlin 1885) von jenen Vereinigungen: „In anregendster Weise wurde diese Gesellschaft von Medizinern ergänzt durch hervorragende Künstler oder Kunstkenner, wie den unvergeßlichen, liebenswürdigen Hermann Amsler, zeitweise auch durch politische Elemente, solange die Sessionen des Abgeordnetenhauses dauerten, und dies trug wohl mit zu ihrer großen Anziehungskraft für interessante Persönlichkeiten des Auslandes bei. Während sich die zahlreichen, im pathologischen Institute arbeitenden Russen mehr zueinander und unter sich hielten, gaben sich die Schweden und Dänen, Franzosen und Italiener ganz dem Treiben der deutschen Fachgenossen hin, und manche fühlten sich darin so wohl, daß sie, wie zum Beispiel der später in Siena verstorbene Physiologe Giannuzzi, ihren Aufenthalt in Berlin um Jahre länger ausdehnten, als sie anfänglich beabsichtigt hatten.“

Im Berliner Freundeskreise entstand 1863 das „Zentralblatt für die medizinischen Wissenschaften“, unter Mitwirkung von W. Kühne, Ph. Munk und F. von Recklinghausen, redigiert von L. Hermann. Die ersten Referenten waren Klebs, Rosenthal, Kühne, Lücke, von Recklinghausen, Leyden, Westphal, Gusserow, Hermann, Th. Munk: Namen, deren Träger, damals noch wenig bekannt, dann berühmt wurden.

Kühne bemerkt in seiner eben zitierten Erinnerung an Cohnheim: „... Herausgeber der neueren, in Form und Anordnung den ersten so ähnlichen Zentralblätter werden lächeln, wenn sie hören, wie es in der Redaktion, an der auch Cohnheim teilnahm, zuging: Eine Bitte an Autoren um Separatabdrücke oder eine Vorausverständigung mit dem Verfasser einer zu referierenden Arbeit hätte für unerhört gegolten, und wenn einer der Referenten gar ein größeres oder kostspieliges Werk mit der Bitte ‚um gefällige Berichterstattung‘ zugesendet erhielt, wurde dies als eine Beleidigung empfunden und das Korpusdelikti ungesäumt zurückgeschickt. Kenner der Presse würden solches Verfahren schwerlich empfehlen, es zeigt aber, daß Cohnheim auch durch das Zentralblatt niemals in Berührung gekommen ist mit wirklichen Preßverhältnissen, sondern nur in engere Verbindung mit dem anregenden Kreise, dem er bereits angehörte und welcher auch das Zentralblatt geschaffen hatte.“

Kühne blieb in dieser Hinsicht so feinfühlend, daß er einem ihm befreundeten Herausgeber eines referierenden Journals mit Abbruch aller Beziehungen drohte, wenn er ihn nochmals um Separatabdrücke seiner Arbeiten für Referate bäte.

Er, der weltmännisch Gebildete, verspottete das philiströse Wesen vieler Kreise und entwirft in einem Briefe an seine Schwester einen charakteristischen Bericht vom Berliner Leben aus dem Jahre 1864.

„Ich finde an den Gesellschaften der Clique Knaus und Gebrüder Spangenberg so viel Vergnügen, daß ich kaum meine Arbeitsabende rette ..." — „Die Künstlergesellschaften haben den Vorzug der Musik. Ich höre die herrlichsten Schubertschen und Schumannschen Lieder, teilweise sehr gut gesungen, und viel vierhändig Beethoven, den göttlichen Kerl, um den sich doch am Ende alle Musik dreht."

„Neulich habe ich nach langer Zeit mal wieder französisches Theater gesehen, ziemlich mäßig, aber des stilvollen Spiels und des guten Ensembles wegen doch immer interessant.

Die Berliner sind dabei natürlich in reiner Verzückung.

Das erste Lob gilt der guten Aussprache, die sie ja nicht beurteilen können, und das zweite der Grazie der Damen. Natürlich wimmelt es in so einem Theater von jungen Damen, die sich Uebung machen wollen — und von Lehrerinnen."

„Du siehst aus meinen Erzählungen, wie kleinstädtisch man hier im Grunde noch ist ..." — „Ganz flüchtig besuchte ich vor einigen Tagen die Maler bei der Arbeit an den Weihnachtstransparenten, die diesmal sehr schön werden. Richter und Th. Weber malen zusammen eine landschaftliche Darstellung mit Staffage, die mir sehr gefällt. Der Schwerpunkt der Bilder liegt in der Landschaft, welche Christi Grab und Umgebung darstellt. Daran sind die bekümmerten Frauen Richters Anteil. Aus dem Bilde atmet etwas von Renans idyllischer Auffassung, die dem Boden der Umgebung: kurz dem Landschaftlichen eine so große Rolle zuerteilt." —

„Kürzlich waren hier bei Sachse Rahls (des Wieners) Bilder für die Universität von Athen ausgestellt. Der Gegenstand ergibt sich von selbst, er besteht in der Darstellung der Blüte der Wissenschaften bei den alten Hellenen. Obwohl die Figuren in der Zeichnung ungeheure Fehler bieten, so ist doch nur eine Stimme des Lobes über das herrliche Kolorit. Ich wenigstens habe noch kein modernes Bild gesehen, das in der Farbe den alten Venezianern so ähnlich war; und dabei ist dies ohne alle Absichtlichkeit entstanden. Man sah doch mal wieder buntes, kräftiges und feurig gemaltes Fleisch. Solche Koloristen wie unser Becker können eigentlich mit all ihrer Farbe doch nur Stoffe, Teppiche u. dgl. mit wirklicher Bravour malen."

„L. Spangenberg hat auf der Hamburger Aquarellausstellung viel Glück mit seinen Wasserfarben gemacht. Die Dinger waren in der Tat vortrefflich, eine ganze Reise durch Griechenland lag darin."

Ueber die politischen Verhältnisse in Berlin schreibt er im August 1863 an seinen Bruder Julius:

„Seit dem Schlusse der Kammer gärt es hier nur noch in aller Stille. Die Presse ist schamlos geknebelt, und ich habe wirklich gar keine Veranlassung, die Zeitungen von hier zu schicken, da dieselben nicht einmal ganz objektive Referate über Versammlungen u. s. w. liefern dürfen. Selbst das amtliche Kommunalblatt, das ein Referat über die Petitionsdebatte der Stadtverordneten

brachte, hat die Regierung konfisziert und verwarnt. Man hört darum nur in den Biergärten und in Gesellschaften von Politik. Will ich ordentlich schimpfen hören, so gehe ich natürlich zu du Bois, der es immer noch recht gut kann. Bei Virchows habe ich in diesem Sommer viel verkehrt; am besten haben wir uns mit ihm auf der letzten Tour nach Leipzig unterhalten, wo wir, d. h. der ganze ‚Räsonneur', ihn begleiteten. Das Turnfest war so kolossal großartig, wie es sich keiner vorher hatte vorstellen können."

Im Jahre 1868 folgte er einem Rufe als Professor der Physiologie an die Universität Amsterdam. Gustav Schwalbe zog als Assistent für Histologie mit ihm in das alte auf eine Gracht schauende Gebäude, worin das physiologische Institut provisorisch eingerichtet wurde. Schwalbe schätzte sich glücklich, im gleichen Zimmer mit Kühne zu arbeiten. So entstand das nie getrübte Freundschaftsverhältnis zwischen den zwei bedeutenden Männern. Der liebenswürdige Kliniker Stokvis erleichterte Kühne das Einleben in die sehr gemessenen Formen des holländischen Verkehrs.

Kühne erzog aber bald die holländischen Kollegen zu freierer Geselligkeit und gründete sogar einen Kegelklub, wo es selbst „fatzoenlyk" wurde, in Hemdsärmeln zu kegeln. Seine in deutscher Sprache gehaltenen Vorlesungen waren um ihres reichen Inhalts und der geistvollen Darstellung willen hochgeschätzt und auch von Kollegen besucht.

Als Schwalbe nach Halle übersiedelte, trat Lauder Brunton, jetzt der berühmte Londoner Pharmakolog und Kliniker, an seine Stelle. Für Kühne wurde ein neues physiologisches Institut gebaut, aber es wurde ihm schwer, sich von einem herrlichen Franz Halsschen Bilde zu trennen, das im alten Bau hing.

Nachdem Helmholtz im Jahre 1871 als Physiker nach Berlin gezogen war, wurde Kühne als sein Nachfolger nach Heidelberg berufen, wo er bis an sein Lebensende wirkte.

An der ehrwürdigen Ruperto-Carolina im blühenden Neckartale schuf er der Wissenschaft des Lebens ein trefflich, originell eingerichtetes Institut, in dem er eine Reihe ausgezeichneter Physiologen heranbildete.

Dort gewann er die Tochter des Heidelberger Mineralogen, Helene Blum, zu seiner Lebensgefährtin, die ihm sein Leben schönte und eine Tochter schenkte, die der ausgezeichnete Pharmakologe Rudolf Gottlieb heiratete. Zwei Enkelsöhne vervollständigten sein Familienglück.

Die wissenschaftlichen Ehrungen, die jetzt auf ihn strömten, rührten ihn wenig. Nach E. du Bois-Reymonds Tode wurde ihm der Lehrstuhl für Physiologie in Berlin angeboten. Er lehnte ab. In einem seiner letzten Briefe schrieb er mir: „Ich habe mich immer an der Arbeit selbst zu sehr gefreut, um von dem Erfolge noch viel Genuß haben zu können. Nur die Zustimmung der wenigen kompetenten und befreundeten Fachgenossen ist mir allezeit Erfrischung und herzlich willkommen gewesen. Was man aber den Ruhm nennt vor der großen Welt, so ist er mir stets gleichgültig oder unangenehm gewesen, ja ich habe, wie jeder sehen kann, das Meinige zu tun gewußt, um ihn gar nicht aufkommen zu

lassen. Am wer weiß wie nahen Ende meines Lebens werde ich darin kein andrer werden. Ich weiß so ziemlich, was sich von meinen tatsächlichen Leistungen erhalten wird, aber es wird ungefähr so anonym bleiben, wie das, was man in vieljähriger Lehrtätigkeit in die Köpfe der jüngeren Generation verpackt hat. Und damit kann man ganz zufrieden und beruhigt aus der Welt scheiden."

In vornehmer Eigenart liebte er es auch nicht, durch vorläufige Mitteilungen sich Priorität zu sichern. Wie die großen Naturforscher des achtzehnten Jahrhunderts teilte er seinen Freunden wichtige Ergebnisse mit. So schrieb er mir am 25. Januar 1879: „Ich bitte Dich, diesen Brief mit Poststempel aufzubewahren, weil ich ihn eines Tages brauchen könnte als Dokument und Beweismittel. Es ist keine Priorität, die ich mir hier wahren will, schon weil dazu anders zu verfahren wäre, sondern nur die Möglichkeit, wenn später nötig, zeigen zu können, daß ein Gedanke und eine Arbeit hier in meinem Laboratorium von mir gefaßt und begonnen sind, welche bei meiner mal nicht zu ändernden Art, eine vor aller Welt offene Werkstatt zu halten, irgendwo durchschwitzen könnten, so daß dann Uebelwollende sagen würden, ich hätte empfangen, wo ich gegeben habe." — Es handelte sich dabei um den sekundären Tetanus und dessen Fehlen bei gewissen Reizarten. Er entwickelt darin seinen Arbeitsplan, um seine Anschauung zu beweisen.

Sonst haßte er die Doktrinäre als eine Art Protzen, die mehr sich selbst als die Natur zur Geltung bringen wollen. Er schrieb mir im Januar 1895 auf einer Postkarte: „Das metaphysische Bedürfnis ist immer da am größten, wo sich das physikalische zu früh befriedigt fand."

Ueberhaupt sind seine Briefe reiche Fundgruben von hohen Ideen, treffenden Urteilen und tiefen edeln Empfindungen. Als vorurteilsfreier Bürger einer Republik suchte er seine Freunde nicht unter den einflußreichen Männern an maßgebenden Stellen. Er ergötzte sich oft daran, Koryphäen zu „pieren".

Kühnes Charakteristik wäre unvollständig, wenn man nicht seiner Genußfähigkeit auf jedem Kunstgebiete gedächte. Er war Feinschmecker und hielt mit seinem Urteile nicht zurück. Eine mißratene Sauce Béarnaise konnte ihn ärgern; wenn er aber ein Gericht „todgut" nannte, so durfte die Hausfrau stolz sein.

Nicht würdiger wüßte ich die Bedeutung Kühnes am Orte seiner letzten Wirksamkeit zu kennzeichnen als durch einige Zitate aus der herrlichen Rede, die am 13. Juni 1900 der damalige Prorektor der Universität Heidelberg, der große Geologe Rosenbusch, am Sarge Kühnes gehalten hat:

„Schon wieder sind wir an geweihter Stätte um die Bahre eines Mannes versammelt, der zu den Säulen und Zierden unsrer Hochschule gehörte. Nicht nach vollbrachter Arbeit an des Menschenlebens spätem Abend ging er zur Ruhe, mitten in der Ernte eines arbeitsfreudigen Daseins entfiel die Sichel kraftlos den fleißigen Händen.

Nichts weniger als abhold den Empfindungen des Patriotismus und voll warmer Liebe für jede freiheitliche Entwicklung in Denken und Handeln, im

religiösen und wirtschaftlichen Leben überwog doch in seiner Natur ein, ich möchte sagen althanseatischer und ästhetischer Kosmopolitismus.

Was die Naturwissenschaften frei ließen in Kühnes Herzen, das gehörte dem geistigen Leben der Menschheit in Kunst und Literatur und Geschichte. Seine Belesenheit war selten groß und umfaßte neben den altsicheren Schätzen auch jede neue Erscheinung. Keiner bestimmten Richtung zugeschworen in der Literatur und Musik wie in den darstellenden Künsten, wie alle kraftvollen Naturen, voller Sympathien und Antipathien, nicht immer gerecht, aber stets geistvoll in seinem Urteil, nicht immer objektiv und liebevoll, aber stets eindringend, selbständig und kritisch in seinem Verständnis.

Wer des vollen Zaubers dieser heiterbeweglichen, geistsprudelnden und humorvollen Persönlichkeit innewerden wollte, der mußte unter Kühnes gastlichem Dache in dem behaglich sympathischen Kreise seiner teuern, durch herzlichste Neigung und vollendete Urbanität verbundenen Familie verkehren. Es stand nicht jedem offen; auch in seinem Verkehr war der Geschiedene Eklektiker; aber wer sich in diesem Kreise bewegen durfte, wird sich der seltenen Unterhaltungsgabe dieser liebenswürdigen Natur erinnern, die niemals Gemeines und Niedriges berührte, alle persönliche Gehässigkeit und allen Klatsch durchaus und gewissermaßen nach innerer Notwendigkeit mied. Aus demselben Geselligkeitsbedürfnis, welches ihn noch in seiner Schmerzenszeit in Nervi im Gespräch mit mir das Wort finden ließ: ‚Ich habe Hunger nach Menschen,‘ entsprang auch die ihm eigne und immer seltener werdende Kunst des heiter plaudernden Briefstils.

Eine so glücklich veranlagte und auf den heiteren und geistigen Genuß des Lebens gerichtete Natur kann man sich nicht wohl in drückenden und peinigenden Verhältnissen denken. Und Willy Kühne war ein Günstling des Schicksals: eine wissenschaftliche Laufbahn voll seltener Erfolge und reicher Anerkennung, ein gesundes und schaffensfreudiges Leben im glücklichsten Familienkreise, der sich immer gedeihlicher erweiterte, die herzlichste Neigung aufrichtiger Freunde und dankbarer Schüler, hohe Daseinsfreudigkeit, Entschiedenheit im Wollen, Klarheit im Denken waren ihm beschieden bis ans Ende. Aber wo hätte je ein Sterblicher gelebt, dem nicht auch die Unglücksmächte des Lebens ein Los würfen? Willy Kühne hat mit offenem Auge und mutigem Herzen den bitteren Kelch getrunken und ist wie ein Held den schmerzensreichen letzten Abschnitt seines Lebensweges gewandelt. Nun aber ruht er in Frieden, und im Namen der Universität, die ihn mit Stolz den Ihren nannte und nennen wird, lege ich, in dankbarer Erinnerung dessen, was er uns allen war, diesen Kranz am Fuße seines Sarges nieder.“

Die Mathematik im Hause

Von

Moritz Cantor

Seit Schiller das Wort geprägt hat: „Die Axt im Haus erspart den Zimmermann“, ist man in dem Verlangen nach häuslicher Selbsthilfe, aber auch in der Erfüllung dieses Verlangens viel weiter gegangen. Wie ein warmer Sommerregen die Pilze im Walde aus der Erde lockt, so brachte die Druckerschwärze zahllose „häusliche Ratgeber“ an das Tageslicht, zum Teil als recht genießbar und auch zuträglich, zum Teil als ungesund, wenn nicht gar als giftig zu bezeichnen. Die Anfertiger solcher Meßware so wenig als die Leser dieser Seiten brauchen zu fürchten, daß ich zu einer eingehenden Prüfung derartiger Schriften mich wenden werde. Dazu fehlen mir in weitaus den meisten Fällen die Kenntnisse. Ich habe es nur mit der Tatsache des Vorhandenseins der erwähnten Schriften zu tun. Sie sind eben ein Zeichen dafür, daß die Durchschnittsbildung nachgerade so weit fortgeschritten ist, daß man anerkennt, die Wissenschaften seien häufig auch Gebrauchsgegenstände für das Haus. Ohne Arzneikunde, ohne Rechtsgelehrsamkeit kommt man im täglichen Leben nicht mehr aus, und auch die Mathematik ist eine Notwendigkeit geworden, ein notwendiges Uebel will ich, manchem Leser und mehr manchen Leserinnen aus der Seele redend, einmal sagen.

Freilich ist zwischen Mathematik und Mathematik ein gewaltiger Unterschied. Nicht die höheren Kenntnisse sind es, die das Haus beansprucht! Man kann ein vortrefflicher Familienvater, eine musterhafte Hausfrau und Mutter sein, man kann alle in das häusliche Gebiet einschlagenden Funktionen auf das beste erfüllen, ohne zu ahnen, daß es eine Funktionentheorie gibt. Mathematik niedriger Ordnung ist es, von der das Haus Gebrauch macht, meistens fast ohne das Bewußtsein, daß man das geforderte Wissen als Mathematik zu benennen das Recht habe, ähnlich wie Molières bürgerlicher Edelmann in Prosa redet, ohne zu wissen, daß es Prosa ist.

Zeigt sich dieses doch deutlich an angewandten mathematischen Lehren, an Vorschriften des Wägens und Messens wie an geometrisch-mechanischen Tatsachen. Die Wage ist in der Küche geradezu unentbehrlich, und die meisten Kochbücher schreiben genau in Gewichtseinheiten vor, wieviel Gramm von diesem oder jenem Bestandteil einer Speise man nehmen soll. Das war ehedem anders. Man begnügte sich mit ungenauen Angaben, wovon ich ein recht drastisches Beispiel in lebhafter Erinnerung habe. Eine Köchin war viele Jahre in meinen Diensten, und als sie heiratete, kam statt ihrer ihre Nichte, die sie zunächst unterwies. „Nimm eine Handvoll Salz zu dieser Speise,“ lehrte sie, und die Speise war ungenießbar. Die Tante hatte nämlich eine sehr kleine, die Nichte eine auffallend

große Hand! Die Wage hätte dieses kleine häusliche Unglück zur Unmöglichkeit gemacht.

Jeder Mensch weiß nachgerade, daß ein dreibeiniges Gefäß nicht wackelt und vor dem Umfallen gesicherter ist als ein auf vier Beinen ruhendes Gefäß. Warum ist dem so? Weil durch drei nicht in einer geraden Linie befindlichen Punkte stets eine Ebene und nur eine Ebene hindurchgeht, während es von den Endpunkten von vier Beinen keineswegs ohne weiteres behauptet werden kann, daß sie derselben Ebene angehören. Der gleiche Grund ist dafür maßgebend, daß man auf glattem Boden sicherer geht, wenn man sich auf einen Stock stützt. Der Endpunkt des Stockes und die zwei Füße des Gehenden stellen die drei Stützen vor, während man ohne Stock nur die beiden Füße mit geradliniger Verbindung als Stützpunkte besitzt und die gerade Linie unendlich vielen voneinander verschiedenen Ebenen gemeinschaftlich ist. Hier unterbricht mich ein fragender, vielleicht auch strafender Blick des Lesers oder der Leserin. Als ob nicht eine vierbeinige Bank schon oft umgefallen wäre, wenn ein Bein zerbrach, obgleich sie alsdann, dreibeinig geworden, nur um so fester hätte stehen müssen! Als ob nicht bei Glatteis der Stockträger samt seinem Stocke schon oft rücklings zum Boden gelangt wäre, trotz der gegebenen Zusicherung, er könne sich auf seine drei Stützpunkte verlassen! Diese Einwürfe sind vollständig berechtigt, beweisen aber nicht die Unrichtigkeit, sondern nur die Ergänzungsbedürftigkeit der vorigen Auseinandersetzung. Zu der geometrischen Wahrheit, auf die ich hinwies, gehört eine zweite mechanische, mithin gleichfalls mathematische Wahrheit, auf die noch hingewiesen werden muß. Jeder Körper besitzt einen sogenannten Schwerpunkt, d. h. einen Punkt, in dem man sich sein ganzes Gewicht vereinigt vorzustellen hat, und diesen Punkt muß man unterstützen, wenn der Körper vor dem Umfallen bewahrt sein soll. Auf die drei vorhin erwähnten Stützpunkte, welche die Endpunkte eines Dreiecks, des Unterstützungsdreiecks, bilden, bezogen, heißt also der Satz: der Körper steht dann und nur dann fest, wenn die Senkrechte aus seinem Schwerpunkte auf den Erdboden diesen innerhalb des Unterstützungsdreiecks trifft. Ist solches nicht der Fall, so sucht der Körper einen neuen Stützpunkt zu erhalten, der die ausgesprochene Bedingung erfüllt, und dieses Suchen nennt man Umfallen! Die Bank fällt nicht wegen ihrer noch vorhandenen drei Beine um, sondern trotz derselben, wenn ihr Schwerpunkt außerhalb des Unterstützungsdreiecks lag, und ganz ähnlich verhält es sich mit dem vorhin geschilderten Stockträger. Bei dem unter gewöhnlichen Verhältnissen, also bei nicht glattem Boden, vollständig gesicherten Gehen und Stehen auf zwei Füßen ist zu berücksichtigen, erstens, daß unsre Füße — auch die zierlichsten Damenfüßchen bilden keine Ausnahme — keineswegs Punkte, sondern eine Vereinigung zahlloser Punkte, von denen viele mit der Fläche des Erdbodens in Berührung sind, darstellen, zweitens, daß wir durch langjährige Uebung die Gewohnheit erlangt haben, uns auf diesen Füßen im Gleichgewicht zu erhalten. Verkleinerung der Stützen, beispielsweise bei Benutzung von Schlittschuhen oder von Stelzen, macht erneutes Einüben notwendig, ebenso wie das Kind gehen lernen muß, ebenso wie die vor-

handene Uebung fruchtlos wird, wenn das Hirn unter dem verderblichen Einflusse alkoholischer Dünste steht.

Die Formen, in denen Torten gebacken werden, sind kreisrund. Auch das hat einen geometrischen Grund. Der Umfang einer kreisrunden Figur ist kleiner als der Umfang irgendeiner geradlinig begrenzten Figur gleichen Rauminhaltes. Man braucht also dem Gewichte nach weniger Blech, um eine runde Form herzustellen, in die genau die gleiche Menge Teig eingefüllt werden kann wie in eine eckige.

Als ich das fast politische Thema vom Sturze eines vorher Feststehenden behandelte, sprach ich von der Fläche des Erdbodens, mit welcher die Fläche der Fußsohle in Berührung sei. Der Mathematiker weiß, daß es eine ganz und gar nicht leichte Aufgabe ist, eine Fläche so auf die andre, z. B. eine gekrümmte Fläche so auf eine Ebene oder umgekehrt eine Ebene so auf eine gekrümmte Fläche aufzulegen, daß keine Knickung erfolge. Schneider und Schneiderinnen lösen diese Aufgabe täglich, wenn auch nicht ohne deren Schwierigkeit zu erkennen, indem sie versuchen, aus einem als Ebene ihnen zur Verfügung gestellten Stoffe ein Kleidungsstück anzufertigen, das sich dem gewölbten menschlichen Körper ohne unbeabsichtigte Falten anschmiege. Sie benutzen dazu in unbewußter Weise Mathematik, indem sie Abmessungen am menschlichen Körper vornehmen. Die Abmessungen selbst erfolgen allerdings unmittelbar am Körper und nicht aus der Ferne mittels des Fernrohrs, wie Swift es in seinen phantastischen Reiseschilderungen sich dachte.

Von der Geometrie spaltet sich ein Abschnitt der Mathematik unter dem Namen der Topologie ab, die von den verschiedenartigen Verschlingungen und Durchdringungen handelt, deren einfache Gebilde fähig sind. Das Flechten eines Zopfes, das Schürzen eines Knotens, das Häkeln oder Stricken einer Masche bieten lehrreiche Beispiele, deren wissenschaftliche Erörterung noch weit hinter ihrer tatsächlichen Herstellung zurückgeblieben ist.

Sämtliche bis hierher erörterte Beispiele gehörten der unbewußten Mathematik im Hause an. Soll ich auch über die bewußte Mathematik, insbesondere über die Arithmetik reden, deren Notwendigkeit, beginnend mit der Nachrechnung der einfachsten Fleischerrechnung und gipfelnd in den für eine vernünftige Vermögensverwaltung erforderlichen Ueberlegungen, niemand in Zweifel ziehen wird? Mir scheint diese Erörterung überflüssig, fast noch überflüssiger als das bisher Gesagte, durch das ich nur eine mir freundlich gewordene Anregung erfüllen wollte.

Berichte aus allen Wissenschaften

Geschichte

Die geplante Gründung einer deutsch-amerikanischen Republik in der Reaktionszeit[1])

Nach ungedruckten Quellen

Nach dem Zusammenbruche der französischen Fremdherrschaft hatte der gemeinsame leidenschaftliche Wunsch nach Erhaltung und Stärkung der im großen Befreiungskriege bewährten nationalen Eigenart einen größeren Kreis von Patrioten im westlichen Mitteldeutschland zu enger geistiger Bundesgenossenschaft zusammengeführt. In Ausführung eines von Christian Gottfried Körner und E. M. Arndt ausgesprochenen Gedankens bildete sich in den Landschaften am Mittelrhein und unteren Main eine Reihe von „Deutschen Gesellschaften", die es sich zum Ziele setzten, deutsche Art, Zucht und Frömmigkeit zu pflegen und der besonders in den früheren Rheinbundsstaaten noch fortbestehenden Hinneigung zu französischer Sprache und Geistesart entgegenzuarbeiten. Je weniger die Verhandlungen des Wiener Kongresses dazu angetan waren, die im Kreise Arndts und seiner Gesinnungsgenossen auf die Neugestaltung Deutschlands gesetzten Hoffnungen zu verwirklichen, in desto entschiedenere Gegnerschaft wurden die in jenen Gesellschaften vereinigten Deutschgesinnten gegen die leitenden Mächte des Kongresses, namentlich gegen Oesterreich, gedrängt. Als seit dem Ende des Jahres 1814 der Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen sich in der Art verschärfte, daß die Möglichkeit eines kriegerischen Zusammenstoßes recht nahegerückt schien, da reifte im Schoße jener Gesellschaften der Plan zur Gründung eines großen Geheimbundes, der sich über ganz Deutschland erstrecken und die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung zu seinem Wahlspruche machen sollte. Unmittelbar nach der Begründung des Bundes ist dessen Leiter, Justizrat Karl Hoffmann in Rödelheim, mit dem Fürsten Hardenberg in Verbindung getreten, der die Pläne in vollem Umfange billigte und seine Ausbreitung in Süd- und Mitteldeutschland eifrig förderte. Die unglückliche Wendung der preußischen Politik nach dem Abschlusse der Heiligen Allianz hat jedoch den intimen Verbindungen des preußischen Staatskanzlers mit dem Hoffmannschen Geheimbunde ein jähes Ende bereitet. Als es im Herbst 1815 zu der von Berlin aus angeordneten Auflösung des Bundes kommen sollte, zeigte es sich aber auch, daß die Geister, die man zur Stärkung von Preußens Stellung gerufen, nicht alsbald wieder zu bannen waren. In dem Augenblicke, in dem Preußen seiner nationalen Aufgabe und zugleich dem Konstitutionalismus sich zu versagen schien, sehen wir einen guten Teil der Mitglieder jenes Geheimbundes in leidenschaftlicher Verbitterung einer radikalen demokratischen Richtung sich zuwenden, für die der Keim in der politischen Stimmung dieses von den Ideen der französischen Revolution tiefgehend beeinflußten Kreises ohnehin vorhanden war. Am schärfsten spitzte sich die Gegnerschaft gegen die durch die Deutsche Bundesakte geschaffenen politischen Zustände Deutschlands in dem Kreise der Gießener „Schwarzen" zu, die mit jener Gruppe radikaler Politiker, namentlich den beiden Brüdern Wilhelm und Ludwig Snell, dem Advokaten Karl Heinrich Hofmann aus Darmstadt und dem Butzbacher Konrektor Weidig enge Beziehungen unterhielten. In den von den Führern der Gießener „Schwarzen", den Brüdern August und Karl

---

[1]) Für die nachstehenden Mitteilungen konnten verschiedene im Berliner Geheimen Staatsarchive aufbewahrte Aktenbände der Mainzer Zentraluntersuchungskommission benutzt werden. Ueber „Karl Follen und die Gießener Schwarzen" wird der Verfasser in einer in allernächster Zeit in Buchform erscheinenden, mit Quellennachweisen versehenen ausführlichen Darstellung handeln.

Follen, im Jahre 1818 entworfenen „Grundzügen für eine künftige Reichsverfassung“ wurde geradezu grundsätzlich jede Anknüpfung an das historisch Gegebene abgelehnt; das einzige Heil wurde vielmehr von der Verwirklichung der Theorien des Contrat social und von der Durchsetzung der republikanischen Staatsform erwartet. Das war die Antwort der heißblütigen Jugend auf die Festsetzung der Deutschen Bundesakte, „der unwürdigsten Verfassung, die je einem großen Kulturvolk von eingeborenen Herrschern auferlegt worden war“.[1])

Am 23. März 1819 ist der in den weitesten akademischen Kreisen als Werkzeug des russischen Despotismus verhaßte August von Kotzebue unter dem Dolche des Jenaischen Burschenschafters Sand gefallen. Karl Follen und seine „Unbedingten“ erwarteten damals mit Zuversicht, daß diese Tat das Zeichen zu einer allgemeinen Volkserhebung und zur Ausrichtung des deutsch-christlichen Freistaats geben werde. Um so grausamer war die Enttäuschung der „Schwarzen“ und ihrer älteren Verbündeten, als es sich zeigte, daß die breiten Volksmassen nach wie vor in vollständiger Apathie verharrten. Als dann im Gefolge der Karlsbader Beschlüsse die Knebelung der Presse, die Unterdrückung der akademischen Freiheit und die Verfolgung der hervorragendsten Patrioten durch die Mainzer Untersuchungskommission ohne Widerspruch der Volkskreise im ganzen Bundesgebiete vor sich ging, da konnte auch Karl Follens eiserner Starrsinn sich der Erkenntnis nicht länger verschließen, daß seine und seiner Gesinnungsgenossen Rolle in Deutschland ausgespielt sei. Ein merkwürdiges Zeugnis dafür besitzen wir in einer unter den Papieren von Follens Vertrautem, dem Wetzlarer Gymnasialdirektor Ludwig Snell, beschlagnahmten Denkschrift, die uns mit Follens Plan bekannt macht, durch die gemeinsame Auswanderung der deutschen Demokraten nach Nordamerika die Grundlage für die Bildung eines deutschen Idealstaats auf dem Boden der Neuen Welt zu schaffen. Von düsterer Resignation diktiert, stellt die Einleitung dieser zu Ende des Jahres 1819 verfaßten Denkschrift fest, daß eine Gesundung der deutschen Verhältnisse in absehbarer Zeit nicht zu erhoffen sei: „Statt Volkseinheit und allgemeiner gleicher Freiheit ist uns Volkszerstückelung und allgemeine gleiche Knechtschaft geworden. Ackerbau und Gewerbe sind durch übermäßige Steuern und Mauten niedergedrückt, die Geistesfreiheit ist nahezu vernichtet, Unabhängigkeit der Gerichte, Sicherheit des einzelnen, alle Rechte des Menschen und des Bürgers werden verhöhnt, und dieser ganze Inhalt des gemeinen Elends, das durch die Bundestagsbeschlüsse vom September vollendet worden, wird durch eine Form zusammengehalten, die nur zur Unterdrückung jeder innerhalb derselben aufkeimenden Freiheit wirken wird.“ Steht somit fest, daß das Schicksal des Vaterlandes vom Lichte zur Finsternis und zum allgemeinen Verderben sich abgewendet hat, so kann doch dieses Verhängnis den deutschen Patrioten weder im Glauben an sein Volk wankend machen noch in seinem Entschlusse, „das Urbild der Menschheit im eignen Volke zu retten und aufrechtzuerhalten“. Da nun aber ein Wirken zum wahren Wohle des Vaterlandes auf deutschem Boden unmöglich gemacht worden, so gilt es, im Auslande eine Freistätte zu suchen, für die nur die nordamerikanischen Freistaaten in Betracht kommen können. An die Gründung einer „alle Zweige des Wissens umfassenden deutschen Bildungsanstalt“ in Amerika knüpft Follen die weitestgehenden Hoffnungen. Sie soll erstlich den politisch Verfolgten eine Zuflucht gewähren, ferner unter den Deutschamerikanern die Liebe zu ihrer vaterländischen Art, Sprache und Bildung stärken und dadurch der Erhaltung des Deutschtums dienen. Wenn es ferner Follen als die höchste Aufgabe des amerikanischen Gemeinwesens gilt, die Idee der Freiheit und Gleichheit in reinster Form zu verwirklichen, so muß „von Teutschland als dem Mittelpunkte der ganzen neueren Bildung auch für Amerika der tiefe geistige Gehalt ausgehen, der allein die Grundlage seines Weltstrebens ausmachen kann“. Aus diesem Grunde wünscht denn Follen auch, daß der nach Amerika auswandernden „Lehrergemeinde“ sich auch andre deutsche Auswanderer anschließen und für die Zwecke der „teutschen Bildungsanstalt“ tätig sind. „Auf diese Weise kann es ge-

---

[1]) Treitschke, Deutsche Geschichte, I³, S. 708.

lingen, die Teutschen in Nordamerika zu einem auf dem Kongresse vertretenen Staate zu verbinden, der ein Vorbild für das Mutterland und in vielfacher Beziehung für seine Befreiung wichtig werden kann." Die Begründung und Erhaltung der geplanten deutschen Volkshochschule sollte von vornherein durch eigne Mittel sichergestellt werden, deren Gewinnung Follens Denkschrift in erster Linie dienen wollte. Als Mitglieder der „Lehrergemeinde" waren außer Karl Follen und seinen Genossen aus dem Kreise der „Schwarzen" wohl zunächst die um ihrer freisinnigen Haltung willen von ihren Lehrstühlen verdrängten Universitätslehrer, wie Oken, Fries und de Wette und die Brüder Wilhelm und Ludwig Snell, in Aussicht genommen.

Im Gießener Kreise rüstete man sich zu Beginn des Jahres 1820 schon ernstlich zur Reise in die Neue Welt. Ein unter den Papieren eines der „Schwarzen" gefundenes Gedicht gibt den Empfindungen, die Follens Freunde damals erfüllten, stimmungsvollen Ausdruck. Wenigstens die Schlußstrophe dieses „Abschieds vom Vaterlande" sei hier mitgeteilt:

„Ein neues Vaterland geh' ich zu finden,
Wo Vater Franklins frische Seele baute,
Die münd'ge Welt der eignen Kraft vertraute,
Der Freiheit junges Licht sich will entzünden!
Da drüben wächst sie auf zur jungen Eiche.
Wir bringen Zunder zu den regen Flammen,
Zum neuen Kreuzzug, zum gelobten Reiche.
Rom ist, wo freie Römer stehn zusammen!"

Wenige Tage, nachdem Karl Follen seine Denkschrift an Ludwig Snell in Wetzlar gegeben hatte, wurde diese am 9. Januar 1820 bei Snells Verhaftung mit dessen übrigen Papieren beschlagnahmt. Karl Follen, der in Gießen über die Verfasserschaft der Denkschrift vernommen werden sollte, ergriff die Flucht und fand gleich zahlreichen andern freisinnigen deutschen Gelehrten ein Asyl in der Schweiz, wo er an der Baseler Universität von 1821 bis 1824 als Lektor der Rechtswissenschaft wirkte. Als Oesterreich und Preußen wegen seiner neuen politischen Umtriebe 1824 von der Schweiz die Auslieferung Follens forderten, flüchtete er nach Nordamerika und ist hier durch seine glänzenden Vorlesungen über deutsche Literatur für die Einbürgerung deutscher Wissenschaft und Dichtung in den amerikanischen Kreisen in erfolgreichster Weise tätig gewesen.

Während Karl Follen, soweit wir sehen, auf den Plan einer deutschen Massenauswanderung nach Amerika nicht mehr zurückkam, nahm im Jahre 1833, als abermals jede Aussicht auf eine freiheitliche Gestaltung der deutschen Verhältnisse geschwunden schien, Karl Follens jüngerer Bruder Paul, damals ein vielbeschäftigter, in Gießen hochangesehener Advokat, jenen Gedanken wieder auf. Eine von den drei ehemaligen Gießener „Schwarzen", dem Pfarrer Friedrich Münch, dem Advokaten Ch. von Burig, Paul Follen, sowie des letzteren Schwager, Universitätsprofessor Vogt (dem Vater Karl Vogts) unterzeichnete Denkschrift vom Jahre 1833 gab der Ueberzeugung Ausdruck, „daß uns die Verhältnisse in Teutschland weder jetzt noch für die Zukunft gestatten, die Anforderungen, die wir als Menschen und Staatsbürger für uns und unsre Kinder an das Leben machen müssen, zu befriedigen," und daß „nur ein Leben, wie es in den freien Staaten Nordamerikas möglich ist, uns und unsern Kindern genügen könne". Die geplante „Auswanderung im großen" solle die tüchtigen deutschen Elemente zusammenhalten und in Nordamerika ein echt volkstümliches Leben, ein von Kastengeist, Standesdünkel und dem Zwange kleinlicher Modesucht und Verwöhnung freies, auf den wahren Geist des Christentums gegründetes verjüngtes Teutschland erstehen lassen. Das Ziel der Auswanderung sollte das damals noch nicht staatlich organisierte Territorium Arkansas sein. An die erste, von Münch und Paul Follen geführte Auswanderungsgesellschaft, die 1834 in einer Stärke von etwa fünfhundert Köpfen abging, sollten sich alljährlich neue deutsche Kolonien anschließen, bis diese endlich als ein eigner deutscher Freistaat an die Union angegliedert werden könnten. Die Verfassung der ersten

Kolonie war im voraus bis ins einzelne festgelegt; namentlich war die Haltung von Sklaven bei Strafe der Ausschließung verboten. Der deutsch-amerikanische Musterfreistaat sollte, so hoffte man, auch auf die freiheitliche Entwicklung des alten Vaterlandes eine wohltätige Rückwirkung ausüben.

Das mit so hochfliegendem Idealismus ins Werk gesetzte Unternehmen schlug infolge unzweckmäßiger Vorbereitung und unglücklicher Zwischenfälle völlig fehl. Paul Follen sah seine Auswandererschar, von der er in Unfrieden geschieden, sich nach allen Richtungen hin zerstreuen und hatte eine Reihe weiterer schmerzlicher Enttäuschungen erlebt, als er 1844 auf seiner Farm in Missouri dem Tropenfieber erlag. Friedrich Münch, zu dem sich bald auch sein jüngerer Bruder Georg, gleichfalls ein alter Gießener „Schwarzer", gesellt hatte, kämpfte sich tapfer durch. In hartem Ringen in der Wildnis von Warren County am Missouri gelangte er zu Wohlstand und Ansehen, wurde zum Staatssenator gewählt, wirkte in erfolgreicher Weise für die Sklavenemanzipation und entfaltete daneben eine ungemein rührige literarische Tätigkeit. Als einer der volkstümlichsten und angesehensten Vertreter der alten Generation des Deutschamerikanertums hat sich der tapfere Pionier den Unabhängigkeitssinn und den Idealismus seiner stürmischen Jugendzeit bis ins hohe Greisenalter und bis zu seinem Tode (1881) bewahrt.

Herman Haupt (Gießen).

Naturwissenschaftliche Revue

Der Ausspruch Gustav Kirchhoffs, daß das Endziel der Naturforschung nur eine möglichst eingehende Beschreibung der Naturvorgänge sei, hat sich immer mehr bewährt. Zwar haben diese Beschreibungen meist den Charakter von Annahmen: welche Bedeutung diesen aber als Arbeitshypothesen zukommt, beweist die Darstellung seiner Arbeiten über Kathodenstrahlen, die Lenard als Nobelvorlesung gegeben hat.[1]) Stellt sich dabei die Entdeckung der Röntgen- und sonstigen Strahlen nur als eine Fortsetzung, zum Teil als eine Konsequenz dieser Arbeit heraus, die ihrerseits ihren Ausgangspunkt von einer von Hertz gemachten Beobachtung nahm, so mußte sie den Wunsch erwecken, die gegenwärtig in Geltung stehenden Grundlagen der Naturwissenschaft in allgemeinverständlicher Weise dargestellt zu erhalten. Diesem Wunsch kommen für das physikalische Gebiet Auerbachs Schrift: die Grundbegriffe der modernen Naturlehre,[2]) für das chemische Ostwalds Leitlinien der Chemie[3]) in erschöpfender Weise entgegen. Dabei bleibt es dem Leser überlassen, ob er Energie und Stoff in dualistischer Weise nebeneinander bestehen lassen oder ob er im Sinne des von Häckel angeregten monistischen Vereins auf den einen dieser beiden Begriffe zugunsten des andern verzichten will. Einer solchen monistischen Anschauung huldigt Francé in seinem herrlichen Werk über das Leben der Pflanze,[4]) in dem er sogar soweit geht, der Pflanze eine Seele zuzuschreiben. Dem zuzustimmen, wird nicht jeder bereit sein, um so weniger, als Francé bei Gegenüberstellung seiner und der bisher üblichen mechanistischen Anschauung der Botaniker nicht immer konsequent verfährt. Dem Werte des Werkes selbst, dessen 17. bis 20. Lieferung uns vorliegt, tut aber diese Annahme nicht den mindesten Eintrag, sie fördert es vielmehr, da sie eben nur als Arbeitshypothese auftritt. Jedenfalls

[1]) Leipzig, J. A. Barth. 1,20 M.

[2]) 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 1,25 M. Aus Natur- und Geisteswelt. 40. Bändchen.

[3]) Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H. 6,60 M.

[4]) Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Franckhsche Verlagshandlung; die Lieferung 1 M.

ist es, ebensowenig wie die Entwicklungsgeschichte der gegenwärtigen phanerogamen Flora und Pflanzendecke der oberrheinischen Tiefebene und ihrer Umgebung[1]) von A. Schulz, die das 3. Heft des 16. Bandes der Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde ausmacht, oder Heerings Bäume und Wälder Schleswig-Holsteins,[2]) ein Werk, das nicht nur die Art und geschichtliche Entwicklung der Bewaldung vorführt, sondern auch die ihres Alters oder besonderen Wuchses wegen merkwürdigen Bäume bildlich darstellt, mit Nutzen zu gebrauchen, wenn nicht dem Leser die Grundzüge der Systematik zur Verfügung stehen. Wenn nun Francé auch recht hat, daß man die Systematik namentlich in den Schulen nie einseitig betonen soll, so muß sie doch den Hauptbestandteil des Unterrichts bilden. Aber auch der, welcher einen solchen genossen hat, wird oft in der Lage sein, sich in Werken der systematischen Botanik Rats zu erholen. Dazu empfehlen wir ihm in erster Linie Hegis illustrierte Flora von Mitteleuropa,[3]) von der die ersten fünf Lieferungen mit dem Beginn der Schilderung des Baues des Pflanzenkörpers, den Farnen, Schafthalmen, Bärlappgewächsen, den Zapfenträgern und einigen Monokotyledonen vorliegen, nicht nur der ausführlichen Darstellung, sondern hauptsächlich der ausgezeichnet schönen, unter Dunzingers Leitung hergestellten Farbentafeln wegen. Für besondere Gebiete werden ihm Plüß' Getreidearten und Feldblumen[4]) und Michaëls' Volksausgabe des Führers für Pilzfreunde[5]) um derselben Vorzüge willen von Nutzen sein. Von Wettsteins Vortrag über Neues aus der Biologie der Orchideen[6]) aber wird ihm sehr merkwürdige Einrichtungen im Bau dieser eigentümlichen Pflanzenfamilie zur Erhaltung der Art und der Individuen vor Augen führen. Aehnlich liegen die Verhältnisse auf zoologischem Gebiet. Ueber sein Ganzes mit Einschluß des Menschen gibt Oels in seinem Buche Der Mensch und das Tierreich,[7]) das namentlich auch durch seine wundervollen, zum Teil farbigen Tafeln und Abbildungen seinen Zweck, ein Lernbuch für Schule und Haus zu werden, erfüllen wird, einen trefflichen Ueberblick. Zum Lesebuch freilich wird sich das schöne Werk weniger eignen. Als solches ist dagegen Floerikes Deutsches Vogelbuch[8]) dringend zu empfehlen, dessen fünfte Lieferung in reizender, durch gute Abbildungen wirksam unterstützter Schilderung die Nachtigall und den Sprosser, die Buntkehlchen, die Rotschwänzchen und die Schmätzer behandelt. Die Vögel der preußischen Provinz Schlesien[9]) bilden den Inhalt einer Veröffentlichung Kollibays, deren Wichtigkeit in dem Beitrag zur Kenntnis der Wanderungen und der Verbreitung der Vögel liegt; über beides wird nur die genaue Durchforschung begrenzter Gebiete die wünschenswerte Aufklärung geben können. Der Entomolog wird seine Freude haben an den 16 neuen Lieferungen (5—20) von Lamperts Großschmetterlinge und Raupen Mitteleuropas,[10]) welche die Anpassungserscheinungen u. s. w. behandeln und in überaus schönen, eine Sammlung fast ersetzenden Abbildungen wiedergeben und auch die Raupen und, was wichtig für den Sammler ist, die Futterpflanzen zur Darstellung bringen. In betreff der Abbildungen fügen wir, unsre frühere Mitteilung berichtigend, hinzu, daß nur zwei Farbentafeln nach Aquarellen hergestellt wurden. Die übrigen sind fast ausschließlich unter Zuhilfenahme der Photographie erhalten, und diesem Fortschritt der

---

[1]) Stuttgart, J. Engelhorn. 6,40 M.
[2]) In Kommission bei Lipsius & Fischer. 6,60 M.
[3]) München, J. F. Lehmanns Verlag. Die Lieferung 1 M.
[4]) Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. 2,40 M.
[5]) Zwickau, Sachsen, Förster & Borries. 1,50 M.
[6]) Wien, Selbstverlag des Vereines zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.
[7]) Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn.
[8]) Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Franckhscher Verlag. Die Lieferung 80 Pf.
[9]) Breslau, W. G. Korn. 6 M.
[10]) Eßlingen und München, J. F. Schreiber. Die Lieferung 75 Pf.

Technik ist die vollendet naturgetreue Wiedergabe der leichtbeschwingten Tiere zu verdanken. Die Schmetterlinge gehören zu den Insekten, die, wie auch die Heuschrecken, Wanderungen unternehmen. Da diese aber nur bei eintretendem Futtermangel erfolgen, so zeigen sie nicht die Regelmäßigkeit wie die Wanderungen, welche die Vögel alljährlich antreten oder auf die sich in früheren Zeiten die jetzt fast ausgerotteten gewaltigen Herden der nordamerikanischen Bisons oder der Antilopen, Zebras, Gnus der afrikanischen Steppe begaben. Ueber diesen merkwürdigen Teil des Tierlebens gibt Neureuters Schrift: Wanderungen der Tiere[1]) Aufschluß, die in leichtverständlicher, wenn auch nicht immer gelenker Sprache viel Wissenswertes bringt. Die Verbreitung der Steinböcke, die in den Alpen fast ausgestorben, in den Gebirgen Asiens aber noch vorhanden sind, hat von Liburnau[2]) untersucht. Das von Fischer angeschlagene Thema, die Organische Natur im Lichte der Wärmelehre,[3]) würde von großem Interesse sein, wenn es jemand, der über mehr physikalische Kenntnisse wie der Verfasser verfügt, in Angriff nehmen wollte.

Ueberblicken wir nun das Vorgeführte, so treten uns sogleich zwei Fragen entgegen, die eine nach der Ursache der Verteilung von Pflanzen und Tieren in der Jetztzeit und die andre nach dem Grunde von deren plötzlichen Aenderungen. Die erste beantwortet die Entstehungsgeschichte der Erde, die Antwort auf die zweite gibt deren Besitzergreifung durch den Menschen. Die Entstehung der Erde schildert uns Bölsche in seinen mit zehn Bildern nach Originalzeichnungen von Harder gezierten Schöpfungstagen.[4]) Wenn er es dabei unternimmt, die biblische Schöpfungsgeschichte als Dichtung aufgefaßt auf die Erdgeschichte anzuwenden, so ist das Geschmacksache. Davon abgesehen gibt die Schrift einen guten Ueberblick über die Zustände der Erde und auf der Erde in deren verschiedenen Epochen, wenn auch hier und da als sicher angesehen wird, was wohl noch Hypothese bezeichnet werden müßte. Packender noch ist das Werk des gleichen Verfassers: Im Steinkohlenwald,[5]) das die Epoche der Steinkohlenbildung eingehender vor Augen führt. Sie schließt mit einer Abkühlung der Erde, einer ersten Eiszeit ab, die auf die damalige Lebewelt von großem Einfluß gewesen sein muß. Einen, weil uns näherliegend, erkennbar größeren solchen Einfluß übte aber die gewöhnlich Eiszeit genannte Epoche aus, die, zu einer Zeit eintretend, zu welcher der Mensch bereits von der Erde Besitz genommen hatte, ihm diesen Besitz fast wieder streitig gemacht hätte. Diese jüngere Eiszeit[6]) hat Geinitz beschrieben. Ihre Spuren finden sich auf der ganzen Erde, schwerlich aber trat sie überall gleichzeitig ein, denn die Ursache der Vereisung einzelner Landesteile war keine kosmische, sondern ist in geänderten meteorologischen Verhältnissen zu suchen. Die Regeln, nach denen man gegenwärtig das Wetter zu beurteilen hat, sind in Michelsons kleiner Sammlung wissenschaftlicher Wetterregeln[7]) zusammengestellt; sie gründen sich auf die aus langjährigen Erfahrungen bestimmten Zugstraßen der Wärme und Niederschläge bringenden barometrischen Depressionen. Diese Zugstraßen aber waren während der Eiszeit wahrscheinlich andre wie jetzt, und es konnten von den Alpen, die in ihrem gegenwärtigen Zustand sehr hübsch Kollers Schrift: Aus der Alpenwelt[8]) schildert, und von den Gebirgen der Skandinavischen Halbinsel Gletscher ausgehen, die sich über den größten Teil von Europa ausbreiteten. Da aber die mittlere Jahrestemperatur jener Epoche höher war wie heutzutage, so konnten Menschheit und Tier-

[1]) Regensburg, G. J. Manz. 1,20 M. Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek. Bd. 31.
[2]) Denkschriften der Wiener Akademie der Wissenschaften. In Kommission bei A. Hölder.
[3]) 2. Aufl. Berlin, R. Friedländer & Sohn. 1 M.
[4]) Dresden, Carl Reißner. 2 M.
[5]) Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Franckhsche Verlagshandlung. 1 M.
[6]) Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. Heft 16 der „Wissenschaft".
[7]) Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. 25 Pf.
[8]) Regensburg, G. J. Manz. 1,20 M.

welt erhalten bleiben, indem sie sich in die vom Eise frei gelassenen Landstrecken zurückzogen. Dazu gehörte ein großer Teil Norddeutschlands, das freilich zur Zeit der Trias der Boden eines Meeres gewesen war, aus dem der Harz als eine Insel hervorragte. Austrocknend ließ dieses nun die mächtigen Salzablagerungen zurück, die durch die darin enthaltenen Kalisalze jetzt einen der größten Bodenschätze unsers Vaterlandes ausmachen. Die geologischen Verhältnisse ihrer Lagerstätten[1]) hat unter Berücksichtigung der wichtigen Arbeiten van't Hoffs über die verschiedene Löslichkeit der darin vorkommenden Salze Rinne eingehend geschildert. Um diese Verhältnisse, namentlich auch die Formation, in der sich die Lagerstätte befindet, festzusetzen, bedient sich die Wissenschaft der sogenannten Leitfossilien, der versteinerten Reste, die darin vorkommen. Sie stellt die Paläontologie zusammen, wie eine solche Hörnes[2]) herausgegeben, wie sie in den Leitfossilien aus dem Pflanzen- und Tierreich in systematischer Anordnung[3]) von Felix enthalten ist, beides Werke, die mit Hilfe vieler und guter Abbildungen deren Kenntnisnahme vermitteln. Die Vorgeschichte der Menschheit[4]) aber behandelt vom biologischen Standpunkte aus Müller de la Fuente. Auf die Untersuchungen Weißmanns sich stützend, kommt er zu dem Ergebnis, daß der Mensch in seinen Gliedern die uralte Säugetierform mehr wie alle andern Säuger bewahrt hat, daß aber dafür die einseitige Entwicklung seines Gehirns und mit diesem seiner geistigen Fähigkeiten ihn über die Tierwelt erhob. Da er weder Angriffs- noch Verteidigungswaffen besitzt, so konnte er sich nur in einem Weltteil entwickeln, der zur Zeit seines Auftretens keine mit solchen besser wie er ausgerüstete Tiere besaß, und Müller denkt in dieser Hinsicht, dabei mit Bölsches Annahme zusammentreffend, an Australien, wobei es freilich unverständlich bleibt, warum die sämtlichen übrigen Säugetiere dieses Weltteiles auf der tiefen Stufe der Beuteltiere stehen geblieben sind. Die menschenähnlichen Affen, auch der Pithekanthropus und der Dryopithekus, die beide ausgestorben sind, können dann nicht Stamm-, sondern nur Parallelformen des Menschen sein. So konnte der Mensch die Erde in Besitz nehmen, und indem wir darauf hinweisen, daß es ihm allein gelang, nach seinem Willen die Tierbevölkerung zu beeinflussen, haben wir auch die Antwort auf die zweite der oben aufgestellten Fragen gefunden.

Wo nämlich der Mensch mit Tieren den Kampf ums Dasein ausfechten mußte, da endete dieser oder wird enden mit der Ausrottung der letzteren, und diese war eine um so vollständigere, je kultivierter die handelnde Rasse war, die dann aber ihre Ueberlegenheit bald genug auch andern Rassen gegenüber geltend machte. Wie schonungslos sie dabei verfuhr, schildert der Präsident der Vereinigten Staaten Roosevelt in seinem Werke: die Eroberung des Westens, aus dem Kullnick in deutscher Sprache Teile unter dem Titel: Im Reiche der Hinterwäldler[5]) herausgegeben hat. Er schildert die Begebenheiten in den damals westlichsten Staaten Nordamerikas zur Zeit des amerikanischen Befreiungskrieges, und Engländer wie Amerikaner erscheinen dabei in einem keineswegs vorteilhaften Lichte. Denn dort waren Greuel an der Tagesordnung, wie sie die Kolonialgegner des Reichstages unsern braven, in Afrika kämpfenden Truppen gar zu gern andichten möchten. Wie wenig der Wahrheit entsprechend ihre Unterstellungen aber sind, beweisen alle Werke darüber, die aus sachkundiger Feder stammen. Ein solches liegt unsrer heutigen Revue in Steuzlers Deutsch-Ostafrika[6]) vor, der gute Kunde aus dieser zu vielen Hoffnungen berechtigenden Kolonie bringt. Wie sehr wir Deutschen aber überall auf der Hut sein müssen, beweist des Grafen von Schweinitz' Reise: In

---

[1]) Hannover, M. Jänecke. 60 Pf.

[2]) 2. Aufl. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. Nr. 95 der Sammlung Göschen. 80 Pf.

[3]) Leipzig, Veit & Co. 6 M.

[4]) Wiesbaden, J. F. Bergmann. 2,40 M.

[5]) Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 4 M.

[6]) Leipzig, Wilh. Weicher. 2 M.

Kleinasien,[1]) die viel Lehrreiches und Interessantes enthält, aber leider auch die unglaubliche Tatsache mitzuteilen hat, daß die Geschäftssprache der Deutschen Bagdads die — französische ist. Die vor der Erwerbung der Inselgruppe durch das Deutsche Reich so unerquicklichen Verhältnisse auf Samoa schildert Krämers Buch Samoa, Hawai und Ostmikronesien,[2]) dessen Verfasser als Augenzeuge berichten kann. Doch gilt seine Schilderung auch der Natur und den Bewohnern der Inseln. In betreff der Entstehung der Atolle teilt er nicht die Ansicht Darwins und Danas, die eine langsame Senkung des Bodens des Stillen Ozeans voraussetzen, sondern macht dafür die Luft- und Meeresströmungen und die Eigenschaft des Seewassers, in großen Tiefen, also unter großem Drucke Kalk aufzulösen, verantwortlich. Auch das Plankton der die Inseln umgebenden Gewässer hat er untersucht und den merkwürdigen Palolowurm als die Geschlechtsprodukte eines in den Korallenstöcken hausenden Wurmes erkannt. Zeigen nun diese Schriften, daß sich die Naturvölker Ozeaniens und Amerikas den Weißen gegenüber nicht behaupten können, so führt Filgners Reise nach Tibet, die zur Lösung des Rätsels des Matschu,[3]) eines Quellflusses des Hoangho, unternommen wurde, den Beweis, daß die Mongolen sich den „weißen Teufeln" gegenüber zu halten gedenken, wenn ein solcher nach dem russisch-japanischen Kriege noch nötig sein sollte. Die Reise wurde mit Dr. Tafel, der gegenwärtig wieder in Tibet weilt und sogar dem Dalai Lama vorgestellt worden ist, ausgeführt und ist eine Tat, auf die wir Deutsche stolz sein können, um so mehr, als wir nur ein wissenschaftliches Interesse an jenen unwirtlichen, von Räubervölkern bewohnten Gebieten haben.

So dringt die menschliche Kultur unaufhaltsam auf der Erde vor, aber das ist ihrem Träger keineswegs genug; mit Hilfe der Naturkräfte, die er zu beherrschen gelernt hat, dringt er sogar in ihr Inneres ein. Die Elektrizität muß ihm, wie über, so auch unter der Erde das Licht spenden, wofür die Bedingungen Monaschs Elektrische Beleuchtung[4]) darlegt, muß ihm die Sicherheit der Signale geben, die Ryba in seinen elektrischen Signalvorrichtungen der Bergwerke[5]) in vielleicht nicht immer geschickter Sprache schildert. Tritt auf diesem Gebiete die Physik als Führerin der Technik auf, so hat in der Eisengewinnung die physikalische Chemie diese Rolle übernommen, wie von Jüptner in seinen Beiträgen zur Theorie der Eisenhüttenprozesse[6]) in lehrreicher Weise auseinandersetzt. Die Wissenschaft hat demnach der Menschheit die auf sie verwendete Mühe reichlich gelohnt, obwohl sie von vornherein nicht um des materiellen Vorteils willen geübt wurde. Daß sie anfangs Selbstzweck war, beweist Oppenheims Schrift: Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit,[7]) beweist das große Interesse, das man schon früh auffallenden Himmelserscheinungen, wie Mond- und Sonnenfinsternissen, entgegenbrachte. Liest man nun in Kosteritz' Bericht über die totale Sonnenfinsternis vom 30. August 1904,[8]) daß zu deren Beobachtung nicht weniger als 74 Beobachtungsstationen an 34 Orten eingerichtet waren, so wird man zugestehen müssen, daß auch unsre so oft als materiell verschriene Zeit die idealen Güter doch noch zu würdigen weiß.

---

[1]) Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 6 M.
[2]) Stuttgart, Strecker & Schröder. 12 M.
[3]) Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 6,50 M.
[4]) Hannover, M. Jänecke. 5,60 M. Repetitorien der Elektrotechnik. 8. Band.
[5]) Brüx, Kunzsche Buchhandlung. 5,50 M.
[6]) Stuttgart, F. Enke. 1,20 M.
[7]) Leipzig, B. G. Teubner. 1,25 M. Aus Natur- und Geisteswelt. 110. Bändchen.
[8]) Wien, W. Braumüller. 1,50 M.

Literarische Berichte

Alpine Gipfelführer. Bd. XII bis XVII. Stuttgart und Leipzig 1907, Deutsche Verlags-Anstalt. à Bändchen gebunden M. 1.50.

Je weiter die vor zwei Jahren begründete und mit Geschick fortgesetzte Sammlung „Alpine Gipfelführer" vorwärts schreitet, um so mehr wird sie zum bevorzugten Vademecum des Alpinisten. Sie wird es nicht bloß durch die von keinem andern Führer erreichte Ausführlichkeit, mit der diese kleinen Bergmonographien alles für den Hochtouristen Wissenswerte schildern, sondern ebensosehr durch den subjektiven, feuilletonistischen Charakter der Darstellung, die absichtlich die nüchterne, praktische Sachlichkeit des Reisehandbuchs vermeidet und die Einzelheiten jeder Tour in den Rahmen eines persönlichen Erlebnisses faßt, wodurch eine überaus anregende Wirkung erzielt wird. Wer mit den „Alpinen Gipfelführern" auf die Berge steigt, geht wie mit einem erfahreneren Genossen, der die Tour schon oft gemacht hat und durch eigne Anschauung wie durch eingehende Studien über alle Einzelheiten genau orientiert ist, zugleich aber die Gabe besitzt, sein Wissen und seine Eindrücke andern in lebendiger Form mitzuteilen. In den sechs zur heurigen Saison neuerschienenen Bändchen wird ein weiteres halbes Dutzend interessanter und für den Hochtouristen in erster Reihe stehender Alpengipfel behandelt, und zwar in Bd. XII: der Großvenediger von Louis Humpeler, in Bd. XIII: Sesvenna und Lischanna von Ad. Witzenmann, in Bd. XIV: die Hochwilde von Gustav Becker, in Bd. XV: die Jungfrau von Hans Biendl, in Bd. XVI: der Rosengarten von Alfred von Radio-Radiis und in Bd. XVII: die Marmolata von K. Bindel. Jedem Bändchen sind wie den früher erschienenen außer einigen Karten und Panoramen auch eine größere Anzahl nach Naturaufnahmen hergestellter Ansichten beigegeben, welche die Schilderungen der Verfasser in anziehender Weise beleben und viel dazu beitragen, dem Alpinisten die „Gipfelführer" auch als Andenken an glücklich durchgeführte Touren wert zu machen. B—r.

Ausgewählte Abhandlungen. Von Emil Szanto. Herausgegeben von Heinrich Swoboda. Tübingen 1906, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 419 S. M. 9.—.

Aus den zahlreichen Arbeiten des bedeutenden Altertumsforschers Szanto, der im Dezember 1904 reichster Tätigkeit entrissen wurde, ist ein Sammelband zusammengestellt worden, der ein schönes Bild und ein würdiges Denkmal seiner Lebensarbeit bildet. In zwei großen Gruppen sind Abhandlungen über griechisches Recht und griechische Geschichte vereinigt — Gebiete, denen Szantos Tätigkeit hauptsächlich zugewandt war. Daran schließen sich Arbeiten über Aristoteles und solche allgemeineren Inhalts, unter denen die Studien über Goethes „Faust" besonders erwähnt sein mögen. Emanuel Löwy, Szantos Jugendfreund, hat einen Lebensabriß des Verstorbenen beigesteuert. Umfangreiche Verzeichnisse beschließen den für die philologische Wissenschaft sehr wertvollen Band, der mit einer Heliogravüre Szantos geschmückt ist. Br.

Die sächsischen Rolande. Beiträge aus Zerbster Quellen zur Erkenntnis der Gerichtswahrzeichen. Von Karl Höde. Zerbst 1906, Verlag von E. Luppes Hofbuchhandlung.

Die wissenschaftliche Streitfrage nach der Bedeutung und dem Ursprung der Rolandsstandbilder in norddeutschen Städten ist in den letzten Jahren mit großem Eifer wieder aufgenommen worden und hat recht verschiedene Beantwortungen gefunden. Für die einen sind die Rolande als Königsbilder erst im zwölften und dreizehnten Jahrhundert entstanden und haben ihren Namen von dem Paladin Karls des Großen infolge der Volkstümlichkeit der an seinen Namen sich haftenden Sagenbildung erhalten; für die andern sind die Rolandsfiguren ursprünglich nichts andres gewesen als drehbare Figuren, die zu den Pfingstspielen benutzt wurden. Die vorliegende Schrift erklärt sich demgegenüber wieder mehr im Sinne der früheren Auffassung der Rolande als Sinnbilder der Gerichtsstätten, so daß die Sage jedenfalls viel älter sei als der Name, der nur als Deckname zu lassen sei. Das letzte Ziel der Rolandsforschung liege auf mythologischem Gebiet. Mit andern Worten heißt das, die Rolande sind ursprünglich sächsisch-heidnische Götterbilder gewesen, die Dingstätten, an denen sie aufgerichtet sind, früher Kultstätten. Eine schöne Heliogravüre des Zerbster Rolanddenkmals, eine Restauration des neunzehnten Jahrhunderts, ist als Titelbild beigegeben. F. G. Schultheiß.

Friedrich von Schellings Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums. Herausgegeben von Dr. Otto Braun. Leipzig 1907, Verlag von Quelle & Meyer.

Wie unsre Zeit dem Philosophischen überhaupt sich wieder zuwendet, so auch jener großen Bewegung der deutschen Philosophie,

die mit Fichte beginnt. Immer zahlreicher werden jetzt die Denker, die ihre eigne Weltanschauung am spekulativen Idealismus orientieren. Selbst Geschichts- und Naturphilosophie, bis vor kurzem von allen zünftigen Vertretern der Wissenschaft mit Hohn und Verachtung behandelt, erheben jetzt wieder kühn ihr Haupt. So ist denn die Zeit einer erneuten Beschäftigung mit Schelling gekommen. Der hier vorliegende Neudruck gilt allerdings einer Schrift, die in vielen Teilen veraltet ist; die weder durchaus nötigen noch durchweg geschickten Anmerkungen des Herausgebers ändern daran nichts. Aber auch diese Vorlesungen übermitteln eine so große, hinreißende Auffassung vom Wesen der Wissenschaft, daß kein empfänglicher Sinn ohne Befriedigung ihnen folgen wird. M. D.

Ungarische Dichtungen. In deutsche Sprache übertragen von Dr. Lajos Brájjer. Leipzig 1906, E. Kempe. M. 2.—.

Vorliegende Anthologie enthält neben Gedichten älterer Poeten vor allem lyrische Produkte moderner ungarischer Dichter. Der Uebersetzer, ein bekannter Journalist, verfolgt den Zweck, dem deutschen Publikum diejenigen ungarischen Dichter näher zu bringen, deren Werke bisher ins Deutsche nicht übersetzt wurden. Seine Bearbeitung scheint, soweit man ohne Kenntnis des Ungarischen urteilen kann, recht gut zu sein. Wenigstens liest sich seine Uebersetzung sehr leicht und angenehm; er hat offenbar auch eine poetische Ader.
E. M.

Ausgewählte Gedichte. Von Albert Geiger. Karlsruhe 1906, J. Bielefelds Verlag. Geb. M. 3.50.

Die Legende von der Frau Welt. Derselbe. Ebenda 1906. Geb. M. 3.50.

Tristan. Ein Minnedrama in zwei Teilen. Derselbe. Ebenda 1906. Geb. M. 4.50.

A. Geiger hat drei Bände seiner Dichtungen zugleich veröffentlicht. In den Gedichten gibt er das Beste aus seinen früheren Sammlungen. Es verrät sich darin ein Poet von feinem Geschmack und hohem idealem Sinn. Das ist vielleicht noch mehr der Fall in seinen beiden größeren Dichtungen. In der „Legende von der Frau Welt" verfolgt er das Ziel, an der Wiedererweckung einer deutschen, von der Romantik verklärten Kunst mitzuarbeiten. Er hat zwei alte Sagen, die Märe von der Frau Welt und vom „armen Heinrich" miteinander verschmolzen. Gespannt folgt man seiner Darstellung. Es sind treffliche Gestalten, die er uns vorführt, der Burgnarr Jöckel, der Pfarrer Balduin Hasenpfeffer, Junker Hans, des Kastellans Töchterlein u. a. Man glaubt alle diese Gestalten vor sich zu sehen, so scharf heben sie sich ab. Nur der stark romantische Schluß will dazu nicht recht passen, und es fragt sich, ob die alte Darstellung Hartmanns von Aue nicht poetischer und schöner ist. Auch beim „Tristan" folgt Geiger im ganzen der überlieferten Sage. Nur am Schluß weicht er wieder ab. Er läßt nämlich Isolde zusammen mit dem schwerverwundeten Tristan an der Pest sterben. Hier ist der Verfasser entschieden glücklicher gewesen als beim Schluß seiner „Legende von der Frau Welt". Dieser Ausgang ist von zarter Poesie erfüllt, er ist weit ansprechender und ergreifender als der der Ueberlieferung, nach welcher Tristan noch zu einer andern Isolde in Beziehung tritt. E. M.

Die Weltanschauung des modernen Naturforschers. Von E. Dennert. Stuttgart 1907, Verlag von Max Kielmann.

Aeußerlich betrachtet, stellt das Buch sich dar als ein Bericht über die Anschauungen, die bekannte Naturforscher der Gegenwart sich von den ihnen zunächstliegenden allgemeinen Problemen gebildet haben. Es werden behandelt: Häckel, Wallace, Verworn, Romanes, Ostwald, Driesch, Reinke. Ueberall wird ruhig und sachgemäß geurteilt, mit Ausnahme vielleicht des Kapitels über Reinke, wo der Verfasser sich von seinen eignen Neigungen zu einer zu lebhaften Anerkennung verführen läßt. Innerlich angesehen, ist das Werk ein gleichsam konkreter Nachweis, daß es in der Gegenwart keine einheitliche naturwissenschaftliche Weltanschauung gibt. Was unter diesem Schlagwort lediglich verstanden werden kann, existiert in der Wirklichkeit gar nicht, denn in allen Hauptfragen gehen die Meinungen der Gelehrten auseinander. M. D.

Der Weg zum Ruhme. Roman von Georges Ohnet. Stuttgart 1907, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Seit dem Erscheinen des „Hüttenbesitzers" ist ein Vierteljahrhundert vergangen, und noch immer gehört Georges Ohnet, der in diesen Jahren eine ansehnliche Produktivität entfaltet hat, zu den meistgelesenen französischen Schriftstellern. Er versteht es eben, mag die ernste Kritik ihn auch der Oberflächlichkeit zeihen, eine gewisse Art von Lebensproblemen, die nicht gerade aus der Tiefe geholt sind, aber auch des Interesses nicht entbehren und den Vorzug haben, jedermann verständlich zu sein, so geschickt und anschaulich zu behandeln, daß seine zahlreiche Gemeinde sich immer wieder von seinen Werken gefesselt fühlt. In seinem neuen Roman predigt er die alte Lehre, daß ein starkes Talent den Weg zum echten Ruhme nur dann finden kann, wenn ein starker Charakter sein Führer ist. Der Komponist Olivier Derstal hat seine Laufbahn mit einem

großen und verdienten Erfolg begonnen, aber innerlich noch nicht gefestigt genug, beraubt er sich selbst der Freiheit, die ihm zum Schaffen nötig ist, indem er eine amerikanische Milliardärstochter heiratet und durch seine Frau und deren Familie gezwungen wird, dem nichtigen gesellschaftlichen Treiben der großen Welt seine Zeit zu opfern. Im letzten Augenblick, als er schon nahe daran ist, sich selbst und die Achtung der andern völlig zu verlieren, zerreißt er die goldenen Ketten; nach schwerem innerem Kampf trennt er sich, trotz gegenseitiger aufrichtiger Neigung, von seiner Frau, um wieder ganz seiner Kunst zu leben, die ihm durch neue vertiefte Erfolge das Opfer reichlich lohnt, das er ihr gebracht. Diese an sich einfache Handlung ist äußerst spannend vorgetragen und mit farbenreichen Schilderungen aus der Gesellschaft durchflochten, so daß auch Ohnets neuer Roman unter den Freunden einer anregenden Unterhaltungslektüre ohne Zweifel viele Leser finden wird. X. Y.

Studies in Roman History. By E. G. Hardy. London, Swan Sonnenschein & Co. 1906.

Das Buch ist im wesentlichen ein Neudruck der früheren Arbeit des Verfassers: „Christianity and the Roman Government.“ Die Veränderung des Titels erklärt sich aus der Hinzufügung einiger Studien, die über den Rahmen der früheren Arbeit hinausgehen, wie „Legions in the Pannonian Rising“, „Movements of the Legions“, „The Provincial ‚Concilia‘“, „Imperium Consulare or Proconsulare“, „Plutarch, Tacitus, and Suetonius, on Galba and Otho“, „A Bodleian M. S. of Pliny's Letters to Trajan“. Die Frage nach der Entstehung des Christentums ist jetzt wieder brennend geworden, und so dürfte auch nach den so vielen religionsgeschichtlichen Arbeiten eine willkommen sein, die sich rein geschichtlich mit dem Gegenstande beschäftigt und das Verhältnis der römischen Staatsgewalt zum Christentum von dessen Anfängen bis hin zu Marcus Aurelius einer erneuten Prüfung unterzieht. Hardys Untersuchungen zeichnen sich durch Sicherheit in der Methode, Gründlichkeit und Klarheit der Darstellung aus und verdienen daher die weiteste Beachtung auch außerhalb Englands.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Von Königgrätz bis an die Donau. Darstellung der Operationen des österreichisch-preußischen Feldzuges 1866 nach der Schlacht von Königgrätz. In fünf Einzelschriften. Mit Benutzung der Feldakten des k. u. k. Kriegsarchivs. Bearbeitet von einem Generalstabsoffizier: „Der Rückzug der Nordarmee vom Schlachtfelde des 3. Juli“; „Das österreichische Kavalleriekorps Holstein und das Vordringen der preußischen Hauptkraft gegen Wien“ und „Die Donauverteidigung“. Wien, L. W. Seidel & Sohn.

Früher erschienen von demselben — leider unbenannt gebliebenen — Verfasser: „Die kritischen Tage von Olmütz im Juli 1866“ und „Die letzte Operation der Nordarmee 1866“. Zusammen mit den drei obenangeführten Bänden liegt nun ein unter Benutzung der Kriegsarchive von Wien, Berlin und Dresden wie aller beachtenswerten Veröffentlichungen über den weiteren Verlauf des 1866er Feldzugs nach der Entscheidungsschlacht geschriebenes, mit reichem Kartenmaterial ausgestattetes Werk vollendet vor, das eine höchst wertvolle Ergänzung der beiderseitigen Generalstabspublikationen bildet. „Von Königgrätz bis an die Donau“ verdient wegen des vielen Neuen, das diese fünf Bände bringen, wegen der Gründlichkeit und hohen Unparteilichkeit der Darstellung und wegen seiner zutreffenden und dabei in der Form stets maßvollen Kritik nicht nur den Militärs, sondern auch allen Freunden der Kriegsgeschichte und der neueren Geschichte überhaupt warm empfohlen zu werden. Fr. R.

Der Hypnotismus. Mit Einschluß der Hauptpunkte der Psychotherapie und des Okkultismus. Von Dr. Albert Moll. Vierte vermehrte Auflage. Berlin 1907, Fischers medizinische Buchhandlung.

Das bekannte Werk ist in der neuen Auflage wesentlich umgearbeitet und erweitert. Die Veränderungen, die sich aus dem inzwischen erfolgten Fortschritt der Wissenschaft ergeben haben, werden eher dem Fachmann als dem großen Publikum auffallen; das Publikum, dem dies Buch unschätzbare Dienste geleistet hat und weiterhin leisten wird, kann sich mit dem Bewußtsein begnügen, daß Molls Darstellung des Hypnotismus auf der Höhe der Zeit steht. Aber die Vermehrungen sind unmittelbarer wahrzunehmen. Hierher gehört das Kapitel über die Psychotherapie, die sich zwar an und aus der hypnotisch-suggestiven Behandlung entwickelt, nunmehr jedoch ganz selbständig gemacht hat. Ferner und vor allen Dingen gehört hierher der Abschnitt über Okkultismus und Spiritismus. Molls Stellungnahme, die stets die eines skeptischen Denkers war, ist jetzt noch energischer in die Verneinung übergegangen, und zwar auf Grund ausgedehnter literarischer Kenntnisse und eigner Beobachtungen; „es ist mir,“ sagt der Verfasser, „nicht ein einziges unter zwingenden Bedingungen vorgenommenes Experiment bekannt, das die Annahme okkulter Kräfte rechtfertigen könnte“.

Da der Preis des umfangreichen Bandes recht billig ist, so wird dies Standard-work zu seinen alten Freunden sich zweifellos zahlreiche neue gewinnen. M. D.

Deutschlands Interessen in Ostasien und die Gelbe Gefahr. Mit einem Titelbilde und einer Kartenanlage. Von v. Lignitz, General der Infanterie z. D., Chef des Füsilierregiments von Steinmetz. Berlin 1907, Vossische Buchhandlung.

Ein sehr nützliches und lehrreiches Werk für jeden, der eine allgemeine Uebersicht über die Verhältnisse in Ostasien und ihre Bedeutung für uns gewinnen möchte. Die Hauptabschnitte des anregenden Buches umfassen die „Vorgeschichte", worin die Entwicklung der gesamten europäischen Beziehungen zu Ostasien geschildert wird, dann „Deutschlands Interessen in Ostasien" und die „Gelbe Gefahr", die eine kommerzielle und eine militärisch-politische ist. Zum Schluß werden die möglichen Konflikte in Ostasien erörtert.

Fr. R.

Die sozialen Utopien. Fünf Vorträge von Professor Dr. Andreas Voigt. Leipzig 1906, G. J. Göschensche Verlagshandlung.

Die wichtigsten Utopien der Weltgeschichte von Platos „Staat" bis zum modernen Sozialismus und Anarchismus werden hier in Kürze und Klarheit erörtert. Der Verfasser beschränkt sich nicht auf eine Inhaltsangabe der Schriften, in denen ideale Staats- und Gesellschaftsgebilde geschildert werden; er kennzeichnet zugleich von höherer Warte die einzelnen Formen der Utopie als sich ergänzende Momente der sozialen Weltanschauung und übt schlagfertige und temperamentvolle Kritik. Die beiden utopistischen Parteien, die, deren Ideal die absolute Freiheit ist, und die, deren Streben auf das höchste Glück mittels unbedingter Ordnung und Gebundenheit des Einzelwillens gerichtet ist, haben nach ihm beide unrecht; hier wie in fast allen ähnlichen Prinzipienfragen müsse man für einen Kompromiß plädieren. In der Mitte liege zwar nicht das Beste im absoluten Sinne, aber das Beste in dem Sinne, daß ein stärkeres Hinneigen nach rechts oder links nicht eine Verbesserung, sondern eine Verschlechterung bedeuten würde.

Br.

Collezione Storica Villari. Francesco Lemmi, Le origini del risorgimento italiano. Ulrico Hoepli, Editore Libraio della Real Casa, Milano 1906.

Die italienische Geschichte bietet wie in vielen andern Beziehungen, so auch darin eine Parallele zur deutschen, daß die Ereignisse der Jahre 1789 bis 1815, namentlich aber die der Napoleonischen Aera, den Grund zu einer neuen staatlichen und sozialen Ordnung gelegt haben und daß sich wie in Deutschland auch in Italien in dieser schicksalsschweren Zeit zum erstenmal ein Nationalbewußtsein ausbildete. Der Verfasser des vorliegenden Buches, ein junger Gelehrter, hat es unternommen, seinen Landsleuten auf Grund sorgfältiger Studien die Geschichte seines Vaterlandes während jener Jahre in einer Form zu erzählen, die bei aller Schlichtheit doch sehr eindringlich und lebendig wirkt. Einen breiten Raum nimmt die Darstellung des Anteils ein, den das Erwachen der literarischen und wissenschaftlichen Kultur auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse ausgeübt hat. Das Buch ist mit großer Umsicht und Selbständigkeit des Urteils geschrieben und verdient auch im Auslande volle Beachtung.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Alvor, Peter, Das neue Shakespeare-Evangelium. Zweite, vermehrte Auflage mit 5 Porträts und Faksimiles. Hannover, Adolf Sponholtz' Verlag. M. 2.—.

Aly, Friedrich, Gymnasium militans. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsb. 40 Pf.

Bayerisches Verkehrsbuch 1907. Bayern rechts des Rheins. Im Selbstverlag herausgegeben vom Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs in München und im bayerischen Hochland. Mit 18 Karten, zahlreichen Illustrationen und Vignetten.

Bulgrin, August, Ut de Grot-Justin'sche Eck. Lire ut Hinnepommern. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Busoni, Ferruccio, Der mächtige Zauberer. Die Brautwahl. Zwei Theaterdichtungen für Musik. — Entwurf einer neuen Aesthetik der Tonkunst. Triest, C. Schmidt & Co.

Calvino, Paolo, Die italienische Waldenserkirche im 19. Jahrhundert. Berlin, Kommissionsverlag: C. A. Schwetschke & Sohn.

Carito, Diomede, La Neurastenia nella Vita e nel Pensiero moderno. Studio clinico e sociale. Napoli, Libreria Detken & Rocholl. L. 4.—.

Dohna, Graf Hannibal zu, Napoleon im Frühjahr 1807. Ein Zeitbild. Mit 14 Abbildungen. Leipzig, Georg Wigand. M. 4.—.

Drescher, Dr. Adolf, Kosmisches Leben im Werden und Vergehen (Spiralnebel und Sternhaufen). Ein Vortrag. Mainz, Hermann Quasthoff.

Ehrhardt, Max, Meine Expreßfahrt nach Aegypten. Mit 35 Illustrationen. Leipzig, Thüringische Verlags-Anstalt. M. 1.50.

Ettlinger, Josef, Madame Récamier. Band XIII von „Die Frau". Leipzig, Friedrich Rothbarth. M. 1.50.

Francé, R. H., Das Leben der Pflanze. Das Pflanzenleben Deutschlands und der Nachbarländer. Mit zahlreichen Abbildungen in Schwarz- und Farbendruck, Karten u. s. w. Lieferung 21 bis 26 (Schluß der 1. Abteilung). Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde (Geschäftsstelle: Franckh'sche Verlagshandlung.) Pro Lieferung M. 1.—.

Gans, Dr. M. E., Spinozismus. Ein Beitrag zur Psychologie und Kulturgeschichte des Philosophierens. Wien, Josef Lenobel.

Garvens, Wolfgang, Gedichte der Liebe. Hannover, M. & H. Schaper. Gebunden M. 3.—.

Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden Groß-Oktav, herausgegeben von Eduard von der Hellen. 4., 26., 27. und 40. Band. Gedichte. Vierter Teil. Italienische Reise. Erster und zweiter Teil. Schriften zur Naturwissenschaft. Zweiter Teil. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Geheftet je M. 1.20. Geb. M. 2.—.

Goldbeck, Eduard, Deutschlands Zukunft — die Nationaldemokratie. Leipzig, Friedrich Rothbarth. M. 1.—.

Gottesminne. Monatsschrift für religiöse Dichtkunst. 5. Jahrgang. Heft 4. Herausgegeben von P. Ansgar Pöllmann O. S. B. Münster i. W., Alphonsusbuchhandlung (A. Ostendorff). Jährlich M. 4.50.

Greve, Felix, Paul, Maurermeisters Ihles Haus. Roman. Berlin, Karl Schnabel. M. 4.—.

Hamburg-Amerika Linie, Die. Im sechsten Jahrzehnt ihrer Entwicklung 1897—1907 von Kurt Himer. Künstlerisch ausgestattet von Emil Orlik. Hamburg, Direktion der Hamburg-Amerika Linie.

Hartmanns Gesammelte Werke. Zweiter Band: Moritz Hartmanns Leben und Werke. Ein Beitrag zur politischen und literarischen Geschichte Deutschlands im XIX. Jahrhundert. Von Dr. Otto Wittner. Prag, J. G. Calve. M. 8.—.

Holzhausen, Frhr. Fritz von, Die Weltgeschichte in mnemonischen Reimen (Gedächtniskunst). Berlin, L. Schwarz & Comp. 50 Pf.

Laverrenz, Victor, Der letzte Wendenfürst (Die Sage von Schildhorn). Historischer Roman aus dem 12. Jahrhundert. Mit Abbildungen von Cloß. Zweite Auflage. Berlin und Leipzig, Verlagsanstalt Kosmos.

Levetzow, Karl Frhr. von, Louise Michel (la vierge rouge). Eine Charakterskizze. Band XIV von „Die Frau". Leipzig, Friedrich Rothbarth. M. 1.50.

Malvery, Olive Chr., Vom Markte der Seelen. Entdeckungsfahrten einer sozialen Frau im Lande Armut. Aus dem Englischen von Martha Sommer. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. M. 2.—.

Mehrer, Joseph, Gnaden Herr Amtmann. Eine Affäre aus der guten alten Zeit. Leipzig, H. Keßler. M. 2.—.

Neubner, Alfred, Mißachtete Shakespeare-Dramen. Eine literarisch-historische Untersuchung. Band III von „Neue Shakespeare-Bühne", herausgegeben von Erich Paetel. Berlin, Otto Elsner. M. 4.—.

Oppel, Professor Dr. Alwin, Wirtschaftsgeographie der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Mit 11 graphischen Darstellungen. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. Gebunden M. 3.50.

Parlow, Hans, Dunkelrot-weiß-rosenrot. Roman aus dem Studentenleben. Graz, C. J. Oehninger. M. 4.—.

Plehn, Dr. Hans, Nach dem englisch-japanischen Bündnis. Berlin, Karl Curtius. M. 3.50.

Quiñones, Ubaldo Romero, La Verdad. Madrid, Libreria de Escritores y Artistas. 1.50 pesetas.

Regensberg, Friedrich, 1870/71. Der deutsch-französische Krieg nach den neuesten Quellen dargestellt. Band I. Mit Karten und Beilagen. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. M. 7.50.

Samson-Himmelstjerna, Ewigkeit. Betrachtungen. Dorpat und Leipzig, Fritz Schledt.

Steffen, E., Sternschnuppen. Hundert Bilder, Skizzen und Gedanken. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Unsere Erfahrungen mit der Direktion von Ferdinand Bonn's „Berliner Theater". Herausgegeben von D. Dreyer & Co., Verlagsbuchhandlung, Berlin SW.

Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. Fünfzehnter Jahrgang. 1. Stück: Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe. Von Dr. Ludwig Keller (50 Pf.). 2. Stück: Die Idee der Humanität und die Comenius-Gesellschaft. Von Dr. Ludwig Keller (M. 1.—). Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Weinschenk, J. Hugo, Gedichte. Mainz, L. Wilckens.

Zentralstelle für Volkswohlfahrt (Antrag Douglas). Ein Aufruf an alle für das Wohl des Volkes tätigen Vereine im Deutschen Reiche. Berlin SW., Schriftenvertriebsanstalt.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Ausblick auf die bisherigen Ergebnisse der Haager Friedenskonferenz 1907[1])

Von

Vizeadmiral z. D. Dr. Freiherrn von Schleinitz

Als ich meinen Aufsatz betreffend Desiderata für die Beratungen der von Rußland zum zweiten Male in Anregung gebrachten Haager Friedenskonferenz (Mai-Heft der „Deutschen Revue") niederschrieb, war noch nichts Sicheres über die zur Beratung zu stellenden Gegenstände verlautbart. Ich hatte eine Reihe von Punkten aufgestellt, deren Besprechung durch die Konferenz und Einfügung in das internationale Recht mir im Sinne unsrer heutigen Kulturanschauungen, soweit diese Seefahrt und Seehandel angehen, dringend erwünscht erschien.

Erfreulicherweise darf man schon jetzt, nachdem die Konferenz einige Wochen getagt hat, mit Sicherheit annehmen, daß mehrere dieser Wünsche eine befriedigende Lösung finden werden.

Schon in der Eröffnungsrede des zum Vorsitzenden gewählten russischen Bevollmächtigten Nelidow bezeichnete derselbe als eine der zu erörternden Hauptfragen den Schutz des Privateigentums im Seekriege, also das, was jener Aufsatz sich zur Aufgabe gestellt hatte.

Vom deutschen Bevollmächtigten zur Konferenz, Freiherrn von Marschall, wurde alsbald unter Beifall der Mitglieder derselben der Antrag auf Einsetzung eines internationalen Oberprisengerichtes gestellt, dem sich im Prinzip später auch

---

[1]) Für das Oberprisengericht sowie für alle Beschlüsse der Haager Konferenz wird es von besonderem Wert sein, daß eine internationale Hochschule für Völkerrecht im Haag ins Leben gerufen wird. Hierdurch würde ein neutraler Rechtsboden für alle Nationen geschaffen. Nur durch ein internationales Institut, das die wissenschaftliche Durcharbeit und die weitere Entwicklung und Ausbreitung des Völkerrechts zum Ziele hat, können das Schiedsgericht, das Oberprisengericht und andre internationale Rechtsinstitute eine feste Grundlage und Unterstützung erhalten. Hoffentlich schließt die Haager Konferenz nicht ohne die Wahl einer Hochschulkommission, die auch nach der Konferenz tagen und den Konferenzstaaten später berichten kann. Ohne eine solche Hochschule würden die völkerrechtlichen Beschlüsse und die Haager Konferenz selbst ein Torso bleiben.

Anmerkung der Redaktion.

der englische Bevollmächtigte anschloß (Punkt 6 meines Aufsatzes). Während deutscherseits die Ausführung der Sache so gedacht wurde, daß zunächst das nationale Prisengericht des betreffenden Kriegführenden über die Berechtigung der Aufbringung bezw. Konfiszierung von Schiff oder Ladung oder Teilen der letzteren das Urteil fällt und bei Anerkennung jener Berechtigung der Verurteilte an ein internationales Oberprisengericht Berufung einlegen darf, das sich aus drei Mitgliedern des ständigen Haager Schiedsgerichts und zwei Admiralen zusammensetzt, gehen die englischen Vorschläge dahin, daß jede der Signatarmächte, deren Handelsflotte mehr als 800000 Tonnen aufweist, je einen Anwalt für einen permanenten Prisengerichtschiedshof ernennt, welches Gericht über die Berechtigung der Konfiskation unmittelbar abzuurteilen hat.

Es ist dies kein prinzipielles, sondern der Hauptsache nach ein nur formelles Auseinandergehen der Ansichten über Aus- und Durchführung des Modus, das der endgültigen Regelung nicht hinderlich sein wird. Man darf das bisherige Ergebnis daher mit Recht als einen großen Fortschritt auf diesem wichtigen Gebiet bezeichnen, und zwar dies in zwei Richtungen. Wie gerade auch der russisch-japanische Krieg es gezeigt hat, sind die Kommandanten resp. Prisengerichte der Kriegsschiffe sehr rasch bei der Hand, ein der Revision unterzogenes Schiff resp. dessen Ladung als gute Prise zu erklären, da es nach alter Kriegsbeutesitte nicht nur üblich war, der Besatzung einen Teil des Prisewertes zuzusprechen, sondern der Kaptor bei seinem Vorgehen sich oft gesagt haben wird, daß das endgültig urteilende Gericht seinem eignen Lande angehört und er es mit der Prüfung der Gesetzlichkeit seiner Handlungsweise, die an ihm in keinem Falle geahndet werden konnte, nicht so genau zu nehmen brauchte. Sodann aber war ja die Berufung der geschädigten Partei bei dem Prisengericht des *feindlichen* Landes anzubringen und wurde von diesem endgültig entschieden: also es erging gewissermaßen ein Urteil in eigner Sache. E. Fitger sagt in seiner Schrift „Die Rückwirkung des ostasiatischen Krieges auf das Völkerrecht“: „Ein Prisengericht ist nur eine äußerst bescheidene Sicherheitsinstanz für das genommene Schiff. Es wird von dem Nehmestaat nach eignem Gutdünken eingesetzt und besteht aus Richtern, die demselben als Untertanen angehören, also befangen sind zuungunsten der aufgebrachten Schiffe. Die Unparteilichkeit ist in keiner Weise verbürgt, im Gegenteil, sie ist so gut wie ausgeschlossen.“ Und weiter: „Die Kläglichkeit einer Gerichtsorganisation, die den Beraubten zwingt, vor einem Kollegium seiner Räuber Recht zu suchen, liegt auf der Hand.“

Noch schwieriger wird ein gerechter Urteilsspruch werden, wenn der Kaptor das Schiff vernichtet, weil er es nicht in einen Hafen des eignen Landes bringen kann, denn die Feststellung des Tatbestandes wird bei Vernichtung sehr erschwert. In solche Lage werden aber gerade deutsche Prisenjäger geraten, und Deutschland kann leider auf die Zulässigkeit des Vernichtens seiner Prisen am allerwenigsten verzichten, weil es selten in der Lage sein wird, sie in seine weit entfernten und vermutlich von überlegenem Feinde blockierten eignen Häfen zu bringen. Perels sagt darüber in seinem Werke „Das internationale öffentliche

Seerecht": „Eine Vernichtung von Prisen ist unter besonderen Umständen als Ausnahmemaßregel zulässig; namentlich wenn das genommene Schiff nicht mehr seefähig ist, wenn infolge Annäherung feindlicher Schiffe die Besorgnis einer Wiedernehmung begründet erscheint, wenn die Ueberführung der Prise nach einem sicheren Platz nicht ohne erhebliche Gefahr ausführbar ist oder wenn bei Erhaltung der Prise die eigne Sicherheit des Nehmeschiffes gefährdet werden würde."

Schon diese Unmöglichkeit, der Billigkeit und Gerechtigkeit unter allen Umständen Rechnung zu tragen, muß es durchaus erwünscht erscheinen lassen, das Prisenrecht aus den Mitteln der Seekriegführung überhaupt ganz auszuscheiden, mit Ausnahme der Fälle, wo durch Zuführung von Kriegskonterbande oder Blockadebruch einem der Kriegführenden direkt Hilfe zu leisten beabsichtigt ist.

Sehr bemerkenswert und anerkennenswert ist es daher, daß, wie ich in meinem Aufsatz vorausgesetzt hatte, die Vereinigten Staaten (wie es scheint, von Deutschland unterstützt) den Standpunkt der möglichsten Unverletzbarkeit des Privateigentums zur See (Punkt 1 des Aufsatzes) vertreten, während England daran festhält, daß nur das Eigentum der Neutralen unverletzlich sein soll, soweit nicht Konterbande oder Blockadebruch in Betracht kommt, also wie dies durch die Pariser Konvention festgestellt wurde.

Allerdings scheint England zu einer Konzession bereit, deren Wert aber mehr als zweifelhaft ist, indem es nämlich die Konterbande auf neutralen Schiffen nicht ferner als konfiszierbar angesehen wissen will. Man kann nicht sagen, daß Edelmut bei diesem Vorschlag eine Rolle spielt, denn gerade englische Kaufleute und Fabrikanten resp. englische Schiffe haben sich in fast allen bisherigen Kriegen darin hervorgetan, daß sie einem der Kriegführenden Konterbandeartikel (Waffen, Munition, Kriegsschiffe) lieferten und zuführten, um den dadurch erzielten erheblichen Gewinn einzuheimsen. Es wäre nichts als ein bedauerlicher Rückschritt, wenn die Haager Konferenz auf diesen Leim ginge, der nur dazu dienen würde, das Kriegführen zu erleichtern, eventuell der Parteilichkeit Tor und Tür öffnete. England scheint sich wieder auf den alten Standpunkt selbstsüchtiger Staatskunst stellen zu wollen: keine Konzession der Kultur, aber einseitige Bevorteilung des eignen Handels, ganz gleich, ob die übrige menschliche Gesellschaft darunter leidet.

Wie weiter hingegen erfreulicherweise verlautet, wurde in der Konferenz auch bereits die internationale Feststellung der Artikel, welche als Konterbande gelten sollen, in Gemäßheit der diesbezüglichen Arbeit des Institut de Droit international angeregt und kommt voraussichtlich zur Annahme trotz mancher formeller und sachlicher Schwierigkeiten (Punkt 2 meines Aufsatzes).

Von Wichtigkeit ist ferner, daß die Frage der Legung schwimmender Minen von Holland, Brasilien und Japan zur Diskussion gestellt ist. Sehr erklärlicherweise glaubt Italien auf die Anwendung von Seeminen in Ansehung seiner ausgedehnten und sehr schwer zu verteidigenden Küsten nicht verzichten zu können. In der Tat können gerade die Staaten mit geringer Seemacht dieses Verteidigungsmittel am wenigsten entbehren. Ich hatte in Punkt 9 meines Aufsatzes

vorgeschlagen, den Gebrauch von Seeminen außerhalb der zu den Territorialgewässern rechnenden Drei-Seemeilen-Grenze zu verbieten, indes ausdrücklich bemerkt, daß Deutschland, für welches angesichts seiner schwächeren Flotte die Minenverteidigung jeder Art ein nicht zu entbehrendes Kampfmittel sei, diese Konzession nur machen dürfe, wenn die andern gestellten Forderungen als Teile des internationalen Seerechtes Annahme fänden. Wir haben daher mit Italien das gleiche Interesse und werden letzteres wohl — sofern die erwähnte Voraussetzung nicht erfüllt wird — sicherlich unterstützen.

Anzuerkennen ist weiterhin, daß von einigen Seiten (Italien und Japan) in Antrag gebracht ist, ein Uebereinkommen dahin zu treffen, daß Städte und Ortschaften nicht beschossen werden dürfen, wenn dieselben nicht befestigt sind und nicht verteidigt werden (Punkt 7 meiner Vorschläge). In Uebereinstimmung damit verlangt Rußland, daß auch, wo ein Bombardement notwendig sein sollte, die dem Kultus, der Kunst und den Wissenschaften sowie die der Wohltätigkeit dienenden Gebäude und die Hospitäler möglichst geschont werden sollten, sofern und soweit diese nicht gleichzeitig militärischen Zwecken dienen. Dieselben werden natürlich durch Aufpflanzen einer festzustellenden Flagge (wohl Genfer Kreuz) entsprechend zu bezeichnen sein. Das Anstandsgefühl zivilisierter Völker wird sicherlich verhindern, daß mit der Flagge Mißbrauch getrieben wird, wie solcher ja bisher auch noch kaum je mit der weißen Parlamentärflagge geübt worden ist.

Schließlich wurde von Frankreich die Frage zur Diskussion gestellt, welche Formen bei einer Kriegserklärung zu beobachten seien, namentlich auch hinsichtlich der Frist bis zum aktiven Eröffnen der Feindseligkeiten (Angriff, Beschießung), also zur Begegnung des von mir getadelten Verfahrens der Japaner, die russische Häfen angriffen und feindliche Kriegsschiffe zerstörten — und zwar sogar in neutralem Hafen —, bevor eine Kriegserklärung ergangen bezw. zur Kenntnis der Beteiligten gebracht war (Punkt 8 meines Aufsatzes).

Von deutscher Seite wurde auch eine Ausdehnung der Genfer Konventionsgrundsätze auf den Seekrieg in Antrag gebracht und von andern Mächten sympathisch aufgenommen, wennschon man sich nicht verhehlte, daß es bei einer Seeschlacht schwer sei, den Hospitalschiffen u. s. w. unter allen Umständen die als wünschenswert anerkannte Berücksichtigung zuteil werden zu lassen. Es ist ja auch klar, daß bei der Wahl des Kampfplatzes und infolge seines örtlichen Wechsels im Gefecht das Ziel der möglichst raschen und gründlichen Vernichtung des Gegners andre Rücksichten meist ausschließt, auch bei der enormen Tragweite der heutigen Geschosse und im Pulver- und Kesseldampf das Vermeiden der Verletzung neutraler in der Nähe sich aufhaltender Fahrzeuge ganz unmöglich ist, diese auch geradezu den geplanten und in Ausführung begriffenen Operationen und Evolutionen im Wege sein könnten. So gutgemeint der Antrag ist, wird man ihm einen hohen praktischen Wert daher kaum beimessen können. Selbstverständlich wird es Hospitalschiffen u. s. w. unbenommen sein, möglichst außer Schußweite ein Seegefecht zu beobachten und nach Beendigung herbeizueilen und ihre Samaritertätigkeit aufzunehmen; dazu bedarf es aber kaum einer

andern Vereinbarung als der, daß solche durch die Genfer Flagge gekennzeichneten Schiffe als neutral gelten, was schon jetzt der Fall ist.

Wir sehen hiernach, daß wohlbegründete Aussichten vorhanden sind, die Haager Konferenz werde einen Teil ihrer großen der Humanität gewidmeten Aufgaben lösen und einige der Milderung schwerer Kriegsgreuel dienende Vereinbarungen der beteiligten Staaten zur Geltung bringen.

Wohl steht auch zu hoffen, daß ein diesen Tendenzen widersprechender und insbesondere den deutschen Interessen in hohem Grade schädlicher Antrag Japans, der dahin geht, Kriegsschiffen einer kriegführenden Partei das Gastrecht in neutralen Häfen zu versagen oder zu beschränken, zurückgewiesen wird, wie ich in Voraussicht eines solchen Versuchs diese Notwendigkeit gegen Schluß meines Aufsatzes schon ausführlich dargelegt habe. Nach dem neuerdings erfolgten Abschluß der Uebereinkommen mehrerer Staaten (England, Frankreich, Spanien, Japan) ist dieser Punkt für uns und alle Länder, welche bei jenen Abkommen unbeteiligt sind, noch viel wichtiger geworden, denn jenen stehen jetzt auf der ganzen Erde zahllose gute Häfen zur Erleichterung der Seekriegsführung zur Verfügung, den andern Mächten kaum irgendwelche.

Diplomatisches aus allen Welten

Von

Heinrich von Poschinger

Wir sind in der Lage, im nachstehenden einen interessanten Einblick einmal in das diplomatische Räderwerk überhaupt und sodann in intime Vorgänge an den Höfen der Groß- und verschiedener Kleinmächte zu eröffnen. Es handelt sich um Privatbriefe, welche die namhaftesten Diplomaten Friedrich Wilhelms IV. in den fünfziger Jahren aus Paris, London, Brüssel, Konstantinopel, Neapel, Stockholm, München, Hannover u. s. w. an einen in Berlin wohnenden einflußreichen Staatsmann gerichtet haben. Die Briefe machen nicht die Prätention, irgendwelche Enthüllungen zu bringen, aber sie schildern in lebendiger Form Personen und Vorkommnisse an den gedachten Höfen und gewähren auf diese Weise manchen Einblick in Verhältnisse, die bisher mehr oder minder verschleiert waren. Da die Verfasser der Korrespondenz längst alle das Zeitliche gesegnet haben, ebenso die Personen, denen sie Gutes oder Schlechtes nachsagen, da die betreffenden Briefe auch jedes amtlichen Charakters entbehren, was schon daraus hervorgeht, daß dieselben nicht zu den Akten gelangt sind, so kann gegen die Publikation von keiner Seite Bedenken erhoben werden.

Wir beginnen mit drei Briefen des Legationsrats von Rosenberg, der nach einem längeren Aufenthalt in Madrid im Jahre 1855 der preußischen Gesandt-

schaft in Paris zur Vertretung des zeitweilig abwesenden Grafen Hatzfeldt zuerteilt wurde:

Paris, 12. August 1855.

Bericht über den Empfang des preußischen Ministers von der Heydt.

„Die Audienz bei dem Kaiser hat in einer für den Herrn von der Heydt recht schmeichelhaften Weise stattgefunden; ungeachtet der Kaiser alle Audienzen wegen des großen Andrangs von sich meldenden Personen suspendiert hatte. Als der Minister die Vorteile der abgekürzten Eisenbahnfahrt zwischen Paris und Berlin sowie die Schwierigkeiten erwähnte, welche durch einzelne dazwischenliegende Staaten diesem Unternehmen entgegengestellt werden, sprach der Kaiser seine Verwunderung darüber aus, daß es nicht möglich wäre, Paris mit Umgehung aller dazwischenliegenden Staaten direkt mit Berlin in Verbindung zu setzen. Wir bezogen dies auf Belgien, der Kaiser dachte an Deutschland und war der Ansicht, daß der westliche Teil Preußens mit dem östlichen zusammenhänge. Als Herr von der Heydt dies in ehrerbietigster Weise verneinte, gestand der Kaiser selbst die Lücke in seiner geographischen Kenntnis Deutschlands zu und sagte lächelnd: ‚Certainement la Prusse est un peu maigre.‘

Bedauert habe ich es, daß Herr von der Heydt weder dazu gelangt ist, Ihrer Majestät der Kaiserin zu nahen, noch zu einem Diner bei Hofe eingeladen zu werden. Indes gab der Kaiser für den ersten Punkt selbst den Grund an, indem er dem Handelsminister mitteilte, daß die Aerzte der Kaiserin verordnet hätten, noch acht Tage auf dem Kanapee ruhen zu bleiben (im Publikum vermutete man, daß diese Ruhe wegen einer neuen Aussicht auf Schwangerschaft angeordnet sei, indes dürfte diese Hoffnung bei den bevorstehenden Strapazen während des Besuchs der Londoner hohen Gäste[1]) ebenso vereitelt werden, wie dies vor drei Monaten geschehen sein soll). Eine Einladung zu einem Hofdiner war nicht zu erwarten, da der Kaiser in einem ganz kleinen Landhause bei St. Cloud schon seit Wochen sich aufhält und wegen des Unwohlseins der Kaiserin dort keine Diners stattfinden. Graf Walewski, der bisher keine größeren Diners gegeben, bedauert es, daß der Handelsminister nicht bis zum 15. d. M. hiergeblieben, weil erst dann der französische Minister ein größeres offizielles Diner zu geben in der Lage sein wird. Auch die andern Minister, namentlich der Finanzminister Magne haben dem Herrn von der Heydt kein Diner offeriert, weil für die Repräsentation während der Industrieausstellung besondere Beamte bestellt sind, bei denen auch von der Heydt gegessen. Ueberhaupt wird Seine Exzellenz mit dem hiesigen Empfange im allgemeinen zufrieden sein können. Die längere Audienz bei dem Kaiser hat demselben gewiß mehr Interesse geboten, als es ein Diner imstande gewesen wäre. Außerdem hat sich eine Menge Beamte, namentlich der Seinepräfekt Haußmann, besondere Mühe gegeben, um

---

[1]) Am 19. August kam die Königin Viktoria mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Albert, dem Kronprinzen und ihrer ältesten Tochter nach Paris.

dem Gaste überall die Honneurs zu machen und ihm in jeder Beziehung nützlich zu sein.

... Bei diesem Anlaß kann ich eine ganz allgemeine, obwohl mit dem Besuche des Handelsministers nicht in Verbindung zu bringende Bemerkung zu machen nicht unterlassen. Es gibt gewiß keinen Ort und keine Saison, wo so viele Fremde zusammenströmen als eben jetzt in Paris. Der Monarch eines so großen Landes kann überhaupt nicht so abordable sein als andre hohe Herren, um so weniger, wenn an ihn so außerordentliche Anforderungen gemacht werden wie eben jetzt. Es war deshalb nicht zu verwundern, wenn der Kaiser und ebenso seine Minister weniger für die Fremden zu sehen waren, als diese selbst es wünschten. Politische Gründe sind bei diesen Zuständen nicht maßgebend gewesen, wiewohl es den Kaiserlichen Hof im allgemeinen wundern muß, daß namentlich Personen, die gewissen Berliner Kreisen angehören, ein großes empressement zeigen, bei dem hiesigen Hofe vorgestellt zu werden, wogegen die Mitglieder der österreichischen Aristokratie dies vermeiden. Auch sie hegen die bekannten Vorurteile gegen das napoleonistische Haus, nehmen indes auch keinen Anstand, demselben getreu zu bleiben, selbst wenn sie dadurch der Einladung zu einem Hofball oder Diner beraubt werden sollten."

*

Der folgende Brief betrifft den Krimkrieg, die Aufführung der Oper des Herzogs von Koburg, Herrn von Prokesch-Osten und neapolitanische Verhältnisse.

Paris, 2. Oktober 1855.

„Die von dem ‚Moniteur' auf 7200 Mann angegebene Zahl der französischen Kampfunfähigen an dem denkwürdigen 8. September[1]) dürfte zu niedrig gegriffen sein. Schon hat der Kaiser Napoleon selbst dem Herzoge von Koburg 10000 zugestanden, und ich höre jetzt aus achtbarer Quelle, daß die Franzosen 14000 Kampfunfähige in Wirklichkeit zu beklagen haben. Die Verwundung des General Bosquet soll nicht unbedeutend sein.

Der Leutnant von Bothwell wird Eurer Exzellenz von der großartigen Tätigkeit berichtet haben, welche Frankreich in seinen Werften für die Kriegsmarine entwickelt.

Der Kaiser hat sich angelegen sein lassen, die Oper des Herzogs von Koburg[2]) mit großem Pompe auszustatten. Die Mise en scène soll 170000 Franken kosten und die sogenannte große claque (zum Unterschiede von der weniger kostspieligen kleinen und mittleren claque) hat zu dem allerdings sehr liebenswürdigen Beifall, den die Oper bei der ersten Vorstellung fand, recht wesentlich mitgewirkt.

Der Herzog von Koburg soll während seines kurzen hiesigen Aufenthalts

---

[1]) Erstürmung von Sebastopol.

[2]) Ernst II. komponierte drei Opern: Casilda 1855, Santa Elliara 1854 und Diana von Solange.

mit seinem musikalischen Werke so vollkommen beschäftigt gewesen sein, daß er an Politik nicht viel gedacht hat. Eure Exzellenz werden von den Unterscheidungen gehört haben, die der Kaiser in seinen vertraulichen Gesprächen mit dem Herzoge zwischen der Haltung Oesterreichs und Preußens zu unsern Gunsten gemacht haben soll. Das verletzte Gefühl, welches bei dem Kaiser in betreff Oesterreichs gegenwärtig wohl vorwalten dürfte, wird gewiß später auch auf die französische Politik Einfluß üben. Gegenwärtig wird man wohl fortfahren, Oesterreich zu schmeicheln und zu schonen.

Herr von Prokesch[1]) hat es nicht verhindern können, daß er auch hier richtig erkannt und behandelt worden ist. Auf einem kleinen Diner bei Graf Walewski soll er sich mit vielem Sarkasmus über die Mißverhältnisse zwischen Lord Redcliffe und seinem französischen Kollegen ausgesprochen und dabei die Bereitwilligkeit geäußert haben, als Vermittler zu dienen. Graf Walewski soll ihm hierauf entgegnet haben, daß dies wohl nicht nötig sein würde, da er Lord Redcliffe wohl nicht mehr in Konstantinopel vorfinden dürfte. In einer späteren Unterhaltung über die Verhältnisse in Neapel, an der auch der hier durchpassierende neapolitanische Gesandte in London, Fürst Carini, teilnahm, hat Walewski sein Bedauern darüber kundgegeben, daß der König von Neapel den Principe Ischitella entlassen habe. Herr von Prokesch soll dies sehr natürlich gefunden haben, da Ischitella ein Freund der Lady Palmerston gewesen sei und der König von Neapel diesen Kanal für den englischen Einfluß habe verstopfen wollen. Die anwesenden Franzosen sollen diese Indiskretion mit großem Befremden aufgenommen haben."

*

Paris, den 10. November 1855.

„Die hiesigen Oesterreicher verbreiten mit großer Geflissentlichkeit die Nachricht, daß die preußischen Versuche, Oesterreich zu einer gemeinschaftlichen Vermittlung zu bestimmen, mit der kurzen Bemerkung zurückgewiesen seien, daß Oesterreich Alliierter der Westmächte sei.

Die Schwangerschaft der Kaiserin nimmt ihren ruhigen Verlauf.

Man hat es am Hofe übel aufgenommen, daß die Frau Großherzogin Stephanie von Baden sich beharrlich geweigert hat, ihre Residenz im Kaiserlichen Schlosse zu nehmen. I. K. H. soll es nämlich bemerkt haben, daß man ihren letzten Aufenthalt (vor fünf Monaten) hier etwas zu lang gefunden habe. Außerdem soll die hohe Dame gewünscht haben, während des Aufenthalts der Königin Viktoria nach Paris eingeladen zu werden, was nicht geschehen war.

Prinz Jérôme,[2]) welcher sich aus Etiketterücksichten Hoffesten zu entziehen sucht, an denen gekrönte Häupter teilnehmen, und deshalb auch nicht während der Anwesenheit der Königin von England bei Hofe erschien, hat für das Schluß-

---

[1]) Der österreichische Botschafter in Konstantinopel.

[2]) Jérôme, König von Westfalen, nach der Thronbesteigung Napoleons III. zum eventuellen Thronerben mit dem Titel eines französischen Prinzen von Geblüt und Kaiserl. Hoheit erhoben.

fest der Ausstellung einen Rangstreit erhoben, weil er erfahren, daß dort die Königin Christine[1]) sich einfinden werde.

Die Ernennung des Herrn Brénier nach Neapel und des Grafen Montessy nach Frankfurt wird an beiden Orten mißfallen. Die Gemahlin des letzteren ist eine Tochter des verstorbenen Prinzen Paul von Württemberg. Herr de Tallenay[2]) bekommt keine neue Verwendung, weil man glaubt, daß er hinreichende Ersparnisse gemacht habe. Herr Armand Lefebre[3]) hat sich nicht mit Graf Walewski zu arrangieren gewußt.

Das Gerücht von der Abberufung Lord Cowleys[4]) schreibt man dem Umstande zu, daß er während seines Aufenthalts in Paris mit einer gewissen Ostentation jede Berührung mit dem Kaiserlichen Hofe selbst während des Besuchs seiner Königin vermieden habe."

Der nachfolgende Brief rührt von Bunsen, dem preußischen Gesandten in London, her, der äußerst nervös darüber geworden war, daß der Staatsrat Klindworth, der bekannte Geheimagent, dessen sich u. a. auch der Minister Manteuffel für besonders delikate Fragen bediente, im besonderen Auftrage nach London geschickt worden war. Bunsen sah darin ein Mißtrauensvotum und klopfte tüchtig auf Klindworth los:

London, den ?[5])

„Ich kenne seine Geschichte. Die Bekanntmachung der geheimen Korrespondenz Louis Philipp Guyots, welche am 26. Februar 1848 in den Tuilerien gefunden wurde, gibt die ostensiblen Beläge.

Und ein solcher Mensch kommt hierher — wagt es bestimmt zu sagen, daß er Aufträge an den Ministerpräsidenten hat, verfügt über den Telegraphen! Lord A. Loftus[6]) sowohl als ich hatten das Nötige hier gesagt, Lord Clarendon glaubt offenbar entschieden, daß Klindworth von Herrn v. Hinckeldey[7]) geschickt sei, dessen Stellung hier kein Geheimnis ist, weder in Downing Street noch im Buckingham Palace, an beiden Orten weiß man auch (durch Lord Bloomfield[8]), daß Herr X. 500 Rtlr. des Jahres vom Grafen Orloff[9]) bezieht, als Spion für Rußland in den Umgebungen des Königs. Man findet das hier beispielsweise frech, vom übrigen nicht zu reden.

Wie kann eine Regierung Vertrauen erwarten, wo dergleichen möglich ist?

---

[1]) Die Königin-Regentin von Spanien.

[2]) Marquis de Tallenay, bisher französischer Gesandter am Bundestag, Frankfurt a. M.

[3]) Direktor der politischen und streitigen Angelegenheiten im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Paris.

[4]) Der englische Botschafter in Paris.

[5]) Das genaue Datum des Briefes läßt sich nicht feststellen, anfangs der fünfziger Jahre.

[6]) August Loftus, damals englischer Gesandtschaftssekretär in Berlin.

[7]) Der Polizeipräsident von Berlin.

[8]) Der englische Gesandte in Berlin, seit 17. Juli 1851.

[9]) Russischer Staatsmann.

Diese Sendung hat den Verdacht gegen die Indiskretion des Generals von Gerlach oder irgendeines seiner Freunde im Kabinette verstärken müssen! Ich meine wegen des nicht erklärten Artikels in der Kreuzzeitung vom 1. Januar über die Instruktion an die Flotten. Sedet alta mente repostum. Wenn einmal Mißtrauen und Mißachtung sich bei den Engländern festsetzen, gehört eine Sündflut dazu, sie aus ihrem Gemüte wegzubringen.

Ich kann vor Aerger und Schmerz nicht mehr schreiben!"

Der folgende Brief stammt aus der Feder des preußischen Gesandten von Wildenbruch in Konstantinopel, des Vaters unsers bekannten Dichters Ernst von Wildenbruch:

Konstantinopel, den 5. Januar 1854.

„Bedeutsam und interessant für den Beobachter ist die Stellung, welche die hiesigen beiden Botschafter von Frankreich und England, zweier augenblicklich eng liierter Staaten, einnehmen. Die alten Herren mißtrauen einander und hassen sich von Herzen. Mir gegenüber, der ich mit dem französischen Botschafter übereingekommen bin, uns mit unsern militärischen Graden anzureden, was ihm viel lieber ist, bezeichnet der General Baraguay d'Hilliers, den ich bei aller militärischen Offenheit (?) für sehr schlau halte, seinen englischen Kollegen nur als ‚le vieux coquin'. Als der französische Botschafter sein erstes diplomatisches Gastmahl gab und damit vorging, ehe der englische Botschafter ihn als den Neuangekommenen bei sich bewirtet hatte, ließ Lord Strathford, wie gewöhnlich, auf sich warten. Nach Verlauf einer vollen Stunde über die festgesetzte Zeit ging man ohne ihn zu Tische, und als er endlich anlangte, mußte Lord Strathford allerhand wohlverdiente Anzüglichkeiten hören. Diese gingen auch nach der Tafel ihren Gang fort, und dem englischen Botschafter ging komischerweise erst dann die Geduld aus, als sein Kollege die Behauptung aufstellte, in England werde nur eine einzige Frucht reif, nämlich die Rübe!

Als einige Tage darauf der englische Botschafter durch ein diplomatisches Diner reagierte, wo die auffallendsten Verstöße gegen die bei offiziellen Anlässen übliche Etikette stattfanden, die ich als Zweitältester offen rügte, da der halb kindisch gewordene Graf Metaxas dazu nicht zu bewegen war, und die Lord Strathford dann auf seine höchst unschuldigen Beamten schob, schickte der französische Botschafter im Lauf des Vormittags den ersten Botschaftssekretär Benedetti mit nachfolgender Insinuation an seinen Kollegen ab, von dem er wußte, daß es dessen Sitte oder vielmehr Unsitte ist, seine Gäste auf sich warten zu lassen:

‚Ich bin gewohnt, niemand warten zu lassen, also gesonnen, selbst nicht zu warten. Ich bitte mir daher genau die Stunde sagen zu wollen, an der der englische Botschafter zu Tische geht.'

Zu dieser Stunde erschien dann der General auch, seine Uhr in der Hand, und selbstverständlich war dieses Mal sein englischer Kollege vor dieser Zeit im Empfangszimmer."

Am 26. Dezember 1855 teilte ein nichtoffizieller Korrespondent unserm Berliner Staatsmann aus Brüssel folgendes mit:

„Von Paris wird schon seit nunmehr vierzehn Tagen aus ganz zuverlässiger Quelle hierselbst versichert und an hoher Stelle auch für vollkommen wahr gehalten, daß bei Gelegenheit der durch den Königlich sächsischen Gesandten von Seebach dort im Auftrage des russischen Kabinetts mit den Tuilerien neuerdings gepflogenen Separatfriedensbesprechung der Kaiser der Franzosen sich vertraulich erboten habe, ‚die Offensive gegen Rußland aufzugeben und von der englischen Allianz, soweit es sich dabei um den jetzigen Krieg handle, für seinen Teil zurückzutreten, falls die preußische Rheinprovinz an Frankreich abgetreten werde'. Von Petersburg sei hierauf die Rückäußerung erfolgt, ‚daß man gegen eine solche Forderung russischerseits überall nichts einzuwenden hätte!'

Dem Schreiber dieses sind über diesen im höchsten Grade befremdenden Gegenstand solche detaillierte Notizen und von solchen zuverlässigen und hohen Stellen auch anderwärts her zugegangen, daß er für seine Person in die vollkommene Wahrheit des im vorstehenden Berichteten keinen Zweifel setzt. Allein er kann und mag das hierüber in Erfahrung Gebrachte, eben weil es allzu delikater Natur ist und zu hochgestellte Personen berührt, diesem Papier nicht anvertrauen!

In den Tuilerien erzählte man sich allerlei über die entschieden persönliche Abneigung, welche die Kaiserin Marie gegen Preußen an den Tag lege![1])

Ebenso will man in den vertrauten Zirkeln Ludwig Bonapartes wissen, daß man in Potsdam wegen der englischen Heirat dem Abschlusse des Friedens mit großer Ungeduld entgegensehe!"

Der folgende Berichterstatter ist der Freiherr von Canitz, preußischer Gesandter in Neapel.

Neapel, den 20. Januar 1857.

„Der eigentliche Minister der auswärtigen Angelegenheiten hier ist der König selbst. Dies wäre an sich kein Unglück, da der König mit großer Leichtigkeit auch verwickelte politische Verhältnisse auffaßt und beurteilt; es wird aber zu einer Kalamität durch den Umstand, daß der König mit einer merkwürdigen Zähigkeit an der Maxime festhält, mit den Gesandten über seine eignen politischen Angelegenheiten so wenig wie irgend möglich zu sprechen.

Herr von Carafa[2]) ist demnach (hier wie anderwärts) das einzige sichere Organ für Mitteilungen an das hiesige Kabinett; aber, abweichend von dem, was in andern Ländern in dieser Hinsicht üblich ist, bedarf derselbe nicht nur

---

[1]) Gerlach bemerkt a. a. O. Bd. II S. 406: „Die regierende Kaiserin hat durch die preußischen Umgebungen der Kaiserin-Mutter einen Haß auf diese bekommen und findet sie immer noch langweiliger als die Oesterreicher, obschon diese im allgemeinen noch mehr als die Engländer gehaßt werden."

[2]) Luigi Carafa di Traello, Direktor des Ministeriums des Aeußern in Neapel.

für wichtige Entscheidungen, sondern für jede Rückäußerung namens der Regierung der ausdrücklichen Autorisation seines königlichen Herrn, der eigentlich keine Minister und keine Räte, sondern nur mit dem Titel ‚Minister‘ oder ‚chargé de portefeuille‘ geschmückte Kabinettssekretäre hat, deren Tätigkeit sich darauf beschränkt, die Entscheidungen des Königs in wichtigen wie in unwichtigen Dingen zu notieren und demnächst auszuführen.

Die nachteiligen Folgen dieser Einrichtung, zumal der König den größten Teil des Jahres in Gaëta oder Caserta residiert, bedürfen keiner Erörterung.“

Der folgende Brief des preußischen Gesandten in Schweden entwirft kein hübsches Bild von der Moralität in Stockholm.

Stockholm, den 16. Januar 1858.

„Der Ruf, in welchem die Moralität aller Stände in Stockholm steht, bleibt zu meinem Erstaunen weit hinter der Wahrheit zurück, und Verhältnisse, welche sonst wenigstens der allgemeinen Kunde entzogen werden, sind hier viel zu allgemein, um noch Anstoß zu erregen. Mein Sohn hat mich auf kurze Zeit besucht, ich habe die größte Mühe gehabt, ihm die Lebensweise der Mehrzahl der Personen zu verbergen, welche er mit mir täglich sah und mit denen er nach längerem Verbleiben wohl ausschließlich in Verkehr gekommen wäre. Ich hätte einen nur einigermaßen passenden Umgang für ihn nicht gefunden.“

Wir schließen mit einigen Briefen des preußischen Gesandten in München von Bockelberg.

München, den 16. Mai 1853.

„Hatte schon der Entschluß zur Reise des Königs Max nach Italien einen übeln Eindruck gemacht, so erregt die sich immer weiter verzögernde Rückkehr eine immer allgemeinere Mißstimmung [1]) und selbst die treuesten Anhänger des Hofs verhehlen nicht ihre Empfindungen. Demungeachtet werden vor der Residenz Empfangsfeierlichkeiten wie für einen Triumphzug vorbereitet, und wer es mit dem Könige wohlmeint, kann nur bedauern, daß derselbe dadurch nur immer mehr in seiner Täuschung über die wahre Stimmung bestärkt und daß seinen Schmeichlern ihr verderbliches Spiel erleichtert wird. Ueber die weiteren Pläne des Königs weiß hier niemand irgend etwas, selbst nicht Ihre Majestät die Königin, welche nicht einmal durch die allmonatlichen Kuriere immer einen Brief erhält. Witzbolde meinen, nachdem der König sechs Monate in Italien gewesen, um von den Anstrengungen der Regierungsgeschäfte auszuruhen, werde er nach seiner Rückkehr sechs Monate auf Land gehen müssen, um von den Anstrengungen der Reise auszuruhen.“

*

---

[1]) Auch der König von Preußen sprach zu Gerlach von der „unverzeihlichen Abwesenheit des Königs von Bayern von seinem Lande“. Gerlach, Denkwürdigkeiten, Bd. II, S. 41.

München, den 12. April 1854.

„Hiesige Blätter sprechen von der Aussicht des Herrn Dingelstedt,[1]) von hier als Hoftheaterintendant nach Berlin berufen zu werden. Mir scheint es unglaublich, daß eine solche Wahl auf den Verfasser der Lieder eines politischen Nachtwächters und der darin enthaltenen Spottgedichte auf die Person unsers Königs zu fallen vermöchte."

(Schluß folgt)

England und der Friede

Von

Charles Trevelyan, M. P.

Die ursprüngliche Form der Frage, die ich in diesem Artikel beantworten sollte, lautete: Welche große Nationen haben speziell den Beruf, für die Erhaltung des Friedens einzutreten? Ich bin der Meinung, daß die Beurteilung der Absichten und der öffentlichen Moral andrer Völker nur einem Publizisten oder Politiker möglich ist, der eine vollkommene Kenntnis der Weltlage besitzt, denn auf den Besitz einer derartigen Kenntnis können nur sehr wenige Anspruch erheben. Ich neige mich eher der Ansicht zu, daß die Förderung der Friedenspolitik durch die Regierung nicht eine speziell einer einzelnen der großen Nationen zuzuweisende Aufgabe ist. In Deutschland, Großbritannien, Frankreich und in den Vereinigten Staaten ist die öffentliche Meinung in lebhafter Weise gegen den Krieg als ein vernünftiges Mittel zur Beilegung menschlicher Zwistigkeiten gerichtet. In noch weit größerem Umfange wendet sich gegen ihn ein stilles Empfinden, wenn er nicht ein letztes Auskunftsmittel sein soll. In unsern Tagen kann das militaristische Ideal sich nirgendwo mehr prahlerisch in seiner unverfrorenen Roheit als ein moralisches Verjüngungsmittel ausspielen. Es hat eingesehen, daß es mildernde Umstände für sich geltend machen oder daß es sich das Mäntelchen eines Mittels zur Erhaltung des Friedens umhängen muß. Welche der großen zivilisierten Nationen die Führung übernehmen soll, ist davon abhängig geworden, welcher Mann oder welche politische Kombination gerade in diesem oder jenem Augenblicke imstande ist, die einzelne Nation zu vertreten. Heutzutage ist in England eine offen und entschlossen für die Sache des Friedens eintretende Regierung vorhanden, und sie wird von einer parlamentarischen Mehrheit gestützt, deren erster Glaubensartikel der Friede ist. Daraus folgt nicht, daß spätere Regierungen gleichmäßig friedfertig gesinnt sein werden. Der Umstand aber, daß die jetzige es ist, sollte vernünftigerweise fremden Völkern die Ueberzeugung nahelegen, daß die heutzutage so weitver-

---

[1]) Freiherr von Dingelstedt, von 1850 bis 1857 Intendant des Hoftheaters in München.

breitete Ansicht, als sei das britische Weltreich eine gefährliche und aggressive Organisation, nur unter gewissen Bedingungen und unter gewissen Zeitverhältnissen wahr zu sein vermag.

Wenige Wochen vor seinem Tode schrieb Professor Theodor Mommsen eine zur Veröffentlichung in der „Independent Review" in England bestimmte Erklärung nieder, in welcher er seiner Besorgnis wegen der gegenwärtigen Beziehungen zwischen England und Deutschland Ausdruck verlieh:

> „Wir stehen vor einer ernsten Gefahr, wenn es so weitergeht mit dem gegenseitigen Mißtrauen, dem Aufbauschen geringfügiger Meinungsverschiedenheiten und Kollisionen zu Staatshändeln, den unverantwortlichen Verhetzungen der englischen wie der deutschen Presse. Falls es nicht den besonnenen und ernsten Männern beider Nationen gelingt, hierin Wandel zu schaffen, so gleiten wir hinein in einen Krieg zwischen denselben, wenn auch nur in einen derjenigen, in welchen die Kanonen nicht mitreden."

Er trat für ein richtigeres und vollständigeres Verständnis der gegenseitigen Ansichten ein und verlieh schließlich seiner Hoffnung und seinem Vertrauen auf unsre künftige Freundschaft Ausdruck. Gerade weil ich die Gefahr fürchte und an Professor Mommsens Mittel glaube, freut es mich, daß ich meine eigne Ansicht über den Umfang aussprechen kann, bis zu welchem man erwarten darf, daß eine bewußte Friedenspolitik das Verhalten Großbritanniens unter seinen jetzigen oder künftigen Herrschern beeinflussen wird.

Der einzige Standpunkt, von dem aus eine Nation eine andre zu beurteilen pflegt, beruht in der Regel auf vereinzelten Handlungen, die sofort für den Ausdruck bewußter und unveränderlicher Tendenzen hingenommen werden. Großbritannien aber wird im gegenwärtigen Augenblicke auf dem Kontinente hauptsächlich nach den Ereignissen der letztvergangenen Jahre und speziell nach der am meisten hervortretenden Tatsache des Burenkriegs beurteilt. Man läßt unserm Verhalten Transvaal gegenüber die möglichst schlimmste Ausdeutung zuteil werden. Es wird uns und unsrer Regierung eine bewußte Aggressivpolitik unterschoben. Und in dem Lichte dieser Ausdeutung sollen wir beurteilt werden. Der Imperialismus wird als die Grundnote in dem politischen Verhalten Großbritanniens und als ein Gegner des Weltfriedens dargestellt.

Es ist die Pflicht mehr als eines Engländers, dieser Ansicht entgegenzutreten, wie immer wir auch über Mr. Chamberlains Krieg geurteilt haben mögen. Es ist unser innigstes Verlangen, die europäischen Nationen davon zu überzeugen, daß das britische Weltreich so beschaffen ist, wie Lord Rosebery es dargestellt hat, „frei, tolerant und inaggressiv". Aber wenn unser Bestreben auch dahin geht, muß doch anerkannt werden, daß die Zukunft nicht gewiß ist und daß politische Mächte vorhanden sind, deren Sieg den beunruhigendsten unsrer auswärtigen Kritiker recht geben könnte.

Es ist gegenwärtig in der konservativen Partei in Großbritannien eine starke

Strömung gegen das antimilitaristische Ideal vorhanden. Der von Mr. Chamberlain zugunsten des Schutzzolls unternommene Feldzug hatte die Popularität, zu der er es brachte, zwei Ideen zu verdanken, der, daß Großbritannien seine ökonomischen Bedürfnisse selbst bestreiten könne, und der, daß der Import aus dem Auslande, namentlich soweit er Manufakturen betreffe, dem englischen Arbeiter zum Unheil gereiche. Der Gedanke, daß die Einführung fremder Waren fast einer persönlichen Beleidigung gleichkomme, wurde sorgsam gehegt und gepflegt. Der letzte Versuch der konservativen Regierung vor ihrem Falle war eine Bill über die Zurückweisung bestimmter Klassen von Ausländern. Die hauptsächlichste soziale Reformidee der Konservativen ist die, daß der Fremde verantwortlich für die meisten unsrer ökonomischen Mißstände ist. Ihr Hauptvorschlag zur Herbeiführung einer finanziellen Reform besteht in der Besteuerung der fremden Waren, was man eine Besteuerung der Fremden nennt.

Im Anschluß hieran gewinnt eine Bewegung zugunsten der allgemeinen Wehrpflicht immer mehr an Boden in der konservativen Politik. Ihr wird augenblicklich ein heftiger Widerstand von den politischen Führern entgegengesetzt, die eine falsche Vorstellung von ihrer Unpopularität bei den Massen haben. Aber Lord Roberts und Lord Milner sowie eine große Anzahl nicht im Amte befindlicher Konservativen lassen es sich eifrig angelegen sein, die Vorteile der allgemeinen Wehrpflicht zu predigen.

Die Lehren, denen Staatsmänner aus dem Wege gehen oder die sie doch nur mit Vorsicht berühren, werden laut und rücksichtslos Tag für Tag von einem großen Teile der konservativen Presse verkündet, deren Organe sich der durch ihre Argumente wachgerufenen leidenschaftlichen Stimmung bedienen möchten, um sich eine sensationelle Verbreitung zu verschaffen. Sie geben offen zu, daß ein gegen die Einfuhr gerichteter Zolltarif uns auf dem Kontinente nur noch unpopulärer machen würde, aber sie benutzen das, um die allgemeine Wehrpflicht als wünschenswert erscheinen zu lassen. Sie übertreiben die feindselige Gesinnung der fremden Völker gegen Großbritannien. Sie bringen in Hülle und Fülle Auszüge aus europäischen Blättern, die gerade so provokatorisch vorgehen wie sie, um zu beweisen, wie sehr der Ausländer uns haßt und fürchtet. Sie züchten die Idee der Unvermeidlichkeit eines Krieges.

Eine Schule für die Ausbreitung derartiger Gedanken ist vorhanden. Ihre Jünger können möglicherweise eines Tages Großbritannien beherrschen oder doch das Uebergewicht in seiner Beratung gewinnen. Sollte es dazu kommen, so würden sie weit gefährlicher werden als das letzte konservative Ministerium, das selbst nicht recht wußte, was es wollte, als es sich in den Konflikt mit Präsident Krüger hineinzerren ließ. Darum darf man es aber doch nicht für ausgemacht halten, daß, wenn es auch in England einmal zu einer konservativen Reaktion kommen sollte, diese Ansichten dadurch notgedrungen zu allgemein vorherrschenden werden würden. Die auswärtige und die Reichspolitik ist in England zum großen Teile den Händen nur weniger Leute vorbehalten. Und die konservativen Führer sind gegenwärtig weniger von den Sätzen des gegen das Aus-

land gerichteten Bekenntnisses durchdrungen als viele Klassen ihrer Anhänger. Nunmehr, da Mr. Chamberlain für die britische Politik nicht mehr in Betracht kommt, sind die beiden leitenden konservativen Staatsmänner Mr. Balfour und Lord Lansdowne. Sie sind Männer des Friedens. Hätte Mr. Balfour dem russischen Admiral Roschdjestwensky eine Flotte nachgesandt, als dieser die Huller Fischerboote in der Nordsee in den Grund bohrte, so würde er für eine Zeitlang der populärste Minister in England geworden sein. Aber er drängte sofort die Gedanken an Repressalien mit starker Hand zurück, entschlossen, der Kriegsgefahr mit dem vollen Einsatze seiner überwiegenden politischen Autorität zu begegnen. Er lehnte das von sich ab, was für einen Jingominister möglicherweise ein voller Lebenserfolg gewesen wäre. Auch Lord Lansdowne hat sich durch seine in friedfertigem Sinne gehaltene Verwaltung des auswärtigen Amtes das Zutrauen aller vorsichtigen Leute ohne Unterschied der Partei gewonnen. Wenn darum auch von der konservativen Partei wahrscheinlich keine bewußte Friedenspolitik getrieben werden wird, so dürften doch die schlimmsten Wirkungen der gegen das Ausland sich richtenden Bestrebungen durch die berechnende Klugheit von Führern hintangehalten werden, die der Chamberlainschen Politik nur in widerstrebender und unbestimmter Weise ihre Zustimmung gaben.

Gegenwärtig jedoch und wahrscheinlich noch auf eine beträchtliche Zeit hinaus wird die demokratische Abschwenkung von 1906 eine liberale Regierung am Ruder halten. Die in den liberalen Kreisen und den verschiedenen Arbeitergruppen vorherrschenden Anschauungsweisen sind daher von maßgebender Bedeutung für das, was man zunächst als wahrscheinlich erachten darf. Daß in der Bevölkerung ein nicht zu unterschätzender Bruchteil vorhanden ist, welcher der Ansicht ist, daß alle internationalen Verwicklungen durch Schiedsgerichte beigelegt werden könnten und sollten, ist während des Burenkriegs erwiesen worden. Der Krieg war gewiß, solange er dauerte, bei der großen Masse des Volkes nicht unpopulär und wurde es erst, als er zu Ende war und bei den arbeitenden Klassen der Gedanke sich Bahn zu brechen begann, daß er in hinterlistiger Absicht unternommen worden sei, weil sie sahen, daß zur Verdrängung der britischen Arbeit chinesische Arbeiter in die Goldminen eingeführt wurden. Aber es war in der Bevölkerung ein großer und fest auf seiner Ansicht beharrender Bruchteil vorhanden, der den Burenkrieg für durchaus ungerecht hielt. Was aber wichtiger ist, ist die Tatsache, daß das mehr als einmal öffentlich ausgesprochen werden konnte, ohne daß es widerlegt worden wäre. Es ist der bemerkenswerteste Beweis für das Erstarken des Friedensgedankens in Großbritannien während der letzten fünfzig Jahre, daß zur Zeit des Krimkriegs Bright und Cobden, die gegen den Krieg waren, im Parlament wohl für ihre Personen Proteste erhoben, aber nicht imstande waren, sich Gehör im Lande zu verschaffen. Während des Burenkriegs wurden allerdings die Friedensmeetings gelegentlich gestört und es geriet dabei sogar einmal in Birmingham Mr. Lloyd-Georges Leben in Gefahr. Aber Proteste wurden allenthalben im Lande geduldet, und ein beständiger Feldzug für die Friedensidee wurde im

Hause der Gemeinen von Mitgliedern geführt, die durchaus nicht ihre Sitze verloren, als sie sich vor ihren Wählern rechtfertigen mußten.

Das entschiedene Verlangen nach Frieden war während des Krieges hauptsächlich bei einem Teile der „Intellektuellen" und den Handwerkern der besseren Klasse vorhanden. Aber selbst sie wurden mehr von der Ansicht geleitet, daß die Regierung bei ihren Verhandlungen mit dem Präsidenten Krüger die ihr zu Gebot stehenden Mittel zur Erhaltung des Friedens nicht vollständig erschöpft habe, als von irgendeiner theoretischen Idee, daß der Krieg sich stets vermeiden lasse. Die Partei des Friedens um jeden Preis, wie man sie gewöhnlich nennt, hat nicht einmal in den Kreisen der Arbeiter eine große Anhängerschaft. Denn die Arbeiter sind in England nicht bis zu einem bemerkenswerten Umfange international. Sie sind in der Hauptsache für den Frieden, treiben aber keine systematische oder vollständige antimilitaristische Politik. Sie sind augenblicklich mit einer auf die Herabminderung der Kriegsrüstungen, auf die Förderung der Schiedsgerichtsidee und auf die Pflege dauernder freundlicher Beziehungen zu den andern Mächten gerichteten Politik zufrieden.

Das ist tatsächlich die Haltung, welche die gegenwärtige Regierung und die große liberale Mehrheit einnimmt, auf die sie sich stützt. Die Folge des Burenkriegs ist es gewesen, daß von beiden Seiten Reichsfragen eine viel größere Aufmerksamkeit als früher zugewendet wird. Die Konservativen behaupten zwar gerne, sie allein hätten ein wirkliches Interesse am britischen Weltreich, doch ist das ein lediglich zu Parteizwecken erfundenes Märchen. Es hat das indes die unglückselige Folge gehabt, daß in fremden Ländern, wo die britische gelbe Presse in weitem Umfange zitiert wird, sich bis zu einem nicht unerheblichen Grade die Meinung verbreitet hat, der einzige Imperialismus in England sei der von Mr. Chamberlain inspirierte und von der „Daily Mail" verkündete. Es ist das so wenig der Fall, daß heutzutage, trotzdem Mr. Chamberlains Politik von einer großen Mehrheit zurückgewiesen worden ist, sich, von einigen exzentrischen Köpfen abgesehen, im Parlamente keine Mitglieder befinden, die nicht stolz auf das britische Weltreich und nicht gewillt wären, es zu fördern. Alle sind sie Imperialisten. Nur unterscheidet sich die liberale Auffassung des Imperialismus von der konservativen ebensosehr, wie die Ansichten der beiden Parteien über die innere Politik auseinander gehen. Der Unterschied ist nie markanter hervorgetreten als im gegenwärtigen Augenblick. Die zurückgetretene konservative Regierung hatte nicht die Absicht, Transvaal die Selbstregierung zu gewähren. Ihr ging es vor allem darum, die „britische Oberhoheit" aufrechtzuerhalten, und sie hatte vor, die Buren wie ein erobertes Volk in Unterwürfigkeit zu halten. Den Buren war nicht zu trauen, und wenn sie einmal vom Pfade der Loyalität abwichen, würden sie das immer tun, so meinte Lord Milner, der Inspirator der konservativen Politik. Aber die liberale Regierung kehrte diese Politik sofort um und gab Transvaal eine freie Regierung. Das augenblickliche Resultat ist die Wahl eines populären Parlaments mit einem Burenministerium und die wärmste Loyalitätserklärung von seiten General Bothas, des neuen

Premierministers, im Namen seines Volkes gewesen. Die Liberalen sehen erwartungsvoll der Zeit entgegen, wenn die meisten der jetzt noch in Südafrika stehenden Truppen zurückgezogen werden sollen, denn sie sind der festen Zuversicht, daß die einzige Gewähr für eine friedliche Entwicklung der Zukunft darin besteht, daß Briten und Buren dahin gelangen, die ihnen entstehenden Schwierigkeiten selbst zu ordnen, ohne eine Einmischung von unsrer Seite.

Ein Widerschein dieses Geistes, in dem die Fragen innerhalb des Reiches aufgefaßt werden, wird, wenn sich Gelegenheit dazu bietet, auch in unsern Verhandlungen mit fremden Ländern hervortreten. Das britische Weltreich ist für uns nicht ein Werkzeug zur Erweiterung unsrer Grenzen. Wir erkennen an, daß im Verlaufe seines Zustandekommens Fehler gemacht und selbst Verbrechen begangen worden sind, und beklagen das. Aber wir sind stolz darauf, daß es uns gelungen ist, bei mehr als einem der von uns unterworfenen Völker eine gute Regierung ins Leben zu rufen. Noch stolzer sind wir auf die Freiheit und das fortschreitende Gedeihen derjenigen Teile des Reichs, wo weiße Männer leben, die sich selbst regieren. Der höchste Triumph für das Reich aber ist es in unsern Augen, daß es in dem weiten Bereich der königlichen Besitzungen den Krieg zu einer Unmöglichkeit macht. Diese schätzenswerte Eigenschaft großer Reiche oder Staatenverbindungen hat einen tiefen Eindruck auf die Gemüter der Menschen gemacht. Wenn sie sich aber dieses britische Reich des Friedens vergegenwärtigen, müssen die Menschen sich notgedrungen darüber wundern, warum wir uns stets auf den Fall eines Krieges mit Völkern gefaßt halten sollten, die sich von uns weit weniger unterscheiden als die Rassen innerhalb der Grenzen unsers Reiches, einzig und allein deshalb, weil sie sich zufällig außerhalb dieses Reichsverbandes befinden und andern Staatenverbindungen angehören. Wenn es Frieden in einem so weiten Umfange gibt, warum nicht in einem noch weiteren? Auf diese Weise hat das Erfassen des Reichsgedankens, das unser Volk in der jüngsten Zeit bekundet hat, es gelehrt, zu erkennen, daß alle Menschen Glieder eines Stammes sind, und wie willkürlich und unbestimmt die Natur aller Unterscheidungen und Eifersüchteleien ist, die von der Rasse, dem Klima, der Farbe, dem Glauben und der Sprache ausgehen.

Der überwältigende und wahrscheinlich dauernde Sieg des Freihandels hat zur natürlichen Folge das Ideal des Wohlwollens gegen andre Völker. Das Gedeihen des Fremden erregt Eifersucht nur bei dem Schutzzöllner. Der Freihändler sieht auf das Gedeihen des Fremden mit günstigem Auge, weil wir glauben, daß wir alle teil an den Wohltaten desselben haben werden. Wenn wir unsre Häfen offen halten und die Zollkriege vermeiden, welche die Begleiterscheinungen jedes schutzzöllnerischen Systems sind, fällt damit eine Ursache des Uebelwollens fort, das nur zu leicht zu gespannten Beziehungen zwischen den Regierungen führt. Das wichtigste Resultat der Vorherrschaft des Freihandels besteht aber darin, daß die Bevölkerung Englands den Theorien den Rücken gekehrt hat, die dem Fremden die Schuld an der bei uns herrschenden Armut und Arbeitslosigkeit zuschiebt. Sie sucht die Ursachen mehr in ihrer eignen Nähe

und in den Mängeln und der Unzulänglichkeit unsrer Gesetze, die für unsre ungesunden sozialen Zustände verantwortlich zu machen sind. Die gegenwärtige Regierung hat unter der Einwirkung dieser Ueberzeugung eine Periode nachdrücklicher sozialer Reformmaßregeln inauguriert, die sich auf die Arbeitslosigkeit, die Landfrage, die kommunale Steuerfrage, den Alkoholismus und die Altersversorgung erstrecken, d. h. auf alle die Gebiete, auf die sich gegenwärtig das gesamte politische Interesse konzentriert. Wir haben keine Zeit, uns mit dem Ausländer herumzuschlagen, weil die britische Demokratie entschlossen ist, Ordnung im eignen Hause zu schaffen.

Man darf sich darum der Hoffnung hingeben, daß es in nicht allzulanger Zeit den fremden Ländern klar werden wird, daß in England eine neue Politik vorwaltet. Wenn Sir Henry Campbell-Bannerman noch einige Jahre Premierminister bleibt, und das wird er ja voraussichtlich, dann kann die neue und zielbewußte Friedenspolitik unsrer Demokratie zu einer Tradition werden. Jedenfalls wird sie sich halten, solange das gegenwärtige Ministerium im Amte bleibt. Denn, wie es in der konservativen Partei der Fall ist, sind auch die beiden Führer der Liberalen Männer des Friedens, Sir Henry Campbell-Bannerman, der Premierminister, und Sir Edward Grey, der Staatssekretär des Auswärtigen. Aber im Gegensatze zu den konservativen Führern haben sie eine Partei hinter sich, deren erstes Verlangen auf Frieden gerichtet ist. Und wenn alle leitenden Persönlichkeiten bei allen Völkern der Welt so wenig streitlustig sind wie augenblicklich die unsern, und wenn sie alle so sehr wie diese davon überzeugt sind, daß ruhige Erörterung und schiedliche Schlichtung die einzigen vernunftgemäßen Mittel zur Entscheidung internationaler Zwistigkeiten sind, werden die Tage der Kriege gezählt sein.

Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

XXIX.

Die im Wahlkampf des Sommers 1878 zutage tretende Erregung breiter Massen über die Attentate ging so tief, daß man an manchen Stellen den bisherigen liberalen Führern die Gefolgschaft versagte oder doch die Einstellung der oppositionellen Haltung verlangte. In den Korrespondenzen Bennigsens aus diesen Wochen erkennt man, daß manche nationalliberale Abgeordnete dieser Volksstimmung nachgaben und keineswegs mit dem schärferen Tone des Berliner Zentralwahlkomitees der Partei und der von ihm herausgegebenen Flugblätter einverstanden waren, sondern wie z. B. Ludwig von Cuny, noch viel dringender

als Stephani, ein Einlenken verlangten.[1] Die Wirkungen der Sprengpolitik Bismarcks machten sich bemerkbar. Selbst in Bennigsens eignem Wahlkreise (dem 19. hannoverschen), den er seit 1867 im Reichstage ohne ernste Gegenkandidatur vertreten, in diesen bremischen Marschen, in denen er zwanzig Jahre zuvor der gefeierte liberale Volksführer gegen die hannoversche Reaktion gewesen war, machten sich solche Stimmungen geltend;[2] der getreue Pastor Pfaff in Osterbruch meldete, daß nach den Aussagen einflußreicher Männer „viele abfallen würden, weil sie mit dem Vorgehen der liberalen Partei in manchen Punkten nicht einverstanden seien," und hätte Bennigsens persönliches Erscheinen im Wahlkreise, wozu es nicht kam, gern gesehen.[3])

Es ist wohl keine Frage, daß Bennigsens realpolitischer Verstand für die Eindrücke dieser Monate nicht unempfänglich blieb. Er erkannte nicht bloß, daß in der Frage des Sozialistengesetzes nicht gegen den Strom zu schwimmen sein werde, wenn man nicht die Fühlung nach oben und nach unten zugleich verlieren wollte; vielleicht stieg die Vorstellung in ihm auf, daß er dem Einflusse von Lasker und Forckenbeck zu sehr nachgegeben habe, und er begann sich von ihm zu emanzipieren und den Entschluß zu fassen, die Leitung der Partei selbständiger in die Hand zu nehmen; auch trafen die Verluste bei den Wahlen mehr den linken Flügel der Partei als den rechten, so daß die innere Parteiverschiebung einem solchen Entschlusse zu Hilfe kommen mußte. Er selbst wurde übrigens zweimal, in seinem alten Wahlkreise und im 3. braunschweigischen (Holzminden), mit großer Majorität gewählt. Da von den nationalliberalen Führern Stauffenberg in München nur in eine ziemlich aussichtslose Stichwahl gelangte, so war er sofort bereit, ihm das zweite Mandat abzutreten; er war also keineswegs geneigt, sich den namhaften Mitgliedern seiner Partei, die mehr dem linken Flügel zuzurechnen waren, um deswillen zu versagen; dagegen hat Stauffenberg es bei der Sezession von 1880 doch schwer empfunden, daß ge-

---

[1]) Ludwig von Cuny an Bennigsen, 7. Juli 1878: „Auf einer vor kurzem gemachten Wahlreise durch meinen bisherigen Wahlkreis (den 4. anhaltischen) habe ich mich überzeugt, daß die große Masse der Wähler zurzeit den Kampf gegen die Sozialdemokratie als die Hauptaufgabe der Wähler und des Reichstags betrachtet. Ich persönlich stehe auf demselben Standpunkt." Dagegen erweckten die offiziellen Parteiflugblätter den irrigen Glauben, „unsre Fraktion betrachte, in krassem Widerspruche mit der Meinung des Landes und mit der ganzen Vergangenheit, den Kampf gegen den Reichskanzler als ihre Aufgabe, ja als ihre Hauptaufgabe". Er erklärte als Kandidat der nationalliberalen Partei seinen Einspruch gegen die Führung des Wahlkampfes durch die Parteizentrale.

[2]) So schrieb Mosle, der Abgeordnete für die Stadt Bremen, am 19. Juli an Bennigsen, es heiße unter den Bauern, der Abgeordnete, den sie 1858 gefeiert hätten, habe sich jetzt von Herrn Lasker ins Schlepptau nehmen lassen. Mosle bot für den Notfall Bennigsen an, ihm sein Mandat für Bremen abzutreten, „um so lieber, als Sie vielleicht dadurch veranlaßt werden könnten, Bremen lieber zu gewinnen, aber es wäre allen Ihren Kollegen in der Partei tief schmerzlich, wenn Sie nicht direkt in Ihrem alten Wahlkreise gewählt würden."

[3]) Pfaff an Bennigsen, 7. und 19. Juli 1878.

rade er dem Manne, von dessen Parteiführung er sich lossagte, das Mandat verdankte.

Freiherr von Stauffenberg an Bennigsen.

Rißtissen b. Ulm, 9. August 1878.

Die Dinge in München sind gegangen, wie ich von Anfang an gefürchtet, und man muß jetzt eben den Schaden besehen und finden, wie er zu bessern. Daß ich ein nichtbayrisches Mandat nicht annehmen kann, war mir von vornherein klar, und ich lasse mich von meiner Ueberzeugung auch durch die mehr wohlwollenden als richtigen Bemühungen meiner Münchener Freunde nicht mehr abbringen. Einstweilen muß ich in den bayrischen Landtag und sehen, ob im Laufe der Session sich etwa ein bayrisches Reichstagsmandat erledigt . . .

Mir hat nichts so viel geschadet als die sog. Kardorffschen Enthüllungen, nach denen es erschien, als ob ich absolut das Schatzamt haben wollte und deshalb, wegen meiner absoluten Unannehmbarkeit, die ganze Kombination gescheitert sei — dies genügt, um mich in den Augen vieler als einen Streber schlimmster Sorte erscheinen zu lassen; ich möchte wohl wissen, ob dieser Klatsch auf Kardorffs eigenem Miste gewachsen oder ihm von Bismarck souffliert worden. Sie könnten wohl einmal bei passender Gelegenheit diesen Gerüchten aufs Maul schlagen. [1])

---

[1]) In einer Rede in Kreiensen am 18. August, in der er die Wahl Stauffenbergs im 3. braunschweigischen Kreise befürwortete, erklärte Bennigsen: „In München hat man Herrn von Stauffenberg vorgeworfen, er sei ein arger Streber und übertrieben ehrgeizig, und man hat sich dabei auf die Mitteilungen berufen, welche der freikonservative Herr von Kardorff in einer Wahlversammlung aus dem zwischen dem Reichskanzler und mir um Neujahr in Varzin gepflogenen Verhandlungen gemacht hat. Herr von Kardorff hat behauptet, diese Verhandlungen wegen Eintritts liberaler Männer in die Regierung seien gescheitert, weil ich auf der Ernennung des Herrn von Stauffenberg zum Reichsfinanzminister bestanden hätte, und weil Fürst Bismarck, der schon mit einem Unitarier in der Regierung seine Last haben würde, von der Aufnahme zweier ins Ministerium zu große Schwierigkeiten bei den Bundesfürsten gefürchtet habe. Nähere Mitteilungen über die Varziner Verhandlungen zu machen, dazu ist die Zeit noch nicht gekommen; aber gegenüber der Kardorffschen Ente halte ich mich berufen, die gegen Herrn von Stauffenberg gerichteten Vorwürfe zurückzuweisen. Von alledem, was Herr von Kardorff gesagt hat, ist nichts richtig. Speziell ist noch zu bemerken, daß ich Herrn von Stauffenberg ohne dessen Zutun zum Eintritt in die Regierung vorgeschlagen habe, daß er sich nicht dazu gedrängt hat, sondern daß er vielmehr mit Mühe durch mich und seine sonstigen Freunde dahin gebracht werden konnte, seine Zustimmung zu dieser Kombination zu geben. So ist der gegen ihn gerichtete Vorwurf krankhaften Ehrgeizes und Strebertums gänzlich unbegründet." — Nachdem Herr von Kardorff in der „Post" (Nr. 234) es für einen Irrtum erklärt hatte, daß die ihm zugeschriebenen Bemerkungen über Stauffenberg sich auf die Varziner Verhandlungen bezogen hätten, gab Bennigsen in einem Schreiben an die „Post" die Erklärung ab, daß es ihm fern gelegen habe, Kardorff mit dem obigen Teil seiner Rede persönlich zu verletzen, und konstatierte, es sei ihm in seiner Rede lediglich darum zu tun gewesen, „Mitteilungen und Auffassungen Herrn von Kardorffs als nach meiner Kenntnis der Sachlage unrichtige und irrtümliche zu bezeichnen und Herrn von Stauffenberg in Schutz zu

Die Auflösung hat in ganz Süddeutschland der nationalen Sache einen Schlag gegeben, von dem sie sich schwer erholen wird — aller Eifer, alle Freude der wahren Reichsfreunde ist in erschreckender Weise erkaltet; der Pessimismus nimmt immer mehr überhand; hier in Württemberg ist der Sieg nur durch die unglaubliche, aber sehr geschickte Regierungstätigkeit erzielt worden, Baden hat stark nachgelassen und bei uns droht alles aus dem Leim zu gehen; freilich sind speziell bei uns die alten Sünden der Fortschrittspartei an vielem schuld.

Mir ist der Gedanke gekommen, ob es nicht ginge, wenn ich einmal dem Kronprinzen über diese Dinge schriebe?[1]) Halten Sie es für möglich oder rätlich? Können Sie mich zu irgend etwas brauchen, so stehe ich zu Diensten; nach Berlin komme ich zur Reichstagszeit, wenn Sie meiner bedürfen und ich abkommen kann ... An Lasker habe ich geschrieben; können Sie nicht Kapp in Braunschweig placieren? In alter Freundschaft u. s. w.

*

von Benda[2]) an Bennigsen.

Ohne Datum (Mitte August 1878).

Seit ich die Freude hatte, Sie in Hannover zu sehen, bin ich anderthalb Wochen in Kissingen gewesen und habe dort Hofmann und Bismarck gesehen, den ersteren sehr flüchtig, bei letzterem war ich zu Mittag geladen. Hofmann strahlte vor Befriedigung, weil man in Heidelberg vollständig einig geworden sei.[3]) Ich konnte nicht umhin, ihm zu bemerken, daß die Beschaffung der Majorität im Reichstage vielleicht schwieriger sein würde. Er gab dabei der Zuversicht auf die Unabwendbarkeit der Reform und die Popularität von Hobrecht Ausdruck. Vom Sparen scheint dabei in Heidelberg wenig die Rede gewesen zu sein; ich muß nach Hofmanns Achselzucken annehmen, daß die Militärverwaltung auf die vermehrten Einnahmen in umfassender Weise Anspruch macht.

Unser Fürst war, wie gewöhnlich im Familienkreise, persönlich überaus liebenswürdig und schien auch körperlich gekräftigt zu sein. Ueber die Wahlen sprach er sich, abgesehen von dem Aerger in Lauenburg und Kalbe-Aschersleben, leidlich zufrieden aus. Die Auflösung, das erfuhr ich hierbei, ist erst durch die Artikel in der Kölner, der „Magdeburger Zeitung" und dem „Hannoverschen

---

nehmen gegen den — gewiß von Herrn von Kardorff selbst am meisten bedauerten — Mißbrauch seiner Aeußerungen durch politische Gegner von Stauffenberg im Münchner Wahlkampfe".

[1]) Vgl. über die Beziehungen Stauffenbergs zum Kronprinzen Hölders Tagebuch, Poschinger a. a. O., 2, 300.

[2]) Benda gehörte zwar zu dem rechten Flügel der Nationalliberalen, während des Wahlkampfs hieß es jedoch, daß Bismarck auch ihn als „der Tyrannei Laskers verfallen" geächtet habe.

[3]) Vom 5. bis 8. August berieten auf Einladung des Reichskanzlers Vertreter sämtlicher Bundesregierungen mit dem Staatssekretär Hofmann über die Steuerreform in Heidelberg. Hofmann weilte vom 9. bis 11. August in Kissingen zur Berichterstattung über das Ergebnis der Heidelberger Konferenz.

Courier" zur Reife gelangt — er gestand aber auf meine Interpellation zu, daß er hierbei Ihnen keine Schuld beimesse. Jetzt habe sich gezeigt, daß man im Lande doch wesentlich anders denke wie im alten Reichstage; er hoffe auf das festere Zusammenhalten der drei regierungsfreundlichen Parteien und wünsche nur, daß ein paar Dutzend Nationalliberale ausscheiden, die in den Fortschritt gehören (immer das alte Lied). Meinen Einwand, daß dann die Majorität zweifelhaft werden könne, wollte er nach seiner Rechnung nicht gelten lassen. Im übrigen, das sagte er wohl dreimal, sei ihm das Fraktionswesen, konservativ oder liberal, völlig gleichgültig, heute mehr als je; er gehe seinen Weg; wer mit ihm gehe, sei sein Freund, wer wider ihn gehe, sein Feind — bis zur Vernichtung. Komme man jetzt nicht zum Ziele, so könne man ja noch einmal und zum drittenmal auflösen; er wünsche das nicht, aber man könne dazu kommen. Auf das Zentrum sich zu stützen, sei weder seine Absicht, noch halte er es für möglich; die Elemente des Zentrums, vor allem die Kapläne, seien für ihn unbrauchbar, auch wenn man ihnen die Fahne nehme, unter welcher sie föchten. Seine Bemühungen um Verständigung mit Masella[1]) seien sehr ernstlich gemeint; aber letzterer könne ihm zurzeit wenig bieten, darin liege die Schwierigkeit, abgesehen davon, daß er eine bestimmte Grenze der Zugeständnisse nicht überschreiten werde; hierin brauche man ihn nicht scharf zu machen. Doch hoffe er, daß sich ein Modus vivendi finden werde, der wenigstens eine bessere Zukunft vorbereite.

Auch auf Hannover kam man zu sprechen; er nannte den Erbprinzen einen „sehr bedauerlich beratenen jungen Mann", der sich in die Hände von Windthorst-Brüel begeben habe. Hinsichtlich der Geldbeschaffung berühmte sich der Fürst, der erste gewesen zu sein, der auf die Heranziehung der indirekten Steuern hingewiesen habe. Jetzt sei kaum mehr Streit darüber. Das Zustandekommen eines scharfen Sozialistengesetzes hielt er nach den Vorgängen für gesichert.

Sie sehen, verehrter Freund, daß und in welcher Weise im kurzen Raume weniger Stunden so ziemlich das ganze Gebiet unsrer vaterländischen Fragen berührt wurde, natürlich gemischt mit jenen zahllosen pikanten und boshaften Bemerkungen, welche über Persönliches von hoch und niedrig der Kanzler im ... [Rest des Briefes fehlt].[2])

*

Bennigsen an Lasker.[3])

Hasserode (Hotel Hohnstein) bei Wernigerode, Harz, 25. August 1878.

Lieber Freund!

Sie werden sich wundern über den Ort, von welchem Ihnen diese Antwort

---

[1]) In der Zeit vom 30. Juli bis 16. August fanden in Kissingen wiederholte Besprechungen zwischen dem Fürsten Bismarck und dem päpstlichen Nunzius Aloisi Masella statt.

[2]) Ueber die Stimmung, in der Bismarck in Kissingen den Nationalliberalen gegenüberstand, unterrichtet sein Gespräch mit dem württembergischen Minister von Mittnacht, s. o.

[3]) Der Brief ist mir aus dem Nachlasse Laskers von Herrn Geheimen Legationsrat Dr. W. Cahn in Berlin freundlichst mitgeteilt worden.

zugeht. Ich konnte aber wegen der Stauffenbergschen Wahl erst vor fünf Tagen fort, und da war mir die Zeit sowohl für die Schweiz wie für ein Seebad zu kurz. Hier denke ich noch acht bis zehn Tage zu bleiben und muß dann wegen dringender Geschäfte — es handelt sich um den Kontraktsabschluß über ein neues Ständehaus — vor dem Reichstage noch einige Tage in Hannover sein.[1]) Nach dem Bodensee oder in eine ähnliche Gegend kann ich unter diesen Umständen nicht kommen.[2]) Forckenbeck und Stephani wird ein so weit abgelegener Ort auch schwerlich passend erscheinen, sie müßten denn auf einer Erholungsreise im Süden sich befinden. Ich bin eventuell auch noch durch Stauffenbergs Wahl hier im Norden zurückgehalten. Die Wahl soll am 3. September stattfinden; dem Vorsitzenden des Komitees, Dr. Haarmann in Holzminden, habe ich auf alle Fälle meine hiesige Adresse gelassen. Die Aussichten sind zwar durchaus günstig; man kann aber nicht wissen, was noch passiert, da die konservativen Gegner dieses Mal klug genug gewesen sind, nicht wie bei mir einen konservativen Ultra, sondern einen gemäßigten sogenannten Freikonservativen — unter dem Namen läuft jetzt viel — aufzustellen, einen sehr geachteten und beliebten Mann, Herrn von Cramm. Ich hoffe jedoch, daß der Wahlkreis, nachdem er mir zirka fünf Sechstel aller Stimmen gegeben hat, an einer liberalen Wahl festhalten wird, trotzdem der Süddeutsche, Katholik und angebliche Unitarier stark ausgenutzt wird. Was die letzte Qualifikation Stauffenbergs anlangt, habe ich übrigens in einer großen Versammlung in Kreiensen vor acht Tagen die Gelegenheit benutzt, den Kardorffschen Humbug, welcher leider in München mit großem Erfolg gegen Stauffenberg ausgenutzt ist, sehr bestimmt zu dementieren.

Ich bin sehr damit einverstanden, daß wir vor dem Reichstag eine ver-

---

[1]) Am 31. August und 1. September weilte Bennigsen zum Besuch bei dem Grafen Münster in Derneburg. Dieser hatte ihn am 25. August eingeladen: „Ich höre, Sie sind in Hasserode und haben keine weite Reise gemacht und halten sich dort als Luftschnapper auf. Hier ist die Luft ebensogut, Nahrung besser, Gesellschaft hoffentlich auch, Platz zu Bewegung reichlich vorhanden, und so würde ich es für zweckmäßiger und jedenfalls für mich angenehm halten, wenn Sie Ihren Aufenthalt eilend hierher verlegten ... von Donnerstagmittag an würde ich Sie mit offenen Armen hier begrüßen. Ich habe mich um Politik jetzt nicht bekümmert. Die Wahlen lassen manches zu wünschen übrig ... Daß die Welfen so die Oberhand bekommen, ist zu beklagen. Ob die Schuld die Regierung oder auch Ihre Partei mittrifft, wage ich nicht zu entscheiden, ich glaube wohl beide. Hoffentlich besprechen wir das alles bald." Der Besuch sei hier vermerkt, weil Bismarck die Beziehungen zwischen Bennigsen und dem Grafen Münster mit einem gewissen Mißtrauen beobachtete.

[2]) In einem Brief an seine Frau von demselben Tage erwähnt Bennigsen „einen Brief Laskers vom Thuner See, welcher mir den ingeniösen Vorschlag machte — vielleicht vermutete er mich im Süden —, am 2. September in Friedrichshafen am Bodensee eine vertrauliche Konferenz mit unsern namhaftesten nationalliberalen Freunden zu halten. Ich bin zwar ziemlich mobil, dies war mir aber doch zu stark, nachdem ich mich hier kaum fünf Tage zur Ruhe gesetzt hatte. Ich habe mich daher auf den Vorschlag nicht eingelassen." Der Ton dieser Worte bekundet sichtlich eine Emanzipation von dem Einflusse Laskers.

trauliche Konferenz halten; unsre Lage als Partei ist sehr schwierig; die vorgeschlagenen Personen Bamberger, Forckenbeck, Stauffenberg, Miquel und Stephani sind mir durchaus recht. Veranlassen Sie das Weitere. Eine Nachricht von Miquel habe ich nicht erhalten.

Am zweckmäßigsten scheint mir zu sein, daß wir am 7. abends in Berlin zusammenkommen, vor dem 7. kann ich nicht mit Sicherheit zusagen,[1]) bin aber bereit, an diesem Tage abends auch in einem angemessen gelegenen Orte Mitteldeutschlands, Leipzig, Halle, Eisenach zum Beispiel, zu sein. Stauffenberg, welcher vielleicht nicht gern nach Berlin reist, bevor seine Wahl entschieden ist, kann am 6. zeitig schon vollständig ausreichende telegraphische Nachricht durch Dr. Haarmann haben, wofür ich auf alle Fälle sorgen werde. Der Wahlkreis ist sehr gut organisiert. Ich hatte wenigstens die nahezu vollständigen Zahlen schon am zweiten Tage.

Benda hat bei Bismarck in Kissingen gegessen. Was man annahm, bestätigt sein Brief: persönliche Politik, kein Gedanke eines faulen Friedens mit Rom.

*

Bennigsen an seine Frau.

Berlin, 11. September 1878.

Bismarck kommt nach einer Mitteilung Falks, den ich aber nicht selbst gesprochen habe, am Sonnabend zurück. Falk hat ihn in Gastein ungemein nervös und aufgeregt gefunden. Er bildet sich jetzt ein — wenigstens hat er es Falk gesagt, natürlich damit wir es wieder erfahren —, wir hätten uns gegen ihn verschworen, ihn zu stürzen und mich an seine Stelle zu bringen. Für diesen teuflischen, weitangelegten und seit lange verfolgten Plan hat er Falk eine ganze Reihe von angeblichen Daten und Beweismitteln aufgeführt! Es ist in der Tat zu toll! Uebrigens will er eine Verhandlung mit mir haben, wenn er wiederkommt, und Falk scheint deshalb vermitteln zu sollen. Sobald er kommt, werde ich ihm und der Fürstin meine Karte zusenden, ganz wie gewöhnlich, im übrigen aber alles an mich kommen lassen.

*

Berlin, 15. September 1878.

Bismarck wird heute zurückerwartet,[2]) die Verhandlungen über das Sozialistengesetz beginnen morgen, und ich möchte doch auf alle Fälle in diesen Tagen hier bleiben, da man, wenn Bismarck an der Debatte teilnehmen sollte, auf jede Art von Zwischenfällen gefaßt sein muß. Der Schwerpunkt der Verhandlungen wird diesmal in die Kommission fallen und in die zweite und dritte

---

[1]) Am 7. September reiste Bennigsen nach Berlin. Er schlug in einem Briefe an Lasker vom 6. September vor, auch noch Rickert und Benda bei der Besprechung hinzuzuziehen.

[2]) Bismarck traf am Mittag des 16. September in Berlin ein und griff am andern Tage mit einer großen Rede in die Debatte über den Entwurf zum Sozialistengesetz ein.

Beratung auf Grund des Kommissionsberichtes. Die erste Beratung hat mehr den Charakter eines allgemeinen Redeturniers. Die nationalliberale Fraktion wird sich bei derselben möglichst reserviert halten, da ihr die Entscheidung schließlich zufallen wird und wir noch gar nicht wissen, was Bismarck eigentlich will, d. h. ob es ihm darum zu tun ist, ein Sozialistengesetz zustande zu bringen oder „uns an die Wand zu drücken", wie sein beliebter Ausdruck sein soll. Bei der ersten Beratung beabsichtige ich zu reden.

Eine charakteristische Anekdote in dieser Richtung wird über ihn erzählt. Als er in Friedrichsruh die Nachricht von dem Nobilingschen Attentat erhielt, soll er in Gegenwart eines zum Besuch anwesenden höheren Beamten ausgerufen haben: „Jetzt habe ich die Kerle" und zur Erläuterung für den etwas verwundert ausschauenden Beamten hinzugefügt haben: „Ich meine die Nationalliberalen".

Heute nachmittag wurden die hier anwesenden Mitglieder des Komitees für die Wilhelmsspende vom Kronprinzen empfangen; mit Moltke waren wir etwa zehn Personen. Moltke überreichte die Quittung der Seehandlung über die bei ihr eingezahlten 1734000 Mark mit einer kurzen Ansprache, auf welche der Kronprinz angemessen antwortete und darauf zu jedem der Anwesenden noch einige freundliche Worte sprach. Der Kronprinz sah ganz wohl aus und auch nicht so ernst, wie er neuerdings wohl geschildert ist. Moltke sagte mir, der Kaiser mache Reitübungen zur beabsichtigten Teilnahme an den Manövern, der linke Arm werde ihm beim Reiten wohl nicht hinderlich sein, aber es werde sich fragen, ob er die mit dem Reiten verbundenen allgemeinen Fatiguen werde aushalten können.

Hier wird vielfach angenommen, daß der Kaiser im Herbste die Regierung wieder übernimmt. Bei seiner jedenfalls großen körperlichen Schwäche und der bedenklichen Nachwirkung auf seine geistige Rüstigkeit würde das ein *ganz selbständiges Regiment Bismarcks* bedeuten.

*

Die parlamentarischen Verhandlungen im September und Oktober 1878 waren von der Beratung des Sozialistengesetzes erfüllt. Der Schwerpunkt der Entschließungen lag bei der nationalliberalen Partei, in der nunmehr Bennigsen energisch und ohne Rücksicht auf ihren linken Flügel die Führung übernahm. Die Stimmung der Partei war trotz der Gereiztheit der Führer erheblich verändert. Hölder notiert in seinem Tagebuch,[1]) das für die nächsten Monate der Parlaments- und Parteigeschichte eine sehr wertvolle Quelle ist: „Die rechte Seite der Fraktion ist etwa 26 bis 30 Köpfe stark. Lasker würde schwerlich die 25 Stimmen Nationalliberaler zusammenbringen, die zur Verwerfung der Vorlage im Reichstag nötig wären; also hängt die Entscheidung von Bennigsen ab, der den Rest von 50 Stimmen, die weder ausgesprochen rechts noch ausgesprochen

---

[1]) H. von Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier 2, 291—301.

links sind, nach der einen oder andern Seite hin führen kann." Die Mitteilungen Hölders über die Verhandlungen zwischen Bismarck und Bennigsen mögen durch das folgende Schreiben ergänzt werden.

Bennigsen an Fürst Bismarck.[1])

Berlin, 9. Oktober 1878.

Ew. Durchlaucht

beehre ich mich ergebenst mitzuteilen, daß die nationalliberale Fraktion soeben definitiv, wie gestern provisorisch in der verabredeten Weise ihre Beschlüsse gefaßt hat. Der Zusatz zum § 1 ist ohne Widerspruch erfolgt, die beiden Aenderungen beim § 20 sind allerdings erst nach längerer Diskussion, unter wiederholtem starkem Druck meinerseits und in der Voraussetzung, daß die übrigen Beschlüsse der Kommission erreicht werden, mit allen gegen drei Stimmen von der Fraktion genehmigt.[2])

Hinsichtlich der (Schulze-Delitzschen) gegen die Sozialdemokratie gerichteten Genossenschaften wird noch eine Aenderung dringend gewünscht, um die in diesen kleinbürgerlichen Kreisen vielfach hervorgetretenen Besorgnisse zu beseitigen. Da nach dem betreffenden Antrage der § 1 der Vorlage ausdrücklich auch auf diese Genossenschaften (sogenannte eingetragene Genossenschaften) Anwendung finden soll, so scheint mir die Aufrechterhaltung im übrigen des für die eingetragenen Genossenschaften erlassenen Spezialgesetzes des Reichs vom Juli 1868 unbedenklich zu sein.

Mit vorzüglicher Hochachtung u. s. w.

Ew. Durchlaucht ergebenster

R. von Bennigsen.

Briefe über die Frage des Welfenfonds aus den Jahren 1872/73.

Graf Edzard zu Inn- und Knyphausen an Bennigsen.

Hannover, 14. März 1872.

Vertraulich.

Hochwohlgeborener Herr!

Hochgeehrtester Herr Landesdirektor!

Euer Hochwohlgeboren ist es bekannt, daß im Laufe des vorigen Sommers, unmittelbar nach dem Kriege, von elf hannoverschen Großgrundbesitzern bei Sr. Majestät dem Kaiser der Versuch gemacht worden ist, denselben zu bewegen, das Sequester über das Vermögen Sr. Majestät des Königs Georg V. aufzuheben. Das vom Fürsten Bismarck und von Herrn Camphausen unterzeichnete Erwiderungsschreiben an mich, d. d. 5. April 1871, lautete:

---

[1]) Ich verdanke die Mitteilung dieses Briefes der Liebenswürdigkeit von Professor Erich Marcks in Heidelberg.

[2]) Vgl. Hölders Tagebuch a. a. O. 295.

„Euer Hochwohlgeboren sowie die Herren Mitunterzeichner der Immediatvorstellung vom Februar d. J. beehren wir uns im Allerhöchsten Auftrage ergebenst zu benachrichtigen, daß über den darin enthaltenen Antrag auf Aufhebung der Beschlagnahme des Vermögens Königs Georg V. ohne Zustimmung des Allgemeinen Landtages von Preußen nicht entschieden und die Frage wegen Vorbereitung eines Gesetzentwurfs zu diesem Zweck erst dann in Erwägung gezogen werden kann, wenn eine Anregung zur Wiederanknüpfung von Verhandlungen darüber seitens Königs Georg V. gegeben sein wird.

von Bismarck. Camphausen."

Es wird Euer Hochwohlgeboren einleuchten, daß damit die Ablehnung unseres Antrages ausgesprochen war, denn es ist unmöglich, den König Georg V. zu einem Schritte zu veranlassen, der so sehr dem Ehrgefühl und der Würde selbst eines Privatmannes widersprechen muß.

Im Laufe dieses Frühjahrs schien mir und zweien meiner intimen Freunde der Moment zu einem ähnlichen Versuche günstig, denn nicht nur das begangene Unrecht bedarf der Sühne, sondern es liegt auch im Interesse unseres hannoverschen Vaterlandes, daß nichts unversucht gelassen werde, was die Aufhebung des Sequesters ermöglichen kann. Die Schwierigkeit zu Verhandlungen besteht bei dem Könige Georg V. in der Ungeneigtheit, irgend etwas zu tun, was einem sein Ehrgefühl verletzenden Schritte gleich wäre, auf der andern Seite allein in dem Widerstreben des Fürsten Bismarck, die Aufhebung eines Sequesters zu veranlassen, das ihm in vieler Beziehung erwünscht ist. Es ist von uns wiederum der Versuch gemacht, die Ansichten des Fürsten Bismarck dahin zu ergründen, ob im Fall der Wiederaufnahme von Verhandlungen zwischen Penzing und Berlin die Aufhebung des Sequesters erreichbar wäre! Die Antwort lautete, der Fürst Bismarck hege die Ansicht, daß beide Häuser des Landtages nur dann in eine Aufhebung des Sequesters willigen würden, wenn vorweg König Georg V. und der Kronprinz Ernst August den Verzicht auf die Krone Hannover aussprächen, und für die Wiederaufnahme der Verhandlungen sei es notwendig, sich darüber zu vergewissern, ob man in Penzing darauf eingehen würde.

Wäre die erste Voraussetzung des Fürsten Bismarck richtig, so käme das einer Verewigung des Sequesters gleich! Denn einmal wird von Penzing aus niemals jene Verzichtserklärung erfolgen, dann aber ist sie auch überhaupt unmöglich, denn es wäre widersinnig, etwas zu verlangen, was mit dem zwischen Kaiser Wilhelm und König Georg geschlossenen Vertrage nichts gemein hat, gänzlich außerhalb desselben und der Sequesterangelegenheit steht und einem Zwange entspräche, dem sich kein Fideikommißbesitzer zum Schaden seiner Agnaten unterwerfen kann.

Es wird nicht leicht sein, nach so vielen Verletzungen König Georg V. zu veranlassen, direkt oder indirekt einen Schritt zur Wiederaufnahme der Verhandlungen zu tun, wie Fürst Bismarck das wünscht, ich hege aber die Ueberzeugung,

daß es auf letzterem Wege erreichbar sein wird, und ich glaube das versprechen zu können. Euer Hochwohlgeboren brauche ich nicht zu sagen, welche unermeßlichen Folgen für unser Land die Aufhebung des Sequesters haben würde! Ganz abgesehen davon, daß Ihre Partei auf die Dauer eine Benutzung solch bedeutender geheimer Fonds nicht zugeben kann, muß die Aufhebung des Sequesters die soziale Lage in Hannover günstiger machen (es ist eine Konzession an die Mittelpartei), und eine Anzahl Beamte wird erst dann Beruhigung erhalten über die eignen finanziellen Verhältnisse! Leider haben sie jetzt keine Garantie für die rechtliche Dauer derselben, wenn, wie bei Graf Hardenberg, Dr. Behr u. s. w. das geschehen, willkürlich Gehalt zurückbehalten und Pension nicht gewährt wird. Aus diesen Gründen wird auch hoffentlich Euer Hochwohlgeboren daran gelegen sein, das Sequester aufgehoben zu sehen, und Nachrichten, die ich aus Berlin erhalten, lassen es zweifellos erscheinen, daß der Moment nicht nur im Herren-, sondern auch im Abgeordnetenhause ein günstiger ist. Dazu würde es natürlich einer regierungsseitig einzureichenden Vorlage bedürfen! Um diese rasch und zwar noch in dieser Diät zu erlangen, bedarf es dessen, daß auch eine mächtige, dem Fürsten Bismarck homogene Partei wie die Ihrige demselben die Ueberzeugung beibringe, daß von dieser nicht das Verlangen gestellt werden würde, eine Verzichtleistung auf die Krone Hannover von Sr. Majestät dem Könige Georg V. oder von seinem Sohne zu beanspruchen, wenn jene Vorlage eingebracht würde. Wollen Sie in dieser Richtung die Situation sondieren und den Fürsten Bismarck darüber vergewissern, daß solche Verlangen in Ihren Kreisen nicht gestellt oder wenigstens mit Aussicht auf Erfolg nicht gestellt werden, so ist gegründete Hoffnung vorhanden, daß, hoffentlich noch in dieser Diät, eine desfallsige Vorlage an beide Häuser gelangt. Meine Sorge wird es sein, das Schriftstück seitens des Königs Georg V. zu beschaffen, welches sein Einverständnis mit der Wiederaufnahme der Verhandlungen, weil Fürst Bismarck solches für notwendig erachtet, ausdrückt. Die kaiserlich-königlichen Kreise sind dem Vorgehen in dieser Sache günstig, das Herrenhaus gleichfalls, der Widerstand des Fürsten Bismarck ist mit der Ueberzeugung von der Annahme der desfallsigen Vorlage ohne Verzichtsamendements gebrochen, und endlich würden wir den Alp los sein, unter dem so viele Verhältnisse zum Schaden unsers hannoverschen Vaterlandes ernstlich leiden. Ich wende mich an Euer Hochwohlgeboren, weil ich von Ihnen die Ueberzeugung hege, in der ich nicht getäuscht sein möchte, daß Sie nach Kräften dazu mitwirken werden, diese günstigeren Verhältnisse herbeizuführen, und weil es des Zusammenwirkens aller Parteien bedarf, um hannoversche Fragen mit Erfolg durchzusetzen. Der Wunsch liegt mir dabei warm am Herzen, meinem früheren, jetzt unglücklichen Königshause und damit auch meinem engeren Vaterlande dienstbar zu sein.

Ich bitte Euer Hochwohlgeboren schließlich, mir zu sagen, welchen Ansichten Sie im Abgeordnetenhause begegnet sind, falls diese günstig lauten, den Fürsten Bismarck mündlich oder brieflich, nur umgehend, über die Stimmung aufzu-

klären, mich aber dieses alles um deswillen wissen zu lassen, damit ich die vom Fürsten Bismarck gewünschte Einwilligung des Königs Georg V. zur Wiederaufnahme der Verhandlungen beschaffe! Der Oberpräsident Graf Stolberg weiß, daß ich Euer Hochwohlgeboren schreibe, ist über den Zweck mit uns einverstanden, hat mir seine Mitwirkung zugesagt, und meine beiden Freunde und ich sind d'accord.

Euer Hochwohlgeboren darf ich aus gewichtigen Gründen ersuchen, diese Angelegenheit vertraulich zu behandeln und niemand darüber zu informieren, daß von uns einleitende Schritte geschehen sind. Namentlich bitte ich darum, Herrn Minister Windthorst und Graf Münster außer Spiel zu lassen, ersteren wegen seiner Unbeliebtheit in Berliner Kreisen, letzteren aus ähnlichen Motiven Penzing gegenüber!

*

Bennigsen an Graf Knyphausen.[1])

Berlin, 16. März 1872.

Hochzuverehrender Herr Graf!

Zu der Aufhebung des Sequesters über das Vermögen des Königs Georg V. mitzuwirken bin ich gern bereit. Es muß mich dazu nicht allein die natürliche Empfindung für das tragische Geschick unsers alten Fürstenhauses bewegen; ich halte auch die Aufhebung für eine Maßregel der Gerechtigkeit und der politischen Klugheit. Durch Ew. Hochgeboren Schreiben vom 14. d. M. veranlaßt, habe ich mit den beiden einflußreichsten Mitgliedern meiner Partei Rücksprache genommen. Beide — ich habe kein Bedenken, sie Ihnen vertraulich zu nennen —, die Herren von Forckenbeck und Lasker, sind mit mir ganz einverstanden, haben sich bereit erklärt, für die Annahme einer die Aufhebung des Sequesters bezweckenden Regierungsvorlage in der nationalliberalen Partei sich zu bemühen, mich auch ermächtigt, von ihren Namen dem Fürsten Bismarck gegenüber Gebrauch zu machen.

Wie Sie inzwischen gelesen haben werden, ist der Reichskanzler seit einigen Tagen zur Erholung nach Lauenburg gereist, von wo er am 21. zum Geburtstage des Kaisers wieder zurückkehrt. Wie lange er dann in Berlin bleiben wird, weiß ich nicht. Ich würde es für die Sache geratener halten, dem Fürsten Bismarck mündliche Mitteilung zu machen. Nach Lauenburg reisen kann ich nicht, weil — von andern dringenden Landtagsgeschäften abgesehen — ich täglich, auch morgen, an den Sitzungen der Zentralkommission für die Grundsteuer teilnehmen muß. Ohnehin werden Ende nächster Woche die Sitzungen des Abgeordnetenhauses ein tatsächliches Ende nehmen. Vor Ostern ist eine Erledigung der Angelegenheit im Landtage daher nicht mehr möglich, kaum eine Vorlage an den Landtag denkbar, da hierzu eine Sitzung des Staatsministeriums in Anwesenheit Bismarcks erforderlich sein wird. Es ist unter diesen Umständen

---

[1]) Die Mitteilung dieses Briefes wird einer sehr gefälligen Hergabe seitens des Fürsten zu Inn- und Knyphausen, Präsidenten des preußischen Herrenhauses, verdankt.

meine Absicht, den Reichskanzler nach seiner Rückkehr von Lauenburg zu sprechen. Findet das Schwierigkeiten, namentlich wenn er etwa unmittelbar nach der Geburtstagsfeier wieder abreist, so werde ich ihm vor meiner Abreise nach Hannover, die voraussichtlich am 24. früh erfolgt, schreiben.

Sollte Ew. Hochgeboren aus irgendeinem Grunde eine sofortige briefliche Mitteilung meinerseits an den Reichskanzler zweckmäßiger erscheinen, so erbitte ich mir umgehende telegraphische Nachricht (etwa „ersuche die bezeichneten Aktenstücke absenden zu lassen" oder ähnlich). Ihr Telegramm kann ich morgen nachmittag in Händen haben und den Brief nach Lauenburg alsdann noch morgen auf die Post geben. Raten kann ich freilich zu diesem Schritte nicht.

Indem ich endlich noch bemerke, daß Fürst Bismarck nach seiner Kenntnis der hiesigen Parteiverhältnisse nicht würde bezweifeln können, daß eine wesentlich politische Maßregel, welche von den erwähnten Herren und mir übereinstimmend in meiner Partei unterstützt wird, in derselben auf die überwiegende Mehrheit rechnen kann, bleibe ich mit vorzüglicher Hochachtung u. s. w.

*

Graf Knyphausen an Bennigsen.

Hannover, 18. März 1872.

Für Euer Hochwohlgeboren gefällige Zeilen mich bestens bedankend, habe ich Ihnen umgehend mein volles Einverständnis mit dem Inhalt Ihres Briefes ausdrücken wollen. Ich bin um so mehr einverstanden, daß Sie nicht an Fürst Bismarck schrieben, weil Ihnen zu einer Konversation, hoffentlich am 21., Gelegenheit wird, und eine solche wirksamer zu sein pflegt als selbst der ausführlichste Brief. Graf Stolberg, dem ich von dem Inhalt Ihrer Zeilen Mitteilung gemacht, hat mir versprochen, gleichzeitig mit Euer Hochwohlgeboren beim Fürsten Bismarck zu drängen, und da er zu dieser Aktion kraft eigner Initiative kaum disponiert sein dürfte, so ist es mir ganz recht, wenn er meinen Namen und den des Freiherrn von dem Bussche-Streithorst, welche dem Fürsten Bismarck als solche bekannt sind, welche in vorliegender Frage am meisten agitiert haben, benutzt, um dieses Thema lebhaft zu vertreten. Es sind Schritte geschehen, um ein Einverständnis mit unserm Vorgehen in Penzing schriftlich zu erlangen und sich nach einem Bevollmächtigten (nicht Windthorst) umzusehen. Euer Hochwohlgeboren und dem Grafen Stolberg werde ich Abschrift von jenem Schriftstück zustellen, sobald es von Penzing eintrifft, eventuell erhalten Sie es durch von dem Bussche, jedenfalls werden wir dahin wirken, auch hier tunlichst eine Gleichzeitigkeit mit Ihren Bestrebungen zu erzielen; ob aber bis zum 24. eine Rückantwort aus Penzing möglich sein wird, möchte ich bezweifeln. Daß wir sie überhaupt erhalten, scheint mir mehr als wahrscheinlich zu sein! Betonen Sie Fürst Bismarck gegenüber nur mit Nachdruck, daß Ihre Partei nicht an Amendements auf Verzichtleistung seitens Königs Georg denkt, mit solchen würde alles verdorben! Es werden alle Hebel in Bewegung gesetzt, außer Ihnen und Graf Stolberg, Freiherrn von dem Bussche und von Kalm weiß aber niemand

von der gegenwärtigen Bewegung, und diese Diskretion scheint mir auch durchaus nötig. Gebe Gott, daß wir zum Ziele gelangen: daß eine Vorlage gleich nach Ostern erfolge! Ich kann nicht aussprechen, wie ich mich danach sehne, welche Segnungen für unser Land ich davon erwarte, wie notwendig dieser Schritt ist, soll überhaupt ein Versöhnungsversuch unter den hiesigen sich feindlichen Elementen mit Erfolg gemacht werden!

*

Die Besprechung zwischen Bismarck und Bennigsen über die Frage des Welfenfonds fand am Abend des 23. März statt (vgl. Bennigsens Briefe an seine Frau, April-Heft der „Deutschen Revue" S. 15). Näheres über ihren Verlauf ist mir nicht bekannt.

Freiherr von dem Bussche-Streithorst an Bennigsen.

Thale am Harz, 14. April 1872.

Graf Knyphausen-Lütetsburg hat mir mitgeteilt: Euer Hochwohlgeboren wären bereit, unsre auf die Aufhebung des über das K. hannoversche Vermögen verhängte Sequester gerichteten Bemühungen zu unterstützen. Diese Mitteilung hat große Freude bei mir erregt, und ich wollte mir vor einigen Tagen, auf der Durchreise durch Hannover, erlauben, Ihnen mündlich meinen Dank zu sagen, hatte aber leider nicht das Glück, Euer Hochwohlgeboren zu Hause zu treffen. Gestatten Sie mir, dies nunmehr schriftlich tun zu dürfen.

Mich leitet bei dieser Angelegenheit lediglich das Gefühl der Anhänglichkeit an die unglückliche hohe Familie, ein Gefühl, welches ich nicht unterdrücken kann, und die Hoffnung oder vielmehr die Ueberzeugung, daß allein die Aufhebung des Sequesters imstande sein wird, in Hannover eine mildere Stimmung, eine Versöhnung der Gemüter hervorzurufen!

Graf Knyphausen hat Euer Hochwohlgeboren mitgeteilt, daß der König auf meine bezüglichen Schreiben wiederholt sehr entschieden erklärt hat, sich mit der preußischen Regierung in Verhandlungen überall nicht einlassen zu wollen. Diese Erklärungen beklage ich zwar lebhaft, aber sie konnten mich nur in meiner Ueberzeugung bestärken, daß Verhandlungen mit dem unglücklichen Herrn nur äußerst schwer zu führen sind. Ich zweifle trotzdem keinen Augenblick, daß ein günstiges Resultat doch leicht zu erzielen wäre, wenn man bestimmt wüßte, daß die Aufhebung des Sequesters seitens der preußischen Regierung ernstlich beabsichtigt wird. Ich gründe meine Ansicht auf eine ziemlich genaue Kenntnis der Penzinger Verhältnisse. Es gehört dazu vor allen Dingen große Ruhe und die Geschicklichkeit, den dortigen Personen die wirklichen Sachlagen und entstehenden Folgen klarzumachen.

Wie die Verhältnisse jetzt beschaffen sind, glaube ich, daß, bevor man nicht bestimmte Ansicht und Absicht des Fürsten Bismarck kennt, am besten gar nichts geschieht. Willigt der Fürst in die Aufhebung, so sollte ich denken, würde es zunächst am zweckmäßigsten sein, wenn der preußische Landtag die ihm vor-

behaltene Genehmigung zur Wiederaufhebung des Sequesters aufgäbe, also die faktische Aufhebung lediglich in die Hand der Regierung legte. Denn wenn der König jetzt auch erklärt, sich in keine Verhandlungen einlassen zu wollen, so geht es ohne solche doch nicht. Die Regierung kann und wird den Sequester nicht ohne Vorbehalt aufheben, Vorbehalte, die teilweise diskreter Natur sein werden, z. B. wird sie verlangen, daß gewisse Belastungen, welche während der Dauer des Sequesters auf das Vermögen gelegt sind, auch ferner darauf belassen werden.

*

Thale am Harz, 10. Januar 1873.

Euer Hochwohlgeboren wollen mir einige auf die eventuelle Aufhebung des Sequesters über das Vermögen des Königs Georg V. bezügliche Mitteilungen gestatten.

Seit unsrer mündlichen Besprechung habe ich mich bemüht, unter der Hand und, wie ich ausdrücklich bemerke, ohne daß ich erwähnte, mit Euer Hochwohlgeboren über diesen Gegenstand gesprochen zu haben, die Ansicht gewisser Personen, die ich als Führer der „Welfenpartei" bezeichnen möchte, kennen zu lernen. Zu meiner Verwunderung habe ich erfahren müssen, daß gerade die, welche den meisten Einfluß besitzen sollen, die Aufhebung des Sequesters ganz entschieden ablehnen, weil sie in demselben ein Hauptmittel zur Fortsetzung ihrer Agitationen erblicken! Mir scheint, daß man in Penzing diese Ansicht teilt, und doch bin ich, auf Grund guter Informationen, überzeugt, daß die Aufhebung, falls sie angeboten wird, nicht zurückgewiesen würde. Wollte man sich nur in Berlin davon überzeugen, daß König Georg V. und der Kronprinz nie etwas tun werden und können, was auch nur entfernt als eine Bitte um Aufhebung des Sequesters ausgelegt werden könnte.

Verschweigen will ich indes nicht, daß in der obenerwähnten Partei auch andre Ansichten bestehen. Es gibt namentlich eine Anzahl Menschen, die die jetzige Lage des Sequesters benutzen wollen, um Skandal zu machen. Sie bedenken nicht, wie sie dadurch nur das Interesse des hannoverschen Königshauses schädigen werden. Daß übrigens diese Leute im Besitz eines reichen Materials sind, glaube ich behaupten zu können.

Darf ich schließlich noch meine und meiner nächsten Freunde Ansicht hinzufügen, so sehen wir ein, daß denen, welche die Wohlfahrt unsers alten Fürstenhauses ernstlich vor Augen haben, nur übrigbleibt, auf die Gnade Seiner Majestät des Kaisers zu hoffen. Daß zu derselben die Befürwortung des Ministeriums, in specie des Fürsten Bismarck, erforderlich ist, nehmen wir als selbstverständlich an und erlaube ich mir, Euer Hochwohlgeboren wiederum recht dringend zu bitten, Ihren Einfluß an entscheidender Stelle geltend zu machen, damit endlich die Aufhebung (um Hochdero eigne Worte zu gebrauchen „eine Maßregel der Gerechtigkeit und politischen Klugheit") zur Ausführung gelange.

Glauben Euer Hochwohlgeboren, daß ich in dieser Angelegenheit irgendwie nützen kann, so bitte ich, über mich zu verfügen: namentlich verspreche ich, über

alle Verhältnisse, die mir bekannt sind, ehrliche Auskunft zu geben, wenn ich dadurch dem Interesse der hannoverschen Königsfamilie, deren treuer Anhänger ich stets bleiben werde, dienen kann; doch möchte ich mich in keiner Weise vordrängen.

Die Fortschritte der modernen Chirurgie[1]

Von

Prof. Dr. von Bruns (Tübingen)

Wenn wir heute die fünfundzwanzigste Jahresversammlung unsers ärztlichen Landesvereins festlich begehen, so ziemt es sich wohl, einen Blick nach rückwärts zu werfen auf die Entwicklung unsrer Wissenschaft in den verflossenen fünfundzwanzig Jahren. Zu einem solchen Rückblick hat unser verehrter Herr Vorsitzender die Fortschritte der Chirurgie gewählt. Mit gutem Bedacht. Denn ohnegleichen in der Geschichte der Medizin ist der gewaltige Aufschwung, den die Chirurgie in den letzten drei Jahrzehnten genommen hat. Es ist Listers unsterbliche Tat, daß er das Problem der Wundbehandlung gelöst hat, das so alt ist wie die Chirurgie selbst. Er war es, der die Chirurgie in dem jahrtausendelangen Kampfe gegen die heimtückische Geißel der Wundinfektion zum Siege geführt hat. Jetzt erst, von den engen Fesseln befreit, konnte sie sich zu ungeahnter Höhe entwickeln. Nur wer die vorantiseptische, die schreckliche Zeit noch miterlebt hat, kann den großartigen Umschwung aller Verhältnisse ermessen und die glühende Begeisterung ganz verstehen, welche die Einführung der Antiseptik und ihre wunderbaren Erfolge erweckten.

Und heute? Von der äußeren Form der Listerschen Methode ist nichts erhalten geblieben, der ganze komplizierte Apparat ist verschwunden. Aber die große Idee Listers, daß der Chirurg nicht die eingetretene Wundentzündung bekämpfen, sondern ihre Entstehung durch die von außen eindringenden Keime verhüten müsse, dieser grundlegende Gedanke ist unangetastet geblieben und wird zum Segen der Menschheit unangetastet bleiben, solange es eine wissenschaftliche Chirurgie geben wird.

Der ganze Zeitraum während der letzten fünfundzwanzig Jahre ist ausgefüllt von der Vervollkommnung und Ausgestaltung der antiseptischen Wundbehandlung in der Richtung, daß eine Umwandlung der Antisepsis zur Asepsis sich vollzogen hat. Wir verdanken sie dem jüngsten Zweige ärztlicher Wissenschaft, der Bakteriologie, in erster Linie dem Ausbau der Pasteurschen Entdeckungen durch Robert Koch und seine grundlegenden Untersuchungen über die Aetiologie der Wundkrankheiten.

---

[1]) Nach einem bei der fünfundzwanzigsten Jahresversammlung des Württembergischen Aerztlichen Landesvereins am 29. Juni in Wildbad gehaltenen Vortrage.

Wie war man damals, an der Schwelle der neuen Epoche, noch ganz im unklaren über die Ursache der Wundentzündung! Sind es geformte oder ungeformte Stoffe? Welche Rolle spielen die Mikroorganismen in der Wunde? Ich brauche nur an die herrschenden Lehren Billroths zu erinnern, der die Entwicklung eines chemischen Körpers, des Zymoids, als Ursache der Wundentzündung beschuldigte und den in der Wunde wachsenden Spaltpilzen nur die Rolle einer Begleiterscheinung zuerkannte.

Man muß sich in dieses Dunkel ungelöster Fragen zurückversetzen, um zu verstehen, wie es mit einem Male Licht wurde, als Robert Koch, der Wollsteiner Kreisphysikus, durch die Anwendung der festen Nährböden eine Methode erfand, um die verschiedenen Bakterienarten zu isolieren und zu kultivieren. Fortan wurde von niemand eifriger bakteriologisch gearbeitet als von den Chirurgen. Schlag auf Schlag folgten sich die Entdeckungen der Erreger der einzelnen Wundkrankheiten. Ihre Existenzbedingungen und Lebensgewohnheiten wurden bis ins einzelne erforscht, ebenso die Wege, auf denen sie in die Wunden übertragen werden, und die Mittel, sie fernzuhalten und abzutöten. Auf dieser exakten naturwissenschaftlichen Grundlage ist die moderne Wundhygiene begründet und ausgebaut worden, welche jetzt zielbewußt unser praktisches Handeln leitet.

Das Listersche System war aufgebaut auf der Vorstellung, daß alle Keime aus der Luft stammen und aus der Luft erst an das organische Material gelangen, um es zu zersetzen. Die Infektion der Wunde sollte verhütet werden durch die keimtötende Wirkung der Karbolsäure: durch den Karbolsprühregen während der Operation, durch die Reinigung der Hände und Materialien mit Karbollösungen, durch die Einhüllung der Wunde mit karbolhaltigen Verbandstoffen. Mit andächtiger und pedantischer Genauigkeit wurde die Listersche Karbolantisepsis jahrelang durchgeführt, bis empfindliche Nachteile und Mängel den Anstoß zu zahllosen Abänderungen gegeben haben.

Die ersten Angriffe richteten sich gegen die Grundlage des Verfahrens, die Verwendung der Karbolsäure, wegen ihrer Aetzwirkung und Giftigkeit. Zuerst von Tübingen aus ertönte der Ruf: „Fort mit dem Spray“ — er fand überall Widerhall und brachte die Befreiung von dem überflüssigen und giftigen Karbolnebel, den man vorher nicht eine Minute lang zu unterbrechen gewagt hatte. Aber freilich, man glaubte nun, ihn durch um so reichlichere Ströme von Karbollösungen ersetzen zu müssen; mit Gießkannen wurden die Wunden übergossen, der Operationssaal glich einem Baderaum. Dann suchte man die Karbolsäure überhaupt durch andre Antiseptika zu ersetzen, immer neue Mittel wurden versucht und empfohlen, von denen nur Sublimat und Jodoform allgemeinen Eingang gefunden haben. Aber das ideale Mittel, das die Bakterien vernichtet und den menschlichen Körper nicht schädigt, ist auch heute noch nicht gefunden. Um vielmehr das Antiseptikum im Verbandstoffe ganz entbehren zu können, empfahl ich (Chirurgenkongreß 1884) unter dem Namen Trockenverband ein neues antiseptisches Prinzip, die Eintrocknung der Wundsekrete. Durch Ausschaltung der inneren und äußeren wasserdichten Schichte des Listerverbandes

läßt sich eine genügende Ventilation des Verbandes erzielen, um die Wundsekrete einzutrocknen. Trockenheit ist der größte Schutz gegen Keimentwicklung, und so ist dieses Prinzip bis heute in Uebung geblieben.

Immer weiter führte die bakteriologische Forschung. Sie erbrachte den Nachweis, daß auch die streng antiseptisch behandelten Operationswunden stets Keime beherbergen, ja daß überhaupt kein Antiseptikum in zulässiger Konzentration imstande ist, die Entwicklung der eingedrungenen Keime in der Wunde und im Verbande zu hindern. Wenn also die Desinfektion der Wunde ein Ding der Unmöglichkeit ist, kann nur die Prophylaxe, die Fernhaltung der Keime, zum Ziele führen. Die Parole muß lauten: Nicht Desinfektion, sondern Noninfektion der Wunde — nicht Antisepsis, sondern Asepsis.

Und weiter zeigte die bakteriologische Forschung, daß die Quelle der Infektion nicht aus der Luft, sondern von allen mit der Wunde in Berührung kommenden Körpern stammt: nicht die so gefürchtete Luftinfektion muß verhütet werden, sondern die Kontaktinfektion.

Auch diese neue Erkenntnis stellte neue Aufgaben. Da die chemische Desinfektion der Materialien versagte, trat die physikalische Sterilisation an ihre Stelle. Die bakteriologischen Untersuchungen von Koch und seinen Schülern hatten gezeigt, daß die einzig sichere Methode, um Keimfreiheit zu erzielen, die Hitze ist: das kochende Wasser, der strömende Dampf, die trockene Heißluft. Wie für die allgemeine Desinfektionslehre wurde diese Methode alsbald für die Asepsis verwertet; was gekocht werden kann, wird gekocht, was nicht gekocht werden kann, durch Kochbares ersetzt. So hielten nun, während die Ströme von antiseptischen Lösungen versiegten, die Kochapparate und Dampfsterilisatoren ihren Einzug in die chirurgischen Anstalten.

Erreicht war die absolute Sicherheit der Sterilität aller Materialien. Was sich aber auf diese Weise nicht sterilisieren läßt, sind die Hände des Operateurs und die Haut des Kranken. Wohl gibt es vortreffliche Verfahren der Händedesinfektion auf mechanischem und chemischem Wege, die auf Grund früherer Untersuchungen die Haut sicher keimfrei machen sollten. Aber gerade in den letzten Jahren, in denen die Frage der Händedesinfektion auf der Tagesordnung stand, ist durch unzählige bakteriologische Untersuchungen endgültig entschieden, daß keines der modernen Desinfektionsverfahren die Hand keimfrei, sondern nur keimarm zu machen vermag. Die Oberfläche der Haut beherbergt eine ganze Flora von Bakterien, die in der Tiefe der Furchen und Fältchen, der Poren und Schrunden wohlgeborgen nisten. In diese Schichten dringt keine mechanische Reinigung und kein Desinfektionsmittel, das die Haut verträgt. Selbst nach der gewissenhaftesten Desinfektion sind unsre Hände höchst unzuverlässige Werkzeuge, ganz einerlei, ob unter den Keimen sich jedesmal pathogene finden oder nicht, da die Chirurgenhand doch oft genug mit solchen in Berührung kommt. Also, gerne oder ungerne, wir müssen uns steriler Operationshandschuhe bedienen, am besten der undurchlässigen Gummihandschuhe. Und damit nicht genug. Von der größten Bedeutung ist die beständige Hand-

pflege des Chirurgen im bakteriologischen Sinne, welche die Infektion mit pathogenen Keimen nach Möglichkeit verhütet — aber nicht im Sinne der Abstinenz, sondern indem man die Hände gegen jede Berührung von infizierten Wunden, Geschwüren, Ekzemen, Furunkeln, sowie bei Untersuchungen im Mund, Rachen u. s. w. durch Tragen von Gummihandschuhen schützt. Es ist ja viel sicherer, die Hände nicht zu infizieren, als die infizierten zu desinfizieren.

Neben der Desinfektion der operierenden Hände ist die des Operationsfeldes im Experiment und in der Praxis bisher vielfach vernachlässigt worden. Es sind hierüber in unsrer Klinik seit anderthalb Jahren fast täglich Versuche angestellt worden, welche wiederum ergeben, daß die Haut sich überhaupt nicht sicher keimfrei machen läßt, sondern selbst nach energischer Desinfektion an manchen Körperstellen von Bakterien wimmelt. Man hat nun neuerdings versucht, die Oberfläche der Haut im Operationsgebiet mit einer sterilen, dünnen, festhaftenden Decke zu überziehen, wie mit der Döderleinschen Gummidecke. Aber die bakteriologischen Versuche zeigen, daß schon der erste Schnitt durch die Haut vereinzelte Keime enthält, die aus den durchschnittenen tiefen Hautschichten frei geworden sind.

Also trotz aller Schutzwehren immer noch vereinzelte Keime in den Operationswunden — und doch heilen diese Wunden regelmäßig ohne Spur von Reaktion. In der Tat, was die Antisepsis mit allen Mitteln nicht erzwingen konnte, das erreicht die Asepsis durch ein neues Prinzip, das biologische Prinzip. Ließ man früher die Antiseptika in der Wunde wie in einem toten Nährboden einwirken, so haben wir jetzt erkannt, welche entscheidende Rolle die lebenden Gewebszellen und Körpersäfte bei der Vernichtung der in die Wunde eingedrungenen pathogenen Keime spielen. Man bedenke: jedes Antiseptikum, das die Keime in der Wunde abschwächt, schädigt auch die Ernährung des Gewebes und wandelt es in einen günstigen Nährboden zum Auskeimen der Infektion. Die Asepsis sieht daher ihr Ziel darin, die Gewebszellen in ihrer bakterienfeindlichen Lebenskraft möglichst zu schonen und zu erhalten, indem sie alle mechanischen, thermischen und chemischen Läsionen der Wunde sowie das Zurücklassen von Fremdkörpern, Ligaturstümpfen, Blutergüssen vermeidet. Das Experiment beweist direkt, daß dieselbe Reinkultur von Eiterkokken, welche in intaktem Gewebe keine Reaktion bewirkt, bei Gegenwart eines Blutergusses oder einer Massenligatur Eiterung erzeugt.

Nach alledem beruht unsre moderne Wundbehandlung auf zweierlei Faktoren, der Fernhaltung der Keime und der Schonung der Gewebe. Freilich, sie bedarf eines umständlichen, zeitraubenden und kostspieligen Apparates: im Operationssaal eitel Marmor, Glas, Porzellan, Email, Eisen, Nickel, alles glatt und gleißend; der Operateur und die Assistenten vom Scheitel bis zur Sohle steril gekleidet, mit Mantel, Kopfmütze, Gesichtsmaske, Handschuhen und Aermeln. Und wehe, wenn der kleinste Teil des Apparates nicht funktioniert, er kann die Flamme einer unaufhaltsamen Infektion entfachen. Nur beständige Kontrolle kann dagegen schützen. In unsrer Klinik werden in einem vollständig eingerich-

teten bakteriologischen Laboratorium immer und immer wieder Stichproben von den Materialien und aus den Wunden entnommen und kulturell untersucht — man ist niemals vor Ueberraschungen sicher. Und wenn auch der ganze Apparat funktioniert, zu sicheren Erfolgen führt er nur denjenigen Chirurgen, der ihn nicht schematisch verwendet, sondern in seinem ganzen Denken und Handeln von den Grundsätzen der Bakteriologie sich leiten läßt. Aber wir müssen auch unentwegt fortfahren, die Asepsis noch immer weiter zu vervollkommnen, bis das ideale Ziel wirklich keimfreier Operationen erreicht ist.

Doch genug über den Wundschutz, der eben die moderne Chirurgie völlig beherrscht. Noch auf einem andern Gebiete haben sich wichtige Wandlungen und Neuerungen vollzogen, die allen Operationen zugute kommen, auf dem Gebiete der Schmerzverhütung und Schmerzbetäubung.

Vor fünfundzwanzig Jahren wurde ausschließlich die Chloroformnarkose geübt, und noch ein Jahrzehnt hindurch blieb ihre Alleinherrschaft unbestritten. Schmerzbetäubung war identisch mit Chloroformieren. Seither sind wir Zeugen einer wachsenden Bewegung zugunsten der Aethernarkose: Aether versus Chloroform, eine merkwürdige Losung. Denn die Aethernarkose, die als das erste Mittel der Schmerzbetäubung von aller Welt mit Begeisterung begrüßt worden war, ist schon nach Jahresfrist durch die Entdeckung der Chloroformnarkose völlig verdrängt worden, und diese hat dann vierzig Jahre lang unbeschränkt das Feld behauptet. Und das trotz der sich häufenden Narkosenunfälle. Wegen dieser letzteren bin ich auf dem Chirurgenkongreß 1890 zuerst für die Aethernarkose eingetreten, lediglich mit Rücksicht auf ihre geringere Lebensgefahr. Durch Blutdruckuntersuchungen während der Narkose hatte ich festgestellt, daß der Aether die Herztätigkeit hebt, das Chloroform sie herabsetzt. Daher entfällt die Hauptgefahr der Narkose, die Herzlähmung, der wir machtlos gegenüberstehen.

Die auf dem Chirurgenkongreß beschlossene Sammelforschung über die Narkose ergab für die Jahre 1891 bis 1897 ein außerordentliches Ueberwiegen der Chloroformnarkosen über die Aethernarkosen (240 000 : 56 000), aber eine bedeutende Ueberlegenheit der Aethernarkose betreffs der Lebensgefahr (ein Todesfall auf 5000 Aether- und 2000 Chloroformnarkosen). Diese Zahlen reden eine beredte Sprache. Am häufigsten erfolgt der Chloroformtod plötzlich durch Herzlähmung schon bei Beginn der Operation. Diese unheimliche Gefahr birgt die Aethernarkose nicht: ich habe in achtzehn Jahren keinen Todesfall erlebt. Das gibt dem Narkotiseur und Operateur ein unschätzbares Gefühl der Ruhe und Sicherheit. Die Narkotisierungszone, die zwischen der narkotisierenden und der tödlichen Dosis liegt, ist eben beim Aether ungleich breiter als beim Chloroform, so daß schon eine geringe Ueberdosierung beim Chloroform verhängnisvoll werden kann, die beim Aether keinen Schaden bringt.

Nach alledem halte ich an der Ueberzeugung fest, daß die Aethernarkose als das Normalverfahren die Chloroformnarkose ganz verdrängen wird, wie in unsrer Klinik tatsächlich seit Jahren keine Chloroformnarkose mehr gemacht

worden ist. Der Kreis der Aetherfreunde vergrößert sich mehr und mehr, ihrer wird der Sieg sein.

Nun hat aber auch die Handhabung der Narkose neuerdings einige wesentliche Fortschritte gemacht, welche die übeln Zufälle und Gefahren derselben fast mit Sicherheit verhüten. Gegen die Ueberdosierung schützt am sichersten die Witzelsche Tropfmethode, bei der das Narkotikum nicht aufgegossen, sondern Tropfen für Tropfen auf die Maske aufgeträufelt wird. Für kleine Eingriffe hat sich das Vorstadium der Aethernarkose, der sogenannte Aetherrausch, sehr gut bewährt: nach wenigen Minuten der Einatmung, noch vor dem Beginn des Erregungsstadiums, tritt ein Zustand der Unempfindlichkeit ein, der nur kurze Zeit dauert, aber hinreicht, um kleine Eingriffe schmerzlos auszuführen. Endlich ist die Narkose seit kurzem durch die vorgängige Darreichung von Skopolamin-Morphium noch sehr verbessert worden. Eine Stunde vor der Operation eingespritzt, bewirkt die Skopolamin-Morphiumdosis einen wohltätigen Zustand von leichtem Dämmerschlaf; die hierauf eingeleitete Inhalationsnarkose beginnt ohne Erregung und verläuft ruhig ohne Atmungsstörung. Der Dämmerschlaf hält gewöhnlich noch mehrere Stunden nach Beendigung der Narkose an, der Kranke erwacht ganz allmählich, ohne die peinliche Erinnerung an den Operationssaal, an die Vorbereitungen zur Operation und die Einleitung der Narkose.

In der Tat ist also die moderne Narkose imstande, den Kranken für die ganze Zeit des unabwendbaren Eingriffes in ruhigen Schlaf zu versenken und nicht bloß den körperlichen Schmerz, sondern auch die seelische Erregung auszuschalten.

Aber damit nicht genug. Wir haben in den letzten fünfundzwanzig Jahren auch gelernt, ohne narkotischen Schlaf die Schmerzempfindung aufzuheben durch Einwirkung auf die Nervenendigungen am Orte des Eingriffes sowie auf die Nervenbahnen bis zum Rückenmark hinauf.

Die Lokalanästhesie, die vordem nur durch Kälteeinwirkung auf die Haut in unvollkommener Weise geübt worden war, datiert von der Einführung des Kokains im Jahre 1884. Wurde die Kokainlösung anfänglich nur zur Bepinselung der Schleimhäute und wegen ihrer Giftigkeit nur bei oberflächlichen Eingriffen mittels Einspritzung in und unter die Haut benutzt, so fand die Schleichsche Infiltrationsanästhesie ausgedehnte Anwendung. Denn durch die Verwendung außerordentlich verdünnter Lösungen, die unter starkem Druck in die Gewebe eingespritzt werden, können weit größere Gebiete ohne Gefahr der Kokainvergiftung unempfindlich gemacht werden. Die Wirkung des Kokains ist neuerdings durch Zusatz von Nebennierenpräparaten wesentlich erhöht und verlängert, das Kokain selbst durch gleich wirksame und weniger giftige Mittel wie Eukain, Tropakokain, Novokain, Stovain, Alypin ersetzt worden. Die Infiltrationsanästhesie mit diesem oder jenem Mittel beherrscht heute die sogenannte kleine Chirurgie und gestattet, auch größere Operationen oft schmerzlos auszuführen.

Außerdem ist für Operationen an den Extremitäten die Leitungsanästhesie

von Braun eingeführt worden. Die Einspritzung erfolgt in die Nähe der betreffenden Nervenstämme oder in ihre Substanz selbst und bewirkt eine Unterbrechung ihrer Leitungsfähigkeit.

Endlich ist die Leitungsanästhesie von Bier auf das Rückenmark ausgedehnt worden. Indem das eingespritzte Kokain auf die Nervenwurzeln des untersten Endes des Rückenmarkes zur Wirkung gelangt, bewirkt es eine vollständige Lähmung des Empfindungs- und Bewegungsvermögens der unteren Körperhälfte, so daß daselbst etwa eine Stunde lang alle Eingriffe bei vollem Bewußtsein schmerzlos ausgeführt werden können. Aber durch die Giftwirkung der eingespritzten Kokainlösung, die in dem Duralsack bis zum verlängerten Mark und Gehirn aufsteigen kann, ereigneten sich bei den Versuchen Biers so schwere Zufälle, daß der Erfinder selbst vor der Fortsetzung derselben warnen mußte. Erst vor kurzem wurde das Verfahren für die Praxis verwendbar, seit das Kokain durch die andern weniger giftigen Mittel ersetzt werden kann. Aber noch immer befindet es sich im Stadium des Versuches, und bei allen diesen Mitteln werden hier und da schlimme Zufälle beobachtet, die das Konto der Rückenmarksanästhesie einstweilen schwerer belasten, als das der Inhalationsnarkose belastet ist. Gelingt es, durch Verbesserungen des Verfahrens die üblen Zufälle und Nachwirkungen zu vermeiden, so ist die Methode bei den Operationen an der unteren Körperhälfte allen andern überlegen. Ja, wir können die Rückenmarksanästhesie schon jetzt nicht mehr missen; denn da sie die Atmungs- und Kreislaufsorgane ganz unberührt läßt, ist sie in solchen Fällen unentbehrlich, in denen sich die Narkose wegen Herz- und Lungenkrankheiten verbietet und die Lokalanästhesie nicht ausreichend ist.

So hat der ärztliche Erfindungsgeist in den letzten fünfundzwanzig Jahren zahlreiche Mittel und Wege gefunden, den Schmerz bei Operationen zu verhüten: zu der verbesserten Narkose ist die Lokalanästhesie, Leitungs- und Rückenmarksanästhesie getreten. Unsre Aufgabe freilich ist nur schwerer geworden; wir müssen nicht nur die Technik aller dieser Verfahren beherrschen, sondern auch jedem einzelnen Kranken dasjenige Verfahren auswählen, das nach seinem örtlichen und allgemeinen Zustande das geeignetste ist. Aber wir betrachten diese Aufgabe als eine der schönsten unsrer ärztlichen Tätigkeit und dürfen nicht ruhen, bis es gelingt, auch die größten Operationen auf gefahrlosem Wege schmerzlos auszuführen. Denn immer wird das alte Wort gelten: Divinum opus, sedare dolorem. Götterwerk ist, Schmerzen zu stillen.

Mit dem Wundschutz und der Schmerzverhütung bildet die operative Technik die Trias der modernen Chirurgie. Nachdem die Erfolge der operativen Chirurgie dem blinden Spiel des Zufalls entrissen waren, eröffnete sich ihr ein unermeßliches Feld der Tätigkeit, das in rastlosem Eifer und kühnem Wagemut nach allen Seiten ausgebaut worden ist. Selbst die eingreifendsten Operationen, die vordem für unmöglich oder absolut tödlich gegolten hatten, wurden gewagt und von Erfolg gekrönt. Was Wunder, daß sich mancher

Chirurgen, im Gefühle ihres Könnens, eine förmliche Operationswut bemächtigte, die Sucht, glänzende Operationen auszuführen selbst ohne genügende Indikationen. Man entfernte alles am Körper, was zu entfernen war, man machte Operationen an hysterischen Frauen zu rein suggestiven Zwecken, man kultivierte die Probeschnitte, ohne nur die diagnostischen Hilfsmittel zu erschöpfen. Diese Periode der Ausschreitungen ist längst überwunden und hat überall einer besonnenen, nur auf das Wohl der Kranken bedachten Richtung Platz gemacht. Die große Zahl neuer Operationen, aus einer Fülle neuer Ideen hervorgegangen, sind auf exakter anatomisch-physiologischer Grundlage begründet und im Tierexperiment geprüft worden. Tausende von fleißigen und geschickten Händen haben den stolzen Bau der operativen Chirurgie aufgerichtet, der nur in einzelnen Teilen nach innen und außen noch weiter ausgebaut werden kann.

Es mag an einigen Beispielen genügen, um die Fortschritte der operativen Technik zu beleuchten.

Die Gehirnchirurgie ist durch die Einführung der Aufklappung des Schädels in eine neue Epoche getreten, da mit dieser Methode größere Bezirke des Gehirns freigelegt werden können, ohne einen bleibenden Defekt der Schädelkapsel zu hinterlassen. So werden jetzt, gestützt auf die fortgeschrittene topische Diagnostik, mit Erfolg Hirngeschwülste entfernt, das Gassersche Ganglion exzidiert, Hirnabszesse eröffnet, die blutenden Meningealarterien unterbunden, die Ursachen der traumatischen Epilepsie weggeräumt.

Die Chirurgie der Brust, die früher auf Operationen an der Brustwand und Entleerung von Flüssigkeitsergüssen in der Brusthöhle sich beschränkte, hat jetzt auch die Lungen und das Herz dem chirurgischen Eingriff zugänglich gemacht. Nachdem man gelernt, die Gefahr des Pneumothorax zu bekämpfen, sei es mit dem Ueberdruck- oder Unterdruckverfahren oder mit einfachen Mitteln, schafft man sich Zugang zur Lunge bei Abszessen, bronchiektatischen Kavernen und Gangrän; schon sind 400 bis 500 solcher Fälle operiert und 75 Prozent derselben zur Heilung gebracht. Auch das Herz, das als das letzte Organ des menschlichen Körpers von dem chirurgischen Messer erreicht wurde, wird freigelegt, um Stich- und Schußwunden des Herzens durch die Naht zu schließen; schon mehr als fünfzig Verletzte sind hierdurch dem Leben erhalten worden.

Die meisten Triumphe feiert die Chirurgie der Bauchorgane, seitdem die Eröffnung der Bauchhöhle fast absolut gefahrlos geworden ist. Die früher ausschließlich medizinische Behandlung der Abdominalerkrankungen ist jetzt für die große Mehrzahl der durch Verletzungen, durch entzündliche und geschwürige Prozesse, durch Geschwülste und Steinbildung bedingten Krankheiten eine chirurgische geworden. Oft sind es akute Affektionen, bei denen nur ein frühzeitiger Eingriff das Leben zu erhalten vermag, wie der Darmverschluß, die Perforation von Magen- und Darmgeschwüren, die schweren Anfälle von Entzündung des Wurmfortsatzes, dieses gefürchteten Schädlings, mit dem wir es fast täglich zu tun haben. Dazu kommen noch die vielen Bauchverletzungen durch stumpfe Gewalt, durch Stich- und Schußwunden, die jetzt alle unmittelbar nach ihrer

Einlieferung dem Bauchschnitt unterzogen werden; so mancher Fall von Perforation des Magens und Darmes, von Ruptur der Leber, Milz, Niere wird hierdurch am Leben erhalten. — Oft sind es ferner chronische Leiden gutartiger Natur, bei denen die langwierigen Beschwerden durch die Operation wie mit einem Schlage beseitigt werden. Ich erinnere an die Entfernung des Wurmfortsatzes in der anfallsfreien Zeit, an die Lösung von Verwachsungen des Magens und Darmes, an die Anlage einer schlußfähigen Magenfistel bei Verengerung der Speiseröhre, an die Ausschaltung des narbig verengten Pylorus durch die Gastroenterostomie und namentlich an die außerordentlich vervollkommneten Gallensteinoperationen und ihre glänzenden Erfolge; denn die jetzt vielfach geübte Entfernung der steingefüllten Gallenblase, eventuell in Verbindung mit der Hepaticusdrainage, scheint das letzte Ziel zu erreichen: nicht nur die vorhandenen Steine, auch die tief in den Lebergängen sitzenden, sämtlich zu entfernen, sondern auch einer neuen Bildung von Steinen nach Möglichkeit vorzubeugen. — Oft sind es endlich maligne Neubildungen des Magens und Darmes, die in ihrem frühen Stadium durch die Resektion einer dauernden Heilung entgegengeführt werden können, während man sich in den späteren Stadien damit begnügen muß, die unerträglichen Beschwerden der Kranken zu beseitigen, indem der ergriffene Teil ausgeschaltet und eine neue Verbindung zwischen Magen und Darm oder zwischen verschiedenen Teilen des Darmes hergestellt wird. — Ein großes Kontingent stellen jetzt auch die Radikaloperationen der Unterleibsbrüche, die früher nicht gewagt wurden, während sie gegenwärtig beispielsweise in unsrer Klinik öfters bis zu zwölfmal an einem Tage ausgeführt werden. Denn die meisten Bruchleidenden mögen sich nicht mehr mit dem Tragen eines Bruchbandes befassen, seit sie durch eine gefahrlose Operation geheilt werden können.

Nur kurz erwähnt sei endlich die neugeschaffene Chirurgie der Leber, des Pankreas, der Milz, Nieren, Prostata sowie die hochentwickelte gynäkologische Chirurgie.

So hat die Chirurgie zahlreiche Organe und Krankheiten dem Messer zugänglich gemacht, die vordem allein der inneren Medizin zugewiesen waren; sie ist auf diesen Grenzgebieten stellenweise noch im Vorrücken. Aber die Grenzgebiete sind kein Zankapfel feindlicher Brüder, sondern ein gemeinsames Arbeitsfeld beider Schwesterdisziplinen zum Wohle der Kranken. Wie auch mein unvergeßlicher Freund Ernst von Bergmann sich aussprach: „Es gibt kein Grenzgebiet zwischen Medizin und Chirurgie, es gibt nur ein gemeinsames Gebiet ärztlichen Könnens."

In der Tat haben die Grenzgebiete die Mediziner und Chirurgen nicht getrennt, sondern genähert und verbunden. Entschieden bringen die Praktiker, überzeugt von der hohen Leistungsfähigkeit der Chirurgie, ihr immer mehr Verständnis und Vertrauen entgegen. Denn wie Kocher treffend sagt: Es ist nicht nötig, daß alle Praktiker chirurgisch handeln, aber durchaus erforderlich, daß sie chirurgisch denken. Chirurgisches Denken führt zu klaren Indikationen und

energischen Entschlüssen und gibt auch das richtige Verantwortungsgefühl hinsichtlich der Unterlassungssünden. Durch solche wird noch zur Stunde den Kranken hundertmal mehr geschadet als durch Fehler bei operativen Eingriffen.

Außer der Tätigkeit am Krankenbette ist es eine gemeinsame Aufgabe der Medizin und Chirurgie, in den Grenzgebieten die diagnostischen Hilfsmittel zu vervollkommnen und neue Untersuchungsmethoden zu schaffen. So ist die operative Chirurgie außerordentlich gefördert durch die modernen physikalischen, chemischen, elektrischen und bakteriologischen Untersuchungsverfahren sowie durch die Cystoskopie, Bronchoskopie, Oesophagoskopie und Romanoskopie. Von unschätzbarem Werte sind die Röntgenstrahlen geworden, deren Entdeckung uns wie die einer neuen Naturerscheinung geblendet und begeistert hat. Waren es auch anfangs nur die Chirurgen, die sich die Radioskopie zunutze machten und für die Erkenntnis der Fremdkörper sowie der Verletzungen und Erkrankungen der Knochen und Gelenke verwertet haben, so ist sie jetzt mit ihrer vervollkommneten Technik auch für die Untersuchung des Herzens und der Lungen, der Luft- und Speiseröhre, des Magens und Darms, der Nieren und Blase unentbehrlich geworden. Wer hätte noch vor kurzem gedacht, daß wir jetzt klare und scharfe Röntgenbilder des Herzens, der Aorta, der Lungen zu sehen bekommen.

Fürwahr, die Zukunft der Therapie liegt einzig und allein in dem Bündnis der Medizin und Chirurgie.

Lassen Sie uns bei diesem Ausblick in die Zukunft noch einen Augenblick verweilen. In welcher Richtung werden sich die Fortschritte der Chirurgie in der nächsten Zukunft vollziehen? Wird die operative Chirurgie nach ihrem gewaltigen Aufschwung in den letzten fünfundzwanzig Jahren noch weiterhin solche Fortschritte machen? Ich glaube nicht. Denn die operative Technik ist schon jetzt vielfach zu einem gewissen Abschluß gelangt. Und, was die Hauptsache ist, das Messer soll ja nicht die erste, sondern die letzte Instanz der ärztlichen Behandlung bilden, und wie oft erweist es sich machtlos bei allzuweit vorgeschrittenen Leiden. Die Fortschritte der Chirurgie müssen sich in Zukunft auf andern Bahnen vollziehen. Ihre Ziele liegen klar vor Augen.

Was uns vor allem bitter nottut, ist die Bekämpfung der Infektionskrankheiten durch Schutz- und Heilmittel. Wie diese Aufgabe auf dem Gebiet der inneren Medizin im Mittelpunkt der Forschung steht, so ist sie eine Lebensfrage für die Fortbildung der Chirurgie.

Das gilt hauptsächlich für die septische Wundinfektion. Denn so sicher wir sind, sie bei den selbst angelegten Wunden zu verhüten, so machtlos sind wir, sie zu heilen. Und wie viele durch Unfälle verursachte Wunden kommen stark verunreinigt, wie viele erst mit vorgeschrittener Infektion in unsre Behandlung. Werden die infektiösen Wundkeime nicht schon an der Eintrittsstelle durch die bakterienfeindlichen Einflüsse der Zellen und Körpersäfte aufgehalten und abgeschwächt, so dringen sie rasch in die Gewebe ein und folgen weiterhin den

vorgezeichneten Bahnen der Blut- und Lymphwege. Dann vermag — das lehren tausendfältige Erfahrungen — keine örtliche Behandlung der Wunde die Infektion aufzuhalten, kein antiseptisches Mittel, kein Aetzen und Brennen. Dann ist nur eine Hoffnung, wenn es gelingt, die natürlichen Schutz- und Abwehrkräfte des Organismus künstlich so zu steigern, daß sie die Infektion selbst überwinden.

Es fehlt nicht an solchen Versuchen. Die kürzlich von Bier empfohlene Stauungsbehandlung akuter Entzündungen will örtlich eine Vermehrung der Schutzstoffe herbeiführen, indem sie den Austritt von Blutserum und Leukocyten mit ihren baktericiden Kräften bewirkt. Die Stauungshyperämie als Heilmittel eitriger Entzündung — das widerspricht allerdings geradeaus allen bisherigen Anschauungen, und so mußte die Neuerung berechtigtes Aufsehen erregen. Das Verfahren ist nun überall nachgeprüft worden und hat sich wohl bei leichteren Infektionen bewährt, indem es den Schmerz lindert und den Verlauf nach dem kleinen Schnitt mit dem Messer etwas abkürzt, aber leider versagt es da, wo es am nötigsten wäre, bei den schwereren Formen der Wundinfektion.

Große Hoffnung dürfen wir auf die Ausbildung der Serumtherapie setzen. Sie ist nach dem Triumphzug des Diphtherieheilserums für alle Wundkrankheiten in Angriff genommen worden. Das Antistreptokokkenserum und Antitetanusserum ist nach verschiedenen Methoden dargestellt und vielfach angewandt worden, leider bisher mit recht unsicherem Erfolg. Sollte es einmal gelingen, Serumpräparate herzustellen, die auch bei vorgeschrittener Infektion die Keime abzutöten und die Toxine zu binden vermögen, so wird die Serumtherapie das antiseptische Prinzip unendlich erweitern und das letzte, das Schlußglied in der Kette der antiseptischen Methoden bilden.

Und noch eine Aufgabe gilt es mit allen Kräften zu fördern, die Bekämpfung der beiden verheerenden Volkskrankheiten, der Tuberkulose und Krebskrankheit. Denn auch hier bringt das Messer oft genug keine Rettung oder nur um den Preis der Verstümmelung. Vielleicht sind einige neue Errungenschaften geeignet, frohe Hoffnungen für die Zukunft zu gewähren — oder bedarf es neuer Ideen und neuer Kräfte?

Ich nenne vor allem die Bakteriotherapie und Serumtherapie; sie haben bisher als Schutz- und Heilmittel der Tuberkulose noch keine unbestrittenen Erfolge erzielt und bei der Krebskrankheit ganz versagt. Oder dürfen wir unsre Hoffnung auf die hochentwickelte chemische Therapie setzen, die uns in dem Jodoform ein örtliches antituberkulöses Mittel beschert hat? Oder auf die physikalische Therapie? Man denke an die Wirksamkeit der neuesten Lichtbehandlung: an die Erfolge des Finsenlichtes bei Lupus, an die Erfolge der Röntgen- und Radiumstrahlen bei Hautkrebs.

Wie viele solche rätselhafte Kräfte birgt wohl die Zukunft für uns in ihrem Schoße?

Möge das nächste Vierteljahrhundert dieselbe Fülle von Gaben über die Chirurgie ausschütten wie das letztverflossene. Fünfundzwanzig Jahre sind eine

kurze Spanne Zeit in der Entwicklung unsrer Wissenschaft, und wir dürfen heute bei unserm Rückblick stolz und dankbar sein wie nie zuvor. Stolz, weil die meisten Errungenschaften, wie die Ausbildung der Asepsis und ihrer bakteriologischen Grundlagen, wie die Rückenmarksanästhesie und die Röntgenstrahlen, Erfindungen deutschen Geistes sind. Dankbar, weil die moderne Chirurgie unvergleichlich humaner geworden ist und der leidenden Menschheit unschätzbare Wohltaten gebracht hat.

Die zweite Haager Konferenz

Von

Generalmajor Sir Alfred Turner

Es ist höchst wahrscheinlich, daß viele leidenschaftliche Anhänger des Friedens, deren Seelen durch ihre Hoffnungen ein wenig in die Regionen der Utopie versetzt worden sind, durch das praktische Ergebnis der Verhandlungen des zweiten Haager Kongresses enttäuscht sein werden. Es kann jedoch keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß die große Mehrheit jener, die ebenso warme Freunde des Friedens sind und die den Krieg nicht bloß für die Vereinigung und Konzentration aller Verbrechen und Scheußlichkeiten, aller Schrecken und Leiden halten, welche die menschliche Rasse zuzufügen und zu erdulden fähig ist, sondern ihn auch als die Apotheose einer Dummheit ansehen, die nur in die dunkeln und barbarischen Zeiten der Geschichte hineinpaßt, mit dem Ergebnis der Konferenz zufrieden sein werden. Diese beiden Kategorien streben nach einem und demselben Ziel, beide verabscheuen im höchsten Grade nicht nur den Krieg selbst, sondern auch die gewaltigen Lasten, welche den Rücken der Steuerzahler aufgeladen werden und die das ungeheure Anwachsen der Rüstungen fast bis zur Grenze des Erträglichen gebracht hat.

Eine dritte Klasse von Leuten, die mit Mißfallen, Argwohn und offenkundiger Verachtung auf die Verhandlungen im Haag blicken, besteht aus Menschen, die wenig Rücksicht für die Menschheit, ihr Elend und ihre Leiden haben; Menschen, deren Hauptprinzip jener Jingo-Imperialismus ist, der in der Regel nur ein Schleier ist, um selbstsüchtige und persönliche Interessen zu verdecken, Menschen wie jene, die Großbritannien in den gewinnsüchtigen und verhängnisvollen Krieg mit den Buren gestürzt und die Rußland zu seinem schweren Schaden in den Krieg mit Japan getrieben haben; aber diese Klasse braucht hier nicht in Betracht gezogen zu werden.

„Was Menschen Uebles tun, das überlebt sie,
Das Gute wird mit ihnen oft begraben!“

und noch lange Jahre, nachdem die Männer, die darauf ausgingen und darauf sannen, diese beiden Kriege zustande zu bringen, sich zu ihren Vätern werden

versammelt haben, werden ihre Länder die verderbliche Wirkung ihres Tuns verspüren.

Anderseits hat auch bisweilen ein Krieg, der einer Nation aufgezwungen wurde, ein Ergebnis gehabt, das eine Vergrößerung und Erhöhung ihrer Macht mit sich brachte, das aber nicht ihrer eignen Initiative zu danken war, weil der Krieg ihr aufgedrungen worden war und sie nur zu ihrem eignen Schutze die Herausforderung annahm und vertrauensvoll in die Arena stieg. Einen derartigen Ursprung hat der letzte große Krieg zwischen Frankreich und Deutschland gehabt; in Frankreich wankte das Kaisertum, und der Kaiser stürzte, den Rat befolgend, den bei Shakespeare Heinrich IV. auf seinem Sterbebett seinem Sohne gab:

„Darum, mein Heinrich,
Beschäftige stets die schwindlichten Gemüter
Mit fremdem Zwist, daß Wirken in der Fern'
Das Angedenken vor'ger Tage banne,“

sein Land in einen selbstmörderischen Krieg unter dem leeren und geradezu phantastischen Vorwand der spanischen Thronfolge.

Fälle dieser Art können und werden von Zeit zu Zeit vorkommen, solange die menschliche Natur und das Verhältnis der Völker so bleiben, wie sie gegenwärtig sind; und diese stets vorhandene Möglichkeit macht die Abrüstungsfrage zu einer so ungeheuer schwierigen, daß es über den Verstand eines Menschen hinausgeht, irgendeinen Plan zu einer in richtigem Verhältnis abgemessenen Abrüstung zu ersinnen, der den siebenundvierzig Nationen annehmbar erscheinen würde, deren Vertreter innerhalb der mittelalterlichen Mauern des Binnenhofs, des Schauplatzes vieler wilder und blutiger Szenen — denn hier war es, wo Jan van Oldenbarneveldt, der Großpensionär der holländischen Republik, enthauptet wurde, und hier wurden die Brüder de Witt von einer wahnwitzigen, heulenden Menge in Stücke zerrissen —, für die heilige Sache des Friedens tätig sind.

Wenn jedoch — um das Unmögliche anzunehmen — ein derartiger Plan ersonnen werden könnte und akzeptiert würde, so liegt es völlig außerhalb der Grenzen unsers Vorstellungsvermögens, anzunehmen, daß der Status quo in der Welt aufrechterhalten werden könnte, daß in Zukunft keine Differenzen und Streitigkeiten entstehen würden, oder daß nicht eine oder mehrere Nationen in Fällen von Not oder Gefahr die ihnen gesteckten Grenzen ihrer Kriegsrüstung überschreiten würden; es muß daher denen, die Ohren haben zu hören und Augen zu sehen, klar sein, daß, falls eine der Nationen, die ein Abkommen über eine Begrenzung ihrer Rüstung unterschrieben haben, diesen Vertrag brechen sollte, es kein andres Mittel gäbe, sie zum Nachgeben zu zwingen, als ein bewaffnetes Einschreiten; dieses würde, selbst wenn ein Zentralbeschluß gegen die Widerspenstigen erzielt werden könnte, viel leichter zu einem allgemeinen Konflikt und Weltkrieg, als zur Erhaltung des Friedens führen. Wie es scheint, fühlt die Konferenz (oder jedenfalls die Mehrheit der Delegierten), daß die Abrüstungs-

frage für den Augenblick nicht innerhalb des Bereiches einer praktischen Politik liegt, sondern, wenn sie erörtert würde, nicht per se zu einer befriedigenden Lösung gebracht werden könnte. Nichtsdestoweniger kann es möglich sein, daß, wenn die Menschen sich einmal an die Idee und den Brauch gewöhnt haben werden, internationale Streitigkeiten und Differenzen vor einen Schiedsgerichtshof zu bringen, statt an die Waffen zu appellieren, die Beschränkung der Rüstungen erreichbar sein wird. Dieses Resultat kann jedoch selbst dann nur erreicht werden in Verbindung mit dem Maß von Vertrauen, das eine Nation zu der Hinlänglichkeit ihrer Verteidigungsmittel haben wird, und diese Frage muß jedes Land und jede Regierung selbst entscheiden. Sie kann niemals durch einen Beschluß andrer Nationen geregelt werden, denn diese können die inneren und äußeren Bedürfnisse keines andern Landes völlig erfassen als ihres eignen, solange nicht jener ersehnte, aber noch sehr ferne Tag gekommen ist, an dem die Völker der Erde „ihre Schwerter zu Pflugscharen umschmieden werden und ihre Speere zu Sicheln: Volk wird nicht gegen Volk das Schwert erheben, noch werden sie länger den Krieg lernen."

Die Verhandlungen der Konferenz wurden in einer vornehmen und würdevollen, ihrer Bedeutung völlig angemessenen Weise eröffnet, und es hätte nichts taktvoller sein können als die Rede, mit welcher der holländische Minister des Auswärtigen die Delegierten im Namen seiner Königin bewillkommnete. Ebenso hätte nichts geeigneter sein können als die Wahl des russischen Vertreters, Herrn Nelidoff, zum Vorsitzenden der Konferenz; seine Eröffnungsrede bewies in glänzender Weise, daß er der rechte Mann für diesen Posten war. Weder in optimistischem noch in pessimistischem Ton gehalten, gab sie eine ruhige, klare und erschöpfende Darlegung der Gründe, warum die Menschheit mit Vertrauen dem Ergebnis der Arbeiten der Konferenz entgegensehen könne. Es gibt Leute, die nicht müde werden, darauf hinzuweisen, daß die erste Haager Konferenz im Jahre 1898 keineswegs die Wirkung hatte, daß Differenzen zwischen den Staaten nicht mehr mit den Waffen ausgetragen wurden, sondern daß ihr sehr bald zwei große und lange Kriege folgten; nichtsdestoweniger wies Herr Nelidoff nach, daß ihre Ergebnisse bedeutender, ersprießlicher und segensreicher waren, als die größten Sanguiniker zu hoffen oder vorherzusagen wagten. Tatsache ist folgendes: in den acht Jahren, die seit der Konferenz verflossen sind, sind dreiunddreißig Verträge geschlossen worden, viele davon in Fällen, die in früheren Zeiten zu Feindseligkeiten geführt haben würden. Der Schiedsgerichtshof im Haag hat über vier schwere, komplizierte internationale Fragen zu befinden gehabt, von denen anzunehmen ist, daß sie sehr ernstlich gespannte Beziehungen zwischen den beteiligten Mächten geschaffen haben würden, wie sie schon allzuoft einem Kriege vorhergegangen sind, wäre nicht ein hoher kompetenter Gerichtshof vorhanden gewesen, an den man sich wenden konnte, ohne seiner Würde etwas zu vergeben.

Der Streit zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten von Nordamerika über Fragen, die sich auf ein abgetretenes Gebiet in Kalifornien bezogen, war der erste Fall, der vor den Schiedsgerichtshof kam. Er wurde in befriedigender

Weise beigelegt, und es folgte darauf eine Streitfrage, die sich aus den Ansprüchen von Großbritannien, Deutschland und Italien auf eine Bevorzugung vor andern Gläubigern Venezuelas ergab. Dann kam die Angelegenheit der auswärtigen Vertreter in Japan, die sich auf den Standpunkt stellten, daß sie berechtigt seien, von der Bezahlung der Gebäudesteuer befreit zu werden. Zuletzt kam eine Streitfrage, die einen sehr ernsten Charakter hätte annehmen können, nämlich die, welche aus dem angeblichen Mißbrauch der französischen Flagge in Muskat hervorging. Alle diese Fragen wurden von dem Haager Schiedsgericht zu allgemeiner Befriedigung erledigt.

Die Einsetzung einer unparteiischen Kommission zur Untersuchung des Zwischenfalls in der Nordsee, der so nahe daran war, einen Krieg zwischen Rußland und England herbeizuführen, lieferte einen deutlichen Beweis für die große, fast unschätzbare Bedeutung der ersten Haager Friedenskonferenz. Aller Wahrscheinlichkeit nach wendete das Haager Schiedsgericht einen Krieg zwischen diesen beiden Nationen ab, über dessen Umfang, Dauer, unheilvolle Wirkungen und Ausgang kein vernünftiger Mensch eine Prophezeiung gewagt haben würde. Schon diese Fälle allein tun den Wert der Arbeit dar, welche die erste Haager Konferenz geleistet hat, und genügen selbst schon, die Berufung der zweiten großen Friedenskonferenz zu rechtfertigen. Es gibt noch immer eine nicht geringe Anzahl von Leuten, die über die Arbeit der ersten Haager Konferenz spotten und die Hoffnungen lächerlich finden, die auf das Ergebnis der zweiten gesetzt werden. Bei solchen Leuten ist der Wunsch der Vater des Gedankens; für sie hat der Friede keinen Reiz. Renan hat gesagt: „Nicht die unermeßliche Größe der Milchstraße gibt den vollständigsten Begriff von dem Unendlichen, sondern die menschliche Dummheit!“

In Großbritannien hat die Majorität der Presse die Konferenz warm willkommen geheißen und der Ansprache Herrn Nelidoffs Beifall bezeigt. Dasselbe war sogar der Fall mit einigen Organen der sogenannten „gelben Presse“, die in der Regel sich keine Gelegenheit entgehen läßt, böses Blut zwischen ihrem eignen Lande und irgendeiner andern Macht hervorzurufen, zu nähren und zu unterhalten. Vor einigen Jahren war Frankreich die Zielscheibe für ihre vergifteten Pfeile wegen des Zwischenfalls in Faschoda; jetzt werden von Zeit zu Zeit unvernünftige und verlogene Berichte veröffentlicht mit der Absicht, zu zeigen, daß Deutschland gefährliche Pläne gegen Großbritannien ausbrütet. Ein kleiner Teil der deutschen Presse strebt augenscheinlich gleichfalls danach, gespannte Beziehungen zwischen den beiden Ländern herbeizuführen, die mehr als alle andern zu ihrem beiderseitigen Wohle in Frieden und Eintracht verbunden sein sollten. Es wäre gewiß nicht unter der Würde der Konferenz, derartige Versuche von seiten der Presse, dieses im höchsten Grade mächtigen Organs des modernen Lebens, das eine so unermeßliche Macht über Gut und Böse besitzt und das bis jetzt den Krieg gemacht oder vereitelt hat, in den schärfsten Ausdrücken zu mißbilligen. Die Macht der Presse ist groß; ihre Verantwortlichkeit ist noch größer, und wenn ein oder zwei Paragraphen des Konferenz-

berichts dazu verwendet würden, die Welt in nicht mißzuverstehenden Worten auf die schreckliche Gefahr für den Frieden hinzuweisen, welche die Presse durch das Schüren der Streitigkeiten zwischen den Nationen hervorrufen kann, so könnte diese Warnung weit segensreichere Erfolge zeitigen, als sich durch leere und verfrühte Erörterungen über das Thema der Abrüstung erreichen ließen, die nur enden können, wie sie beginnen würden, mit einer „vox et praeterea nihil“.

Wir wollen hier in keiner Weise anregen, daß die Freiheit der hetzerischen Presse eingeschränkt werden sollte, aber es ist einleuchtend, daß eine entschiedene Meinungsäußerung in einem von den Delegierten der siebenundvierzig Nationen ausgehenden Bericht eine gewaltige moralische Wirkung hervorbringen würde, indem den verderblichen Machenschaften gewisser Preßorgane, die Streit erregen und gespannte Beziehungen zwischen den Nationen der Erde hervorrufen, Grenzen gesetzt würden.

So hat die erste Haager Konferenz ihre Spur hinterlassen, indem sie das Schiedsgericht in Wirksamkeit gebracht hat, und sie hat den Beweis geliefert, daß ein solches Schiedsgericht mit ausgezeichneten Erfolgen in Anwendung gebracht werden kann. Die Aufgabe der gegenwärtigen Konferenz scheint sich auf die Erreichung zweier Hauptziele zu erstrecken: das erste ist, das Prinzip des Schiedsgerichtes zu entwickeln und zu erweitern und so die Streitigkeiten, die zwischen den Nationen entstehen können, ohne Appell an die Waffen beizulegen; das zweite ist, die Schrecken und Leiden des Krieges nicht nur für die Kämpfenden, sondern auch für diejenigen, die indirekt von ihren Feindseligkeiten betroffen werden können, zu mildern.

Als ein Teil des ersten Hauptzieles muß hier die äußerst wichtige Frage der Kriegserklärung erörtert werden. Es ist in letzter Zeit bei vielen Leuten in Großbritannien sehr gebräuchlich geworden, die Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Kriege zu lenken, die ohne das Vorspiel einer förmlichen Kriegserklärung begonnen worden sind, und es ist dies als ein gewichtiges Argument für den obligatorischen und allgemeinen Militärdienst vorgebracht worden. Ein derartiges Argument ist nicht stichhaltig; wenn auch in früheren Zeiten Kriege unter solchen Umständen unternommen worden sind, so sind doch in neueren Zeiten keine begonnen worden ohne einen vorhergehenden Streit, der gespannte Beziehungen hervorrief und deshalb beide Teile veranlaßte, auf ihrer Hut zu sein und für die schlimmsten Eventualitäten Vorbereitungen zu treffen. Immerhin ist es besonders wichtig, daß alle Mitglieder der Konferenz ein förmliches Uebereinkommen schließen, daß kein Krieg begonnen werden darf ohne förmliche Erklärung nicht nur an die feindliche Nation, sondern auch an die Regierungen aller jener Länder, deren Delegierte an der Konferenz teilgenommen haben, und daß alle Feindseligkeiten ohne gebührende Ankündigung nachdrücklich gebrandmarkt und mißbilligt werden sollen. Durch einen derartigen Beschluß der Konferenz würde die größtmögliche Aussicht geschaffen werden, das Kriegsgespenst zu beschwören, und es würde leeren und törichten Befürchtungen von der Art,

wie sie sowohl in England wie in Deutschland zum Ausdruck gebracht worden sind, d. h. Befürchtungen eines plötzlichen Angriffs und einer Invasion von der andern Seite, ein Ende gemacht werden. Dieser überaus wichtige Gegenstand nimmt glücklicherweise die ernste Aufmerksamkeit der Delegierten in Anspruch, und wiewohl in bezug auf Einzelheiten noch Meinungsverschiedenheiten bestehen, so scheinen doch alle im Prinzip einig zu sein. Selbst wenn das einzige Ergebnis der zweiten Haager Konferenz die bestimmte Aufstellung eines Gesetzes bleiben sollte, dessen Verletzung von selbst den Delinquenten außerhalb des guten Einvernehmens der Nationen stellen würde, indem bestimmt würde, daß man zu einem Krieg erst dann schreiten darf, wenn die schiedsgerichtliche Entscheidung des Streites mißlungen ist, und daß er erst nach einer vorschriftsmäßig abgefaßten und übermittelten förmlichen Kriegserklärung begonnen werden darf, so wird ihre Arbeit mit Segen für die Menschheit beladen sein und ihre Berufung wird mehr als gerechtfertigt bleiben.

Eine der treffendsten Stellen in der Ansprache Herrn Nelidoffs war die Widerlegung der von vielen, zumeist militärischen Autoritäten vertretenen Ansicht, daß die Kriege so grausam und vernichtend wie möglich geführt werden müßten, weil, je größer die durch sie verursachten Leiden seien, um so mehr die Nationen sie vermeiden und sie um so schneller zu Ende gebracht werden würden. Dies ist ein sehr anfechtbares Argument, das an die Grausamkeit mittelalterlicher Zeiten erinnert; es verlangt die Begehung schrecklicher Uebeltaten, damit — vielleicht — recht viel Segen daraus hervorgehe. Die Schrecken der Kriege früher Zeiten waren unsagbar, aber ihre Dauer ging weit über die der heutigen Kriege hinaus; anderseits haben die Milderungen der Kriegsgebräuche, die menschenfreundliche Behandlung der Gefangenen und Verwundeten und die humanitären Maßregeln von heutzutage gewiß nicht eine Neigung zum Kriegführen zur Entwicklung gebracht, sondern die Nationen einander nähergeführt, indem sie ein Gefühl der Verwandtschaft hervorriefen, aus dem mit der Zeit das der Brüderlichkeit werden wird, den Männern zur höchsten Ehre, welche die Initiative zu der ersten Haager Konferenz ergriffen haben.

Der Schutz des Privateigentums zur See und die Abgrenzung der Konterbande sind Fragen von der höchsten Wichtigkeit, hinsichtlich deren es noch vor wenigen Jahren selbst dem größten Sanguiniker nicht in den Sinn gekommen wäre, daß es möglich sein würde, sie zum Gegenstand einer internationalen Erörterung zu machen. In verhältnismäßig neuer Zeit noch wurden Kaperbriefe ausgestellt, welche die Inhaber autorisierten, Kaperschiffe auszurüsten zu dem Zweck, Handelsschiffe zu erbeuten und das Privateigentum derer zu plündern, die dem Lande der feindlichen kriegführenden Partei gehörten. Eine derartige legalisierte Seeräuberei würde heutzutage unbedingt nicht mehr geduldet werden, aber es sind noch weitere Maßregeln erforderlich, um das Eigentum von Körperschaften oder Einzelpersonen zur See zu schützen, die keinen Anteil am Kriege haben. Wenn ein Beschluß in diesem Sinne erreicht und akzeptiert wird, so wird dieses Uebereinkommen den Besitz von Schiffen zur Zerstörung

des feindlichen Handels und zum Schutz des eignen unnötig machen und einen entscheidenden Schritt zur Beschränkung der Rüstungen darstellen. Ein solcher Beschluß würde überdies der Kriegführung viel von ihrer Grausamkeit und Härte nehmen und die kämpfenden Nationen leichter geneigt machen, das Schwert in die Scheide zu stecken, als wenn zahllose Menschen auf der einen oder andern Seite unter dem Gefühl des ihnen und ihren Lieben oder den ihnen Nahestehenden zugefügten Unrechts und Schadens zu leiden hätten.

Die Beschränkung und Regelung des Gebrauchs von Minen und andern schrecklichen Zerstörungsmaschinen wird zweifellos durch die Verhandlungen der Konferenz in keinem beträchtlichen Maße gefördert werden.

Es wird nicht unangebracht sein, hier den unablässigen Bemühungen des Premierministers Sir Henry Campbell-Bannerman in Sachen des Friedens die aufrichtige Anerkennung zu zollen, die sie verdienen, und auf die Worte Bezug zu nehmen, die er erst jüngst an eine Versammlung des National Peace Congreß in Scarborough gerichtet hat. Der Minister schrieb, daß die Sache des Friedens größeren Einfluß auf den menschlichen Sinn gewinne, daß ihre Verfechter in einem bestimmteren und vertrauensvolleren Tone sprechen und daß, wenn die Haager Konferenz eine Erweiterung des Gebietes schiedsrichterlicher Entscheidung zum Ergebnis habe, wir weiteren Grund zur Zuversicht und einen neuen Ansporn zur Betreibung und Ausdehnung einer internationalen Propaganda für die Einschränkung der Rüstungen haben.

Es ist in der Tat ein Glück, daß zur selben Zeit, wo die Friedenskonferenz im Haag tagt, ein Premierminister und eine Regierung an der Spitze unsres Landes stehen, die eine entschiedene Sympathie für die Zwecke und Ziele dieser hervorragenden Körperschaft haben, eine Regierung, die ungleich ihrer imperialistischen Vorgängerin die Nation so weit wie irgend möglich vor den Schrecken und Leiden des Krieges schützen möchte.

Indessen dürfen wir auch nicht zu viel von der jetzigen Haager Konferenz erwarten. Obwohl man annehmen kann, daß sie die Sache des Friedens um einen Schritt weiter vorwärts bringen wird als ihre Vorgängerin, so müssen doch erst noch auf die zweite Konferenz eine dritte, vierte und noch weitere folgen. Jede wird den geheiligten Zweck dieser Reihe fördern, bis die Zeit kommt, wo Staaten und Individuen gleicherweise sich schämen und schaudern werden bei dem Gedanken, je einen Krieg zu beginnen, der nicht absolut und ausschließlich der Verteidigung ihrer Rechte gilt, — die Zeit, wo ein ländergieriger, ehrgeiziger Eroberer von den Völkern der Erde als ein Verworfener und Verbrecher angesehen werden wird.

Dieser gesegnete Zustand liegt noch in weiter Ferne, und obwohl wir, wie Herr Nelidoff zu den Delegierten sagte, den Traum vom ewigen Frieden nicht aufgeben dürfen, weil die Menschen immer nach einem hohen und oft unerreichbaren Ideal streben sollten, müssen wir uns doch gegenwärtig halten, daß wir in unsrer Generation nur zum Teil die Nebel zerstreuen können, welche die göttlichen Strahlen des Friedenssternes hindern, die Erde zu erreichen; trotzdem

werden wir, wenn es uns gelingt, den Weg für dieses Licht auch nur auf eine kleine Strecke aufzuhellen, eine hohe Mission in dieser unsrer Zeit erfüllt haben durch einen Fortschritt in der geheiligten Sache des Friedens, welcher der Menschheit reichen, unberechenbaren Segen bringen wird.

George Bernard Shaw

Von

Archibald Henderson,

Professor an der Universität von North Carolina [1])

In der literarischen Bewegung der Gegenwart gibt es keine fesselndere oder aufreizendere Gestalt als die des „Molière unsrer Tage", George Bernard Shaw. Sein Ruf gründet sich in nicht geringem Maße auf sein Talent für eine komische Mischung von Selbstlob und Selbstverspottung; der sprichwörtliche Karren und die Trompete des sozialistischen Redners sind seine getreuesten Werkzeuge gewesen in dem langen Feldzug, den er so leichtherzig gegen die Unbekanntheit unternommen hat. Durch seine komische Rolle eines „Enfant terrible" abgestoßen, erklären viele Kritiker ohne Zögern, daß zwischen dem, was Herr Shaw sagt, und was er in Wirklichkeit denkt, keinerlei logischer Zusammenhang besteht. Das wirklich Wahre an der Sache ist, daß ungleich dem sprichwörtlichen Engländer, der sich schwermütig amüsierte, Herr Shaw ein Irländer ist, der lustig schafft. Die ernstesten Wahrheiten spricht er im Tone eines frivolen Scherzes aus, und sein Spott ist am lebhaftesten, wenn seine Ueberzeugungen am stärksten beteiligt sind. Der ausgesprochen französische Zug, im Spaß zu sagen, was er im Ernst meint, belebt seine Werke mit dem echten „Esprit Gaulois", und er freut sich nie mehr, als wenn sein Zeitvertreib ist, „épater le bourgeois" mit seltsamen und ungewöhnlichen Wahrheiten, die durch das glänzende Prisma seines eignen Temperamentes blendend reflektiert werden.

„Ich bin Irländer, Vegetarier, Teetotaler, Fanatiker, Humorist, ein gewandter Lügner, Sozialdemokrat, Vortragender, Redner, Musikfreund, ein heftiger Gegner der gegenwärtigen Lebensbedingungen der Frau und ein Verfechter des Ernstes der Kunst" — voilà Shaw! Der erstaunlichste Zug in Herrn Shaws Selbstporträt ist seine Wahrheitstreue. Von allen leichtfertigen Beschuldigungen, die gegen ihn erhoben werden, ist keine leichtfertiger als die der Leichtfertigkeit. Obwohl es bekannt ist, daß er seine Scharlatanrolle bewußt spielt, haben seine Freunde allein entdeckt, daß seine öffentliche Eitelkeit nur von seiner persönlichen Bescheidenheit übertroffen wird, und ich weiß von ihm, daß er in Wirklichkeit

---

[1]) Professor Henderson ist der Verfasser einer erschöpfenden Biographie Shaws, die demnächst gleichzeitig in England und Amerika erscheinen wird.

einer der wenigst eingebildeten Menschen ist. Ein Satz in einem der ersten Briefe, die ich von ihm erhalten habe, beweist, wie sehr er im wesentlichen mit Goethe und Balzac übereinstimmt in der Ansicht, daß Genie die Fähigkeit zu unendlichen Anstrengungen ist. „Es gibt nichts Heilloseres," schrieb er mir, „als die Meinung, daß meine Werke bloß das Spiel eines entzückend geistreichen und absonderlichen Salonhelden sind; sie sind das Ergebnis vollkommen ehrlicher harter Arbeit, die in der albernsten romanschreibenden Jugendlichkeit begonnen hat und seit fünfundzwanzig Jahren Tag für Tag fortgesetzt worden ist." Jetzt ist ihm endlich sein Lohn geworden und sein Name ist auf den Lippen aller seiner Zeitgenossen. Bernard Shaw ist in der Tat ein Name, auf den man schwören kann, und berufene Kritiker geben ihm den Titel des glänzendsten lebenden Lustspieldichters. Sein Talent ist, wie der große englische Kritiker William Archer erst vor kurzem sagte, jetzt auf seinem Höhepunkt. An Popularität in allen englischsprechenden Ländern übertrifft der keltische Satiriker weit den norwegischen Seher. Shaws glänzende Stücke werden auf den größten Bühnen Europas — in Berlin, Dresden, München, Wien, Brüssel, Kopenhagen, Budapest — aufgeführt; und viele von ihnen sind bereits oder werden gegenwärtig ins Französische, Deutsche, Dänische, Norwegische und andre Sprachen übersetzt. Eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit, satirischer Witz und ein scharfgeschliffener Stil haben ihn glücklich über die Barriere der Uebersetzung gebracht. Wie mit einem Diamant von besonderer Härte und außergewöhnlichem Feuer hat er seinen Namen in klarer Handschrift in die polierte Oberfläche der Zeit eingegraben.

Es ist keine eitle Prahlerei von Bernard Shaw, wenn er behauptet, daß er heutigentags der fleißigste Mann in England sei; es ist dies eines seiner vielen wahren Worte, die er im Scherz sagte. Daß Herr Shaw nicht für die Presse eingenommen ist, ist hauptsächlich der Tatsache zuzuschreiben, daß die englischen Zeitungen in erster Linie für das Entstehen dessen verantwortlich sind, was man „Shaw-Tradition" nennen kann — eine mythische Erscheinung, die wie der Weihnachtsmann oder John Bull entstanden ist. Und doch rücken ihn seine eignen unkonventionellen Ansichten beständig in den Brennpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit. Der schwarzgewichste Stiefel, das geplättete Hemd und der Zylinderhut erhalten ihr Teil wohlverdienter Verdammung von seiten dieses ausgesucht eignen und sauberen Mannes; er trägt mit Vorliebe Jägerunterwäsche und Khakiüberkleider, und mit seinem weichen Hemd, seiner grünen Krawatte und seiner auffallend unkonventionellen Erscheinung sticht er in jeder Gesellschaft von allen andern ab. Seine Manuskripte sind nicht weniger fehlerlos, als es die von Ibsen selbst waren, sie sind in einer sehr schönen, klaren, kleinen Handschrift geschrieben, ohne Klecks oder Rasur vom Anfang bis zum Ende. Wie sein berühmter Landsmann, der verstorbene Oskar Wilde, ist Bernard Shaw ein brillanter Plauderer — schlagfertig antwortet er auf jede Bemerkung, über alle und jede Themata spricht er mit scharfem Witz und gewinnender Offenheit. Es ist charakteristisch für diesen klaren Denker, daß er niemals um ein Wort verlegen ist, und sein leicht irländischer Akzent verleiht dem, was wie ein geistvoller,

sorgfältig vorbereiteter Vortrag klingt, Charakter und Reiz. Der durchschnittliche, beschränkte Engländer erkennt nicht, daß Bernard Shaw, wie Mark Twain, zuerst, zuletzt und zu jeder Zeit Humorist ist: seine Aeußerungen müssen immer mit einem Korn keltischen Salzes aufgenommen werden. Kein Gedanke falscher Bescheidenheit schreckt ihn von der äußersten Aufrichtigkeit ab, und als ihn jüngst jemand fragte, welchem Umstand er den bedeutenden Erfolg seiner Stücke zuschreibe, erwiderte er ohne Scheu: „Ihrem Werte.“ Die öffentlichen Reden, die einen so großen Teil seiner Zeit in Anspruch nehmen, sind satirisch und sprühend, köstlich sowohl durch den Mangel an Ehrfurcht und die Mißachtung der Konvention wie durch die Seltsamkeit der Ausdrücke und den Reiz der Charakteristiken. Sport, Blutvergießen, Krieg reizen die unbarmherzige Kritik dieses vollendeten Humanitariers an; in seinen Neigungen ist er ein Asket, wie Wagner, Shelley und Tolstoi, ein Vegetarier der strengsten Observanz. Daß er absolut aufrichtig ist in seinen Idealen und Reformansichten, ist über jeden Zweifel oder Verdacht erhaben. Und erst kürzlich sagte einer seiner intimsten Bekannten: „Er ist einer der aufrichtigsten und uneigennützigsten Männer, denen ich je begegnet bin. Er würde nicht um eine Million Dollar ein Kompromiß mit einer Ueberzeugung schließen.“

In manchen Kreisen herrscht in bezug auf Bernard Shaws Stellung der Welt und der Menschheit gegenüber eine völlig falsche Anschauung. Shaw für einen Zyniker und Pessimisten zu halten, heißt so viel, als seine Philosophie gründlich mißzuverstehen. Es ist bezeichnend, daß dieser Sozialist und Evolutionist sich gegen den Materialismus eines Marx und Darwin entschieden auflehnt; in Briefen an mich hat er mehr als einmal auf geistige Blutsverwandtschaft mit Schopenhauer, Wagner und Nietzsche Anspruch erhoben. Die Verdammung von Schopenhauers Pessimismus geht in Shaws Philosophie Hand in Hand mit der Verherrlichung des Willens zum Leben, den er die Lebenskraft genannt hat. In England fand Nietzsches Philosophie konkreten Ausdruck in „The Quintessence of Ibsenism“, das geschrieben worden ist, ehe Shaw überhaupt eine Zeile von Nietzsche gelesen hatte. Und, wie er mir einmal schrieb, weist die Shawsche Philosophie Punkte von engerem Zusammenhang mit den Ideen von Belfort Bax und Stuart-Glennie als mit denen Strindbergs oder Nietzsches auf. Als Brandes zu Ibsen sagte: „Es gibt kranke Kartoffeln und es gibt gesunde Kartoffeln,“ erwiderte Ibsen: „Ich fürchte, daß mir keine von den gesunden Kartoffeln zu Gesicht gekommen ist.“ Weit entfernt, solch einen Mangel an Glauben an die Menschheit zu haben, wie er sich hier bei Ibsen zeigt, mit dem er häufig verglichen wird, ist Shaw fest überzeugt von der innerlichen Tüchtigkeit, Gesundheit und dem endlichen Fortschritte der Rasse. Alles Reden über „Fortschritt mit großem F“ — wissenschaftliche Erfindungen, neue Entdeckungen, zunehmendes Beherrschen der Natur — erklärt er für bloßes „Gänsegeschnatter“, wenn es nicht auf den geistigen Fortschritt der Menschen zielt. Wie Ibsen, der Vorkämpfer einer höheren Geisteskultur, verlangt Shaw jene unblutige Revolution der Seele — eine Revolution des menschlichen Geistes. Gesunde Aktivität gibt

den Grundton an für den Weltfortschritt; und Shaws System ist auf der triumphierenden Autonomie des Individuums begründet. „Die einzig wahre Lebensfreude," sagt er in seiner bündigen Ausdrucksweise, „ist, für einen Zweck gebraucht zu werden, den man selbst als einen hohen erkennt — gänzlich aufgebraucht zu sein, ehe man zum alten Eisen geworfen wird —, eine Naturkraft zu sein nnd nicht ein Bündel von Klagen; und die einzige wahre Lebenstragödie ist, von persönlich gesinnten Menschen zu Zwecken benutzt zu werden, die man als niedrig erkennt — alles andre ist nur Unglück und Los der Sterblichkeit." Für Bernard Shaw ist der Sozialismus selbst nichts mehr und nichts weniger als ein rationalisierter, organisierter, eingekleideter und vernünftiger Individualismus. Gegen den entmutigenden Pessimismus Shakespeares, seine deprimierende Wirkung auf das Gefühl der menschlichen Lebenskraft protestiert er mit der rhapsodischen Inbrunst eines Nietzsche, mit dem er eins ist in der Bejahung des unvergänglichen Lebens. Die Ideale Shakespeares sind, da sie die Ideale seiner Zeit waren, gewiß nicht die Ideale der unsrigen. Shakespeare hatte — um ein klassisches Zitat umzukehren — in der Philosophie und Soziologie Bedeutung für ein Zeitalter und nicht für alle Zeiten. Vom stärksten Sinn für soziale Solidarität durchdrungen und tief überzeugt von dem innersten Zusammenhang des sozialen Organismus, stellt sich Shaw als Humanitarier, als Optimist und Meliorist in Gegensatz zu Shakespeare. In einem Augenblick erhabener Beredsamkeit sagte er kürzlich: „Ich bin der Ansicht, daß mein Leben der ganzen Allgemeinheit angehört, und solange ich lebe, ist es mein Vorrecht, für sie zu tun, was ich kann. Ich will verbraucht werden, denn je angestrengter ich arbeite, desto mehr lebe ich. Ich freue mich des Lebens um seiner selbst willen. Es ist kein ‚kleines Licht' für mich. Es ist eine Art prächtiger Fackel, die ich für den Augenblick zu halten bekommen habe, und ich möchte sie hell flackern lassen, ehe ich sie künftigen Generationen übergebe."

Das zeitgenössische englische Drama besitzt in Bernard Shaw die hervorragendste Persönlichkeit seit den Tagen seines Landsmannes Richard Brinsley Sheridan. Ebenso wie der „gute Geschmack" Shaws soziale „bête-noire" ist, so ist die Konvention seine „bête-noire" im Reich der dramatischen Kunst. Seiner Ansicht nach werden die Gesetze ersonnen, nicht um befolgt, sondern um übertreten zu werden. Die Pest seines Lebens ist der Grundsatz: „Die Gesetze des Dramas werden von den Gönnern des Dramas gegeben." In der Sprache eines großen Mannes: „Um frei zu sein, darf man sich nicht unterwerfen." Eine Verwandtschaft mit Oskar Wilde zeigt er, wenn er leugnet, daß das Publikum der Gönner des Dramatikers ist; für ihn ist der Dramatiker im Gegenteil der freigebige Gönner des Publikums. Die Kunst ist keine Unterhaltung; nur unsägliche Dummheit kann die Ansicht aufstellen, daß es der Beruf des Künstlers sei, die Leute zu unterhalten. Der Charakteristik Arthur Bingham Walkleys zum Trotz lehnt Shaw den Titel eines „Vergnügungslieferanten" ab; wollte er eine künstlerische Schule gründen, würde er dies im Interesse und im Dienst der Menschheit tun. Der phantasievolle Irländer spricht in Ueber-

einstimmung mit Napoleons Wort aus, daß es die Phantasiemenschen sind, welche die Welt regieren; und wer sind die großen erfinderischen Kräfte der Welt, wenn es nicht die Künstler sind? „Ihr tätet besser, eure Geistlichkeit, eure Doktoren, eure Rechtsgelehrten und eure Geschäftsleute zu vernachlässigen, als eure Künstler," sagte er unlängst, „denn jene Männer tun schließlich nie etwas, was eure Phantasie erregt. Ihre Schlechtigkeit beeinflußt nur einen Kreis um sie selbst her. Laßt eure Künstler schlecht werden, und eure Kinder werden schlecht werden."

Durch das Medium des Dramas bringt uns Bernard Shaw die Notwendigkeit der vollen Entfaltung der Seele durch Anpassung an die Natur und die Wirklichkeit eindrucksvoll zum Bewußtsein. Die „Roerlundschen Lebensansichten" haben ihn niemals in ihrem Bann gehalten; es gibt keine größere Torheit als die des ungesunden Enthusiasten, der immer das Banner des Ideals hochhält. Von Grund aus gefährlich sind alle Ideale, die, nach Henry van Dykes Ausspruch, „der Gewalt des Verwebens in menschlichen Stoff auf dem Webstuhl der Wirklichkeit nicht standhalten können". Jeder Erfolg im menschlichen Fortschritt kommt zustande durch das Abstoßen irgendeines verbrauchten Ideals, und nach Shaw wie nach Wilde ist die Wahrheit eine flüssige, keine feste Masse — eine nebenhergehende Funktion der Zivilisation. „Das Ideal ist tot. Lang lebe das Ideal!" ist der Inbegriff alles menschlichen Fortschrittes. Und so sehen wird Bernard Shaw in seinen Stücken ungestüm auf die verbrauchten Ideale und anachronistischen Wahrheiten unsrer kraftlosen und heuchlerischen Zeit losschlagen. Shaw wetteifert mit Ibsen in der Schilderung des demoralisierenden Einflusses des „befleckten Geldes", der unheilvollen Wirkung, die es durch die Erniedrigung des moralischen Kurses übt. Die soziale Schuld der Allgemeinheit, ihre Unterlassungssünden und ihre gewissenlose Lethargie werden mit aller soziologischen Gesundheit eines Brieux dargestellt. Der Witz eines Gilbert und das Paradoxe eines Wilde wirken zusammen in der Schilderung des Bankrotts des Heldentums, der Lügen romantischer Leidenschaft, des Flugsandes ehelichen Glückes, der Heuchelei der „Respektabilität", der Scharlatanerie der Wissenschaft und der Notbehelfe der Religion. In der Atmosphäre Offenbachs und bei einem Motiv Meilhacs und Halévys werden wir in ein Bulgarien einer komischen Oper, nach einem imaginären Marokko, in ein unmögliches Amerika oder in ein possenhaftes Aegypten versetzt; aber immer ist die Schilderung der menschlichen Natur auf die Wirklichkeit gegründet und entzückt durch den ironischen Charakter ihrer Selbstenthüllung. Die Personen schaffen selbst die Verwicklungen, in die sie verstrickt werden; sie werden von dem Verhängnis der unbarmherzigen Konsequenzen verfolgt, die sich aus ihren eignen Handlungen ergeben.

Unter Mißachtung der Scribeschen Formel von der „pièce bien faite" paßt Shaw die dramatischen Regeln seiner Auffassung von der dramatischen Kunst an. Man kann tatsächlich sagen, daß er eine neue dramatische Form geschaffen hat — den Konflikt nicht sowohl von Willenskräften als von entgegen-

gesetzten Ideen und Meinungen. Das Fehlen der technischen Geschicklichkeit und dramaturgischen Gewandtheit Pineros wird ausgeglichen durch unerschöpflichen Geist und Erfindungsgabe — mit einem Wort durch tiefes, weitreichendes Verstehen der dramatischen Kunst. Die „Intransigenz" seiner Haltung verrät sich darin, daß er sich der Vorrechte der dramatischen Kunst bedient, ohne sich ihren unvermeidlichen Einschränkungen zu entziehen. Die Anwendung aller technischen Mittel für seine eignen individuellen Zwecke gibt ihnen einen Anschein von seltsamer Neuheit durch die reizvolle und originelle Art der Behandlung. Im Grund und im Wesen ist Bernard Shaw mehr Denker und Philosoph als Poet; und seine Stücke strotzen und sprühen positiv von Ideen. Nach Shaws Ansicht ist der Gedankeninhalt das wahre Kriterium der Größe in der Kunst, wenn die Gedanken der lebendige Ausdruck von Energie und Ueberzeugung sind. Selbst seine Verkleinerer können nicht leugnen, daß er eine der emanzipiertesten Intelligenzen unsrer Zeit ist; und sein Hauptreiz liegt in dem Umstand, daß er kaum eine einzige Zeile geschrieben hat, die nicht von echter komischer Ironie beseelt ist. Wenn Shakespeare ein Genie vollkommener Objektivität war, so ist Shaw ein Genie der Selbstschilderung. Daß er sich mit jedem seiner Charaktere identifiziert, ist nur eine andre Art, zu sagen, daß es ihm vom Standpunkt des Dramatikers aus an Gewissen mangelt. Wenn auch über seinen Stücken dann und wann der melancholische Leichtsinn eines Becque liegt, so werden sie doch häufiger von dem herzlichen Spott eines Wedekind oder den phantastischen „niaiseries" eines Robertson erhellt. Jemand hat Shaw scharf als die lebendige Verkörperung von Hebbels idealem komischem Dichter charakterisiert; die vis comica ist die Quelle und der Ursprung seiner bizarren Kunst. Es mag richtig sein, daß er ernst genommen zu werden wünscht, doch ist es unbestreitbar, daß er sein Leben darauf verwendet hat, die Leute zu ermahnen, sich vor feierlichem Ernst zu hüten. Diese Dichtungsform, die er einmal in einem persönlichen Briefe als „die Kunst phantasievollen Lügens" charakterisierte, ist das besondere, bezeichnende Produkt seiner Feder. Seine fundamentale Lehre ist in dem Ausspruch kristallisiert, daß die Dichtung, weil sie das Leben zusammendrängt, ohne es zu fälschen, weit eindrucksvoller und lehrreicher ist als die Tatsachen mit all ihrer Belanglosigkeit, Inkonsequenz und Vernunftwidrigkeit. Wie Browning, der große Prosadichter, hat Shaw das wahre künstlerische Ideal:

„Den Menschen als Menschen zu schildern, was immer das Ergebnis sein mag."

Und bei dem Bernard Shaw von heute scheint das Ergebnis nicht mehr zweifelhaft zu sein.

Der Papst und die Benediktiner

Als Leo XIII. seinen großen Plan faßte, auch die Benediktiner, deren ganze Verfassung einer Zentralisierung widerstrebt, in gewisser Weise zu einigen, konnte man gespannt sein, wie das Experiment ausgehen würde. Bei einigen andern Orden, die keine verfassungsmäßigen Hindernisse boten, war ihm das gut, wenn auch erst nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten, gelungen.

Als die Arbeiten für die Zusammenfassung der Monachi nigri in die Wege geleitet wurden, stellte es sich bald heraus, daß man, sollte der Erfolg gesichert werden, neue Wege wandeln mußte, die vom bisher befolgten Schema der Ordensvereinigungen grundsätzlich abwichen. Der Widerstand der starken und mächtigen Kongregationen, die sich unter den Benediktinern gebildet hatten, der uralten reichen und angesehenen Abteien in Oesterreich und Ungarn, die Schwierigkeiten bei den brasilianischen Klöstern, die Furcht der Kongregationen oder alleinstehenden Abteien, ihre stets hochgehaltene Unabhängigkeit einzubüßen, ließen mehr als einmal den Plan als sehr gefährdet erscheinen.

Zwei Dinge muß man hervorheben, die Leos klugem Weitblick zu danken sind, wenn man den schließlichen Erfolg des Planes ins Auge faßt. Die Gründung einer Zentralanstalt zur Ausbildung von tüchtigen Professoren für die einzelnen Abteien machte viele Gegner milder gesinnt, weil die Beschaffung guter Professoren zur Heranbildung des Nachwuchses von vielen alleinstehenden Abteien oft nur unter den größten Opfern und Schwierigkeiten hatte geleistet werden können. Dadurch, daß Leo diese Schwierigkeit beseitigte, machte er sich viele Aebte zu Freunden, die sonst seiner Zentralisierungsfahne unter keinen Umständen gefolgt wären. Und zwingen konnte auch der Papst diese Herren nicht. Leos Menschenkenntnis wählte sich als Mitarbeiter an dem Plane den trefflichsten, klügsten und, wenn man will, schlauesten Diplomaten aus, über den die große Benediktinerfamilie in den letzten fünfzig Jahren hat verfügen können: den Abt von Maredsons in Belgien, Grafen Hildebrand de Hemptinne. Daß er zur strengen Observanz der Benediktiner gehörte, sprach in weiten Kreisen gegen ihn, und man begriff zuerst diese den Oesterreichern und Ungarn völlig unsympathische Wahl nicht. Aber Leo wußte, mit wem er es zu tun hatte. Gelang es ihm, die Mehrzahl der Aebte einmal zu gemeinschaftlicher Aussprache zusammenzubringen, so würde Abt de Hemptinne schon Mittel und Wege finden, das gegen ihn bestehende Mißtrauen zu zerstreuen.

Als es nun wirklich zu einer ersten feierlichen Aebteversammlung kam, ging alles genau so, wie Leo es vorhergesehen hatte. Man sah ein, daß die Pläne des Papstes durchaus gemäßigte waren, daß von eigentlicher, wirklicher Unterstellung unter ein gemeinschaftliches Haupt — also teilweiser Verlust der Selbständigkeit der Abteien — nicht die Rede sein könne; Leo erstrebte nur eine oberste Vertretung des Ordens in Rom in Gestalt eines Abtprimas, den man

strenggenommen nur als beglaubigten Botschafter der sämtlichen Zweige der schwarzen Benediktinerfamilie beim Heiligen Stuhle ansehen kann. Weiterhin merkte man, daß Abt de Hemptinne kein Fanatiker seiner Observanz war, soweit die andern Observanzen in Frage kamen. Es schob sich schließlich alles so, daß Leos Pläne angenommen und ihm die erstmalige Ernennung eines Abtprimas überlassen wurde.

Unter Beibehaltung seiner Stellung als Abt von Maredsous wurde nun Graf Hildebrand de Hemptinne zum Abtprimas vom Papste ernannt, und er wirkt in dieser Stellung zur großen Zufriedenheit des Heiligen Stuhles und zur großen Unzufriedenheit seiner belgischen Abtei schon lange Jahre. Daß die Maredsolaner ihren Abt nur im Sommer, gewissermaßen auf Gastrollen, sehen, ist ein großer Nachteil, und die Abneigung gegen die Verkoppelung der beiden Aemter in der Person ihres Abtes nimmt von Jahr zu Jahr an Schärfe zu. Auf lange hinaus ist das Verhältnis nicht mehr haltbar; dann heißt es entweder bloß Abt oder bloß Abtprimas sein.

Wie dem auch sei, die Einrichtung des Primates wird jetzt auch von denjenigen Abteien als nützlich empfunden, die früher nichts von einer solchen Sache hatten wissen wollen. Die trotzige, von Leo gebaute, den Aventin beherrschende Burg, in der das internationale Benediktinerkolleg von Sant' Anselmo untergebracht ist, hat es den meisten angetan. Hier residiert der Abtprimas, ohne daß ihm die Anstalt im technischen Sinne unterstellt wäre. Er ist dort zu Gast, der für seinen und der Seinen Unterhalt dem Pater Hausverwalter verantwortlich ist. Rektor des Kollegiums, das durchaus den Zuschnitt einer philosophisch-theologischen Fakultät von hoher Leistungsfähigkeit hat, ist der Belgier Dom Laurenz Janssens.

Erkundigt man sich nach diesem Rektor, so erhält man von sachverständiger Seite das folgende Bild:

Die mittelgroße Gestalt des Dogmatikprofessors ist zart gebaut. Feine, etwas weibliche Linien lassen die Gesichtszüge sympathisch erscheinen. Gute Manieren sind Dom Lorenzo eigen, und mit den meisten Europäern kann er — wenn man von den slawischen Idiomen absieht — sich fließend in ihrer Muttersprache unterhalten. Er ist unzweifelhaft ein bedeutender Kopf, der aber von Migränen und ähnlichen Zuständen viel geplagt wird. Seine Rücksichtslosigkeit im Wollen tritt den meisten Menschen darum nicht scharf ins Bewußtsein, weil er das hartnäckigste Festhalten an seinen Zielen in der geschicktesten Weise durch Reden und — Schweigen zu verdecken weiß. Vom Italiener hat er die kluge Ausnutzung des richtigen Augenblicks gelernt und ebenso die Fähigkeit, sich ganz unbemerkt als unentbehrlich hinzustellen. Macht ist für Dom Lorenzo ein Zauberwort, dem er mit allen Fasern seines impulsiven Herzens huldigt. In der Erreichung seiner Ziele ist er schon weit gekommen; ob er an der Grenze seines Einflusses angelangt ist, läßt sich schwer entscheiden. Angeblich soll der rote Hut das uneingestandene Ziel seiner Wünsche sein; die Regungen des Ehrgeizes nach dieser Richtung hin sucht er jedoch als ehrlicher

Ordensmann nach Möglichkeit zu unterdrücken. Immerhin ist es interessant, festzustellen, wie weit er es in bezug auf die Vergrößerung seiner Einflußsphäre schon gebracht hat.

In der Indexkongregation ist er ein überaus eifriger — nicht übereifriger — Konsultor. Die Kommission für die kirchliche Musik und den Gregorianischen Choral zählt ihn zu den arbeitsamsten Mitgliedern. Auf dem Römischen Vikariat wird er in der Reihe der apostolischen Examinatoren für den Klerus geführt, und in der päpstlichen Kommission für die biblischen Studien ist er zweiter Sekretär. Neben allen diesen Aemtern, die keineswegs Sinekuren sind, hat er in Sant' Anselmo noch die Katheder für Dogmatik und die gesamte Verantwortung für die materielle und geistige Leitung des sehr großen Hauswesens. Daß er dabei noch Zeit findet, in allen möglichen Vereinen den Damen Vorträge zu halten, in der „Arcadia" durch Paradoxe zu glänzen, in mehreren Sprachen in öffentlichen Kirchen zu predigen und die römischen Zeitungsredaktionen mit Briefen von oft beneidenswerter Länge zu erfreuen, sei nur nebenbei gesagt. Sein großes lateinisches Dogmatikwerk macht dabei noch erstaunlich große Fortschritte, so daß ungefähr alle zwei Jahre ein neuer Band im Buchhandel erscheint.

Vergegenwärtigt man sich diese umfangreiche Tätigkeit, so muß man allerdings gestehen, daß der Rektor von Sant' Anselmo weit über das Durchschnittsmaß des gelehrten Professors hinausragt.

*

Als Pius X. gleich zu Beginn seines Pontifikates seinen aufsehenerregenden Erlaß über die Reform des Kirchengesanges veröffentlichte, war es bald klar, daß nur die Solesmenser Mönche in der Lage waren, hier wirklich wirksame Unterstützung zu leisten. Als wissenschaftlich wirklich moderne Menschen hatten sie sich gesagt, wenn wir wissen wollen, wie der älteste uns überlieferte Choralgesang gelautet hat, müssen wir vor allem alle wichtigen alten Handschriften photographieren und dann jede einzelne Melodie, fast jede Kadenz, möchte ich sagen, bezüglich ihrer ursprünglichen Form und ihrer weiteren Ausbildung auf Zetteln katalogisieren. Ein solches photographisches Archiv ermöglicht es erst, in die Entwicklung der alten Choralmelodien einzudringen.

Mit einer Benediktinerausdauer ohnegleichen und unter Aufwendung sehr großer Mittel gelang es im Laufe langer Jahre, das ersehnte Ziel zu erreichen und das Archiv fast vollständig zu machen. Auf diese vorbereitende Arbeit folgte dann das aufbauende Studium und die Erforschung der überaus schwierigen Materie. Gegenüber den gleichen Arbeiten eines einzelnen Gelehrten waren die Benediktinerväter von Solesmes in großem Vorteil, weil sie alle Fragen kollegialiter besprechen, erforschen und endgültig lösen konnten. Ihre Stellungnahme in der vielumstrittenen Angelegenheit, zu der sich die gewichtigsten Stimmen von Regensburg, Freiburg in der Schweiz, Straßburg und Rom vernehmen ließen, mußte für den historisch geschulten Musiker deswegen von

allergrößtem Gewicht sein, weil sie die erdrückende Wucht ihres nahezu erschöpfenden musikalischen Archivs hinter sich hatten.

Wie es kam, daß sie vom Papste Pius X. zu den in Aussicht genommenen Arbeiten herangezogen wurden, braucht man hier nicht zu erzählen. Die eigens gebildete Kommission für die kirchliche Musik und den Choralgesang sollte im Einverständnis mit den Mönchen von Solesmes vorgehen. Zu diesem Ausschusse gehören: der Abt Dom Joseph Pothier als Präsident, Monsignor Carlo Respighi, der Neffe des Kardinalvikars von Rom, als Sekretär und Monsignor Lorenzo Perosi, P. Janssens O. S. B., P. Angelo de Santi S. J., Baron Rudolf Kanzler, Cav. Filippo Capocci, D. Innocenzo Pasqueli, Dr. Franz Haberl in Regensburg und der Commendatore Mustafà als Mitglieder.

Anstatt sich nun auf den einzig richtigen, weil wissenschaftlich einwandfreien Standpunkt zu stellen, wonach die Handschriften unter Anwendung des gesamten modernen kritischen Apparates betreffs ihrer Bedeutsamkeit und Zuverlässigkeit als Zeugen für die Kunstübung in der frühmittelalterlichen Kirche anzurufen sind, begann Dom Laurenz Janssens seine große Intrige, um die Fäden in die Hand zu bekommen. Der schon sehr ergraute und etwas schwerfällig gewordene Abt Pothier ließ sich ganz dafür gefangennehmen, daß man Solesmes ausschalten müsse. Dem Papste, der sich natürlich nicht um die Einzelheiten bekümmern konnte, brachte Dom Janssens die Meinung bei, daß man in Solesmes seinem ausgesprochenen Willen entgegenarbeite. In der Kommission vertrat er die Ansicht, daß man die Teilergebnisse der Forschungen, die in einer vorläufigen Ausgabe gedruckt vorlagen, unter kleinen, so etwa *nach dem Augenmaß* einzufügenden Abänderungen als für die ganze Kirche gültig festsetzen solle. An die gewiegten Musikpaläographen der französischen Abtei stellte man das Ansinnen, einer solchen Halbheit mit ihrer Autorität zum wissenschaftlichen Siege zu verhelfen. Als sie sich dessen weigerten und Einwendungen machten, erzählte man dem Papste, sie lehnten sich gegen seine Verfügungen auf. Pius X., *in gutem Glauben, daß dem so sei,* ließ sie wissen, daß er mit ihrem Verhalten unzufrieden sei und Besserung von ihnen erwarte. Während die Mönche in Solesmes noch berieten, was in einer innerlich so unwahren Lage geschehen könne, schürte Dom Janssens das Feuer der Unzufriedenheit in Rom mit all den zahlreichen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln derart an, daß der Papst fest überzeugt war, daß nur Dom Janssens und Abt Pothier treu zu ihm hielten.

Im Schoße der Kommission erfolgte mittlerweile ein offener und ein stiller Kampf, aus dem Dom Janssens und Abt Pothier insofern als Sieger hervorgingen, als *alle andern* — der Sekretär zählt dabei wegen seiner relativ geringen Sachkunde nicht mit — aus leichtverständlichem Widerwillen gegen eine solche Kampfesweise das Feld einfach räumten. Sie besuchten die Sitzungen einfach nicht mehr, da sie doch nichts ausrichten konnten.

Die Antwort aus Solesmes ließ nicht lange auf sich warten: der regierende Abt legte sein Amt nieder, weil er sich den gegen ihn und sein Kloster gesponnenen Plänen nicht gewachsen fühlte. Die Mönche verzichteten auf jegliche Mitarbeit an

der Herstellung des musikalischen Textes für den einzuführenden Choralgesang und zogen sich ganz auf die Bearbeitung des rein wissenschaftlichen paläographischen Gebietes zurück.

Als Papst Pius X. diese Nachricht in entsprechender Aufmachung erhielt, wurde er ernstlich böse, weil er in Unkenntnis der wahren Sachlage an einen schweren Ungehorsam glaubte. Die ganze von ihm mit so viel Liebe in die Wege geleitete Angelegenheit der Reform der Kirchenmusik widerte ihn auf einmal an, und er befahl, daß der Staatssekretär Kardinal Merry del Val augenblicklich zu ihm kommen solle. Er erteilte ihm den gemessenen Auftrag, die Arbeiten für die Ausgabe der Choralbücher in der Vatikanischen Druckerei sofort einstellen und alle Verträge lösen zu lassen; er wolle von der Angelegenheit überhaupt nichts mehr wissen.

Kardinal Merry entbot sofort den Direktor der Druckerei Cavaliere Giovanni Pasquale Scotti zu sich und teilte ihm die allerhöchste Entschließung mit. Zunächst glaubte dieser sich verhört zu haben; als ihm aber der Kardinal den Befehl wiederholte, sagte er mit fester, wenngleich vor Aufregung heiserer Stimme:

„Eminenz, das ist ein Befehl, den ich nicht ausführen kann."

Der Kardinal machte seine tiefschwarzen Augen vor Verwunderung weit auf und sagte mit leisem Vorwurf:

„Und warum nicht, wenn ich danach fragen darf?"

Cavaliere Scotti erwiderte schlagfertig:

„Der Heilige Stuhl hat große Ausgaben gemacht, um die Vatikanische Druckerei in den Stand zu setzen, die Normalausgabe des Chorals überhaupt drucken zu können. In Ausführung des mir gewordenen Befehls zur Herausgabe des großen Werkes habe ich die nötigen gelernten Arbeiter langfristig angeworben und eingestellt, habe ich die riesige Papierbestellung gemacht, die ich auch abnehmen muß, habe ich die Verträge mit den fremden Verlegern wegen des Nachdruckes gemacht, habe ich alles eingeleitet und durchgeführt, was zum Gelingen notwendig war. Solange ich an der Spitze der Geheimdruckerei stehe, ist es unmöglich, die Verträge nicht zu halten. Es ist meines Erachtens aber überhaupt unmöglich, die Ausgabe zu unterlassen."

Aus Rede und Gegenrede mußte der Kardinal schließlich die Ueberzeugung gewinnen, daß Scotti recht habe.

Schweren Herzens entschloß sich der Kardinal zum Papste zu gehen und ihm das Ergebnis der Unterredung mitzuteilen. Derselbe hörte ihn ruhig an und sagte dann, man möge weiterarbeiten und tun, was man wolle; es solle sich aber keiner mehr in dieser Angelegenheit an ihn wenden; er wolle nichts mehr davon hören.

Dom Laurenz Janssens und Abt Pothier sind jetzt ganz unter sich und machen untereinander aus, welche Kadenzen sie in die vatikanische Ausgabe hineinsetzen wollen und welche nicht. Sie haben auf der ganzen Linie gesiegt; sie sind Herren und Meister. Es gibt zwar eine vatikanische Ausgabe des Choralgesanges, aber eine kirchlich-amtliche ist sie nicht, seitdem der Papst seine

Hand davon zurückgezogen hat; sie ist auf das Niveau aller andern von der Regensburger Medicaea abweichenden herabgesunken.

Die Kommission für kirchliche Musik und Choralgesang ist tatsächlich aufgelöst, obschon sie auf dem Papier noch besteht.

Bei den Akten der Kommission liegt auch ein Brief, in dem es heißt, Dom Janssens solle doch mit allen Mitteln dahin streben, die Jesuiten von jeglicher Einflußnahme in Sachen des Chorals fernzuhalten, da sie ganz verkehrte Kunstkriterien hätten und sie die Arbeit gern an sich ziehen möchten. In der Kommission ist ein ganzer Jesuitenpater, Angelo de Santi, der noch dazu von allen Fachleuten als hochsachverständig angesehen wird. Diesem hat Janssens die Teilnahme an den Arbeiten von Anfang an durch alle möglichen, seinen schier unerschöpflichen Ressourcen entstammenden kleinen und großen Quertreibereien so verleidet, daß er, nicht einmal auf besondere Einladung hin, es über sich gewinnen könnte, an einer Sitzung teilzunehmen.

Der Graf de Hemptinne sah die ganze Sache kommen, ohne sie hindern zu können. Er enthielt sich jeglicher Einflußnahme, da ihn die Angelegenheit im übrigen ja auch nicht unmittelbar als Abtprimas berührte. Wenn er aber schon früher gern einen neuen Rektor für sein Anselmianum gehabt hätte, nach diesem höchst merkwürdigen Feldzuge des Rektors ist er bereit, ihm die goldensten Brücken zu bauen, wenn Dom Lorenzo nur darübergehen wollte. Das Professorenkollegium in Sant' Anselmo ist viel zu gut diszipliniert und hat zu viel Korpsgeist, um Außenstehenden offen zu verraten, daß es die fast krankhafte Vielgeschäftigkeit des Rektors als der Anstalt wenig zuträglich ansieht. Aber das eine kann man wohl sagen, daß es ihm eine mehrjährige Ausspannung fern von Rom gern wünscht, damit seine Nerven und diejenigen seiner Professoren etwas zur Ruhe kämen. Die Migränekrisen des Rektors färben öfters auf die Stetigkeit im Gange des großen Haushaltes der Anstalt ab, aber — zurzeit ist er noch „unabkömmlich". Ein Pfälzer nannte ihn neulich höchst boshafterweise „'s Peterle auf allen Suppen"; das ist wohl entschieden zu weit gegangen. Wenn man statt allen Suppen sagen würde vielen Suppen, so träfe das den Nagel auf den Kopf.

*

Wenn man die Heranziehung zur Mitarbeit an der Reform des Choralgesanges gewissermaßen als eine an die Gesamtheit der Benediktiner gerichtete Einladung auffaßt, so bedeutet sie unter diesem Gesichtswinkel eine große Ehrung des uralten Ordens. Daß sie auf die diktatorische Arbeit zweier Benediktiner zusammengeschrumpft ist, ist lediglich die Schuld dieser beiden Männer.

In dem Augenblicke, in dem des Papstes Interesse an den Leistungen der Janssens und Pothier völlig erloschen war, hörte auch der amtliche Eifer für die allseitige Einführung der Editio Vaticana auf. Wo man also noch nach der Medicaea singt — Pustet in Regensburg darf sie nicht nur weiterverkaufen, sondern auch neu auflegen —, kann man ruhig damit fortfahren. Wenn der

Diözesanbischof die Kirchenchöre darin nicht stören wird, Rom wird sie in absehbarer Zeit auf keinen Fall darin stören. Manchem Regens chori, manchem Generalvikar, vielleicht auch manchem Bischof wird die vorstehende Darlegung der Verhältnisse einen Stein vom Herzen nehmen. Dr. Haberl in Regensburg behält aber recht mit seinem Ausspruch, den er vor zwei oder drei Jahren tat, daß mit der Methode Pothier nie etwas Allgemeingültiges geschaffen werden könnte. Das sei wissenschaftliche Flickarbeit mit ungezählten Willkürlichkeiten, zu denen nur Dom Lorenzo Janssens seinen Segen gibt.

*

Am 30. April 1907 sandte Kardinal Rampolla del Tindaro, der Vorsitzende der päpstlichen Kommission für die biblischen Studien, ein längeres Schreiben an den Abtprimas de Hemptinne über eine von den Benediktinern zu übernehmende wissenschaftliche Aufgabe von ungeheuerm Umfange. Es handelt sich um nicht mehr und nicht weniger als um die Katalogisierung aller Textabweichungen, die sich in den Handschriften und den amtlichen Drucken der Bibel finden. Man nennt diese Forschungsarbeit Herstellung von Bibelkorrektorien.

Auf Grund des vergleichenden Studiums sucht man festzustellen, welche Lesarten fehlerhaft sind, welche Worte, Ausdrücke oder Sätze in den Bibeltext hineingekommen sind, ohne dazuzugehören, welches, mit einem Worte gesagt, der Urtext der Ursprache sowohl wie der der frühchristlichen Uebersetzungssprachen gewesen ist.

Wenn der hochgelehrte Breslauer Professor Lämmer vor einigen Jahren ein Buch geschrieben hat, um wahrscheinlich zu machen, daß die Kodifizierung des kanonischen Rechtes wegen ihrer Schwierigkeit keine Aussicht auf Verwirklichung habe und die Arbeit trotzdem von Pius X. unternommen und bis heute schon ein gutes Stück gefördert worden ist, wenn der hochangesehene Bibelforscher Nestle in Maulbronn vor zehn Jahren der katholischen Kirche fast den Mut absprach, das ungeheure Werk der Bibelkorrektorien auch nur ins Auge zu fassen, der Befehl zur Ausführung liegt trotzdem jetzt vor.

Wer hat den Weg zur Verwirklichung dieses Riesenplanes gewiesen?

Die Benediktiner von Solesmes mit ihrem photographischen Choralarchiv.

Man wird sich fragen, ob die Benediktiner die geeigneten Kräfte zur Ausführung des Werkes haben. Die Antwort lautet auf ja, wenn man lediglich die Sammlung des Materials ins Auge faßt, soweit dasselbe in griechischer oder lateinischer Sprache vorliegt. Was die orientalischen Sprachen anbelangt, so sind die tüchtigen Vertreter dieses Wissensgebietes unter ihnen recht dünn gesät. Aber daran sind wir auch noch nicht. Der Auftrag bezieht sich vorläufig nur auf die vorbereitenden Arbeiten zu einer Neuherausgabe der lateinischen Vulgata. Und hierfür haben die Benediktiner vollauf Leute genug von anerkannter Tüchtigkeit. Daß man übrigens sogar zweiter Sekretär der Bibelkommission werden kann, ohne von orientalischen Sprachen etwas Nennenswertes zu verstehen, zeigt der Fall des Dom Lorenzo Janssens. Die Exegeten loben

seine Musikkenntnisse und die Choralisten bezeichnen ihn als einen ausgezeichneten Bibelforscher!

Nach dem Muster der Solesmenser Arbeiten werden jetzt, da der Abtprimas den hochehrenvollen Auftrag selbstverständlich angenommen hat, die Geschäftsordnung und Arbeitsteilung beraten und der Weg gesucht, auf dem die ganz gewaltigen Kosten des Unternehmens von der Benediktinerfamilie am besten gedeckt werden können. Die Akribie dieser Mönche in Handschriftenfragen ist über alles Lob erhaben. Man darf darum vollstes Vertrauen in ihre Materialbeschaffung setzen und dem Wunsche Ausdruck verleihen, daß ihre Arbeiten nach Tunlichkeit schnell gefördert werden mögen.

Wenn dann später die Zeit der Handschriftenkritik kommen und an die Rekonstruktion des Textes gedacht werden wird, dann dürfte sich alles übrige von selbst finden. Zurzeit ist die wissenschaftliche Welt von Herzen froh, daß Pius X. vor dem Riesenwerke nicht zurückgeschreckt ist, sondern kurzerhand die sofortige Inangriffnahme befohlen hat.

Es steht zu erwarten, daß in nicht zu langer Frist den Benediktinern eine neue große Aufgabe gestellt werden wird, deren Zuweisung die Unzufriedenheit der Dominikaner und Jesuiten weniger erregen wird als es in der Frage der Bibelkorrektorien einigermaßen der Fall gewesen ist. An intensiver Arbeit auf dem biblischen Gebiete sind Dominikaner und Jesuiten den Benediktinern seit lange allerdings weit voraus.

Schönleins Verhältnis zu König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen

Von *[1]

(Widerlegung der Berichte des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen.)[2]

Am 30. November 1874 wurde das Denkmal enthüllt, das die deutschen Aerzte Johann Lukas Schönlein in seiner Vaterstadt Bamberg errichteten. Der Deutsche Kaiser erließ an die älteste Tochter Schönleins, Gräfin Etha Pückler-Limpurg in Bamberg, folgendes Telegramm:

„Heute, wo die Büste Ihres Vaters enthüllt ist, ist es mir Bedürfnis, daß ich der großen Verdienste des Verewigten um die Wissenschaft und die leidende Menschheit, sowie seiner Meinem in Gott ruhenden Bruder und meinem Hause geleisteten so treuen Dienste mit Dankbarkeit gedenke.

Wilhelm."

---

[1]) Der Herausgeber ist berechtigt, den Namen des Verfassers zu nennen.

[2]) „Aus meinem Leben." Aufzeichnungen. Berlin 1905. Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Diese Worte allerhöchster Anerkennung würden allein schon genügen gegen die Anklagen, welche Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen in seinen Aufzeichnungen[1]) gegen Schönlein vorbringt. Da aber dieses Werk unsers Wissens das erste ist, das sich mit der Leidenszeit König Friedrich Wilhelms IV. ausführlich beschäftigt, anderseits unmögliche Anekdoten über Schönlein selbst in medizinischen Blättern[2]) in die Oeffentlichkeit gebracht worden sind, ist es geboten, der Wahrheit die Ehre zu geben, ehe die Unrichtigkeit Legende wird.

Schönlein war kein Hofmann. Eine Kraftnatur, ein Selfmademan. Wie das fränkische Volk, dem er entstammte, energisch, geradezu, gewohnt Schwarz schwarz und Weiß weiß zu nennen, mit köstlichem Humor und schlagendem Witz; und dieser hat ihm wohl oft Feinde eingetragen. Die Wunderdoktoren und ihr Publikum erregten seine besondere Heiterkeit. Sein Witz wird auch den Steinmetzen und Blutstiller Zinke[3]) getroffen haben, der Prinz Hohenlohes Arzt war. Prinzipiell war Schönlein gar nicht so gegen Wunderdoktoren, denn er war für gänzliche Freigebung der ärztlichen Praxis mit strenger Ahndung direkter Schädlichkeiten. Aber sonst, meinte er, solle, um ein berühmtes Wort auch darauf anzuwenden, jeder nach seiner Fasson gesund werden können.

Prinz Hohenlohe erhebt gegen Schönlein den Vorwurf der Ignoranz, der Verschleierung der Tatsachen, der Vernachlässigung der Pflege des Königs.

Das gerade Gegenteil war der Fall.

Ueber die richtige Erkenntnis der Krankheit durch Schönlein ein Wort zu verlieren ist bei Schönleins anerkannter Eigenschaft als Diagnostiker überflüssig. Und wenn Prinz Hohenlohe Kritik an den Bulletins übt, so sollte er sich klar sein, daß er sich selbst widerspricht, wenn er in ein und demselben Absatz[4]) „die richtigen medizinischen Ausdrücke“ für „eine Umschreibung der Wahrheit“ erklärt. Diese Ausdrücke kennt zudem jeder gebildete Laie.

Die Stellung Schönleins als „Erster Leibarzt Seiner Majestät des Königs“ war eine Ausnahmestellung. Wie konnte ein vielbeschäftigter Mann wie er den persönlichen Dienst wie ein andrer königlicher Leibarzt versehen? Schönlein hatte seine Lehrpflichten — Vorlesungen, Klinik, Examen —, dazu die große konsultative Praxis und, die längste Zeit, das Amt des vortragenden Rats für Medizinalangelegenheiten im Ministerium. War das Hoflager in Berlin, Charlottenburg oder Potsdam und der König gesund, so begab sich Schönlein einmal wöchentlich, Sonnabend, dahin. War der König krank, so war Schönlein sofort zur Stelle, oft mehrmals am Tage den damals noch zeitraubenderen Weg nach Potsdam zurücklegend. Begleitete er den König auf Erholungsreisen, so übernahm er diesen Dienst an Stelle seines übermüdeten oder erkrankten Kollegen, und war die Zeit zu Ende und die Ablösung gekommen, so bedurfte es keiner

---

[1]) „Aus meinem Leben“, Bd. II.

[2]) Siehe Münchner „Medizinische Wochenschrift“, 52. Jahrgang, Nr. 28, vom 11. Juli 1905.

[3]) „Aus meinem Leben“, Bd. II, S. 65 ff.

[4]) „Aus meinem Leben“, Bd. II, S. 78.

„Vorwände", um die eigne notwendige Erholung aufzusuchen. So war er 1858 bei dem König in Tegernsee, so 1855, als der König an Malaria erkrankt gewesen war, mit in Erdmannsdorf in Schlesien. Damals suchte Schönlein vergebens seinem königlichen Patienten beim „kalten Fieber" das Wassertrinken abzugewöhnen. „Und von diesem König," sagte Schönlein, „glaubt sein Volk, daß er ein Trinker sei!"

Wie ernst Schönlein selbst nach dem ersten leichten Anfall in Pillnitz die Lage ansah, beweist am besten, daß er sich in diesem Jahre, 1857, die jährliche so nötige Erholung der Ferienreise versagte, um in der Nähe zu sein. Die Befürchtung bewährte sich leider am 7. Oktober. Unvergeßlich ist uns jener Abend, da in schneller Folge erst Prinz Friedrich Wilhelm, dann General von Gerlach — ersterer von der Königin vom Bahnhof entsandt — in der Tiergartenvilla eintrafen, um Schönlein sofort von den verhängnisvollen Ereignissen Mitteilung zu machen. Schönlein eilte sofort nach Potsdam und verblieb am Krankenlager des Königs in Sanssouci — unerreichbar für längere Zeit für die Berliner —, bis die direkte Gefahr behoben war. Das traurige Siechtum war leider nicht zu beheben.

Die angeführten Tatsachen widerlegen wohl am schlagendsten die Erzählungen Hohenlohes, daß Schönlein, den Zustand des Königs für unbedeutend erklärend, abreisen wollte und dann aus dem Zuge nach Berlin mit der Nachricht geholt wurde, der König liege besinnungslos. Wenn man bei Prinz Hohenlohe die einleitenden Worte dieses Abschnitts[1]) liest: „Was ich so allmählich erfuhr und schließlich nach übereinstimmenden Erzählungen für wahr halte, ist folgendes" . . ., da muß man sich doch wundern, daß Prinz Hohenlohe, ohne selbst dabei gewesen zu sein, über einen Mann aburteilen und Zugetragenes als Tatsachen erzählen mag.

Hohenlohe berichtet weiter sehr ungenau, auch zeitlich ungenau, über die Vorkommnisse. Er weiß nichts von der Konsultation der Aerzte, der Professoren Romberg-Berlin, Frerichs-Breslau, mit den königlichen Leibärzten vor der Regentschaft. Er läßt Schönlein den König zuletzt nach dem Tegernseer Aufenthalt sehen, während Schönlein tatsächlich die Behandlung bis zur italienischen Reise leitete, an den Verhandlungen über die Regentschaft teilnahm, mehrfach vom Prinzen von Preußen zum Vortrag empfangen.

An den ganzen Aufzeichnungen Hohenlohes bezüglich Schönleins ist nur wahr die Ungnade der Königin Elisabeth, die Schönlein in hohem Maße traf. Ueber deren Veranlasser und ihre Gründe genügt es, auf keinen Geringeren als den Fürsten Bismarck hinzuweisen, der in seinen „Erinnerungen", Band I, Kapitel 9, Seite 198, Zeile 9 schreibt:

„Im Sommer 1858 war ein ernster Versuch im Werke, die Königin zu veranlassen, die Unterschrift des Königs zu einem Briefe an seinen Bruder zu beschaffen, in dem zu sagen sei, daß er sich wieder wohl genug fühle, um die

[1]) „Aus meinem Leben", Bd. II, S. 95.

Regierung zu übernehmen und dem Prinzen für die geführte Stellvertretung danke. Die letztere war durch einen Brief des Königs eingeleitet worden, konnte also, so argumentierte man, durch einen solchen wieder aufgehoben werden. Die Regierung würde dann, unter Kontrolle der königlichen Unterschrift durch Ihre Majestät die Königin, von den dazu berufenen oder sich darbietenden Herren vom Hofe geführt werden. Zu diesem Plan wurde mündlich auch meine Mitwirkung in Anspruch genommen, die ich in der Form ablehnte, das würde eine Haremsregierung werden."

Prinz Hohenlohe, der von allem, selbst den Gesprächen der Aerzte untereinander zu erzählen weiß, von diesen interessanten Vorkommnissen berichtet er nichts.

Die Zuneigung und das Vertrauen des Königs zu Schönlein blieb sich, und das muß selbst Prinz Hohenlohe zugeben, durch alle Jahre gleich. Der huldvolle königliche Herr war der erste, in tröstenden Worten teilzunehmen an Schönleins Schmerz um den einzigen Sohn, der, 21 Jahre alt, auf einer Forschungsreise in Westafrika (Kap Palmas) dem Klima erlag.

Auch einen Bauplatz in der später Schifferstraße genannten Straße bei Kroll schenkte der König. Schönlein bat noch denselben Tag um Zurücknahme der Schenkung. Er konnte sich von seiner einsamen Tiergartenvilla, gelegen inmitten eines großen Gartens, die er mietweise Sommer und Winter bewohnte — der erste, der in den vierziger Jahren das tat —, nicht trennen. Einmal beherbergte diese Villa einen fürstlichen Gast. Es war am 14. Juni 1848, nach der Erstürmung des Zeughauses, daß die erregte Menge nach einer Geisel aus königlichem Hause rief. Das einzige in Berlin anwesende Mitglied war Prinz Friedrich, Vetter des Königs. Die Menge zog vors Palais in der Wilhelmstraße, allein sie fand den Prinzen nicht mehr anwesend. Er war mit seinem Adjutanten zu Schönlein gegangen. Sofort wurde da alles geschlossen. Niemand durfte an die Türen als Schönlein. Die Nacht verlief ruhig, und andern Morgens um 6 Uhr ahnte niemand, wer in dem einfachen Doktorwagen nach Zehlendorf fuhr, wo eine Hofequipage aus Potsdam den Prinzen erwartete.

Auch Verständnis für ein schnelles Wort hatte der König bei seinem Arzt. Herr von Raumer war Minister, und Schönlein fand die Maßregeln dieses Herrn so verhängnisvoll für die ärztliche Wissenschaft, daß er bei einem Morgenbesuch beim Könige diesem seine Bedenken und ihre Begründung darlegte. Da der König darauf nicht reagierte, riß der Eifer für die gute Sache Schönleins Lebhaftigkeit hin zu sagen: „Herr von Raumer mag ein sehr guter Kultusminister sein, aber von der Medizin versteht er so wenig, wie wenn Eure Majestät Büchsel[1]) zum Kriegsminister machten." Helles Gelächter des Königs! „Sein Vater hätte mich nach Spandau geschickt," meinte Schönlein später. Der König lachte — aber es blieb beim alten.

[1]) Prediger an der Matthäikirche in Berlin. Beliebtester Kanzelredner.

Eine zunehmende Struma erschwerte Schönlein sehr das Atmen, und seit dem Tode seines Sohnes, 1856, stand der Entschluß bei ihm fest, sich ins Privatleben und in seine Geburtsstadt Bamberg zurückzuziehen. Als Schönlein im April 1859 aus dem Amte schied, wurde ihm das Prädikat Exzellenz angeboten. Der einfache Mann lehnte es ab, wie er seinerzeit den Adel abgelehnt hatte, den ihm sein wohlgeneigter König hatte verleihen wollen.

Das Vertrauen der königlichen Familie folgte aber Schönlein in seinen Lebensabend, sowohl durch Einholung seines ärztlichen Rates als durch Beweise huldvoller Gesinnung.[1]) Kronprinz und Kronprinzessin reisten nie durch Bamberg, ohne telegraphisch Schönlein zu längerer Aussprache an den Bahnhof, wo immer Frühstückspause war, zu entbieten. Als der Kronprinz zum erstenmal nach ihrer Restaurierung die Gräber der ältesten Hohenzollern im Kloster Heilbronn besuchte, ergab sich in Bamberg ein längerer Aufenthalt. Der Kronprinz ließ sich von Schönlein in den Dom und die alte Stadt führen. Niemand konnte das besser als Schönlein, dessen Erholungsstudium immer Geschichte gewesen war, besonders die Geschichte seiner Vaterstadt Bamberg, an der er mit ganzer Liebe hing.

Am 23. Januar 1864 starb Schönlein. Die Meldung seines Todes traf am 27. Januar im kronprinzlichen Palais in Berlin ein. Das Kronprinzenpaar ließ der Familie seine Teilnahme ausdrücken mit dem Beifügen: „Ihre Königlichen Hoheiten seien besonders bewegt, da die Nachricht ihnen an dem Tage zuging, an dem vor fünf Jahren der Verstorbene der Frau Prinzessin tröstend und ratend zur Seite stand."

Schönlein hat keine Aufzeichnungen oder bezügliche Briefe hinterlassen. Dazu war er viel zu sehr der diskrete Arzt. Um so mehr ist es Pflicht der wenigen Ueberlebenden, die ihm nahestanden, das Andenken dieses Mannes klarzustellen. An Erkenntnis der Krankheit des Königs hat es Schönlein wahrlich nicht gefehlt, und er hat auch in schwerster Zeit in Treue gestanden zu seinem König, dem königlichen Hause und zu Preußen.

---

[1]) Bei der Krönung die Verleihung des neugestifteten Kronenordens II. Klasse mit Stern. Die Brillanten zum Roten Adlerorden II. Klasse mit Stern waren Schönlein schon in der Berliner Zeit verliehen worden.

England und Indien

Von

M. von Brandt

Der Ausbruch des Sepoyaufstandes in Indien 1857, der bekanntlich mit der Empörung eines eingeborenen Kavallerieregiments in Meerut am 10. Mai begann, traf die indische Regierung wie die des Mutterlandes ganz unvorbereitet, obgleich es nicht an Warnungen gefehlt gehabt hatte. So hatte die Frage der Patronen für das neueingeführte Gewehr, die angeblich mit Rinder- und Schweinefett eingefettet sein sollten — das eine den Hindus, das andre den Mohammedanern ein Greuel — und es tatsächlich auch waren, seit mehreren Monaten große Aufregung unter den eingeborenen Truppen hervorgerufen und bei mehreren Regimentern, so in Barrackpore, Berhampore, Umballa und Lucknow, zu aufrührerischen Bewegungen geführt, die freilich schnell und leicht unterdrückt worden waren, aber gerade vielleicht deswegen die Regierung in trügerische Sicherheit gewiegt hatten. Diese Patronenfrage war übrigens mehr der Vorwand und die äußere Veranlassung als die Ursache der Bewegung. Die eigentlichen Gründe lagen viel tiefer und waren viel verwickeltere. Abgesehen von den raschen Fortschritten, welche die britische Herrschaft während des dem Aufstande vorhergegangenen Jahrhunderts in Indien gemacht hatte und die mit ihren vielen Depossedierungen eingeborener Fürsten und Einverleibungen der Gebiete derselben zahlreiche dynastische, nationale und persönliche Interessen und Gefühle verletzt hatten, blieben als treibende Gründe für die wachsende Mißstimmung der Bevölkerung gegen die Regierung einerseits der weder wegzuräumende noch auszugleichende Antagonismus zwischen Ost und West und anderseits die Tatsache, daß die Ruhe und der Frieden, die Pax britannica, welche die britische Herrschaft dem bis dahin durch innere Kämpfe zerrissenen Lande und seinen Bewohnern gegeben hatte, wenn sie auch dem Bauern nutzten, von den kriegerischen Klassen der Bevölkerung wie von ganzen Stämmen als eine Beschränkung ihres jahrhundertelang geübten Rechts empfunden wurde, sich mit dem Schwerte Geld, Stellung und Macht zu gewinnen. Dazu kamen andre zum Teil lokale Ursachen. So hatten in dem 1856 einverleibten Oudh schon unter den einheimischen Fürsten ernste Schwierigkeiten zwischen den mit der Einziehung der Steuern betrauten Beamten und den Talukdars, den erblichen Häuptlingen der ackerbauenden Kriegerbevölkerung des Staats, den Rajputen, bestanden; bei der Annexion war der letzteren Abhilfe ihrer Beschwerden versprochen worden, aber diese Zusage war unerfüllt geblieben; das rücksichtslose Vorgehen gegen die eingeborenen Fürsten, besonders in den Erb- und Nachfolgefragen, hatte viele derselben tief verstimmt, und die mohammedanische Bevölkerung hatte der britischen Regierung gegenüber einen doppelten Grund zum Haß, da sie eine christliche war und das Reich der Moguls von Delhi zerstört gehabt hatte. In dem noch durch wahabitische Sendboten gesteigerten religiösen Haß stimmte sie mit den Hindus überein. Endlich, und das

darf nicht vergessen werden, lag der Schwerpunkt der bewaffneten Macht in Indien in den eingeborenen Truppen, welche die britischen an Stärke weit übertrafen und fast die ganze Artillerie in Händen hatten, eine Tatsache, die das Selbstgefühl der Sepoy und ihre Hoffnung auf einen siegreichen Ausgang des Aufstandes stärken mußte. So schien der Augenblick für die Erhebung wohl geeignet. Die ersten vorbereitenden Schritte geschahen sehr geheim und vorsichtig von mohammedanischer Seite; als die Hindus dann die Sache in die Hand nahmen, wurde das Tempo ein rasches, und schließlich brach der Aufstand aus, ehe alle Vorbereitungen vollendet waren. So geschah es, daß, was als eine Volkserhebung geplant war, ein militärischer Aufstand blieb, der nur einen kleinen Teil der Armee und sehr wenige der eingeborenen Fürsten mit fortriß. Während des ganzen Aufstandes übertrafen fast an allen Punkten die auf britischer Seite kämpfenden eingeborenen Truppen die europäischen an Zahl, und sie schlugen sich vortrefflich für die fremde Herrschaft. Die eingeborenen Fürsten wurden durch die Proklamierung der Moguldynastie in Delhi vor den Kopf gestoßen und verhielten sich neutral und abwartend, und selbst die Talukdars in Oudh befolgten diese Politik, bis sie durch eine törichte Proklamation Lord Cannings nach der Einnahme von Delhi sich in ihrer persönlichen Sicherheit bedroht sahen und nun offen auf die Seite der Rebellen traten. Alle diese Umstände trugen wesentlich dazu bei, die Aufgabe der indischen Regierung zu erleichtern und es ihr zu ermöglichen, innerhalb zweier Jahre des Aufstandes Herr zu werden. Am meisten aber war der schnelle und günstige Verlauf des Kampfes der rücksichtslosen Energie der jüngeren Führer zu verdanken, während von den älteren Regimentskommandeuren und höheren Offizieren recht viele sich als unzulänglich erwiesen. Die sich unter ihnen bemerkbar machende Unentschlossenheit war einerseits ihrem blinden, vielfach unberechtigten Vertrauen in die eingeborenen Truppen zuzuschreiben, anderseits aber auch der Tatsache, daß das sehr selbstherrliche Auftreten des Vizekönigs Lord Dalhousies, unter dem der Aufstand ausbrach, in Offizier- und Beamtenkreisen ein Gefühl der Unselbständigkeit großgezogen hatte, das einer so ernsten Krisis gegenüber versagte und versagen mußte.

Die Regierung hat sich manche der Lehren des Aufstandes zunutze gemacht. Sie hat ihre Stellung den eingeborenen Fürsten gegenüber in der Erbfolgefrage sehr wesentlich modifiziert und manchen u. a. gestattet, einen Nachfolger zu adoptieren, sie ist den Talukdars weit entgegengekommen, und sie hat endlich die Zahl der britischen Truppen in Indien sehr vermehrt, die Artillerie mit Ausnahme der Batterien von Berggeschützen ganz zu einer britischen Waffe gemacht und bei den eingeborenen Truppen die Hindustaner vielfach durch Rassen, Sikhs, Pathans, Gorkas u. a. ersetzt, auf die sie wohl nicht mit Unrecht glaubt sich besser verlassen zu können. Wenn trotzdem jetzt, fünfzig Jahre nach dem Sepoyaufstande, Indien wieder für einen Aufstand reif zu sein scheint, so liegen doch, wenn auch die heute von den eingeborenen Agitatoren angewendeten Methoden sich von den früheren nicht wesentlich unterscheiden, die Verhältnisse ganz anders. Zuerst scheint ein Zusammengehen von Mohammedanern und Hindus

nicht zu befürchten zu sein, im Gegenteil haben sich die Beziehungen zwischen den Anhängern der beiden Religionen so zugespitzt, daß es zwischen ihnen schon zu blutigen Zusammenstößen gekommen ist. Die eingeborenen Fürsten haben keine Veranlassung zur Unzufriedenheit, und die ganze Bewegung geht anscheinend ausschließlich von den bengalischen Babus, der Klasse der hindustanischen englisch gebildeten — halbgebildeten wäre wohl richtiger — Literaten aus. Die von ihnen in Anwendung gebrachten Methoden sind, wie schon erwähnt, annähernd dieselben wie vor fünfzig Jahren; der Gebrauch englischen Zuckers wird verpönt, weil Tierblut oder Knochen bei seiner Fabrikation angewendet würden, und mehr oder weniger berechtigte resp. unberechtigte Beschwerden der Landbevölkerung werden besonders im Punjab in den Vordergrund geschoben und ausgenutzt. Aber ein neues Element, ein fremdes, hat sich zu dem eingeborenen gesellt und spielt eine nicht unerhebliche Rolle. Um diese zu verstehen, muß etwas weiter zurückgegriffen werden. Seitens der indischen Regierung ist viel, sehr viel für die Erziehung ihrer eingeborenen Untertanen geschehen, und sehr viele derselben haben im Staatsdienst höhere oder niedrigere Posten erhalten. Nur eine sehr geringe Anzahl von Posten — wenige hundert — sind ausschließlich für Engländer reserviert geblieben, da sie nur in politischer wie moralischer Beziehung absolut zuverlässigen Personen anvertraut werden können, die sich unter den Eingeborenen selten oder gar nicht finden. Um diese Posten, die der Natur der Sache nach die bestbezahlten sind, dreht sich seit Jahren ein erbitterter Streit, in dem die Eingeborenen manche Erfolge zu erzielen imstande gewesen sind, bis sie sich schließlich der absoluten Weigerung der meisten anglo-indischen Staatsmänner gegenüber befunden haben, weiter nachzugeben. Einzelne Ausnahmen hat es freilich gegeben, und die einflußreichste unter denselben war der Vizekönig Lord Ripon, der während seiner Tätigkeit in Indien 1880 bis 1884 sehr viel getan hat, um diese in gewissem Sinn nationale Bewegung unter den Eingeborenen zu unterstützen. Er hob u. a. alle Beschränkungen für die eingeborene Presse auf, gab den eingeborenen Richtern weitergehende Gerichtsbarkeit über Engländer, den Gemeinden größere Selbständigkeit, und stellte sich überhaupt auf den Standpunkt der Gleichberechtigung der Eingeborenen mit den Engländern bei der Besetzung aller Stellen. Als eine direkte Folge dieser Politik muß das Zusammentreten des ersten nationalen indischen Kongresses 1885 angesehen werden, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Forderung der Eingeborenen nach absoluter Gleichstellung mit den Engländern zu vertreten, bisher unter dem Deckmantel vollständiger Loyalität der Regierung gegenüber, seit seiner letzten Sitzung in fast offener Auflehnung gegen dieselbe. Freilich hat noch bei der letzten Wahl eines Präsidenten für diesen Kongreß die sogenannte gemäßigte Partei gesiegt, aber dieselbe unterscheidet sich von der radikalen nur durch die Art des Kampfes, nicht durch das Ziel. An diesem Kampfe beteiligen sich nun von Engländern eine Anzahl von Personen, die teils ehrliche Doktrinäre und Phantasten, teils politische Parteigänger sind, die bei ihrer proindischen Agitation wohl mehr daran denken, der englischen Regierung zu schaden, als den

Indern zu nutzen. Von beiden Arten finden sich auch im englischen Unterhause Vertreter, und die letzten Verhandlungen in demselben haben vielfache Beweise von dem bösen Willen und zugleich von der Unwissenheit der zu der letzteren Kategorie gehörenden Persönlichkeiten gebracht. So konnte der Staatssekretär für Indien, Mr. Morley, in der Sitzung des Unterhauses vom 11. Juni einem Mitgliede (Mr. C. J. O'Donnell) auf die Frage, ob er angeben könne, wieviel von den 150 Prozent Steigerung in dem Gesamtbetrage der Grundsteuer im Punjab, die von 636 229 Pfund Sterling in 1855 auf 1 604 609 Pfund Sterling in 1905 angewachsen seien, von Land stamme, das seit 1855 unter Bewässerung aus Kanälen stehe, antworten, daß das ehrenwerte Mitglied übersehe, daß ein Teil der Zunahme der Grundsteuer im Punjab daher rühre, daß Gebiet von den Nordwestprovinzen zum Punjab geschlagen worden sei. Ziehe man dies in Betracht, so betrage die Zunahme nicht 150 Prozent, sondern annähernd 40 Prozent. Es sei nicht möglich anzugeben, wieviel von dieser Zunahme auf aus Kanälen bewässertem Lande komme, aber innerhalb der letzten dreißig Jahre habe sich das aus den staatlichen Kanälen bewässerte Land von 750 000 Acres auf 4½ Millionen solcher gehoben, sei also um das Sechsfache gewachsen.

Nun ist Mr. C. J. O'Donnell, der diese Frage stellte, nicht der erste beste, sondern im Gegenteil ein Mann, der in Indien gut Bescheid wissen müßte, denn er hat achtundzwanzig Jahre dort zugebracht und ist der Verfasser des 1903 erschienenen Buchs „The failure of Lord Curzon, a study in Imperialism“, das großes Aufsehen erregte, besonders, da er in ihm die Ansicht aussprach, daß Indien England verloren gehen müsse. Wenn er der liberalen Regierung, die diese Möglichkeit zu verhindern sucht, Schwierigkeiten in den Weg legt, so mag der Grund dazu in seiner persönlichen Abneigung gegen Lord Curzon, der überhaupt in Indien auch unter den Engländern mehr Feinde als Freunde hinterlassen hat, zu suchen sein, aber er besitzt auch einen Bruder, Mr. F. Hugh O'Donnell, der ebenfalls längere Zeit Mitglied des Unterhauses gewesen ist und dort der irländischen Partei unter Parnell angehört hat, und sich heute noch als Vizepräsident der Nationalen demokratischen Liga und der Irischen Nationalen Vereinigung bezeichnet. Von diesem Bruder ist nun in einem der wegen seiner Angriffe gegen die indische Regierung berüchtigten Blatte „Bande Mataram“ vor kurzem ein Brief veröffentlicht worden, in dem er die Behauptung aufstellt, daß es England sei, das Indien Genugtuungen schulde für seine Handlungen, die mit dem Aufstande in Verbindung ständen und denselben hervorgerufen hätten. Es macht jedenfalls einen sehr eigentümlichen Eindruck, wenn man erfährt, daß die Aufsätze in diesem Blatte, durch welche die eingeborenen Truppen in Indien zum Abfall und zur Empörung aufgefordert werden, demselben aus Amerika zugegangen sind. Man kann sich vorstellen, welchen Einfluß solche Hetzereien auf die fanatischen Indier haben müssen. Von mehr als einer Seite in England ist den Agitatoren in Indien gesagt worden, sie sollten nur auf dem eingeschlagenen Wege fortfahren, denn sie würden ihre Forderungen schon durchsetzen, wenn sie nur auf ihnen

beständen. Und der Sieg einer asiatischen Armee unter eingeborenen Führern über eine europäische, die russische, und der Erfolg, den die russische revolutionäre Bewegung in der Erteilung einer Verfassung davongetragen hat, sind ganz dazu angetan gewesen, die Indier in diesem Glauben zu bestärken. Was wir heute in Indien sehen, ist das Ergebnis der Hetzereien der bengalischen Babus und ihrer englischen und irländischen Freunde und das natürliche Ergebnis der Entwicklung der Verhältnisse in Asien. Daß man in England dieses Ergebnis der japanischen Erfolge nicht vorausgesehen, muß wundernehmen, denn es läßt sich in der Tat nicht in Abrede stellen, daß diese Erfolge sehr wesentlich zur Steigerung der nationalistischen Bewegung beigetragen haben, die längst über ihre ursprünglichen Grenzen und Ziele hinausgegangen ist. Was die Radikalen heute verlangen, sind Swadeshi und Swaraj, das heißt wirtschaftliche Autonomie und politische Unabhängigkeit. Mr. Chandra Pal, einer der eifrigsten und radikalsten der Propheten der neuen Lehre, der bei der letzten Wahl zum Vorsitzenden des indischen nationalen Kongresses dem Führer der sogenannten Gemäßigten, Mr. Dadhabei Naoroji unterlag, hat vor kurzem in Madras drei Reden gehalten, in denen er seine früheren Versicherungen der Loyalität gegen die indische Regierung zurücknimmt und offen die Lehre der Loslösung von England predigt. Er sagte unter anderm: „Wir hatten 1887 gehofft, daß England ehrlich und gewissenhaft an der politischen Emanzipation Indiens arbeite, wir glaubten, daß durch die allmähliche Erweiterung der Prinzipien und der Organisation der Selbstverwaltung, die durch Lord Ripon eingeführt worden waren, durch die Reform und Erweiterung der Funktionen der gesetzgebenden Räte, durch die Aufnahme einer großen Anzahl unsrer Landsleute in den Staatsdienst, durch unsre Zulassung zum Militärdienst, durch die Erteilung des freien Bürgerrechts und des Rechts, eine nationale Miliz zu organisieren, England uns allmählich dazu erziehen würde, eine freie Nation zu werden und unsern Platz unter den freien Nationen der Welt einzunehmen. Aber wir haben uns getäuscht, wie aus Lord Curzons Erklärung hervorgeht, daß die Proklamation der Königin Viktoria von 1858, welche die Magna charta von Indien ist, so verstanden werden müsse, daß die Oberherrschaft Englands über Indien dauernd erhalten bleibe, eine Auslegung, die durch eine kürzlich von Lord Minto (den jetzigen Vizekönig) im Indischen Rat gehaltene Rede bestätigt werde, in der er gesagt, daß nichts für die britische Herrschaft in Indien gefährlicher sein könne, als der Glauben, daß die Verwaltung nicht nach eigner Ueberzeugung, sondern in Unterwerfung unter Agitation im Lande selbst geführt würde. So sei jede konstitutionelle Agitation ausgeschlossen und man dürfe auch nicht länger nach einzelnen kleinen Erfolgen streben, die nur dazu führten, die Energie in der Agitation erschlaffen zu lassen. Darum sei auch eine schlechte englische Regierung in Indien für die Sache des Landes vorteilhafter als eine gute, die einschläfernd wirke, denn nicht um kleine Zugeständnisse und Erfolge handle es sich. Indien müsse einen hohen Schutzzoll auf alle englischen Waren legen, und ebenso müßten englisches Kapital und englische Kapitalisten aus Indien ausgeschlossen werden. Späterhin

möge England auf die indischen Märkte zugelassen werden, aber zu Bedingungen, die Indien auferlege, dann werde das kleine England nie gegen das große Indien erfolgreich konkurrieren können. Und wenn dann an England die Frage herantreten werde, ob es mit Indien als einem absolut unabhängigen Reiche oder als einem Teilhaber im Besitz Indiens zu tun haben wolle, so würde es sich aus den vorangeführten Gründen für eine Allianz mit Indien wie die mit Japan entscheiden müssen. Da aber kein englischer Staatsmann jemals ernsthaft den Gedanken an ein sich selbst regierendes Indien zu fassen imstande sein würde, so müsse man eben an ein unabhängiges Indien, an die Vereinigten Staaten von Indien, denken, nicht, wie Sir Henry Cotton (einer der englischen Freunde der Bewegung) meint, unter der englischen Aegide, sondern ohne dieselbe. Das indische Ideal sei zwar ein demokratisches, aber ein Uebergangsstadium könne notwendig werden, und da hätten sie ja, wie er seinen mohammedanischen Freunden sagen könne, einen Führer ganz in der Nähe, den Emir von Afghanistan, der wohl nicht bloß zum Vergnügen Indien im nächsten Jahr wieder zu besuchen beabsichtige und der ausdrücklich erklärt habe, daß er keinen Grund kenne, warum Hindus und Mohammedaner nicht in Frieden zusammenleben sollten.

Die Mittel, welche von den Agitatoren angewendet werden, sind der verschiedensten Art. Religiöse und agrarische Agitation durch Wanderlehrer und Redner, der Boykott englischer Waren, den die Agitatoren zum Teil gewaltsam gegen diejenigen, die sich nicht daran beteiligen wollten, durchzusetzen gesucht haben, Verhetzung der Schüler und Studenten in den von der anglo-indischen Regierung gegründeten Schulen und Universitäten durch ihre eignen Lehrer, die Hetze durch die eingeborene Presse, die Versuche zur Verführung der eingeborenen Truppen und, vielleicht mehr als alles andre, die Schaffung nationaler Freiwilligen. Diese letztere Bewegung datiert ungefähr zehn Jahre zurück, zu welcher Zeit eine bengalische Dame, Fräulein Ghosal, empört über den den Bengalen gemachten Vorwurf physischer Schwäche und Mangel an Mut, die Gründung von Schulen — Akhanas — anregte, in denen die Jugend gymnastisch ausgebildet und im Gebrauch des Schwerts und der Lanze unterrichtet werden sollte. Die Agitatoren haben sich dieser Einrichtung bemächtigt und daraus zwei neue Vereine gemacht, Brothi Samti und Bande Mataram Sampradwa, von denen der erstere hauptsächlich aus Schulknaben besteht und keine regelmäßigen Einnahmen besitzt, während der andre nur ältere Leute aufnimmt, von denen er zugleich Beiträge bezieht. Die Angehörigen des zweiten Vereins werden militärisch ausgebildet, tragen eine Art Uniform und werden außer im Gebrauch der vorerwähnten Waffen auch noch in dem des Goomti geübt, einer Art Stockdegens, der in Ostbengalen offen angefertigt und verkauft wird. In einigen Teilen Bengalens haben Hindu Zemindars, Landeigentümer, ihre Pächter gezwungen, diesem Verein beizutreten, dem sie dadurch ein viel kräftigeres Material als die Babus und Studenten zugeführt haben. Die Freiwilligen sind vielfach dazu benutzt worden, den Boykott zu predigen und mit Gewalt zu verbreiten. Engländer in Indien sehen in dieser halbmilitärischen Organisation die größte Gefahr für die Auf-

rechterhaltung der Ruhe. Außerdem hat nach Feststellungen der indischen Regierung die Einfuhr von fremden Feuerwaffen und Munition in der letzten Zeit sehr erheblich zugenommen, ebenso wie der Schmuggelhandel in solchen.

Was die Maßnahmen anbetrifft, welche die Regierung gegen die weitere Ausbreitung der Unruhen ergriffen hat, so sind dieselben der verschiedensten Art. Zuerst hat sie in einzelnen Distrikten Bengalens und des Punjabs die Abhaltung öffentlicher Versammlungen ohne vorherige obrigkeitliche Erlaubnis bei Strafe untersagt und angeordnet, daß Polizeibeamte denselben beiwohnen, dann hat sie scharfe Maßregeln ergriffen, um in den Schulen die Ordnung wiederherzustellen und die Lehrer, die ihre Pflicht versäumen, aus denselben zu entfernen; die eingeborene Presse, gegen die bisher nur auf Befehl der Regierung eingeschritten werden konnte, ist unter die Aufsicht der Lokalverwaltungen gestellt worden, die den Befehl erhalten haben, scharf gegen etwaige Hetzblätter und Artikel vorzugehen, die Ausschreitungen derjenigen, die den Boykott englischer Waren mit Gewalt durchführen und verbreiten wollen, werden mit Strenge unterdrückt und die ruhige Bevölkerung gegen die Unruhestifter geschützt werden. Endlich hat sie gegen einige der schlimmsten Agitatoren von einer aus dem Jahre 1818 stammenden Verordnung Gebrauch gemacht, die ihr gestattet, aus staatlichen Gründen, die sich aus der Notwendigkeit ergeben, das englische Gebiet gegen äußere Angriffe und innere Ruhestörungen zu schützen, Personen, gegen die nicht gerichtlich vorgegangen werden kann oder gegen die es nicht ratsam erscheint so vorzugehen, ohne Urteil verhaften und internieren zu lassen, und mehrere derselben, darunter auch Herr Chandra Pal, verhaften und nach Birma bringen lassen, wo sie in einem unbekannten Fort bis auf weiteres interniert bleiben werden. Gleichzeitig hat sie, um den Agitatoren eine Waffe zu nehmen, von der sie rücksichtslosen Gebrauch gemacht hatten, die Inkrafttretung neuer Bestimmungen für im Punjab angelegte Ackerbaukolonien ausgesetzt, obgleich dieselben keinerlei Anlaß zu Beschwerden geben konnten. Sie will aber der aufgeregten Bevölkerung Zeit geben, sich zu beruhigen.

Ob diese Mittel ausreichen werden, die Ruhe in Indien dauernd zu erhalten, muß dahingestellt werden, bis jetzt stehen die Mohammedaner auf seiten der Regierung, und die Versuche der Agitatoren, die Treue der Sikhs zu untergraben, ist durch eine Erklärung des geistigen Haupts dieser Sekte entgegengetreten worden. Auf die Treue der diesem Stamme angehörigen Soldaten wie der Gorkas kann die Regierung sich wohl unbedingt verlassen, wie auch auf die der Pathans, solange die Afghanen nicht in die Frage eingreifen. Es wird aber die Aufgabe der Regierung sein, einerseits die Zügel der eingeborenen Presse, die seit lange ungestraft in Hochverrat gemacht hat, schärfer anzuziehen und anderseits das Schulwesen gründlich zu reorganisieren. Wenn nur die Hälfte der aus Indien eingehenden Berichte wahr ist, sind die Schulen der Eingeborenen nicht nur Sitze politischer Agitation gegen England, sondern auch der schlimmsten Sittenlosigkeit. Die Regierung hat sich selbst ein halbgebildetes, wissenschaftliches Proletariat großgezogen, das ihr die genossenen Wohltaten mit

Undank lohnt und aus dessen Mitte die schlimmsten Agitatoren stammen. Wenn sie hier energisch vorgeht und festbleibt, wird die von der liberalen Regierung gezeigte Entschlossenheit, die in Indien sehr überrascht hat, da man von ihr alles andre nur nicht dies erwartet hatte, ihre guten Früchte tragen. Im Auslande wird man aber nicht vergessen dürfen, daß, welches immer die Unterlassungs- und sonstigen Sünden der anglo-indischen Regierung gewesen sein mögen, sie in diesem Augenblick in Indien für westliche Zivilisation gegen asiatische Barbarei und zugleich für den Frieden und die Ruhe Indiens gegen die Gelüste derjenigen kämpft, die im Trüben zu fischen wünschen.

Franz von Rottenburg[1])

Von

Ernst Zitelmann

Am 14. Februar 1907 starb plötzlich infolge eines Herzschlages der Kurator der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn, Wirklicher Geheimer Rat Dr. von Rottenburg.

Franz J. Rottenburg wurde am 16. März 1845 zu Danzig geboren; nach Beendigung seiner Studien am Gymnasium seiner Vaterstadt und an den Universitäten zu Heidelberg und Berlin erwarb er am 12. August 1865 auf Grund einer Dissertation „De instrumentis in quemvis possessorem conceptis“ an der Universität Berlin die Würde eines Doctor juris. Von 1865 bis 1870 arbeitete er als Auskultator und dann als Referendar am Stadtgericht und am Kammergericht in Berlin, 1870 wurde er Assessor. Im Kriege 1870/71 war er als freiwilliger Krankenpfleger tätig und erwarb sich das Eiserne Kreuz. Ende 1871 schied er aus dem Justizdienste aus und betrieb darauf, vornehmlich in England lebend, bis zum Jahre 1876 weitere Studien. Von März 1876 bis Sommer 1881 war er im Auswärtigen Amt, zuerst als Assessor, von 1879 ab als Legationsrat angestellt. Im Sommer 1881 berief ihn Fürst Bismarck als vortragenden Rat an die Spitze der Reichskanzlei. In dieser Stellung blieb er bis zum Abgange des Fürsten. Von Februar 1891 ab war er fünf Jahre lang Unterstaatssekretär im Reichsamt des Innern. Am 24. Februar 1896 wurde er zum stellvertretenden Kurator, durch Allerhöchste Bestallung vom 12. Oktober 1896 endgültig zum Kurator unsrer Universität ernannt. Er hat das Amt am 15. April 1896 angetreten und bis zu seinem Tode innegehabt.

Die Verdienste zu würdigen, die der Verstorbene in seiner Stellung bei dem Fürsten Bismarck und als Sozialpolitiker im Reichsamt des Innern sich er-

---

[1]) Aus der in diesen Tagen erscheinenden „Chronik der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn für das Rechnungsjahr 1907“.

worben hat, ist nicht unsre Aufgabe: seine Tätigkeit gehört insoweit der politischen Geschichte an; wir haben hier nur Kunde von dem zu geben, was er für unsre Universität in Bonn gewesen ist.

Als Franz von Rottenburg vor nunmehr elf Jahren zu uns kam, war er zwar schwer enttäuscht und auch in seiner Gesundheit schon angegriffen, aber doch kein müder, Ruhe suchender Mann, sondern noch reich an Plänen, voll von Zukunftsglauben, den öffentlichen Kampf eher suchend als meidend. Wie sein Lebensschicksal ihn bis dahin in drei Wendungen geführt hatte, so füllte ein Dreifaches seine Seele aus und blieb auch für seine Tätigkeit in der Rast der Bonner Jahre bestimmend.

In ihm brannte als leuchtende unauslöschliche Flamme die Liebe und Bewunderung für den Fürsten Bismarck, dem er die besten Jahre seines Lebens hindurch in aufreibender entsagungsvoller Arbeit gedient und als Freund nahegestanden hatte; die Scheidung von seinem Helden war das Tragische seines Lebens — nie hat sich die damals gerissene Wunde in seinem Innern geschlossen. Bismarcks Gedächtnis in der Oeffentlichkeit reinzuhalten und immer wieder auf das hinzuweisen, was unser Volk von dem großen Staatsmanne fortdauernd zu lernen habe, war sein stetes Bestreben; der Zorn konnte den vor der Welt sonst so gelassenen Mann nur überkommen, wenn jenes ihm heilige Bild angetastet wurde.

Daneben bewegte ihn tief die Teilnahme an den wirtschaftlichen Kämpfen der Gegenwart. Er sah die Gesundheit unsers Volkstums und die Zukunft des Reichs davon abhängig, daß ein gerechter Ausgleich einander widerstreitender Eigenstrebungen im Wirtschaftsleben gefunden und kräftevergeudenden Kämpfen ein Ende gesetzt werde; wenn seine Ueberzeugung ihn hierbei öfter auf die Seite der wirtschaftlich Schwächeren führte und für sie eintreten ließ, so sparte er doch auch Mahnung und Warnung für sie nicht; und nie Parteiinteressen, immer nur das Wohl des Ganzen war ihm Leitstern. Nur wenige Jahre hatte er in hoher amtlicher Stellung für seine Ueberzeugungen wirken können, aber auch in seiner Bonner Zeit blieb er fortdauernd in gleicher Sorge tätig. Unerschrocken und freimütig wirkte er für das, was er als gerecht erkannt hatte, mit tiefem Ernst wie mit witzigem Spott, in Rede wie in Schrift (zu erwähnen ist hier besonders seine Streitschrift „Die Kartellfrage in Theorie und Praxis“, Leipzig 1903). Den Beifall rascher Volksgunst verachtend, der Menge nie schmeichelnd, erwies er doch persönlich auch den Geringen und Armen menschliche Teilnahme und werkbereite Hilfe — viele in Stadt und Land haben das erfahren, viele gedenken dessen in Dankbarkeit.

Das dritte war die Neigung zur Wissenschaft und die Sorge für die höchsten wissenschaftlichen Anstalten des Staats, die Universitäten. Von dem Gebiete rein wissenschaftlicher Betätigung war er ausgegangen, und auch nachdem er seinen ursprünglichen Plan, selbst Universitätslehrer zu werden, aufgegeben, brach er doch die Forschungsarbeit nie vollständig ab, selbst nicht in der Zeit seiner umfassendsten Tätigkeit als Beamter. Seine Studien galten der Staatswissen-

schaft: „Die Auffindung der Gesetze, nach denen das staatliche Zusammenleben der Menschen entsteht und sich erhält", war sein erstes und man darf sagen, auch sein letztes Problem; ihm suchte er von der Seite der Philosophie, der Naturwissenschaft, der Wirtschaftslehre und der Geschichte her nahezukommen. In seinen Jugendjahren nahm er es mit seiner wissenschaftlichen Aufgabe so ernst, daß er, den Staatsdienst verlassend, sich für ein halbes Jahrzehnt lediglich den Studien widmete; auch der lange Aufenthalt in England diente diesem Zweck. So erwuchs sein erstes größeres Buch: „Vom Begriff des Staates. Erster Band." (1878), ein durch die Reife seiner Form, die Breite seiner Grundlegung und die Geschlossenheit seines führenden methodischen Gedankens ausgezeichnetes Werk, das in der eindringenden Verarbeitung der englischen und französischen Literatur noch heute wohl unübertroffen ist. In seiner ersten Hälfte enthält es eine philosophische Auseinandersetzung über die Aufgabe, den Staat zu erklären, und über die mögliche Methode ihrer Lösung sowie über die Grundtatsachen in der Natur des Menschen und der ihn umgebenden Verhältnisse, aus denen die Lösung zu gewinnen ist, in seiner zweiten Hälfte eine Ideengeschichte der französischen Staatstheorien von Descartes bis zur Revolution von 1789. Der eigne Standpunkt des Verfassers ist streng positivistisch: völlige Ablehnung aller metaphysischen Betrachtung, Versuch rein kausalmechanischer, nicht teleologischer Erklärung; überall tritt dabei der beherrschende Einfluß darwinistischer Theorien hervor. Ja, man darf sagen: das Buch ist mehr als bloß Mitteilung von Forschungsergebnissen, es ist zugleich das Bekenntnis einer Weltanschauung. Erschienen ist das Werk erst, nachdem Rottenburg bereits wieder in den praktischen Staatsdienst zurückgetreten war; ob er seine ursprüngliche Absicht, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, damals schon ganz aufgegeben hatte, mag zweifelhaft bleiben, jedenfalls dachte er aber noch an weitere theoretische Arbeit, wie denn auch jenes Buch sich selbst nur als ersten Band bezeichnete: der Vervollständigung des geschichtlichen Teils sollte ein kritischer Teil behufs Entwicklung des eignen Standpunktes folgen.

Bemerkenswert ist, daß der Verfasser schon damals die Brücke von seinen theoretischen Studien zu der praktischen Kunst gefunden hatte, der von da an sein Leben hauptsächlich gehören sollte. Indem er in der Vorrede zu seinem Buch als die wichtigste Aufgabe der Staatswissenschaft die Auffindung der Gesetze des staatlichen Zusammenlebens der Menschen bezeichnet, fügt er hinzu, die Kenntnis dieser Gesetze sei die erste Bedingung dafür, daß die Politik zu einer Kunst werde: seine Studien sah er also jetzt in dem Licht der Vorbereitung auf den Beruf des praktischen Politikers, und wohl erklärlich ist es, daß gerade dieses Buch — ich glaube das von dem Verstorbenen selbst gehört zu haben — die Aufmerksamkeit des Fürsten Bismarck auf sich zog und Anlaß zu seiner Berufung in einen bedeutenderen Wirkungskreis wurde.

Die weiteren rein wissenschaftlichen Arbeiten, die Rottenburg veröffentlicht hat, stehen mit seinem ersten Buch in unmittelbarem inhaltlichem Zusammenhang, sie bilden seine freilich sehr viel reifere und geistig höhere Fortsetzung, nur wird

der Rahmen, der in seinem ersten Buch wenigstens der Form nach noch gewahrt, wenn auch sachlich bereits vielfach gesprengt war, daß nämlich nur eine Darstellung der Staatstheorien erfolgen solle, nunmehr ganz fallen gelassen: es ist die Geschichte der staatspolitischen und wirtschaftspolitischen Ideen in Frankreich, die Rottenburg zu schreiben unternimmt. Vielleicht das fesselndste Kapitel des ersten Buches hatte den Zusammenhang der französischen Revolution mit der vorangehenden französischen Philosophie behandelt: in beredter Darlegung war hier nachgewiesen, daß die Auswüchse der Revolution nicht auf die Lehren der Enzyklopädisten, sondern auf die J. J. Rousseaus zurückzuführen seien. Die ferneren Arbeiten behandeln nun die Revolution selbst und ihre Nachgeschichte. 1884 erschien in dem Januar- und dem Februar-Heft der Zeitschrift „Nord und Süd" ein Aufsatz: „Der Ultramontanismus in Frankreich unter der Restauration", und Oktober 1890 bis August 1891 in der „Deutschen Revue" eine große zusammenhängende Arbeit: „Die französische Revolution und ihre Bedeutung für den modernen Staat". Der Name des Verfassers ist in beiden Schriften verschwiegen, doch hat sich Rottenburg Freunden gegenüber persönlich als Verfasser bekannt; auch ist seine Redeweise und Darstellungsform unverkennbar.

Und nun kehrte er nach zwei Jahrzehnten staatsmännischer Arbeit, ein Schüler des größten Meisters, reich an Erfahrungen, mit geschärftem Blick für das Wirkliche, mit tieferer Einsicht in die ursächlichen Zusammenhänge des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens, dahin zurück, von wo er gekommen, und die Universität wurde ihm wirklich, freilich anders, als er es einst gemeint, zur Heimat. Indem er von dem großen Feld, auf dem Weltgeschichte gelebt und gewirkt wurde, sich wieder zu den stillen, begrenzten Räumen wissenschaftlichen Fleißes wendete, hatte er nicht einen Augenblick das Gefühl, herabzusteigen, sondern nur das, einen Gipfelbereich mit einem andern zu vertauschen, und gern und freudig empfing er den neuen Lebensinhalt, der sich ihm hier bot.

In doppeltem Sinne wurde er einer der Unsern. Als ein Gleichstrebender trat er in unsre Reihen, indem er gesammelt und ernsthaft sich selbst wieder gelehrter Forschungsarbeit hingab. Hier waren es einmal seine Studien über die Geschichte der leitenden politischen und wirtschaftlichen Ideen besonders in Frankreich nach der großen Revolution, die er weiter fortsetzte; die Freunde, denen er fertige Abschnitte dieser Arbeit mitteilte, konnten annehmen, daß es ihm gelingen werde, diese neue mit den früheren Arbeiten zu einem einheitlichen lückenlosen Ganzen zusammenzuschließen. Noch stärker aber beschäftigten ihn nunmehr — und damit kam er zu seinem ersten Fragekreis zurück — die methodischen Grundlagen alles wirtschaftlichen und politischen Denkens. Inwiefern läßt sich von „Gesetzen" des wirtschaftlichen und politischen Lebens sprechen? um dieses Hauptproblem ordnete er alle seine weithinausreichenden philosophischen, naturwissenschaftlichen, geschichtlichen Untersuchungen, an ihm war er bis zu seiner Todesstunde tätig. Wir dürfen hoffen, daß wesentliche Abschnitte jener wie dieser Arbeit noch zur Veröffentlichung gelangen werden.

Und er wurde auch ein rechter Pfleger unsrer wissenschaftlichen Gemeinschaft.

Erfüllt von dem leuchtenden Gedankenbild, daß die Universität nicht nur eine äußere Zusammenfassung verschiedener einzelner Forschungsbetriebe, sondern über alle Zersplitterung der einzelnen Wissenschaften hinüber eine wahre Heimstätte einheitlicher wissenschaftlicher Bildung sein müsse, sicher in der Ueberzeugung, daß die Höhe geistiger Entwicklung mit sittlicher Kraft und Lauterkeit des Charakters untrennbar verbunden sei, unerschütterlich in dem Glauben, daß die Universität auch in ihrer jetzigen Form eine der vornehmsten Quellen nationaler Kraft und daß ihr Erziehungswert auch außerhalb der engeren Unterrichtszwecke unvergleichlich und unersetzbar sei — so trat er seine Stellung an, und von diesem Glauben, den er auch ungünstigeren Erfahrungen späterer Jahre gegenüber festhielt, teilte er auch andern mit und hob so das Leben der Universität; denn immer bleibt es wahr, daß jede gesunde Kraft sich steigert, wenn ihr von bedeutender Stelle die höchste Auffassung ihrer Aufgaben und zugleich das feste Vertrauen entgegengebracht wird, daß sie das Höchste zu leisten fähig sei. Auf vielen Gebieten wissenschaftlicher Arbeit selbst genügend heimisch oder genügend belehrbar, um ihre Bedürfnisse und Lebensbedingungen zu verstehen, versuchte er unablässig und durch Mißerfolge, die freilich nicht ausgeblieben sind, niemals entmutigt, ihr die Mittel und die Bewegungsfreiheit zu verschaffen, die sie fordern muß.

Und wie dem akademischen Lehrkörper, so war er auch der akademischen Jugend ein treuer und hilfsbereiter Freund und Berater. Mahnend und immer wieder die großen gemeinsamen Ziele nationaler Ethik betonend, sprach er oft zu ihr, so manchen ewigen Gedanken in goldene Form prägend. Ja, über den Kreis der Universitätsangehörigen und den amtlichen Bereich hinaus erhob er nicht selten seine Stimme, um für die Freiheit der geistigen Bewegungen — ich erwähne seine Schrift: „Das Zukunftsprogramm unsrer Schulgesetzgebung“, Bonn 1906 — und für die richtige Schätzung der Universitäten zu wirken, stets das Allgemeine suchend, nie das Seine, groß genug, um irren, selbstlos genug, um auch ein strenger Beurteiler sein zu dürfen — wer an einem Riesen messen gelernt und große Höhe und tiefen Fall miterlebt hat, der sieht die Dinge dieser Welt anders, als sie in den Niederungen erscheinen mögen. So stärkten auch Widerstände, wo er sie fand, nur seine eigne Kraft; aber selbst seine Gegner — und als ein Mann von ausgeprägter Ueberzeugung auf jedem Gebiete des öffentlichen Lebens mußte er Gegner haben, und man darf sagen, er freute sich ihrer — erkannten die Reinheit seiner Gesinnung und die Größe seiner Ziele willig an.

So konnte auch niemand, ob Gegner oder Freund, sich dem persönlichen Eindruck des Menschen entziehen, in dem so vieles seltsam Auseinanderliegende zu einer Einheit verschmolzen war.

Erzogen in der Schule des größten und kühlsten Wirklichkeitsmenschen und heimisch in der großen Welt, trug er doch in vielem die Züge eines theoretischen Denkers, wie er auch trotz aller Schätzung der Wirklichkeiten in seinen staats- und wirtschaftspolitischen Anschauungen wesentlich durch allgemeine grundsatz-

mäßige Gedanken unveränderlich bestimmt wurde. Gehärtet in der Höhe eines Berufs, wo das Schicksal des einzelnen wenig wiegt, blieb er im letzten Grunde seines Wesens weich und gütig. Und obwohl Zeuge und Miterbauer einer großen Vergangenheit, wie sie größer Deutschland nie gehabt hat, bewahrte er doch freudige Empfänglichkeit für alles Hoffnungsvolle der Gegenwart, im großen wie im kleinen. Selbst tiefes Leid und schwere körperliche Krankheit konnten den hellen Frohsinn seiner Natur nicht zerstören. Die Ungezwungenheit seines Verkehrs, die Schlichtheit seines jedem Schein und Getue abholden Wesens, der Reiz seiner in allen Höhen und Tiefen heimischen Geistigkeit, die Anmut seines, Scherz und Ernst in gleichen Schalen wägenden Gesprächs — wer könnte alles das vergessen, der ihm je menschlich näher getreten? Seine Seele war wie ein Gefäß, allzuvoll von köstlichen Erinnerungen, und jedem teilte er bereitwillig davon mit; die größten Tage und die größten Menschen unsrer letzten Geschichte — wie oft wurden sie durch seine Rede vor uns lebendig!

So stand er in unserm Kreise, so wird er in unsrer Erinnerung bleiben. Nicht nur die Freunde, die ihn liebten, beklagen tief seinen Hingang und entbehren ihn schmerzlich: die ganze Universität fühlt die Lücke, die er gelassen, und ehrt trauernd sein Gedächtnis.

Ungedruckte Briefe eines geheimen Wiener Agenten aus dem Jahre 1856

(Ein Beitrag zur Geschichte des österreichischen Konkordats von 1855)

Mitgeteilt und mit einer Einleitung versehen

von

Eduard von Wertheimer

(Schluß)

Wien, 31. Januar 1856.

Wenn die Religionsverhältnisse auf die Politik der Länder im allgemeinen einen maßgebenden Einfluß haben, so ist dies insbesondere in Oesterreich der Fall. Hier, wo die Bewohner den verschiedenartigsten Glaubensbekenntnissen angehören, an denen sie teils mit Fanatismus hängen oder die sie mit großer Lauheit und ungeschmälerter Toleranz zu pflegen gewohnt waren, in diesem Oesterreich, wo die Nationalitäten sich nicht sehr freundnachbarlich gegenüberstehen und nur in einem Punkte übereinstimmen: das ist in der seit 1848 klar ausgesprochenen Opposition gegen die Regierung, müßte jede Veränderung in dem bisher bestandenen Verhältnis der Kirche zum Staat eine um so größere Sensation erregen, als sie dem Gefühle der allgemeinen Unzufriedenheit einen neuen Stoff und frische Nahrung bot. Ja, es ist nicht zu leugnen, daß eine

solche Veränderung für den Staat selbst sehr gefährlich werden kann, wenn die der katholischen Staatskirche verliehenen Rechte nicht mit Weisheit und großer Mäßigung von den Kirchenvorstehern benutzt werden, wenn sie plötzlich einen zu harten Druck auf die eignen Glaubensgenossen ausüben oder die bisherigen Privilegien der Andersgläubigen gefährden.

Es ist jetzt eine vollendete Tatsache, daß das mit ängstlicher Spannung erwartete Konkordat mit dem Päpstlichen Stuhle de dato 18. August 1855 auf alle Schichten der Bevölkerung keinen guten Eindruck gemacht hat. Die liberale katholische Partei hatte die josephinische Auffassung und die in engere Schranken gebannte Stellung der Kirche zum Staate liebgewonnen. Das Konkordat hat diese Situation geändert. Die Rechte, welche jetzt den Kirchenfürsten verliehen sind, besonders aber die Unklarheit in mehreren der wichtigsten Punkte, welche eine ungeheure Dehnbarkeit zuläßt, hat die größte Besorgnis und Unzufriedenheit bei dieser Partei erweckt, indem sie befürchtet, der Klerus wird diese Schwäche des Konkordats benutzen und sich Uebergriffe und moralische Gewalttätigkeiten erlauben, die zwar nicht mit dem Willen der Regierung übereinstimmen, die Regierung aber werde zu schwach sein, die Beeinträchtigten zu schützen. Im Verlaufe des vorliegenden Elaborats schon ist zu ersehen, inwieweit diese Besorgnisse gerechtfertigt waren.

Die ultrakatholische Partei, repräsentiert durch die Mitglieder der Severinus- und mehrerer andrer gleichartiger Vereine, die unter der Leitung des Jesuitenpaters Klinkowström,[1] des Abbé Mifflin, Grafen O'Donnel[2] und andrer gleichgesinnter Würdenträger stehen, ist mit dem Konkordate nicht zufrieden, indem sie dem Klerus noch weit ausgedehntere Rechte vindizierten. Sie will eine bürgerliche Gleichstellung der Andersgläubigen mit den Katholiken durchaus nicht zugeben, und sie ist in hohem Grade darüber aufgebracht, daß an den höheren Lehranstalten protestantische Professoren zugelassen werden. Sie ist unzufrieden, daß die Bischöfe nicht unmittelbar nach Veröffentlichung des Konkordats mit Gewaltmaßregeln gegen die nach ihrer Anschauungsweise Ungläubigen vorgegangen sind, sie nennen die großenteils noch vorherrschende Milde und Mäßigung „Schwäche", und ihre Agenten bemühen sich, eine ausgesprochenere Schärfe in die Haltung der Bischöfe zu bringen. Diese Partei, welche in Stärke die Größe der politischen Macht erkennt, will im Kirchenbann und in der Inquisition das Heil der katholischen Kirche finden, sie ist der gefährlichste Feind der Regierung und der Kirche, sie ist der tätigste Agitator für die Revolution, und ohne es zu wissen, birgt sie unter ihren Mitgliedern bereits eine nicht unbedeutende Zahl sozialer Demokraten. Der Kardinal-Erzbischof Rauscher[3]) in Wien, dessen Mäßigung beinahe seiner Intelligenz gleichkommt, kennt diese Partei,

---

[1]) Joseph von Klinkowström, berühmt als Wiener Kanzelredner.

[2]) Heinrich Graf O'Donnel, der Franz Joseph I. 1853 bei dem gegen ihn gerichteten Attentate Libényis das Leben rettete.

[3]) Kardinal Joseph Othmar Rauscher, Fürsterzbischof von Wien.

benutzt sie, solange sie ein williges Werkzeug ist, verachtet sie jedoch im Innern und überwacht sie strenge.

Die Protestanten, besonders in Ungarn und Böhmen sehr zahlreich vertreten, verhalten sich vorläufig scheinbar indifferent. Da die Regierung ihnen erst kürzlich die Zusage gemacht, daß sie eine Beeinträchtigung ihrer Privilegien nicht zu fürchten haben, so verharren sie ruhig in einer streng beobachtenden, von der katholischen Kirche jetzt abgeschlosseneren Stellung. Direkte Angriffe haben sie kaum zu fürchten, Plackereien und indirekte Angriffe aber haben sie seit Veröffentlichung des Konkordats wohl in erhöhtem Maße erdulden müssen. Besorgnis erregt die mit moralischem Zwang verbundene Proselytenmacherei der ultrakatholischen Partei.

Die nichtunierten Griechen, durchaus nur im Slawentum, besonders in der Woiwodina, Slawonien, Kroatien, Illyrien und in Galizien vertreten, werden durch das Konkordat nicht berührt. Sie sind, wie früher, Feinde der deutschen katholischen Regierung, hängen mit religiöser Vorliebe an dem Kaiser von Rußland und erkennen nur in ihm das Oberhaupt ihrer Kirche. Diese religiösen Gefühle vermengen sie teilweise mit ihren politischen Tendenzen, doch ist es eine Tatsache, daß ihre Sehnsucht mehr nach einem abgesonderten südslawischen Reiche als nach einer russischen Regierung strebt. Sie werden gar nicht behelligt werden, da die Regierung eifrig bemüht ist, sie zu gewinnen, und weiß, daß jeder religiöse Druck sie für Rußland günstiger stimmen und jeder russischen Agitation zugänglicher machen würde.

Die Juden werden von dieser religiösen Frage wohl am wenigsten berührt. Werden ihre materiellen Interessen nicht gestört, so sind sie zufrieden. Die orthodoxen Juden, beinahe nur mehr in Galizien und sehr selten in Böhmen und Nordungarn vertreten, sind einen härteren Druck um ihres Glaubens willen gewöhnt und das sogenannte Jung-Israel hält de facto an gar keiner Religion. Diese Partei aber würde in jedem Fall, wie das Jahr 1848 gezeigt hat, freudig jeder inneren Bewegung folgen und „Freiheit des Glaubens" auf ihre Fahne schreiben.

So wird nach den verschiedenen Religionsgenossenschaften und nach den revolutionären Elementen, die in einer oder der andern Provinz durch das Verhältnis der Nationalität zur Regierung stärker oder schwächer repräsentiert werden, das Konkordat mehr oder minder ungünstig beurteilt. Befriedigt ist durch dasselbe keine Partei, im Gegenteil scheuen sich sogar die Organe der Regierung nicht, ihre ernsten Besorgnisse für die Zukunft auszusprechen. Während das Volk durch das Konkordat nicht befriedigt ist, fühlt sich der höhere Klerus durch die ausgedehnten Rechte, welche ihm jetzt verliehen sind, beglückt. Die niedere Geistlichkeit teilt diese Gefühle ihrer hohen Würdenträger nicht, da sie der Willkürherrschaft derselben ganz bloßgestellt ist.

Ich erlaube mir, nur noch in Kürze zu zeigen, wie die hohen Würdenträger der Kirche bis jetzt von den ihnen verliehenen Rechten Gebrauch gemacht. Der Kardinal-Erzbischof in Wien, Dr. Rauscher, hat ungesäumt nach der Ver-

öffentlichung des Konkordats einen Hirtenbrief erlassen,[1]) der die ihm bekannt gewordenen Besorgnisse seiner unterstehenden Gläubigen beschwichtigen sollte. Dies war ihm auch durch die Milde seiner Auffassung teilweise gelungen. Doch in einem zweiten Hirtenbriefe vom 29. Juni 1856 kommt er auf die Verhältnisse der Ehe zu sprechen. Wie bekannt, hat die Regierung sich vorbehalten, die bezüglichen Normen im Verein mit dem Päpstlichen Stuhle nachträglich zu regeln, vorläufig aber die bestehenden Gesetze aufrechtzuerhalten. Hier spricht nun der Kardinal den Grundsatz aus, daß nur die Kirche imstande ist, zu bestimmen, ob die eine Ehe eingehen wollenden Individuen für diesen heiligen Stand in religiöser Beziehung geeignet sind oder nicht. Der weltlichen Behörde räumt er bloß die Befugnis ein, die zivilrechtlichen Normen aufrechtzuerhalten. Er deutet ziemlich klar an, daß die früheren Gesetze jetzt zugunsten der katholischen Kirche bedeutend modifiziert werden und daß Eheverbindungen zwischen Katholiken und Andersgläubigen wohl auf große Hindernisse stoßen würden. Bezüglich des Artikel IX, betreffend das Recht der Bischöfe, Bücher, welche der Religion und Sittlichkeit verderblich sind, als verwerflich zu bezeichnen und die Gläubigen von Lesung derselben abzuhalten, will er die Gläubigen nur vor Lesung solcher Bücher warnen, sollte aber dies fruchtlos bleiben, so würde er die Regierung zu den entsprechenden Maßregeln auffordern. Eine ähnliche gemäßigte Haltung haben die Erzbischöfe der andern Provinzen bis jetzt beobachtet. Nur der Erzbischof von Mailand, Romilli,[2]) ist in schroffer Weise hervorgetreten. Sein Hirtenbrief[3]) erinnert an die Zeit der Inquisitionsedikte und hat den übelsten Eindruck gemacht. Durch ein Rundschreiben an alle Buchdrucker und Buchhändler der Stadt und Erzdiözese Mailand stellt er eine Präventivzensur fest. Infolgedessen war die Aufregung eine ungeheure und die Betroffenen schlossen ihre Werkstätten und Verkaufsläden. Eine Deputation begab sich nach Verona zum Feldmarschall Radetzky[4]) und bat um Schutz gegen diesen Uebergriff des Erzbischofs. Der Feldmarschall erklärte, er werde jeden derartigen Uebergriff, er möge kommen von was immer für einer Seite, zurückweisen.[5]) Wenige Tage darauf brachte die „Gazzetta ufficiale di Milano" den in der Anlage ersichtlichen Artikel,[6]) und es wurden von Wien aus die nötigen Maßnahmen ergriffen, um ähnlicher Unzukömmlichkeit vorzubeugen. Auch der Patriarch von Venedig, Mutti, hat sich durch seine Taktlosigkeit, indem sein Hirtenbrief ein Verdammungsurteil gegen alle Nichtkatholiken aussprach und eine unliebsame Aufregung hervorbrachte, eine Rüge von der Regierung zugezogen.

---

[1]) Rauscher, „Hirtenbriefe", 15. November 1855.

[2]) Bartholomäus Karl Romilli.

[3]) Zirkularschreiben vom 23. Dezember 1855.

[4]) Johann Joseph Graf Radetzky, Generalgouverneur des lombardisch-venezianischen Königreiches.

[5]) Das ist eine unstichhaltige Angabe. Vielmehr hat sich Radetzky sofort am 23. Dezember 1855 nach Wien um Verhaltungsmaßregeln gewandt.

[6]) Lag nicht bei.

Die vorstehenden Zeilen skizzieren der Wahrheit treu die Lage der Religionsverhältnisse in Oesterreich seit Veröffentlichung des Konkordats. Weitere Relationen über diesen Gegenstand werde ich die Ehre haben einzusenden, bis die nächsten Ereignisse einen klareren Einblick gestatten.

*

Wien, 11. März 1856.

Seine Majestät der Kaiser ist mit dem Empfang, welcher ihm in Prag[1]) von seiten der Bevölkerung zuteil wurde, sehr unzufrieden und ist seit seiner Rückkunft sehr verstimmt. — — Kurze Zeit nach der Ankunft in Wien wurde der Minister Bach zum Kaiser beordnet. Die Unzufriedenheit des Kaisers mit der Haltung des Volkes im allgemeinen, besonders aber der Haltung der böhmischen Hauptstadt soll Gegenstand der Unterredung gewesen sein. Der Minister Bach[2]) erhielt schließlich den Befehl, möglichst rasch die Organisierung der repräsentativen Landtage zu vollenden und ins Leben treten zu lassen. Man hofft, daß diese längst vorhergesagte und seit zwei Jahren versprochene Maßregel die Sympathien des Volkes erwecken werde.

Die vom Finanzminister Baron Bruck[3]) so energisch geforderte weitere Reduktion der Armee stößt in der letzten Zeit bei Seiner Majestät selbst auf großen Widerspruch. Der Kaiser sagt, der Stand der Armee ist in diesem Moment nicht größer als im Jahre 1847 und wenn es damals möglich war, die Kosten derselben zu schaffen, so ließe sich dies auch jetzt, wo eine so bedeutende Zunahme des Staatseinkommens zu erwarten steht, realisieren. Uebrigens seien die politischen Verhältnisse noch nicht so ungetrübt, daß eine weitere große Ersparnisse erzielende Reduktion vorgenommen werden kann. Seine Majestät ist jetzt sehr von der Idee eingenommen, im Laufe dieses Sommers ein großes Uebungslager von 60000 Mann in Italien zu konzentrieren. Beim jetzigen niederen Stande der Regimenter würden natürlich dieselben auf den Kriegsstand gebracht werden müssen, um diese Zahl erzielen zu können. Beratungen über diesen Gegenstand finden gegenwärtig in der Zentralkanzlei[4]) statt. Zur Fortsetzung des Baues der Eisenbahn in Galizien sollen 20- bis 25000 Mann verwendet werden.

Was ich bereits in meinen früheren Relationen, die Religionsverhältnisse in Oesterreich betreffend, die Ehre hatte, anzudeuten, daß die Regierung den Uebergriffen der ultrakatholischen Würdenträger entschieden entgegenzutreten beabsichtigt, ist jetzt zur Wahrheit geworden, wie der Erlaß des Ministers für

---

[1]) Der Kaiser kam am 26. Februar nach Prag und reiste am 1. März wieder ab.

[2]) Alexander Freiherr von Bach, Minister des Innern; fiel nach dem Kriege von 1859.

[3]) Karl Ludwig Freiherr von Bruck, 1855 zum Finanzminister ernannt; endete den 23. April 1860 durch Selbstmord.

[4]) Damit ist die Militärkanzlei gemeint, an deren Spitze Graf Grünne stand.

Kultus, Grafen Leo Thun,[1]) vom 25. Januar[2]) laufenden Jahres beweist. Da dieses Schreiben sich in Händen Eurer Exzellenz befinden wird, so erlaube ich mir nur den Passus hervorzuheben: „Deshalb erwarten Seine Majestät, daß die hochwürdigsten Bischöfe des Reiches es für zweckmäßig erachten werden, den Beratungen jener Versammlungen (beginnen am 6. April) nicht durch vorschnelle Maßregeln in den einzelnen Diözesen vorzugreifen."

Die Regierung, welche jetzt den ungünstigen Eindruck kennt, welchen das Konkordat, noch mehr aber das offizielle Schreiben des Erzbischof-Kardinals in Wien, Rauscher, an den Kardinal Viale Prelà[3]) auf alle Schichten des Volkes gemacht, und zur Ueberzeugung gekommen ist, daß die Besorgnisse, die durch diese beiden Dokumente hervorgerufen wurden, nicht zu vorschnell waren, will dem Klerus die Möglichkeit zu weiteren Uebergriffen, deren Folgen sie ernstlich befürchtet, benehmen. Dagegen aber rüstet sich der hohe Klerus mit aller Kraft, welche ihm bereits verliehen worden ist, und wie mir aus sehr verläßlicher Quelle zugeht, dürfte der Kampf ein sehr heftiger werden, ohne schon jetzt bestimmen zu können, wer in demselben Sieger bleibt. — Der Erlaß der niederösterreichischen Statthalterei d. d. Wien, 22. Februar 1856, betreffend die äußere Heiligung der Sonn- und Feiertage, ist ziemlich liberal gehalten und fand im Volke eine gute Aufnahme, von seiten der Ultrapartei wird er angegriffen. Tatsache ist es, daß die Regierung seit kurzem bemüht zu sein scheint, die Sympathien des Volkes zu erwecken. Vertraut mit der Lage der Verhältnisse aber, glaube ich mich nicht zu täuschen, wenn ich die Ueberzeugung ausspreche, diese Versuche kommen zu spät, und wie sie nicht aufrichtig gemeint sind, so werden sie auch ohne Vertrauen zu erwecken hingenommen werden.

*

Wien, 14. März 1856.

In welchem Grade die materiellen Interessen, die Wünsche, Hoffnungen und politischen und religiösen Tendenzen der Völker Oesterreichs voneinander abweichen mögen, in einem Punkte stimmen sie gewiß überein: in der ziemlich klar ausgesprochenen Unzufriedenheit mit der Regierung. — Im Jahre 1849 hat die Regierung die offene Revolution besiegt, die Führer derselben sind teils der Gerechtigkeit zum Opfer gefallen, teils wurden sie durch die Flucht und Verbannung unschädlich gemacht. Ist es aber der Regierung gelungen, im Laufe der darauffolgenden Jahre diese Gefühle des Volkes zu ändern, Institutionen zu schaffen, welche die auf ein Minimum reduzierten Wünsche des Volkes (ich spreche hier nur von den gerechten) befriedigen können, seine materiellen Vorteile befördern, wird sie die Kunst bewahren, eine neue Revolution seinerzeit ohne fremde Hilfe zu erdrücken? Ich glaube nicht! Die höchsten Regierungsorgane

---

[1]) Vom 28. Juli 1849 bis Oktober 1860 Kultus- und Unterrichtsminister.

[2]) Bereits wiederholt gedruckt.

[3]) Schreiben vom 18. August, beginnend mit den Worten: „Ecclesia catholica".

aber haben alles getan, um das alte brauchbare Material zu zerstören, ohne die Fähigkeit und Kraft zu haben, einen gediegenen Neubau zu schaffen.

Es wurde eine äußere Politik eingeschlagen, welche Oesterreich wenig Ruhm brachte, 500 Millionen Gulden und die alte erprobte Freundschaft Rußlands gekostet, die Abneigung und das Mißtrauen Deutschlands Oesterreich gegenüber klarer hervortreten ließ und die durchaus den Wünschen des Volkes zuwider war, abgerechnet einige Journalisten und deren Nachbeter. Und was hat Oesterreich endlich mit diesem ungeheuern Kostenaufwand erzielt? Die geringe Genugtuung, daß es in Paris während der Konferenzen die zweite Rolle spielt. Wenig befriedigend sogar für die geringe Eitelkeit der österreichischen Völker! Im Innern sind Organisationen und Reorganisationen der politischen, administrativen und judiziellen Statute und Behörden in kurzen Zwischenräumen aufeinander gefolgt, ohne bis zum Momente ihre praktische Stichhaltigkeit zu bewähren; im Gegenteile, es werden noch große Veränderungen notwendig sein. Die Gefahr einer finanziellen Krisis ist zwar durch die Gewißheit des Friedens überstanden, die Agiotage hat beinahe aufgehört, doch die Folgen derselben sind geblieben, und alle Operationen des Herrn von Bruck haben zwar den Papierschwindel auf eine in Oesterreich bis jetzt unerhörte Weise gefördert, sie sind wohl auch vielversprechend für eine weitere Zukunft, für die nächsten Jahre aber werden die Ausgaben die Einnahmen des Staatshaushaltes um enorme Summen übersteigen, ohne daß die Quellen zur Ausfüllung dieser Kluft zu finden sind. Dies der günstigste Fall, wenn der europäische Frieden längere Zeit erhalten bleibt.

Die religiöse Frage ist durch das Konkordat zu einer für den Staat und die Kirche selbst höchst gefährlichen Situation gediehen. Man hat dem katholischen Klerus ungeheure Rechte eingeräumt, man hat einen Staat im Staate gebildet in der Ueberzeugung, die Kirche werde ein treuer Bundesgenosse der Regierung sein, sie werde im wohlverstandenen Einklange mit derselben in gemäßigter Weise vorschreiten, das Volk für die Regierung als treue, ergebene Untertanen heranbilden. Man hatte zu wenig den Zeitgeist und die Anti- und Sympathien der Völker im allgemeinen und insbesondere die Akatholiken berücksichtigt. Man hatte sich hier wie überall getäuscht! Der katholische Klerus war nach dem Konkordat, dessen Tragweite unberechenbar ist, nicht zufrieden, neben der Regierung zu stehen, er hat sich schon im ersten Stadium vielseitig über dieselbe gestellt oder sie ignoriert. Statt zu kalmieren, haben die Uebergriffe der italienischen und teilweise der ungarischen Bischöfe das Volk in hohem Grade aufgereizt und eine Stimmung in diesen beiden der Regierung feindlichsten Provinzen hervorgerufen, welche in den höchsten Regierungskreisen die ernstesten Besorgnisse erweckte. Dies in so hohem Maße, daß der Kaiser selbst und seine Organe die nachdrücklichsten Ermahnungen an die betreffenden Kirchenfürsten ergehen ließen und daß schon jetzt in mehreren Religionsfragen höchsten Ortes gegen die Kirchenfürsten entschieden werden mußte. Im blinden Eifer waren mehrere Kirchenfürsten so weit gegangen, in ihren Hirtenbriefen auf die Gefahr hinzudeuten,

welche dem Katholizismus aus der Nachbarschaft protestantischer und griechischer Länder im Norden und Nordosten der Monarchie erwachsen dürfte, um gleichsam Präventivmaßregeln zu provozieren.

Am 6. April tritt, wie gemeldet, in Wien die Synode zusammen, um über die Art der Ausführung des Konkordats zu beraten. Die Regierung ist fest entschlossen, das verlorene Terrain teilweise wiederzugewinnen, während der hohe Klerus mit aller Kraft für die vollste Aufrechthaltung der ihm verliehenen Rechte kämpfen will. Bei der Dehnbarkeit des Konkordats und besonders der Separatartikel bietet sich ein weiter Kampfplatz dar. Wer wird siegen? Diese Frage kann nur die Zukunft entscheiden. So viel aber steht fest, daß schon das Faktum des Kampfes selbst zwischen beiden Gewalten für beide sehr gefährlich werden dürfte.

Dies in Kürze die Stellung, welche die Regierung und deren hohe Organe in der letzten Zeit eingenommen haben, und eben darin liegt der Grund zur allgemeinen Unzufriedenheit. Es bleibt mir noch übrig nachzuweisen, in welchem Grade diese Unzufriedenheit in den verschiedenen Schichten des Volkes Platz gegriffen hat und inwieweit sie der Regierung gefährlich geworden ist. Daß hier die Nationalitäten und Kultusse einen überwiegenden Einfluß nehmen, ist selbstverständlich.

*

Wien, 26. März 1856.

Mit Zirkularschreiben vom 25. Jänner 1856 hat der Minister für Kultus und Unterricht Graf Leo Thun im Allerhöchsten Auftrage des Kaisers sämtliche Bischöfe der Monarchie zur Teilnahme an gemeinsamen Konferenzen eingeladen, welche am 6. April in Wien eröffnet werden sollen, behufs der Einleitung der Vollziehung des Konkordats.

Mit Zirkularschreiben vom 10. Februar l. J. hat der Kardinalnunzius im Auftrage des Papstes[1]) sämtliche Bischöfe des Reiches zur Teilnahme aufgefordert an den Konferenzen, welche am 6. April zum genannten Zwecke stattfinden werden, und bei welchen derselbe im Namen und der Autorität Seiner Heiligkeit den Vorsitz führen will. Durch dieses Vorgehen des Nunzius glaubte sich die österreichische Regierung in ihrer Machtvollkommenheit beeinträchtigt, und es wurde ungesäumt ein höherer Beamter nach Rom geschickt, um die durch das schroffe Hervortreten und Einschreiten des Nunzius in die inneren religiösen Verhältnisse Oesterreichs entstandene Differenz zu begleichen.

Am 23. März ist die Nachricht aus Rom hier eingetroffen, daß die Differenz behoben ist, indem Seine Heiligkeit der Papst beiläufig die folgende Erklärung gibt: Es war nicht die Absicht des Nunzius, die Rechte der österreichischen Regierung in dieser Frage irgendwie anzutasten oder zu ignorieren, und der Nunzius wird das Präsidium in den Konferenzen im Namen des Papstes als kirchliches führen,

---

[1]) Pius IX.

der österreichischen Regierung würde es natürlich zukommen, ihrerseits die Bevollmächtigten zu ernennen, welche im Namen Seiner Majestät des Kaisers präsidieren. Das Präsidium werde demnach ein gemischtes sein, aus geistlichen und weltlichen Autoritäten. Von seiten der Regierung sollen angeblich die Minister Baron Bach und Graf Thun für das Präsidium bestimmt werden.

Zu der kirchlichen Feierlichkeit, welche die französische Gesandtschaft am 18. März in der Kirche zu St. Stephan wegen der Geburt des kaiserlichen Prinzen von Frankreich veranstaltete, wurden, wie bekannt, außer dem diplomatischen Korps die sämtlichen österreichischen Minister geladen. Diese waren auch der Einladung gefolgt mit Ausnahme des Ministers der Finanzen, Baron Bruck, welcher in wenigen Zeilen, die gerade nicht als Muster der Courtoisie gelten können, dem französischen Geschäftsträger, Vicomte Deserre, [1]) bekanntmachte, durch eine bedeutende Unpäßlichkeit abgehalten zu sein.

Gleich nach der kirchlichen Feierlichkeit schickte Deserre einen Attaché in das Finanzministerium, um sich nach dem Befinden des Baron Bruck zu erkundigen. Hier erfuhr derselbe, daß Baron Bruck gar nicht unwohl war, sondern vor kurzem von einem Spaziergange zurückgekommen und mit den Bevollmächtigten der italienischen Eisenbahnen konferiere. Dies machte einen um so ungünstigeren Eindruck auf den Vicomte Deserre, als es allgemein bekannt ist, daß Baron Bruck durchaus keine Sympathien für den Kaiser Napoleon hegt. Deserre telegraphierte den Vorfall nach Paris und schickte einen Bericht an den Grafen Walewski [2]) ab. Ohne zu wissen, welchen Eindruck diese Nachricht in Paris hervorgebracht, dürfte es doch bemerkenswert erscheinen, daß vier Tage danach aus Paris telegraphisch gemeldet ward: „Daß vom 25. dieses an der Handel mit auswärtigen Wertpapieren verboten ward." Die Angabe der „Oesterreichischen Zeitung" (Eigentum des Bruck) vom 26. März: „Daß dieses Verbot vielmehr gegen die Aktien der spanischen Kreditbank gerichtet ist," dürfte um so unrichtiger sein, als die Aktien der österreichischen Staatseisenbahnen (Crédit mobilier) in Paris notiert werden dürfen. Tatsache aber ist es, daß gerade der österreichische Papiermarkt durch vorstehende Maßregel hart betroffen wird.

*

Wien, 27. März 1856.

Mit Bezug auf die von mir ehrfurchtsvoll überreichte Relation vom 26. ds. über die Ausgleichung der zwischen dem österreichischen Kabinett und dem Heiligen Stuhle entstandenen Differenz erlaube ich mir folgende Bemerkung: Ein Artikel der „Wiener Zeitung" gibt an, daß überhaupt gar keine Differenz bestanden hat. Nach den wiederholt aus der sichersten Quelle geschöpften Erkundigungen ergibt sich die Behauptung der „Wiener Zeitung" als eine Lüge. Die Differenz hat bestanden und wurde in der von mir angegebenen Weise beseitigt. Ebenso bleibt

---

[1]) Vicomte Hercule Deserre, erster französischer Botschaftssekretär.

[2]) Florian Alexandre Graf Walewski, französischer Minister des Aeußern. Sohn Napoleons I. mit der Gräfin Walewska.

es eine stichhaltige Tatsache, daß der Kardinal-Nunzius in den Konferenzen den Vorsitz im Namen Seiner Heiligkeit führen wird. Selbstverständlich ist dies nur dann der Fall, wenn er einer Versammlung jeweilig beiwohnt. Wohnt er aber einer Versammlung nicht bei, so muß ihm über jeden Beschluß, der von seiten der versammelten Bischöfe gefaßt wird, referiert werden. Die Kardinäle von Prag,[1]) Wien[2]) und Gran[3]) aber sind im eigentlichen Sinne des Wortes nicht als Präsidenten der Versammlung zu betrachten, sondern führen nur in Abwesenheit des Nunzius den Vorsitz. Tatsache aber bleibt es auch, daß von seiten der Regierung die Minister Baron Bach und Graf Thun als Repräsentanten bestimmt sind, insofern die kirchlichen Fragen jedenfalls in einigem Zusammenhange stehen mit der inneren politischen Verfassung, den Kultus- und Unterrichtsverhältnissen des Staates. Natürlich ist es wohl, daß diese beiden Herren nicht jeder Versammlung beiwohnen werden, ebenso gewiß aber ist es auch, daß kein Beschluß der Versammlung irgendeine Gültigkeit erhalten wird, bevor das aus geistlichen und weltlichen Autoritäten gemischte Präsidium denselben nicht einhellig gebilligt hat. Es ist dem Artikel der „Wiener Zeitung" nur insofern eine Bedeutung beizumessen, als er das Bestreben der Regierung ausdrückt, jede Mißhelligkeit zwischen Staat und Kirche der Oeffentlichkeit gegenüber zu verleugnen.

*

Wien, 8. April 1856.

Der französische Gesandte in Sachsen, Baron Forth Rouen, welcher die Geburt des Prinzen von Frankreich[4]) dem Kaiser von Oesterreich zu notifizieren hatte, wurde mit Vicomte Deserre, wie bekannt, zur kaiserlichen Tafel geladen. Bei dieser Gelegenheit äußerte sich der Kaiser: „Die Geburt des Prinzen erfreut mich in hohem Grade, dieses Ereignis ist ein Glück nicht bloß für Frankreich, sondern für ganz Europa. Ich selbst als Vater und Kaiser kann mich in die Gefühle des Kaisers Napoleon denken und teile sie vollkommen." Kurze Zeit darauf äußerte sich Deserre: „er habe aus Paris sehr gute Nachrichten, welche am Frieden nicht weiter zweifeln lassen. Wenn Frankreich darauf stolz ist, aus dem Kampfe als Sieger hervorgegangen zu sein, so schätze es den Gewinn nicht minder hoch, mit Oesterreich in Allianz getreten zu sein, und es ist der aufrichtigste Wunsch Frankreichs, daß nach dem Abschluß des Friedens diese Allianz sich befestigen möge." Der Kaiser soll hierauf mit einer auffallend freudigen Aufregung ausgerufen haben: „Möge diese Allianz eine ewige sein! Solange Gott mir das Leben schenkt, wird sie gewiß erhalten werden. Schreiben Sie dies Ihrem erhabenen Herrn."

Gegenüber diesen Kundgebungen des Kaisers befremdet es die französische

---

[1]) Fürst Schwarzenberg.

[2]) Rauscher, Erzbischof von Wien.

[3]) Scitovsky, Primas von Ungarn.

[4]) 16. März 1856.

Gesandtschaft um so mehr, daß jetzt, nach Abschluß des Friedens, dieses Faktum durch keinen feierlichen Akt, ja nicht einmal durch eine offizielle Erklärung der „Wiener Zeitung" dem Volke bekanntgegeben wurde, als dies von allen, sogar den minder beteiligten Regierungen bereits geschehen ist. Auffallend wird auch die Teilnahmlosigkeit bemerkt, mit welcher die Bevölkerung im allgemeinen dieses Ereignis hinnimmt.

Ueber die große Zuvorkommenheit und Auszeichnung, mit welcher man die kaiserlich russischen Bevollmächtigten [1]) in Paris im allgemeinen, besonders aber von seiten des Kaisers entgegenkommt, äußerte sich Deserre: Einerseits liege es im chevaleresken Charakter Napoleons und überhaupt der französischen Nation, dem Besiegten den Verlust minder schmerzlich zu machen, nach ehrlichem Kampf dem Feinde zur aufrichtigen Versöhnung die Hand zu reichen; anderseits hatte man in Paris vollkommen erkannt, daß nur auf diese Art Rußland die Nachgiebigkeit erleichtert werden könne, und endlich habe [man] in Frankreich nicht weniger als in Rußland den Frieden gewollt. Bahnt sich eine nähere Verbindung zwischen Frankreich und Rußland an, was immer möglich und sogar wünschenswert ist, und Oesterreich tritt derselben nicht aufrichtig bei, so könnte dies nur durch eine übel geleitete Politik von seiten Oesterreichs geschehen; der Wunsch Frankreichs aber sei es gewiß nicht, daß Oesterreich sich von solcher freundschaftlichen Annäherung ausschließe.

*

Wien, 8. April 1856.

Am 6. April fand die feierliche Eröffnung der „bischöflichen Konferenzen" statt. Vierundsechzig österreichische Kirchenfürsten haben sich versammelt und einstimmig erklärt, daß diese Versammlung weder als ein Konsilium noch als eine bloß nationale Versammlung zu gelten habe, sondern als „bischöfliche Konferenz" zu betrachten sei. Diese Konferenz nennt das Konkordat einen „toten Buchstaben", dem erst die in gemeinsamer Uebereinstimmung beschlossene Art und Weise der Durchführung Weihe und Leben geben wird! Am 7. April wurde die erste Sitzung unter dem Präsidio des Kardinal-Nunzius Viale Prelà abgehalten. Es wurde, abgesehen von dem Schreiben des Kultusministers Grafen Leo Thun, Wien, 25. Januar d. J., und dem offiziellen Artikel der „Wiener Zeitung" vom 27. März l. J., beschlossen, daß der Kardinal-Nunzius in allen Sitzungen den Vorsitz führen, das Präsidium einnehmen wird. Der Kardinal-Erzbischof Dr. Rauscher, obwohl dem Kardinal-Erzbischof von Prag nachstehend, wird das Referat übernehmen, da er die dem Konkordat vorhergegangenen Unterhandlungen mit dem Heiligen Stuhle geleitet hat. Ist der Kardinal-Nunzius in einer Sitzung abwesend, so führt wohl in dieser Sitzung der Kardinal Rauscher den Vorsitz, aber von den in dieser Sitzung stattgehabten Beratungen und Beschlüssen ist der Nunzius ungesäumt nach der Sitzung zu verständigen. De facto also bleibt der Nunzius Präsident der Konferenz. Der Kardinal Rauscher wird als Referent

[1]) Graf Orlow und Baron Brunnow.

in der Konferenz die betreffenden Mitteilungen über die Beschlüsse derselben der Regierung kommunizieren, und mit Einverständnis der Regierung werden diese Beschlüsse Rechtskraft erlangen.

Der Erzbischof von Mailand, Romilli, äußerte sich im Verlaufe der betreffenden Besprechung dahin: „Die Bischöfe des Reiches sollen und werden in allen weltlichen Angelegenheiten treue und gehorsame Untertanen Seiner Majestät des Kaisers sein, in allen kirchlichen Angelegenheiten aber werde, wie zu erwarten steht, der Kaiser ein gehorsamer Sohn der Kirche sein. Es ist die heiligste Pflicht der versammelten Kirchenfürsten, unerschütterlich fest an den Rechten zu halten, die ihnen ab antiquo gebührten und die durch das Konkordat neuerdings bestätigt wurden. Er selbst werde in dieser Beziehung die ihm verliehene, von der weltlichen Herrschaft unabhängige Gewalt zu bewahren wissen und könne nur Seine Heiligkeit den Papst als sein Oberhaupt erkennen." Diese Ansicht fand allgemein Billigung!

Ich erlaube mir für heute nur noch zu bemerken, daß die in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" und in der Wiener „Presse" in der jüngsten Zeit gegen die Bischöfe gerichteten Ausfälle aus dem Bureau des Grafen Thun kommen; dies zeigt, welche Stellung der katholische Klerus und die Regierung zueinander einnehmen werden.

*

Wien, 15. April 1856.

...Kurze Zeit vor Beginn der bischöflichen Konferenzen haben auf Anregung des Kardinals Rauscher die Bischöfe der Monarchie ohne früheres Einverständnis mit der Regierung und ohne die protestantische Geistlichkeit davon zu verständigen, einen Befehl an sämtliche ihnen unterstehenden Pfarren, mit Ausnahme der innerhalb der Linien Wiens gelegenen Pfarreien, erlassen, laut welchem es den Protestanten nicht mehr gestattet ist, ihre Verstorbenen auf den katholischen Friedhöfen mit den Katholiken vermischt zu beerdigen. Den Protestanten ist nur ein Winkel innerhalb der Kirchhofmauern zur Beerdigung ihrer Leichen einzuräumen. Derselbe Platz soll auch für die im Gefängnisse Verstorbenen bestimmt sein. Das Episkopat stützt diese Maßnahme auf die ihm durch das Konkordat angeblich zugesprochenen Rechte, welche die Josephinischen Gesetze aufgehoben, die den Protestanten, wenigstens in dieser Beziehung, gleiche Rechte mit den Katholiken einräumten.

So legen die katholischen Kirchenfürsten das Konkordat aus, die Regierung aber scheint diese Meinung nicht zu teilen.

Abgesehen von der moralischen Zurücksetzung und der Ungerechtigkeit, welche durch dies Vorgehen der katholischen Geistlichkeit den Protestanten zugetan wird, erwächst denselben daraus auch noch ein zivilrechtlicher Schaden, da sie in Fällen, wo von den Protestanten Familiengrüfte angekauft und diese grundbüchlich vorgemerkt waren, jetzt durch die Willkür des Klerus ihrer bereits innegehabten Rechte beraubt werden sollen. Diese Verordnung hatte bereits in Tirol und Ungarn zwischen der katholischen und protestantischen Geistlichkeit zu argen

Differenzen geführt. Bedeutender aber ist der folgende Fall, welcher sich sozusagen unter den Augen der Regierung ereignete und als trauriger Kommentar des österreichischen Wahlspruches: „Justitia regnorum fundamentum“ dient. In Reindorf, nächst Wien und zu dessen Polizeibezirk gehörig, sollte ein Protestant beerdigt werden. Auf Anordnung des dortigen katholischen Pfarrers aber wurde den Leidtragenden nicht gestattet, den Leichnam auf den Friedhof zu bringen, da ein separierter Platz noch nicht ermittelt wäre. Das zum Leichenbegängnis versammelte Volk war darüber so entrüstet, daß es zu Gewalttätigkeiten kam und die Leiche endlich doch auf dem Friedhofe, wie bisher gebräuchlich, beerdigt werden mußte. Die Zivilbehörde und die Gendarmerie aber wollten nicht zugunsten des Pfarrers einschreiten, da sie vorgaben, keinen höheren Befehl dazu zu haben. General Kempen [1]) und der Statthalter Eminger [2]) waren über diesen Vorgang sehr entrüstet, ohne jedoch sich Rat schaffen zu können. Eine Deputation höhergestellter Protestanten mit dem Konsistorialrat Borowsky begaben sich zum Baron Bruck, als einzigem protestantischen Minister, um sich dessen Hilfe und Rat zu erbitten. Baron Bruck aber lehnte jede Einmengung ab, mit dem Vorgeben, er wolle nicht in diesen Wespenhaufen (katholischer Klerus) greifen. Demungeachtet aber übernahm er im geheimen eine Petition, welche diese widerrechtlichen Eingriffe des katholischen Klerus in die Privilegien der Protestanten und die Gefahr, die daraus im allgemeinen, besonders aber in Ungarn, wo über zwei Millionen Protestanten leben, die fanatisch an ihrem Glauben hängen, dem Staate erwachsen könnte, schildert. Diese Petition hat Bruck und noch eine hochgestellte Persönlichkeit in geheimer Audienz dem Kaiser überreicht. Seine Majestät war über diese Uebergriffe des katholischen Klerus in hohem Grade erzürnt und versprach baldige Abhilfe. Worin diese bestehen wird, muß erst abgewartet werden — Tatsache aber ist es, daß infolge dieses Ereignisses eine ungeheure Aufregung nicht nur unter den Protestanten, sondern noch viel mehr unter den liberalen Katholiken herrscht. Es ist zu bemerken, daß ein großer Teil der strebsamsten Industriellen und deren Arbeiter in und um Wien dem Protestantismus angehören.

*

Wien, 22. April 1856.

Die bischöflichen Konferenzmitglieder haben bereits Komitees ernannt, welche die verschiedenen Zweige des Konkordats behufs der praktischen Ausführung zu beraten haben. [1])

---

[1]) Feldmarschalleutnant Johann Franz Kempen Freiherr von Fichtenstamm, vom 1. Juni 1852 bis 21. August 1859 Chef der Obersten Polizeibehörde.

[2]) Joseph Wilhelm Freiherr von Eminger, seit Ende 1849 Statthalter von Niederösterreich.

[1]) Es bestanden sieben Komitees, und zwar 1. für die Regelung des Unterrichtes der katholischen Jugend; 2. für die Heranbildung der Kandidaten des geistlichen Standes; 3. für die kirchlichen Rechtsfragen und Stellung der Kirche zum Staate in kirchlich-weltlichen Angelegenheiten; 4. für Regelung der Ehe, besonders bezüglich der Zulassung der gemischten Ehe und der daraus entsprossenen Kinder; 5. für Regelung des Ordenslebens;

Die Komitees halten tägliche Sitzungen, und jedes Komitee hat nach vollendeter Beratung des anvertrauten Gegenstandes unmittelbar dem Präsidium der Konferenzen das Resultat zu unterbreiten, wonach dasselbe in Plenarversammlungen beraten und zum Beschluß erhoben wird.

Bis jetzt herrscht dem Vernehmen nach unter den kirchlichen Würdenträgern eine ziemlich gleiche Auffassung über die zu erörternden Fragen und eine ungestörte Einigkeit. Auf Anraten des Kardinals Rauscher hat der hierortige Severinusverein die vom Kaiser dem Episkopate bei Gelegenheit der Ueberreichung der Adresse vom 12. April erteilte Antwort als Plakat von ungewöhnlich großer Form mit dem Titel: „Das kaiserliche Wort“ in vielen tausend Exemplaren abdrucken lassen, um dasselbe an die echt katholischen Gläubigen zu verteilen. Dieses Plakat soll auch in slawischer, ungarischer und italienischer Uebersetzung in den betreffenden Provinzen verteilt werden. Der Chef des Polizeipreßbureaus, Polizeirat Janota,[1]) erkannte, gewiß nicht mit Unrecht, in diesem Vorgehen eine Demonstration und untersagte die Herausgabe des Plakats. Auf Verwendung des Kardinals Rauscher aber wurde dieses Interdikt aufgehoben, und das Plakat wird jetzt verteilt. Tatsache ist es, daß die ultrakatholische Partei durch diese Demonstration dem Kaiser die Möglichkeit entziehen will, an dem Konkordat und der von den Bischöfen zu bestimmenden Art der Ausführung desselben irgendeine Veränderung vorzunehmen. Denn würde eine solche Abänderung von seiten der Regierung als notwendig erachtet, so wäre der Kaiser dem Volke gegenüber als wortbrüchig proklamiert.

In Ofen und Prag haben sich Fälle ergeben, daß Militärgeistliche in den Erziehungshäusern den Jünglingen die Idee beizubringen versuchten, der Begriff der militärischen Subordination sei ein doppelter, und zwar in rein militärischer Beziehung ein unbedingter, in Dingen aber, wo der Gehorsam mit der katholischen Gewissensfrage in Zwiespalt gerate, ein bedingter. Sollte in letzterer Beziehung beim Betreffenden ein Zweifel entstehen, so habe er sich an den Regimentspater oder in dessen Abwesenheit an den Ortsgeistlichen zu wenden und dem Rate desselben zu folgen. Der Kaiser, von diesen Vorgängen unterrichtet, war sehr entrüstet und hat an den Erzherzog Albrecht[2]) und an den General Graf Clam[3]) den Befehl erlassen, die vorliegenden Fälle auf das strengste zu untersuchen und besonders nachzuforschen, ob solche Grundsätze, welche die militärische Disziplin im höchsten Grade gefährden, etwa auch in den Regimentern verbreitet werden.

*

6. für Verwaltung des Kirchengutes, Erwerbung und Unverletzlichkeit des Eigentums der Kirche und Entschädigung für die aufgehobenen kirchlichen Zehnten; 7. für kirchliche Zensur der Presse, Schutz wider die Verunglimpfung der Kirche und ihrer Diener, Stellung der katholischen Kirche zu den Akatholiken.

[1]) Matthäus Janota.

[2]) Generalgouverneur von Ungarn.

[3]) Feldmarschalleutnant Eduard Graf Clam-Gallas, kommandierender General in Böhmen.

Wien, 30. April 1856.

Das österreichische Kabinett wurde durch die Ernennung des Fürsten Gortschakow[1]) zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten auf das unangenehmste berührt. Man bereut es jetzt sogar, gegen den Fürsten Gortschakow die einfachsten Regeln der Courtoisie nur zu oft verletzt zu haben, schämt sich aber, dieses Verfahren einzugestehen. Der Kaiser selbst und Graf Buol glauben in dieser Ernennung eine Oesterreich feindliche Politik von seiten Rußlands erkennen zu müssen, welche für die Zukunft in dem Grade gefährlicher werden kann, als Rußland und Frankreich sich immer freundschaftlicher nähern. Diese Situation soll durch die Mißstimmung, von welcher der Kaiser seiner nächsten Umgebung gegenüber befangen ist, stark markiert sein.

Der General Kempen hat endlich die vom Kaiser geforderte umfangreiche Relation über die Stimmung und Haltung der Bevölkerung des Reiches dem Kaiser überreicht. Der Chef der obersten Polizeistelle[2]) sah sich genötigt, die beinahe allgemeine Unzufriedenheit und Gedrücktheit, welche in Italien und Ungarn schärfer ausgeprägt hervortritt, dem Kaiser offen darzustellen, zugleich aber zu bemerken, daß für die Gegenwart um so weniger Besorgnisse gerechtfertigt wären, als die Polizeiorgane die lobenswerteste Aufmerksamkeit und Tätigkeit entwickeln und die treue Armee jeden Gedanken an eine gewaltsame Umänderung des Bestehenden im Keime erstickt. Auf den Kaiser schien dieser Rapport einen sehr übeln Eindruck gemacht zu haben, und er sagte, Kempen scheine zu schwarz zu sehen, und er hoffe die Mittel zu finden, die Stimmung des Volkes zu heben und zu bessern. Dem Grafen Grünne,[3]) welcher die Ansicht des Kaisers teilt und der Relation Kempens nicht allen Glauben schenken will, soll dieser erwidert haben: „Wäre der Versuch möglich, die Völker nur durch vierundzwanzig Stunden straffrei, ganz nach ihrem Willen gewähren zu lassen, man würde sich gewiß überzeugen, daß seine Auffassung der Situation eine wahre und sehr milde gewesen.“ Kempen soll durch dieses Resultat seiner Bemühungen sehr verstimmt sein und hat zur Stärkung seiner Gesundheit einen längeren Urlaub verlangt. Die Ueberwachung der Fremden, besonders Italiener, in Wien wird verschärft.

In den kirchlichen Konferenzen ist zwischen den Erzbischöfen ein Zwiespalt ausgebrochen. Der Kardinal Rauscher ist bemüht, einen prädominierenden Einfluß auf die Konferenz im allgemeinen und auf die Beratungen der Komitees zu gewinnen. Er, der früher der gemäßigtste der Kirchenfürsten zu sein schien, tritt jetzt mit großer Unduldsamkeit auf und will besonders die Stellung der Katholiken zu den Akatholiken schärfer getrennt wissen. Der Kardinal Scitovsky

---

[1]) Alexander Michailowitsch Fürst Gortschakow, seit April russischer Minister des Aeußern, bis dahin russischer Gesandter in Wien.

[2]) Feldmarschalleutnant Freiherr von Kempen. Der genaue Titel lautete: Oberste Polizeibehörde.

[3]) Karl Ludwig Graf Grünne, erster Generaladjutant und Leiter der Militärkanzlei; 1859 davon enthoben, wurde er zum Oberststallmeister ernannt.

aber opponiert besonders in dieser Frage Rauscher, und es soll über die Angelegenheit der gemischten Beerdigung von Protestanten und Katholiken auf katholischen Friedhöfen zu einer scharfen Debatte zwischen diesen beiden Herren gekommen sein. Scitovsky findet es ungerecht, ohne jede vorhergegangene Verständigung die Rechte der Protestanten zu annullieren, und will einen längeren Termin bestimmt wissen, innerhalb welchem es den Protestanten möglich wird, eigne Friedhöfe sich zu erwerben. Selbst dann aber sollen die bereits erworbenen Privatrechte einzelner respektiert werden. Er hat erklärt, einen Hirtenbrief gleich dem des Kardinal Rauscher[1]) in dieser Beziehung in seiner Erzdiözese nicht veröffentlichen zu wollen. Kardinal Schwarzenberg war bemüht, eine Verständigung zwischen seinen beiden Kollegen herzustellen. Im allgemeinen gehen die Beratungen des Komitees nur sehr langsam vorwärts.

*

Wien, 12. Mai 1856.

Die Protestanten der österreichischen Monarchie haben dem Kaiser vor kurzem ein Bittgesuch überreicht um „Zugeständnis einer Synodalverfassung“ ... Der Kaiser hat das Bittgesuch sehr gnädig aufgenommen und dasselbe wird vom Kultusminister Grafen Thun eifrig bevorwortet.

Der Unterstaatssekretär des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, Baron von Werner,[2]) wird demnächst eine Reise nach Rom antreten. — Angeblich soll diese Reise nur einen privaten Charakter haben und demselben ein kurzer Urlaub erteilt worden sein. Von kompetenter Seite aber erfahre ich, daß diese Reise des Baron von Werner in engem Zusammenhange steht mit den Beratungen, welche gegenwärtig über die Ausführung des Konkordats hier stattfinden. Tatsache ist es, daß der Kaiser mit dem Vorgehen der Kirchenfürsten im allgemeinen und in einigen besonderen Fragen nicht zufrieden ist und die zu ausgedehnte Deutung zugunsten der katholisch-kirchlichen Rechte nicht billigt, welche die bischöfliche Konferenz dem Konkordat zu geben gesonnen ist.

Der weitere Zweck der Mission des Baron Werner soll darin bestehen, beim Papste dahin zu wirken, daß, im Falle die Kaiserin von Oesterreich das Land durch die Geburt eines Kronprinzen beglückt, von seiten Sr. Heiligkeit bezüglich der Taufe des Prinzen dieselben Formalitäten beantragt werden, welche bei der Taufe des kaiserlichen Prinzen von Frankreich stattfinden sollen.

Der zwischen Oesterreich, Frankreich und England geschlossene Vertrag vom 15. April zum Schutze der Integrität der Türkei[3]) hat in allen politischen Kreisen eine große Sensation hervorgerufen. Marquis Cantono gibt an, derselbe wäre auf Verlangen Oesterreichs, dem erst später England beigetreten ist, geschlossen worden. Man deutet denselben als eine Maßnahme des Mißtrauens gegen die

---

[1]) Vom 25. Februar 1856.

[2]) Joseph Freiherr von Werner, Unterstaatssekretär im Ministerium des Aeußern.

[3]) In diesem Vertrag vom 15. April 1856 verpflichteten sich diese drei Mächte, jeden Angriff Rußlands auf die Türkei als Kriegsfall anzusehen. Dieser Vertrag blieb aber für spätere Zeiten ohne Wirkung.

Aufrichtigkeit Rußlands in der orientalischen Frage. Graf Buol selbst aber soll zur Ueberzeugung gekommen sein, daß jetzt die politische Situation zwischen Rußland und Oesterreich zu sehr auf die Spitze getrieben sei, und wünscht einzulenken. Tatsache ist es, daß auf Veranlassung des Grafen Buol die Redakteure der politischen Journale am 8. d. zum Chef des Polizeipreßbureaus berufen wurden und dort den Auftrag erhielten, diesem Vertrage in Leitartikeln die Auslegung zu geben: der Vertrag wäre geschlossen worden nicht aus Mißtrauen gegen Rußland, sondern um die Pforte gegen den Fanatismus des Mohammedaners, der durch den Hatti-Humajun[1]) aufgestachelt ist, einerseits, anderseits gegen die Möglichkeit einer revolutionären Bewegung der christlichen Untertanen selbst zu schützen, endlich um zu konstatieren, daß die Allianz der Dezemberalliierten die Friedensverträge vom 30. März 1856[2]) überdauert. Die Journale sind nur teilweise dem Wunsche des Ministers nachgekommen.

*

Wien, 20. Mai 1856.

Der Finanzminister Baron Bruck hat einen Teil seines Einflusses und des Vertrauens, welches der Kaiser in ihn bisher gesetzt, verloren. Folgendes war die Veranlassung hierzu. Der Kaiser hatte auf Anraten des Generals Heß[3]) für die Zukunft für Konzessionsverleihungen zum Bau der Eisenbahnen oder bei Verpachtung an Private die Prinzipien festgestellt: 1. Größte Rentabilität nicht bloß für die Unternehmer und Aktionäre, vielmehr in nationalökonomischer Beziehung für das ganze Land; 2. bei Wahl der Trasse und Ausführung der Objekte strenge Beachtung der strategischen Vorteile und 3. Rücksichten auf die politischen Verhältnisse des Landes, so daß in den Provinzen, welche am meisten revolutionären Tendenzen anhängen, die möglichst große Anzahl der Grundbesitzer und des wohlhabenden Bürgertums zur Unternehmung zugelassen werden. Schon bei den italienischen Bahnen war Bruck von diesem System abgegangen. Noch weit mehr aber bei Verpachtung der schon fertigen galizischen Eisenbahn und deren Weiterbau bis Lemberg. Der Kaiser, sehr erfreut über die loyalen Anträge des galizischen Adels,[4]) wollte die Bahn demselben zusprechen. Bruck wußte dies im Verein mit Toggenburg[5]) zu verhindern und dieselbe voreilig der Nordbahn recte Rothschild derart zu überlassen, daß ein Rücktritt von seiten des Staates nur mit Abdankung der beiden Minister verbunden sein mußte. Der Kaiser war über dies Vorgehen in hohem Grade entrüstet.

---

[1]) Edikt des Sultans vom 8. Februar 1856, der die bürgerliche Gleichstellung aller Untertanen der Türkei sowie gleiches Recht auf Anstellung im Pfortendienst u. s. w. proklamierte, von den Mohammedanern aber mit Ingrimm aufgenommen wurde.

[2]) Damit ist der Pariser Friedensvertrag vom 30. März 1856 gemeint.

[3]) Feldzeugmeister, später Feldmarschall Heinrich Freiherr von Heß.

[4]) Damals erschien in Wien eine Deputation des galizischen Adels in Angelegenheit der Bahn.

[5]) Georg Otto Ritter von Toggenburg-Sargans vom 7. Februar 1855 bis 21. August 1859 Minister für Handel und öffentliche Arbeiten.

Im letzten Ministerrate vor Abreise Brucks, dem der Kaiser selbst präsidierte, dankte Bruck für die Genehmigung zur Einführung der Salzsteuer um $^1/_4$ Kreuzer per Pfund. Zugleich legte er das Projekt zur Einführung der Grundsteuer vor — dagegen erklärte Bach, daß diese Erhöhung bei der großen Geldklemme der Grundbesitzer erst dann zulässig wäre, bis die Hypothekenbank ihre Operationen begonnen und bis die Grundentlastungsobligationen wirklich ganz ausgegeben sind. Der Kaiser stimmte Bach bei. Für den Fall, als die Steuererhöhung nicht zugelassen würde, forderte Bruck die endliche weitere Reduktion der Armee. Auch diese wurde für jetzt vom Kaiser nicht bewilligt. Hierauf erwiderte Bruck, unter solchen Verhältnissen für die Regulierung der Finanzen nicht einstehen zu können. Diese Bemerkung führte zu einer für Bruck wenig schmeichelhaften Erörterung, welche ziemlich klar die Uneinigkeit zeigt, welche zwischen den Ministern, besonders Bach und Bruck, wieder vorherrscht. Die fraglichen Gegenstände kamen nicht zur Entscheidung.

*

Wien, 4. Juli 1856.

Um die Tagespresse in Oesterreich richtig skizzieren zu können, muß dieselbe in drei Sorten eingeteilt werden: 1. die politischen Journale, 2. die Volksblätter, 3. die belletristischen Journale. Ich werde mich hier vorzugsweise mit der ersten und zweiten Sorte beschäftigen.

Die Presse im allgemeinen untersteht in Oesterreich einer strengen Ueberwachung. Zu diesem Zwecke besteht als oberste Preßbehörde 1. das „Preßkomitee". Dieses ist zusammengesetzt aus drei Referenten, aus dem Ministerium des Aeußern der Unterstaatssekretär Baron Werner, zugleich Präsident des Komitees; aus dem Ministerium des Innern der Hofrat Bernhard Meyer[1]) und von der obersten Polizeibehörde der Hofrat Lewinsky.[2]) Dieses Komitee nimmt den maßgebenden Einfluß auf die Gesamtpresse und ist bestimmt, dieselbe so zu leiten, daß die Loyalität und Moral des Volkes gehoben wird.

Als untergeordnete lokale Behörde fungiert 2. das „Preßbureau" in jeder Provinzialhauptstadt. Da aber die Provinzpresse in Oesterreich ganz bedeutungslos ist, so rede ich hier nur vom Preßbureau in Wien. Diesem unterstehen die politischen Journale in Wien. Das Präsidium führt der genannte Hofrat Lewinsky, der unmittelbare Deszendent eines getauften Juden mit allen Tugenden und Fehlern eines Renegaten. Die Geschäftsleitung ist dem Polizeirat Janota übertragen.

Die politischen Journale haben in ihren Leitartikeln, welche die politische Stimmung des Kabinetts andeuten sollen, dieselbe aber eigentlich nur maskieren, keinen eignen Willen. Sie erhalten ihre Instruktion aus den Regionen des Ministeriums, und Lewinsky und Janota lassen die Woche zweimal, in besondern

---

[1]) Bernhard Ritter von Meyer. Von ihm erschienen zwei Bände „Erlebnisse", herausgegeben von dessen Sohn.

[2]) Karl Edler von Lewinsky.

Fällen auch öfter, die Hauptredakteure der sogenannten großen Journale zu sich befehlen und deuten ihnen das Sujet an, welches besprochen und in welcher Weise dasselbe behandelt werden soll. Hat ein auswärtiger Staat sich in irgendeiner Weise die Unzufriedenheit Oesterreichs zugezogen, so erhalten die Redaktionen Order, ihn bellend und beißend, oft in sehr unwürdiger Weise, anzufallen oder im Gegenfalle zu lobhudeln. Tritt eine Verfügung im Innern ins Leben, muß sie ins beste Licht gestellt werden. Ist eine Privatunternehmung der Regierung mißlich, so muß sie strenge getadelt werden, ohne sich mit Erfolg beklagen zu können. So sahen wir in den letzten Jahren, daß Rußland, Preußen, Sardinien, England, Neapel und in den letzten Tagen sogar Frankreich wegen Zulassung der Studentenadresse an die Brüder in Sardinien und Mailand, je ein oder der andre Staat, von allen Journalen, einstimmig oft an ein und demselben Tage angegriffen oder gehofmeistert werden. Die Redakteure wissen in solchen Fällen meistens nicht, warum sie loslegen müssen, und sind willenlose Werkzeuge. Nur zu häufig geschieht es dann, daß ein oder das andre Journal aus Parteisucht zu weit geht. Ein freundschaftlicher Verweis unter vier Augen oder eine offizielle Verwarnung mit geheimem Händedruck und freundlicher Aufmunterung, so fortzufahren, legen die Sache bei. Diese Manier nennt man offiziöse Kundgebungen. Offizielle Mitteilung aber wird es genannt, wenn die „Oesterreichische Correspondenz" großmäulig irgendeine Meinung unter die Heerscharen der Journalistik hinausposaunt und diese den meist schlecht stilisierten Orakelspruch pflichtschuldigst nachplappert. Dies von den Leitartikeln.

Die „Originalkorrespondenzen" werden aus den ausländischen Journalen, genau berechnet nach der Verdauungskraft des Lesers, fabriziert, und nur selten hat ein Journal irgendwo einen wirklichen Korrespondenten.

Die Mittel eines großen österreichischen Journals reichen nie hin, einen eignen Berichterstatter zu ernähren. Einige Unwahrheiten, Verdächtigungen und zweideutiges Räsonnement finden Nachsicht. Antworten oder Widerlegungen auf mißliebige Artikel fremder Blätter werden angedeutet und der Intelligenz und dem Witz der Redaktion anheimgestellt. Einzelne Journale sind Eigentum irgendeines Ministers oder werden von denselben inspiriert, einige stehen im Solde irgendeiner Partei oder einer Unternehmung. Sogenannte independente Blätter haben wir in Oesterreich gar keine.

Nach dem Vorstehenden erlaube ich mir die bemerkenswertesten Blätter nominell vorzuführen und deren Konduite beizufügen:

Die „Oesterreichische Correspondenz" wurde 1849 vom Ministerium des Innern gegründet und vom Gesamtministerium benutzt. Tuvora,[1]) in der Revolutionsperiode ein übelberüchtigtes Individuum, ist nomineller Redakteur, während de facto Hofrat Meyer[2]) die Leitung überwacht. Sie erscheint lithographiert, bringt außer den offiziellen Auslassungen noch die Tagesneuigkeiten ...

---

[1]) Franz Tuvora.

[2]) Der bereits erwähnte Bernhard von Meyer.

Die „Wiener Zeitung", offizielles Blatt, nomineller Redakteur Dr. Schwitzer, ein Theoretiker, wird tatsächlich von Hofrat Meyer geleitet und benutzt die „Oesterreichische Correspondenz".

... Baron Bach beabsichtigt dieses Blatt ganz an sich zu bringen, dasselbe zu reorganisieren und ein großes offizielles, politisches und ökonomisches Journal daraus zu machen, welches als größtes deutsches Blatt vom Rhein bis zur Mündung der Donau, soweit die deutsche Zunge vorherrscht, tonangebend wäre. Baron Bruck aber, der daraus (sic) einen Nachteil für die „Oesterreichische Zeitung" erblickt, will die Fonds zu dieser Unternehmung nicht anweisen. Ein Grund mehr zur Unversöhnlichkeit zwischen diesen beiden Ministern.

Die „Ostdeutsche Post", Redakteur und Inhaber Kuranda[1]) ... Seit 1851 Organ des Baron Bach und seit 1856 Organ des Grafen Buol. Vom ersteren erhielt es jährlich 4000 Gulden, vom letzteren hat es 13000 Gulden Konventionsmünze erhalten. Kuranda erhält das zu bearbeitende Sujet teils aus der Staatskanzlei, teils wird ihm das fertige Elaborat übergeben. Bachs Artikel kommen jederzeit fertig aus dessen Bureau. Kuranda war vor 1848 Redakteur der „Grenzboten".

Die „Oesterreichische Zeitung", Eigentum des Baron Bruck, der sie dem früheren Besitzer Warrens[2]) um 60000 Gulden abkaufte. Die Redaktion führt Dr. Stein, der die nationalökonomischen Artikel selbst schreibt, und Dr. Halm, Privatsekretär des Ministers. In den politischen Leitartikeln muß sie sich der Weisung des Preßkomitees fügen. Doch sind ihr um des hohen Besitzers willen Extravaganzen gestattet. Die vorzüglichste Aufgabe dieses Journals ist, die Prinzipien, besonders Annäherung zum Freihandelssystem, die Verfügungen und die Finanzgebarungen des Herrn Ministers zu glorifizieren, die Privatunternehmungen des Triester Hauses Bruck und Buschek zu unterstützen. Der Leserkreis desselben hat sich bedeutend vermindert, und das Publikum legt wenig Wert darauf. Tatsächlich aber bringt diese Zeitung manche Neuigkeiten, Mitteilungen Brucks, die nicht uninteressant sind. Die „Presse", das am meisten gelesene und verbreitete Journal. In politischer Beziehung folgt der Besitzer und Redakteur Zang[3]) wohl auch den Instruktionen des Preßkomitees, erlaubt sich aber, da er keine Unterstützung vom Staat braucht, häufig auch Ausfälle auf einen oder den andern Staat auf eigne Faust. In finanzieller, industrieller und kommerzieller Hinsicht ist er Opponent der Regierung und greift mit Geist und Witz diejenigen Privatunternehmungen an, bei denen er nicht selbst beteiligt oder die ihn nicht gut honorieren.

Die „Presse" hat über zehntausend Abonnenten und ist in der ganzen Monarchie, besonders unter den Geschäftsleuten, verbreitet. Sie verteidigt das System mäßiger Schutzzölle.

---

1) Ignaz Kuranda, Begründer der „Grenzboten".

2) Eduard Warrens, Journalist.

3) August Zang.

Die „Donau", erst im Jahre 1855 gegründet, ist Eigentum einer Aktiengesellschaft. Diese sowie der Hauptredakteur von Schwarzer,[1]) berüchtigt aus dem Jahre 1848, ist demokratisch von reinstem Wasser, die nur vom Preßkomitee im Zaume gehalten werden. Das Journal arbeitet in jedem Genre, ist aber unter den jetzigen politischen Verhältnissen ohne alle Bedeutung und hat so wenig Abonnenten, daß es mit Riesenschritten seiner Auflösung entgegeneilt. Schwarzer ist Russenfeind par excellence.

Der „Wanderer", Eigentum Sommers, nomineller Redakteur Seiffried Pillursky, ein Pole, Ultrapole, leitet den politischen Teil. Er verfolgt eine der „Donau" parallele Richtung, nur mit dem Unterschiede, daß er noch flegelhafter sich gebärdet als diese. Er ist Feind jeder Legitimität und wird vom Komitee mit strenger Aufmerksamkeit beehrt. Rußland und Preußen haßt er, Oesterreich beglückt er mit seiner Verachtung. Er zählt bei dreitausend Abonnenten und ist in Steiermark, Galizien und Ungarn stark verbreitet.

Die „Militär-Zeitung", Eigentümer und Redakteur Hirtenfeld.[2]) Ungeschickt redigiert, schlecht unterrichtet, wenig gelesen, in der Armee verachtet, ohne jede Bedeutung.

Der „Oesterreichische Volksfreund", vom katholischen Severinusverein herausgegeben und redigiert. Ultramontan, Feind aller Nichtkatholiken, fanatisch in Auffassung der eignen Religion. Kein Blatt wird in neuerer Zeit so häufig konfisziert als dieses, ein Zeichen, daß die Regierung die Tendenz desselben durchaus nicht genehmigt. Ueber dreitausend Leser, doch nur im Klerus und bei den Vereinsmitgliedern verbreitet.

Die „Katholische Kirchenzeitung", Redakteur und Eigentümer Dr. Brunner.[3]) Nur im Klerus verbreitet, hier aber von Einfluß.

Geschichtsforschung und Schriftpsychologie

Mit zwei Charakterskizzen von Elisabeth von England und Mary Stewart

Von

Deventer von Kunow

Was hat die Geschichtsforschung mit der Psychologie der Schrift zu schaffen? Mit dieser Frage sei an einen Satz von Professor Seyffert erinnert: „Die Archäologie hält an den Ueberlieferungen der Vorzeit unverbrüchlich fest, bis deren Unmöglichkeit dargetan ist. Wer die Geschichte seinen Vorurteilen unterordnet, für den gibt es keine Geschichte."

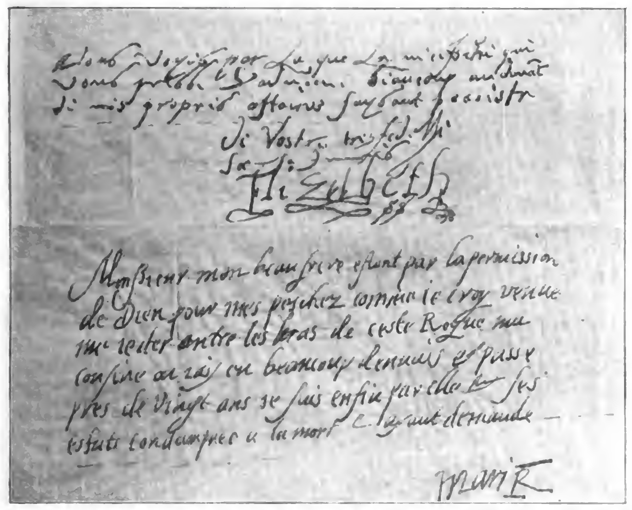
---

[1]) Ernst von Schwarzer.

[2]) Jaromir Hirtenfeld.

[3]) Sebastian Brunner, berühmter katholischer Theologe und Schriftsteller.

Nicht nur die Archäologie, sondern auch die Geschichte hält an den Ueberlieferungen der Vorzeit fest. Da aber in alter Zeit Chroniken oft mangelhaft geführt oder in Epochen tiefgehender politischer Parteizersplitterungen parteiisch gefärbt worden sind, so entstehen für die Nachwelt dadurch Streitfragen in der Geschichtsforschung, deren Antwort wegen mangelndem Substrat unentschieden bleibt. Zu diesen ungeklärten Fragen der Geschichte zählt auch die von Brosch eingehend untersuchte über Mary Stewart in seinem Geschichtsbeitrag (in der



de Vostre tres fidelle
Elizabeth

Monsieur mon beau frere estant par la permission de Dieu pour mes pechez comme ie croy venue me getter entre les bras de ceste Royne ma cousine ou i'ai eu beaucoup d'ennuis & passe pres de vingt ans ie suis enfin par elle & ses estats condamnee a la mort & ayant demande

Marie R

Vom Verfasser selbstkopierte Autographenfragmente: Königin Elisabeth (Eigentum des Britischen Museum); Mary Stewart (Eigentum einer Privatsammlung).

„Deutschen Zeitschrift für Geschichtsforschung, Freiburg i. Br. 1889, Heft I") „Schuldig oder Non liquet? Zur Streitfrage über Mary Stuart."

Der Aufsatz von Brosch veranlaßte mich zum eingehenden psychologischen Studium der Autographen von Mary Stewart und verschiedener ihrer zeitgenössischen Blutsverwandten, zumal auch der Königin Elisabeth von England.

Die Schriftpsychologie zählt zur Naturwissenschaft als ein Zweig der Anthropologie, indem sie eine Geistesäußerung des Menschen zu erforschen sucht.

Professor Ludwig Choulant schreibt: „Zur redenden Sprache gehört Wort, Betonung und Gebärde. Der Schreiber sucht die Betonung zu ersetzen durch Zeichen, Schriftverschiedenheit, Unterstreichen, Ein- und Ausdrücken, Absetzen u. s. w. Alles unvollkommen! Die Gebärde ist im Schreiben nicht zu ersetzen. Die

Handschrift selbst ist der Klangfarbe menschlicher Sprache vergleichbar, nämlich jener Individualität der Stimme, durch welche wir bekannte Sprechende, auch ohne sie zu sehen, unterscheiden."

Hier darf ergänzt werden, daß das geschriebene Wort dem gesprochenen gegenüber den Vorteil behält, fixierte Zeichen von individuellen Eigentümlichkeiten zu tragen. Solche fixierten Schriftmerkmale sind die unsterblichen Ueberreste von Menschen, die aus ihren Autographen noch nach Jahrhunderten zur Nachwelt reden.

Wie das gesprochene Wort seinen Aeußerungsimpuls vom Gehirn empfängt, so diktiert das Gehirn auch das geschriebene Wort. Treten zur Rede des Sprechenden als Charakterzeichen Mimik und Betonung hinzu, so zeigt die Schrift dagegen für den Leser sichtbare Erhebungen, Senkungen, Größe und Form, Dicke der Striche und viele andre Einzelmerkmale. Den motorischen Impuls zum Schreiben gibt ein Teil des Gehirns in entweder ruhig sachlicher Ueberlegung oder unter verschiedenen seelischen Affekten. Der Arm, die Hand und Finger mit ihren Nerven, Muskeln u. s. w. führen ihre Tätigkeit beim Schreiben als koordinierte Organe vom Zentrum, dem Gehirn, diktiert aus. Deshalb wird die individuelle Verschiedenheit der Schrift nicht von der Hand, sondern vom Gehirn bedingt. Hiermit wird es erklärlich, daß die Schrift den Charakter des Menschen offenbart.

Zahlreiche Versuche haben bekanntlich durch die mit der linken Hand oder dem Fuß oder dem Munde ausgeführten Schriften den Beweis erbracht, daß der individuelle Charakter des Schreibers auch aus diesen erkenntlich blieb. Dagegen verändern sich die einzelnen Merkmale der Schriftzüge eines Menschen unwillkürlich analog der Wandlung seines Charakters. Jeder alternde, reifende Mensch kann dieses selbst prüfen, je nach der sich mehr oder minder zeigenden Verschiedenheit seiner Schrift aus verschiedenen Lebensphasen.

Die Schriftpsychologie erforscht den Grundcharakter, einzelne typische Eigenschaften, seelische Affekte und pathologische Merkmale des Schreibers, falls solche Krankheitssymptome auftreten, die in der Schrift erkenntlich werden.

Diese wissenschaftliche Untersuchung der Beziehungen der Schriftzüge und -zeichen zu der Individualität des Menschen umfaßt ein zweifaches Gebiet: einmal das Studium des zu erforschenden Gegenstandes, nämlich die Schrift. Hierzu gehört die Geschichte der Schrift nach ihrer besonderen Entwicklung bei den verschiedenen Völkern, zu den verschiedenen Kulturepochen, und die Handschriften einzelner Individuen.

Da die Geschichte der Schrift im engen Zusammenhange mit dem Kulturfortschritt steht, so zeigt jedes Volk verschiedene Schreibweisen, analog jeder verschiedenen Kulturepoche. Deshalb unterscheidet man auch Nationalhandschriften, ebenso wie Nationen, mit nationaltypischen Merkmalen nach verschiedenen Kultur- und Geschichtsperioden. (Vgl. „Alphabete des gesamten Erdkreises aus der k. k. österreichischen Staatsdruckerei", Wien, von Ballhorn. Die Werke von Wutke, Karl Faulmann, Léonarment u. a.)

Das zweite Gebiet der Schriftpsychologie beschäftigt die graphologische Erforschungsmethode und Analyse für die bis in die feinsten Nuancen zu untersuchenden Autographen.

Mit diesen Vorkenntnissen sind alle Manuskripte, alter und neuester Zeit, zu prüfen, wenn man den Charakter des Schreibers erkennen will.

Wo die Historiker wegen mangelnder Beweise in der Darstellung einzelner Geschichtsmomente und historischer Charaktere divergieren, kann die Schriftpsychologie Handlangerdienste erweisen, indem sie aus historischen Autographen den Charakter des Schreibers dahin erforscht, ob derselbe in Frage gestellter Handlungen fähig war oder nicht. In diesem Sinne, bezw. der Streitfrage: War Mary Stewart an Darnleys Mord schuldig? studierte ich viele ihrer Autographen und die ihrer Blutsverwandten nach Inhalt und Schriftpsyche im Britischen Museum und in Privatbibliotheken. Und die nachfolgenden Charakterskizzen sind mein in Kürze zusammengedrängtes Forschungsergebnis.

Wie ererbte Anlagen und anerzogene Eigenschaften neben Originalcharakterzügen sich in Blutsverwandtschaft wiederfinden, so zeigen sich auch dieselben typisch-graphischen Zeichen in ihren verschiedenen Handschriften wieder. Zum Beispiel weisen die Handschriften von Heinrich VIII. und seiner Tochter, Königin Elisabeth, trotz ihrer auffallenden Verschiedenheit vereinzelte übereinstimmende Schriftzeichen für die zwischen beiden sich gleichenden Eigenschaften auf.

Desgleichen zeigen die Schriftzüge von Mary Stewart verwandte Schriftmerkmale mit den Gliedern des Hauses Valois. Wogegen ihre Autographen völlig verschiedene Schriftzeichen von denen der Manuskripte ihres Halbbruders, Lord James Stewart, bekunden. Lord James Stewart, Prior of St. Andrew, der von seiner Schwester zum „Earl of Mar“ erhoben wurde, ist in den diversen Geschichtswerken bald als „Lord Murray“ oder „Morrey“ benannt.

Die Autographen der beiden Königinnen stammen aus derselben Geschichtsperiode, aus der in England und in Frankreich begonnenen Renaissance.

Aus den Schriftzügen der Königin Elisabeth tritt die geistige Macht dieser Frau scharf entgegen. Die Richtungen der Buchstaben wechseln, indem die Majuskeln und desgleichen die Langbuchstaben vorwiegend steil stehen, während die übrigen Minuskeln entweder gleichfalls steil oder nach rückwärts liegend geschrieben sind.

Steilschrift zeigt, daß der Schreiber sich nicht vom Gefühl, sondern vom Verstande, sachlich überlegend, beherrschen läßt.

Rückwärts gebogene Schrift ist ein sicheres Merkmal dafür, daß der Mensch sich unter Selbstherrschaft zu halten vermag, Zwang antun kann und will, um sein Gefühl vor andern zu verbergen.

Leichtgefällige, graziöse Rundungen weist Königin Elisabeths Handschrift nicht auf, dagegen künstlich geformte Buchstaben, die an Zeichnungen von Initialen erinnern. Letzteres erklärt sich daraus, daß in damaliger Zeit in England noch die künstliche Zeichnung der Buchstaben geschätzt wurde.

Jedoch behinderte dieser noch herrschende Geschmack andre Zeitgenossen der Königin nicht, schon freiere Schriftzüge zu schreiben.

Sie behielt die gekünstelte Schreibweise in ihren vielen von mir geprüften Manuskripten bei. Dies ist ein Beweis, daß sie sich unter beständiger Selbstbeherrschung zu halten beabsichtigte und es verstand. Am vollkommensten ist die gekünstelte Form ihrer Buchstaben in dem in der Jugendzeit, als Prinzessin, eigenhändig von ihr geschriebenen Gebetbuch zu finden: „Uebersetzungen der Prinzessin Elisabeth ins Lateinische, Italienische und Französische von Gebeten der Königin Katharina Parr, mit Dedikation an ihren Vater Heinrich VIII., datiert 20. Dezember 1545." (Britisches Museum, London.)

Die Endungen ihrer Buchstaben, zumal der Langbuchstaben, sind sehr lang und spitz auslaufend: das Zeichen des scharfen Verstandes und Mutes.

Die Grundstriche zeigen hervorragende Dicke, oben spitz anfangend, in der Mitte stark anschwellend, mit sichtlichem Federdruck geschrieben. In der Dicke ist Willenskraft, in der Spitze der langen Endungen Rücksichtslosigkeit und Mut ausgeprägt.

Die sich oft wiederholenden kleinen Harpunhäkchen, als letzte Endung einzelner Langstriche, beweisen Festhalten, Zähigkeit. Betrachtet man die Verbindung der Buchstaben untereinander, so ist fast durchweg der erste Buchstabe jedes Wortes von den folgenden Buchstaben getrennt. Bei kurzen Worten, wie „que", sind nur die dem ersten folgenden zwei Buchstaben miteinander verbunden. Und in längeren Worten finden sich kaum mehr als drei Buchstaben vereint.

Getrennte Buchstaben beweisen Selbständigkeit. Damit ist nicht gesagt, daß bei allen Menschen Selbständigkeit in ihrer Veranlagung sich für ihr Leben praktisch erweist.

Wir finden zum Beispiel in manchen Handschriften nur isoliert stehende Buchstaben, daneben aber kein Zeichen von Willensstärke und Logik. Ohne diese Zeichen bleiben die getrennten Buchstaben das Merkmal der Träumer und einsamen Grübler, die viel sinnen, auch schöpferische Gedanken haben, solche aber nicht praktisch zu verwerten vermögen.

Wenn sich dagegen jene Zeichen der Selbständigkeit und Intuition, wie bei Königin Elisabeths Schrift, mit den Zeichen von scharfem Verstande, ruhigem Ueberlegen, von Mut und von ausdauernder Kraft vereinen, so ist mit Sicherheit zu schließen, daß ein solcher Mensch befähigt ist, vorbedacht, auch rücksichtslos große Entschlüsse zu fassen und durchzuführen.

Mit obiger graphologischen Analyse haben wir das Bild einer energischen, mit hervorragendem Verstande begabten Frau vor uns, welche scharf überlegend ihre Entschlüsse faßt, sie vor andern verbirgt, aber zuletzt kraftvoll und mit Ausdauer durchzuführen versteht. Und in der Tat hat Königin Elisabeth alle diese Eigenschaften von frühester Jugend in kluger, vorsichtiger Zurückhaltung während der Herrschaft ihrer Halbschwester, „The bloody Mary", und später in ihrer eignen Herrscherzeit sowie fremden Mächten und Mary Stewart gegenüber reichlich bewiesen.

Betrachtet man die Langstriche, selbst diejenigen mit Harpunen am Ende, so sieht man in manchen derselben, durch die Lupe erkenntlich, leichte Schwankungen bald konvexer, bald konkaver Biegungen. Ferner bleiben in vielen Manuskripten die kleinen Buchstaben vieler Wörter undeutlich, unausgeschrieben, auch fadenförmig ineinander laufend.

Jene Schwankungen in der Richtung der Striche zeigen Schwanken im Entschluß, Zögern, während die fadenförmig zusammenfließenden Buchstaben, im Zusammenhange mit den obenerwähnten rückwärtslaufenden Buchstaben, der Beweis für beabsichtigte Undurchdringlichkeit der Gedanken sind.

Die steilen, künstlich gestellten Buchstaben beweisen, daß Elisabeth geziertes, eitles Wesen eigen war und daß sie Wohlgefallen erregen wollte.

Die kraftvolle Verdickung in der Mitte der Buchstaben zeigt, daß ihr neben der von der Mutter ererbten Eitelkeit auch sinnliche Regungen, als Tochter Heinrichs VIII., nicht fremd waren.

Undurchschaulichkeit der Gedanken, mit Eitelkeit und Sinnlichkeit gepaart, lassen das Spiel dieser „jungfräulichen Königin" mit Lord Leicester und in späteren Jahren mit dessen Stiefsohn, Lord Essex, erklären.

Der mangelnde Zwischenraum zwischen den einzelnen Zeilen ist das Zeichen von Sparsamkeit, die dem Geiz nahekommt. Letzterer war auch ein Erbteil von ihrem Vater, womit sie ihre Untertanen oft zur Verzweiflung trieb, ebenso wie durch Verheimlichung und Verzögerung ihrer politischen Pläne und Aktionen.

Zum Schluß noch einen Blick prüfend auf ihre Unterschrift geworfen, die sich unverändert, bis auf größere oder kleinere Paraphe, unter ihren diversen Autographen findet, — so spricht aus diesen unverbundenen, großen, steil und kräftig gezeichneten Buchstaben: Energie, Kälte, Selbstbewußtsein, Stolz und Unnahbarkeit.

Die überflüssige Paraphe, mit der sie ihren Namen verziert, zeigt, daß sie sich ihrer Person mit Eitelkeit und ihrer königlichen Würde mit Stolz bewußt ist.

Neben ihren Fehlern, der List und Verstellungskunst, die sie bei Staatsaktionen und Liebesintrigen bekundete, und trotz ihrer Eitelkeit und Genußsucht behielt Elisabeths Scharfsinn die Uebermacht. Im letztentscheidenden Augenblick trat sie, selbst nach Verzögerungen und diplomatischen Lügen, mit kühnem Scharfblick, Kraft und königlicher Würde hervor. Das Zeichen des überlegenden Verstandes überragt in ihrer Schrift alle übrigen graphischen Zeichen.

Weil aber keine Zeichen, die für inniges Gefühl reden, in ihrer Schrift vorhanden sind, beweist dieses, daß ihr religiöses Innenleben fehlte. Und es läßt mit Sicherheit folgern, daß sie nur mit kalter Berechnung Protektorin der Reformation wurde.

Kraft ihres Verstandes und Mutes hatte Elisabeth schon unter ihren Zeitgenossen den Ruf einer großen Königin, und auch für die spätere Zeit ist ihr Name unsterblich in der Geschichte gezeichnet.

Lebensverhältnisse bedingen die Entwicklung eines Charakters. Elisabeth stammt aus englischem Vollblut, und deshalb war sie mit jedem Pulsschlag

englisch fühlend und englisch denkend. So trägt auch ihre Schrift den Typus rein englischer Nationalschrift ihrer Zeit. Besondere Sorgfalt hatte Heinrich VIII. auf ihre geistige Ausbildung verwandt. Und die Gelehrtenwelt hatte sich bereits, von der mittelalterlichen Scholastik abwendend, in das Studium der Antike versenkt und den Humanismus auf sich wirken lassen. Elisabeths scharfer Geist hatte die Frucht der Renaissance von früher Jugend in sich aufzunehmen und zu verarbeiten vermocht.

Welch andres Charakterbild zeigt dagegen die Handschrift der unglücklichen, in Schottland noch heute tiefbemitleideten, unvergessenen Königin Mary Stewart (Stuart)! Der erste Eindruck, den Mary Stewarts Schriftzüge hervorrufen, ist der einer freien, ungezwungenen Handschrift. Sie ist eine typisch französische, königliche Handschrift, durchhaucht von dem Geiste der unter dem Hause Valois erblühenden Renaissance in Frankreich.

In den zahlreichen von mir geprüften Autographen der Königin ist ein häufiger Wechsel der Größe der Schriftzüge und der Lage der Buchstaben. Letztere wechselt zwischen Steilschrift und mit nach rechts laufender, aber nicht nach links gebogener Schrift.

Die einzelnen Buchstaben treten, wenn zuweilen auch halbiert, klar vors Auge und zeigen anmutige, graziöse Rundungen.

Die Trennung oder Verbindung der Buchstaben variiert, aber die Trennung wiegt vor und ist sogar in einzelnen Buchstaben — z. B. e — fast konstant zu finden.

Die Dicke ihrer Buchstaben ist in ihren verschiedenen Manuskripten wechselnd. Einige ihrer Autographen zeigen feine Auf-, starke Abstriche, andre dagegen gleichbleibend mittelstarke Auf- und Abstriche.

Die Entfernungen zwischen den einzelnen Worten variieren ebenfalls. Selbige sind entweder weitläufig oder gedrängter, aber Spielraum fehlt niemals völlig.

Der Wechsel in der Richtung der Zeilen ist auffallend. Einige der Manuskripte sind von der gedachten Linie aufwärts, andre abfallend gerichtet.

Die Punkte über dem i sind zuweilen vergessen oder stehen über dem Buchstaben, am häufigsten aber hoch über dem folgenden Buchstaben. Jedoch sind die Punkte niemals mit vulgärer Dicke aufgetragen.

Die kleinen a und o sind oben entweder offen oder geschlossen oder mit feiner Schleife zusammengezogen.

Der Namenszug der Königin ist unter ihren vielen Autographen gleichbleibend in der Einfachheit, Grazie und Größe der Buchstaben, aber er wechselt in der Trennung und Verbindung derselben. Und ihre Paraphe besteht aus einem über dem R nicht zum Buchstaben bedingten, zuweilen geraden, meist gebogenen Strich.

Aus obiger graphischer Analyse ergeben sich folgende Charakterzüge: Die Veranlagung dieser königlichen Frau war eine geistig bedeutende. Die gefälligen, graziösen Formen und Majuskeln bekunden ästhetischen Sinn, Phantasie und natürliche Anmut.

Die Steilschrift spricht für Verstandesgabe. Die nach rechts geneigte Schrift für Gefühl. Aber stark nach rechts sich biegende Schrift, mit kleinen Einzelheiten von Unruhe verbunden, wie Mary Stewarts Manuskripte oft aufweisen, lassen erkennen, daß ihr die innere Harmonie, das Gleichmaß von Verstand und Gefühl, fehlte. Und die sehr nach rechts gebogenen, mit starkem Federdruck gezeichneten Langstriche beweisen Leidenschaft.

Die variierenden Richtungen ihrer Linien, entweder aufwärts oder abfallend gehalten, geben ihre wechselnden Stimmungen und Empfindungen an, die vom strebsamen Ehrgeiz bis zur Depression mit Erschlaffung und Mutlosigkeit zeugen.

Von den ungleichen Buchstabentrennungen in manchen ihrer Autographen, von den unlogischen Silbentrennungen beweisen die ersteren Selbständigkeit, die letzteren mangelnde Logik.

Die dicken, mit Federdruck geschriebenen Abstriche sind ein Zeichen von Kraft. Dieser Königin aber fehlte trotz dieses Kraftzeichens der Vollbegriff von Energie, nämlich Initiativkraft, mit Ausdauer und konstantem Mut verbunden.

Ihr Gemüt war seelischen Affekten stark unterworfen, und ihre Leidenschaft verhinderte sie, vorbedacht Pläne zu ersinnen. Und weil ihr Logik mangelte, vermochte sie Zweck und Ende ihrer Pläne nicht sachlich klar zu überschauen.

Aus der dicken Anschwellung einzelner Striche spricht Genußsucht. Die oft fehlenden i-Punkte und andre Flüchtigkeitszeichen ihrer Schrift, die hier nicht alle erwähnt werden können, beweisen Flüchtigkeit, Leichtigkeit bis zum Leichtsinn.

Genußsucht, Leidenschaft und Leichtsinn erklären, daß sie sich von sinnlicher Liebesglut hinreißen läßt.

Die in Mehrzahl hochgestellten, niemals dick-vulgär aufgetragenen i-Punkte sind in der Schreibweise von ideell gerichteten, für das Uebersinnliche empfänglichen Menschen zu finden.

Mary Stewarts lebhafte Phantasie und ihr für das Ueberirdische zugängliches Gemüt erklären, daß sie aus Ueberzeugung an der katholischen Religion ihrer Väter festhielt.

Ihre Leidenschaft brachte sie zum Fanatismus und Abneigung gegen die ihr fremde, nüchterne Religion der Reformation, zumal in der ihr von John Knox entgegengebrachten Schroffheit.

Die wechselnd geschriebenen Vokale: offen oder mit Schleifen geschlossen, bekunden das Schwanken zwischen Offenheit, Verschlossenheit und Lüge. Diese Eigenschaften wurden, durch Situationen veranlaßt, und bei ihrer sie beherrschenden Leidenschaft eine Gefahr für die Königin. Sie erklären auch, daß sie, ohne Charaktere zu erproben, sich unwerten Menschen anvertraute bis zur völligen Hingabe, dagegen heimlich blieb und sich verschloß, wo es ratsam gewesen wäre, zu vertrauen. Die ihr fehlende Besonnenheit und Logik ließen sie auch der Ueberlegung, Charaktere zu prüfen, ermangeln.

Ihre Majuskeln und die einfachen, großen Schriftzüge bekunden Stolz. Ihre Paraphe, ein Strich über ihrem Namenszug ohne bedingte Zugehörigkeit, beweisen ihr vorherrschendes Ichgefühl. Ihre Heiraten haben dieses stark gekenn-

zeichnet, indem sie ihre Wahl nur nach persönlicher Neigung, ohne Rücksicht auf das Wohl ihres Volkes traf.

Auch Mary Stewart zählt für alle Zeiten zu den Unsterblichen. Unsterblich aber wurde sie nicht durch Ruhm, sondern durch die Tiefe ihres Unglücks. Auch sie war ein Kind ihrer Zeit und Verhältnisse. Von mütterlicher Seite pulsierte das heiße, leichtfranzösische Blut in ihren Adern, außerdem war sie in der Jugend am französischen Hofe von Sittenverderbnis umgeben gewesen. Innerlich haltlos durch Leidenschaften und Leichtsinn und ihrem Volke entfremdet durch jahrelange Abwesenheit, betrat die jugendliche Königin, aus dem sonnigen Frankreich kommend, das ernste, düstere Land ihrer Väter. Hier war die Zahl ihrer Freunde gering, die ihrer Schmeichler und Feinde dagegen groß.

Die Nachwelt hat sie in der Geschichte kritisiert, Dichter haben sie idealisiert. Ihre Handlungen weisen zum Teil dunkle Schatten auf. Schwarz bleibt Schwarz. Aber über das Maß und die Motive ihrer Fehltritte bis zum vermeintlichen Morde hat die Geschichtsforschung keine Klarheit erbracht.

Einige Historiker, Buchanan u. a., sprechen fast das Anathema über sie aus. Um ein endgültiges Urteil über ihre Taten zu fällen, fehlen Belege aus wahrheitsgetreuen unparteiischen Annalen ihrer Zeit. Der Ehebruch mit Bothwell wurde aus ihren berüchtigten „Kassettenbriefen“ nachgewiesen, indessen bleibt ihre Schuld an Darnleys Mord fraglich. Hierfür ist der einzige Beweis aus schriftlichem Material hinfällig geworden, seitdem der einzige ihrer Kassettenbriefe, der ihn belegte, als gefälscht feststeht.

Ihre übrigen Kassettenbriefe ergeben den Ehebruch mit Bothwell nicht in der vollen Bedeutung, aber im geistigen Sinne des Wortes.

Auf Grund jenes Kassettenbriefes, der den Mord an Darnley nachwies, wurde sie verurteilt. Einzelne Historiker, wie Froude u. a., halten an der Wahrscheinlichkeit ihrer Schuld fest. Andre Geschichtsforscher, z. B. Leo, erachten diese Schuld an Darnleys Mord für ausgeschlossen.

Sind in obiger psychographischen Skizze zwar nur die wichtigsten Charaktermerkmale der Königin gezeichnet, so läßt sich dennoch die Resultante aus den erwähnten graphologischen Zeichen ihrer Autographen dahin zusammenfassen: Die Königin war kraft ihrer Leidenschaft und Affekte nach Riccios Meuchelmord zum Haß gegen Darnley aufgestachelt. Im Affekt und aus Leidenschaft läßt sich der Mensch zu rascher Tat hinreißen. Aber um nach elf Monaten einen Mord auszuführen, gehört kalte Berechnung, Ausdauer, Mut und Roheit, ebenso um die Hand zu einem langgeplanten Morde zu bieten.

Kalte Berechnung, Hinterlist, Zähigkeit und Brutalität sind bei Marys Halbbruder, James Stewart, Earl of Mar („Morrey oder Murrey“) aus vielen seiner Handlungen und aus seinen Schriftzeichen nachweisbar.

Man hat deshalb ein Recht, ihm als Feind seiner Schwester die Fälschung jenes berüchtigten Kassettenbriefes zur Last zu legen.

Mary Stewarts Schriftzügen fehlen nicht nur jene Eigenschaftsmerkzeichen ihres Bruders, sondern sie ermangeln auch derjenigen des Weit- und Scharf-

blickes, des ausdauernden Mutes und jedes Symptoms von Roheit. Wenngleich ihre Schriftzeichen Lüge und Intrige nachweisen, so verbinden sich diese Fehler niemals bei ihr mit kalter, berechnender Ueberlegung, noch mit ausdauerndem Mut, Scharfblick und gemeiner Roheit, kraft derer sie nur Helferin zu einer beabsichtigten brutalen Tat hätte werden können.

Aus diesen Gründen spricht am stärksten die Wahrscheinlichkeit, daß die Königin weder Mitwisserin noch gewollte Urheberin der nicht ihr beweisbaren Schuld an Darnleys Mord war.

Die religiöse Krisis in Frankreich

Erörterungen über eine interkonfessionelle Kirche

Von

Professor Maurice Vernes (Paris)

Eine der hervorragendsten Zeitschriften von Paris, der „Mercure de France", veranstaltet eine internationale Enquete über die religiöse Frage. Er hat seine Mitarbeiter aufgefordert, folgende Frage zu beantworten: „Sind wir Zeugen einer Auflösung oder eines Aufschwungs der religiösen Idee und des religiösen Gefühles?"

Soweit man nach den ersten Ergebnissen dieser interessanten Rundfrage urteilen kann, herrscht nichts weniger als Uebereinstimmung zwischen Philosophen, Historikern, Literaten oder Publizisten: diejenigen, die sich offen zu einem persönlichen Glauben an das Christentum bekennen, bekunden volles Vertrauen in die Zukunft der Religion. In dieser Hinsicht verdient die kurze Aeußerung François Coppées angeführt zu werden: „Ich habe heute morgen gesagt und ich werde heute abend wieder sagen, wenn ich mein Gebet verrichte: ‚Credo in sanctam Ecclesiam catholicam.' Dies eine Wort ‚Credo' möge, wenn Sie gestatten, meine Antwort auf die Rundfrage des ‚Mercure de France' sein." Die Geistlichen werden dieser Erklärung Beifall zollen; die Theologen — und der Papst an allererster Stelle — werden sie gewiß ungenügend finden. Die sehr komplizierte Gesamtheit der Fragen, die das religiöse Problem vor unsrer Zeit aufrollt, läßt sich nicht mit einer derartig plumpen, derartig naiven, derartig abgegriffenen dogmatischen Beteuerung entscheiden.

Nachstehend die bedeutungsvolle Meinungsäußerung des Hauptes der neuen französischen philosophischen Schule, Th. Ribot. „Es ist sicher," sagt er, „daß das religiöse Interesse, das seit einem halben Jahrhundert schwach war, die gegenwärtige Generation mit Macht ergriffen hat." Der hervorragende Psychologe glaubt nicht, daß sich die Auflösung des religiösen Gefühls aus einer neuen Organisation der Gesellschaft ergeben könnte, die vollkommen genug wäre, um

„jedes Bedürfnis nach einem Jenseits und nach überirdischen Tröstungen“ aufzuheben. Die Religionen, fährt er fort, sind, wie die Erfahrung lehrte, „tief eingewurzelt in der menschlichen Natur“, und „die wissenschaftliche Kultur, die man herangezogen hat, um sie an ihre Stelle zu setzen, dient ganz andern Bedürfnissen“. Indem Ribot jedoch anderseits auf die außerordentliche Unbestimmtheit der gegenwärtigen Religiosität hinweist, eines Mystizismus, der allen Zeiten angehört und allen Ländern entstammt und der bald zum Aesthetismus, bald zum Okkultismus neigt, meint er, daß „diese träumerische Religiosität durch ihre auflösende Wirkung auf die allzu starren Formeln mit zum Aufschwung des religiösen Gefühls helfen muß“, und er schließt auf eine Umgestaltung.

Wenn man die gegenwärtige religiöse Situation mit der großen Krise des sechzehnten Jahrhunderts vergleicht, so ergibt sich ein packender Gegensatz. Nacheinander erfuhren damals das Dogma, der Ritus und die Hierarchie die furchtbarsten Angriffe, und die Einheit des abendländischen Christentums ging nach denkwürdigen Kämpfen unter. In jener Zeit war nicht die Rede von „weniger Christ sein“ — noch weniger von „nicht mehr Christ sein“ —, sondern von „in andrer Weise Christ sein“. Heute hat man angesichts der ungeheuern vom philosophischen oder wissenschaftlichen Rationalismus vollbrachten Fortschritte sich gefragt, ob die positiven Religionen, insbesondere der Katholizismus mit der Starrheit seiner dogmatischen und hierarchischen Armatur, nicht zu einem raschen Verschwinden verdammt seien. Die Rundfrage des „Mercure de France“ offenbart in dieser Hinsicht, selbst von seiten der entschiedensten Freidenker, eine sehr bemerkenswerte Zurückhaltung und Bedenklichkeit.

Der Katholizismus hat unlängst bei uns die härteste Prüfung zu bestehen gehabt: er ist seines offiziellen Charakters entkleidet worden. Er, der die Unterordnung des Weltlichen, das heißt des Staates unter das Geistliche, das heißt unter die Kirche, lehrt, soll sich künftig mit einem Zustand bloßen Geduldetseins begnügen, mit ganz demselben, den er ehedem den konkurrierenden und rivalisierenden Sekten auferlegte, als der hohe Wille der weltlichen Regierung ihm untersagte, sie zu zerstören. Er hat in diesem Augenblick nicht einmal ein gesetzliches Statut, da er die Nutznießung der Kultusgebäude nur kraft des Willens der öffentlichen Gewalten hat, die entschlossen sind, die Gewissensfreiheit zu wahren. Daß er durch diese Tatsache und durch die gesamten Umstände, welche die Trennung begleitet haben, einen Verlust, eine sehr namhafte Verminderung erleidet, das ist sicher; aber im ganzen hält er sich, denn sein Kredit beruht auf einer alten Ueberlieferung und alten Gewohnheiten. Und es ist angezeigt, dem Ausland zu sagen, daß in Frankreich die zur philosophischen Unabhängigkeit durchgedrungenen Geister entschlossen sind, die freie Entwicklung der großen sozialen Organismen zu respektieren, deren wichtigster, ehrwürdigster sicher die katholische Kirche ist, die Kirche, die sich des wunderbaren Aufschwungs der scholastischen Theologie rühmen kann, die Kirche Bossuets, Fénelons und Massillons.

So bleibt also die katholische Kirche Frankreichs unter dem Regime der

Trennung lebendig, sehr lebendig. Und das beweist, in welchem Irrtum diejenigen waren, die — durchaus in gutem Glauben, wie ich nicht in Abrede stellen will — verkündeten, daß sie die Probe des neuen Regimes der Versammlungsfreiheit nicht bestehen werde. Man zeigte sie uns gerne als ein Gefängnis, dessen Riegel nur deshalb dem inneren Drucke widerstehen, weil der Staat seine Gendarmen vor die Tür gestellt hat. Der Staat hat die Gendarmen zurückgezogen, und diejenigen, welche die Gefangenen genannt wurden, die Opfer der in den Dienst des traditionellen Glaubens gestellten politischen Macht, erklären, daß das alte Gebäude ihren Wünschen und ihren Vorstellungen entspricht und daß sie, wenn sie künftig allein die Verpflichtung zu seiner Unterhaltung und die Verantwortung dafür zu tragen haben, sich dem nicht entziehen werden.

So ist also im französischen Katholizismus unmittelbar nach der Trennung kein Symptom einer „Auflösung" wahrzunehmen und ebensowenig einer Entwicklung, die zu einer Umgestaltung oder gar zu einem Schisma oder einer Spaltung führen müßte.

In dieser letzteren Hinsicht ist die Lage von einer blendenden Klarheit. Es hat sich allerdings unter dem Schutze einiger Politiker und Publizisten ein Komitee gebildet, um die legalen „Kultusvereinigungen", die berechtigt sind, die Kirchengüter zu übernehmen, zu unterstützen. Aber ihre Aufforderungen sind ins Leere gefallen, und wenn die Gleichgültigkeit sich nicht in Spott verwandelt hat, so kommt es daher, daß die Gegner durch die Ergebnislosigkeit entwaffnet worden sind.

*

Kann man sagen, daß die katholische Kirche Frankreichs, nachdem sie über die Möglichkeit eines Schismas völlig beruhigt ist, sich wieder in der ausschlaggebenden Stellung befindet, die sie im Mittelalter einnahm oder in unserm ruhmreichen siebzehnten oder sogar im achtzehnten Jahrhundert unter dem Feuer der Angriffe Voltaires und der Enzyklopädisten, deren Wirken sich auf einen abgegrenzten Kreis beschränkte? Nein, gewiß nicht. In vieler Hinsicht lebenskräftig und widerstandsfähig, verspürt sie die Erschütterungen einer inneren Krise, deren Folgen sich weder in unmittelbarer Weise noch in einer geräuschvollen Form offenbaren werden.

Um die ganze Tragweite der Umgestaltung, die sich vorbereitet, zu verstehen, muß man ziemlich weit zurückgreifen.

Im Mittelalter ist die Theologie allmächtig; ihr Gebiet ist das des menschlichen Wissens selbst. Gestützt auf den Besitz geoffenbarter Lehren, die das Heil ihrer Getreuen sichern und die über den menschlichen Verstand hinausgehen, bestimmt die Kirche die Rahmen der Wissenschaft, der Geschichte und der Philosophie.

Gegen diese Herrschaft führt Descartes im siebzehnten Jahrhundert einen ersten Streich, indem er die Freiheit des Gedankens und der wissenschaftlichen Forschung fordert. Heute liegt die Sache so, daß alles, was nicht Gegenstand

des Glaubens oder Auslegung der Glaubenslehre ist, außerhalb der Kirche auf rein verstandesmäßigem Wege durch Anwendung der Beobachtung und der Erfahrung behandelt und erforscht wird. Der alte Rahmen ist durchbrochen: die Wissenschaft, mag es sich um Physik oder Naturgeschichte, Philologie, Kulturgeschichte oder Psychologie handeln, ist auf das profane Gebiet übergegangen. Heute sind die Männer der Wissenschaft, ob sie sich Philosophen, Historiker, Philologen, Soziologen, Chemiker oder Naturforscher nennen, ob sie Freidenker sind oder einer der christlichen Konfessionen angehören, als Forscher und Lehrer außerhalb des christlichen Dogmas tätig. Unser großer Pasteur, dessen katholische Gesinnung bekannt ist, erklärte, daß er seinen Glauben vor der Türe seines Laboratoriums lasse. Die Wissenschaft, die Geschichte, die Philosophie sind von jetzt an in England wie in Frankreich und in Deutschland, in Italien wie in Rußland und in den Vereinigten Staaten, in Spanien wie in Japan weltlich.

Das ist die große Tatsache, welche die Geister beherrscht, und wenn sie sich nicht allen in ihrer ganzen Tragweite vor Augen stellt, so beruht das auf einem Irrtum, dem man in zwei entgegengesetzten Erscheinungsformen, bei den Ungläubigen und bei den Gläubigen begegnet.

Die Freidenker haben bisweilen geräuschvoll erklärt: Es gibt in der modernen Gesellschaft keinen Platz mehr für die religiöse Idee und für das religiöse Gefühl, weil auch die Religionen in das Gebiet der wissenschaftlichen Forschung geraten sind, die zur Verneinung des Wunders und der Offenbarung geführt hat. Die Verbreitung der Erfolge der wissenschaftlichen Vernunft durch das Schulhandbuch ist das Grabgeläute der Religion, bedeutet ihr unverzügliches Verschwinden.

Die Gläubigen anderseits haben, gestützt auf die innere Kraft der religiösen Erfahrung, erwidert, daß die Wissenschaft selbst über die Tatsachen Rechenschaft ablegen muß, die zu erklären sie nicht imstande ist; sie führen gern merkwürdige Beispiele von hervorragenden Gelehrten an, von denen die einen den Glauben ihrer Kindheit bewahrt haben und die andern zu ihm zurückgekehrt sind, ohne in ihren eignen Augen der Strenge der wissenschaftlichen Methode untreu geworden zu sein.

Es ist also klug, angesichts dieser Feststellungen von widersprechendem Charakter es auszusprechen, daß der Rationalismus, der unbestreitbar in Sachen der historischen und wissenschaftlichen Studien die Oberhand hat, vor allem nur eine Arbeitsmethode ist, die dazu bestimmt ist, nach und nach die verschiedenen Gebiete der Forschung zu erneuern.

Ich wage nicht, hier eine persönliche Formel aufzustellen; ich will lieber einem sehr vortrefflichen Vertreter der christlichen Kirche, Herrn E. Ménégoz, Professor an der protestantischen theologischen Fakultät von Paris, das Wort erteilen, der die Notwendigkeit einer Umgestaltung anerkennt, wobei er jedoch energisch die Notwendigkeit des religiösen Gefühls betont. „Was den Schwankungen der Zeit unterworfen ist,“ schreibt er im „Mercure de France“, „das ist

die konkrete Form, in der sich das religiöse und moralische Gefühl bei den Einzelwesen und den Gesamtheiten durch die Jahrhunderte hindurch offenbart. Diese Form ist in den offiziellen Dogmen der historischen Religionen fixiert. Der Irrtum der beschränkten Anhänger dieser Religionen ist, daß sie sich einbilden, die vollkommene und definitive Formel der Wahrheit zu besitzen. Diese Formeln sind aber den Gesetzen der Entwicklung unterworfen. Voll Leben bei ihrem Entstehen und in Harmonie mit dem Geist ihrer Zeit, werden sie schließlich zu Mumien und entsprechen nicht mehr den wissenschaftlichen, historischen, philosophischen und sozialen Vorstellungen einer vollständig veränderten Umwelt. — Die urteilsfähigen Geister wissen zwischen dem ewigen Kern des religiösen Lebens und seinen unvollkommenen, vorübergehenden, zufälligen, veränderlichen Ausdrucksformen zu unterscheiden. Sie bemühen sich, das Wesen der Religion in einer neuen, den Anschauungen der modernen Welt angepaßten Form zu verkörpern."

In einer unlängst erschienenen Broschüre entwickelte derselbe Schriftsteller mit mutiger Entschiedenheit dieselbe These, wobei er sich präzis darüber aussprach. Nicht nur, sagt er, braucht das Christentum sich nicht aufzulehnen gegen die Freimütigkeiten der Wissenschaft, der Geschichte und der Philosophie; es braucht sie weder zu bekämpfen noch mit ihnen Ränke zu schmieden; es soll ganz im Gegenteil offen ihre Unabhängigkeit verkünden und sich vor ihren Resultaten beugen. Wenn es dies tut, so entlastet und befreit der liberale Theologe sein eignes Wirkungsgebiet, welches das der religiösen Praxis ist. Auf diesem Gebiet ist er unangreifbar, unbesiegbar: anderswo setzt er sich naheliegenden Entgegnungen aus und bereitet selbst seine Niederlage vor, indem er sein eignes Gebiet verläßt.

Wird das, was ein protestantischer Theologe tun zu können glaubt, einem katholischen Theologen untersagt sein? Die Vergangenheit erscheint in dieser Beziehung nicht ermutigend. Und dennoch mehren sich die Symptome eines ernstlichen Strebens in dieser Richtung seit einigen Jahren unter der Feder der Schriftsteller, deren Mehrzahl der Geistlichkeit angehört. Die Rechte der physikalischen und der Naturwissenschaften werden mehr und mehr anerkannt; der Abbé Alfred Loisy hat die historische Kritik auf die Bücher und die Tatsachen der Bibel mit einer Entschiedenheit angewendet, die ihn zum Rang der hervorragendsten protestantischen Exegeten emporgehoben hat; und die Kirche zögert, ihn endgültig mit dem Bannfluch zu belegen, weil sie fühlt, welche Sympathien dieses Streben begleiten, den traditionellen Glauben mit den Forderungen der urkundlichen Forschung in Einklang zu bringen. Kühne Geister stellen endlich die letzte Frage: „Was ist ein Dogma?" und geben zu verstehen, daß der philosophische Gedanke nicht gebunden und in Fesseln geschlagen werden kann.

Wo ist dann aber der feste Punkt oder, einfacher ausgedrückt, was bleibt übrig? Was bleibt bestehen von einer Religion, die ihre grundlegenden Urkunden der unbarmherzigen Strenge der kritischen Analyse unterwirft und die

in der dogmatischen Synthese nur mehr eine lokalen und zeitlichen Verhältnissen angepaßte Form sieht?

Die Protestanten sagen: Es bleibt das Bewußtsein der Sünde und folglich das Erlösungsbedürfnis, „ein spezifisch religiöses Bedürfnis,“ sagt Herr Ménégoz, „das die Reue und die Rückkehr zum Guten, zu Gott zur Folge hat.“ Ich kann darin, wie ich gestehen muß, absolut nicht die Elemente einer praktischen Religion, d. h. eines Kultus, finden — wenn man nicht die traditionellen Formen beibehält, die in einer Kirche gebräuchlich sind, der man durch seine Geburt und die Gewohnheit angehört.

Hier finde ich bei katholischen Schriftstellern eine bestimmtere Formel. Das, was unberührt, unangegriffen bleibt, sagen sie, ist der Ritus. Der Ritus ist das Hauptgesetz der Kirche, wie der Kodex der Ausdruck des bürgerlichen und politischen Gesetzes ist. Das Ritual einer Kirche ist ihr Kodex, der sich bei den Gläubigen mit noch ehrwürdigeren Ansprüchen Geltung verschafft als das Staatsgesetz.

Es liegt gewiß etwas sehr Sinnreiches in folgendem Satz: „Die praktischen Vorschriften der Religionsgesellschaft stellen ihr Hauptgesetz dar.“ Damit, daß das religiöse Gefühl auf die traditionellen Zeremonien gestützt wird, die eine strenge Hierarchie, vom Priester bis zum Bischof und zum Papst, aufrechterhält, ist die Möglichkeit gegeben, zwei Gesichtspunkte miteinander zu vereinigen, die einander auszuschließen schienen.

Wäre es aber nicht für viele, die mit den Lehren und der religiösen Praxis der katholischen Kirche gebrochen haben, von Interesse, das, was jene unter dem Druck der Notwendigkeiten, die sie bedrängen, zu versuchen veranlaßt wird, auf dem Gebiet des freien Gedankens zu versuchen, der darauf bedacht ist, den jungen Generationen den Vorteil eines ethischen Unterrichts zu sichern, und nicht weniger darauf bedacht ist, den Forderungen des Gefühls Befriedigung zu gewähren?

Viele haben mit der Kirche gebrochen, weil sie sie durch die unerträglichen Forderungen ihres Dogmas und ihrer Disziplin unwillig gemacht hat, viele, die trotzdem bedauern, nicht an gewissen, mit bestimmter Regelmäßigkeit wiederkehrenden Tagen mit andern gemeinsam ihre Seele zu einem Ideal der Güte und der Schönheit erheben zu können. Sollten sie sich nicht verständigen können?

Man hat in den angelsächsischen Ländern, besonders in den Vereinigten Staaten, neben den großen protestantischen Konfessionen Vereinigungen von ethischem und sozialem Charakter sich bilden sehen, die vom Christentum nur noch sein Streben nach Brüderlichkeit beibehalten haben. Man kann das einen Protestantismus der „äußersten Linken“ nennen; ich weiß nicht, ob dieses Vorbild in einem Lande mit katholischer Erziehung Würdigung finden würde. Auf protestantischem Gebiet ist die Hauptsache das Tun; auf katholischem Gebiet wird es leichter und lieber das Gefühl sein. Das Predigen, das den aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen wichtig ist, wird seinen Platz den künstlerischen Kundgebungen abtreten müssen.

*

Stellen wir die Frage in ihrem ganzen Umfang. Sollten nicht gegenwärtig in Frankreich in der Abnahme der Autorität der katholischen Kirche einerseits und anderseits in dem Ernste, dem Geiste hoher Toleranz, in den Familiengebräuchen der hohen und mittleren Gesellschaft die Elemente zu einer neuen Gruppierung stecken, die außerkonfessionell wäre und deshalb interkonfessionell sein, d. h. Personen verschiedenen religiösen Ursprungs vereinigen könnte — zu einer „Kirche“ von ethischem und nicht dogmatischem oder rituellem Charakter, die sich auf einen von allen Klassen in Uebereinstimmung angenommenen Gedanken gründete und die Zeremonien von wahrhaft künstlerischem Charakter an die Stelle jener setzte, welche die große Anziehung des katholischen Kultus ausmacht?

Wird es danach heißen, daß wir eine Entwicklung des Katholizismus selbst in diesem Sinn vorgesehen haben? Das wäre eine mißverständliche Auffassung unsers Gedankens. Wir haben auf die Symptome einer inneren Umwälzung hingewiesen; aber es handelt sich keineswegs um eine baldige entscheidende Wendung. Vorläufig und vielleicht noch auf mehrere Generationen hinaus darf man keine Veränderungen in dem unerschütterlichen Ritus der Kirche Roms oder in ihrer unbarmherzigen Hierarchie erwarten.

Es handelt sich um befreite Geister, um emanzipierte Menschen, die den Wert eines regelmäßigen Austausches fühlen, wie er zwischen Gläubigen bei den Kultusversammlungen entsteht, und die, darauf bedacht, ihren Kindern die peinlichen Kämpfe und Zerwürfnisse zu ersparen, die der Bruch mit den Familientraditionen zur Folge hat, ihnen eine Sphäre ethischer Entwicklung und brüderlicher Solidarität verschaffen möchten.

Wer möchte sagen, daß eine ähnliche Frage nicht auf der Tagesordnung des zeitgenössischen Frankreichs stehe?

Wir haben unter der Revolution den Kultus des höchsten Wesens und der „Göttin Vernunft“ gehabt; wir haben die Theophilanthropen kennen gelernt. Ohne diese Manifestationen übermäßig herabsetzen zu wollen, die ihre Zeit des Erfolgs gehabt haben und dem Sehnen des Augenblicks entsprachen, geben wir doch zu, daß ihr politischer Charakter und ihr nachäffendes Gebaren dem Katholizismus gegenüber sie zu einem raschen Verfall verdammten.

Es handelt sich also keinenfalls um eine Staatseinrichtung, einen „offiziellen Kultus“, an den zu denken übrigens niemand eingefallen ist als höchstens einigen verspäteten Anhängern der sogenannten gallikanischen Kirche.

Wir wollen unser Ziel genau bezeichnen: Könnte man nicht durch im wesentlichen freie Gruppen, die in vollständiger Unabhängigkeit voneinander bestehen, unbestreitbaren Bedürfnissen entgegenkommen, die sich den neuen Generationen aufdrängen?

Wenn die Frage mit diesen Worten gestellt wird, kann man nicht einsehen, daß sie von vornherein durch ein „non possumus“ beiseite geschoben werden müßte, das von einer auf Unfehlbarkeit Anspruch machenden Macht herrührt.

Ich komme nun auf die Rundfrage des „Mercure de France“ zurück, und

ich lese da die Erklärung eines außerordentlich hervorragenden Geistes, dessen vollständige Unabhängigkeit anzuzweifeln sich niemand einfallen lassen wird, des wohlbekannten Verfassers der „Vie de St. François d'Assisi", Paul Sabatier. Er sagt: „Weit entfernt, einer religiösen Auflösung entgegenzugehen, gehen wir vielmehr einer glorreichen Erneuerung entgegen. Das gegenwärtige Christentum ist nur die stammelnde Vorrede und das Symbol der Religion von morgen." Dann weist Sabatier darauf hin, daß der Augenblick günstig wäre, um „aus der Idee der Katholizität eine lebendige Wirklichkeit zu machen".

Ich muß hier in bezug auf die Ausdrücke, die Sabatier anwendet, einen Vorbehalt machen. „Katholizität" mag angehen; „Katholizismus" nicht.

Ich halte dafür, daß die Tage jeglicher Form des Christentums gezählt sind. Meine persönlichen Studien, die sich auf dem Gebiet der Geschichte und der Religion Israels und der ersten Zeiten des Christentums bewegt haben, machen es mir unmöglich, die Ansicht zu vertreten, daß die Menschheit fortfahren könne in der messianistischen Bewegung, wie sie vor neunzehnhundert Jahren einsetzte, den Stützpunkt und die endgültige Formel ihrer tiefsten Bedürfnisse zu suchen. Ich habe dem Judentum und seinem Hauptzweige, dem Christentum, seine Einbildung, das Absolute zu sein, vorzuwerfen, deren Folge die dogmatische Unduldsamkeit ist; und ich kann noch weniger einsehen, inwiefern diese Formel auf unbegrenzte Zeit an die Person und das Werk des Propheten Jesus von Nazareth, die beide sehr wenig bekannt sind, geknüpft sein soll. Und wenn der Katholizismus dahin käme, der Unduldsamkeit abzuschwören, deren traurige Kundgebungen sich im Laufe von fünfzehn Jahrhunderten angehäuft haben, so würde ich darum die Waffen doch nicht strecken; denn es käme mir vor, als ob er unter dem Druck der Verhältnisse sein Prinzip verleugnen würde, genau so, wie es der Protestantismus eines Calvin oder eines Luther getan hat.

Man erinnert sich vielleicht, daß Renan die mildernden Umstände zugunsten der Erhaltung des Christentums geltend machte, indem er darauf hinwies, daß es zahlreiche Zusätze von außen erhalten habe, die den nach und nach in seinen Kreis eingeschobenen Gruppen Genüge leisten sollten. Das wäre eine Art, katholisch, d. h. universal zu sein, indem man in der Einheit des Dogmas eine Reihe von Meinungsverschiedenheiten und verschiedenen Bestrebungen vereinigte.

Aber wenn sich das Christentum Roms katholisch nennt, so tut es das nicht in diesem Sinn, sondern in der Weise, daß es für die Wahrheit, deren Verwahrer es ist, das Opfer der ganzen Menschheit fordert. Wenn diese einmal, freiwillig oder gezwungen, in seinen Rahmen gebracht sein wird, so wird die Religion Christi diejenige aller sein.

Was wir dagegen unter Katholizität im modernen Sinne des Wortes verstehen würden, ist eine Auffassung von den Dingen und der Führung des Lebens, die kein Bedürfnis, kein Gefühl, keine der Aeußerungen des menschlichen Geistes ausschließen würde, die Indien nicht zugunsten Judäas zurückweisen, sondern den Religionen, den Philosophien, den Morallehren Chinas wie Persiens, Aegyptens wie Griechenlands und Roms Gerechtigkeit widerfahren lassen würde.

Diese Kritik führt uns dazu, das Ziel unsrer Darlegung noch näher zu bezeichnen. Gewiß würde die gegenwärtige Verfassung der Geister in Frankreich die Bildung freier Gruppen zulassen, in denen Männer und Frauen, befreit von dem dogmatischen Joche, das die katholische Kirche bis jetzt so schwer auf ihren Getreuen hat lasten lassen, zusammenkämen, um sich über Fragen zu besprechen, die sich auf die private, Familien- und soziale Moral beziehen, indem sie die Erinnerung an die zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern vorgeschlagenen Lösungen wachriefen, auf die unsterblichen Werke der großen Schriftsteller im Geiste des erhabensten Eklektizismus zurückgriffen und ihre Vorträge und ihre Gespräche durch Verwendung der Vokal- und Instrumentalmusik mit gesteigertem Leben erfüllten.

Selbst in der Philosophie können wir kein Dogma unterscheiden. Der Glaube an die göttliche Person, an das individuelle Fortleben nach dem Tode hat gewiß unter denen, die sich von den Kirchen getrennt haben und ihre Hilfe ablehnen, überzeugte Adepten behalten. Nichtsdestoweniger kann er keine Basis und keinen Boden zu einer Verständigung für alle Freireligiösen oder Freidenkenden abgeben. Hier ist es wieder die Freiheit, die bei dem allgemeinen Wunsch nach einem Zusammenschluß der Bestrebungen und Versuche die Oberhand behalten soll.

Die Idee einer göttlichen Vorsehung zum Beispiel erscheint uns nicht mehr als die genaue Vorhersehung eines unfehlbaren Endzweckes, sondern als eine Kraft, die ihre Entwicklung in einer gegebenen Umwelt verfolgt.

Und dann hat sich das Freidenkertum in Frankreich — und ich bin überzeugt, daß es in den andern Ländern ebenso ist — im Laufe der letzten Jahre von Grund aus geändert, es hat sich zur Toleranz, zur Duldung der Meinungen bekehrt. Es war gern antireligiös; heutigentags läßt es den Religionen Gerechtigkeit widerfahren und erkennt die außergewöhnliche Stellung an, die sie in der Geschichte der Gesellschaften eingenommen haben. Es verabscheut auch fürderhin die dogmatische Unduldsamkeit, aber es will keiner der Formen des Gefühls fremd gegenüberstehen.

Frankreich bemüht sich seit fünfundzwanzig Jahren, die in den hohen Sphären der philosophischen Spekulation erreichten Resultate auf das Gebiet der Tatsachen zu übertragen. Das ist ein Bestreben von höchster Kühnheit, das oft falsch verstanden worden ist und zu sehr lebhaften Kritiken Anlaß gegeben hat, besonders im Ausland. Man muß, um unserm Lande Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wieder zu einer weniger leidenschaftlichen Beurteilung kommen.

Wir haben die Schule von der Kirche trennen wollen, und nach einigen Erschütterungen gelangen wir dahin, den Unterricht so zu gestalten, daß er zugleich den höchsten Anforderungen des Geistes und den Bedürfnissen der demokratischen Erziehung entspricht.

Wir haben zweitens die Kirche vom Staat trennen wollen, und trotz einiger Schwankungen bürgert sich das neue Regime in allgemeinem Frieden ein.

Wegen der weltlichen Schule hat man ein Geschrei über Atheismus, über die „Schule ohne Gott“ erhoben.

Wegen der Trennung hat man ein Geschrei über Verfolgung erhoben.

Es war dies in dem einen wie in dem andern Falle eine Entstellung der Tatsachen. Es gibt in den öffentlichen Anstalten keine Angriffe auf die Religion. Es gibt im ganzen Frankreich keine Eingriffe in die Kultusfreiheit.

Durch die Verweltlichung des öffentlichen Unterrichts haben wir ebenso wie durch die Trennung der Kirchen und des Staates nur unsre Institutionen mit dem Fortschritt der Sitten in Einklang gebracht.

Der Katholizismus ist in Frankreich in der Ausübung seines Kultus absolut frei, aber er hat aufgehört, die Gewissensfreiheit zu bedrohen. Was für ein ungeheuerlicher Irrtum, wenn von Ländern, welche die protestantische Reformation angenommen haben, gegen das unsrige die Beschuldigung erhoben wird, daß es die Religion verfolge, während es doch in liberalem Geist die Vorteile des gemeinen Rechtes selbst denen gesichert hat, die es noch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts mit Füßen getreten haben!

Wir werden nicht wieder zum Dogmatismus Roms zurückkehren, und unsre Vergangenheit läßt in uns keine Neigung aufkommen, die Zwischenformen anzunehmen, die in England und besonders in den Vereinigten Staaten einen so bedeutenden Aufschwung genommen haben.

Wie also das ersetzen, was wir aufgegeben haben, diese periodische und geregelte Vergemeinschaftlichung von Gemütsregungen und Gefühlen, von Kümmernissen und Hoffnungen, welche die höchste Form der Geselligkeit ist? Man fragt uns, ob wir es mit einem Programm moralischer und philosophischer Ideen machen könnten, das der Zauber der Musik heben würde.

Wir antworten: Warum nicht, wenn die Sache in Form von unabhängigen Gruppen ohne Dogma und ohne Geistlichkeit gemacht wird.

Die Umwandlung des Stoffes

Eine kurze Besprechung der Versuche des Herrn Prof. Dr. Fittica in Marburg

Von

Fr. Schulze (Klagenfurt)

Ein schöner Traum beherrschte jahrhundertelang die Köpfe der Menschheit, der Gelehrten und Ungebildeten, nämlich die Frage, ob unedler Stoff in gleißendes Gold verwandelt werden könne. Doch scheint sich niemand klargemacht zu haben, daß mit der Lösung dieser Aufgabe der Wert des Goldes verschwinden müßte, da sich ja dann der Preis desselben einfach nach Erzeugung und Nachfrage richten müßte. Trotzdem diese Versuche immer erfolglos bleiben mußten, waren sie dennoch nicht wertlos, da große Fortschritte in der Naturerkenntnis gemacht und vielerlei Verfahren zur Darstellung chemischer und andrer Produkte aufgefunden wurden.

Hielt man anfangs Feuer, Wasser, Luft und Erde, die Sinnbilder des Heißen, Flüssigen, Flüchtigen und Festen, für Elemente — was in gewissem Sinne ja noch heute gilt —, so erkannte man allmählich den Irrtum; man traf jedoch das Rechte auch dann nicht, als man an ihre Stelle Salz und Quecksilber setzte. Mit dieser Zeit aber begann das Zeitalter der Alchimie, das mit seinen verschiedenen Zielen verschiedene Namen führte und bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Anhänger hatte.

In diesem Zeitalter glaubte man mit Hilfe des „Steines der Weisen" Blei u. s. w in Gold umwandeln und „das goldene Elixir" herstellen zu können, das seinem Besitzer langes, das heißt ewiges Leben verleihen sollte. Neben ernsten Männern, die in stiller Gelehrtenklause einsam vorwärts strebten, drängten sich der Oeffentlichkeit viele Schwindler auf, die als Alchimisten und Goldmacher gelegentlich an Fürstenhöfen und auf Edelsitzen ihr Unwesen trieben. Aber auch sie trugen zum allgemeinen Fortschritt bei und erfanden oftmals die Herstellung wichtiger Dinge. Der Anfang vom Ende dieses Treibens war die Entdeckung, daß bei chemischen Prozessen weder eine Vermehrung noch auch eine Verminderung des Stoffes eintrat, was durch die Benutzung der Wage erwiesen wurde, und die Erkenntnis, daß der Sauerstoff (O), auch Lebensluft genannt, ein Element sei (1774 Priestley, Scheele).

Hiermit begann das Zeitalter der heute so mächtig entwickelten Wissenschaft Chemie, der Lehre von der Umwandlung der Stoffe und der Erkenntnis, daß ein Stoff nicht aus dem Nichts entstehen kann, sondern nur durch den Zerfall eines in mehrere oder den Zusammentritt mehrerer zu einem. Endlich aber fand man, daß es Stoffe gibt, die wohl miteinander verbunden werden konnten, sich selbst jedoch nicht weiter zerlegen ließen; und diesen Stoffen gab man jetzt den alten Namen „Element oder Grundstoff".

Sehr schnell lernte man eine große Zahl unzerlegter Stoffe kennen, die also als Elemente zu bezeichnen waren, aber oft genug mußte der Chemiker einer späteren Zeit Namen streichen, da sich die als Element bezeichneten Stoffe als zusammengesetzt erwiesen, während anderseits bis in die neueste Zeit unbekannt gebliebene Elemente aufgefunden wurden.

War früher die Kenntnis der chemischen Lehren eine Hilfswissenschaft für andre Zweige der Naturwissenschaft, so wurden die andern Wissenschaften jetzt eine Hilfe für die junge Schwester Chemie, und besonders wertvoll erwies sich die Hilfe der Physik. Diese lehrt uns, daß zwei Fundamentaleigenschaften des Stoffes sind: die Teilbarkeit und das Gewicht. In Gedanken kann man zwar den Stoff bis ins unendlich Kleine teilen, physikalische Gründe zwingen uns jedoch, den kleinsten existenzfähigen Massenteilchen, Moleküle genannt, eine endliche, bestimmte Größe zuzuschreiben. Da sich nun ein jeder Stoff aus solchen Molekülen aufbaut, so ist man gezwungen, falls man die der Elemente von denen der Verbindungen trennen will, die Moleküle aus Teilstücken bestehen zu lassen, die man Atome nannte, das heißt die Unteilbaren. Man definierte jetzt: „Bestehen die Moleküle aus gleichartigen Atomen, so ist der Stoff ein Element."

Hat der Stoff ein Gewicht, so müssen auch die Stoffteilchen, Moleküle sowohl wie auch Atome, Gewicht besitzen. Wie aber die Größe des Gewichtes im praktischen Leben auf eine beliebig gewählte Einheit bezogen wird, so auch das Gewicht der Atome und Moleküle. Man bezog zum Beispiel alle Gewichte auf das des leichtesten aller bekannten Körper und setzte das Gewicht eines Atoms Wasserstoff = 1. Es sind also die Atomgewichtszahlen relative Werte, die sich ganz nach der gewählten Einheit richten.

Infolge der anfangs noch nicht genügend ausgebauten Methoden und der verhältnismäßig geringen Anzahl von Atomgewichtsbestimmungen konnte man eine Zeitlang glauben, daß alle Grundstoffe nur Verdichtungen eines Elementes seien, weil die Atomgewichtszahlen ganze Zahlen waren oder sich ihnen sehr stark näherten. In der Folgezeit wurde jedoch die Unhaltbarkeit dieser sogenannten Proutschen Hypothese erkannt, während ander=

seits viele Gesetzmäßigkeiten zwischen Element und Atomgewicht bekannt wurden, so daß man schon vor L. Meyer gewisse Elemente in Gruppen zusammenstellen konnte. Ein großer Wurf gelang dem kürzlich verstorbenen russischen Chemiker Mendelejeff, der die Elemente nach dem steigenden Atomgewicht derart zusammenstellte, daß die ähnlichen Elemente in Kolonnen erschienen. Dieses sogenannte „periodische System" hatte an gewissen Stellen Lücken, wodurch man auf fehlende Elemente, von denen dann auch einige in eifrigem Suchen gefunden wurden, aufmerksam gemacht wurde. Trotzdem diese Anordnung der Elemente ein gutes Mittel zur Kritik wurde, suchten doch viele es zu verbessern; der Erfolg freilich war nur, daß man einsah, daß die Eigenschaften der Elemente eine Funktion des Atomgewichtes sind.

An unsern bisher so bewährten Anschauungen wird seit einiger Zeit gerüttelt, einerseits ist es die ältere Schwester Physik, die auf Grund ihrer Erfahrungen mit den verschiedenartigen Strahlen in den chemischen Elementen keine unzerlegbaren Stoffe sehen will, anderseits sind es große Chemiker, die auf Grund der Eigenschaften des rätselvollen Stoffes Radium die Physiker unterstützen. Aber ist denn das Radium wirklich ein Grundstoff, ein Element?! Nach der oben entwickelten Anschauung muß man jedenfalls sagen, daß das Radium kein Element im bisherigen Sinne sein kann, da es zerfällt. Daß dieser Zerfall ein freiwilliger ist, hat hierbei nichts zu sagen. Doch überlassen wir das Radium bis auf weiteres jenen Gelehrten, die es in der Hand haben. Anders liegt aber die Sache, wenn ein Mann auftritt, dessen Name in der Fachliteratur einen guten Klang hat, und behauptet, nachgewiesen zu haben, daß ein wohlbekanntes, jedem Fachmann leicht zugängliches Element aus zwei oder mehreren Stoffen zusammengesetzt sei. Diese Behauptung stellte Herr Professor Dr. Fittica im Jahre 1900 in Halle auf und veröffentlichte sie vom selben Jahre ab in der „Chemiker-Zeitung". Solange derartige Behauptungen im Fachkreise aufgestellt werden, mag die Sache auf sich beruhen, anders jedoch, wenn sie der breiten Oeffentlichkeit unterbreitet werden, wie es durch die Publikation in dieser Zeitschrift (April-Heft 1906) geschehen ist. Ich glaube nur meine Pflicht zu tun, wenn ich den Lesern dieser Zeitschrift, die sicherlich zum größten Teile Nichtchemiker sind, die Anschauungen andrer Fachleute mitteile.

In historischer Reihenfolge veröffentlichte Herr Professor Dr. Fittica:

1. In der Chemiker-Zeitung (Coethen in Anhalt):
   - a) 1900. „Ueber die Umwandlung von Phosphor in Arsen."
     „Ueber die Umwandlung von Phosphor in Antimon."
   - b) 1901. „Ueber den Nachweis von Stickstoff in Arsen und die Umwandlung von Arsen in Antimon."
     „Ueber die Zusammensetzung des amorphen Phosphors."
     „Ueber die Oxydation von Bor zu Siliciumdioxyd und die Reduktion von Borsäure zu Kieselsäure."
2. 1904. „Die Ueberführung von Oxalsäure in Chlor" (Göttingen 1904. 50 Pfennig.)
3. 1906. „Chemische Rätsel." Deutsche Revue, April 1906.

Ein Blick auf die Zusammenstellung, das „periodische System der Elemente", zeigt uns, daß es sich, mit Ausnahme des Bor, um Elemente handelt, deren Atomgewicht höher als 20 ist. Ueberhaupt scheint Fittica alle jene Elemente mit höherem Atomgewicht als Verbindungen ansehen zu wollen, wenigstens darf man diesen Schluß daraus ziehen, daß er in dem Artikel „Chemische Rätsel" sagt: „Die Edelmetalle, wie Silber, Gold, Platin, sind wahrscheinlich sehr komplizierte Verbindungen, was spätere Untersuchungen zeigen müßten."

Wir wollen nunmehr im folgenden — vom Chlor, das eine Verbindung von Stickstoff mit Kohlenstoff-Sauerstoff-Wasserstoff sein soll, abgesehen — den Zusammenhang betrachten, der nach Fittica zwischen den „bisherigen" Elementen: Bor, Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff, Silicium, Phosphor, Schwefel, Arsen und Antimon" besteht.

1. Bor und Silicium. Durch Oxydation mit den verschiedensten Basen wird aus Bor graphithaltige Kieselsäure erhalten; durch Oxydation mit Kaliumchlorat und konzentrierter Schwefelsäure aber entsteht kohlefreie Kieselsäure in einer Ausbeute von 27—39 %. Anderseits wird aus Borsäure durch Reduktion in alkalischer Lösung mit Natrium und Zink 6 3/4 % Kieselsäure gebildet. Demnach ist das Bor als eine vielleicht kohlehaltige Verbindung von Sauerstoff und Silicium anzusprechen, der etwa die Formel SiO = Siliciumoxydul zukäme. Mol.gew.[1] 44 = 4 × 11 (B = 11 At.gew.).[1]

2. Schwefel. Siehe diese Zeitschrift. Formel $C_3H_3O_3$. Mol.gew. 128 = 4 × 32. (S = 32 At.gew.)

3. Phosphor. Aus amorphem Phosphor entsteht durch Oxydation mit Bleioxyd und Bor das Antimon und die Schwefelsäure. Verwendet man Borsäureanhydrid anstatt Bleioxyd, so erhält man außer Schwefelsäure noch Arsen, oft mit Antimon gemischt. Der amorphe Phosphor (P) ist als die Verbindung des Stickstoffs mit Sauerstoff und Schwefel anzusehen, der die Formel N_2SH_2 zukommt. Mol.gew 62 = 2 × 31 (P = 31 At.gew.).

4. Arsen. Seit etwa 100 Jahren sind verschiedene Modifikationen des Phosphors bekannt, deren Farbe gelb, rot oder schwarz ist. Während der gelbe Phosphor durch Temperaturerhöhung in den roten umgewandelt werden kann, verdankt der schwarze Phosphor seine Farbe einem geringen Gehalte von Arsen. Fittica behauptet, sein Phosphor sei rein gewesen und das von ihm gefundene Arsen sei durch die Behandlung des roten Phosphors, mit dem sich leichter als wie mit dem gelben arbeiten läßt, mit den verschiedensten Oxydationsmitteln entstanden. Auf Grund seiner Versuche, bei denen die Gegenwart von Stickstoff, frei oder gebunden, eine wesentliche Rolle spielt, sieht er im Arsen die Verbindung Phosphorstickstoffoxydul. Formel: PN_2O, Mol.gew. 75 = 1 × 75 (As = 75 At.gew.).

5. Antimon. Wird aus Phosphor ähnlich wie Arsen erhalten, aber auch neben Schwefelsäure, wenn man Phosphor mit Bleioxyd und Bor behandelt. (Siehe 3.) Antimon ist Phosphorstickstoffoxyd, Formel $P_2N_2O_2$, Mol.gew. 122 = 1 × 122 (Sb = 120, alt 122) At.gew.

Wirft man nunmehr einen Blick auf die nachstehende kleine Tabelle, in der ich das heute gültige Atomgewicht neben die Molekulargewichte gesetzt habe, die man erhält, wenn man die Fitticaschen Formeln für die Elemente rechnerisch einsetzt, so sieht man, zu welchen ungeheuerlichen Resultaten man gelangt und welche Abweichungen von den bisher ermittelten Atomgewichtswerten auftreten.

Name und Zeichen des Elements	Formel nach Fittica	Heut gültiges Atomgewicht in runder Zahl	Molekulargewicht	Verhältnis des Atomgewichtes zum Molekulargewicht	
				a	b
Bor B	SiO	11	44	1 : 4	4 × 11
Schwefel S	$C_6H_8O_3$	32	128	1 : 4	4 × 32
Phosphor P	N_2SH_2	31	62	1 : 2	2 × 31
„ „	$N_2(C_6H_8O_3)H_2$	31	158	1 : 5,1	5,1 × 31
Arsen As	PN_2O	75	75	1 : 1	1 × 75
„ „	$(N_2SH_2)N_2O$	75	106	1 : 1,3	1,3 × 75
„ „	$[N_2(C_6H_8O_3)H_2]N_2O$	75	202	1 : 2,7	2,7 × 75
Antimon Sb	$P_2N_2O_2$	120	122	1 : 1	1 × 120
„ „	$(N_2SH_2)_2N_2O_2$	(früher 122)	184	1 : 1,5	1,5 × 120
„ „	$[N_2(C_6H_8O_3)H_2]N_2O_2$		376	1 : 3,1	3,1 × 120

[1]) Im folgenden seien Molekulargewicht und Atomgewicht abgekürzt durch Mol.gew. bezw. At.gew.

Selbstverständlich ist, daß diese aufsehenerregenden Publikationen Fitticas in den Jahren 1900 und 1901 im Fachkreise nicht ohne Widerspruch blieben. Aber alle Einwendungen seiner Gegner glaubte Fittica, von der Richtigkeit seiner Forschungsergebnisse überzeugt, abtun zu können mit der Bemerkung, daß Angriffe ohne Experimentalarbeit wertlos seien, und wenn dieser Einwand, wie z. B. gegen Clemens Winkler, nicht gilt, zu behaupten, daß kleine Abweichungen von seiner Arbeitsweise zu unrichtigen Resultaten führen müßten.

Wie mir scheint, lehnt man die Aufnahme der Fitticaschen Transmutationen in den Fachblättern ab — denn ich konnte seit 1902 keine weiteren Publikationen finden —, so daß er zu einer mehr belletristischen Zeitschrift greifen mußte, um fernerhin zu Gehör zu kommen. Und wenn hier Fittica seine Gegner mit Spott und Hohn überschüttet, weil sie nicht an die Echtheit seiner Münze zu glauben vermögen, wenn er ihnen Mangel an Geist und Beobachtungsgabe vorwirft und selbst hoch über die andern zu stehen vermeint, so entsteht für uns die Frage: „Hat Fittica recht? Hat er eines der bekanntesten Elemente wirklich zerlegt? Hat er die Umwandlung des Stoffes in einigen Fällen wirklich vollzogen?“

Auf diese Fragen können wir nur dann antworten, wenn wir die Gegner, die praktische Versuche nach Fittica ausgeführt haben, d. h. Clemens Winkler, Christomanos, Arnold u. a., fragen. Sie haben den Phosphor geprüft und gefunden, daß aus einer bestimmten Sorte von Phosphor nach den verschiedensten Methoden immer dieselbe Menge Arsen erhalten wird, nämlich so viel, wie im Phosphor als Verunreinigung enthalten ist. Es hat sich also Fittica getäuscht, und er ist im Irrtum befangen.

Die Antwort auf die Frage, ist die Transmutation vollzogen worden, insbesondere von Fittica, heißt: Nein!! Noch sind wir nicht so weit, daß wir dies vermöchten, mag auch Fittica uns als Geistigarme hinstellen, er, der sich noch als „Alchimist“ ansieht, der da behauptet, auch ohne den „Stein der Weisen“ die Stoffe ineinander umwandeln zu können. Doch was dann, wenn Fittica recht hätte und wenn wir andern sämtlich nur unbedeutende Stümper wären? Fittica wäre dann der Größte unter uns, dessen Größe nicht wir, sondern eine kommende Zeit erst würdigen könnte.

Und somit wollen wir schließen und hoffen, daß der Traum von dem einen oder den wenigen Urelementen dereinst in Erfüllung gehe, zum Nutzen und Segen der Menschheit. Von Fittica aber wollen wir erhoffen, daß er künftighin in seinen Publikationen bis ins kleinste Detail genaue Angaben machen möge, damit seine Befunde vom Gegner nicht bloß geglaubt oder verworfen werden müssen, sondern geprüft und bestätigt werden können.

Entgegnung

Von

F. Fittica

In kurzer Entgegnung auf obige Angriffe möchte ich vor allem hervorheben, daß meine Versuche nicht, wie Herr Fr. Schulze zu glauben scheint, sich meinen Ideen haben anbequemen müssen, sondern daß umgekehrt aus meinen (gewissenhaft ausgeführten) Untersuchungen die Ideen sich entwickelt haben. Ein Fortschritt meiner Wissenschaft (Chemie) ist nur möglich auf Grund des experimentellen Beweismaterials. Begreiflicherweise ergab sich aus der Tatsache, daß der sogenannte schwarze Phosphor kein Phosphor, sondern Arsen sei, daß ähnlich wirkende und sich ähnlich verhaltende Stoffe wie Arsen auch eine analoge Zusammensetzung haben; demgemäß wurde die Erfahrung, daß Arsen eine Phosphorverbindung sei, auch für Antimon verwertet. Bei derartigen neuen Untersuchungen ergaben sich sodann neue Vermutungen für die nichtelementare Natur andrer Körper, wie Silicium

und Vor, so daß allerdings, aber nur auf Grundlage des Experimentalbeweises, allmählich sich in mir die Idee heranbildete, daß der Mehrzahl unsrer heutigen Elemente keine elementare Natur zukäme.

Wenn nun diese meine Ansichten sich mit meinen Experimentalbeweisen decken, so wäre ich der letzte, der nicht diese Beweise in eingehendster Art zu liefern wünschte. Allein die Fachblätter verweigern mir die Aufnahme meiner Arbeiten. Täten sie es nicht, so könnte jeder Sachverständige sich von der Zuverlässigkeit meiner Angaben überzeugen, resp. mir fachmännische Entgegnung geben, der ich wiederum entgegenzutreten vermöchte. Möge dann endlich die Unvernunft weichen, statt mir zu helfen, weitere Fortschritte in der Erkenntnis über die Existenz der wahren Elemente zu machen, mir im Gegenteil Geist und Hände zu binden, damit mir unter diesem Zwang der Trieb zu neuer Forschung verloren gehe.

Literarische Berichte

Allerlei Liebe. Drei Geschichten von Margarete Siebert. Stuttgart 1907, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 4.—; gebunden M. 5.—.

Ein neues, vielversprechendes Talent tritt mit den drei in diesem Buche vereinigten Erzählungen vor die Kritik und das Publikum und wird ohne Zweifel bei beiden überall die freundlichste Aufnahme finden. Margarete Siebert ist wie Ricarda Huch, mit der sie in manchen Zügen wesensverwandt erscheint, eine Vertreterin der Neuromantik; sie gibt uns stilvoll abgetönte und umgestaltete Bilder des Lebens, in deren Mittelpunkt Menschen von starker, warmer Innerlichkeit, aber keine Kampfnaturen, stehen, — Bilder in zarten, gedämpften Farben, von stillem Ernst und leise melancholischem Stimmungsreiz. Die Sprache und Darstellung ist von vornehmer Schlichtheit und schönem Ebenmaß. Wieviel tiefinnere Leidenschaft die Dichterin in diese edeln Formen bannt, davon gibt gleich die erste Novelle des Bandes: „Das Märchen von der Prinzessin und dem Gänsehirten" eine Probe; die Liebe der feinen, stolzen Freiherrntochter zu dem Reitknecht ihres Vaters ist hier mit so keuscher und fortreißender Kraft geschildert, daß wir bis zum tragisch versöhnenden Ende wie unter dem Bann einer elementaren Macht stehen. Nicht minder reich an innerer Wahrheit und Vertiefung ist die mehr geistige Liebe, die in „Der Führer" ein vornehmes Mädchen an den ehemaligen Hauslehrer, einen sozialgesinnten Geistlichen, bindet. Eine Familiengeschichte, in engem Rahmen die Typen eines stark ausgeprägten Geschlechtes durch drei Generationen entwickelnd, wird uns in „Onkel Julians Vermächtnis" erzählt. Die elastische Eigenart und suggestive Kraft, mit der Margarete Siebert diese verschiedenen Stoffe poetisch zu gestalten verstanden hat, gibt uns allen Grund, dem ferneren Schaffen der Dichterin mit hohen Erwartungen entgegenzusehen. R. D.

Le mariage d'Agnès. Histoire d'amour et de théâtre. Par Jules Claretie, de l'Académie Française. Deuxième mille. Paris 1907, Bibliothèque-Charpentier. 328 S. Fr. 3.50.

Aus schmerzlichen und doch zugleich erhebenden Reminiszenzen an das Kriegsjahr 1870/71 hat Jules Claretie, der verdienstvolle Leiter der Comédie Française, der auch als geistreicher Feuilletonist und fruchtbarer Romanschriftsteller seinen Namen diesseits wie jenseits der Vogesen bekanntgemacht hat, den Stoff zu seinem neuen Roman geschöpft. Während der Belagerung von Paris diente das große Foyer der Comédie Française als Lazarett, zwischen den Marmorbüsten der Dichter, denen das Haus Molières seinen Ruhm verdankt, reihte sich Bett an Bett, und die weiblichen Mitglieder des Theaters, die sich in Krankenpflegerinnen verwandelt hatten, wetteiferten bei Tag und bei Nacht in hingebender Fürsorge für die blutenden Opfer des unseligen Krieges, während die Männer draußen im Felde für das Vaterland kämpften oder in andrer Weise ihre Kräfte in seinen Dienst stellten. Seine Erinnerungen an diese patriotische Episode aus der Geschichte seines Theaters hat Claretie mit dem tragisch endenden Liebesroman eines jungen Mannes und eines jungen Mädchens verwoben, die sich beide aus innerem Trieb dem Schauspielerberuf widmen, aber ihre verheißungsvoll beginnende Bühnenlaufbahn durch den Ausbruch des Krieges jäh unterbrochen sehen. Während der Belagerung von Paris wird der junge Schauspieler, André Morère, bei einem Ausfall schwer verwundet und haucht in der Comédie

Française seine Seele aus, nachdem er auf dem Sterbebett mit der Geliebten den Ehebund geschlossen hat. Wirklichkeit und Dichtung verbinden sich in dem Roman in anziehender Weise; berühmte Persönlichkeiten der französischen Bühnenwelt, wie Auber, Sarah Bernhardt, die beiden Coquelins ziehen flüchtig an uns vorüber, und auch Brichanteau, der wackere, stimmgewaltige Mime, den Claretie in seinem bekannten Buch „Brichanteau, comédien français" (deutsch Stuttgart 1902) so prächtig geschildert hat, spielt eine Rolle in der Geschichte. Von der früheren ausgesprochen deutschfeindlichen Gesinnung des Verfassers machen sich in dem Buch erfreulicherweise nur noch leichte Spuren bemerklich; wenigstens möchten wir das Spöttische und Karikierende in der Schilderung unsrer Soldaten und die unmögliche Episode, die er uns von zwei gefangenen deutschen Offizieren erzählt, hauptsächlich auf jenen Mangel an Verständnis für deutsche Art und Lebensanschauung zurückführen, den wir selbst bei den klügsten und gebildetsten Franzosen als etwas Unabänderliches anzusehen gelernt haben. B—r.

Deutsches Leben in Rom 1700 bis 1900. Von Friedrich Noack. Stuttgart und Berlin 1907, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. VI und 462 S.

Von den meisten Arbeiten, die über Leben und Wirken Deutscher in Rom bei uns erschienen sind, unterscheidet sich auf das vorteilhafteste das Buch Dr. Noacks; es ist in wissenschaftlicher Ausnutzung verschiedenartigster gedruckter und archivalischer Quellen und besonders der leider bislang zu wenig benutzten römischen lokalgeschichtlichen Quellen entstanden. Ausgehend von dem ersten zahlreicheren Auftreten nordischer Künstler, der Holländer im sechzehnten Jahrhundert, und von ihrer nationalen Vereinigung, dem Schilderbent (Malerbande), der auch deutsche Künstler angehört haben, geht Verfasser auf das langsame Erwachen des allgemeinen Verständnisses für Roms Eigenart, für seine Altertümer und Kunstwerke ein, das in der Entsendung von Kunststudierenden als Pensionären auch durch deutsche Höfe und Regierungen im achtzehnten Jahrhundert seinen Ausdruck fand; er gibt ein Bild von der damit allmählich entstehenden, mehr und mehr seßhaft werdenden und wachsenden Kolonie deutsch-römischer Künstler und Gelehrter, deren Bedeutung seit Mengs und Winckelmann allgemein anerkannt war, in ihrer geschichtlichen Entwicklung bis zur Gegenwart, in welcher der „Deutsche Künstlerverein" der sichtbare Träger des Deutschtums in der ewigen Stadt geworden ist. Zu jedem vorkommenden deutschen Namen fügt Verfasser die für den römischen Aufenthalt wertvollsten Lebensdaten, gesellschaftlichen und Familienbeziehungen, die Wohnungen und sonstigen Wirkungsstätten bei. Dazu liefern die Anmerkungen und eine ausführliche Namensübersicht reiche Ergänzungen, die gleichzeitig beweisen, daß Verfasser noch über eine weitere Fülle wertvollen und interessanten Materials verfügt. Hoffentlich hat er bald Gelegenheit, es zu einem größeren Werke vollständig zu verarbeiten; bis dahin aber bleibt das vorliegende Buch grundlegend.

J. Lulvès (Hannover).

Derues l'empoisonneur. Une cause célèbre au XVIIIe siècle. Par Georges Claretie. Avec portraits et gravures d'après les documents originaux. Paris, Bibliothèque-Charpentier. (426 Seiten.) Fr. 3.50.

Die Cause célèbre des Giftmörders Derues, der am 6. Mai 1777 in Paris hingerichtet wurde, hat außer dem kriminalpsychologischen und historischen Interesse, das sie von jeher erregte, in neuester Zeit noch ein gewisses aktuelles Interesse erlangt, da sie in vielen wesentlichen Zügen an die Affäre Humbert erinnert. Diese Analogie hat den Essayisten Georges Claretie, den Sohn des bekannten Leiters der Comédie Française, der als früherer Advokat eine Vorliebe für juristische Stoffe und Probleme hat, veranlaßt, den Fall Derues eingehend zu behandeln, nachdem er sich durch umfassende historische und archivalische Forschungen eine sichere Grundlage für seine Arbeit geschaffen hatte. Das Ergebnis seiner Studien war zunächst ein für die „Deutsche Revue" geschriebener Aufsatz, der in gedrängter Form den Hergang der merkwürdigen Kriminalaffäre schilderte (s. Jahrgang 1906, Bd. III, S. 194 und 294), und jetzt hat der Verfasser seine Arbeit, beträchtlich erweitert, auch als Buch erscheinen lassen. Sie ist nicht nur durch den psychologischen Scharfsinn, mit dem der Verfasser das kühne und vielfach rätselhafte Tun des genialen, aber schließlich in seiner Bedrängnis zum Mörder werdenden Schwindlers in allen Einzelheiten zu erklären sucht, sondern auch als breit angelegtes und sorgsam ausgeführtes Kulturgemälde ungemein interessant und wertvoll. Das Buch liest sich wie ein spannender Roman und wird darum leicht auch außerhalb des engeren Kreises der Historiker, Juristen und Kriminalisten Beachtung finden. B—r.

Deutschlands Heer in österreichischer Beleuchtung. Briefe eines k. u. k. Offiziers über die deutschen Kaisermanöver 1906. Mit fünf Kartenskizzen und einem Plan. Leipzig 1906, Fr. Engelmann.

Der Verfasser ist ein höherer österreichischer Offizier, der den vorjährigen Kaisermanövern in Schlesien im Auftrag von „Danzers Armee-Zeitung" beigewohnt hat. Seine zuerst in

diesem Blatte, dem verbreitetsten militärischen Organ Oesterreich-Ungarns, erschienenen Briefe macht die vorliegende Broschüre nun auch dem deutschen Publikum zugänglich. Der Berichterstatter ist ein überzeugter Anhänger des deutsch-österreichischen Bündnisses und erkennt die Vorzüge des deutschen Heeres bereitwillig an; um so ernstere Beachtung verdient seine freimütige und von hohem Sachverständnis zeugende Kritik. Fr. R.

Goethe. Sechs Vorträge von Arthur Luther. Jauer und Leipzig, Oskar Hellmann.

Diese Vorträge, die in Moskau vor deutschen Hörern gehalten sind, verdienen auch in Deutschland gelesen zu werden. Bieten sie dem Forscher nichts Neues, so fesseln sie doch durch gereiftes und feines Urteil, durch Sachkenntnis und nicht zuletzt durch die lebensvolle und anschauliche Darstellung. Mit Recht lehnen sie sich an die beiden besten Werke über Goethe, die von Hermann Grimm und Bielschowsky, an. Nach einem einleitenden Vortrage: „Goethe und wir" — dessen Standpunkt etwa durch die Worte bezeichnet ist: „Wir wollen unsern Goethe nicht als Götzen anbeten, wir wollen ihn als Menschen lieben" — behandelt Luther besonders ausführlich den Urfaust, sodann die Themata: Goethe und Charlotte von Stein, Torquato Tasso, Die Wahlverwandtschaften, Zur Charakteristik des Mephistopheles. Br.

Der kritische Idealismus und die reine Logik. Von Wilh. Jerusalem. — **Gedanken und Denker.** Von Wilh. Jerusalem. Wien, Wilh. Braumüller.

Die erste Schrift des bekannten Wiener Philosophen ist in der Hauptsache eine Auseinandersetzung mit der sogenannten „reinen Logik", die gegenwärtig stark beachtet wird. Dadurch hat sie für den Fachmann ein bedeutendes Interesse. Für den Fernerstehenden aber besitzt sie den Wert, daß sie die Hauptpunkte aus den höchst schwierigen, umständlichen und zum Teil unklaren Theorien der beurteilten Schule deutlich herausstellt und von eignen Gesichtspunkten aus einige Grundfragen der Erkenntnistheorie und der Erkenntniskritik in Angriff nimmt. — Das andre Buch besteht aus etwa zwanzig kleinen Aufsätzen, von denen die meisten bereits in Zeitungen oder Zeitschriften erschienen waren. Was gegen eine solche Sammlung gelegentlicher Zeitungsartikel grundsätzlich einzuwenden ist, läßt sich auch in diesem Falle geltend machen: es besteht kein rechter Zusammenhang; die Beziehung auf Bücher, die damals neu waren, interessiert nicht mehr; einiges ist überhaupt veraltet u. s. f. Dennoch bleibt genug des Guten und dauernd Wertvollen in dieser Sammlung. Sie sei daher ebenso wie das gründliche und tüchtige Buch über den kritischen Idealismus unsern Lesern empfohlen. M. D.

Ernst Häckels Naturphilosophie. Von Hans Bélart. Berlin, Verlag von Franz Wunder. — **Die Welträtsel nach Prof. E. Häckel.** Von Ernst von Unruh. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

Noch immer will der Streit um Häckel nicht zur Ruhe kommen. Wieder liegen uns zwei Hefte vor, die sich mit der Philosophie des Jenaer Zoologen auseinandersetzen. Bélarts Schrift ist eine nützliche Zusammenstellung von Häckels evolutionistischen, erkenntniskritischen, psychologischen und ethischen Lehren; die Vergleichung mit andern Theorien — besonders Spencer, Kant und Schopenhauer sind herangezogen — und die Beurteilung sind verständig vorgenommen. — Herr von Unruh hat Häckels Welträtsel als Vorwand benutzt, um sich über allerhand Fragen zu verbreiten; genau besehen, spricht er mehr über O. Plümacher als über E. Häckel. M. D.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Arrhenius, Svante, Das Werden der Welten. Aus dem Schwedischen übersetzt von L. Bamberger. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft.

Bäumel, Fanny, Empfundenes. Gedichte. II. Band. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—.

Becquer, Gustavo Adolfo, Legenden. Aus dem Spanischen übersetzt und eingeleitet von Ottokar Stauf von der March. Berlin, Dr. Franz Ledermann. M. 6.—.

Castanhoso, Miguel de, Die Heldentaten des Dom Christoph da Gama in Abessinien. Aus dem Portugiesischen von Enno Littmann. Berlin, Karl Curtius. M. 3.20.

Eichwede, Karl, Nimm und lies! Gedichte. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.50.

Ethiopic Grammar by **August Dillmann.** Second edition enlarged and improved (1899) by Carl Bezold. Translated by James A.

Chrichton. London, Williams & Norgate. 25/—.

Faust. Der Tragödie dritter Theil. Treu im Geiste des zweiten Theils des Goetheschen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky (F. Th. Vischer). 6. Auflage. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. M. 2.—.

Fränkel, Else, Tristan. Tagebuchblätter einer Glücklich-Unglücklichen. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—.

Frank, Albert, Die Erkenntnis Gottes durch die Natur. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 60 Pf.

Freud, Prof. Dr. Sigm., Der Wahn und die Träume in W. Jensens „Gradiva". Wien, Hugo Heller & Cie.

Gnauck-Kühne, Elisabeth, Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende. Statistische Studie zur Frauenfrage. Zweite Auflage. Berlin, Otto Liebmann. M. 3.50.

Haas, D. Hans, Japans Zukunftsreligion. Zweite Auflage. Berlin, Karl Curtius. M. 2.40.

Hamann, E. M., Abriß der Geschichte der deutschen Literatur. Fünfte, vollständig neu bearbeitete Auflage. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. M. 2.70.

Harraden, Beatrice, Die Tochter des Gelehrten. Roman. Aus dem Englischen von E. von Kraatz. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 2.50.

Heine, Prof., und **Dr. Lenz,** Ueber Farbensehen, besonders der Kunstmaler. Mit Tafel und Figuren. Jena, Gustav Fischer. 80 Pf.

Iros, Ernst, Von Liebe und Leid. Gedichte und Skizzen. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Jaeger, Heinrich, Res severa. Ein Versuch zur Wiederaufrichtung eines deutschen Persönlichkeitsideals. Berlin, Hermann Walther. M. 1.—.

Jordan, Gustav, Die Todeshochzeit. Drama in fünf Aufzügen. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz. M. 1.50.

Kann, Dr. Albert, Die Naturgeschichte der Moral und die Physik des Denkens. Der Idealismus eines Materialisten. Wien, Wilhelm Braumüller. M. 5.—.

Kerp, Heinrich, Die Erziehung zur Tat zum nationalen Lebenswerk. Breslau, Ferdinand Hirt. M. 2.50.

Klaje, Dr. Hermann, Waldenfels und seine Grenadiere. Ein Beitrag zur Geschichte der Belagerung Kolbergs im Jahre 1807. Kolberg, Dietz & Maxerath. M. 1.50.

Kremnitz, Mite, Was die Welt schuldig nennt? Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.—.

Lamprecht, Karl, Deutsche Geschichte. Dritte Abteilung: Neueste Zeit. Zweiter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 6.—.

Lenor, Ernestine von, Mutterschaft. Schauspiel in einem Aufzug. Dresden, E. Pierson's Verlag. 75 Pf.

May, Prof. Dr. Walther, Auf Darwin-Spuren. Beiträge zur Biographie Darwins. Mit 5 Abbildungen. Brackwede i. W., Dr. W. Breitenbach. M. 1.—.

Münz, Dr. Wilhelm, Einsames Land. Erzählungen und Stimmungsbilder. Frankfurt a. M., J. Kauffmann. M. 2.50.

Parkinson, R., Dreißig Jahre in der Südsee. Herausgegeben von Dr. B. Ankermann. Lfg. 2 bis 4. Stuttgart, Strecker & Schröder. Vollständig in 28 Lieferungen à 50 Pf.

Ponten, Josef, Augenlust. Eine poetische Studie über das Erlebnis und ein Totentanzalphabet. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.50.

Primer, Fred. W., Die Ausgestoßenen einer Großstadt. Roman aus dem modernen amerikanischen Leben. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.50.

Rheinsch, Erika, Schöne Welt! Gedichte. Frankfurt a. M., Heinrich Demuth. M. 3.—.

Roeder, Hans, Briefe von der Erde. Berlin, Hermann Walther. M. 5.—.

Seeberg, D., Dänenfahrt. Ein Heldenlied. Berlin, Hermann Walther. M. 5.—.

Wheeler, Charles K., Hundredth Century Philosophy. Boston, James H. West Company. $ 1.—.

Wiedemann, Adolf, Aus dem Leben einer Florentinerin des XVI. Jahrhunderts. Mit 4 Tafeln. Straßburg, J. H. Eduard Heitz. M. 2.50.

Wiedemann, Adolf, Gottes Schwert. Bilder aus der Zeit Savonarolas nach alten Aufzeichnungen. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz.

Zeitschrift für Zukunftsentwickelung. Herausgeber: C. H. de Meray, München, Heft 1 und 2 (Doppelheft) M. 2.—. Leipzig, Thüringische Verlagsanstalt. Jährlich 12 Hefte M. 10.—.

Zdziechowski, Prof. Dr. M., Die Grundprobleme Rußlands. Literarisch-politische Skizzen. Aus dem Polnischen übersetzt von A. Stylo. Wien, Akademischer Verlag.

Zurbonsen, Prof. Dr. F., Die Völkerschlacht der Zukunft „am Birkenbaume" sagengeschichtlich dargestellt. Zweite, erweiterte Auflage. Köln a. Rh., J. P. Bachem. M. 2.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Crispi, Frankreich, der Vatikan und die Abrüstung

Von

Primo Levi, l'Italico (Rom)

„Die Souveränität Italiens über sich selbst!"

Die ganze Politik, ja man könnte geradezu sagen, das ganze Geistesleben Crispis, von der Zeit, da er zu denken anfing, bis zum Abschluß seiner Tätigkeit, läßt sich in diesen Satz zusammenfassen. Es gibt keine Begebenheit in seinem Leben, die im Widerspruch damit stände, es ist, auch nach seinem Hingang, kein Ereignis bekannt geworden, durch das nicht die Richtigkeit der Ideen bestätigt wurde, zu denen er, stets von jenem unveränderlichen Prinzip geleitet, sich bekannte.

So hielt er es dem Ausland, so dem Vatikan gegenüber. Seine bald theoretische, bald praktische internationale Politik und seine Kirchenpolitik standen infolgedessen nie im Widerspruch zueinander; und selbst in der kurzen Periode, die man die der Versöhnung nennen könnte, und selbst den fortwährenden Vorwürfen gegenüber, die ihm wegen seiner Frankophobie gemacht wurden und noch immer gemacht werden, wurde in seinem Denken jenes Prinzip jemals weder vom Haß noch von der Schwäche verdrängt. Bei ihm hieß es stets und nur: „Jag die fremde Katze fort!" [1])

Nach seiner Ansicht galt es die nationale Würde nicht bloß durch den Krieg und in den Zeiten des Krieges zu verteidigen, sondern auf alle mögliche Weise und täglich. Mit einem weiten und klaren Blick begabt, wie er war, von einer Vaterlandsliebe beseelt, die seine wahre Religion war, hatte er immer sich so zu verhalten verstanden, daß er niemals etwas, was er gesagt, zu widerrufen brauchte, und zwar schon in der Zeit, da es das neue Italien noch nicht gab, da man den Kampf wieder aufzunehmen begann, um es endlich zu begründen. So konnte er, während die durch die tunesische Frage hervorgerufene französisch-italienische Polemik hin und her ging, mir schreiben:

Den 6. April 1882.

„... Ich war gegen die französische Intervention in Italien im Jahre 1859, und mein Name steht auf dem Protest der Exilierten, der in London veröffentlicht wurde. Wir erachteten die französisch-sardinische Allianz als gefährlich für Italien

---

1) S. „Deutsche Revue" 1906, Bd. III, S. 183.

wegen ihrer Konsequenzen; und darin täuschten wir uns nicht. Nachdem wir dieses Bündnis mit zwei Provinzen und fünfzig Millionen bezahlt haben, lastet es noch auf uns und macht unser Land, wenn auch nicht materiell, so doch moralisch noch immer zum Sklaven Frankreichs."

Jener Protest hatte in der Tat u. a. ausgesprochen:

„Daß der Krieg, wenn er mit dem Bündnis und den Plänen Louis Napoleons zusammengejocht (aggiogata) werde, nicht die Einigkeit Italiens zum Ziel und Ergebnis haben könne, die seinen ehrgeizigen Bestrebungen zuwider und von ihm für unmöglich erklärt worden sei;

„daß, wenn der italienische Krieg unter der Leitung und dem Schutz Louis Napoleons oder im Bündnis mit ihm begonnen werde, sie mit Bedauern davon abstehen würden, daran teilzunehmen;

„daß sie, da sie ebenso vor dem Oesterreicher in der Lombardei und vor jedem andern bewaffneten Ausländer in Rom und an jedem andern Punkt Italiens Abscheu empfänden; da sie eine und dieselbe Liebe für den Italiener Siziliens und für den Italiener der Alpenländer hegten, den Krieg wollten und ersehnten; jedoch keinen Krieg von Sklaven, keinen mittelalterlichen Krieg gegen einen auswärtigen Feind oder für einen andern, keinen Krieg für eine einzige Partei Italiens, keinen Krieg zum Zweck einer neuen dynastischen Vergrößerung, sondern einen Krieg freier Männer, einen Krieg aller für alle, einen Krieg eines in Europa als heilig anerkannten nationalen Prinzips, einen Krieg eines Volkes, das, getreu der Ueberlieferung seiner Geistesgroßen und seiner Märtyrer, sich ein Vaterland, eine Fahne, eine gemeinsame soziale Ordnung erobern will."

Es ist hier nicht am Platze, zu erörtern, ob Crispi und die andern Exilierten in London, die diesen Protest unterschrieben, das Richtige trafen mit der Ansicht, daß jener Krieg, der in den Jahren 1848/49 unglücklich ausgegangen war, ohne das Bündnis mit Frankreich mit Glück wieder unternommen werden könnte: sicher ist, daß auf der einen Seite jener ganze Teil des Krieges von 1859, der sich ohne französische Unterstützung abspielte, der Zug der Tausend und die andern Siege Garibaldis als Beweis dienen könnten, daß jenes Bündnis nicht notwendig war. Im übrigen bezeugen die Worte, die Crispi in dem oben erwähnten Briefe an mich richtete, deutlich, welcher Art die französisch-italienischen Beziehungen waren, wie sie sich aus dem Bündnis bis zum Jahre 1870 entwickelt hatten.

Dieses volle Recht Italiens, über sich selbst und alle Angehörigen der Nation zu bestimmen, an dem Crispi festhielt, als es sich noch darum handelte, zu jener italienischen Einigkeit zu gelangen, die ebenso aus den begangenen Fehlern wie aus den Heldentaten hervorging, verlangte Crispi stets auch für die im Auslande lebenden Bürger, ohne Unterschied der Sitte und des Glaubens. Daher war er der erste, der die Frage des christlichen Protektorats im Orient aufwarf. So schrieb er mir aus

Neapel, den 6. Oktober 1880.

„Ich höre von Unterhandlungen mit Frankreich reden, die darauf hinzielen,

daß uns der Schutz unsrer Landsleute in der asiatischen Türkei überlassen und daß dafür eine Entschädigung gegeben werde.

Eine Entschädigung? Warum? Welches Recht hat Frankreich über unsre Landsleute? Es hat die Gewogenheit haben können, sie zu schützen, aber es hat kein Recht darauf, wenn man es nicht darum angehen will. Es ist ein Gegenstand, der die Ausübung unsrer Souveränität im Ausland berührt, die, auch wenn sie nicht ausgeübt worden ist, doch nicht deswegen verloren ist. Die nationale Souveränität läßt sich nicht aufgeben, und wenn die Gewalt sie zu rauben vermocht hat, so kann sich deswegen doch der fremde Staat, der sie uns weggenommen hätte, nicht ihr gegenüber eines Rechtes rühmen."

Und am 9. Oktober schrieb er mir noch, auf den Artikel 57 des Berliner Vertrags vom Jahre 1878 Bezug nehmend:

„Wenn die Franzosen verlangen würden, die Jurisdiktion über die Italiener in der asiatischen Türkei auszuüben, so würden sie etwas tun, was dem Vertrag widerspricht. Die Bestimmungen des Artikels 57 sind höchst klar; es wird darin von Pilgern, Geistlichen und Mönchen aller Nationen gesprochen, und der Schutz derselben wird den betreffenden Konsuln übertragen."

Da bei Crispi die Tat stets sich mit dem Gedanken in Uebereinstimmung befand, so warf er, als er an die Spitze der Regierung gelangt war, die Frage praktisch wieder auf, nicht nur für den näheren, sondern auch für den fernsten Orient; und da er in dieser Frage ebensowenig wie in den andern von einem Geiste vorgefaßter Feindseligkeit gegen Frankreich geleitet wurde, sondern es sich für ihn nur um den Schutz und die Ausübung eines natürlichen und nationalen Rechtes handelte, so hielt er es im Orient auch Oesterreich gegenüber, das die christlichen Missionen in Albanien schützte, aufrecht, indem er, als dort der Jesuitenpater Pastore ermordet worden war, den italienischen Konsul in die Untersuchung des Falles, den Prozeß und die Bestrafung der Schuldigen eingreifen ließ; was den fernsten Orient betrifft, so verständigte er sich mit Bismarck — der dasselbe Prinzip für die deutschen Untertanen aufstellte und anwandte — und verhandelte sogar mit dem Vatikan über die Errichtung einer apostolischen Nunziatur in Peking. Und da der Vatikan noch nicht seine frankophile Politik eingeschlagen hatte und Leo XIII. immer der Ansicht war und sie auch aussprach, daß man „mit Crispi verhandeln könne, weil er ein Mann sei, der fähig sei, zu erfüllen, was er verspreche", so wurde die Errichtung der Nunziatur auch beschlossen; als dann Crispi am 31. Januar 1891 zurücktrat, wurde in der Angelegenheit nichts mehr getan.

Weitere vierzehn Jahre mußten vergehen und Frankreich mußte, getreu einem Ausspruch Gambettas — „le cléricalisme, voilà l'ennemi" — und den andern preisgebend, nach dem „der Antiklerikalismus kein Exportartikel" ist, eine antiklerikale Politik im Innern beginnen, damit die Regierung der Republik sich von dem losmachte, was Gambetta als die „katholische Klientel Frankreichs" bezeichnet hatte, und jene Verträge über den Verzicht Frankreichs auf das Protektorat der

italienischen Missionen im Orient geschlossen wurden, die jetzt, nachdem sie zur Anwendung gelangt sind, praktisch neu bestätigt worden sind.

Wie bekannt ist, waren nicht bloß jene Unterhandlungen zwischen dem Vatikan und Crispi im Gang. Auf der Schaukel, welche die ganze Politik Leos XIII. darstellte, wurden andre, viel ernstere Fragen erörtert, als der Papst der gegen Italien weniger feindseligen Strömung folgte; und die denkwürdigste Episode jener Zeit war der Versöhnungsversuch, dessen Träger der Pater Tosti mit seiner berühmten Schrift werden sollte, die, vom Papste gebilligt und mit eigner Hand korrigiert, mit diesen seinen Korrekturen vor der Veröffentlichung Crispi zur Prüfung vorgelegt wurde.

Verschiedene Versionen waren über diesen Versöhnungsversuch in Umlauf, zu dem die Initiative ergriffen zu haben Crispi beschuldigt wurde mit dem Vorgeben, daß er zu Konzessionen geneigt sei, die sich mit der Würde eines weltlichen und liberalen Italien nicht vertrügen.

Die volle Wahrheit über diesen Punkt ist in folgendem Brief enthalten, den er mir, während in der italienischen und der ausländischen Presse von neuem darüber polemisiert wurde, über die Angelegenheit schrieb aus

Genua, den 11. August 1891.

„Ich habe die Versöhnung mit dem Vatikan nicht gesucht. Pater Tosti kam zu mir im Auftrag des Papstes, laut eines Schreibens von Monsignore Mocenni, der damals die Funktionen eines Staatssekretärs versah. Ich meinerseits habe mich nicht an Tosti gewendet, und ich hatte nie im Sinne, mich an ihn oder an jemand anders zu wenden, weil mir an der Versöhnung mit dem Vatikan nichts liegt.

Tosti hatte kein politisches Anliegen an mich. Der Papst stieg vom Aventin herab und begnügte sich mit dem Garantiegesetz, ohne noch auf die weltliche Macht Anspruch zu machen.

Das alles war im Mai des Jahres 1887.

Die Einweihung der Statue Giordano Brunos fällt in den Juli 1889. Es war ein Akt der Ehrfurcht vor der Gewissensfreiheit, der nicht im Gegensatz zu der Tatsache steht, daß ich Tosti gestattet habe, mir von Vorschlägen seitens des Vatikans zu sprechen.

Wenn die Vorschläge Tostis zu einem Resultat geführt hätten, so würden sie nicht der Gewissensfreiheit und der Freiheit der Kulte zum Schaden gereicht haben. Ich würde keine Freiheit geopfert haben, wenn der Papst zur Ausführung des Gesetzes gelangt wäre."

Bemerkenswert ist in diesem Briefe u. a. der Hinweis auf das erste Datum der Unterhandlungen: Mai 1887. Es ist in der Tat zu beachten, daß Crispi eben erst in das Kabinett Depretis eingetreten war, das sich nach der Niederlage bei Dogali und dem Rücktritt des Grafen Di Robilant, am 4. April, neu konstituierte. Depretis übernahm damals das Auswärtige, Crispi das Ministerium des Innern, d. h. dasselbe, das er im Jahre 1878 innehatte, als durch das

Ableben Pius' IX. die ersten Beziehungen zwischen dem Kardinal Pecci, Camerlengo der Heiligen römischen Kirche, und Crispi selbst sich bildeten. Damals hatte Pecci durch den Tod seines Vorgängers, durch die Leichenfeierlichkeiten, dann durch das Konklave und schließlich durch seine eigne Wahl zum Papst so viel Gelegenheit, die politische Klugheit und die Loyalität Crispis zu konstatieren, daß die Erinnerung daran ihm nie mehr aus dem Sinn kommen konnte und sich in ihm die Ueberzeugung bilden mußte, daß er mit einem solchen Manne zu etwas Konkretem kommen könne. Und wie man sieht, machte er den Versuch dazu, sobald Crispi neun Jahre später wieder ins Ministerium eintrat.

Man weiß, welche gegnerischen Einflüsse auf Leo XIII. sich geltend machten, um ihn zu verhindern, seinen Vorsatz auszuführen. Es war und ist noch heute im Vatikan eine Macht vorhanden, stärker als die des Papstes, die Leo XIII. stets nötigte, sich zurückzuziehen, jedesmal wenn er sich Italien wieder zu nähern versuchte, und immer, wenn Crispi am Ruder war. Nachdem tatsächlich im Jahre 1887 die Verhandlungen in der allgemein bekannten Weise abgebrochen worden waren und der Pater Tosti — der nie wieder von dieser Wunde genas und sich seinen Freunden gegenüber unverhohlen aussprach über das, was er den „Verrat" des Papstes nannte — gezwungen worden war, wenn auch nicht seine Schrift über die „Versöhnung", so doch ihre Bedeutung zu verleugnen, folgte von seiten des Papstes eine lange Periode der Feindseligkeit gegen Italien. Als Crispi Ende 1893 wieder ans Ruder gelangt war, schienen die versöhnlichen Tendenzen wieder die Oberhand zu gewinnen und hielten in den Jahren 1894 und 1895 an. Man wollte damals sogar in einer Rede, die Crispi in Neapel in der Oeffentlichkeit hielt, die Absicht finden, wenn auch nicht direkt sich dem Vatikan zu nähern, so doch wenigstens eine weniger entschiedene und bedeutungsvolle Politik einzuschlagen als die war, die ihn ehemals, während seiner ersten Ministerschaft, zum Beispiel zu der Reform der frommen Werke geführt hatte; dieses angebliche Bestreben Crispis wollte man auf ein freudiges Familienereignis zurückführen oder vielmehr damit in Verbindung bringen. Doch in Wirklichkeit änderte sich seine Kirchenpolitik niemals, auch nicht, als dank seiner Freundschaft für den Kardinal Hohenlohe[1]) er sich in den kleinen Detailfragen konziliant zeigte.

Wie alle wahren Liberalen war Crispi in der Tat niemals das, was wir in Italien einen „mangiapreti", einen Priesterfresser, nennen; er fand alle Gewalttätigkeiten, alle Beschimpfungen nutzlos und daher schädlich, er erkannte den formellen Respekt an, den man einer Weltinstitution wie der Kirche schulde, und erwies ihn ihr immer, während er Minister war. Wenn er zum Beispiel seinerzeit am Ruder gewesen wäre, so wäre es nicht zu dem Skandal gekommen, der die nächtliche Ueberführung der Leiche Pius' IX. von Sankt Peter nach San Lorenzo störte; aber wie er in so musterhafter Weise die Freiheit des Konklave und die Wahl des neuen Papstes sicherte, so hatte er auch als Minister des Innern verhindert, daß ein von Pius IX. entsandter Priester bis an das Sterbebett des

[1]) S. „Deutsche Revue" 1907, Bd. I, S. 6 ff. und S. 134 ff. (Januar- und Februar-Heft).

Königs Viktor Emanuel drang, und ließ, wie er es in dem oben mitgeteilten Brief erwähnte, es nicht nur geschehen, daß auf dem Campo dei Fiori, wo der Mönch und Philosoph verbrannt worden war, das Standbild Giordano Brunos enthüllt wurde, sondern begab sich auch selbst, nachdem die Feier vorüber war, des Nachmittags in einem Wagen mit seinem Freunde Abele Damiani[1]) vom Palazzo Braschi aus, von wo er die Anordnungen getroffen hatte, die aus dieser Feier eine große Revue des Freisinns machten, an Ort und Stelle, um das schöne Werk Ettore Ferraris zu betrachten, auf dem Platz, wo noch immer eine dichtgedrängte Menschenmenge versammelt war und ihm eine großartige Ovation bereitete.

Er hätte noch hinzufügen können, daß ihm auch die Errichtung des Garibaldi-Denkmals auf dem Gianicolo zu verdanken war, das so bedeutungsvoll wurde, nicht nur durch das Werk an sich und durch den Helden, dem es gewidmet war, sondern auch durch den Platz, auf dem er es errichten ließ — gerade dem Vatikan gegenüber —, auf einem die ganze Stadt dominierenden Punkt und das Haupt in einer ruhig-feierlichen Haltung dem Vatikan zugewandt.

Da er dann den Vatikan als Gegner betrachtete, betrachten mußte, beging er niemals den so häufig gemachten Fehler, seine Macht zu verkennen, besonders die internationale Macht, die er bei gewissen Eventualitäten erlangen und ausüben konnte. Und auch deshalb wollte er immer ein militärisch starkes Italien.

Es muß daran erinnert werden, daß, seitdem Crispi am italienischen politischen Leben teilnahm, Frankreich stets ein nach außen hin klerikales, wenn auch nach innen radikales Programm entwickelte und daß in Frankreich noch viele kriegerische Geister waren, die, da sie einsahen, daß sie nicht mit Deutschland anbinden konnten, sich gern gegen Italien Luft gemacht hätten. Außerdem wollte er, wenn er Italien schon stark haben wollte gegen eventuelle Feinde, es nicht weniger stark den Verbündeten gegenüber haben, von der Erkenntnis durchdrungen, daß dies der einzige Weg war, praktisch ihren Respekt zu erlangen.

So schrieb er mir am

10. August 1881.

„Die nationale Politik erfordert, daß Italien so stark sei, daß es sich verteidigen kann. Wenn es stark ist, kann ihm das Bündnis nicht fehlen, weil der mögliche Verbündete immer die Regierung ist, die gleiche Interessen hat wie wir. Ich möchte sogar noch mehr sagen: sie ist ein unfehlbarer Verbündeter."

Und nach weiteren Betrachtungen über die Wahl der Bündnisse fügte er hinzu: „Wenn diese Dinge verstanden worden wären, wäre unser Bündnis mit Deutschland, das im Jahre 1866 geschlossen wurde, niemals aufgelöst worden; und vielleicht wäre in diesem Augenblick Berlin nicht mit Wien verbunden, wie es heute ist, oder Rom wäre wenigstens mit beiden verbunden und hätte seinen Anteil an den Vorteilen im Orientkrieg bekommen."

---

[1]) S. „Deutsche Revue" 1906, Bd. III, S. 185 (August-Heft) und 1907, Bd. I, S. 15 (Januar-Heft).

Und noch zwölf Jahre später, als die militärische Politik, die er von 1887 bis 1891 mit so großem Gewinn für das Prestige und die Italiener im Ausland durchgeführt hatte, keine Fortsetzung gefunden hatte, schrieb er mir von

Neapel, den 6. Juli 1893.

„Kaiser Wilhelm hat gesiegt und wird das gewünschte Militärgesetz bekommen. Was wird nachher kommen?

Dem Papst gegenüber sprach er von der Abrüstung, die, wie er hofft, von einem europäischen Kongreß beschlossen werden wird. Leo XIII. zeigte sich dem Gedanken günstig, nicht weil er Vertrauen darauf hätte, sie zu erreichen, sondern weil der Vorschlag einer Abrüstung der Anfang zu einem internationalen Konflikt werden kann, und er sich diesen wird zunutzen machen können.

Frankreich wird sie nicht annehmen, wie sie Preußen und Oesterreich nicht annahmen, als sie Napoleon III. vorschlug. Damals war nicht einmal der Kongreß möglich.

Und wir, was werden wir tun? Wir werden uns die Mühe einer Abrüstung nicht zu machen brauchen, weil wir schon ohne Rüstung sind. X. hat den kaiserlichen Wunsch vorhergesehen.

Ich umarme Sie herzlich.

Ihr ergebenster
F. Crispi."

Inzwischen ist nun der Kongreß möglich geworden und zwar zum zweiten Male, in der Gestalt der Haager Konferenz; aber wie richtig Crispi die Gefahren vorhersah, welche die Frage der Abrüstung hervorrufen konnte, wenn sie offiziell auf internationalem Boden aufgeworfen wurde, das ist durch die ernsten Besorgnisse dargetan worden, die durch den Vorschlag Englands erweckt worden sind — so ernste Besorgnisse, daß das Kabinett von St. James, noch ehe die Konferenz eröffnet wurde, die Notwendigkeit begriffen hat, die Frage nicht mehr allzu ernstlich zu betreiben.

In dieser Frage also, wie in allen andern der internationalen Politik, sah Crispi sehr scharf; und dies tritt um so klarer hervor, je mehr die Zeit vergeht und je mehr es infolgedessen möglich ist, Menschen und Dinge gerecht zu beurteilen. Heute sind wir so weit, daß in vielen Dingen endlich in Italien auch diejenigen eine „Crispinische" Politik treiben, die ihn, als er am Ruder war, gerade in dieser Politik bekämpft haben.

Dies zu konstatieren wird immer erfreulicher für den, der das nicht immer bequeme Glück gehabt hat, von ihm zur Politik erzogen zu werden und zu jener Aufgabe des kämpfenden Bürgers, die für ihn die große Pflicht und die höchste Freude des Lebens war.

China, Japan und die Vereinigten Staaten

Von einem Diplomaten

Die Stellung, welche die Vereinigten Staaten den Reichen Ostasiens gegenüber eingenommen haben, ist immer eine ganz besondere gewesen. Ihre Bestrebungen sind stets dahin gegangen, sich als Vermittler bei übermäßigen oder gar ungerechten Forderungen der europäischen Mächte gegen die schwächeren ostasiatischen Staaten hinzustellen. Der erste zwischen den Vereinigten Staaten und China im Juli 1844 zu Wanghia abgeschlossene Vertrag enthielt allerdings keine dahingehende Bestimmung, da die Gelegenheit wohl kaum dazu angetan war, den Chinesen nahezulegen, daß sie der Unterstützung oder gar des Schutzes einer fremden Macht bedürfen könnten, aber bereits in dem zweiten Vertrage, dem zu Tientsin am 18. Juni 1858 unterzeichneten, findet sich in Artikel I die folgende Bestimmung: „Sie (d. h. die Regierung und das Volk der Vereinigten Staaten und Chinas) sollen sich nicht wegen irgendeiner geringfügigen Veranlassung gegenseitig beleidigen oder bedrücken, so daß eine Entfremdung zwischen ihnen entstehe; und falls irgendeine andre Nation ungerecht oder hart handeln sollte, werden die Vereinigten Staaten, wenn sie davon in Kenntnis gesetzt werden, ihre guten Dienste anwenden, um eine freundschaftliche Verständigung in der Frage herbeizuführen, und so ihre freundlichen Gefühle betätigen.“ In Japan haben sich die Dinge in ganz ähnlicher Weise abgespielt. Der erste im März 1854 durch Kommodore Perry zu Kanagawa unterzeichnete Vertrag enthielt nichts, was den Vereinigten Staaten eine besondere Stellung anwies, während es in Artikel II des Vertrags von Jeddo vom Juli 1858 hieß: „Der Präsident der Vereinigten Staaten wird auf das Ersuchen der japanischen Regierung als ein freundschaftlicher Vermittler in solchen Fällen von Zwistigkeiten handeln, wie sie zwischen der Regierung von Japan und irgendeinem europäischen Staate vorkommen können. Die Kriegsschiffe der Vereinigten Staaten werden ihre freundliche Hilfe und Unterstützung solchen japanischen Schiffen zuteil werden lassen, die sie etwa auf hoher See antreffen, soweit das ohne eine Verletzung der Neutralität erfolgen kann, und alle amerikanischen Konsuln, die in einem von japanischen Schiffen besuchten Hafen ihren Wohnsitz haben, sollen denselben solche freundliche Hilfe zuteil werden lassen, wie durch die Gesetze der verschiedenen Länder gestattet ist, in denen sie sich aufhalten.“ Der amerikanische Unterhändler dieses Vertrages Mr. Townsend Harris hatte den Abschluß desselben dadurch ermöglicht, daß er den Japanern erklärte, daß die Botschafter Englands und Frankreichs, die nach der siegreichen Beendigung des Kriegs gegen China in Jeddo erwartet wurden, nicht mehr zu fordern wagen würden, als Japan den Vereinigten Staaten freiwillig zugestanden habe, und daß das Ganze ja nur ein Versuch sei, der aufgegeben werden könne, wenn er sich als nachteilig für Japan erweisen sollte. Namentlich das letztere Argument hat sich im späteren

Verlauf der Beziehungen zwischen Japan und den Vertragsmächten als ein sehr zweischneidiges erwiesen; die Versuche der Japaner, die Fremden durch Verhandlungen oder Gewalt aus den meisten der geöffneten Häfen zu entfernen, waren auf dasselbe zurückzuführen. Auch auf andre Weise ist von den Vereinigten Staaten wiederholt versucht worden, eine von denen der andern Mächte abweichende Haltung in der Behandlung gewisser allgemeiner Fragen einzunehmen und dadurch bei den in Betracht kommenden Mächten den Eindruck besonderer Freundlichkeit und Rücksichtnahme zu erwecken. So zum Beispiel in der Frage der Canton- und Simonosekiindemnitäten. In der letzteren hatte der Vertreter der Vereinigten Staaten in Japan darauf bestanden, daß die dem Fürsten von Choshiu auferlegte, in der Tat später von der Regierung des Taikun bezahlte Kontribution von zwei Millionen Dollars nicht nach Maßgabe der von den vier an der Expedition gegen Simonoseki beteiligten Mächten, England, Frankreich, Holland und die Vereinigten Staaten, aufgewendeten Kosten, sondern gleichmäßig unter dieselben verteilt werde. Die Vereinigten Staaten waren bei der Expedition nur durch einen gemieteten kleinen Handelsdampfer, ein Geschütz und achtzehn Mann vertreten gewesen, hatten aber trotzdem 500 000 Dollars beansprucht und erhalten, welchen Betrag sie nach Abzug der ihnen wirklich erwachsenen geringfügigen Kosten und einigen von ihnen gezahlten ebenfalls unbedeutenden Entschädigungen nach einer Reihe von Jahren an die Regierung des Mikado zurückerstatteten. In ähnlicher Weise sind von der chinesischen Regierung zuviel gezahlte Beträge aus der sogenannten Cantonindemnität für konfisziertes Opium und Schulden der Hongkaufleute später wieder an dieselbe zurückgezahlt worden, und wenn die Zeitungsnachrichten Glauben verdienen, beabsichtigt die amerikanische Regierung dies auch mit einem Teil der früher von ihr beanspruchten Entschädigung aus dem Boxeraufstande zu tun. Einen ähnlichen Zweck verfolgte der in den Vertrag vom November 1880 zwischen den Vereinigten Staaten und China eingefügte Artikel II, durch welchen Bürgern der Vereinigten Staaten die Einfuhr von Opium in China und der Handel mit dieser Droge untersagt wurde. Einen praktischen Wert besaß dieses Verbot nicht, da der Handel mit und die Einfuhr von Opium ausschließlich in englischen Händen lagen, aber er war bestimmt, den Eindruck hervorzurufen, als wenn die Vereinigten Staaten die einzige Macht wären, die in dieser Frage auf seiten Chinas stände.

Fragt man sich, welche Erfolge diese Haltung der Vereinigten Staaten erzielt hat, so kann die Antwort nur sein: keine. Die Vereinigten Staaten haben weder die Annexion der Liu-kiu-Inseln durch Japan noch den japanisch-chinesischen Krieg verhindern können, noch sind sie endlich imstande gewesen, bei den Friedensverhandlungen in Simonoseki bessere Bedingungen für das besiegte China zu erhalten. Wie bekannt, hat sich Li-Hung-Tschang, als er 1896 von seiner Weltreise über Amerika zurückkehrte, dort wenig liebenswürdig gezeigt und nach Zeitungsangaben den Amerikanern wenig angenehme Dinge zu hören gegeben. Li war eben durchaus Realpolitiker, und er mag vielleicht gefunden haben, daß die Handlungen der Amerikaner nicht immer ganz ihren Versicherungen ent-

sprachen. Hauptsächlich dürfte es indessen ein andrer Grund gewesen sein, der ihn verstimmte. Bekanntlich hatte der frühere amerikanische Gesandte in Peking, Anson Burlingame, als Chef der ersten chinesischen Gesandtschaft nach Amerika und Europa in Washington im Juli 1868 einen Vertrag abgeschlossen, durch dessen V. Artikel „das dem Manne innewohnende und unveräußerliche Recht anerkannt, seinen Wohnsitz und seine Staatsangehörigkeit zu wechseln, sowie der gegenseitige Vorteil freier Wanderung und Einwanderung ihrer Bürger und Untertanen von dem einen Lande ins andre für Zwecke der Neugierde, des Handels und als dauernde Ansässige" anerkannt wurde. Und im VI. Artikel hatte sich die amerikanische Regierung verpflichtet, daß „chinesische Untertanen, welche die Vereinigten Staaten besuchen oder sie bewohnen, dieselben Privilegien, Freiheiten und Befreiungen genießen sollen wie die, deren sich die Bürger oder Untertanen der meistbegünstigten Nation erfreuen". In Artikel VII endlich wurde bestimmt, „daß Chinesen in allen der Aufsicht der Regierung der Vereinigten Staaten unterstehenden Erziehungsanstalten dieselben Vorteile genießen sollen, die von den Untertanen oder Bürgern der meistbegünstigten Nation genossen würden". Dies letztere Versprechen war ein ziemlich nichtssagendes, da in den Vereinigten Staaten nur die Militärschule in Westpoint und die Marineschule in Annapolis der Zentralregierung direkt unterstehen, alle andern öffentlichen Schulen aber unter der Aufsicht der Staaten oder Munizipalitäten stehen. Als der erste Vertrag abgeschlossen wurde, brauchte man die chinesischen Arbeiter notwendig für den Bau der ersten pazifischen Eisenbahn, bald aber, nachdem derselbe beendigt war, machte sich der Widerstand der weißen Arbeiter gegen die asiatischen Konkurrenten fühlbar, den die politischen Parteiführer in ihrem Interesse ausbeuteten. 1888 wurde in Peking ein neuer Vertrag abgeschlossen, nach dessen I. Artikel die freie Einwanderung chinesischer Arbeiter in die Vereinigten Staaten in vernünftiger Weise eingeschränkt oder zeitweilig suspendiert werden konnte; es wurde aber ausdrücklich bestimmt, daß der Erlaß gesetzlicher Bestimmungen in bezug auf chinesische Arbeiter nur den Charakter der Regulierung, der Beschränkung oder der zeitweiligen Aufhebung der Einwanderung tragen dürfe und Einwanderer nicht persönlichen Mißhandlungen oder Beschimpfungen ausgesetzt werden sollten. In Artikel II werden allen andern Klassen von Chinesen mit ihren Leib- und Hausdienern freier Verkehr und alle Rechte und Vorteile der Angehörigen der meistbegünstigten Nation in den Vereinigten Staaten zugesichert. Auch dies genügte der Arbeiterpartei und ihren Führern nicht, und da die chinesische Regierung es ablehnte, zu weiteren Beschränkungen der Einwanderung ihre Zustimmung zu geben, wurde von der Regierung der Vereinigten Staaten durch den Chinese Exclusion Act die Einwanderung chinesischer Arbeiter ganz untersagt und die von Chinesen aller andern Klassen Bestimmungen unterworfen, die an und für sich einschränkend und hinderlich waren und durch die Art und Weise ihrer Ausführung stets sehr lästig und oft beschimpfend wurden. Auf diese Vorkommnisse und die durch dieselbe hervorgerufene Erregung in Canton ist der von dort ausgegangene Boykott der amerikanischen Waren in China

zurückzuführen, der sehr bedeutende Verluste für die amerikanische Industrie zur Folge gehabt und noch nicht ganz aufgehört hat. Durch die gegen die Japaner in San Francisco vorgekommenen Ausschreitungen und die in allen pazifischen Staaten herrschende Erregung gegen dieselben, die auf die gleichen wirtschaftlichen Ursachen zurückzuführen ist wie die ihrer Zeit gegen die Chinesen inszenierte, ist die Lage für die Vereinigten Staaten sehr wesentlich erschwert worden. Sie haben jetzt nicht mehr nur mit den eignen Arbeitern und einem asiatischen Staat zu tun, sondern mit zweien der letzteren. Was sie dem einen gewähren, können sie dem andern nicht abschlagen, ohne ihre Stellung dem letzteren gegenüber entschieden zu verschlechtern. So würden Konzessionen an die Japaner, die den Chinesen nicht zuteil würden, unzweifelhaft eine viel stärkere Boykottbewegung als die erste in China hervorrufen und damit die Versuche der amerikanischen Industrie, sich den chinesischen Markt zu erobern, ersichtlich erschweren und schädigen. Diese kommerzielle Infiltration gehört aber zu den amerikanischen Wünschen und Plänen und bedingt auch wohl zum größten Teil ihre Politik. Die Einwanderungsfrage wird daher noch während längerer Zeit die Aufmerksamkeit der amerikanischen Staatsmänner in Anspruch nehmen.

Auch in politischer Beziehung haben sich die Verhältnisse im pazifischen Mittelmeer, dem Stillen Ozean, während der letzten Jahrzehnte sehr wesentlich verändert. Hawaii ist von den Vereinigten Staaten gegen den Widerspruch Japans einverleibt worden und die Philippinen mit den dazugehörigen Inseln sind ihnen nach dem spanisch-amerikanischen Kriege als Siegesbeute zugefallen. Ueber die Wichtigkeit aber, welche die Philippinen in der Hand einer ehrgeizigen, tatkräftigen und starken Nation für den ostasiatischen Handel besitzen, kann kein Zweifel bestehen. Auf der andern Seite hat sich Japan in derselben Zeit als eine kräftige Land- und Seemacht entwickelt. Es hat sich Formosas mit den Pescadores, Liaotungs und Koreas politisch und wirtschaftlich bemächtigt und ist im Begriff, das letztere auch in betreff der Mandschurei, wenigstens des südlichen Teils derselben, zu tun. Außerdem ist man in Japan stark bemüht, von dem Handel in China soviel als möglich an sich zu ziehen. Nur der Mangel an Geld im Lande selbst bildet ein Hindernis für die Durchführung dieses Plans, aber da sich kaum bezweifeln läßt, daß Japan über kurz oder lang für seine industriellen und Handelsunternehmungen das Geld in Europa finden wird — hat es dasselbe doch für den Krieg gegen Rußland auch von dort erhalten —, so muß man den Ausbruch eines scharfen Konkurrenzkampfes in China als eine der Möglichkeiten ansehen, mit denen man in Ostasien zu rechnen haben wird. Wer die Entwicklung Japans mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird sich darüber klar sein, daß es seine Erfolge in erster Linie der rücksichtslosen Energie zu verdanken hat, mit der es auf das einmal gewählte Ziel losgeht. Das Vorgehen Japans gegen Korea ist ein sprechendes Beispiel dafür. Während Japan seit seinem ersten Vertrage mit Korea in 1878 die Unabhängigkeit und die territoriale Integrität dieses Landes stets als das Ziel seiner Politik hingestellt und dies noch in dem 1904 nach Ausbruch des Kriegs gegen Rußland in dem damals

mit Korea abgeschlossenen Bündnisvertrage getan hatte, hat es seit dem Frieden von Portsmouth offen die politische und wirtschaftliche Oberherrschaft in Korea beansprucht und erreicht. Wenn die japanische Regierung die Verantwortung für das, was in jüngster Zeit dort geschehen ist, ablehnt und behauptet, sie habe sich in nichts gemischt, sondern nur die Ergebnisse der Entschließungen koreanischer Staatsmänner angenommen, so wird es wohl niemand geben, der die Verhältnisse kennt und diesen Versicherungen Glauben schenkt. Die direkte oder indirekte Zustimmung der Mächte zu dieser Vergewaltigung eines unabhängigen Staats und freien Volks, dessen Unabhängigkeit und Freiheit noch vor wenigen Jahren von England, Rußland und Japan feierlich anerkannt worden waren und das mit keiner dieser Mächte in einen Krieg verwickelt gewesen ist, dürfte nur darauf zurückzuführen sein, daß jede der Mächte sich glücklich schätzt, daß Japan ein Opfer gefunden, dessen Assimilitation es längere Zeit beschäftigen und an andern Unternehmungen verhindern dürfte, welche die in Frage kommenden Mächte näher und unangenehmer berühren könnten als das Schicksal Koreas. Die Weltgeschichte pflegt indessen nicht stillzustehen, und die Ursachen, die der innerpolitischen Unruhe und äußeren Aggressivität Japans zugrunde liegen, werden noch weitere Ueberraschungen zeitigen, die wohl zuerst, in jedem Falle am heftigsten, in der Frage des Uebergewichts im Stillen Ozean in Erscheinung treten werden. Von verschiedenen Seiten ist bei der Besprechung der sich aus der wirtschaftlichen Konkurrenz Englands, Japans und der Vereinigten Staaten im Stillen Ozean wie in China ergeben könnenden Fälle hervorgehoben worden, daß gar kein Grund vorliege, um anzunehmen, daß es zwischen diesen Mächten zu Konflikten kommen werde, da weder die Summen der Interessen der einzelnen Mächte bedeutend genug seien, um solche Konflikte zu rechtfertigen, noch der Stille Ozean räumlich so beschränkt, um sie unvermeidlich zu machen. Dabei ist auf das europäische Mittelländische Meer hingewiesen worden, dessen wirtschaftliche und räumliche Verhältnisse ganz andre als die des Stillen Ozeans seien. Das ist in gewissem Sinne durchaus zutreffend, aber diejenigen, welche diese Argumente aufstellen, vergessen, daß heute wirtschaftliche Entwicklungen sich viel schneller vollziehen als früher und daß die Verbindung zwischen der amerikanischen pazifischen und der chinesischen Küste eine schnellere und sichere ist, als sie es noch vor fünfzig Jahren zwischen Marseille und Algier war, gar nicht von Rom und Karthago zu sprechen. Man muß heute mehr als in früheren Zeiten mit den bewußten und unbewußten Tendenzen, den Idiosynkrasien der Völker rechnen, denn in ihnen liegen die wahren Gefahren für die großen Konflikte der Zukunft. Die Japaner sind stets ein unruhiges, über seine Grenzen herausdrängendes Volk gewesen, und es wäre merkwürdig, wenn die politischen und kriegerischen Erfolge, die es in der letzten Zeit davongetragen hat, nicht zu einer stärkeren Entwicklung dieser Tendenzen geführt haben sollten. Auch auf dem andern Ufer des Stillen Meers sitzt ein Volk, das in rücksichtslosem Vorwärtsdrängen den Japanern nicht nachgegeben hat und das, wenigstens in seiner westlichen Hälfte, sich als zum Herrscher des Stillen Ozeans vorausbestimmt ansieht. Ob, wann

und wie diese beiden Völkerindividualitäten aufeinander platzen werden, ist schwer vorauszusagen, aber die Möglichkeit, und wenn man alle vorhandenen Reibungsflächen in Erwägung zieht, die Wahrscheinlichkeit eines solchen Konflikts kann nicht als ausgeschlossen angesehen werden. Welche Rolle England im Stillen Ozean spielen wird, scheint leichter zu erraten; es wird, wie es dies in Ostasien getan, versuchen, seine Angelegenheiten durch gute Freunde besorgen zu lassen, ohne mehr als sein Geld zu wagen, und sich im übrigen darauf beschränken, seine Interessen als Industrie-, Handels- und Schiffahrtsstaat zu wahren. China spielt bis jetzt in diesen Fragen nur eine passive Rolle; ob es ihm gelingen wird, in absehbarer Zeit zu einer aktiven überzugehen, muß dahingestellt bleiben: die Einführung einer Verfassung allein dürfte dazu wohl kaum genügen.

Originalbriefe über den Tod der Königin Luise

Vor mir liegt ein Häufchen vergilbter Blätter, die mir von einer Sterbenden übergeben wurden als heiliges Vermächtnis. Und hehr und herzbeweglich ist, was aus diesen Linien spricht. Sind es doch nicht nur Zeitgenossen, sondern sogar Augenzeugen, die uns hier über das Leiden und Sterben der Königin Luise von Preußen berichten — teils sachlich, wie das Brieffragment vom Leibarzt Hufeland, teils tief rührend, wie die zwei ausführlichen Berichte vom Kämmerer Timm. Ob dies der nachherige Geheime Kämmerer Timm war, der, anläßlich einer von ihm ausgestellten Büste von Karl Begas als: „der Typus eines Bureaukraten, aber mit hoher vornehmer Gesinnung“ geschildert wird, konnte ich bis jetzt noch nicht ermitteln.

Woher diese Briefe stammen, die meines Wissens noch nirgends veröffentlicht worden sind?

Die alte Dame, die sie mir schenkte, erhielt sie von ihrer Patin, einer Frau Johanna Consentius, geborene Lorck aus Memel, nebst noch viel andern wertvollen Erinnerungsgegenständen. Es war im Hause des dänischen Konsuls Consentius, daß die vertriebene Königsfamilie von Preußen in der harten Zeit von 1807/08 Unterkunft gefunden. — Nicht zum ersten Male, denn schon im Jahre 1802 hatte das königliche Paar hier gewohnt, bei der denkwürdigen Zusammenkunft der beiden Monarchen von Rußland und von Preußen.

Man kann sagen, daß in der Villa Consentius in Memel sich für die Königin Luise und ihren Gemahl die Tage der hochgehendsten politischen Hoffnungen und die der tiefsten Demütigungen abspielten. Hier war es, wo Kaiser Alexander von der Zauberin Luise sprach, von wo die alte Gräfin Voß schreibt: Die Königin war gerade in diesen Tagen wunderschön — schöner als je — und wo die Bande zwischen den beiden Herrschern für alle Zeiten so befestigt schienen,

daß die Königin, glückerfüllt, ihrem Bruder mitteilte: Alles ging erwünscht und gut und es wird nun immer so gehen!

Der entsetzliche Rückschlag, den das Königspaar am selben Orte, fünf Jahre nachher, erlebte, braucht nicht mehr geschildert zu werden; jedermann weiß es. In den nämlichen Räumen, wo damals Festfreude, Tanz, Jubel und eitel Harmonie herrschte, mußten nun die entsetzlichen Kämpfe der Enttäuschung und Erniedrigung durchlebt werden, und von hier aus trat sie jenen, fast Uebermenschliches fordernden Gang an, der ihrem Innern den Todeskeim gab.

In treuester Hingabe und Aufopferung taten die Besitzer des Hauses was sie konnten, um wenigstens einigermaßen den Schwergeprüften die kalte, harte Fremde erträglich zu machen. Besonders Frau Consentius, eine feingebildete, herzenswarme Frau, deren liebliche Züge in einem Oelbild von Maler Kügelgen erhalten sind, durfte der Königin helfend und stützend nahetreten, und zeitlebens hat sie als Reliquien angesehen, was an Möbeln und Gegenständen in diesem inhaltsreichen Jahre und darüber ihrer geliebten Königin gedient.

Selbstverständlich bildete sich zwischen der Consentiusschen Familie und der Umgebung des Königspaares in solch langer Zeit ein intimes Verhältnis heraus, und so war es auch mehr als begreiflich, daß Kämmerer Timm sofort nach der Katastrophe in Hohenzieritz an die Freunde in Memel schrieb.

Meine guten Freunde!

Sie ist nicht mehr, die allgemein verehrte und geliebte Königin, der König bekam den 18ten einen Courier mit der Nachricht, das die Königin sehr krank wäre, und die Aerzte fürchteten das schlimmste, der König möchte daher, so viel wie möglich eilen zur Königin zu kommen, denn Sie verlangte sehr nach ihm, der König kam so gleich von Potsdam wo er war nach Charlottenburg zurück, nahm den Kron-Prinzen und Prinz Wilhelm mit in seinen Wagen und so fuhren wir des Abends um halb 7 Uhr von Charlottenburg ab, und kamen des Morgens um 6 Uhr in Hohen Zieritz an. Die Aerzte erklärten dem Könige, das keine Hoffnung mehr wäre, wenn er daher mit der Königin noch etwas zu besprechen hätte, so möchte er eilen.

Die Königin freute sich sehr über die Ankunft des Königs und hat ihn noch recht herzlich geküßt, da der König wie von ungefähr darauf kam, das wir Alle sterblich wären, und ob sie ihm vielleicht noch was zu sagen hätte, so sagte sie zu dem Doktor Heym, er möchte doch dem Könige sagen nicht so zu sprechen, denn es griffe ihr zu sehr an.

Gegen 9 Uhr Morgens sagte sie: „Herr Jesu, mach doch bald ein Ende," und gleich darauf verschied sie. Ich Glaube, sie hat viel Schmerzen ausgestanden, sie hat aber niehmahlen geklagt, um die Familie nicht zu betrüben. Der König und die Herzogliche Familie sind untröstlich, ich bin beinahe mit gestorben, denn ich habe an Ihr eine große Freundin und Beschützerin verlohren. Grüßen Sie Ihre liebe Familie und meinen Wilhelm von Ihrem Sie herzlich liebenden Freund

Timm.

*

Nachschrift.

Hohen Zieritz, den 20ten Juli 1810.

Ich bin nicht im stande gewesen selbst zu schreiben, machen Sie vor allen meinen Bekannten und Bekanntinnen bekannt. Nächstens mehreres. Hohenzieritz ist ein Lustschloß in Meckelnburg wo die Königin zum Besuch bei Ihrem Vater war mit dem Könige er mußte allein abreisen und bekam in Charlottenburg das kalte Fieber er ist ganz wieder hergestellt Timm.

Leibarzt Hufeland war den Consentiussens in besonderer Freundschaft verbunden. Das Fragment seines ersten Briefes nach dem Todesfall enthält manch Interessantes.

Aus einem Briefe von Hufeland.

(Hufeland war zur Zeit der Erkrankung der Königin nach Holland zu dem König Louis Bonaparte gerufen.)

Woran die edle gestorben — Nicht an der Lunge, sondern am Herzen ist sie gestorben, — an diesem edlen Herzen, das seit 4 Jahren so viel dulden mußte, so tief gekränkt wurde, so viel in sich verschließen mußte.

Es ist gewiß recht merkwürdig, daß dieses edle Wesen, dessen ganzes Element und wahrer Lebensquell das Herz war, auch am Herzen sterben mußte.

Ihre Krankheit war eine Lungenentzündung: aber von dieser war sie, wie auch die Section zeygte, befreyt, aber wärend dieser Krankheit hatte sich im Herzen eine Blutgerinnung (Polyp) erzeugt, die zuletzt den Umlauf des Blutes unterbrach, und so ihr schönes Leben recht sanft endigte — daher sie auch noch 2 Stunden vorher den Tod garnicht ahndete und ihn nur aus dem nicht zurückhaltenden Schmerz ihres Gemahls und ihrer Kinder schloß. Sie fragte, ganz erstaunt: „bin ich denn so in Gefahr?“ — dann sprach sie noch eine halbe Stunde allein mit dem König, sorgte für ihre Kinder, hielt ihn immer fest an sich, Als sie nicht mehr sprechen konnte, zeigte sie mit der Hand auf das Herz und dann gen Himmel, und ohne Kampf verschied sie mit offenen gen Himmel gerichteten Augen — der König drückte ihr die Augen zu — O welch schönes himmlisches Ende, derer würdig, die schon hier im Himmel lebte. Ihre letzten Worte waren: Herr Jesu mache es leicht — und er tat es.

Merkwürdig ist folgendes: Sie hatte vor ihrer Abreise einen Traum. Sie war in Memel, an der See, da kam Friedrich II. in einem Kahne ganz allein, und reichte ihr die Hand, um sie mitzunehmen, sie antwortete, ob sie nicht noch jemand mitnehmen könnte — Nein, war seine Antwort, er geht zu schnell — Hierauf stieg sie allein herein, und — erwachte.

Vor der Abreise sagte sie der Kammerfrau die wegen des Anzuges bei der Rükkunft fragte — „dafür brauchst du nicht zu sorgen, denn alsdann ist Trauer!“ (sie meinte eine Hoftrauer).

Als der König sie zum erstenmal in Hohenzieritz besuchte, fand er sie unter schönen hohen Bäumen im Garten sitzen, und ihm der sonst so vortreffliche Augen hat, kömmt es vor, als wären es Zipreßen — er fragt den Gärtner nach diesen

Zipreßen — dieser aber antwortet ihm, es seyen keine — weil er aber glaubt der König wünsche welche, so holt er ihm einen Zipreßenzweig — der König giebt ihn der Königin, die ihn heilig bewahrt, und jetzt hat er ihn mit dem Kopfzeug, in welchem sie gestorben ist wieder hierher bekommen.

Meine erste Zusammenkunft mit ihm war schrecklich — zufällig traf ich ihn in den Zimmern, wo sie wohnte, allein So wie ich hereintrat, konnte weder er noch ich ein Wort reden, es versagte mir die Luft, und ein Strom von Thränen quoll aus seinen und meinen Augen — so dauerte es wohl mehrere Minuten, ehe wir uns fassen und zum Sprechen kommen konnten, und nun nachdem er sich gesammelt hatte, fing er an mit bewunderungswürdiger Fassung ihre Ganze Sterbens-Geschichte — oft von Thränen unterbrochen, zu erzählen — und trug mir zuletzt auf, über die Todesursache die nötigen Nachforschungen anzustellen und ihm mein Urtheil zu sagen.

Man merkt dem teils diktierten, teils selber geschriebenen Briefe die furchtbare Erregung über das eben Erlebte an. — Der zweite Bericht von Timm, etliche Wochen später, ist sachlich und wertvoll ob seiner großen Ausführlichkeit.

Charlottenburg, den 15ten August 1810.

Meine sehr liebe Freundin!

Sie wünschen eine ausführliche Beschreibung von mir zu haben, wie es mit der Krankheit der hochseeligen Königin, und überhaubt beim absterben gewesen ist, dieses will ich sehr gerne thun, so gut ich es im stande bin. Denn ich bin es nicht allein Ihnen, sondern allen guten Memelerinnen schuldig zu thun: indem ich von allen Hofleuten am besten weis, wie lieb die mehresten Damen die liebenswürdige Königin hatten: den ich wahr ja so glücklich, in so vielen liebenswürdigen Familien zutrit zu haben (dieses sind der Königin ihre eigenen Worte, wen ich des Morgens zu ihr komm, und sie mich frägte, wo ich den Tag vorher gewesen wahr) wo ich denn nichts als Lob von der allgemein Verehrten hörte. Ich bitte Sie daher, meine theure Freunding, was ich Ihnen hier von der Königin schreibe, doch gefälligst allen meinen liebenswürdigen und gutten theilnehmenden dortigen Bekanntinnen mitzutheilen, den die Vortreffliche Frau, hatte alle guten Memler und Memlerinnen sehr lieb, hat hier mit mir sehr ofte von Ihnen gesprochen und immer gefragt, werden denn nicht welche herkommen zum Besuch? Leider hat sie dieses Vergnügen nicht gehabt.

Die Königin hatte schon so lange den Wunsch gehabt, ihren Vater in Meckelnburg zu besuchen, es wolte sich aber immer nicht so thun lassen, indem der König zu viel Geschäfte hatte, und ohne ihm wolle sie nicht reisen. Ausgangs Juny ließ sie mich eines Morgens zu sich rufen, und sagte mir, mit einem hiemlisch freundlichen Gesichte: Denken sie sich meine Glückseligkeit, wier reisen nach Strelitz zu meinem Vater, da der König aber nicht wil, daß so viele Wagens gehen sollen, und ich einige Tage früher gehen werde, so richten sie sich ein, daß sie mit meinen Kammerfrauen reisen können: sie Glauben nicht, wie glücklich mich der König dadurch macht! — Den 21ten Juny reisten wir sämmtlich

von Potsdam nach Charlottenburg ab, und den 25ten reiste die Königin, die Gräfin Voß-Truxeß, der Oberhofmeister von Schilden, und der Schloßhauptmann von Buch, die älteste Reinbrecht, die Kammerfrau Frau Mademoisell Voigt (welche erst vor einigen Monaten angenommen ist) Ewald, und meine wenigkeit nach Strelitz ab, dem Anschein nach wahr die Königin sehr wohl, wir reisten des Morgens um halb 6 Uhr ab, die Königin wolte erst um halb 7 abreisen, die Freude hatte sie aber nicht schlafen lassen, den wie wier in den Wagen stiegen, machte sie daß Fenster auf und warf uns Kußhände zu, wünschte uns eine glückliche Reise. In Fürstenberg 11 Meilen von Berlin der ersten Meckelnburgischen Stadt, erwartete der Vater mit der ganzen Familie die Königin, die Freude der Familie und der Königin soll nicht zu beschreiben sind. Die Familie speiste ganz allein, und kamen abends in der Kühle in Strelitz an, den andern Morgen ging ich zur Königin, um mich nach ihrem Befinden und nach ihren Befehlen zu erkundigen. Hierauf gab sie mir zur Antwort: zu befehlen habe ich ihn nichts, mein Befinden ist soweit gut bis auf etwas Kopfweh und diese hoffe ich werden schon wieder vergehen, ich wünsche, daß es ihn hier gefält und sie sich recht viel Vergnügen machen. Den 28ten Juny des Nachmittags kam der König, nun sagte die Königin ist mein Glück vollkommen, es wurde nach dem Willen des Königs noch Thee im Garten von Strelitz getrunken und dann ging die Reise nach Hohenzieritz 1½ Meilen von Strelitz, wo der Herzog ein Schloß hat, welches eine sehr angenehme Lage hat. Die Königin klagte in der Stille immer über Mattigkeit und Kopfweh, den 29ten konnte sie es sich nicht mehr verbeißen, und mußte im Zimmer bleiben, doch glaubte ein jeder daß die Krankheit nicht würde von Bedeutung sein und es wurde beschlossen, den 30ten nach Reinsberg zu reisen, die Königin ließ mich vor ihr Bett kommen und erklärte, daß sie die ganze Nacht nicht geschlaffen, heftiges Kopfwehe und Husten gehabt hätte und aus dieser Uhrsach könnte sie nicht mit nach Reinsberg reisen, ob der König die Reise nicht aufschieben wolle. Hierauf gab mir der König zur Antwort, das thut mir sehr leid sobald ich angezogen bin werde ich selbst zu meiner Frau gehen, nachdem er dagewesen wahr, befahl er mir alles wieder abzubestellen er würde bei seiner Rückreise über Reinsberg gehen. Sobald ich dan den Doktor Ironimie (Leibarzt des Herzogs von Meckelnburg) sprechen konnte so bath ich ihm mir aufrichtig zu sagen, was der Königin denn eigentlich fehlte, und ich vernahm mit Schrecken, daß die Königin eine förmliche Lungenentzündung hätte, er hoffte aber daß keine Gefahr dabey währe. Den 1ten July mußte ihr zur ader gelassen werden, der Doktor versicherte es ginge alles gut. Ich half die Königin aus ein Zimmer in das andere bringen, und bedauerte bei dieser Gelegenheit daß Hufflaud nicht zugehen währe, hierauf gab mir die Königin zur Antwort: Ich bin mit den Doktor Ironimie sehr zufrieden, es ist ein geschickter Arzt er kennt mich und Hufflaud schätzt ihm sehr, in dieser Hinsicht ist es ein wahres glück daß er hier ist, sein sie nur außer Sorgen, ich werde schon wieder besser werden. Den 2ten sagte der Doktor, im ganzen ginge es mit der Königin recht gut, doch würde sie morgen noch nicht mit reisen können. Den 3ten des

morgens um 6 Uhr reiste der König mit dem Prinzen Friederich und seinem Adjutanten allein über Reinsberg ab. Der König hatte schon immer des morgens zu mir geklagt, daß er so unruhig währe, und nicht schlafen könnte, diesen Morgen klagte er auch über Kopfschmerzen es wurde aber auf die Hitze geschoben. Leider bekamm der König aber gleich im Wagen das heftigste Fieber, und kam so krank in Charlottenburg an, daß er nicht im stande war auf den Beinen zu stehen, Sie können sich leicht vorstellen, waß daß für Schrecken veruhrsachte, es wurde so gleich nach dem General Chirurgus Wiebel nach Potsdam geschickt, dieser ließ noch den Geheimrat Heim aus Berlin holen, den der König blieb 36 Stunden in einem Fieber, folglich konnten die Aerzte noch nicht beurtheilen, was es für eine Krankheit werden würde. Mich hatte der König zurückgelassen mit dem bemerken, sobald es sich mit der Königin besserte, würde er kommen und sie abholen und hätte die Königin doch auch jemand um sich wen je etwas vorfallen sollte. Den 4ten versicherte der Doktor daß es mit der Königin besser ginge. Den 5ten solte es ebenfals wieder etwas besser gehen. Von dem Könige bekahmen wier die Nachricht daß er fieberte. Den 6ten blieb es nach der Aussage des Doktors bei der Besserung, nur daß die Königin sehr entkräftet währe. Von dem König bekahmen wir die Nachricht, daß er daß dreytägige kalte Fieber hätte. Sowie die Königin das hörte, so mußte ich sogleich zu ihr vor das Bett kommen und sie redete mich mit folgenden Worten an: Hören Sie Timm der König hat das kalte Fieber, machen Sie daß Sie so geschwind wie möglich zu ihm kommen, um ihn zu pflegen, sagen Sie ihm tausend Grüße von mir, ich ließe ihn bitten sich doch recht in acht zu nehmen, damit er bald besser würde, von mir sagen sie ihm daß ich mich sehr matt befände daß ich beim umziehen ohnmächtig werde daß ich nicht im stande bin auf den Beinen zu stehen, daß ich des vielen Hustens wegen nicht schlafen kann, kurz sagen sie ihm, daß ich sehr miserabel bin. Leben Sie wohl, machen Sie daß Sie fort kommen, und reisen sie glücklich. Dieses sind die letzten Worte die ich von ihr gehört und das letzte mahl daß ich sie lebendig gesehen habe. Ich fand die Königin sehr angegriffen, waß sie mir sagte konnte sie nur in abgebrochenen Sätzen thun, auch fand ich ihr holdes Gesicht sehr entstellt ich konnte mir beim herausgehen der Tränen nicht enthalten. Ich reiste um 6 Uhr des abends ab und kam mittags gegen 12 Uhr in Charlottenburg an, fand den König noch im starken Fieber, doch mußte ich ihm gleich alles erzählen, wie ich die Königin verlassen hätte, es ging ihm die Krankheit sehr zu Herzen. Den 8ten bekamen wir die Nachricht von der Königin, daß es mit der Krankheit gut ginge, der König hatte heute seinen guten Tag, wahr aber sehr matt. Den 9ten die Nachrichten von der Königin gefielen mir heute gar nicht ich sahe sie für versilberte Pillen an, den sie hat noch immer Fieber, Husten und Auswurf. Der König hatte daß Fieber nur sehr schwach. Den 10ten war die Nachricht eben so schlecht als gestern von der Königin, der König wahr fieberfrey. Die Nachricht die den 11ten kamm machte mich um die Königin sehr besorgt, den König hat daß Fieber verlassen. Den 12ten. Die Königin hat die Frau von Berg zu mir geschickt, läßt

mich grüßen und mich sagen der Frau von Berg doch genau zu erzählen, wie es mit der Gesundheit des Königs steht, ob man ihr auch nichts verhelt? ob der König nicht vielleicht kränker ist als man es ihr gesagt hatt? Ich bath den König, die Frau von Berg selber zusprechen, damit wen sie wieder nach Hohenzieritz kähme, sie die Königin beruhigen könnte. Der König ließ die Frau von Berg sogleich zu sich kommen schrieb auch an die Königin. Die Frau von Berg kam von Hohenzieritz und reiste auch gleich wieder dahin ab, sie ist eine nahe Verwandte von der Gräfin v. Voß und eine Freundin der Königin. Diese erzählt nun daß die Königin allerdings sehr krank währe, den sie hätte noch immer Fieber Husten mit starkem Auswurf und währe dabey ganz entkräftet, doch hätte der Arzt erklärt, daß keine Gefahr währe, dieses glaubte die Frau von Berg auch, und alle Personen die zur Königin kommen. Der Doktor Heim ist von dem Könige gestern zur Königin geschickt um zu sehen ob sie auch von dem Herzogl. Leibarzt gut behandelt wird, und soll er genau Bericht an den König abstatten. Den 13ten kam der Doktor Heim wieder zurück mit der alten Nachricht, daß alles recht gut ginge, nur währe die Krankheit etwas langsam, vor daß erste währe an keine Abreise zu denken, er glaubte die Königin hätte ein Geschwür in der Lunge, dieses würde sie ausspucken und wieder besser werden, den sie hätte noch Kraft dazu, der Auswurf währe gut gekocht, er hätte Blutigel an der Brust verordnet, diese verschaften der Königin erleichterung. Uebrigens währe gar nichts verabsäumt die Krankheit währe gut behandelt, er wolle in 8 Tagen wieder einmahl hinreisen und sehen was die hohe Kranke machte. Die Königin wünschte, der König möchte noch nicht zu ihr kommen, erstens damit er nicht wieder das Fieber bekähme, zweitens würde die Freude den König wieder zu sehen sie zu sehr angreifen. Den 14ten kam der alte Bericht, ich schüttelte den Kopf und sagte im Vertrauen zum Generahl-Chirurgus Wiebel, daß mir die Krankheit der Königin bedenklich vorkähme, er wahr meiner Meinung, doch könnte er seine Meinung nicht laut werden lassen, weil er die Königin nicht gesehen hätte, und man müßte doch zu solchen geschickten Leuten als der Heim und Ironimie währen allen Glauben haben. Meine Besorgnisse an den König zu sagen, wurde von allen auf das strengste untersagt. Den 15ten die nehmliche Nachricht von dem Befinden der Königin. Den 16ten ebenso die Nacht von dem 16ten zum 17ten kam ein Courier und holte den Doktor Heim und den General-Chirurgus Gereke, und brachte die böse Nachricht, daß die Königin Brustkrämpfe bekommen hätte, man hoffe aber daß sie nicht wieder kommen solten, der König hatte an die Königin geschrieben er wolle den 19ten kommen und sie besuchen, wenn sie nichts dagegen hätte. Es wurden auf alle Fälle Pferde unterwegens gestelt. Den 18ten des Morgens reiste der König nach Potsdam und hinterließ, wen Briefe aus Hohenzieritz kähmen sie ihm sogleich nachzuschicken, diese kahmen, worin dem Könige gemeldet wurde daß die Königin wünschte daß er kommen möchte, in einem Briefe an den General Köckritz von der Gräfin von Voß hieß es, daß der König eilen mochte indem die Königin sehr schlecht währe. Der König kam gleich nach Tische nach Charlottenburg

wohin er die Minister bestellt hatte nachdem er diese gesprochen setzte er sich mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm in den Wagen, die Gräfin Thauenzien und der General-Chirurgus Wiebel bei mir und so fuhren wier um 6 Uhr nachmittag ab, auf dem halben Wege bekahmen wier schon einen Courier, wo dem König gemeldet wurde, daß er eilen möchte den die Königin hätte wieder Brustkrämpfe bekommen, und man fürchtet daß sie alle Augenblicke sterben kann. Es wurde nun so fiel wie möglich getrieben, und der König kamm des Morgens um halb 6 Uhr an, es wurde der Königin gesagt, daß der König bald kommen würde. Ach, sagte sie, er ist gewiß schon da, lassen Sie ihn doch nur hereinkommen ich erwarte ihn ja, darauf trat der König herein mit seinen beiden Söhnen. Ach, fing die Königin an wie freue ich mich dich zu sehen lieber Wilhelm, und sie umarmten sich recht herzlich, ihre beiden Söhne knieten am Bette nieder und küßten ihre Hände. Nachdem der König mit seinen Söhnen eine ziemliche Zeit bei ihr gewesen wahren so gingen sie in ein ander Zimmer, damit die Königin sich erholen solte und der König mit seinen Kindern frey weinen konnte, da die Aerzte überzeugt wahren, daß es bald vorbey sein würde so sagten sie zum König, wenn er noch etwaß mit der Königin zu sprechen hätte, so müßte es bald geschehen, denn sie könnte jetzo jeden Augenblick sterben. Der König machte sich stark, und brachte es so wie von ungefähr vor, daß es doch möglich währe, daß man sterben könnte, ob er gleich keinen Augenblick zweifelte an ihrer wiedergenesung, so währe es doch gut, wenn sie einen Wunsch hätte, ihm denselben mitzuteilen, waß sie ihm darauf geantwortet hat weis man nicht, wie der Doktor Heim aber wieder zu ihr kommt so sagt sie zu diesem, er soll doch dem Könige sagen, daß er nicht wieder mit ihr von so waß spricht weil es ihr zu sehr angreift. Gegen neun Uhr wie der König mit seinen Kindern und die ganze Meckelnburgische Familie um ihr steht, fängt sie mit einmahl an: Ach Gott ich sterbe! Jesu mach es doch nur kurz kaum hat sie die letzten Worte ausgesprochen, so legt sie den Kopf über und verscheidet. Der König hatte ihr an der Hand gefaßt, wollte ihr nun noch die Stirne reiben sagte auch zu seinem Sohne Wilhelm, reibe doch deine Mutter die Hand, die Umstehenden hielten ihn aber zurück, und sagten er möchte sie ruhig sterben lassen. Ich hatte die Königin nicht mehr lebendig gesehen, theils wollte ich mich nicht sogleich eindringen, anderntheils glaubte ich es auch gar nicht, daß die Königin sterben könnte, wie sie todt wahr so ließ mich der König rufen, ich fand ihn im Vordern Zimmer in Tränen schwimmen und die Hände ringen, ich ergriff eine und küßte sie, er drückte mir meine Hand sehr und sagte mit einem schmerzhaften Ausruf: Gehen Sie hin und sehn, da liegt mein Alles, sie hatten sie ja auch lieb. Der Anblick um der Leiche ist unmöglich zu beschreiben, alles kniete um das Bett wo die hohe Leiche lag, und schluckste Jammertöne aus, die beiden Kinder schriehen wie Verzweifelte, Ihr alter Vater stand da wie ein Heiliger. Der König kam alle Augenblicke und, küßte die Leiche und weinte dabei, daß der härteste Mensch mitweinen mußte. Um 11 Uhr kamen die Prinzeß Charlotte und der Prinz Carl. (Auch die Gräfin von Brandenburg, natürliche Schwester

des Königs, welche die Königin sehr lieb hatte.) Der König ging seinen beiden Kindern selbst entgegen, und fürte sie zur Leiche und das Geschrei ging von neuem loß. Gotte behüte mich daß ich nicht so waß wieder erlebe. Den andern Morgen wurde die Leiche geöffnet, das Resultat der Aerzte habe ich Ihnen schon geschickt, den wurde der Körper einbalsamiert, unter der Zeit wurden von dem Könige und den Kindern weiße Rosen geschnitten ein Kranz davon gemacht, und von dem Könige auf die hohe Leiche gelegt. Die Schwestern des Königs, Prinzeß von Hessen und Prinzeß von Oranien mit ihrem Mann kahmen auch noch wie die Königin schon tot wahr. Der König ließ sich verschiedene Sachen geben, welche die Königin zuletzt getragen hat, welche ich mit nach Charlottenburg nehmen mußte, wohin der König mit seinen Kindern den 20ten des Abends wieder abreiste. Wie das Ceremoniel mit der hohen Leiche gewesen ist, haben Sie aus den Zeitungen ersehen, der König wollte daß die Leiche noch öffentlich in Berlin solte ausgestellt werden, der großen Hitze wegen hat sich der Körper nur bis 26ten conserviert. Der König ist jetzo ziemlich gefaßt, er beschäftiget sich beständig mit den hinterlassenen Sachen, gehet sehr ofte in ihre Zimmer, hat einen Platz im Charlottenburger Garten ausgesucht, wo er ein Mausoleum bauen läßt, wohin die hohe Leiche beigesetzt werden wirdt, sobald es fertig ist. Die Zeichnung dazu hat er selbst entworfen. Uebrigens ist alles mit dem Hofstatt bei alten geblieben. Die Gräfin von Voß ist Oberhofmeisterin, über die sämtlichen Töchter des Königs geworden und hat auch die Damen unter ihrer Aufsicht. Die Kammerfrauen, Kammerdiener, Garderobenjungfern und Lakaien alles ist geblieben, wie es wahr. Die Gräfin Truxes heiratet einen Minister von Gentz von dem Herzog von Meckelnburg-Strelitz. Den letzten Brief, den die Königin an ihren Vater geschrieben hat in französischer Sprache fängt sich so an:

Wie glücklich bin ich, Ihre Tochter zu sein, und die Gemahlin des besten Mannes, diesen Brief hat sich der König von dem Herzog ausgebethen. Die Fräulein von Reinbrecht läßt sich empfehlen. Recht herzlich grüßen und küssen Sie ihren lieben Mann, Ihre Kinder, von mir auch bitte ich sie mich alle dortigen Freundinnen, Freunden und Bekannten zu empfehlen. Nahmentlich dem Verbohm'schen Hause, dem Brahl'schen, dem Maclean'schen, dem Gleinni'schen, dem Morgen'schen besonders die alte Mutter den lieben Postdirektor Müller, die Argelander das Mahr'sche das Griffin'sche Haus kurz alles waß sich des armen trauernden Timms erinnert. Von hier lassen sich empfehlen, die Frau von Kamke die Fräulein von Weldermut. Die Madame Bock. Herr Haugk läßt sich Ihnen und ihrem lieben Mann bestens empfehlen, und Sie recht sehr bitten wenn Sie nach Berlin kommen bei niemand anders zu wohnen als bei ihm. Sie haben ihm das einmahl versprochen, folglich müssen Sie auch Wort halten, daß er es so meint, wie er es sagt, dafür stehe ich. Ich schließe diesen Brief den 17ten. Morgen als den 18ten geht der König mit seiner Familie auf einige Tage nach der Pfaueninsel und auch Ihr Sie herzlich liebender Freund Timm.

Meine Adreße An den Königl. Kämmerer Timm im Gefolge des Königs.

Ich kann mir nicht versagen, hier auch noch aus einem von Hufeland verfaßten, im Geschmacke der damaligen Zeit verfertigten Gedichte einige Verse beizufügen:

An Memel

(Zum Abschied 1808)

Lebe wohl! — Mit Schmerz verlassen
Wir dich, zweites Vaterland,
Und zum letzten male faßen
Wir der treuen Freunde Hand.

Nicht umsonst erschien die Sonne [1])
Als wir kamen, über dir,
Wie umfing uns neue Wonne
Froher Ahndung folgten wir.

Heil dir! Du bewahrtest treulich
In dem schreckenvollsten Jahr
Das, was jedem Herzen heilig
Unser einz'ger Schatz noch war! (Luise.)

Dank dir! In dir fand der müden
Heimatlosen Wandrer Zahl
Nicht blos Zufluchtsort und Frieden
Und des Gastrechts sichern Wall.

Auch — was dem verwund'ten Herzen
Einzig Labung geben kann —
Mitgefühl an unsern Schmerzen
Freunde, willig, uns zu nah'n.

Unvergeßlich stets erscheinet
Dieser Ort und diese Zeit,
Was das Unglück dort vereinet
Trennet keine Ewigkeit!

Dies Gedicht liegt gleichfalls in guter, deutlicher Urschrift vor mir.

Daß außer diesen Schriftlichkeiten mir noch eine größere Anzahl oben angedeuteter Luisenreliquien aus dem Consentiushause zuteil wurden, rechne ich unter die großen Freuden meines Lebens. Tony Schumacher.

Begegnungen

Von

Graf Friedrich Schönborn

Als ich, im Spätherbst des Jahres 1889 zum österreichischen Justizminister ernannt, mein Amt antrat, fand ich in dem kürzlich verstorbenen Dr. Emil Steinbach einen der hervorragendsten Beamten, eine Arbeitskraft ersten Ranges vor. Ich hatte den Mann, an dem fast alles ungewöhnlich war, auch die äußere Erscheinung, bereits einige Jahre früher gelegentlich eines geschäftlichen Besuches im Ministerium kennen gelernt, allein damals nur kurz mit ihm gesprochen. Nun sah ich ihn wieder vor mir stehen, groß und breitschultrig, ziemlich beleibt, den mächtig entwickelten Kopf mit einer Fülle schwarzen, leicht ergrauenden Haars bedeckt; die unregelmäßigen Gesichtszüge mit dem etwas struppigen Bart waren gewiß nicht schön, aber interessant, durch rasch wechselndes Mienenspiel

[1]) Es war im Anfang Januar und ein dunkler, trüber Tag, als der König übergesetzt wurde von dem Sandkreuz über das Haff. Da brachen sich die Wolken, die Sonne schien helle und eine Menge weißer Möwen flogen über die Fähre und begleiteten die Flüchtlinge, die sie für Tauben hielten. Hufeland, Leibarzt.

belebt; die an sich kleinen Augen waren glänzend, schienen aber durch das bei Kurzsichtigen so häufige Blinzeln noch kleiner. Im ganzen ein merkwürdiger Kopf, noch merkwürdiger allerdings durch seinen ungemein reichen, bunten Inhalt; eine merkwürdige Physiognomie, eine rechte Gelehrtenerscheinung mit etwas eckigen, ungelenkigen Bewegungen, dabei aber weit entfernt von dem gravitätischen langsamen Gehaben, das den Männern der Wissenschaft so oft eigen ist. Der Mann, dessen Verlust wir Oesterreicher jetzt betrauern, war eben nicht bloß ein Denker und Grübler, sondern von mächtiger, beständig treibender Tatkraft erfüllt; und so war denn seine Sprechweise, seine Art, sich zu bewegen, nicht die eines feierlichen Professors, sondern er zeigte sich als lebendiger, etwas unruhiger Mann, der schon viel gearbeitet, viel geleistet hat, aber noch lange nicht fertig ist, der die Zeit, die uns Menschen hienieden gegönnt ist, als eine Frist zur Arbeit betrachtet und hochschätzt, der aber in allen Studien und Geschäften noch immer genug freie Augenblicke übrighat, um Menschen und Dinge gründlich auszulachen. Immer wieder schlug dem tiefsinnigen, grübelnden Gelehrten der Schalk, der in ihm steckte, ins Genick; und wie überhaupt in seiner Natur merkwürdige Gegensätze vereint waren, war auch sein Witz von verschiedener, wechselnder Art. Steinbach war der scharf treffende Spott, die schneidende Ironie ebenso mundgerecht wie das banale Wortspiel. Werden meine geneigten Leser es mir glauben, daß der Verfasser des berühmten tiefernsten Aufsatzes über „Die Pflichten des Besitzes" es übers Herz brachte, während einer Ministerratssitzung, da es hieß: „die Verhandlungen sind im Zuge" — mir zuzuflüstern: „Was, im Zuge?! Da werden sie ja rheumatisch." — Kam er aber während der Beratung zum Worte, sei es, um über sein Ressort zu sprechen oder seine Meinung in der Debatte zu äußern, so konnte man wohl andrer Meinung sein, aber unmöglich konnte man Steinbachs Ansichten und die Art, wie er sie gab, geringschätzen. — Er besaß in hohem Grade die Gabe, den sprödesten Stoff zu durchdringen und seine Meinung rasch, kurz und klar zu äußern. Wie schnell und leicht Steinbach sich mit Materien, die ihm eigentlich fremd waren, vertraut machen konnte, zeigte sich u. a. während der Zeit, da er Finanzminister war. Nicht genug daran, daß der Mann, der doch vor allem Jurist und bis dahin als solcher tätig war, das ungeheure ihm unvertraute Ressort bald beherrschte, nicht genug, daß er sofort bei der heikeln und wichtigen Spezialfrage der Valutaregulierung eine führende Stelle übernahm: der Finanzminister wird ja bekanntlich immer zugezogen, wenn es sich um die Voranschläge zu militärischen Zwecken handelt. So kam es denn vor, daß Steinbachs Kenntnisse in Armeefragen an höchster militärischer Stelle gerechtes Staunen erregten! Ob der ewig Forschende, Wißbegierige schon früher etwa auch militärische Fachschriften studiert oder, was mir wahrscheinlicher, sich rasch ad hoc informiert hatte, weiß ich nicht. — Noch ein oder das andre Beispiel möchte ich für Steinbachs Vielseitigkeit anführen. Er war eigentlich kein richtiger Theaterfreund, aber ab und zu, namentlich wenn eine Vorstellung im Burgtheater literarisches Interesse versprach, saß er mit gespannter Aufmerksamkeit im Parterre, wo wir einander

manchmal begegneten und unsre Eindrücke austauschten. Der Aufführung eines neuszenierten Dramas von Hebbel hatten wir beide beigewohnt, und am nächsten Tage besuchte ich ihn in seinem Bibliothekzimmer, das buchstäblich mit Büchern jeglichen Formates und verschiedenen Inhalts überfüllt war. Das Stück behandelte einen biblischen Stoff, und ich warf im Gespräche die Frage auf, inwiefern der Dichter mit der Heiligen Schrift übereinstimme und wie die letztere den Vorgang darstelle. Kaum hatte ich dies gesagt, und schon hatte Steinbach mehrere uralte große Folianten mit den verschiedenen Bibeltexten herbeigeschleppt, hatte mir die verschiedenen Texte — Varianten — vorgelesen, dazu seine Bemerkungen gemacht; kurz, er hatte, soweit dies überhaupt möglich war, in so kurzer Zeit geantwortet, als davon ein gewöhnlicher Sterblicher braucht, um den Theaterzettel des Tages einzusehen. — Nur nebenbei möchte ich bemerken, daß ihn der literarische Gehalt des aufgeführten Stückes mehr zu interessieren schien als jene, die es aufführten; den Schauspielern und selbst den schönen Schauspielerinnen schien er wenig Aufmerksamkeit zu widmen. Ueberhaupt schien das schöne Geschlecht kaum für ihn zu existieren; die einzige Geschichte, die ich jemals über Steinbachs Beziehungen zu Frauen gehört habe (nicht aus s e i n e m Munde), spricht so sehr für die ernste Auffassung des Verstorbenen, daß ich mich nicht enthalten kann, sie zu erzählen. Er hatte viel in einer befreundeten Familie verkehrt, da trat er eines Tages vor den Herrn des Hauses hin und sagte ihm: „Ich fange an, mich in deine Frau zu verlieben, da bleibe ich lieber weg." — Ich weiß nicht, ob alle jene, die Steinbach wegen seiner bösen Witze als „Zyniker" verurteilt haben, ihm das nachgemacht hätten! Doch ich kehre zu Steinbachs Vielseitigkeit zurück: sie war wirklich erstaunlich; sagte er einmal von irgendeiner Materie: „Ich hab' mich so ein bissel damit abgegeben," dann konnte man wohl annehmen, daß er nicht nur ein weniges, sondern vieles davon wußte, mochte der Gegenstand noch so fern von seinem Berufskreise liegen. Als er Mitglied des Kabinetts Taaffe war, erkrankte einer unsrer gemeinschaftlichen Kollegen an einem Steinleiden; auf die hingeworfene Frage eines dritten nach dem Charakter der Krankheit wußte Steinbach sofort ex abrupto über Ursache und verschiedene Arten derselben sowie ihre Behandlung Auskunft zu geben. Ein andrer Kollege, mit einem schmerzlichen chronischen Leiden behaftet, hatte seine Zuflucht zu einem starken Opiate genommen, natürlich, wie meist in solchen Fällen, auf Kosten seines Allgemeinbefindens. Da kam Steinbach, ausgerüstet mit Spezialkenntnissen auch auf diesem Gebiete, und seinen Vorstellungen gelang es, allerdings unter ärztlicher Beihilfe, den Kollegen dazu zu vermögen, daß er den Genuß des Narkotikums aufgab oder doch wesentlich einschränkte. Irre ich nicht, so war es das berühmte Werk von Quincey, auf das sich Steinbach bei seinen Ratschlägen berief, ein Werk, das ich nur eben dem Namen nach kenne, während er es studiert hatte; ob anläßlich des einzelnen Falles oder aus allgemeiner Wißbegierde, war aber ebenso schwer zu sagen wie bei der Produzierung militärischer Kenntnisse, mit denen er, wie früher erwähnt, seine Umgebung in Staunen gesetzt hatte. Dabei muß ich stets

betonen, daß wir es hier nicht mit einem Polyhistor im schlechten Wortsinne zu tun haben, sondern mit einem theoretisch hochgebildeten, praktisch erfahrenen Fachjuristen, der gleichzeitig Philosoph, Soziologe und Volkswirt war, dabei, wie ich mich zufällig überzeugen konnte, respektable theologische Kenntnisse besaß, in der schönen Literatur verschiedener Zungen sehr bewandert war, die politischen Vorgänge mit größter Aufmerksamkeit verfolgte, kurz, wie ein sehr feiner, dabei starker Saugapparat alles Interessante, was ihn umgab, in sich aufnahm!

Wenn ich die Worte „theologisch" und „politisch" ausgesprochen habe, so möchte ich, soviel ich kann, den Nachruf meines verstorbenen Kollegen vor einem ihm bisweilen gemachten, meiner Ansicht nach unverdienten Vorwurfe bewahren. Man hat Steinbach als das hinstellen wollen, was die Franzosen ein „Arriviste" nennen und was wir etwas deutlicher als „Streber" bezeichnen. Um seine Karriere zu fördern, um sich in gewissen ausgesprochen katholischen Kreisen Ansehen und Beliebtheit zu verschaffen, habe er religiöse und konservative Anschauungen geäußert, mit denen es ihm nicht ernst gewesen sei; ja, es wurde sogar erzählt und, wenn ich nicht irre, in einer Zeitung abgedruckt, Steinbach habe meiner Frau auf ihre Frage, wie er denn so viel anstrengende Arbeit vertrage, geantwortet, ihn stärke der häufige Empfang der heiligen Sakramente. Abgesehen davon, daß meine Frau sich durchaus nicht erinnern kann, eine solche Aeußerung von Steinbach gehört zu haben, sieht ihm die letztere gar nicht ähnlich. Steinbach war gewiß in seinem Innern religiös, auch weiß ich zufällig, daß er nicht nur kurz vor seinem Tode, sondern während einer vor vielen Jahren überstandenen Krankheit spontan nach den Sterbesakramenten verlangt hat und mit ihnen versehen worden ist. Allein ich weiß das nicht von ihm, sondern von einem nahen Verwandten, dem ich zufällig begegnete, als er den Priester auf Steinbachs Wunsch herbeiholte. Er selbst sprach zu mir überhaupt nicht von Kirchenbesuch oder Empfang der Gnadenmittel, obwohl ich viele Stunden im vertraulichen Zwiegespräch mit ihm zubrachte. Was aber die Politik betrifft, so war er nicht der Mann, einer Partei oder einem Führer nachzulaufen. —

Er war in der Politik überhaupt kein Programmensch, sondern ein stark utilitarisch veranlagter Eklektiker, der es nicht liebte, einen vorgetretenen bekannten Weg nachzutreten und das erreichte Ziel in den Kauf zu nehmen. Umgekehrt hatte er vielmehr das Ziel im Auge, und es kümmerte ihn weniger, auf welchem Wege er es erreichte. Höchst charakteristisch für Steinbachs Denkungsweise ist das von ihm im Jahre 1893 ausgearbeitete Wahlreformprojekt, dessen Einbringung den Sturz des Kabinetts Taaffe herbeiführte. In Steinbachs Kopf vertrug sich das allgemeine Stimmrecht mit alten stark privilegierten Wahlkörpern ganz gut. Ich kann natürlich nicht alles wissen, was Steinbach mit andern gesprochen hat, wohl aber sagen, daß ich nie aus seinem Munde eine Aeußerung gehört habe, die den Streber verraten hätte, im Gegenteil! Ich habe Steinbach aufrichtig betrübt gesehen, als er seine Sektionschefsstelle verlassen mußte, um den viel höheren Ministerposten einzunehmen; und als

er das Ministerium verlassen, der Politik Lebewohl sagen mußte, war er heiter und vergnügt; auch im Laufe der nachfolgenden Jahre hat er niemals ein Wort des Bedauerns über seinen Sturz oder einen Wunsch nach Wiederernennung geäußert. Wohl hielt er sich selbst für eine Kapazität, das Gegenteil wäre auch wirklich lächerlich gewesen. Da ich ihm einmal nach unsrer Demission mein Bedauern darüber aussprach, daß ein so bedeutender Mann der Politik jetzt fernstehe, sagte er mir mit tiefernster, fast schwermütiger Betonung: „Halte mich nicht für anmaßend, lieber Freund, wenn ich sage, daß Oesterreich vielleicht nicht reif für mich ist!“ — Er dachte in diesem Augenblick offenbar an eine ferne Zukunft, in der seine Ideale durchführbar erscheinen würden. Damals, und nur damals, wurde mir klar, daß Steinbach sich zu einer großen schöpferischen Aktion berufen glaubte. Er sprach sonst niemals solche Gedanken aus, weder vor- noch nachher; und wenn er ausnahmsweise es mir gegenüber tat, so war es vielleicht, um einigermaßen das Vertrauen zu erwidern, das ich ihm oft geschenkt hatte. Im übrigen pflegte er zu sagen, er sei froh und zufrieden in seinem neuen Wirkungskreise. Er war auf meinen Vorschlag, bald nachdem er als Minister demissioniert hatte, zum Senatspräsidenten am Obersten Gerichts- und Kassationshof ernannt worden und rückte später zum zweiten und endlich zum ersten Präsidenten vor. Im Herrenhause, in das er auch berufen worden war, erschien er nicht allzuoft; ergriff er einmal das Wort, so hatte der geistvoll anregende Sprecher natürlich das Ohr des Hauses. Vergeblich redete ich ihm zu, einer der drei Parteien beizutreten und sich dadurch die Wahl in verschiedene Kommissionen zu verschaffen. Er konnte, so gelinde auch die Parteidisziplin bei uns gehandhabt wird, sich nicht entschließen, sich dem Joche zu unterwerfen. Gelegentlich sagte er, er habe mit der Politik abgeschlossen — aber das war nicht buchstäblich zu nehmen, denn wenn er dann doch über politische Dinge sprach, sah man, wie sehr sie ihn interessierten, und wie er noch in Fühlung mit bedeutenden Politikern sein mochte, konnte man auch aus seinen Reden entnehmen oder doch vermuten.

Glaubte er vielleicht doch noch, seine Zeit werde wieder einmal kommen? Seine lange Krankheit, sein verhältnismäßig frühes Ende haben es unmöglich gemacht, darauf zu antworten. Ohne daß ich mit ihm stets einverstanden gewesen wäre, bedaure ich doch seinen Tod auf das lebhafteste, nicht nur wegen unsrer freundschaftlichen Beziehungen, sondern als Politiker. Er war einer von denen, die in das Zeitalter des allgemeinen Stimmrechts passen, denn er hätte sich leichter hineingefunden als die meisten von uns älteren österreichischen Politikern; er war aber, wie ich bestimmt glaube, weit davon entfernt, in einem radikal-demokratischen Wahlgesetz den endgültigen Abschluß aller politischen Entwicklung zu erblicken; und wäre er aktiv geblieben oder es wieder geworden, so wäre er gewiß heute und in kommenden Tagen unter jenen zu finden gewesen, die sich in eine defensive Stellung gedrängt fühlen. Jeder Baum kommt ex radice, und jeder Baum strebt himmelwärts; daß aber die radikalen Bäume überall auf der Welt in den Himmel wachsen, ist deshalb nicht notwendig; über diesen Satz hätte

ich gewiß mit Steinbach mehr übereingestimmt als mit der Mehrzahl unsers neugewählten Abgeordnetenhauses. Allein auch abgesehen von der Politik bedeutet Steinbachs jahrelange Kränklichkeit und ihr trauriger Abschluß einen großen Verlust für die allgemeine Sache. Er war einer der stärksten Arbeiter, die ich kannte; „stark" nicht nur durch die von ihm persönlich geleistete Arbeit, sondern durch den Impuls, den er andern gab, durch Beispiel und Antrieb. Stets werde ich mich einer von mir präsidierten Sitzung im Justizministerium erinnern, die ich einberufen hatte, um darüber schlüssig zu werden, ob die seit langer Zeit nötig gewordene Reform unsers Strafrechts in Form einer Novellargesetzgebung oder durch eine neue Kodifizierung des ganzen Stoffes erfolgen solle. Es war ein kleiner, aber auserlesener Kreis von erfahrenen, hochgebildeten Beamten. Alles, was die Redner vorbrachten, hatte Gewicht und Bedeutung. Als aber Steinbach als Rangsjüngster zuletzt sprach, da war mir zumute, als käme ein Riese, der eine von mehreren mühsam und langsam fortbewegte Last mit einem mächtigen Stoß vorwärtsbrächte. Daß diese fast dämonisch zu nennende Eigenschaft, andre fortzureißen, immer nur Gutes bewirkt hätte, will ich, bei aller Achtung vor Steinbachs guter Absicht, nicht behaupten; ich glaube beispielsweise noch immer, Steinbach und das ganze von ihm damals vorwärtsgetriebene Kabinett Taaffe habe durch die Einbringung der Wahlreformvorlage des Jahres 1893 einen Fehler gemacht; allein wenn wir den Verlauf der Dinge in meinem Vaterlande betrachten, müssen wir doch sagen, daß im großen und ganzen wir eher an einem Mangel an Impuls leiden als durch das Gegenteil; um so erfreulicher ist es, daß gerade an der Stelle, an der Steinbachs Begabung zuerst sich in glänzendem Licht zeigte, in der legislativen Abteilung des österreichischen Justizministeriums, in Dr. Kleins, des jetzigen Ministers, Person ein Mann erschien, der durch die Schaffung des neuen, auch im Deutschen Reiche hochangesehenen Zivilprozesses eine der größten legislativen Leistungen der Neuzeit vollbracht und dadurch nicht nur seine juristische Meisterschaft, sondern auch seine Tatkraft in tatenarmer Zeit bewährt hat!

*

Noch möchte ich weniges über Steinbachs Lebenslauf beifügen: Er war der Sohn eines in kleinen Verhältnissen lebenden jüdischen, später getauften Juweliers oder Juwelenhändlers, hatte die Handelsschule besucht, war aber von seinem Vater, den der Schulleiter, auf das ungewöhnliche Talent des Knaben hinweisend, dazu vermocht hatte, in ein Gymnasium geschickt worden. Nach Vollendung der Studien und Erwerbung des juridischen Doktorgrades hatte er Gerichts- und Advokatenpraxis geschöpft. Er machte dabei, wie er interessant erzählte, u. a. die Bekanntschaft des wegen seines Rednertalentes, seines riesigen Gedächtnisses und seiner Aehnlichkeit mit Napoleon I. berühmten Dr. von Mühlfeld. Zur Dienstleistung ins Justizministerium einberufen, arbeitete Steinbach insbesondere in der legislativen Sektion. Da geschah es eines Tages, daß einer der größten europäischen Finanziers (kein Oester-

reicher) die direkte oder indirekte Unterstützung der österreichischen Regierung zu einer großartigen Finanzoperation (in ausländischen Werten) anstrebte. Steinbach wurde beauftragt, die Sache zu studieren. Er tat es und legte sein Urteil über das Projekt in einer schriftlichen Arbeit nieder, in der sich allerlei zeigte: Steinbachs Scharfsinn, sein unbestechliches, in Fragen finanzieller Solidität sehr strenges Urteil, aber auch die Leichtigkeit, mit der die Söhne seines Stammes sich schnell in komplizierte Finanzfragen hineinfinden. Mit aller Entschiedenheit riet Steinbach von jedem Entgegenkommen ab, und sein Rat wurde befolgt; er selbst aber hatte durch seine Haltung in dieser Frage das Vertrauen des damaligen Ministerpräsidenten Grafen Taaffe, sich erworben, und dieser Umstand hat gewiß zu seiner späteren Karriere beigetragen. (Von Taaffe aufmerksam gemacht, habe ich das betreffende sehr interessante Aktenstück viele Jahre später aus der Registratur des Justizministeriums ausgehoben und gelesen.) Die sozusagen angeborene, als Stammeseigenschaft überkommene leichte Orientierung in Finanzsachen zeigte sich, wie erwähnt, auch da, als Steinbach als Finanzminister die Valutaregulierung einleitete. Ich kann nicht umhin, eine kleine, aber sehr charakteristische Begebenheit aus jenen Tagen zu erzählen, die mir Steinbach selbst mitgeteilt hat. Er verhandelte unter vier Augen mit einem Finanzier, dem Vertreter einer wichtigen Gruppe. Steinbach erkannte sofort die ihm von diesem Herrn gemachten Vorschläge für allzu belastend für den Staat, also für unannehmbar, und sagte dem Finanzmann: „Nein, mein Lieber, so dürfen Sie mir nicht kommen! — Da mache ich das Geschäft lieber in mir!" — „In mir?!" rief der Finanzmann, gleichzeitig bestürzt und angeheimelt. „Gott, Exzellenz, wie kommen Sie zu dem schönen Ausdruck?"

Die Heiterkeit, mit welcher Steinbach solche Vorgänge erlebte, ja provozierte, hat während seiner letzten Krankheit natürlich nachgelassen. Wenn auch sehr kräftig und zäh, war er freilich wohl schon früher nicht mehr recht gesund. Mitschuldig an seinem Leiden ist gewiß seine fast fanatisch zu nennende Arbeitsamkeit gewesen. Er gönnte sich keine Ruhe, Essen und Trinken spielten sozusagen keine Rolle in seinem gewöhnlichen Leben. War er doch in seinen jungen Jahren, da er zu einer zeitlichen Morgenstunde Vorlesungen an der orientalischen Akademie hielt, oft bis spät am Nachmittag nüchtern geblieben — weil er zeitlich keinen Appetit hatte und später einfach das Essen vergaß, wenn einmal in der Arbeit. Gewiß kann man sagen, daß seine rastlose Tätigkeit wesentlich zu seiner Kränklichkeit und zu seinem Tode beigetragen hat; ich glaube, als Steinbach anfing sich zu schonen, da war es schon zu spät!

*

Meinen persönlichen Beziehungen zu Steinbach verdanke ich unter vielen andern auch eine Begegnung mit einem Manne, der, viel weniger bekannt, in sehr bescheidenen Stellungen lebend, eine höchst interessante Erscheinung war: ich meine den vor wenigen Jahren in Wien verstorbenen Hermann von Löhner. Er war der Sohn des Ludwig von Löhner, eines der radikalsten Abgeordneten

in Wien und Kremsier, eines leidenschaftlichen und wirkungsvollen Redners. Löhner senior mochte sich nach der Auflösung des Kremsier Reichstags nicht sicher fühlen, er floh ins Ausland und brachte den Rest seines Lebens großenteils im südlichen Frankreich zu, dessen mildes Klima dem brustkranken Mann zusagte. Hermann Löhner war infolge dieses Jugendaufenthalts — er war in Südfrankreich entweder geboren oder doch erzogen — des Französischen in seltenem Maße mächtig. Noch besser vielleicht sprach und schrieb er Italienisch (ob er auch nach Italien durch seinen Vater oder auf eignen Antrieb gekommen war, weiß ich nicht). Er hatte viel in Venedig gelebt, so daß er ein halber Venezianer geworden war; allerdings ein Venezianer alten Stils, ein Venezianer früherer Zeiten, deren Geschichte er in den dortigen Archiven fleißig studiert hatte. Löhner, ein mittelgroßer, hagerer Mann mit grauem Vollbart, stets sehr unruhig bewegt, dabei im persönlichen Verkehr sehr liebenswürdig und gesprächig, war infolge seiner kranken Nerven auf lange Zeit ein Sonderling geworden, nicht im Sinne der Absonderung, denn er war gesellig gestimmt, wohl aber durch auffallende Sonderbarkeiten, z. B. dadurch, daß er stets mit bloßem Kopfe herumging und nicht zu bewegen war, eine Eisenbahn zu benutzen. Als Löhner sich zum Zweck seiner archivalischen Studien einst für längere Zeit in seine Lieblingsstadt Venedig begab, war guter Rat teuer. Bekanntlich ist die Stadt durch die gerade damals unpassierbare Lagune vom Lande getrennt, die einzige Verbindung stellte die Eisenbahnlagunenbrücke dar. Da Löhner auf normalem Wege diese nicht benutzen konnte oder wollte, erwirkte er sich von der italienischen Regierung einen „permesso“, um zu Fuß die Eisenbahnbrücke zu überschreiten.

Ueberhaupt machte damals der obwohl nervenleidende, aber kräftige Mann seine Reisen zu Fuß oder in einem kleinen Pferdewagen. (In seinen letzten Lebensjahren hat sich, glaube ich, sein Zustand gebessert.) In Venedig arbeitete, studierte und forschte er nach Herzenslust. Eine Frucht seiner Bemühungen war ein in italienischer Sprache erschienenes gelehrtes Werk über den Venezianer Lustspieldichter Goldoni. Im übrigen studierte Löhner viel und wußte auch viel von der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt. Etwas rätselhafte, phantastische, abenteuerliche Gestalten reizten seinen Forschertrieb ganz gewaltig; so die drei großen Abenteurer St. Germain, Cagliostro, Casanova; der letztere interessierte ihn schon als Venezianer, hatte sozusagen einen Stein im Brett.

An Casanovas Wahrheitsliebe durfte man nicht zweifeln. Als ich mir einst erlaubte zu sagen, daß der abenteuerliche Herr in der Erzählung seiner Liebesabenteuer doch vielleicht etwas übertrieben haben dürfte, war Löhner beinahe gekränkt. Um mich eines Besseren zu belehren, erzählte er, wie er Casanovas Glaubwürdigkeit durch Forschungen in einem Venezianer Pfarrarchiv geprüft und bewährt gefunden habe u. s. w.

Sehr merkwürdig war sein Urteil über Cagliostro, von diesem behauptete er in vollem Ernst, er habe übernatürliche Kräfte gehabt. Da ich mich dieser Behauptung gegenüber etwas zweifelnd verhielt, meinte Löhner: „Nennen Sie

es Hypnose, wenn Sie wollen, mir kommt es auf den Namen nicht an." — Er wies darauf hin, daß Goethe, der stets objektive, ruhige Olympier, in seinen Schriften von Cagliostro spreche und ihn als „Ungeheuer" bezeichne; der Olympier müsse also ganz furchtbare Dinge über Cagliostro gewußt (oder vorausgesetzt) haben, sonst hätte er sich nicht so ereifert. Nach seiner Vermutung habe Cagliostro, den man ja gemeinhin als Schwindler bezeichnet, allerdings als solcher seine abenteuerliche Laufbahn begonnen; dann aber sei er durch die Lesung der Schriften Swedenborgs auf die Möglichkeit aufmerksam gemacht worden, mit einer andern Welt in Verbindung zu treten, und diese Möglichkeit habe er ausgenutzt. Sehr interessant, aber bewiesen hat Löhner seine Vermutungen in meinen Augen nicht.

Den für mich interessantesten, weil rätselhaftesten der drei Abenteurer, den Grafen St. Germain, hielt Löhner für das, was er gewiß auch gewesen ist, für einen geheimen politischen Agenten großen Stiles; daß ihn Ludwig XV. hinter dem Rücken seiner Minister verwendet hat, scheint allerdings sicher.[1]) Ob sich aber das Wesen und die Bedeutung des Geheimnisvollen in dieser seiner Tätigkeit erschöpft, ist freilich eine andre Frage, die wohl auch Löhner nicht beantworten konnte. Rätselhaft bleibt jedenfalls sein Ursprung, rätselhaft der Umstand, daß er irgendwo von einem glaubwürdigen Zeugen als fünfzigjährig bezeichnet wird, nach einem halben Jahrhundert von einem ganz andern, ebenfalls unverdächtigen Zeugen gesehen und seinem Aussehen nach abermals sein Lebensalter auf fünfzig Jahre geschätzt wird! — War St. Germain wirklich ein Gaukler, wie beispielsweise in den angeblichen Memoiren der Marquise von Créquy behauptet wird, so war er einer der größten seiner Gilde. Leider ist der Verfasser der vielbewunderten, sehr unterhaltenden Memoiren wahrscheinlich selbst ein über Aufruhr klagender Gracche, d. h. die Memoiren gelten heute, soviel mir bekannt, als apokryph, also als literarischer Schwindel. Viel Interessanteres als die gedachten Memoiren, aber auch nichts Aufklärendes bringen die Aufzeichnungen des Grafen Lemberg, der sich selbst als „Mondain" bezeichnet und an verschiedenen Zentralorten Europas gelebt hat.

Doch ich kehre nach dieser kleinen Abschweifung zu Löhner zurück. Er war gleich seinem Freunde Steinbach ein hochgebildeter Mann, ja ein Gelehrter, er war auch ebenso einfach und bescheiden in seinen Ansprüchen an das Leben. Er hatte als Bankbeamter von seinem Gehalt gelebt, bis ihm eine kleine Erbschaft zufiel, die ihm gestattete, als Privatmann seinen Studien zu leben. Mit einer wirklich rührenden Bescheidenheit rühmte er sich damals mir gegenüber, nunmehr das Ziel seiner Jugendwünsche erreicht zu haben: eine Wohnung im „Matschakerhof" (einem der ältesten Hotels in der inneren Stadt Wien). Glänzend war die Ubikation, in der ich ihn wiederholt aufsuchte, nicht; sie war klein und

---

[1]) Nach Löhners Meinung habe St. Germain seine alchimistische Küche nur deshalb eingerichtet, um seine politische Tätigkeit zu verbergen, die Aufmerksamkeit von ihr abzulenken.

sehr einfach möbliert, aber sie enthielt eine Art von Vorzimmer, in der Löhner seine geliebten Bücher unterbringen konnte! — In dieser Wohnung ist er vor wenigen Jahren gestorben. Er hatte zuletzt die Irrwische der Geschichte, die Abenteurer, verlassen und sich der glänzenden Sonne zugewendet, die in unvergänglicher Helle aus Dantes Werken strahlt; seine letzte Arbeit war eine Uebersetzung der „Göttlichen Komödie". Wie weit er mit ihr gekommen ist, weiß ich leider nicht zu sagen!

Englische Kulturwerte[1]

Von

Professor Dr. W. Franz (Tübingen)

Erfreulicherweise wächst die Erkenntnis mit jedem Tage, daß eine nähere Bekanntschaft mit dem politischen Leben, den staatlichen und sozialen Einrichtungen Englands für Deutschland eine unabweisbare Notwendigkeit ist. Die Insel birgt ungehobene Schätze. Für die politische und kolonialwirtschaftliche Erziehung unsers Volkes ist sie ein wahres Treasure Island, nur ist diese Erkenntnis in den breiten Massen noch nicht über das Dämmerstadium ahnenden Bewußtseins hinaus gediehen. Die Kultur des großen Germanenvolkes über dem Kanal für die Entwicklung und die Interessen der eignen Nation nutzbar zu machen, muß eine unsrer nächsten Aufgaben sein. Den Weg, den die Engländer in der äußeren Politik schon seit mehr als zweihundert Jahre gegangen sind, haben wir in der neuesten Zeit betreten. Große dauernde Erfolge sprechen für die Richtigkeit ihrer Methode. Ihre Erfahrung müssen wir uns zu eigen machen. Wir müssen bestrebt sein, die hohen Werte ihrer Kultur in Münze deutscher Prägung umzusetzen. Dies ist das Ziel und der Zweck eines ausgedehnteren Studiums der englischen Kultur. Dem Unternehmen stellen sich indessen von vornherein Schwierigkeiten in den Weg. Nicht etwa bei dem Großkaufmann

[1]) Für das Studium des Charakters und der Entwicklungsgeschichte der englischen Nation und ihrer Kultur möchte ich auf einige Werke hinweisen, die mir für diesen Zweck besonders geeignet erscheinen und denen ich selbst Gedanken und Anregung zur Beobachtung verdanke: E. Boutmy, The English People (London, Fisher Unwin, 1904), übersetzt aus dem Französischen; Boutmy ist ein Schüler Taines; H. Taine, Notes sur l'Angleterre (Paris, Hachette), zwar schon etwas alt (zuerst 1871), aber immer noch wertvoll; C. Peters, England und die Engländer (Berlin 1904); Carlyle, The English, enthalten in Past and Present; R. W. Emerson, English Traits (London, Routledge); England in deutscher Beleuchtung, herausgegeben von Th. Leuschau (Gebauer-Schwetschke, Halle a. S.), Heft 1—8; J. R. Green, A short History of the English People (London, Macmillan); Sir J. R. Seeley, The Growth of British Policy (Cambridge 1903); Sir J. R. Seeley, The Expansion of England (London, Macmillan, 1904); G. Wendt, England (Leipzig, Reisland). Für Amerika kommt in erster Linie in Betracht: J. Brice, The American Commonwealth (London 1903 und 1906), 2 Bde.

oder bei dem Lehrer des Englischen auf Universität und Schule, denn dieser hat, namentlich wenn er im Lande selbst war, Gelegenheit genug, sich von den seltenen Schätzen der englischen Kulturwelt, die gerade uns vonnöten sind, zu überzeugen. Aber um so mehr bei dem deutschen Laien. Sein Blick haftet an der ihm unsympathischen Figur des Briten, wie er früher besonders auf dem Kontinent aufzutreten pflegte. Seine Abneigung gegen die Person überträgt er auf Land und Kultur. Sie verschleiert ihm den Blick, trübt das Urteil und läßt ihn das Wertvolle der britischen Kultur und die sympathischen Züge der Person nicht erkennen. Warum ist der Brite uns nun so häufig unsympathisch? Diese Frage möchte ich zunächst beantworten und zugleich damit die Betrachtung der Person des Engländers in den Vordergrund stellen. Denn weil die Personen hüben und drüben sich nicht kennen, sind sie geneigt, sich ungünstig zu beurteilen und mit Mißtrauen zu beobachten.

Der Engländer ist niederdeutscher Herkunft, still und ernst, und hat dazu die charakteristischen Eigenschaften des Insulaners. Trotz der normännischen Invasion, trotz der vorübergehenden Schwärmerei für französische Sitte und Lebensart in der Restaurationszeit ist er ganz Germane geblieben. Auch seine Verkehrsformen sind germanisch: ruhig, gemessen, aber nicht ohne Wärme. Der Deutsche auf der andern Seite steht mit seinen Anschauungen von Höflichkeit und Verkehrssitte unter französischem Einfluß, der im achtzehnten Jahrhundert besonders mächtig war. Daraus namentlich resultiert eine Verschiedenheit der Manieren, die der richtigen Einschätzung des Charakters auf beiden Seiten im Wege steht. Eine Verbeugung ist der Brite geneigt als einen Akt der Servilität aufzufassen, welche die Manneswürde beeinträchtigt. Unmotivierte Höflichkeitsbezeugungen wird er leicht als Liebedienerei und Schwäche ansehen. Leere Freundschaftsbeteuerungen sind der britischen Nation gegenüber deshalb stets ein Fehler. Sie gewinnen nicht, fordern aber leicht den Spott heraus. Dagegen werden solide Leistungen, kluge Maßnahmen, absolute Temperamentlosigkeit in der Politik, ruhige und selbstbewußte Haltung ihre Achtung, wenn nicht ihre Sympathie sichern. Im Grunde seines Wesens ist der Engländer ein aufrichtiger und solider Charakter, dem alles Unechte zuwider ist. Seine Verkehrsformen sind einfach und ruhig würdig. Sie wenden sich an den Mannescharakter. Handschlag und how are you? genügen ihm zur Begrüßung. Die Manieren des Franzosen und Oesterreichers, lebhaft und unruhig wie sie sind, sind ihm unsympathisch, weil sie sich an die Schwächen des Menschen wenden: sie suchen zu kaptivieren.

Der Brite seinerseits steckt als Insulaner voller Vorurteile, die er nur unvollkommen verbirgt. Die ungeheuern Erfolge in der Welt, die ihm Reichtum und Macht gegeben, haben ihn stolz gemacht. Er ist von Natur religiös, glaubt sich von der Vorsehung zu großen Dingen ausersehen und meint deshalb auf den Kontinentalmenschen herabschauen zu können. Er hat sich daran gewöhnt, ihn für inferior und für moralisch minderwertig zu halten. Erst seit dem Burenkrieg hat er angefangen, die altererbten Vorurteile zu revidieren und auf ihre Berechtigung hin zu prüfen.

Wenn der Deutsche sich über Rücksichtslosigkeit seitens des Briten beklagt, so liegt zum Teil hierin der Grund, vielfach aber auch in einer Empfindlichkeit, die der kleinere Mann dem starken und mächtigen gegenüber zu haben pflegt. Das Unbehagen und latente Uebelwollen, das der Deutsche dem Briten gegenüber mitunter hat, ist nicht frei von Mißgunst und leider auch nicht frei von Neid. Das Gefühl der fremden Ueberlegenheit nimmt bei dem Schwächeren leicht diese Form an.

In der neuesten Zeit hat die Konkurrenz auf dem Weltmarkt die Gegensätze bis zu feindseliger Eifersucht gesteigert. Der Brite ist in den breiten Schichten des Volkes zu wenig gebildet, um die Notwendigkeit unsers Wettbewerbs in ihren tieferen Ursachen zu erkennen. Die große Masse erblickt in ihm vielfach einen Ausdruck persönlichen Uebelwollens, persönlicher Böswilligkeit. Der Brite sieht sich in seinen Interessen geschädigt, auf dem Weltmarkt an vielen Stellen verdrängt und hat auch wohl Sorge um seine Seeherrschaft. Vor deutscher Intelligenz und Initiative im Handel hat er eine geradezu abergläubische Furcht. Der englische Kaufmann hätte wohl Lust, den Deutschen beizeiten niederzuringen, wie der Brite der Reihe nach im Laufe der Jahrhunderte den Spanier, den Holländer und Franzosen niedergekämpft hat, aber der gebildete und einsichtige Engländer wünscht keinen Krieg mit uns, er wäre unmoralisch und außerdem ist das Experiment zu gefährlich. Der Brite ist seiner sieghaften Ueberlegenheit nicht mehr so gewiß wie früher. Die wachsende deutsche Flotte beunruhigt ihn, wenn auch ganz ohne Grund, und in der Konstitution des Deutschen Reichs sieht er keine ausreichende Garantie gegen politische Ueberraschungen. Alles dies hat eine Nervosität gezeitigt, die vernünftige Erwägungen in weiten Kreisen des englischen Volkes zeitweilig wenigstens auszuschließen scheint.

Ein feindlicher Zusammenstoß der beiden Mächte würde weder uns noch England auf die Dauer Gewinn bringen, aber für beide ein furchtbares Unglück sein, dessen Konsequenzen sich nicht absehen lassen. Und hierüber sind sich die Einsichtigen auf beiden Seiten nicht im Zweifel. Blutige Händel zwischen den beiden vornehmsten Germanennationen der Welt wäre ein überaus trauriges Spektakel für die übrige Menschheit. Eine solche Eventualität muß durch eine intimere Bekanntschaft, eine wohlwollendere und vielseitigere Wertschätzung auf beiden Seiten nicht nur verhindert, sondern für alle Zeiten unmöglich gemacht werden. Durch ein Studium der Geschichte und der Kultur des englischen Volkes wird unsrerseits jedenfalls das nötige geschehen. Es sind Anzeichen vorhanden, daß man sich auf beiden Seiten ernstlich bemühen wird.

Betrachten wir nun den Engländer, wie er vielen Deutschen so ganz fremd und unsympathisch gegenübersteht, betrachten wir ihn in seinen feineren Typen als ein Produkt einer alten und hohen Kultur, er wird sicher an Interesse und Sympathie gewinnen. Die Betrachtung wird uns den Weg weisen, wie wir uns mit ihm und seinem Volk in friedlichem Wettbewerb abfinden können. Und drüben auf der Insel erkennt man immer mehr, daß die deutsche Kultur viele und große Werte hat, die den Briten bilden und fördern können.

In der Typenreihe der Individuen einer Nation spiegelt sich die Kultur von ehedem und jetzt am greifbarsten wider. Und nach scharf ausgeprägten Menschentypen braucht man gerade in England nicht zu suchen. Sie finden sich überall: in der Aristokratie, in der Armee, unter dem Bürgertum, in der Kirche. Die Pflege der Individualität wird als Prinzip anerkannt. Die puritanischen Grundanschauungen und der ererbte Begriff der Respektabilität setzen ihr allerdings feste Schranken. Solange ein Individuum nicht störend in den Interessenkreis eines andern eingreift, duldet man es in seiner Eigenart. An Exzentrizitäten in Kleidung und Erscheinung nimmt man weniger Anstoß als auf dem Kontinent. Gleichmacherei und Züchtung von Dutzendmenschen ist dem Briten in der Seele verhaßt. Vor der natürlichen Artung zeigt er überall Achtung. Da, wo er als Lehrer, Beamter, Richter, belehrend, mahnend oder strafend auftritt, übt er stets die weitgehendste Nachsicht. Neigung zu Unduldsamkeit herrscht lediglich auf religiösem Gebiet in England. Dies zeigt zur Evidenz die Geschichte der Katholikenemanzipation, die nach langen Kämpfen erst im Jahre 1828 zustande kam. Der Fremde ohne positiven Glauben tut auch heute noch wohl daran, in eine Diskussion über religiöse Fragen in England sich nicht einzulassen. Er läuft Gefahr, ernstlich mißverstanden zu werden.

Das englische Individuum ist einseitig soziativ. Aus der Oeffentlichkeit zieht es sich scheu in Familie und Klub zurück. Der Elisabethaner lärmte noch auf der Straße und in der Taverne. Er war trunkfroh, mitteilsam und suchte die Oeffentlichkeit. Mittlerweile hat der Puritaner dem Briten die Hand auf den Mund gelegt, der große Verkehr hat ihn vorsichtig und wortkarg gemacht. Berufsinteressen und Gemeinschaft in Politik und Glaube bestimmen in der Regel seinen Verkehr außerhalb der Familie. Bei dem scharf ausgeprägten Charakter des Individuums gibt es der Klassenabstufungen viele. Sie sind mitunter schroff und gestatten häufig keinerlei Ausgleich. Es liegt dies an den Standesvorurteilen, von denen die des alten Aristokraten entschieden die zähesten sind, an den konservativen Sitten und Lebensgewohnheiten des Engländers und an seiner geringen Elastizität des Geistes. Was die Abstände in den oberen Gesellschaftsschichten besonders weit und öde macht, ist ein kalter, unnahbarer Stolz. Der Emporkömmling findet sich gewöhnlich in der ersten Generation in den höheren Gesellschaftskreisen nicht zurecht. Den Gentleman in Haltung und Gesinnung züchten eben nur die Generationen. An den beiden Enden der gesellschaftlichen Stufenleiter stehen scharf ausgeprägte Typen. Der englische Proletarier der niedersten Stufe ist über die Maßen roh und unwissend, der deutsche steht weit über ihm an Bildung und intellektueller Fähigkeit. Auf der andern Seite repräsentiert der Gentleman die höchste Blüte englischer Kultur. An ihm muß der Wert der Nation gemessen werden.

Charakter, Moral und Lebenshaltung bedingen die Eigenart des Gentleman in weit höherem Maße als intellektuelle Bildung. Der Begriff schwankt in seinem Werte nach den verschiedenen Gesellschaftsklassen. Der Mann ohne Bildung, mit oder ohne Besitz, sieht die finanzielle Unabhängigkeit und den Komfort des

Lebens, den sie gewährt, als das charakteristische Merkmal des Gentleman an. Dieser selbst dagegen macht die ethischen Qualitäten zur Grundforderung für das Prädikat. Den Geistlichen sieht man in jedem Falle als einen Gentleman an, hat er auch nur ein Einkommen von 100 Pfund Sterling im Jahr. Ihm steht jeder Salon offen, nicht dagegen ohne weiteres dem praktizierenden Arzt, dem Advokaten oder Architekten. Die Qualitäten eines Gentleman setzte man als selbstverständlich voraus bei den auf den alten Universitäten Gebildeten. Die englische Universität leiht dem Studierenden die ruhigen und feinen Umgangsformen, den Takt im Verkehr und gibt ihm die vornehme Gesinnung. Der Verkehr mit einem Gentleman hat einen schwer zu beschreibenden Reiz, den nicht nur der Ausländer, sondern auch der Brite von dem John-Bull-Typus fühlt. Wie der Gentleman auf den Ungebildeten wirkt, sieht man am besten in dem Hause eines englischen Aristokraten. In schweigender, fast scheuer Ehrfurcht, die auch durch die Etikette hindurch leicht zu erkennen ist, bewegen sich die Dienstboten um den Herrn und seine Familie. Die Temperatur des Verkehrs ist in der Regel recht kühl. Die demokratischen Tendenzen der neuen Zeit haben mit hierzu beigetragen. Der Herr hat sich von jeher dem Diener gegenüber nichts vergeben und letzterer hält auf „self-respect“. So ist denn auf beiden Seiten ein hoher Kragen Mode geworden.

Das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist in dem heutigen England überhaupt charakterisiert durch Mangel an persönlichem Interesse. Mit dem Glockenschlag verläßt der englische Kommis das Kontor und mag der Prinzipal unter Umständen auch bei der Ueberlast der Arbeit verzweifeln. Selbst gegen Extravergütung sind seine Dienste nicht immer zu haben. Der Prinzipal bedauert das geringe Entgegenkommen seiner Leute, aber er sinnt nicht auf Repressalien. Der Untergebene hält sich in der Regel an den kalten Buchstaben des Arbeitsvertrages und dies ist sein gutes Recht. Der Arbeitgeber will es ihm nicht verkümmern. Die Anschauungen, die den britischen Handel beherrschen, sind durchaus rechtliche. Die Geschäftspraxis ist solid und die britische Ware ist bekannt wegen ihrer Güte. Den Schwindel will der Londoner Kaufmann erst von den Hamburgern gelernt haben. Die jungen deutschen Kaufleute schätzt er indessen ungemein hoch wegen ihrer Sprachkenntnisse und ihrer dienstbereiten Zuvorkommenheit, die man beide dem jungen Briten im Handel nicht gerade nachrühmen kann.

Trotz der ausgeprägten Klassenunterschiede gibt es doch keinen eigentlichen Klassenhaß in England. Der Besitzlose fühlt den Druck der Armut, aber er haßt den besser Situierten nicht lediglich ob der Tatsache, daß er wirtschaftlich besser gestellt ist. Er ist politisch zu gebildet und weiß, daß es Armut geben wird, solange die Erde steht. Der gebildete Engländer seinerseits ist frei von jenem brutalen Hochmut, der mit Geringschätzung auf den arbeitenden Mann herabschaut. Seine Bildung, im wahren Sinne des Wortes humanistisch, schützt ihn vor einer derartigen Selbstüberhebung. Seine Haltung der Gesamtheit des arbeitenden Volkes gegenüber ist eine wohlwollende. Wenn er auch immer

darauf bedacht sein wird, seinen Klassenabstand sorgfältig zu wahren, so sorgt er doch in opferwilligster Weise für die Bedürfnisse des arbeitenden und leidenden Volkes durch Wohlfahrtseinrichtungen der mannigfachsten Art. Die englische Lady leistet in der Fürsorge für Kranke und Arme Ungeheures. Wer England und den Engländer in dem Kern seines Wesens kennen lernen will, der muß einmal in dem Lande krank geworden sein. Das Eis scheinbar teilnahmsloser Zurückhaltung zerfließt dann in hingebungsvoller Fürsorge und dienstbereiter Opferwilligkeit. Dem Hilflosen und Kranken beizustehen, hält der Engländer für seine Pflicht. Es ist die Pflicht der Nächstenliebe und großen Menschentums. Anerkennung erwartet er von dem Ungebildeten nicht. Dies ist einer seiner großen Züge. Er trägt wesentlich dazu bei, die Gegensätze, die Geburt und Fortuna geschaffen, auszugleichen. Man gibt und hilft, wenn auch die Miene verschlossen ist. Allerdings liegt häufig die Bibel bei der Arzneiflasche. Im allgemeinen ist der Brite ein Anhänger der organisierten Wohltätigkeit, wie sie Carnegie in so großartigem Maßstabe vertritt. Dasselbe Individuum, das eben einen Scheck über 50 Pfund Sterling für ein Hospital ausgestellt hat, wird einen Bettler mit harten Worten von dannen jagen, der mit einem Penny zufrieden sein würde. Betteln ist ehrlos, auch wenn es in der Form des Geldleihens geschieht. Der Bettler ist weit schlimmer dran in England als der Kranke. Die englischen Hospitäler sind musterhaft in ihren Einrichtungen und werden meist durch freiwillige Beiträge unterhalten. Den Armenhäusern hat es von jeher am Besten gefehlt, und die Charitas hat zu keiner Zeit in ihnen gewohnt.

Die Bande zwischen Individuum und Familie und zwischen Individuum und Staat sind zugleich zart und stark. Mag der Engländer auch in jungen Jahren schon die Heimat verlassen, sein Leben strebend und erwerbend in fremden Ländern verbringen, wenn das Haar erbleicht und die Sonne des Lebens sich zur Rüste neigt, so überkommt ihn eine weiche, schwermutsvolle Sehnsucht nach der Heimat, nach dem home, sweet home. In dem starken Heimatsgefühl, in der anhänglichen Liebe an die Stätten der Jugend, an den Herd des väterlichen Hauses liegen starke Kräfte, die den Briten in der fernen Welt mit dem Heimatland dauernd verbinden und ihm immer neue Kraftquellen erschließen und neu erworbene Schätze zuführen. In der Familie liegen auch die ethischen Kraftwurzeln der Nation. Die Begriffe von Wahrhaftigkeit und Treue, von Aufrichtigkeit und Mannesmut nimmt der Knabe mit aus dem Elternhaus.

Die Religion steht in der Erziehung sehr hoch. Auch der gebildete Engländer ist in der Regel gläubig und schätzt ein positives Bekenntnis in andern. Die Rätsel der unsichtbaren Welt sind für ihn durch den Glauben gelöst. Zu philosophischer Spekulation hat er weder Neigung noch Veranlagung. Auf diese Weise bleiben dem jungen Engländer in der Regel die Kämpfe der inneren Entwicklung erspart. Das achtzehnte Jahrhundert hat das aus schweren religiösen Kämpfen hervorgegangene England von der Notwendigkeit der Toleranz überzeugt. Seitdem hat die Religion des Engländers in ihren verschiedensten Formen

den Fanatismus immer mehr abgestreift und ist dem Volke zur vornehmsten Kraftquelle geworden.

Die Formen und Einrichtungen der anglikanischen Kirche sind zwar alt und reformbedürftig, aber das religiöse Leben außerhalb derselben zeigt um so mehr junge und starke Triebkraft. In einer Art konservativer Scheu hält der Brite an alten Formen fest, auch wenn sie in die neue Zeit nicht mehr passen. Trotz eines immer stärker werdenden Bedürfnisses nach durchgreifenden Reformen im Schulwesen hängt ein großer Teil des Volkes an alten Lehrmethoden und unzeitgemäßen Einrichtungen. Das Wissensquantum, das die Schule vermittelt, ist gering. Ihr Hauptzweck ist, den Charakter zu formen und dem Willen Richtung zu geben. Mit Nachdruck kultiviert sie die soziativen Instinkte und männlichen Tugenden des britischen Volkes. Sie ist bestrebt, ein kraftbewußtes, reines, unabhängiges Individuum herauszuarbeiten, das über das eigne Selbst unbedingte Herrschaft übt. Daher die beständige Betonung des „self-respect" und die Pflege des Sports in einer großen Mannigfaltigkeit der Form. Den Jungen, der mutwilligerweise Fenster und Laternen zerstört, trifft die Rache des Schicksals von Norden her, aber den Lügner meiden die Genossen wie den Träger einer ansteckenden Krankheit. Wahrhaftigkeit ist die vornehmste Tugend des werdenden Gentleman. In dem Kampf gegen „self-indulgence" in jeder Form appelliert die englische Erziehung bereits in dem Knaben an die Würde und Festigkeit des Mannes. Für die Poesie der Trinkstimmung ist der Engländer von heute nicht mehr zugänglich. Dafür hat die Temperenzbewegung gesorgt. Vor achtzig Jahren noch war ein Mann, der drei Flaschen Portwein vertragen konnte, ein Gegenstand der Bewunderung, heute wendet man sich von ihm ab. Der Engländer kultiviert die Formen der Erholung und des Lebensgenusses, die Vergnügen und zugleich Kraft und Gesundheit bringen. Dies gilt auch für den englischen Studenten.

Gelehrtes Wissen hat nicht das Ansehen wie bei uns. Ist es auf Kosten der Gesundheit erworben, so erregt es leicht mitleidsvolles Bedauern, oder steht es im Mißverhältnis zu der natürlichen Begabung des Individuums, so steigert es nicht das Ansehen des letzteren. Wissen, das sich nicht in reale Worte umsetzen läßt und die Lebensbedingungen des Trägers erhöht, verfällt leicht dem Fluch der Lächerlichkeit. Der Theorie und der Systembildung ist der Brite durchaus abhold, sie absorbieren und binden Kraft. Der Idealismus der produktiven Unfruchtbarkeit ist ihm fremd, er schätzt ihn auch nicht in Gestalt eines dicken Buches. Der Brite schaut nach Werten in Ideen und Dingen. Die natürliche Leistungsfähigkeit von Körper und Geist im Verhältnis zu dem aufzunehmenden Wissen richtig abzuschätzen, ist Sache des gesunden Urteils, des common sense. Gegen diesen zu verstoßen ist in England immer prekär. Daß Gesundheit und froher Mut kostbare Güter des Lebens sind, auf die der Mensch jederzeit bedacht sein muß, wird dem Kind von Jugend auf eingeprägt. Bescheidenheit wird nicht unbedingt als eine Tugend angesehen. In dem Kampf ums Dasein kann sie leicht ein Hemmnis werden. Ehrerbietung

gegen Erwachsene lehrt die britische Erziehung nur innerhalb sehr bestimmter Grenzen. Das Alter fordert keinen unbedingten Ehrfurchtstribut von der Jugend. Der junge Brite würde den Anspruch auch sicherlich nicht honorieren. Der Lehrer kennt höhere Güter des Lebens als seine Autorität. Er ist Freund und nach Möglichkeit Genosse des Schülers. Den hohen Anforderungen an seine Geduld entspricht er meist glänzend. An seine Schuljahre pflegt der Engländer in vorgerückterem Alter als an die seligste Zeit seines Lebens zurückzudenken.

Mangel an Intelligenz nimmt man in England nicht tragisch, wohl aber Mangel an Haltung und an Selbstzucht. Für letztere macht man das Individuum verantwortlich, erstere gibt die Natur. Seine Ideale sucht der Engländer selten auf wissenschaftlichem, noch seltener auf literarisch-ästhetischem Gebiet. Sie sind ethischer Art und liegen fern von den heiteren Gefilden der Kunst und frohen Lebensgenusses. Puritanischer Ernst der Lebensauffassung und puritanischer Eifer haben sie auch in die großen Massen des Volkes hineingetragen. Auch dem Ungebildeten geben sie Halt und Festigkeit. Daher kommt es, daß der englische Bürger in seiner Lebenshaltung mindestens ebenso hoch steht wie der deutsche Beamte. Von seinen Idealen zu reden hält der Engländer für überflüssig, dieweil er felsenfest davon überzeugt ist, daß er solche hat und pflegt.

In seiner Berufswahl wird das Individuum von ganz andern Erwägungen bestimmt als bei uns. Sofern die Tradition der Familie nicht maßgebend ist, wenden sich selbstvertrauende Kraft und praktischer Verstand dem Handel und der Industrie zu. Die beschaulicheren Elemente der Nation, für die Geld und Besitz keinen unbedingten Reiz haben, suchen die Beamtenstellen. Die Stellung des Beamten ist in England keine leichte. Man fordert ein reichliches Quantum geduldiger Arbeit von ihm. John Bull hält es nämlich für seine erste und heiligste Pflicht, ihm jeden Tag seines Lebens klar zu machen, daß er ein Diener des Publikums ist. Auch den höheren Beamten läßt er mit your obedient servant unterzeichnen. Bureaukratie duldet er in keiner Form. Weil er selbst in weitgehendstem Maße sich an der Verwaltung und Rechtspflege im Staate beteiligt — man denke nur an das Ehrenamt des Friedensrichters —, hat er es verstanden, sich von Bureaukratentum und seinen Auswüchsen ganz frei zu halten. Seine opferwillige Tätigkeit zum Wohle der Allgemeinheit und seine Wachsamkeit haben einen Beamtentypus gezüchtet, der einzig dasteht. Die sachliche Haltung und die wohlwollende Dienstbereitheit des englischen Beamten werden gerechtermaßen von dem Ausländer gerühmt. Dabei ist er ganz frei von persönlicher Eitelkeit. Auf seinen hohen Qualitäten beruhen die Erfolge der Engländer in den Kolonien, namentlich in Indien. Uniform und Titel dienen weder der staatlichen Repräsentation noch sollen sie die Person des Trägers heben. Beide hält man in den denkbar bescheidensten Grenzen. Dafür zahlt man den Beamten ausreichend.

Den Militarismus bekämpft der Brite in jeder Form. Seitdem er in Cromwells Zeit die Anmaßung und die Brutalität einer Militärherrschaft kennen

gelernt hat, sieht er in dem Militarismus eine kulturfeindliche Macht. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht wird in England jederzeit auf den hartnäckigsten Widerstand stoßen. Sie würde die Eigenart des heutigen England aufheben. Tommy Atkins ist Söldner und Paria. Wenn auch Kipling ihn neuerdings besungen, so hat sich sein Los deshalb doch kaum verbessert. Er kämpft und blutet für sein Land und erhält dafür seinen Sold. Privilegien genießt auch der Offizier nicht, obwohl er sich aus den besten Kreisen des Landes rekrutiert. Er untersteht denselben Gesetzen wie jeder andre Staatsbürger. Duelle sind durch das Gesetz verboten und in England längst ausgestorben. Vor hundert Jahren forderte Thomas Moore noch den Redakteur Jeffrey von der Edinburgh Review wegen eines literarischen Angriffs. Heute würde man lachen über ein derartiges Beginnen. Die Nation ist ruhiger und verträglicher geworden. Mut und Tapferkeit haben keineswegs abgenommen. Mister Bull ist ein rechtlicher und dazu selbständiger Mann. Seine Streitigkeiten schlichtet er selbst. An Polizei und Gericht appelliert er nur im äußersten Notfall. Seine Abneigung gegen abstraktes Denken und gegen die Jurisprudenz als Wissenschaft haben ihn kein eignes Rechtsystem zustande bringen lassen. Er richtet nach ganz dürftigen Normen und nach Präzedenzfällen. Auf die Zivilprozeßgerichtsbarkeit kann der Bürger nur indirekt Einfluß gewinnen und deshalb ist sie schleppend und sehr teuer. Hier herrscht der Advokat. Den Juristen vom Fach schätzt der Brite weder sehr hoch noch ist er geneigt, ihm im Staatsleben und in der Verwaltung höhere Einsicht zuzutrauen. Der Strafprozeß ist ausgezeichnet durch seine Milde und durch den weitgehenden Schutz, den er dem Angeklagten zuteil werden läßt. Den Angeklagten als nichtschuldig zu betrachten, solange seine Schuld nicht unzweifelhaft erwiesen ist, gilt als oberster Grundsatz. Bei Verhaftungen und Haussuchungen beobachtet die Exekutive äußerste Zurückhaltung. Die Liberty of the Subject und The Englishman's House is his Castle sind Begriffe, die sich in das Rechtsbewußtsein des britischen Volkes tief eingelebt haben. Dieses Rechtsbewußtsein in offenkundiger Weise zu verletzen ist für jeden Exekutivbeamten recht prekär. Die Scheu vor Gericht und Prozessen teilt der Engländer mit jedem vernünftig denkenden Menschen. Händeln geht er grundsätzlich aus dem Wege. Ungerechtfertigtes Mißtrauen läßt er nicht aufkommen. In keinem Lande der Welt kommt man mit einer Entschuldigung weiter als in England und nirgends wird sie bereitwilliger entgegengenommen. Der Brite ist versöhnlich und nicht empfindlich und zwar aus einem natürlichen Bedürfnis und zugleich aus Prinzip. Der Monarch geht mit leuchtendem Beispiel voran. Ein Majestätsbeleidigungsparagraph existiert, er ist aber seit langen Jahren nicht mehr angewandt worden. Hydepark hallt des Sonntags wider von Majestätsbeleidigungen, wenn gerade ein hadersüchtiger Ire sich in dieser Richtung Luft macht. Der Policeman hört sie nicht und die Passanten haben für den Redner höchstens ein bedauerliches Lächeln. Die Tradition, die sich unter der Königin Viktoria herausgebildet hat, respektiert auch Eduard VII. Was auch der Kontinent über ihn denken mag, die königliche Eigenschaft hat er, daß er seine eignen Unter-

tanen nicht verfolgt. Der Staatsweisheit Mister Bulls schulden wir großen Dank, die britische Konstitution ist eine Schutzwehr bisher auch für uns gewesen. Welch ein Unglück die Machtgelüste eines absoluten Monarchen über ein Volk bringen können, hat der Brite im siebzehnten Jahrhundert zur Genüge erfahren im Kampfe mit den Stuarts. Seitdem hat er es für weise erachtet, den Monarchen mit ganz engen Machtschranken zu umziehen. Eduard trägt die Krone des Oraniers, die der freie Wille des britischen Volkes diesem auf das Haupt gesetzt hatte, nachdem er die Declaration of Rights unterzeichnet hatte, nicht die alte Stuartkrone. Das Zepter der Herrschaft aber hat Mister Bull mittlerweile dem Premierminister gereicht; er ist der Machtträger des Britenreichs. Er herrscht, solange er im Parlament eine Mehrheit findet, und geht mit seinem ganzen Kabinett, wenn das Volk nicht mehr hinter ihm steht. So will es die Staatsklugheit John Bulls. J o h n B u l l i s t e i n w e i s e r M a n n ! Die konstitutionelle Idee hat sich in keinem Lande so machtvoll und so segensreich entwickelt wie gerade in England. Die politische Bildung und die politische Energie des Individuums haben das neue, an freier Volksmacht, an überseeischem Besitz und an Weltherrschaft wachsende Britannien geschaffen. Ohne politisches Selbstbestimmungsrecht, ohne politische Macht ist auch ein hochintellektuelles, leistungsfähiges, von den edelsten Instinkten beseeltes Volk ohnmächtig und in seiner Entwicklung schlimmen Fährlichkeiten ausgesetzt.

Daß das Bild, welches ich bis jetzt von dem Briten gezeichnet habe, den Widerspruch herausfordert bei solchen, die nicht Gelegenheit hatten, ihn in seinem Lande kennen zu lernen, ist natürlich. Es kann nicht anders sein. Denn im Auslande ist der Engländer, vor allem der ungebildete, ein veränderter Mensch. Aus dem friedfertigen stillen Manne des Eilandes wird auf dem Kontinent nicht selten ein rechthaberischer, tadelsüchtiger, rücksichtsloser Prolet, der mit großen Ansprüchen auftritt und eine wunderbare Fähigkeit entwickelt, sich die Welt um ihn her dienstbar zu machen. Von jedermann gehaßt zu werden, ist ihm Behagen und Triumph. In dieser „splendid isolation“ fühlt er sich wohl. Von diesem überlegenen Kraftgefühl kalter Indifferenz könnte das heutige Deutschland im offiziellen Verkehr mit Britannien etwas gebrauchen. Daß England überall zuerst kommt, zuerst wählt, das größte und beste Stück vorwegnimmt, hält der Brite nicht nur für selbstverständlich, sondern für begründet in der Weltordnung. Der Franzose Boutmy beleuchtet diesen Zug mit besonderem Interesse. Jeder Brite hält sich im Ausland eben für einen Vertreter seiner Nation. Die Rücksichten, die Gesetz und gute Sitte seines Landes vorschreiben, legt er oft ganz ab und sein nationaler Hochmut wirkt dann nur um so abstoßender auf den Fremden. In keinem Lande hat das Wort „Ausländer“ eine solche Fülle widriger Assoziationen wie in England der Begriff „foreigner“.

Als Eroberer kann der Engländer über die Maßen brutal sein. Der englische Politiker und Diplomat übertrifft an Hinterlist, Verschlagenheit und Heuchelei auch den Orientalen. Im Interesse seines Landes lügt, hetzt und verunglimpft er andre in der gewissenlosesten Weise. Stellt man ihn darüber zur

Rede, so schaut er einen aus den Augenwinkeln an mit einem wehmütig-listigen und zugleich überlegenen Lächeln. Es will besagen: Ich habe leider keine andern Mittel, wenn ich den Zweck erreichen will. Und dies ist der günstigste Fall. Alles dies sind häßliche Züge und häßliche Praktiken. Der Brite weiß es und nicht selten schlägt ihm das Gewissen. Er tröstet sich mit der Hoffnung, daß unmittelbar auf die Verwüstung und Gewalttat des Krieges die Ordnung und der Segen der britischen Verwaltung, der wirtschaftliche Aufschwung des niedergeworfenen Volkes kommt. Aus solchen Erwägungen nimmt er die Berechtigung für feindlichen Ueberfall und vorübergehendes Unrecht.

Wie der Charakter des Briten, wie der eines jeden andern Volkes, abstoßende Züge hat, so hat auch seine Kultur Flecken, aber es sind Sonnenflecken. Nicht alles, was Britannien geschaffen, ist nachahmenswert, auch steht Britannien nicht überall auf der Höhe. Sein zähes Festhalten an veralteten Einrichtungen ist erwähnt worden und ist bekannt. Die Abgaben an die anglikanische Kirche (der Zehnte) lasten immer noch schwer auf der Landwirtschaft und machen ihr den Konkurrenzkampf mit Amerika fast unmöglich. Der verknöcherte Konservativismus des House of Lords steht neuerdings wieder einer zeitgemäßen Lösung der Schulfrage im Wege. Erst vor kurzer Zeit hat sich das Parlament von neuem gegen die Einführung des Dezimalsystems in Münze, Maß und Gewicht ausgesprochen. Der Schilling hat so nach wie vor 12 Pence und der Zentner 112 Pfund. In der sozialen Gesetzgebung, namentlich in der Fürsorge für Arme und Kranke, ist England von uns überholt. In der Industrie stehen wir besonders da über dem Engländer, wo Kunstsinn und Geschmack oder wissenschaftliche Bildung für die Produktion und den Wert der Ware ausschlaggebend sind, so ohne Frage in der Bijouteriefabrikation und in der chemischen Industrie.

Dies alles sind Tatsachen, die der Deutsche mit Genugtuung und mit Stolz aufführen darf und die vor einer Ueberschätzung der fremden Leistungsfähigkeit schützen. Von einer Nachahmung, einer Uebertragung englischer Einrichtung auf deutsche Verhältnisse kann in keinem einzigen Falle die Rede sein. Davor soll das Studium der englischen Kultur gerade bewahren. Denn es zeigt, daß die Entwicklung der edeln Rasseinstinkte, die Kultur des spezifisch Englisch-Germanischen, die britische Nation über die andern Nationen hinausgehoben und in ihr die seltenen Herrscherqualitäten herausgebildet hat, die da bezwingen und zugleich versöhnen. Die Herrschaft Englands über Indien und Kanada hängt an Seidenfäden, sie ist vorläufig trotzdem fest. An Unkenrufen hat es deshalb auf dem Kontinent nicht gefehlt.

Was als Ideal in dem zur Freiheit und Unabhängkeit aufstrebenden Manne des heutigen Deutschlands lebt und neue Kulturbahnen, große überseeische Ziele, freiere Formen für das preußische Staatsleben sucht, muß ein Studium der englischen Kultur erkennen und entwickeln helfen. Ein Blick in Hamlet, in Dickens oder Scott genügt, um uns zu überzeugen, daß die Engländer innerlich die uns nächststehenden Germanen sind. Die Insel ist dazu ein sicherer Hort des Protestantismus. Die Engländer sind das erste und erfolgreichste Kolonialvolk der

Erde und ihre Konstitution ist ein Wunderwerk politischer Weisheit, das sie im Innern frei und nach außen mächtig gemacht hat. Hier sind sie uns weit, weit überlegen, und hier suchen wir Erfahrung und politische Erleuchtung bei ihnen. Das Studium der Geschichte der britischen Nation wird dazu beitragen, die quellende Kraft in unserm Volke zu fassen und in dauernde Werte umsetzen zu helfen. Aus dem alten Britannien, das nacheinander zum Teil oder ganz den Dänen und den Normannen eine Beute wurde, ist ein Great Britain geworden. Die großen lockenden Ziele überseeischen Besitzes und zugleich die volksfeindliche Willkürherrschaft der Stuarts haben dem englischen Volke in dem Kampf um Fortschritt und moderne Kultur den Willen zur Macht aufgezwungen. Er wurzelt in der Erkenntnis, daß nur der Herrschende vor Gewalttat sicher ist. Aus Deutschland muß ein Großdeutschland werden mit ausgedehntem produktivem Kolonialbesitz, es muß in seinem Innern frei und entwicklungsfähig werden. Der Wille und die Kraft zur Ueberwindung von Widerständen sind da, es fehlt die klare Erkenntnis des Wegs und der Methode. Britannien liefert die Erfahrung und leiht das Licht politischen Denkens bei Arbeit und Kampf. Denn die eigne Erfahrung ist teuer, wie die Ereignisse im Südwest gezeigt haben, und das eigne Licht politischer Einsicht ist schwach.

Wollte der Lehrer des Englischen in der Schule der neuen Aufgabe gerecht werden, so müßte er mit Philologie eine tiefgehende Kenntnis der englischen Geschichte, der Nationalökonomie, des Kolonialwesens und vieles andre verbinden. Eine Person kann solchen Anforderungen indessen nicht genügen. Der Lehrer kann jedoch vielleicht mehr als jeder andre dazu beitragen, daß die Nation die Berechtigung der Forderung erkennt und mit Energie dem Ziele zustrebt. Zu allernächst sollte ihm eine reiche und nach den entwickelten Gesichtspunkten mit Verständnis und Geschick zusammengestellte Realienbibliothek an die Hand gegeben werden. Der Lehrer selbst wird sich dann ein Spezialgebiet wählen, das durch persönliche Neigung, seine Ausbildung und sonstige Tätigkeit bestimmt sein mag. System braucht in dem Unterricht nicht zu sein. Es sollte nur möglichste Abwechslung geboten werden. Es sei mir gestattet, einige besonders dankbare und deutsches Denken anregende Themen zu nennen: die englische Konstitution, die Geschichte der kolonialen Erwerbungen, der britische Welthandel, die Begründung der englischen Seeherrschaft, der überseeische Telegraph, der Suezkanal. Weiterhin dürften interessieren: die Temperenzbewegung, der Sport, Gesundheits- und Körperpflege, der Begriff des „self-respect“ in der englischen Erziehung. Die Wahl des Themas müßte natürlich in engstem Zusammenhang mit der Lektüre stehen und die Wahl desselben sollte in das Ermessen des Lehrers gestellt werden.

Ein fleißiges und verständnisvolles Studium der englischen Kultur und des englischen Volkes wird persönliche Antipathie und blindes Vorurteil überwinden helfen. Das deutsche Volk darf niemals vergessen, was Britannien in der Vergangenheit und Gegenwart an großen, riesengroßen Kulturwerten geschaffen

hat. Ich erinnere nur an die Stauwerke am Nil und an den unterseeischen Telegraphen. Es darf nicht vergessen werden, was es an Ideen und Taten für die Freiheit des Gedankens und die Schaffung neuer Kulturmittel geleistet hat. Durch seine rastlose Tatkraft hat es neue Erdteite der Zivilisation erschlossen. Wo seine Flagge weht, herrscht Achtung vor dem Gesetz und der Mensch ist frei, wenn auch nicht immer zufrieden. In Gestalt von Bahnlinien und Handelsstraßen hat es, um ein Bild Carlyles zu gebrauchen, seine Kultur in großen Buchstaben in die Oberfläche der Erde eingeschrieben und sie werden so bald nicht verlöschen.

Die Insel in der Nordsee ist ein Riesenreservoir von lebendig strömender Kraft seit mehr denn zweihundert Jahren. Wie man Kraft erwirbt, erhält und mehrt, wollen wir von den Engländern lernen, denn unsre Verluste an Volkskraft und in der neuesten Zeit auch an Volksschatz waren ungeheure. Das nationale Streben des britischen Individuums läuft in der Hauptsache darauf hinaus, daß Besitz und Kraft erworben und zum Wohle der Allgemeinheit gemehrt werde. Ueberschüssiges Wissen, mit dem sich keine Zweckidee verbindet, schadet nach britischer Anschauung. Ueberschüssige Kraft dagegen drängt zur Tat, fördert den Willen zur Macht und läßt die Gefahr gering erscheinen. Das englische Kolonialreich bedeutet eine Summe von Kraft, Willensstärke, Wagemut und Opfern, wie sie selbst die Römer nicht aufzuweisen haben. Das nach Unabhängigkeit und freier Betätigung strebende Individuum hat dieses Reich geschaffen. Es lebt und gedeiht in dem freien Spiel der Kräfte. Unausgesetzte Tätigkeit ist ihm höchster Genuß und Selbstzweck. In den Augen des pessimistischen Kleinbürgers ist Geld die lockende Sünde. Bei den Angelsachsen ist Geld fast gleichbedeutend mit Tugend, jedenfalls ist es eine lebendige Kraft, die latente Energie in große Werte umsetzt. Geld ist dem Briten und Amerikaner weit weniger Mittel zum Genuß als Mittel zur Sicherung seiner Unabhängigkeit und Bewegungsfreiheit. Das Streben nach Geld läßt neue Industriezweige entstehen, es bevölkert leere Länder, eröffnet neue Handelswege und bringt Gesittung und Prosperität durch die Arbeit. Was Arbeit, denkende, große Ziele erstrebende Arbeit vermag, lehrt vor allem Amerika. Für den Amerikaner ist sie der Inbegriff alles idealen Strebens. In keinem Lande herrscht ein solcher Enthusiasmus für die Arbeit als in den Vereinigten Staaten Amerikas. Sie schafft die Herrschaft über die produktiven und zerstörenden Kräfte in der Natur und im eignen Ich. Der amerikanische Millionär stirbt im Joch der Arbeit. Und wenn sein Testament geöffnet wird, hat er nicht selten den größten Teil seines Vermögens Hospitälern und Bildungsanstalten vermacht. Der Durst nach Gold und ein großer Idealismus sind also nicht unvereinbar. Politische Willensstärke und ein hohes Ziel haben den Angelsachsen in der Welt hochgebracht und sie werden auch uns zum Ziele führen.

Weshalb hat die Erscheinung Dernburgs wie eine Offenbarung auf das deutsche Volk gewirkt? Eben weil in seiner großzügigen Geschäftspraxis, ver-

bunden mit politischer Einsicht, amerikanische Erfahrungen sich reflektieren, denn in Amerika weiß man, wie man neue Gebiete in Besitz nimmt, ertragbringend bewirtschaftet und dauernd pazifiziert. In dem Programm, das Dernburg für die Erschließung und Bewirtschaftung unsrer Kolonien entworfen, hat er dem deutschen Volke ad oculos demonstriert, wie bitter not ihm eine Bekanntschaft mit der britischen und amerikanischen Kultur tut. Für koloniale Zwecke sind beide von ziemlich gleichem Wert. Von schwerem Drucke befreit, hat das deutsche Volk vertrauensvoll seinen Rat als seinen Willen in die Wahlurne gelegt. Ein intensiveres Studium der englischen Kultur wird dazu beitragen, daß der Wille des Volkes auch zur Tat werde. Dieses Studium ist eine Notwendigkeit geworden für die Erhaltung unsers überseeischen Handels und die Ausdehnung unsrer Kultur. Ob für den Schnitt unsers Beinkleides Londoner oder Pariser Mode maßgebend ist, ist gleichgültig, aber nicht gleichgültig ist es, ob wir nach englischem oder sonstigem Muster neue Kriegsschiffe bauen. Dies bedeutet alles in der Welt für uns, denn England wird immer unser Konkurrent sein. Die Hilfsquellen des Nebenbuhlers zu studieren ist nützlich, die Kampfesmittel des eventuellen Gegners zu kennen ist nationale Pflicht. Englands Gegnerschaft wird keine Freude für Deutschland sein, aber allzeit eine hohe Ehre.

Die Gefahren der Röntgenstrahlung

Von

Ingenieur Friedrich Dessauer

Durch unbeabsichtigte Schädigungen, die bei wiederholten und langwierigen Untersuchungen mit Röntgenstrahlen zutage getreten waren, ist seinerzeit Freund in Wien auf den Gedanken der therapeutischen Verwertung der X-Strahlen hingeleitet worden. Er verwendete also eine sehr unangenehm empfundene, unbeabsichtigte Nebenwirkung als Erster mit Bewußtsein für einen gewollten Zweck: zur Heilung. Von da an hat, im Anfang von vielen Seiten heftig bekämpft, von der Schule oftmals verächtlich abgelehnt, die Röntgentherapie ihren Siegeszug durch die Welt genommen. Heute ist sie unbestritten eines der besten Heilmittel in der Dermatologie, wird von Tausenden von Aerzten und Instituten täglich angewendet und hat sich millionenfach bewährt. Und dennoch stehen wir jetzt noch im Beginne, und niemand vermag zu sagen, ob nicht schon in den nächsten Jahren neue und unübersehbare Gebiete der Medizin der Röntgenbestrahlung zugänglich werden. Ich erinnere nur an die oft wiederholten und auch von einigen Andeutungen eines zu erhoffenden Erfolges begleiteten Bestrebungen zur Behandlung der malignen Tumoren.

Dieser Siegeszug hat viele Opfer gekostet. Zwar der Zahl nach nicht mehr als manche andre der Natur abgerungene und im Dienste der Menschheit aus-

gewertete Erkenntnis. Aber die Art und Weise, wie die Opfer der Röntgenstrahlenschädigung zugrunde gehen, wie sie leiden, ist eine besonders peinliche, man könnte sagen tragische. Sei es nun — und das kam im Anfang häufig vor —, daß unbeabsichtigte Verbrennungen seitens Ungewandter bei Untersuchungen oder auch bei therapeutischen Applikationen erzeugt worden sind, sei es, daß die Röntgenschädigung als Berufskrankheit den Forscher oder den Praktiker, den Arzt oder den Ingenieur bedrohte.

Und deshalb wurden auch sehr viele Stimmen laut, welche, die Gefahren der Röntgenschädigung übertreibend, vor der Anwendung dieses herrlichen Heilmittels warnten. Noch vor zwei Jahren bestand eine gewisse Nervosität in dieser Beziehung, als naturgemäße Folge einiger Schadenersatzprozesse, die in allen europäischen Blättern die Runde machten und vielfach die wirkliche Gefahr ins Sensationelle verzerrten. Erst kürzlich ist einer unsrer hervorragenden, verdienstvollen Röntgenologen in Wien in erster Instanz zu der hohen Schadenersatzsumme von 30 000 Kronen verurteilt worden. Nach Lage der Sache wohl mit Unrecht. Auf das weitere Schicksal des Prozesses, der durch die Berufungsinstanz zu neuer Verhandlung zurückverwiesen wurde, ist naturgemäß die Welt der Röntgenologen sehr gespannt.

Wie steht es nun in Wirklichkeit um die Gefahr der Röntgenstrahlung? Worin liegt sie begründet? Existiert sie überhaupt und, wenn ja, ist sie so groß, daß man um ihretwillen, wie einige meinen, die Anwendung des Hilfsmittels unterlassen oder doch einschränken müßte?

Ich will das Ergebnis dieser kleinen Untersuchung sogleich vorwegnehmen: In der diagnostischen Verwendung der Methode, also bei der Durchleuchtung und Aufnahme zur Feststellung von Krankheiten, besteht für den Patienten in den Händen eines wirklich unterrichteten Arztes keine, auch nicht die geringste Gefahr. Auch bei der therapeutischen Verwendung, also bei der Bestrahlung von Hautkrankheiten, ist die Gefahr in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle verschwindend oder überhaupt nicht vorhanden. Jedenfalls ist sie unendlich viel kleiner als selbst bei ziemlich harmlosen Eingriffen andrer Art, also kleinen Operationen. Dann bleibt als Rest für Behandlungsfälle eine Gruppe schwerer Krankheiten übrig, bei denen es sich überhaupt um Leben und Tod des Patienten handelt. In solchen, meist ganz desperaten Fällen hat die Röntgenbestrahlung, wenn sie rechtzeitig und forciert angewendet wird, oft noch überraschende Wendungen zum Besseren hervorgebracht. In solchen Fällen allerdings muß gewagt werden. Aber der Einsatz ist nicht zu groß. Man wagt eine eventuell schwere entstellende Schädigung, die auch zum Tode führen kann, aber man bekämpft ein tückisches Uebel, das mit Sicherheit und rascher als die Verbrennung zum Tode führt. Fast immer gelingt es zum wenigsten auch in solchen Fällen, die unangenehmsten Begleiterscheinungen, die ärgsten Schmerzen, die übelriechendsten Sekrete der Geschwürflächen, zu beseitigen und dem Leidenden die letzte Zeit seines Lebens erträglicher zu machen.

Wir können ganz allgemein behaupten, daß bei diagnostischer und therapeutischer Anwendung der Strahlen eine wirkliche Gefahr für den Patienten

nicht besteht, solange er von einem wirklich des Verfahrens Kundigen behandelt wird. In der Hand des Unkundigen freilich verwandelt sich ja jede noch so gesicherte Errungenschaft ins Unheil. Und ernst, wahrhaft ernst ist für den Arzt die Pflicht, sich durch eingehendes Studium der Eigenschaften der X-Strahlung, der chemisch-physiologischen Energie, kurz der physikalischen Grundlage seiner Methode mit seiner Waffe vertraut zu machen. Niemand wird operieren, ohne es an der Leiche und am Tier in langjähriger Vorbildung erlernt zu haben. Niemand wird chemische Gruppierungen von Körpern als Arznei verwenden, ohne sich über die Tragweite der Eigenschaften zu unterrichten. Niemand sollte in der Röntgenologie die Strahlung diagnostisch oder therapeutisch anwenden, ohne durch Benutzung der zur Verfügung stehenden Unterrichtsmittel, insbesondere durch Kurse und Teilnahme an den Arbeiten andrer, sich die Voraussetzungen angeeignet zu haben. —

Vielleicht — und das würde die einzige Ausnahme bilden — gibt es bei einzelnen Individuen Idiosynkrasien, Ueberempfindlichkeiten gegen die Strahlung. Mit Sicherheit bekannt und einwandfrei festgestellt ist wohl kein Fall in dieser Beziehung. Holzknecht in Wien, der wohl über das größte Erfahrungsmaterial verfügt, leugnet das Vorkommen solcher Fälle. Ich persönlich halte sie für möglich, sogar für wahrscheinlich. Solche Fälle würden also schon auf gemeinhin ganz unbedenkliche Applikationsgrade der Strahlung übermäßig reagieren. Manche Therapeuten schützen sich gegen eine derartige Ueberempfindlichkeit durch eine Vorbestrahlung oder Probebestrahlung, die sie den eigentlichen Behandlungssitzungen vorangehen lassen.

Gefährdet ist in Wirklichkeit durch das Röntgenverfahren nur der Ausübende: der Arzt und der Ingenieur. Es gibt eine Reihe von Aerzten, die schwere Röntgenschädigungen, insbesondere an den Händen, davongetragen haben. Von den Ingenieuren und Technikern sind im Laufe der Jahre schon etwa sechs der Berufskrankheit, der chronischen Röntgenverbrennung, meist nach schwerer Leidenszeit erlegen. Mehr oder weniger große Zerstörungen — beginnend von dem Verlust der Barthaare und Nägel bis zur schweren Hautdegeneration und fortgesetzten eiternden, nässenden Wunden — haben fast alle jene Röntgentechniker an sich, die in der eigentlichen Entwicklungszeit dieser Methode an den Fundamenten mit Hand angelegt haben. Damit kommen wir auf zwei neue Gesichtspunkte für unsre Frage: die Röntgenstrahlendosierung und den Schutz vor X-Strahlen.

Ne quid nimis! Wie jede Medizin in überstarker Dosis zum Gift wird, so kommt es auch bei der Röntgenstrahlung darauf an, daß jene Dosis gewählt wird, die zwar genügt, die Krankheit zu beseitigen, die aber anderseits das gesunde Gewebe nicht beschädigt. Denn die Wirkung der X-Strahlen auf die Zellen ist tatsächlich eine elektive: pathologische Keime erliegen dem Ansturm dieser Energieform bereits längst, bevor in gleicher Weise bestrahlte vollreife, gesunde Zellen überhaupt reagieren. Nun machte aber die Dosierung der X-Strahlen von Anfang an große Schwierigkeiten. Man muß sich vor allem

darüber orientieren, welche Strahlengattungen — denn die X-Strahlen sind hinsichtlich der Stärke ihrer Eigenschaften unendlich variabel — stark physiologisch wirksame Eigenschaften besitzen. Die richtige Strahlengattung muß dann in nicht zu großer und nicht zu kleiner Menge auf den Krankheitsherd wirken. Nun ist der Prozeß der Erzeugung der X-Strahlen durch Elektrizität ein sehr komplizierter. Auch der Zusammenhang zwischen Stärke, Spannung und Form des verwendeten elektrischen Stromes einerseits und der Strahlungsintensität anderseits ist nicht einfach. Man kann nicht etwa das Maß der Röntgenstrahlung ohne weiteres aus der verwendeten Stromgröße schließen, was früher eine weitverbreitete und oft verhängnisvolle Ansicht war.

Deswegen ist das Verdienst Holzknechts um so höher anzuschlagen, der als erster ein exaktes Dosierungsmittel für die Röntgenbestrahlung einführte. Wie die Wage die Medizin durch das Gewicht dosiert, so dosiert Holzknecht und nach ihm mancher andre die Dosis Röntgenstrahlung auf Grund der Verfärbung, die einige Reagenzkörper unter dem Einfluß der Strahlung und entsprechend der Strahlenintensität erleiden. Solche Reagenzkörper werden neben die zu behandelnde Stelle auf die Haut des Patienten aufgelegt, und an ihrer Verfärbung, die an Standardfarbskalen kontrolliert wird, kann die richtige Strahlungsdosis mit hinreichender Genauigkeit abgelesen werden.

Wenn einerseits die Heilwirkung der X-Strahlung und der ihr verwandten Radiumstrahlung darin besteht, daß pathologische Zellen dem Ansturm dieser Energie rascher erliegen als gesunde, so liegt anderseits die Gefahr darin begründet, daß gesunde Zellen durch Uebermaß der Bestrahlung selbst krankhaft verändert werden. Das kann akut geschehen: Man spricht dann von Röntgenverbrennungen ersten, zweiten und dritten Grades. Sie haben freilich mit den gewöhnlichen Wärmeverbrennungen nur sehr weniges oberflächlich gemein. Sie heilen viel langsamer, sind viel schmerzhafter, und es gibt kein Mittel, um den Heilungsprozeß zu erleichtern oder zu beschleunigen. Aber sie sind nicht das schlimmste. Das schlimmste vielmehr ist die chronische, zur Bösartigkeit neigende Zellendegeneration, die den mit Sicherheit befällt, der berufsmäßig ohne genügenden Schutz immer wieder dem Strahlenansturm ausgesetzt ist. Bei ihm bilden sich die chronischen Röntgenulcera, und diese ihrerseits zeigen Neigung, in unheilbar bösartige krebsige Wucherungen überzugehen. Heute besteht auch diese Gefahr nicht mehr in hohem Grad. Denn die Technik hat Mittel und Wege gefunden, um Arzt und Physiker vor diesen unheimlichen, schleichenden Veränderungen zu schützen. Der Untersucher begibt sich nicht mehr in das Strahlenfeld. Er bedient seine Apparate von einer geschützten Stelle des Untersuchungsraumes aus, wo er hinter bleihaltigen Glaswänden seinen Platz hat. Er kann wohl sehen, aber das bleihaltige Glas absorbiert den überwiegenden Teil der X-Strahlung. Man hat eigne Schutzhäuser gebaut, man bedeckt sich mit bleihaltigen Stoffen, die allerdings wegen ihrer Schwere die Hantierungen stark beeinträchtigen. Hauptsache bleibt, daß der Untersucher sich selbst nie — sei es zu Demonstrationszwecken, sei es zur Erprobung seiner Apparate — als Durchleuchtungsobjekt

hergibt, daß er nie ohne zwingenden Grund aus seinen Schutzwänden heraus in das Strahlenfeld tritt.

Es handelt sich eben bei der Röntgenstrahlung um eine uns völlig neue Energieform. Alle andern Naturkräfte, speziell alle andern Energien, die wir in der Medizin benutzen — Wärme, Licht, Elektrizität, Bewegung —, kennen wir hinreichend und können daher auch ihre Wirkungen gut verstehen und abschätzen. Die X-Strahlung ist eine Energieform, die in der Lebenszone des Menschen von selbst nie auftritt. Die Natur erzeugt sie in unserm Lebensbereiche niemals. Erst der kombinierende, weiterbauende Intellekt hat sie zu uns herniedergerungen. Und deswegen haftet ihr etwas Fremdartiges an. Sie bringt Wirkungen hervor, die wunderbar sind, von keiner andern Energieform erreicht werden können. Aber sie kann auch fürchterlich werden, und Krankheitsformen, die ihr Vollmaß heilt, bringt ihr Uebermaß hervor. Ausschlaggebend ist die kundige Anwendung. Verhängnisvoll, wenn Unverständnis sich ihrer bemächtigt! Dann gilt das Dichterwort: „Weh denen, die den ewig Blinden Des Lichtes Himmelsfackel leihn! Sie leuchtet nicht, sie kann nur zünden — —".

Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens

Mitgeteilt von
Hermann Oncken

XXX

Im folgenden werden einige Stücke aus den Briefen mitgeteilt, die der Graf Münster, später Fürst Münster-Derneburg, 1873 bis 1885 Botschafter in London und 1885 bis 1900 Botschafter in Paris, an Rudolf von Bennigsen richtete. Die beiden Männer waren zuerst im Jahre 1867, bei den Verhandlungen über die Organisation der Provinz Hannover, einander nähergetreten, und fortan führte ihr Anteil an der Selbstverwaltung Hannovers — Graf Münster wurde 1867 zum Landtagsmarschall, Vorsitzenden des Provinziallandtages, ernannt, und Bennigsen war als Landesdirektor Chef der nicht staatlichen Provinzialverwaltung — sie dauernd in geschäftliche Berührung. Daraus entwickelte sich auch ein vertrauteres persönliches Verhältnis, das in einem regelmäßigen und lebhaften Briefwechsel von allgemeiner politischer Natur gepflegt wurde und bis zum Tode Münsters andauerte. Leider sind die von Bennigsen an Münster gerichteten Briefe, die vermutlich auch von seiner Seite einen laufenden politischen Meinungsaustausch unterhielten, uns nicht erhalten.

Botschafter Graf Münster an Bennigsen 1873 bis 1878.

Killnulderry (Irland), 23. November 1873.

Ich gratuliere herzlich zur Wahl zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses, eine ehrenvolle, schwierige Stellung. Gefreuet habe ich mich über die bedeutende

Majorität, die Sie erhielten. — Sie werden sich wundern, diesen Brief aus Irland datiert zu sehen. Der Vizekönig Lord Spencer und mehrere andre Große des Reichs hatten mich eingeladen, und so bin ich auf zehn Tage herübergekommen, um Land und Leute etwas kennen zu lernen und eine Grundlage zu gewinnen, um die hiesigen Verhältnisse besser beurteilen zu können. Die jetzige englische Regierung hat dem durchaus staatsfeindlichen hiesigen katholischen Klerus gegenüber dieselbe Politik verfolgt wie Mühler in Preußen und ist mit allen Konzessionen dahin gekommen, daß sie jetzt einsieht, es muß Halt geboten werden, und in unabsehbare Konflikte gerät. Unter dem Rufe der Homerule (Selbstregierung) wird die stärkste Wahlagitation betrieben, unter der halb offenen, halb versteckten Leitung der Priester, und man glaubt, daß durch diese Agitation mindestens achtzig Ultramontane bei den nächsten Wahlen in das englische Parlament kommen. Diese Achtzig haben hier deshalb eine größere Bedeutung als bei uns, weil die beiden großen politischen Parteien sich dort ziemlich die Wage halten und die Majorität der am Ruder stehenden Partei selten achtzig beträgt; diese achtzig Ultramontanen haben daher nach beiden Seiten die entscheidende Stimme, die sie immer im staatsfeindlichen Sinne ausbeuten werden. Gladstone, der glaubte, er könne durch Konzessionen die Irländer und den Klerus gewinnen, sieht sich sehr enttäuscht. Seine beiden Maßregeln, durch die er Irland beruhigen wollte, Säkularisierung der Güter der anglikanischen Kirche und Agrargesetze, durch die auf ungerechte Weise in das Kontraktverhältnis zwischen Landherrn und Pächter eingegriffen wurde, haben nicht beruhigt, dagegen aber Pächter und Geistliche unzufriedener gemacht als sie früher waren. Direkt aggressiv ist der Papst jetzt vorgegangen, indem er das Dubliner Seminar zur Universität gemacht und ihr das Recht verliehen hat, Doktorwürden zu verleihen.[1]) Es ist diese Aggressive deshalb merkwürdig, weil das Verkaufen des Doktordiploms durch den Papst einer der Mißbräuche war, die in England vorzugsweise zur Reformation führten. Es heißt, es bestehen noch alle Strafgesetze gegen die Führer solcher Doktortitel; jedenfalls sind die Herren Juristen befragt, ob das Führen dieser Doktortitel noch straffällig ist, und ist es nicht der Fall, so wird ein Gesetz dem Parlamente vorgelegt werden, da die Regierung entschlossen ist, diesen Uebergriff nicht zu dulden. Von der Macht der Priester auf das Volk, wie sie hier ist, machen wir uns keine Vorstellung.

Die Hinrichtungen zu Santiago in Cuba haben hier, d. h. in England, große Aufregung hervorgebracht, da unter den Erschossenen sich sechzehn englische Matrosen befanden und sechs unglückliche, unmündige Schiffsjungen noch mit dem Tode bedroht wurden. Unangenehm ist dieser Fall deshalb, weil er England zwingt, gemeinschaftliche Sache mit Amerika zu machen. Nun sind die englischen Staatsmänner gar nicht dagegen, daß Amerika Cuba annektiere, sie wollen aber nicht von selbst dazu helfen. Cuba würde nämlich für Amerika

---

[1]) In der Frage der irischen Universitäten hatte das Ministerium Gladstone schon im März 1873 eine Niederlage erlitten.

eine Achillesferse werden, die Stärke Amerikas England gegenüber besteht in der unangreifbaren kontinentalen Macht; überseeische Besitzungen könnte Amerika England gegenüber nicht behaupten.

*

London, 18. Mai 1875.

... In London ist jetzt eine Zeit schwerer geselliger Verpflichtungen, wobei die großen sogenannten public dinners eine wirkliche Last sind. Ich sehe, daß die „Kreuzzeitung" sehr zornig über einen after dinner speech ist, den ich im National Club halten mußte. Es ist viel mehr daraus gemacht, als ich beabsichtigte; wenn aber die „Kreuzzeitung" glaubt, daß meine Stellung hier dadurch beeinträchtigt wird, so irrt sie sehr, es kommen mir gerade aus den aristokratischen Kreisen täglich Beifallsbezeugungen zu, und wenn ich es nicht verhindert hätte, wäre ein Meeting abgehalten, um mir eine Adresse mit Tausenden von Unterschriften zu überreichen. Mr. Sullivan, ein irländischer Homeruler, stellt heute eine Interpellation an Mr. Disraeli, wird aber abgefertigt werden.

Daß für den Augenblick alles friedlich scheint, ist gut, der Schaden, den die Franzosen gehabt, wird ganz gute Wirkung haben. Komisch ist eigentlich die Miene, die sich Rußland, England und andre Mächte geben, als ob sie den Frieden erhalten und ein nicht brennendes Feuer gelöscht hätten. Ich denke Ende Juli in Derneburg zu sein und August und September dort zu verbringen.

*

London, 23. Juni 1875.

Sie werden sich freuen, von Berlin endlich fort zu sein. Ich kann Sie über meine hiesige Stellung vollkommen beruhigen; nach meiner aufrichtigen Ueberzeugung ist sie niemals so gut gewesen als jetzt. Daß die Zeitungen, die eigentlich niemals recht wissen, wo die Glocken hängen, mich hier wegen meiner Rede, die auch nach hiesigen Gewohnheiten nicht hätte veröffentlicht werden dürfen, angriffen, hat mir in diesem, doch im Grunde durch und durch protestantischen Lande genützt, ich bekomme noch von vielen Seiten Briefe und Zustimmungsadressen. Meine Beziehungen zu Aristokratie und Ministern sind niemals besser gewesen. Was die Mißverständnisse über Lord Derbys Rede und das Wolffsche, wahrscheinlich von den ultramontanen Stenographen dieses Bureaus absichtlich gefälschte Telegramm betrifft, so ist niemand darüber mehr verwundert gewesen als Lord Derby selbst. Hätte in seiner Rede Lord Derby überhaupt sich auf mich berufen oder mich nennen wollen, so würde er mich nach hiesigem Gebrauche vorher gefragt haben, er konnte es auch, gerade so wie es das Telegramm brachte, deshalb niemals getan haben, weil ich ihm, wie er mir selbst sagte, gerade das Gegenteil gesagt hatte und ihm entschieden die Versicherung gab, daß keine Forderung der Entwaffnung an Frankreich gestellt werde. Mit Fürst Bismarck bin ich fortwährend in lebhaftem brieflichem Verkehr und bestem Einvernehmen geblieben, berichte daher auch noch nach Varzin, trotzdem er alle andre geschäftliche Mitteilung sich streng verbeten hat. Die Mißstimmung zwischen beiden Regierungen ist wieder hier ausgeglichen, und bei

uns hat sich Bismarck auch beruhigt. Das ganze Vorgehen des englischen Kabinetts hatte Gründe, die ich so nicht näher reproduzieren kann; es war ein Parteimanöver, welches aber nicht geschickt und auch nicht glücklich ausgeführt wurde. Es wird hier von Ultramontanen, von der Cambridgepartei im Verein mit Beust, heftig gegen uns, d. h. das Deutsche Reich, folglich auch gegen mich intrigiert,[1]) und ich habe stets alle feindlichen Zeitungsartikel hier und namentlich in der „Kreuzzeitung" auf hiesige Quellen zurückführen können, und wenn man erst intrigierende Feinde kennt, sind sie nicht mehr gefährlich. Die Season ist jetzt auf ihrer Höhe, und ich werde mich sehr freuen, wenn ich Ende Juli werde abreisen können. Ich werde mich sehr freuen, Sie dann bald in Derneburg zu sehen. Ich kann Ihnen manche interessante Mitteilungen machen, die sich nicht gut schreiben lassen ... Ich freue mich sehr darüber, daß das Dotationsgesetz für die Provinzen durchging, es ist doch für unsre Verwaltung wichtig und erfreulich und es kann dieselbe jetzt zu wirklich großer Bedeutung gelangen.

*

Vertraulich.

(Nach Berlin durch königlichen Feldjäger, dann per Post.)

London, 6. Juli 1876.[2])

Ich halte die politische Situation für sehr ernst, und wenn ich allein von vornherein bestimmt gewarnt und immer gesagt habe, daß der Kampf zwischen Kreuz und Halbmond eine ernste Wendung nehmen würde, so hat man mir bei uns nicht glauben wollen, sieht aber jetzt ein, daß ich recht hatte. Jetzt sind

---

[1]) Vgl. auch „Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst" 2, 157.

[2]) Der Inhalt dieses Schreibens ist auch deshalb von Interesse, weil Münster damals dieselben Ansichten über die Lage in Immediatberichten an Kaiser Wilhelm vortrug und dadurch Anlaß gab, daß der sehr erregte Kaiser sich an den Zaren, und die Kaiserin Augusta sich brieflich an die Königin Viktoria wandten. Wir erfahren das aus einem Schreiben Bismarcks an Münster vom 6. Juli 1876 (gedruckt Anhang zu den „Gedanken und Erinnerungen" 2, 488 ff.), das erst in Verbindung mit dem obigen Schreiben in die richtige Beleuchtung gerückt wird. Bismarck, der damals in Kissingen weilte, nahm die Schriftstellerei der Allerhöchsten Herrschaften nicht allzu tragisch, sondern meinte: „Ich ersehe daraus mit Beruhigung, daß der auswärtige Dienst durch den Ausfall meiner Mitwirkung nichts an Tätigkeit verliert"; er selbst schob die Münsterschen Prophezeiungen beiseite: „da nur die Zukunft selbst entscheiden kann, ob und inwieweit Vorhersagungen eintreffen." Er witterte, wie der Kaiser selbst, hinter den aufgeregten Berichten Münsters englische Kriegslust und war bereit, sie zu dämpfen: „Wenn Seine Majestät Beruhigungsvorstellungen an England befiehlt, so könnten Sie sich ziemlich an den Text des gegen uns gerichteten englischen Zirkulars vom Frühjahr 1875 halten." Vor allem aber gab er Münster in verbindlicher Form zu verstehen, daß Immediatberichte des Botschafters an den Kaiser mit der dienstlichen Praxis — er erinnerte zart an den Arnimschen Präzedenzfall — nicht übereinstimmten. So erscheint sein Brief, sachlich wie formell, als eine leichte Zurechtweisung. Vgl. ferner zu der Angelegenheit die „Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst" 2, 197 ff.: „Beunruhigende, zu englisch gefärbte Berichte Münsters hätten dazu beigetragen, Korrespondenzen mit der Kaiserin und der Königin Viktoria" u. s. w. u. s. w.

vorläufig die diplomatischen Verhandlungen am Ende, und es hängt davon ab, wie der Krieg in Serbien verläuft und ob die Türkei noch die Macht hat, diesen Krieg zu Ende zu führen, Montenegro und die Insurrektion zu besiegen, überhaupt noch regierungsfähig ist. Bestände in Konstantinopel ein Regiment, eine Regierung, so müßte das leicht sein, was kann aber eine absolute Monarchie für eine Macht haben, wenn sie so gut wie keinen Monarchen und außerdem kein Geld hat, dabei konstitutionelle Ideen, aufrührerische demokratische muselmännische Studenten des Rechtes und der Theologie, dazu die Intrigen des russischen, österreichischen und englischen Botschafters. Kurz, die Gefahr liegt viel mehr in Konstantinopel als in dem Aufruhr und in Serbien. Wie kann eine Armee ohne administrative Basis, ohne Gehalt, ohne Offiziere (denn der türkische Offizier ist sehr schlecht, unzufrieden und unzuverlässig) kämpfen! Die Mächte wollen sich nicht einmischen, Rußland will keinen Krieg, Oesterreich auch nicht, werden aber die Ereignisse ihnen nicht über den Kopf wachsen? Wird der schwache Kaiser von Rußland den Slawophilen auf die Länge widerstehen können? wird Serbien, wenn es wirklich Bosnien bekäme, nicht für Oesterreich gefährlich? würde es, wenn ein solches Reich unter russischem Einfluß entstünde, für Oesterreich möglich sein, dieses ohne Kampf zuzugeben? Bei uns gibt es sehr wenige Menschen, welche diese Dinge verstehen, was schreibt Treitschke in der Beziehung für Unsinn!!! Minister Camphausen ist hier und hat mir gestern seine politischen Ansichten entwickelt, der Unverstand, die Arroganz und die gänzliche Unwissenheit in allem, was England und die ganze politische Lage betrifft, hat mich wahrhaft erschreckt. (Verzeihen Sie, wenn ich das von Ihrem nationalen Freunde sage, den ich sonst sehr hochstelle, auswärtige Politik versteht er aber nicht.) Gottlob, daß Bismarck weiter sieht. Hier wird sehr ernstlich gerüstet, und wenn Camphausen meint, daß das nur geschehe, um Marine und Landheer in Ordnung zu bringen, so kennt er die hiesigen Verhältnisse nicht. Hier kann man bei der großen Oeffentlichkeit und Klarheit der Verhältnisse bei den . . . durch die Parteien solche Dinge nicht treiben. Daß die russischen Papiere ganz systematisch hier heruntergehen, hält derselbe kluge Mann für Börsenspekulation von Disraeli!! Als ob hier ein Minister spekulieren könnte. Täte er es, so stünde es am andern Tage in der Zeitung. Außerdem ist Disraeli bei allen Fehlern, bei allen Schwächen, bei aller Eitelkeit in Beziehung auf Geld ganz rein, ganz uneigennützig.

England fängt für die Türkei, d. h. für die Erhaltung des türkischen Regimentes keinen Krieg an, es verachtet die Türken, kennt aber die Wichtigkeit der Position von Konstantinopel und läßt diese ohne Krieg nicht fahren. In Deutschland wird die Macht des Kaisers, Rußland gegenüber, und die Kraft nach außen bedeutend überschätzt, während die Kraft Englands bedeutend unterschätzt wird. Ein Krieg zwischen Rußland und England wird für unmöglich gehalten und oft verglichen mit einem Kampf eines Hundes mit einem Fisch; der Hund kann aber nicht lange am Ufer stehen und bellen, während der Fisch im Wasser seine Nahrung findet. Die russischen Finanzen sind der gefährliche Punkt. Die Re-

gierung hier will streng an Nichtintervention festhalten, solange Oesterreich und Rußland dasselbe tun, dann aber gleich in die Aktion eintreten; wird sich das vermeiden lassen? ich hoffe es, zweifle aber daran. Wir können viel dazutun, aber auch nicht soviel, als oberflächliche Politiker erwarten, wenn wir nicht selbst in den Kampf hineingezogen werden wollen, und einen bloß politischen Krieg kann und wird Deutschland nicht machen. Dabei können wir nachher doch stets ein bedeutendes Wort mitsprechen.

Ich sehe die Situation hier sehr ernst an. Ich hoffe Anfang August auf Urlaub zu gehen, ganz sicher bin ich noch nicht. Sehr schlimm ist Bismarcks Abwesenheit in diesem Augenblick, er allein hat bei uns politische Einsicht und Kenntnis aller einschlagenden Verhältnisse. Ich habe Ihnen, soweit ich es jetzt kann, in der Kürze in großen Zügen entwickelt. Sie finden einiges darin, was Sie interessieren wird, behalten Sie es aber für sich und antworten Sie mir und teilen Sie mir Ihre Eindrücke mit. Ich hoffe am 28. September in Hannover zu sein, sicher ist aber in solchen Zeiten nichts. Daß der Krieg in Serbien bald beendet und die Türken siegen werden, glaube ich nicht, trotz der Siegestelegramme der Türken.

*

Balbirnie, Markinch, N. B. 6. Oktober (lies September?) (1876?).

Mein Hersetzen nach London war eigentlich so rasch nicht nötig, da ich doch lange Zeit brauchte, bevor ich Lord Beaconsfield fand. Lord Salisbury ist noch nicht zurück aus Frankreich, und treffe ich mit ihm nicht vor dem 12. zusammen. Politisch nicht viel Neues, nur wird die Annäherung Deutschlands zu Oesterreich gern gesehen, und daß das Drei-Kaiser-Bündnis, welches ja in Wirklichkeit niemals bestand und mit dem doch mehr Humbug getrieben wurde, auch schnell locker wird, kann hier nur angenehm berühren. Rußland, jetzt ganz in der Hand unbedeutender Slawophilen, spielt ein gefährliches Spiel. Der alte Gortschakow wird ja nur vorgeschoben, der Kaiser ist schwach und Korruption noch niemals so allgemein, so schamlos betrieben als jetzt. Alle Kulturvölker werden sich bald gegen diesen rohen Barbarismus vereinigen müssen, sonst machen Rußland und China gemeinschaftlich eine neue Völkerwanderung. Ich gehe morgen auf einige Tage zu Lord Derby bei Liverpool.

*

London, 13. März 1877.

Ich habe lange nichts von Ihnen gehört, ich wollte Ihnen immer schreiben, aber ich bin lange an meiner Verletzung sehr leidend gewesen und habe diesen Winter wirklich sehr, sehr viel zu tun gehabt. Wir haben sehr viel leeres (d. h. mehr oder weniger leeres) politisches Stroh gedroschen, ganz leicht war die ganze Lage nach meiner Stellung hier nicht, ich bin aber sehr gut durchgekommen, und die Beziehungen beider Regierungen sind wohl niemals besser gewesen, trotz Drei-Kaiser-Bündnis und allem, was dazugehört. Diese Woche ist wieder eine der wichtigsten, denn es werden die Ignatiewschen Vorschläge hier in diesem Augenblicke im Ministerrate diskutiert, und auf Englands Ant-

wort kommt scheinbar sehr viel an.[1]) Ich sage scheinbar, denn werden die Vorschläge im wesentlichen akzeptiert, so haben wir auf einige Zeit bösen Frieden, der Krieg kann doch kommen und vielleicht dann desto gefährlicher werden. Ich kann nicht glauben, daß selbst der Kaiser von Rußland (vielleicht der am wenigsten) den Verlust an Autorität wird vertragen können, der in dem Nichteinhalten seiner feierlichen Verheißungen liegt, den das Zurückziehen ohne Schwertstreich nach sich ziehen muß. Außerdem sind die Verhältnisse in Konstantinopel trostlos.

Ich wollte zu Kaisers Geburtstag nach Berlin kommen, kann es aber nicht, weil gerade in dieser und Anfang nächster Woche die wichtigsten Verhandlungen stattfinden. Ich käme gern nach Berlin und könnte noch um Ostern kommen, möchte aber wissen, wie lange der Reichstag zusammenbleibt und wann er vertagt wird und auf wie lange. Ich höre von Herrn von Bülow, daß Richter große Schwierigkeiten wegen Erhöhung des hiesigen Gehaltes macht. Ich rechne viel auf Sie und Ihren Einfluß, es ist doch unsinnig, daß der deutsche Botschafter, der (und das kann uns doch nur lieb sein) hier als Nr. 1 angesehen wird und von dem, in Beziehung auf gesellige Verpflichtungen, Wohltätigkeit und unzählige Landsleute, mehr als von allen andern Botschaftern zusammen gefordert wird, schlechter steht als alle Botschafter ...

*

Hatfield House, Hatfield, (Herts.), 18. März 1877.

Was nützen mir die Freunde, wenn sie nicht nützen, wenn es Zeit ist. Daß meine Gehaltserhöhung abgelehnt wurde, ist wirklich nicht sehr ermutigend bei der wirklich sehr starken und doch verantwortlichen Arbeit. Wird die Gehaltserhöhung nicht bewilligt, so werde ich mir doch sehr ernstlich überlegen müssen, ob ich hier bleibe, so gern ich auch hier bin und so sehr ich das angenehme Gefühl habe, hier zu nützen. Ohne mich zu rühmen, kann ich doch sagen, daß das Verhältnis zwischen beiden Regierungen niemals besser gewesen ist als jetzt. Bei den hiesigen Verhältnissen darf ich nicht anders leben als diejenigen, mit denen ich täglich umgehe und meiner Stellung nach umgehen muß ...

Ich schreibe Ihnen in Hatfield, Lord Salisburys Landsitz, wo ich eingeladen bin, um mit einer großen Gesellschaft den Eindruck des ganz unerwarteten und meinen Wirten nicht sehr angenehmen Besuches mit verwischen zu helfen. Was General Ignatiew hier will, weiß niemand, die englischen Minister am wenigsten, und da sich das sehr bedeutende Mißtrauen gegen ihn konzentriert, war sein Kommen ein Fehler. Er macht hier nichts; Lügner — und das ist er in der Vollendung — erreichen auf die Länge hier nichts, und er tut es nicht einmal in der Kürze, weil seine Reputation darin zu fest steht.

Die Protokollverhandlungen sind vorläufig zu Ende, aber damit die orien-

[1]) Im Februar 1877 war General Ignatiew in die europäischen Hauptstädte entsandt worden, um die Friedensabsichten Rußlands zu betonen.

talische Krisis noch lange nicht. England hat die Unterzeichnung des Protokolls mit Recht an die Bedingung geknüpft, daß eine schriftliche Erklärung, daß die russische Regierung demobilisieren wolle, vorher abgebe. Ueber das Ob und Wie ist von St. Petersburg keine Antwort, kommt die auch, so kann an der Frage zwischen Rußland und der Türkei der Frieden scheitern. Hier glaubt man, weil man es wünscht, an Frieden; ein kurzer, böser Frieden kann es werden, mehr nicht. Rußland spielt ein gefährliches Spiel und hat sich zwischen zwei gefährliche Klippen gesetzt. Ich halte den Krieg für Rußland und Europa für weit weniger gefährlich als Zurückgehen und Abrüsten. Die Autorität des Kaisers von Rußland ist notwendig; geht die verloren, so entstehen Zustände in Rußland, an die man nicht denken mag. Das verlorene Prestige werden auch die Russen nicht ertragen.

*

Vertraulich.

London, 22. April 1877.

Wenn auch die Kanonen sprechen werden, die Diplomatie dabei schweigen muß, so ist es doch sehr wichtig, gerade jetzt zu beobachten, um nachher ein Wort zur rechten Zeit mitsprechen zu können. Wir stehen jetzt an einem historischen Moment, der wichtiger ist, als gewöhnlich angenommen wird; die Folgen dieses Krieges können sehr bedeutend sein. Der Krieg wird entweder den gänzlichen Verfall des Osmanischen Reiches zur Folge haben, dann können die Verwicklungen wegen Teilung der Beute sehr weit führen, oder es wird das Resultat erreicht, welches eigentlich der Zweck der russischen Politiker war, als sie bewußt und unbewußt diesen Krieg vorbereiteten und ihn dann rascher herbeiführten, als sie es wollten. Rußland will nämlich unbedingt die Folgen des Krimkriegs, den Frieden und die Verträge von 1856 vernichten, das Protektorat über die Türkei erhalten, die Pforte schwächen, aber bestehen lassen und vor allem indirekt die Herrschaft über die Meerengen, den Bosporus und die Dardanellen, kurz die Herrschaft über das Schwarze Meer und die Gründung einer Flottenmacht daselbst erlangen. Die Flotte in der Ostsee ist, teils wegen des Eises und teils wegen der deutschen Konkurrenz und Macht, die dort zu groß geworden ist, ganz unnütz und nicht die Opfer wert, welche dafür gebracht werden, wogegen die maritimen Kräfte Rußlands, im Schwarzen Meer allein vereinigt und konzentriert, bedeutend werden könnten. Ich glaube daher, daß Rußland beabsichtigt, rasch einige siegreiche Schläge zu führen und dann mit der Pforte ein Abkommen zu suchen. Für die Christen würde man sich mit Scheinkonzessionen begnügen, wogegen freie Fahrt durch die Dardanellen bedungen und der russische Einfluß auf andre Weise gesichert werden würde. An dem Gelingen dieses Planes zweifle ich aus folgenden Gründen. Erstens wird der Kampf gefährlicher, als die Russen glauben, denn die Türken kämpfen für ihre Existenz, und der religiöse Fanatismus wird gefährlich werden, außerdem werden die Feinde der Türkei, die geknechteten und mißhandelten Völkerschaften überall diese Gelegenheit benützen und für ihre Befreiung kämpfen; Montenegro,

Griechenland, ein Teil der Araber, Persien, kurz der ganze Orient kommt in Gärung. Wenn nun das auch alles Feinde der osmanischen Herrschaft sind, so hassen sie alle die Russen womöglich noch mehr, und auch die slawischen Brüder fürchten das russische Joch noch mehr als das türkische. Zerfällt die Türkei in unabhängige Staaten, so werden sie, ist die drohende Gefahr der Mißhandlung durch die Türken beseitigt, die bittersten Feinde Rußlands werden, und Oesterreich kann, wenn es richtig seine Interessen versteht und in Bosnien festen Fuß faßt, Rußland dort sehr unbequem werden, und das kann uns schon recht sein.

Nun einige Worte über England, denn England ist ein bedeutender Faktor in diesem Streite, ist ja in Wirklichkeit die bedeutendste orientalische Macht. England sieht in Rußland den einzigen Gegner im Orient und kann daher eine große Machtvergrößerung ohne Kampf nicht zugeben. Den Verfall des türkischen Reiches sehen die englischen Staatsmänner als unvermeidlich an, und sie sehen, daß die Opfer, welche sie im Krimkrieg brachten, zu groß waren und daß sie nicht imstande sind, die Türkei zu erhalten; daher werden sie direkt für die Türkei nicht wieder eintreten und nur dann tätig werden, wenn die englischen Interessen wirklich bedroht werden. Dieses wird der Fall, sowie Rußland direkt oder indirekt die ausschließliche Herrschaft über Schwarzes Meer und Meerengen erhält. Daß die englischen Interessen einstweilen wieder nach Osten gerückt sind und daher der Suezkanal eine größere Rolle spielt als die Dardanellen, ist gewiß; beides geht aber Hand in Hand, und England kann daher Konstantinopel nicht in russischen Händen sehen und kann sich dagegen entweder dadurch schützen, daß es Konstantinopel selbst besetzt und mit den Türken gemeinschaftliche Sache macht, oder es könnte dieses Resultat auch dadurch erreichen, daß es ganz einfach den Eingang der Dardanellen besetzt und die Halbinsel Gallipoli zu einem zweiten Gibraltar macht und sich das Protektorat über Aegypten sichert. Wie bald es Schritte nach der Richtung tut, wird vom Erfolge der russischen Waffen abhängen. (Ich glaube, der Plan Gallipoli wird zur Wirklichkeit werden.) Vorläufig will die Regierung streng neutral bleiben, und sie ist noch stark genug, es zu können. Sollten die Russen bald Erfolge erzielen, so wird die Stimmung sehr erregt werden. Eine Machterweiterung Englands nach den Seiten hin würde es mit Frankreich auf lange Jahre verfeinden, auch mit Italien, und könnte uns daher sehr recht sein. Jedenfalls werden wir eine feste neutrale Stellung einnehmen, und unsre Interessen könnten auch dann erst bedroht werden, wenn Rußland zu große Erfolge hätte, mit Oesterreich aneinander geriete und wirklich die Träume der Panslawisten erfüllte, das sind aber nur Träume; die Nationalitätsideen derselben sind falsch, historisch, selbst ethnographisch unbegründet, daher Schwindel, der zur Wirklichkeit nicht werden kann. Rußlands Macht hat auch schwere Proben noch zu bestehen. Ich verfolge diese Sachen mit dem größten Interesse, dabei kommt mir meine Kenntnis Rußlands und auch etwas des Orients sehr zustatten.

Ich fürchte, diesen Sommer wird es mit dem Urlaub schlecht aussehen, da man im Auswärtigen Amte, wie ich im Vertrauen erfahren habe, und auch hier

wünschen wird, mich hier zu haben, wenn wieder Verhandlungen beginnen, und das kann bei Ende der Sommerkampagne leicht kommen. Wenn ich aber für meinen Beutel und Körper die Erholung des Urlaubs nicht habe, so wird die von der Regierung beantragte Gehaltsaufbesserung noch notwendiger. Ich hoffe, Sie behalten die Sache im Auge. Die ganze Sache ist auch, abgesehen vom Gelde, zu unangenehm und wird von meinen Feinden als persönlich gegen mich gerichtet angesehen. Lehnt es der Reichstag wiederholt ab, so gehe ich, und das würde Ihren Freunden auch nicht erwünscht sein und, das sage ich, ohne mich zu überschätzen, auch nicht gut, denn Leute mit politischem Urteil in auswärtigen Dingen haben wir sehr wenige, ich bin in der Lage, das zu beurteilen. Ich hoffe, Sie werden in diesem rasch und undeutlich geschriebenen Briefe einiges finden, was Sie interessiert. Betrachten Sie ihn aber als ganz vertraulich und schreiben Sie mir bald über unsre Verhältnisse. Ich hoffe, Sie sind bei der dritten Beratung des Budgets in Berlin. Soll also nächstes Jahr die Sache wiederholt werden, so tut der Reichstag doch besser, es jetzt zu tun, und ich selbst verliere auch die Lust am Dienste dabei, da Petersburg, welches immer gleich gestanden, jetzt anders behandelt wird. Bismarck fühlt das und hat sich mir gegenüber darüber sehr nett und liebenswürdig geäußert und eingestanden, er habe unvorbereitet schlecht gesprochen.

*

Knowsley (Prescot), 12. September 1877.

Ich freue mich sehr, Ihnen sagen zu können, daß ich hoffe, Sie nächste Woche in Hannover begrüßen zu können, da ich zum Landtagsmarschall ernannt worden bin und um Urlaub bis 12. Oktober gebeten habe ...

Es ist, wie Sie ganz richtig sagen, mir doch lieb, diese Verbindung mit der Provinz zu erhalten, auch interessiert mich doch auch das gute Fortbestehen und die Entwicklung unsrer Provinzialverwaltung, an deren Entstehen wir doch beide mitgewirkt haben. Wie Sie aus dem Datum dieses Briefes ersehen werden, bin ich hier bei Lord Derby und kombiniere Politik mit der Hühnerjagd. In diesem Augenblicke des Wartens und der Ungewißheit sind Hühner interessanter als Politik. Lieb ist es mir aber, auf diese angenehme Weise an der Quelle zu sein. Ich bleibe bis kurz vor meiner Abreise hier und gehe nur nach London, um die Geschäfte dem Geschäftsträger zu übergeben. Ueber den orientalischen Krieg sprechen wir in Hannover.

*

Knowsley (Prescot), 1. Januar 1878.

Ich will Ihnen heute doch einige Worte mit meinem besten Glückwunsche senden. Möge das nächste Jahr Ihnen alles bringen, was Sie wünschen. Ob ich Ihnen einen Ministerposten jetzt schon wünschen soll, weiß ich nicht. Kommen wird es, aber auf den Zeitpunkt und die Kollegen kommt es doch dabei sehr an, und man muß sich davor hüten, sich durch unbrauchbare Kollegen mit verbrauchen zu lassen. Schreiben Sie mir, wie es bei uns aussieht. Ich würde

gern im Februar zu den Hochzeitsfeierlichkeiten nach Berlin kommen, fürchte aber, ich werde nicht wegkönnen.

Die politische Situation wird ernster. England kann (und scheint jetzt auch den Willen dazu zu haben) nicht leiden, daß Rußland mit der Türkei Frieden schließt, ohne dabei mitzusprechen, weil ein Friedensschluß ohne Veränderung der Garantieverträge und ohne die englischen Interessen im Orient zu verletzen, nicht denkbar ist. Die Pforte hat sich an England um Vermittlung gewandt, Rußland hat aber auf die Anfrage des hiesigen Kabinetts geantwortet, es sei ein Waffenstillstand eine militärische Maßregel und müsse sich der türkische Oberbefehlshaber deshalb an den russischen direkt wenden. Bei dieser ganzen Vermittlung kam es für die hiesige Regierung sehr auf die Stellung dem hiesigen Parlament gegenüber an. Diese wird jetzt gut und die Majorität gesichert sein. Der alte britische Löwe hat lange geschlafen und wird jetzt sehr wach und böse. Ein Eingreifen insofern, daß England an Ort und Stelle sich Gehör erzwingen, Gallipoli, Kreta und vielleicht Konstantinopel besetzen wird, halte ich für sehr möglich. Mein russischer Kollege ist sehr besorgt und glaubt, daß er in etwa zwei Monaten mir den Schutz der russischen Interessen wird übergeben müssen. Gegen uns und Oesterreich ist man hier sehr mißtrauisch. Das wird sich aber bessern, wenn England in die Aktion tritt und es dann großen Wert auf unsre Neutralität legen wird. Persönlich merke ich dieses alles viel weniger als meine Kollegen, weil man mir persönlich traut und wohlwill. Ich bin hier bei Lord Derby. Mein russischer Kollege war auf zwei Tage noch hier, gerade als die Vermittlungsverhandlungen im Gange waren.

... Ich habe geteilte Gefühle. Einesteils möchte ich, daß Sie Minister würden, andernteils würde ich so ungern Sie für die Provinz verlieren.

*

London, 3. März 1878.

Ein langer Brief, den ich Ihnen um Weihnachten schrieb, wird hoffentlich in Ihre Hände gekommen sein, ich erhielt aber keine Antwort! — Ich danke für die Befürwortung des hiesigen Gehaltes. Mir wäre es sehr unangenehm gewesen, wegen einer Geldfrage fortzugehen, und doch hatte die Sache eine so persönliche Spitze bekommen, daß ich nicht gut anders gekonnt hätte. Ich hoffe, daß das Zentrum nicht in dritter Beratung noch einen Streich spielt, und rechne darauf, daß Sie und die Ihrigen dann aufpassen werden.

Wie sieht es denn in Berlin aus? Daß der Reichstag konstitutionelle Garantien für das Reich verlangt, verstehe ich, daß er aber die für Einzelstaaten bei der Gelegenheit mit sichern will, halte ich für falsch und im höchsten Grade für unpolitisch. Ich würde Sie sehr gern als Reichsfinanzminister sehen?!, obgleich ich Sie schrecklich ungern in Hannover verlöre.

Der Winter ist sehr bewegt und voll von Beschäftigung für mich gewesen, eine Sinekure ist der hiesige Posten nicht. Ob Krieg oder Frieden, kann man nicht wissen! England und, was bedeutungsvoll ist, namentlich die Londoner City, wollen entschieden Krieg. Das Gefühl, im Auslande mißachtet und verlacht

zu werden, spricht dabei außerordentlich mit. Es war übrigens unmöglich, die Sachen ungeschickter zu führen, und mir sagte neulich ein parlamentarischer Führer: „Das schlimmste dabei ist, daß unser parlamentarisch-konstitutionelles Regiment dabei ein so gründliches Fiasko gemacht hat.“ Dies ist auch richtig, der Fehler liegt aber in dem Mangel eines wirklich leitenden Staatsmannes. Beaconsfield ist kein (?) Leiter, ein kluger Parlamentarier und dabei Intrigant. Aus einem Juden kann man niemals einen Staatsmann machen. Kommt es zuletzt auf Uebernahme einer großen Verantwortung an, so will der Jude im letzten Moment mit einem Kniff sich helfen oder die Verantwortung einem Kollegen zuschieben und sich sichern. Man sagte in einem Winkeltheater: „What is Dizzy? A first class actor, a second class novel writer, a third class politician.“ Beaconsfield ist in diesem Augenblick, im Gegensatze zum friedlichen Derby, sehr populär, weil man von ihm noch immer die „spiritual policy“, über die er immer spricht, durch eine kühne Tat erwartet.

Wird der Friede, wie mein russischer Kollege erwartet, heute unterzeichnet, so wird auf allen Börsen Jubel und auf acht Tage Frieden sein, sieht man sich aber dann die Bedingungen näher an, kommen die geheimen Stipulationen zutage, besetzen die Russen Konstantinopel und richten sie sich dort häuslich ein, dann geht der Kriegslärm wieder los. Gefährlich ist, daß in Rußland die Kriegspartei den Krieg mit England will und wirklich an die Eroberung Konstantinopels denkt. Die militärischen Vorbereitungen werden mit großer Energie betrieben, 20 000 Pferde sollen gekauft werden und drei neue Panzerschiffe werden in drei Monaten ausgerüstet sein, abgesehen von drei Panzern, die hier auf türkische Rechnung gebaut, von der englischen Regierung gekauft werden. Der Kredit war viel größer, als man annahm, da die 6 Millionen Pfund Sterling auf sechs Wochen bewilligt wurden, denn das Geld, was am 25. März nicht ausgegeben wäre, fließt zurück in die Staatskasse; es wird aber dafür gesorgt, daß nicht ein Schilling übrigbleibt, und kommt es zu Komplikationen, wird ein Kredit in ähnlicher Höhe, also von wöchentlich einer Million, wieder gefordert.

*

London, 11. April 1878.

Ich danke Ihnen nicht telegraphisch, weil ich schriftlich Ihnen besser meinen Dank sagen kann, nicht allein für das Telegramm, aber auch für das Interesse, welches Sie für die Erhöhung des hiesigen Gehaltes gezeigt haben. Die Forderung war übrigens durchaus gerechtfertigt; und ich hätte es eigentlich nicht verantworten können, ohnedem länger hier zu bleiben. Dadurch, daß er voriges Jahr nicht bewilligt wurde, haben die verrückten Kerle Ihrer Fraktion, wie .... und einige, die ich nicht nennen will, im Effekt 10 000 (Taler) aus meiner Tasche genommen. Mir ist es übrigens, abgesehen vom Gelde, außerordentlich lieb, denn ich hatte mir fest vorgenommen, abzugehen, wenn es nicht bewilligt worden wäre, wollte aber als Gentleman im voraus nicht damit drohen. Nun sagt mir das Leben hier sehr gut zu, besser als bei den zerfahrenen Verhält-

nissen bei uns, ich habe großes Interesse am politischen Leben, kenne mein Geschäft und kenne Menschen und Verhältnisse hier, wie sie ein andrer nicht leicht wird kennen können. Außerdem bin ich jetzt mit dem Auswärtigen Amte auf sehr gutem Fuße, mit B(ismarck) selbst ist, seitdem ich hier bin, auch niemals die geringste Differenz oder Schwierigkeit gewesen und Sie kennen mich genug, um zu wissen, daß ich mir nichts gefallen lasse. Ich hoffe, am 22. auf zehn Tage hinüberzukommen (nach Derneburg, Berlin und Bonn), weiß aber noch nicht, ob ich fortkomme; es kommt ganz darauf an, ob Verhandlungen sich hinziehen oder ob der Krieg wirklich zum Ausbruche kommt. Beides ist möglich und bei dem gespannten Verhältnis zwischen beiden Ländern, d. h. Rußland und England, bei der Gefahr vieler Zwischenfälle, die eintreten können, ist niemand imstande, ein sicheres Prognostikon zu stellen. Hier haben sich die Verhältnisse sehr geändert, der leitende Staatsmann ist jetzt allein Lord Salisbury, und ein energischer Mann ist er, der bei der Position, die er eingenommen hat, auch auf die Gefahr eines Krieges hin stehen bleibt. Ob Rußland so weit vom Frieden von San Stefano wird zurückgehen können, wie hier gefordert wird, scheint allerdings sehr schwierig, nachdem die russische Regierung den schrecklichen Fehler beging, diesem Frieden durch Verlesen in allen Kirchen Rußlands die nationale und religiöse Weihe zu geben. Rußland spielt ein viel gefährlicheres Spiel als England und verrechnet sich sehr, wenn es wirklich es zum Kriege mit England kommen lassen könnte. Durch Geld und durch die ......, die Ausdauer und Zähigkeit ist dieses Land Rußland zu sehr überlegen. England wird den Krieg kaum fühlen und Rußland wird er ruinieren und die Entwicklung dieses halbbarbarischen Staates um mindestens ein Vierteljahrhundert zurückwerfen.

Wie wird es mit Stolberg gehen, wie überhaupt mit den neuen Ministern? Ich würde so gern hinüberkommen und hoffe eigentlich noch es zu können. Wo sind Sie zwischen dem 25. April und 5. Mai? Ich freue mich sehr darauf, Sie dann zu sehen.[1])

---

[1]) Aus Briefen Münsters vom 9. Juni und 27. November 1878 ist einiges bereits im März-Heft, aus einem Briefe vom 25. August 1878 einiges im Juli-Heft der „Deutschen Revue" mitgeteilt worden.

Geist und Buchstabe in der Religion

Von
H. Bassermann

Die landläufige Unterscheidung von Geist und Buchstabe geht auf das Wort des Apostels Paulus zurück: „Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig“ 2. Kor. 3, 6. Dies Wort hatte ursprünglich einen ganz bestimmten, konkreten Sinn, ist aber allmählich zu einer allgemeinen Sentenz, zum Schlagwort geworden. Unter „Buchstabe“ ist an jener Stelle das geschriebene alttestamentliche Gesetz zu verstehen. Daß Paulus ihm eine tötende Wirkung zuschreibt, hat den Sinn, daß er es als Summe von göttlichen Vorschriften auffaßt, die von dem Menschen Erfüllung heischen, ohne ihm doch die Kraft dazu einflößen zu können, und daß auf der Uebertretung dieser Vorschriften der Tod steht. Auf solche Weise „tötet“ der Buchstabe, d. h. dieses Gesetz führt den Menschen zum Tode. Und noch eine andre Gedankenreihe spielt da mit. Paulus weiß, daß erfahrungsgemäß das Bestehen eines Verbots den Reiz zu seiner Uebertretung auszulösen pflegt, er kennt das nitimur in vetitum. Auch nach dieser Seite hin also bewirkt der Gesetzesbuchstabe die Gesetzesübertretung und damit den Tod. „Der Geist“ aber, den Paulus dem Buchstaben gegenüberstellt, ist nach seiner Auffassung der Geist Gottes, ein neues göttliches Prinzip, das in Jesus Christus in die Welt eingetreten ist, sich allen an ihn Glaubenden mitteilt, in ihnen eine freie Befolgung des göttlichen Willens hervorruft und so zum Prinzip eines neuen göttlichen, unvergänglichen Lebens in ihnen wird.

Man sieht, daß, wenn wir das Wort des Paulus als geflügeltes Wort, als Sentenz gebrauchen, dabei sein ursprünglicher, konkreter Sinn nicht festgehalten wird. Allein eben darin zeigt sich doch die Größe des Wortes; es liegt mehr in ihm, als es von Hause aus hat ausdrücken wollen. Große Geister reden eben nicht nur für ihre Zeit, ihr Wort hat, ohne daß sie es wissen, prophetischen Gehalt und wirkt, sich wandelnd, fort durch die Zeiten. Sie selbst sind eben Vertreter nicht bloß ihrer Zeit, sondern ganzer Perioden, ja ganzer Geistesrichtungen. Dadurch erhalten ihre Worte etwas Typisches. Sie erscheinen immer wieder als Losungen, sobald ähnliche Geistesrichtungen wieder auftreten und auf ähnliche Hindernisse stoßen wie die früheren, von jenen Großen einst vertretenen. Insofern liegt in dieser allgemeineren, sentenzenartigen Verwertung ihrer Worte doch kein Mißbrauch: auch generalisiert wird ein solches Wort eine Wahrheit enthalten und zum Ausdruck bringen.

Paulus war der Mann des „Geistes“. Der Geist, den er an einer Stelle (2. Kor. 3, 17) geradezu mit „dem Herrn“, d. h. Jesus Christus, identisch setzt, hatte ihn in jener Vision vor Damaskus erfaßt und aus einem Verfolger zu einem Verkündiger der jungen Christusreligion umgewandelt. Das war die „Offenbarung“, von der er Gal. 1, 15 spricht, und auf die er sich, unter ge-

flissentlicher Ablehnung des Zusammenhangs mit den historischen Anfängen des Christentums in Jerusalem, ganz und gar stützt. Ueber diese seine ganz eigentümliche und sehr schroffe Fernhaltung von den geschichtlichen Ursprüngen des Christentums geben die beiden ersten Kapitel des Galaterbriefs sehr deutlichen Aufschluß. Paulus steht ganz auf dem Geist; er mochte, nicht ohne Grund, in den jerusalemischen Uraposteln und „Brüdern" noch ein starkes Hangen an dem Buchstaben, an dem altjüdischen Gesetz, vielleicht auch an einzelnen Worten und Vorschriften, welche die Ueberlieferung von dem geschichtlichen Jesus herleitete, voraussetzen. Deshalb hält er sich möglichst fern von dieser Welt: „der Geist" könnte dabei Schaden leiden, unterdrückt werden; das Ende wäre doch wieder der Tod, nicht das Leben. So vertritt er also „den Geist" nicht bloß gegenüber dem alttestamentlichen Gesetz, sondern auch gegenüber einer im Christentum selbst vorhandenen Strömung, die mehr an die Vergangenheit sich hält als an die Zukunft und von jener vornehmlich lebt, gegenüber einem, man könnte sagen, historisierendem Christentum. Damit ist bereits eine weitere Deutung des Wortes, das wir an die Spitze gestellt haben, gegeben, als welche ihm ursprünglich eigen war, eine Deutung jedoch, der wohl auch Paulus selbst nicht widersprochen haben würde.

Allein noch nach einer andern Seite hin vollzieht sich diese Erweiterung. Paulus ist, gerade weil er ganz auf „dem Geist" steht und nur von ihm das Leben herleitet, der Vertreter einer jungen und jugendlichen Religiosität, die im Vollbewußtsein ihrer Kraft wie ihrer Ziele in die Weltgeschichte eintritt. Da stößt sie auf „den Buchstaben", auf ein Gesetz, das mit göttlicher Autorität das Verhältnis zwischen Gott und Mensch schriftlich geordnet und bis ins einzelne hinein festgelegt hat. Demgegenüber kann „der Geist", das Neue, Junge, Kräftige nicht zur Geltung kommen; hat aber er das Recht und die Macht, so muß jenes Gesetz, jener Buchstabe die seinige verlieren. Indem erklärt wird, daß er töte, wird seine Autorität selbst getötet. So ist Paulus der Vertreter der jungen und sich ihrer Jugendkraft bewußten Religion gegenüber einer schon alt gewordenen und im „Buchstaben" erstarrten. Sein Wort wird dadurch zur Losung der Jungen gegen die Alten, zu einem Schlagwort der Reformation, der Entwicklung, des Fortschritts.

Welche Wahrheit darf ihm in diesem Sinne zugesprochen werden? Wie mir scheint, eine große und sehr fruchtbare, aber — wie es bei Sentenzen meistens der Fall — keine unbedingte.

Das ist sicher: „Der Geist" ist das Erste und Ursprüngliche in der Religion, man darf wohl sagen: in jeder Religion. Im Geiste eines Menschen wirkt Gott, „der Geist Gottes", einen neuen, eigenartigen, tiefen und großen Eindruck religiöser Art. Das nennen wir Offenbarung. Und geistig wie diese selbst ist auch die Beziehung zwischen ihrem Träger und Verkündiger und seinen ersten Anhängern: es ist der aus ihm und durch ihn wirkende Geist, der sie zu ihm führt und an ihn bindet: Gaben dieses Geistes, ein besonderes Maß desselben bedingen dann die Führerschaft in dem so entstehenden Kreise; „der Geist" ist's,

der ihr Leben einhaucht und Leben von ihr ausgehen läßt. Das sind die Lenztage der jungen Religion. Aber bald meldet sich der Buchstabe. Es läßt sich nicht erwarten, daß der Geist in der ersten Jugendfrische lange vorhalte; auch rühren sich gar mancherlei Geister, und nicht alle stimmen mit dem ursprünglichen Geiste überein. Das fromme Gedächtnis bedarf des Anhaltes an geschichtlichen Aufzeichnungen, die Gemeinschaftsleitung der Autorität bestimmter Weisungen und Vorschriften, die Uebertragung auf eine neue, heranwachsende Generation eines Leitfadens und fester, einprägbarer Stücke. So sucht sich der Geist im Buchstaben sein Gefäß, seine Hülle zu schaffen, um sich unversehrt von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen zu können. Man kann sagen: so dient der Buchstabe dem Leben des Geistes, daß dieses nicht zerflattere und zerfließe. Das ist des Buchstabens Wert und seine Notwendigkeit in der Religionsbildung. Eine Religionsgemeinschaft jedenfalls, besonders wenn sie an Umfang zunimmt, kann seiner nicht entraten und wird ihn sich schaffen müssen.

Es ist in diesem Zusammenhang doch sehr beachtenswert, daß auch die Reformation, so sehr sie „dem Geist" entsprang, ihren Buchstaben hatte und brauchte. Die deutschen wie die Schweizer Reformatoren haben die Männer, die sich auf den Geist allein beriefen und den Buchstaben geringschätzten, als ihrer Sache gefährliche „Schwärmer" abgewiesen. So sehr Luthers Aeußerungen über die Bibel vielfach vom Geist getragen sind und an den Geist appellieren, so sehr hat er sich anderseits an den Buchstaben geklammert und auf ihn gesteift. War es nicht mehr der kirchliche, so war es der biblische Buchstabe, der für ihn ausschlaggebende göttliche Autorität wurde. Wir bilden ihn ab, die Hand auf die Bibel gelegt; die Bibel aber ist „Buchstabe". Diesen Buchstaben hat er seinem Volke in „geist"voller Uebersetzung dargeboten, auch sein kleiner Katechismus sollte als kompendiöse Bibel des gemeinen Mannes dem Volke den Dienst des Buchstabens leisten, der den Geist bewahrt, schützt und weiterträgt. In diesem Falle hat der Buchstabe nicht getötet, sondern lebendig erhalten. Wo wäre das Christentum, wo der Geist Jesu Christi, der des Paulus, der der Reformation ohne diesen Dienst des Buchstabens?

Auf der andern Seite freilich ist „der Buchstabe" stets das Zweite, Nachkommende, Spätere in der Religionsbildung, und sobald das vergessen und die daraus abzuleitende Folgerung nicht gezogen wird, beginnt seine tötende Wirkung. In ihm ist der Geist erstarrt, fest geworden, sozusagen eingetrocknet. Und je älter er ist, um so mehr Autorität hat er für die nachkommenden Geschlechter. Es kann bei dem autoritätsbedürftigen Zuge, der durch alle Religion geht, nicht ausbleiben, daß diese Autorität allmählich zur göttlichen wird. So ist's den biblischen Schriften, so ist's den kirchlichen Dogmen gegangen. Gott selbst redete jetzt aus dem Buchstaben und durch ihn. Der Buchstabe selbst wurde göttlich, er wurde mit dem Geiste verwechselt. Wohl sprach ja aus ihm immer noch der Geist, der ihn ursprünglich eingegeben hatte; aber mit Recht sagt der Dichter: Spricht die Seele, so spricht, ach, schon die Seele nicht mehr. Der Buchstabe ist doch nicht der Geist. Die Verwechslung beider muß unheilvoll

wirken; im Dienste des Buchstabens wird die Religion geist-los. So schwindet ihr ursprüngliches, göttliches Leben: der Buchstabe hat es getötet.

Und dann tötet er die, die an ihm hangen. Mit göttlicher Autorität bekleidet, wird der Buchstabe zum bindenden Gesetz für das Leben wie für den Glauben. Jedes Gesetz aber, sei es für das eine, sei es für das andre Gebiet gegeben, hat nur zeitlich- und örtlich-bedingte Gültigkeit. Was etwa im zweiten oder auch im neunten Jahrhundert gefordert werden konnte, vielleicht mußte, darf im neunzehnten und zwanzigsten nicht mehr mit dem gleichen Anspruch auftreten. Vorschriften, deren Befolgung orientalisches Klima voraussetzen, können im okzidentalischen nicht ohne weiteres Gültigkeit haben, und was in einfach-patriarchalischen Verhältnissen zu verlangen wohl anging, verlangt man vergeblich und unberechtigterweise in einem festgefügten Staatswesen und einer differenzierten und komplizierten Gesellschaftsordnung. Ebenso ist es mit den Glaubenssätzen. Hängen sie doch alle mit einem bestimmten Stadium der geistigen Entwicklung zusammen; aus dem Begriffsmaterial einer bestimmten Zeit sind sie gebildet, ihre Anschauung spiegeln sie wider. Schreitet nun die Entwicklung fort, so müssen derartige Sätze veraltet erscheinen; die neue Zeit kann sich nicht mehr in sie schicken.

Und nun kann ein Zwiefaches eintreten: Der mit der geistigen Entwicklung Fortgeschrittene wendet sich von jenen Glaubenssätzen und -vorschriften ab. Sie sind ihm unassimilierbare Fremdkörper in seiner Weltanschauung; er kann nichts damit anfangen. So werden sie ihm gleichgültig, oder falls sie ihm mit ihrer göttlichen Autorität in den Weg treten, treiben sie ihn in die Opposition. In religiösem Indifferentismus und Religionsfeindschaft zeigen sich dann die tötenden Wirkungen des Buchstabens. Mit dem Buchstaben wird auch der Geist weggestoßen; natürlich: denn beide waren identifiziert worden. Oder aber der andre Fall. Fromme Pietät fühlt sich an den Buchstaben gebunden, es ist ihr ein Verbrechen, von ihm abzuweichen oder ihn unberücksichtigt zu lassen. So hält sie an ihm fest trotz des Widerstandes ihrer ganzen sonstigen Welt, dieser Widerstand erscheint ihr als widergöttlich, nur von Gott Abgefallene können sich an ihm beteiligen. Dadurch wird Opposition gegen die Bildung der Zeit, gegen alles Neue, Moderne, Weiterführende sogar zum Verdienst; denn daran zeigt sich die Treue gegen Gott. Auf solche Weise geraten wir auf den Weg der geistigen Rückständigkeit auf der einen, und des verbohrten Fanatismus auf der andern Seite. Der Buchstabe hat seinen Anhängern tödliche Wunden beigebracht.

Aber seine verhängnisvolle Wirkung ist damit noch nicht erschöpft. Der Buchstabe, je älter er ist und je fremder der Zeit, für die er doch Gültigkeit beansprucht, um so mehr bedarf er der Auslegung. Diese aber geht naturgemäß verschiedene Wege. Das Marburger Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli zeigt das an einem ebenso bezeichnenden als bedauerlichen Beispiel. Die Folge ist natürlich Zwiespalt, Trennung dessen, was doch innerlich zusammengehört. Unter der Herrschaft des Buchstabens konnte man meinen, die beiden Parteien haben einen verschiedenen Geist, aber nach Jahrhunderten urteilt man

entgegengesetzt. Je mehr eine Religionsgemeinschaft auf den Buchstaben sich gründet, um so mehr ist sie der Gefahr innerer Zersplitterung ausgesetzt.

Man hat richtig beobachtet, daß ein Teil der sogenannten Sekten, d. h. der kleineren religiösen Kreise, die von einem größeren Kirchenkörper absplittern, ihre Sonderexistenz auf einen Buchstaben gründet, nämlich auf irgendeine von ihr besonders hoch gewertete und ganz wörtlich verstandene Stelle (oder mehrere) der Bibel. Sie erhebt irgendeinen einzelnen Buchstaben unter so vielen zum Panier, um das sie ihre Anhänger sammelt. Und darum geschart führen sie dann ihr enges, abgeschlossenes Leben, das doch mehr dem Tode oder doch dem langsamen Absterben gleicht, aus dem jedenfalls „der Geist“ gewichen ist. Andre Sekten freilich haben, wie oben angedeutet, gerade im Namen des Geistes sich von der Kirche losgesagt. Aber auch hier wird der Buchstabe seine unheilvolle Wirkung geübt haben, auf der einen Seite, indem er, von der Kirche allzu sklavisch verehrt, zur Opposition des Geistes reizte, auf der andern, sofern wohl oft auch „der Geist“ selbst allzu buchstäblich verstanden und dadurch wie mechanisiert ward.

Wo aber ein einzelner oder eine Gemeinschaft am Buchstaben hängt und nach ihm richtet, da ist vor allem eines die fast unausbleibliche Folge: die Unduldsamkeit, das Sichverketzern, um so unleidlicher und heilloser, weil ja doch keiner der Richtenden auf eine absolut gültige Auslegung des Buchstabens Anspruch erheben kann, ja im Grunde keiner, trotz alles Pochens auf den Buchstaben, selbst wirklich und ganz auf ihm steht. Das *kann* gar niemand, der durch Jahrhunderte von diesem Buchstaben getrennt ist, jeder wird ihn irgendwie modernisieren, jeder etwas im stillen von ihm abziehen. Indem also die Berufung auf den Buchstaben geeignet schien, aller Willkür ein Ziel zu setzen, öffnet sie ihr doch wieder die Tür; nur daß sie unerträglicher ist, wenn sie sich in den Schein des Gesetzes kleidet, als wenn sie offen als Willkür auftritt.

Bewährt sich in allen diesen Fällen die weittragende Wahrheit der paulinischen Sentenz, äußert sich hier überall, ob auch verschieden, die tödliche Wirkung des Buchstabens, so scheinen diese Betrachtungen recht geeignet, uns dem Buchstaben in religiösen Dingen recht gram werden zu lassen und uns ganz hinüberzudrängen auf die Seite des Geistes. Und in diesem Stadium einer starken Buchstabenfeindschaft scheinen wir uns gegenwärtig, insbesondere auf dem Boden der evangelischen Kirche, zu befinden. Zuviel tödliches Unheil — das sehen heute doch gar viele — hat der Buchstabe bei uns angerichtet; man will sein Joch nicht länger tragen. Man kann es auch nicht, selbst in den Kreisen, wo man noch eifrig an ihm festhält. Zwei Bollwerke des Buchstabendienstes sind, man darf wohl sagen, allgemein unter uns hingefallen: die buchstäbliche Gültigkeit der Bekenntnisschriften und der Glaube an die buchstäbliche Inspiration der Bibel ist fast auf der ganzen Linie, jedenfalls bis tief ins Lager der Rechten hinein aufgegeben. Früher mußte man, und zwar gar nicht bloß der Geistliche, jene Bekenntnisse unterschreiben oder gar beschwören und der Zweifel an der buchstäblichen Inspiration der Bibel galt als grundstürzende Ketzerei. Jenes ist aufgegeben worden und es wird wohl bei jeder Verpflichtung auf die Be-

kenntnisse stillschweigend oder ausdrücklich eine Konzession gemacht, die das Joch des Buchstabens aufhebt. Und was die Buchstabeninspiration betrifft, so konnte jüngst ein moderner Theologe sie als „Inbegriff aller wahrhaft grundstürzenden Theologie" bezeichnen. Der starke Widerwille, der aus diesem Worte spricht, ist gerade auf evangelischem Boden, wo man die Bibel so hoch stellt, vollkommen verständlich. Frühere Zeiten hatten ein gutes Auskunftsmittel, um bei aller Verehrung des Bibelbuchstabens sich seiner drückenden Herrschaft zu entziehen: durch die allegorische Auslegung konnten sie als von Gott in das Schriftwort gelegten „geistlichen" Sinn des Buchstabens behaupten, was dieser doch gar nicht enthielt. So war man in der Lage, unbequemen Sätzen aus dem Wege zu gehen; was auch der Buchstabe sagen mochte, der Geist, der hinter ihm steckt, meint doch etwas andres. Dies Ventil, durch das leichtexplodierenden Differenzen zwischen dem Buchstaben der Vergangenheit und dem Verständnis der Gegenwart vorgebeugt wurde, ist durch die Reformation für die Evangelischen geschlossen worden. Man erkannte nur noch einen, den buchstäblichen Sinn des Schriftwortes an. Um so weniger aber durfte und darf dieser Buchstabe bindende Autorität für alle Zeiten haben. Sonst sind tödliche Wirkungen dieses Buchstabens in noch viel weiterer Ausdehnung, als wir sie bisher schon erlebt haben, unausbleiblich.

Aber was ist zu tun? Wegwerfen können wir den Buchstaben nicht, er hat auch heute noch seine Notwendigkeit und seine oben gewürdigte segensreiche Bedeutung für die Religionsgemeinschaft nicht verloren. Ohne Bibel als Autorität kann der Protestantismus nicht gedacht werden, und auch ohne Bekenntnisse kann er so wenig sein wie jede andre Religionsgemeinschaft. Sich dessen entschlagen hieße den Faden der historischen Kontinuität mit dem Ursprung des Christlichen und Evangelischen zerschneiden, und hierin könnte ich wenigstens keinen Segen erblicken. Auch unsre Zeit, und sie vielleicht weniger als andre, ist nicht stark genug, um sich lediglich vom Geist treiben zu lassen. Wer weiß, wohin wir da getrieben würden?

Es bleibt nur eines übrig: den Buchstaben auf das hin anzusehen, auszulegen und zu gebrauchen, was ihn zuerst eingegeben hat, den Geist, ich meine den göttlichen, der einst in ihm seine schützende Hülle und sein dienendes Werkzeug schuf und fand. Der Geist im Buchstaben will ergriffen sein, das will sagen: sein wahrhaft und ursprünglich religiöser, sein echt christlicher (sein wahrhaft evangelischer) Gehalt, nicht vermöge einer Fremdes in ihn erst hineindeutenden geistreichen Allegorisierkunst, auch nicht vermöge einer künstlichen, alle Ecken und Kanten abschleifenden und alle Widersprüche vertuschenden Harmonistik, sondern vermöge einer Auslegung, die den Pulsschlag jenes Geistes unter der Hülle des Buchstabens verspürt, die den Hauch des Göttlichen in der menschlichen Aussage wittert, die den Klang des Ewigen in den zeitgeschichtlichen Lauten mitklingen hört. Das vermag aber nur die kongeniale Auslegung und Anwendung, die das zum Buchstaben auch mitbringt, was sie in ihm sucht, Geist. Wieder nicht menschlichen Geistesreichtum, sondern Geist in religiösem Sinn, einen

Hauch von oben, eine Berührung von Gott, eine religiöse Persönlichkeit. Sie nur besitzt den Schlüssel, der den Geist aus der Haft des Buchstabens befreit. Ein echt historisches, einfach menschliches Verständnis der biblischen Schriften, wie wir es heute glücklicherweise haben, wird dabei die Wege bahnen und Hilfe leisten. Aber nicht bloß die Bibel, auch die Bekenntnisse müssen so ausgelegt und gehandhabt werden, so daß sie, wie eines der spätesten, die Konkordienformel in ihrer Vorrede, sagt, als Zeugnisse von unsrer Religion und als eine Erklärung derselben in der Art, wie in den einzelnen Zeiten die heiligen Schriften in der Kirche Gottes von den damals lebenden Doktoren verstanden und erklärt worden sind, erscheinen. Versteht man sie so, also geschichtlich, dann, aber auch nur dann kann die Gleichgültigkeit und der Widerwille gegen sie schwinden. Es wird auch bei ihnen möglich werden, den Geist unter dem Buchstaben herauszuhören, jenen frommen Geist der Väter, der durch die Reformation neu entfacht war und sich in dem Buchstaben der Bekenntnisse seinen zeitgeschichtlichen Ausdruck geschaffen hat. Ein evangelisch-frommer Geist wird ihn darin schon finden.

Und wollte schließlich jemand dagegen einwenden, daß diese, um es mit einem Worte zu sagen, religiöse Auslegung des Buchstabens voraussichtlich doch zu sehr verschiedenen und schwankenden Ergebnissen führen könne, mit denen wenigstens in einer Religionsgemeinschaft nichts anzufangen sei, so erwidern wir ihm: nicht in der Uniformität, sondern in dem Leben besteht das Heil der Religionsgemeinschaften; Leben aber schafft nur der Geist, nicht der Buchstabe. Entsteht auf solche Weise Freiheit der Bewegung, um so besser. Denn die Freiheit ist das Element alles Lebens, vorab des religiösen.

Diplomatisches aus allen Welten

Von

Heinrich von Poschinger

(Schluß)

In die Fortsetzung der Rundschau über wichtige Vorgänge in den großen politischen Zentren bringen wir dieses Mal insofern etwas Abwechslung, als wir neben den Berufsdiplomaten auch zwei Berichterstattern das Wort geben, die, streng genommen, nicht zu dieser Zunft gehören, aber doch auch zu diplomatischen Sendungen verwendet wurden. Dahin gehört in erster Linie der Staatsrat von Klindtworth, der gewöhnlich als ein Geheimagent angesehen wird, tatsächlich aber weit mehr war als dieses, und sogar den Minister Manteuffel aus Paris, Rom, Brüssel, Stuttgart mit wichtigen Nachrichten versah, natürlich nicht pour ses beaux yeux, sondern gegen klingendes Honorar. Der zweite Korrespondent ist der Geheime Kabinettsrat Niebuhr, der sich des besonderen Vertrauens des

Königs Friedrich Wilhelm IV. erfreute und von ihm mehrfach mit diplomatischen Aufträgen ins Ausland geschickt wurde, wenn der berufsmäßige diplomatische Apparat nach der Ansicht des Königs nicht recht fungierte.

Wir beginnen mit einem lebendig geschriebenen Briefe Niebuhrs aus London, wohin er von Friedrich Wilhelm IV. entsandt worden war, um über eine phantasievolle Berichterstattung des Gesandten Bunsen in der dänischen Frage nähere Erkundigungen einzuziehen.

London, den 14. Februar 1852.

„Mein neuliches Urteil über Bunsen bestärkt sich von Stunde zu Stunde. Er ist Engländer, kein Preuße: er sieht nie die Dinge genau so wie sie sind und faßt nichts genau so auf, wie es ihm gesagt wird. Sein Wille ist aber gut: davon hat mich namentlich sein Benehmen in der gestrigen Konferenz mit Lord Granville überzeugt. Auch genießt er unter den Engländern offenbar große Achtung. — Nächst den oben bezeichneten Mängeln ist seine Freundschaft mit Prinz Albert und Herrn von Stockmar sein größtes Gebrechen. Den Prinzen kenne ich noch nicht. Stockmar ist mir wie ein in gewissen selbstgemachten Schablonen festgerittener und mit lauter schlechten und schlechtverdauten Nachrichten vollgepfropfter Mensch vorgekommen. Er hat ein gewaltiges Aszendant über Bunsen.

Englands jetziger Zustand ist ganz miserabel, und wenn Bunsen mich immer beschwört, zu bedenken, daß man hier mit den ersten Staatsmännern der Welt zu tun habe, so frage ich nur immer, wo der Unterschied von unsern Staatsmännern denn sitzt — und da finde ich nur, daß es bei uns noch gottlob eine Menge Leute gibt, die Courage haben, und hier fast keinen.

Aber das Volk ist innerlich tüchtig: das ist offenbar; und die Reformbill ist, da man einmal den Weg der Reform betreten hat, abgesehen von der Veränderung des Eides, nicht so schlimm, als man es bei uns wohl ansieht. Alle stimmen darin überein, daß das kleinste Ereignis genügen werde, um wieder frisches Leben in die Nation zu bringen und daß schon die Militia bill unendlich heilsam wirken werde.

Das übelste ist das Ertrinken in französischem Konstitutionalismus. Aber allerdings scheint das persönliche Auftreten der Königin in der Palmerstonschen Sache darin sehr heilsam gewirkt zu haben."

In einem eigenhändigen Schreiben, de dato London, den 5. Juli 1853, schildert der Gesandte Bunsen die Aufgabe des preußischen Gesandten in London wie folgt:

„Der hiesige Posten verlangt außer den eigentlich geschäftlichen Arbeiten die Bewältigung eines ungeheuern täglichen Neuigkeitsstoffes, namentlich zur Zeit der Parlamentssitzungen, daneben eine pflichtmäßige, sorgsame und kundige Ausbreitung der gesellschaftlichen Verhältnisse, deren Ausdehnung hier kolossal ist.

Der Gesandte hat persönlich bei Hofe, bei den Ministern und bei seinen Kollegen über alles Vorliegende zu verkehren, und, obwohl mir dieses in mancher

Hinsicht leichter wird als meinen Kollegen, so nimmt es doch meine Zeit und Tatkraft in den Geschäfts- und Gesellschaftsstunden vollkommen in Anspruch."

Im Januar 1855 war der General von Wedell von Friedrich Wilhelm IV. in außerordentlichem Auftrage nach Paris entsandt worden, um dort eine vertragsmäßige Vereinigung zwischen Preußen und Frankreich in der orientalischen Frage zustande zu bringen. Mit einem analogen Auftrage war der Wirkliche Geheime Rat von Usedom nach London geschickt worden, von wo er in Paris mit Wedell zusammen kam. Beide Unterhändler erreichten absolut nichts, kompromittierten nur sich und die preußischen Gesandten in Paris und London und kehrten später höchst verdrossen nach Hause zurück, um ihren Aerger an dem Minister Manteuffel auszulassen, den sie — ohne den leisesten Grund — beschuldigten, heimlich den Zwecken ihrer Mission entgegengewirkt zu haben. Ueber diese man kann fast sagen berüchtigte Spezialmission schrieb der preußische Gesandte Graf Bernstorff, der Nachfolger Bunsens, ungefähr um den 11. Februar 1855 [1]) aus London:

„Heute früh habe ich Lord Clarendon gesehen, der mir wiederholt mitteilte, fürchten zu müssen, Seine Majestät der König wolle überhaupt kein Engagement irgendeiner Art eingehen, denn die verschiedenen Spezialmissionen könnten nicht wohl einen andern Grund haben, als Zeit zu gewinnen, da der General von Wedell auch wieder nichts nach Paris gebracht habe; es sei nun aber offenbar für die Westmächte unmöglich, wieder Konferenzen mit Preußen zu halten, nach deren Erfolglosigkeit es sich zurückzöge und erklärte, nichts mehr mit der Sache zu tun haben zu wollen, sondern neutral zu bleiben. Irgendeine Verpflichtung für den Fall der Erfolglosigkeit der Friedensunterhandlungen müsse daher Preußen natürlich eingehen, wenn es daran teilnehmen wolle.

Von Graf Walewsky [2]) habe ich vorgestern abend gehört, daß Herr von Usedom in Paris sei. Frau von Usedom hatte ihm geschrieben, sie habe ihm eine sehr wichtige Mitteilung zu machen und bitte ihn daher, ihr wissen zu lassen, wann sie ihn finden könne. Der Botschafter war höflich genug, um zu ihr zu fahren, und als er, sehr begierig, die große Neuigkeit zu erfahren, hinkommt, sagt sie ihm: ‚Usedom est à Paris!‘ Das war alles! Das gibt nun natürlich wieder neuen Stoff zu allgemeinem Gelächter, welcher bisher schon in so reichem Maße von ihr geliefert worden war. Es ist mir auch von einem täglichen Besucher des Palmerstonschen Hauses erzählt worden, daß er dabei gewesen sei, als Frau von Usedom zu Lady Palmerston gekommen sei, um ihr mit sehr vieler Effusion Glück zur Ernennung ihres Mannes zum Premier zu wünschen; Lady Palmerston, obgleich eine sehr gutmütige Dame, habe aber doch das Sonderbare dieses Schrittes gefühlt und ihn sehr kühl aufgenommen.

---

[1]) Der Brief trägt kein Datum. Die ungefähre Zeit läßt sich jedoch aus dem Inhalte feststellen.

[2]) Der französische Botschafter in London.

Die Nachricht, daß nun auch der Geheime Kabinettsrat Niebuhr nach Paris abgegangen ist, sich also nunmehr nicht weniger als drei Spezialgesandte neben dem ordentlichen Gesandten dort befinden, kann hier leider nicht anders als einen sehr schlimmen Eindruck machen."

Am 31. Juli 1853 übersandte der vorhin genannte Staatsrat von Klindtworth aus Versailles nach Berlin einige Informationen über das eheliche Leben des Kaisers Napoleon. Zunächst erwähnte er die Eifersucht des Kaisers, als die Kaiserin ohne seine Begleitung ein Pyrenäenbad besuchen mußte. Napoleon unterhalte noch immer Beziehungen zu seiner früheren Geliebten Madame Howard; die Begegnungen derselben fänden statt bei Madame Mocquard, der Frau des Chefs des kaiserlichen Kabinetts. Die Kaiserin habe vergeblich versucht, diese alten Bande zu zerstören. Sie habe Schritte getan, Mocquard durch Prosper Mérimée zu ersetzen. Darauf habe der Kaiser in brutaler Weise zu seiner Gemahlin gesagt: „Mais cependant vous n'ignorez point quelle liaison a existé entre votre mère et Monsieur Mérimée. Le public ne l'ignore pas plus que vous et je le choquerais beaucoup, si je faisais ce que vous me demandez; ne m'en parlez plus."

Aus Brüssel berichtete derselbe Gewährsmann (Klindtworth) unter dem 11. November 1855 aus amtlicher Quelle: „Die verwitwete Königin der Niederlande habe plötzlich den Haag verlassen und sei zum Besuch für den bevorstehenden Winter nach Petersburg aus Unmut darüber abgereist, ‚daß ihr Herr Sohn, der König, neuerdings das große Band seines Ordens dem Kaiser Ludwig Napoleon verliehen habe!'" —

Sehr pikant sind die Nachrichten, welche ein nur kurze Zeit der preußischen Gesandtschaft in Madrid angehöriges Mitglied nach Berlin berichtete.

Madrid, den 30. März 1853.

„Der Einfluß des Nachbarstaats (scil. Frankreichs) ist kaum bemerkbar. Indes knüpfen sich allerlei Fäden an; so hat man in Paris sehr bereitwillig Geld für die Herstellung der spanischen Nordbahn angeboten, und der neue französische Botschafter Marquis Turgot steht dem Kaiser ebenso nahe wie die Gräfin Montijo,[1]) die jetzt, wie es scheint, sehr ungern sich hier etabliert hat. Sie wird zwar versuchen, manchen Einfluß auf die hiesige Politik zu gewinnen, indes wird sie all ihren Scharfsinn und ihre Gewandtheit aufbieten müssen, um die gegen sie hier herrschenden Vorurteile zu beseitigen. Verletzt hat es hier, daß die Kaiserin Eugenie in einem Briefe an die Königin Isabella ihr das Prädikat ‚Madame ma sœur' gegeben hat. Es ist richtig, daß sich der Kaiser für Narvaez interessiert und den hiesigen Ministern Milde empfohlen hat, indes dürfte Narvaez, wenn er, was bei kritischer Zukunft nicht ausbleiben kann, ans Ruder gelangt, mehr seinen eignen Interessen, seinem Ehrgeiz und Rachegefühl

---

[1]) Am 30. Januar 1853 hatte sich Napoleon III. mit deren Tochter Eugenie vermählt.

nachgehen, als dem französischen Einfluß das Tor öffnen. Richtig ist es ferner, daß Madame Montijo auf ihrer Rückreise nach Madrid Narvaez in Bordeaux besucht hat. Letzterer war ein eifriger, wenngleich nicht glücklicher Amant einer jetzt recht hochgestellten Dame, die ihm drohte, sich das Leben zu nehmen, wenn er fortfahre, sie mit seiner Zudringlichkeit zu belästigen. Als Narvaez nicht nachließ, soll sie sich allerdings mit einem Dolch in den Arm geschnitten haben."

*

Madrid, den 11. Juni 1853.

„In der letzten Zeit tauchte wiederum das Gerücht auf, daß die junge Königin mit einem Staatsstreich den Absolutismus zurückführen wolle. Man sah darin den Einfluß des Kaisers Napoleon. Ich mag daran nicht glauben, da ich den Grund der absolutistischen Tendenzen der Königin in ihrem erwachten Selbstgefühl und in ihrer gegenwärtigen Erbitterung gegen die Engländer erblicken möchte, die einer absoluten Königin Isabella jedes Anrecht an den Thron absprechen möchten. Die offizielle französische Diplomatie unterstützt ebenfalls nicht die Selbstherrschergelüste Ihrer Majestät. Marquis Turgot steht unter dem Einfluß der Gräfin Montijo, der er seine Stelle verdankt und mit der die Madame Turgot nahe verwandt ist. Die Gräfin Montijo hat aber eine besondere Feindschaft gegen die Königin, weil sie Allerhöchstderselben nicht verzeihen mag, daß sie die Verbindung ihrer Tochter mit dem Kaiser Napoleon nicht gebilligt und ihr sowohl als ihrer Tochter keine genügende Anerkennung zeigt. Die Gräfin Montijo weiß diese Eifersucht sehr taktvoll zu verbergen, indes ist es bekannt, daß Marquis Turgot unter ihrem Einfluß den absolutistischen Lieblingsplänen der Königin entgegenarbeitet."

*

Madrid, den 5. September 1853.

„Schon oft haben Günstlinge der Königin sich in Staatsgeschäfte gemischt, indes nahmen sie nie einen so unmittelbaren und so maßgebenden Anteil wie N. Wäre er zu den öffentlichen Angelegenheiten befähigt oder ersetzte er wenigstens die mangelnden Fähigkeiten durch Erfahrungen, so würde man sich seinen Einfluß auf den Minister gefallen lassen können. Keines von beiden steht indes dem erst 25 Jahre alten Offizier zur Seite.

Dazu kommt, daß er sich vielfach den militärischen Dienstvorschriften entzieht, dadurch Konflikte mit seinen Vorgesetzten hervorruft und seine bevorzugte Stellung also auch in der Armee böses Blut stiftet.

Diese beklagenswerten Umstände wirken natürlich auf die Stellung Ihrer Majestät zurück, die während der Abwesenheit Ihrer Allerdurchlauchtigsten Frau Mutter sowieso einer Stütze entbehrt. Bei einem so leicht erregbaren Volke und bei dem Intrigenspiel der hiesigen Politiker kann es nicht wundernehmen, wenn man hört, daß allerdings manche Personen sich ernstlich mit der Idee einer zu erzwingenden Abdankung beschäftigen. Nicht so einig ist man über das, was weiter geschehen soll. Die einen wollen eine Regentschaft, andre die Ausrufung der Herzogin von Montpensier zur Königin. — Endlich bespricht man jenes

dem spanischen Nationalgefühl so schmeichelnde Projekt einer Vereinigung mit Portugal. Ich glaube nun, daß alle diese Pläne der Erfüllung recht fern sind, indes beweisen sie immer die obwaltende Mißstimmung.

Nicht irgendeine politische Mission, wohl aber das Bestreben, eine so kompromettante Persönlichkeit fernzuhalten, hat zu der Sendung des Generals Prim nach Konstantinopel den Anlaß gegeben. Dieser halbtolle Offizier und einige für die türkische Artillerie bestimmte Maulesel sind das einzige Kontingent, welches Spanien zur orientalischen Frage gestellt hat."

Am 10. Oktober 1856 schrieb der preußische Gesandte von Wildenbruch eigenhändig aus Konstantinopel: Den Gerüchten hinsichtlich einer Ministerialveränderung, welche Reschid Pascha wieder an das Ruder bringen würde, habe er niemals Glauben geschenkt, sie vielmehr für das gehalten, als was sie sich schließlich erwiesen haben, als Börsenmanöver. „Mehr in Wahrheit begründet sind, leider darf man sagen, wenn man den Menschen vom Regenten trennt, die Gerüchte hinsichtlich des Gesundheitszustandes des Sultans. Sein Bruder und Nachfolger ist, wie ich aus sehr zuverlässiger Quelle weiß, auf seiner Hut. Seit Wochen genießt er nur, was in Gegenwart seiner Mutter, teils von ihren eignen Händen, gesotten und gebraten wird. Daß den Sultan nicht der leiseste Verdacht trifft, glaube ich kaum nötig zu haben hervorzuheben. Es geschieht ja eben alles neben und ohne diesen Herrn, indem die Welt einen edeln und guten Menschen, aber einen schwachen Regenten verlieren wird."

Robert von der Goltz, der preußische Gesandte in Athen, schrieb von dort unter dem 19. Juni 1858 eigenhändig nach Berlin, er könne die Bemerkung nicht unterdrücken, daß alles, was er während seines kurzen Aufenthaltes in der Türkei gesehen, sein günstiges Urteil über die griechischen Zustände bestärkt habe.

„Jeder Vergleich zwischen dem edeln deutschen Königspaar, welches den größten Teil seiner schmal bemessenen Einkünfte zu Werken der Wohltätigkeit sowie zur Beförderung allgemein nützlicher Anstalten verwendet, und welches seine Interessen und seine Zukunft mit denjenigen des ihm anvertrauten Volkes identifiziert hat, und dem türkischen Herrscher, welcher am Vorabend eines Staatsbankrotts die Revenüen des Reichs vergeudet, um seine Weiber zu beschenken, die Habgier seiner Günstlinge zu befriedigen, seine Töchter auszustatten und durch ebenso geschmacklose als kostspielige Feste (die jetzt aus Veranlassung der Vermählungen abgehaltenen werden auf zwischen 70 bis 100 Millionen Piaster veranschlagt) sein Volk über die wahre Lage der Dinge zu täuschen, kann nur zum Vorteil des ersteren ausfallen. Ganz zu demselben Schlusse führt ein Blick auf die hier positiven, dort negativen Resultate der Verwaltung in dem einen und dem andern Staatsgebiete. Ist der materielle und moralische Fortschritt in Griechenland auch ein langsamer, so ist er doch unverkennbar; die kleine, arme, ungünstig gelegene Hauptstadt des von der Natur so dürftig ausgestatteten Königreichs wächst zusehends an Umfang, an Volkszahl, an nützlichen Anstalten,

an Sicherheit der Kommunikationen, an äußerem Schmucke, und alles dies durch eigne Anstrengungen der Einwohner oder durch die von Vertrauen und Sympathie zeugenden Gaben ihrer Stammgenossen im Auslande. Smyrna, die große kleinasiatische Handelsstadt, Konstantinopel mit seiner unvergleichlichen Lage bieten dagegen das Bild der Vernachlässigung: Mangel jeder Polizei im Innern der Städte, Verwahrlosung der Straßen in ihrer unmittelbaren Umgegend, überhaupt Abwesenheit jeder Regierung — das ist es, was dem Reisenden auf jedem Schritte begegnet. Dazu eine in enormen Progressionen vor sich gehende numerische Abnahme, Verarmung und moralisches Verkommen der herrschenden Rasse; eine täglich wachsende Ueberlegenheit derjenigen, welche für ihren König in Athen betet; endlich die durch den materiellen Aufschwung des Jahrhunderts hervorgerufenen Anstalten europäischer Zivilisation, wie Eisenbahnanlagen, Dampfschiffe u. s. w., ausschließlich in den Händen von Europäern oder Griechen. Je deutlicher aber hiernach das osmanische Reich die Symptome eines mit rasender Geschwindigkeit fortschreitenden Verfalles zeigt und der Moment seiner Auflösung, durch irgendein äußeres Ereignis beschleunigt, ebensowohl morgen als in einem oder zwei Jahrzehnten eintreten kann,[1]) desto mehr entspricht es einer weisen griechischen Politik, diesen Prozeß, dessen Ausgang völlig sicher, wenn auch dem Zeitpunkte nach ungewiß ist, mit verschränkten Armen zu beobachten und alle Kraft auf die Herstellung eines christlichen Musterstaates im Orient innerhalb der durch die bestehenden europäischen Verträge gewiesenen Grenzen zu verwenden. Das griechische Königspaar teilt vollkommen diese Auffassung, welcher gemäß ich mich stets denselben gegenüber ausspreche.

Der Baron Prokesch hat mich beim Abschiede aufgefordert, den griechischen Majestäten zu sagen, wie sie durch eigne Kraft nichts vermöchten. Ich habe hinzugefügt, daß sie ebensosehr davor zu warnen seien, sich auf irgendeine fremde Macht vorzugsweise zu stützen. Diesen Satz schien der Kaiserliche Internunzius weniger geneigt sich anzueignen."

Die Tätigkeit des Fürsten Schwarzenberg schilderte der preußische Gesandte in Hannover in einem eigenhändigen Briefe, de dato Hannover, 7. April 1852:

„Fürst Schwarzenberg hat unleugbar eine große Aufgabe gelöst und sich um Oesterreich und seinen Kaiser unsterbliche Verdienste erworben, sein moralischer Mut und seine geistige Befähigung waren aber nur für das Beschwören der eingetretenen gewaltigen Krisis geschaffen; ihm fehlte die Ruhe und das Talent, das aus den Trümmern Errettete praktisch zu rekonstruieren, noch mehr aber die Gabe, sich die Sympathien des Auslandes zu erwerben, um dem großen Kaiserstaat die Ruhe und die Bürgschaft zu gewähren, sich wirklich reorganisieren zu können. Oesterreich hat daher nach meiner Ueberzeugung an ihm einen aus-

---

[1]) Robert von der Goltz hat sich in diesem Briefe als ein schlechter Prophet erwiesen. Die Türkei steht heute ziemlich reformiert da und hat alle Bedingungen zu einem noch recht langen Dasein.

gezeichneten Mann verloren, aber keinen, von dem sie die Begründung dauerhaften Wohls erwarten konnte."

Aus Rom, den 28. April 1854, schrieb der Staatsrat von Klindtworth nach Berlin:

„Ueber Geist, Verhältnisse und Zustände des heutigen Jesuitenordens bin ich bereit, aus ganz zuverlässigen und geheimen Quellen eine Denkschrift aufzusetzen, wenn der Gegenstand Seine Exzellenz interessieren sollte. Dieser Orden greift in der neuesten Zeit ganz außerordentlich um sich, ebensowohl an Zahl seiner ordentlichen Mitglieder und der sogenannten Affiliierten als besonders auch an Grundbesitz und Portefeuillevermögen. Der gegenwärtige Papst ist diesem Orden innerlich abgeneigt. Ein sprechender Beweis davon ist das Geschichtswerk des Pater Theiner über das Pontifikat Klemens des Vierzehnten, welches mit ausdrücklicher Bewilligung Seiner Heiligkeit geschrieben und veröffentlicht wurde und unter den Gliedern und zahlreichen Anhängern dieses Ordens in Italien und außerhalb der italienischen Halbinsel eine so lebhafte Aufregung und die heftigste Reaktion hervorgerufen hat. Der Papst, wie so mancher seiner Vorgänger, fürchtet offenbar einen Orden, der neuerdings so entschieden von den Kabinetten von Wien und Paris und insbesondere auch von dem französischen Episkopate unterstützt und begünstigt wird. Sollte die Regierung Seiner Königlich preußischen Majestät es daher ihren Interessen angemessen und überhaupt wünschbar finden, die Grenzen des preußischen Staates dem Orden zu verschließen, so darf ich mit Grund behaupten, daß ihr ein solches Vorhaben bei Seiner Heiligkeit gelingen würde, wenn man anders dortigerseits zu diesem Behufe die gehörigen Mittel und Formen anwenden wollte. Wie dem auch sein möge, ich habe es weder für überflüssig noch unzeitig gehalten, diesen Wink hier zur Sprache zu bringen!"

Wir schließen mit einem Briefe des Hilfsarbeiters im Auswärtigen Ministerium in Berlin, von Zschock, der über die Zusammenkunft berichtet, die der König Friedrich Wilhelm IV. mit dem Pariser Gesandten Grafen Hatzfeldt anfangs Oktober 1855 in Koblenz hatte. Von Zschock schrieb de dato Berlin, 29. Dezember 1855, Herrn von Usedom als seinen Gewährsmann angebend:

„Der König war von seinen Besuchern und Gefolge umgeben, als Hatzfeldt in den Saal trat. ‚Wie ist die Stimmung in Paris?' fragte er ihn hastig.

‚Kriegerisch, sehr kriegerisch, Majestät.'

‚Ach was, kriegerisch,' versetzte der König mit unwilliger Miene, ‚nun will ich doch sehen, ob er mir Wort hält. Er (Louis Napoleon) hat mir versprochen, bei den vier Punkten stehen zu bleiben. Torheit — kriegerisch — muß die Stimmung beherrschen können.' Und dabei ging er lebhaft im Salon auf und ab, dann wieder auf Hatzfeldt zu, der kleinlaut zu verstehen gab, Preußen könne doch ein gewichtiges Wort für den Frieden in Petersburg und überall reden.

‚Gewichtiges Wort! Hahaha!‘ gab der König mit Hohn zurück, ‚hab's gesehen. Habe an den Kaiser von Oesterreich einen eigenhändigen Brief geschrieben, ihm gesagt, daß ich in Gemeinschaft mit ihm und 200 000 Russen bald Frieden machen wollte. Hahaha! er hat mir nicht einmal darauf geantwortet. — Ich soll noch reden? — Werde mich wohl hüten. Sie hören auf mich gerade so viel, wie wenn der‘ — auf den Prinz-Regenten von Baden zeigend — ‚was sagt.‘ Hatzfeldt stand verblüfft da, die andern blickten sich verwundert an. Der König mußte schließlich selbst über sich lächeln.“

Der König Friedrich Wilhelm IV. war bei diesem Empfange offenbar in bereits erregtem Zustande, wie er sich vor seiner späteren schweren Erkrankung (leichter Schlaganfall) ab und zu einzustellen pflegte.

Gibt es lebende flüssige Kristalle?

Von

O. Lehmann

Flüssige Kristalle gibt es nicht; Kristall, das griechische Wort für Eis, bedeutet einen erstarrten Körper, dessen Moleküle sich nach strengen mathematischen Regeln zu einem sogenannten Raumgitter zusammengefügt haben, welche Art der Aggregation ohne Zertrümmerung des Kristalls, ohne Vernichtung desselben nicht geändert werden kann. Lebende Kristalle sind erst recht unmöglich, denn gerade infolge ihrer starren Struktur bilden Kristalle gewissermaßen den Typus des Toten, den direkten Gegensatz des Lebendigen!

Der Leser, der so prompt und sicher die obige Frage zu beantworten versteht, möge mir gestatten, ihm auch noch die folgende vorzulegen: Sind die in der umstehenden Fig. 1 abgebildeten Objekte als Lebewesen oder als Kristalle zu bezeichnen? Sie entstehen beim Abkühlen einer heißgesättigten Lösung von Paraazoxyzimtsäureäthylester unter dem Mikroskop und wimmeln geschäftig durcheinander, etwa wie Infusorien in einem Wassertropfen.[1])

Am häufigsten sind die bakterienartigen Stäbchen, bald ganz glatt und mit halbkugelförmigen Enden, bald in kolbenartige oder kugelförmige Anschwellungen auslaufend oder in Hantelform zusammengebogen. Fehlt das Stäbchen zwischen den beiden Kugeln, so hat man eine Doppelkugel, die entweder durch Vereinigung von zwei einfachen Kugeln, die einseitige Abplattungen aufweisen, durch Zusammentreffen mit diesen Abplattungsstellen entstehen kann oder durch Anwachsen einer Knospe an eine solche Abplattungsstelle. Sehr häufig sieht man die Knospen

---

[1]) Anleitung zur Ausführung der Versuche gibt meine Schrift „Die scheinbar lebenden Kristalle &c.“, verfaßt in Form eines Dreigesprächs und mit ca. 100 farbigen Figuren ausgestattet. Verlag von J. F. Schreiber in Eßlingen a. N. 1907.

sich plötzlich zu riesigen vielfach gewundenen Schlangen ausrecken oder eine solche sich plötzlich zu einer Kugel zusammenziehen. Die einfachen Scheinbakterien kriechen wie wirkliche bald vorwärts, bald rückwärts; die wurmartigen Gebilde krümmen sich wie richtige Würmer hin und her oder schlängeln sich zwischen Hindernissen hindurch. Manche haben die Form von Samenfäden, bestehend aus einem rundlichen oder eiförmigen Kopf und verjüngt auslaufenden Schweif, den sie beim Fortschreiten wedelnd bewegen. Das allermerkwürdigste ist aber die Fähigkeit der Scheinbakterien, sich plötzlich durch Querteilung zu spalten, ebenso wie auch häufig die Doppelkugeln plötzlich in ihre beiden Hälften zerfallen oder die Schlangen sich in eine ganze Kette von Stäbchen oder Kugeln auflösen. Zuweilen bleiben die

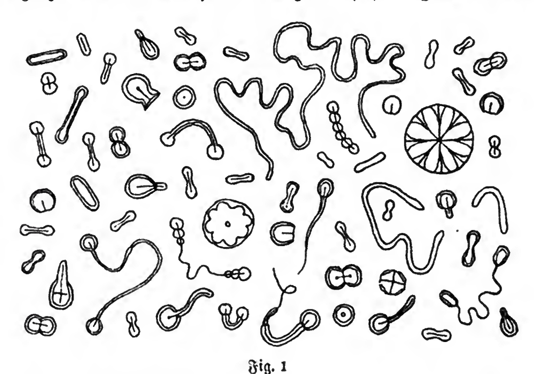


Fig. 1

Teile durch eine dünnere Schlange verbunden, die selbst wieder unter Bildung einer noch dünneren aufreißen kann. Umgekehrt findet sich auch sehr häufig die Kopulation, das Zusammenfließen zu einem kugelförmigen Individuum mit nur einer Abplattung oder die Bildung von rosettenartigen Formen durch Vereinigung zahlreicher Kugeln in nicht übereinstimmender Lage. Auch das Wachstum der Schlangen beruht auf Einfließen des Stoffs, die Substanzaufnahme findet an der ganzen Oberfläche statt ohne Aenderung der Dicke, d. h. nicht durch Apposition, sondern durch Intussuszeption. Dies sind Eigentümlichkeiten, welche wir wohl bei Lebewesen, nicht aber bei Kristallen zu beobachten gewohnt sind, und doch ist der Vorgang der Ausscheidung unsrer Gebilde zweifellos ein Kristallisationsprozeß, die Kristalle sind nur nicht wie gewöhnliche Kristalle fest, sondern flüssig! Von dem Flüssigkeitszustand können wir uns leicht überzeugen, indem wir die Flüssigkeit in Strömung versetzen, wobei sich zeigt, daß die scheinbar lebenden Kristalle so geringe Festigkeit besitzen, daß sie sich sogar um Luftblasen herumbiegen oder sich darauf ausbreiten, falls sie mit solchen in Berührung kommen. Doch — flüssige Kristalle kann es nicht geben! Wie reimt sich dies?

Jedenfalls haben die bisherigen Vorstellungen und Theorien über das Wesen der Kristalle nicht zum Begriff „flüssige Kristalle" geführt, man findet bis in die neueste Zeit in einschlägigen Werken keine Andeutung von der Möglichkeit ihrer Existenz. Geradezu im Gegensatz zur Theorie vielmehr wurde ich im Jahre 1876 durch sorgfältiges mikroskopisches Studium zahlreicher Kristallisationserscheinungen zu dem Ergebnis geführt, die bis dahin für zähflüssig gehaltene, über 146 Grad beständige Modifikation des Jodsilbers bestehe aus regulären Kristallen, die einem Druck nachgeben wie sehr weiches Wachs, das übrigens, wie meine Untersuchungen lehrten, ebenfalls wenigstens zum Teil aus plastischen Kristallen besteht.

Weiche, sogar sehr weiche Kristalle, die man mit Leichtigkeit zwischen den Fingern zerdrücken kann, sind jedem Chemiker in Menge bekannt, ihr Verhalten bei Formänderungen ist aber, ganz den theoretischen Vorstellungen entsprechend, keineswegs das einer zähen Flüssigkeit, sondern etwa das einer sehr wasserreichen Gallerte, zum Beispiel von saurer Milch. Man kann solche wohl aus dem Gefäß, in welchem sie sich gebildet hat, ausgießen, also scheinbar zum Fließen bringen; dabei bleibt aber die Kontinuität nicht gewahrt, es entstehen Trümmer, Brocken, die eine breiige Masse bilden, die frühere einheitliche Gallerte ist zerstört, und durch Umrühren kann man diesen Brei infolge fortgesetzter Zertrümmerung der noch vorhandenen größeren Stücke immer feiner und leichter beweglich machen, so daß er fließt wie Sand in der Sanduhr. Eine Gallerte ist der Brei aber nicht mehr, von dem „Fließen einer Gallerte" zu sprechen ist man nicht berechtigt, und ebensowenig von dem Fließen eines gewöhnlichen Kristalls.

Soll Zertrümmerung bei einem Kristall vermieden werden, die Aenderung der Struktur stetig erfolgen, also wahres Fließen eintreten, so muß noch eine besondere Eigenschaft hinzukommen, die Fähigkeit der Moleküle, von selbst die gestörte Raumgitteranordnung automatisch wiederherzustellen, soweit unter den abgeänderten Bedingungen möglich, so daß die Struktur stets einheitlich bleibt, nirgendwo von Diskontinuitäten unterbrochen wird.

Am deutlichsten kann man die Wirkung dieser „Homöotropie", deren Existenz durch meine Untersuchungen aufgedeckt wurde, beobachten bei doppelbrechenden Kristallen, zum Beispiel solchen von Schmierseife (speziell Ammoniumoleat), welche sich aus heißgesättigter Lösung in Alkohol beim Abkühlen ausscheiden. Sie haben die Form sehr schlanker Pyramiden mit gerundeten Kanten und erscheinen zwischen gekreuzten Nicols in glänzenden Polarisationsfarben auf dunkelm Grunde, wie wir sie bei gewöhnlichen festen Kristallen zu sehen gewohnt sind. Die Fähigkeit zu fließen tritt aber sofort hervor, wenn wir die Flüssigkeit in Strömung versetzen, namentlich so, daß sie genötigt sind, ein Hindernis, z. B. eine Luftblase, zu umgehen, die Stromlinien sich also umbiegen müssen. Die Kristalle behalten dabei nicht, wie es feste Kristalle tun würden, unverändert ihre Form bei, sondern biegen, strecken und stauchen sich, als ob sie nur durch Farbe kenntlich gemachte Teile der Flüssigkeit selbst wären! Am merkwürdigsten ist der Fall, wenn zwei Kristalle in Berührung

kommen, was auch bei ruhender Flüssigkeit häufig eintritt infolge des Wachstums. Sie fließen dann zusammen wie zwei Flüssigkeitstropfen, wie die Fig. 2 a bis e zu veranschaulichen suchen. Bei Zeichnung derselben ist angenommen, daß die ursprüngliche Richtung der Kristalle beim Zusammenfließen ungeändert bleibe. Im allgemeinen trifft dies nicht zu, dieselben drehen sich vielmehr oft sehr energisch in parallele Stellung, wie die Fig. 3 für eine andre Substanz, Vorländers

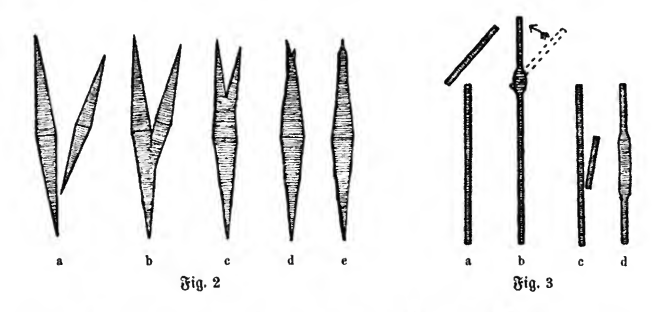
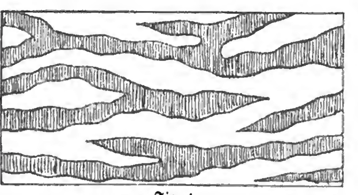


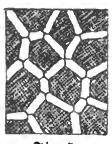
Fig. 2 Fig. 3

Paraazoxybenzoesäureäthylester, der in säulenförmigen flüssigen Kristallen auftritt, andeuten. Insofern in diesen Fällen die Parallelrichtung der Moleküle von selbst erfolgt, nannte ich die Erscheinung „spontane Homöotropie“. Im erstbesprochenen Beispiel, d. h. bei Zerrung oder Stauchung der Kristalle, tritt dieselbe zwar ebenfalls auf, wird aber beeinflußt durch die zerrenden oder drückenden Kräfte, und zwar derart, daß sich die Molekülachsen diesen parallel zu richten suchen. Wird also ein Aggregat beliebig orientierter fließender Kristalle etwa zwischen zwei Glasplatten (Objektträger und Deckglas) durch Uebereinanderschieben derselben deformiert, so erhält man band- oder netzartige Kristallmassen von einheitlicher, durch die Richtung der Verschiebung bestimmter Struktur (Fig. 4), die, durch Erwärmen teilweise zur Auflösung gebracht, beim Abkühlen wachsen wie homogene, nicht durch Zusammenfließen entstandene Kristalle. Zur Deutung dieser sogenannten „erzwungenen Homöotropie“ bleibt nichts andres übrig als anzunehmen, die Moleküle seien stäbchen- oder blättchenförmig (oder in andrer Weise nach einer oder zwei Dimensionen besonders ausgedehnt).


Fig. 4

Beim Pressen eines mit Glimmerblättchen durchsetzten Teiges zwischen zwei Platten erhält man eine schiefrige Masse. Gleiches gilt für Ammoniumoleat, es wird „pseudoisotrop“, d. h. erscheint zwischen gekreuzten Nicols dunkel

bis auf ein Netzwerk sogenannter „öliger Streifen“ (Fig. 5), in denen die Blättchenmoleküle, wie Fig. 6 bb andeutet, hochkant stehen, während sie sonst flach liegen (Fig. 6 aa).


Fig. 5

Früher nahm ich an, die beschriebenen Kristalle könnten unmöglich wahre Flüssigkeiten, d. h. Körper ohne Elastizität sein, weil sie, freischwebend sich selbst überlassen, polyedrische Form annehmen, und nannte sie deshalb nicht flüssige, sondern fließende Kristalle. Denkt man sich einen solchen spindel- oder säulenförmigen Kristall zu einer Kugel zusammengedrückt, so streckt er sich, freigegeben, wieder zur früheren Form aus, was in der Tat an das Verhalten elastischer Körper erinnert. Gleiches geschieht auch, wenn wir ihn nicht durch Druck zu einer Kugel formen, sondern etwa eine Kugel aus der Masse herausschneiden. Hier versagt aber die Erklärung durch Annahme von Elastizität, die Kraft, welche die polyedrische Form bedingt, muß eine andre sein, ich nannte sie vorläufig „Gestaltungskraft“, und da keine Elastizität neben ihr nachzuweisen ist, müssen die Kristalle wohl als wirklich „flüssige“ bezeichnet werden.

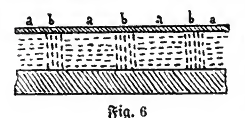
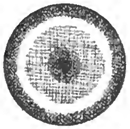
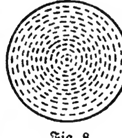
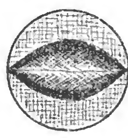


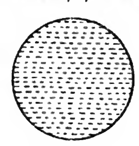
Fig. 6

Es gibt aber auch solche flüssige Kristalle, die nicht einmal Gestaltungskraft besitzen, die durch die Oberflächenspannung, wie zum Beispiel ein Wassertropfen, zu einer vollkommenen Kugel zusammengedrückt werden. Solche fand ich zuerst 1890 bei Gattermanns flüssig-kristallinischem Paraazoxyphenetol. Daß diese Tropfen trotz ihrer Kugelform eine regelmäßige Molekularstruktur besitzen, die sich nach jeder Störung automatisch wiederherstellt (ähnlich wie ein freischwebender Oeltropfen nach beliebiger Verzerrung immer von selbst wieder Kugelform annimmt), kann man infolge der dadurch bedingten eigentümlichen Lichtbrechung schon unter gewöhnlichen Umständen, d. h. ohne Zuhilfenahme von Polarisation, erkennen. Ein solcher Tropfen scheint im Innern einen Kern zu enthalten wie eine durchscheinende Pflaume, doch ohne scharfe Grenzen (Fig. 7). Während aber bei einer Pflaume der Kern stets erblickt wird, in welcher Richtung man auch hindurchsehen mag, ist dies bei dem Kristalltropfen nur dann der Fall, wenn die Sehrichtung zusammenfällt mit der Achse des Tropfens, d. h. der Richtung, um welche die Moleküle in konzentrischen Ringen symmetrisch gruppiert sind, wie die Fig. 8 andeutet. Bei Querdurchsicht, entsprechend der in Fig. 10 gezeichneten Moleküllagerung, erscheint statt des Kerns eine mit ihrem Rande die Kugeloberfläche tangierende bikonvexe Linse (Fig. 9). Wie bemerkt, sind Kern


Fig. 7


Fig. 8


Fig. 9

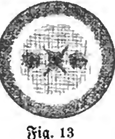

Fig. 10

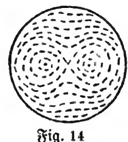
und Linse nur Truggebilde, man wird vergebens versuchen, etwa mit einer Pinzette sie aus dem Tropfen herauszuziehen. Man kann so nur eine vorübergehende Störung der Struktur hervorbringen, die sofort wieder verschwindet, sobald der Tropfen sich selbst überlassen ist, worauf er klar durchsichtig erscheint, mit dem unveränderten Kern in der Mitte oder der Linse.

Noch weit deutlicher tritt die Struktur der Kristalltropfen im polarisierten Lichte hervor. Sie zeigen dann weiße und gelbe Felder (Fig. 10), d. h. die Moleküle sind dichroitisch. Zwischen gekreuzten Nicols erscheinen diese Felder trennende schwarze Streifen (Fig. 12), falls nicht infolge Verdrillung der Struktur


Fig. 11


Fig. 12


Fig. 13


Fig. 14

Drehung der Polarisationsebene eintritt, was zur Folge hat, daß die Streifen grau oder farbig werden. Hinreichend dünne Präparate zeigen außerdem glänzende Polarisationsfarben wie feste Kristalle.

Natürlich können zwei Kristalltropfen ebenso zusammenfließen wie zwei Wassertropfen, und infolge der spontanen Homöotropie stellt sich dabei alsbald wieder einheitliche Struktur her. Die von selbst sich ausscheidenden Kristalltröpfchen sind sehr klein, allerdings sehr viel größer als die Tröpfchen, aus denen Flüssigkeitsniederschläge (z. B. Nebel) bestehen; durch Vereinigung hinreichend zahlreicher Tröpfchen können aber klar durchsichtige, freischwebende große Kristalltropfen erhalten werden, die sich bequem untersuchen lassen. Solche von Kartoffelgröße lassen sich allerdings nicht erhalten, allerlei Hindernisse machen dies unmöglich, z. B. die Adhäsion an die begrenzenden Glasflächen, die, falls dort eine (unsichtbare) Schicht von Molekülen, fester Kristalle, die vorher vorhanden waren, zurückgeblieben ist und keine fremde Flüssigkeit dazwischen tritt, sogar Parallelrichtung der Moleküle der flüssig-kristallinischen Masse veranlassen kann, so daß sie sich wie gewöhnliche Kristalle verhalten. Weiter wirken Verunreinigungen und andre Umstände, die auch bei festen Kristallen die Größe der einzelnen Individuen beschränken, störend. Man kann deshalb auch zusammengesetzte Kristalltropfen mit zwei oder mehreren Kernen erhalten (Fig. 13 und 14), die nur geringe oder gar keine Neigung zeigen, einheitliche Struktur anzunehmen, ja sogar durch geeignete Zusätze Schichtkristalltropfen, die aus einer so großen Masse lamellenförmig ausgebildeter einzelner Individuen bestehen, daß die Tropfen auch bei stärkster Vergrößerung nur eine äußerst feine Schraffierung zeigen, die selbst in natürlichem Licht Farben hervorruft, vermutlich aus gleicher Ursache wie ein Beugungsgitter.

Die Kristalltropfen haben auch wie andre Flüssigkeiten ein gewisses Lösungs-

vermögen, sie können durch fremde Farbstoffe dichroitisch gefärbt werden wie feste Kristalle, sie können auch isomorphe Mischungen mit Kristalltropfen einer andern Substanz bilden, und zwar können diese Mischkristalle einfach durch Diffusion, d. h. durch mechanische Mischung entstehen, so wie etwa Wasser und Alkohol gemengt eine homogene Lösung geben.

Wohin gehören nun aber die in Fig. 1 dargestellten, scheinbar lebenden Kristalle, zu den polyedrischen flüssigen Kristallen oder zu den tropfenförmigen?

Ihre Eigenschaften nähern sich bald denen der einen Klasse, bald denen der andern, und man wird wohl nicht fehlgehen mit der Annahme, sie seien Mischkristalle, die Lösungsmittel in veränderlichem Verhältnis enthalten.

In der Tat scheiden sie sich aus hochkonzentrierter Lösung in polyedrischer Form aus als hemimorphe Pyramiden mit Basis, die sich beim Zusammendrücken so verhalten, als wären sie, wie Fig. 15 andeutet, aus übereinander geschichteten blättchenförmigen Molekülen aufgebaut. Infolge des Flüssigkeitszustandes sind aber ähnlich wie bei den früher besprochenen fließenden Kristallen die Kanten und Ecken gerundet, und auch die Struktur ist wesentlich gestört, etwa so wie Fig. 16 zeigt, und in um so höherem Grade, je mehr die Konzentration der Lösung sinkt. Schließlich bilden sich nahezu kugelförmige Kristalltropfen (Fig. 17), deren Entstehung aus einer Pyramide sich durch einseitige Abplattung und einen von deren Mitte nach dem Kugelzentrum verlaufenden von konischem Hof umgebenen Strich (analog dem Kern der vollkommenen Kristalltropfen) verrät.

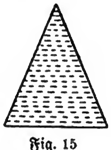


Fig. 15

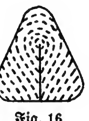


Fig. 16



Fig. 17

Zwei solche Tropfen, die in übereinstimmender Stellung in Berührung kommen, vereinigen sich zu einem gleichartigen Tropfen; ist ihre Stellung aber nicht übereinstimmend, so resultiert ein Tropfen mit zwei Abplattungen oder, falls noch mehr Individuen hinzutreten, ein rosettenartiges Gebilde, wie solche in Fig. 1 zu sehen sind.

Begegnen sich die Tropfen mit den Abplattungen, so fließen sie nicht zusammen, sie haften nur lose aneinander, es entsteht ein Doppeltropfen (Fig. 18) oder Zwilling, der leicht wieder in die beiden Hälften zerfällt. Ein solcher Zwilling kann auch durch Knospenbildung entstehen, d. h. dadurch, daß an der Abplattungsstelle eines Tropfens ein Auswuchs hervortritt, der mehr oder minder rasch zu gleicher Größe anwächst und dann gewöhnlich abfällt.

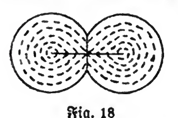


Fig. 18

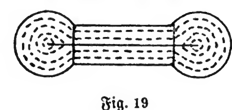


Fig. 19

Auf dieser Trennung in entgegengesetzter Lage vereinigter Kristalle beruht

auch die eingangs erwähnte Selbstteilung der bakterienartigen Stäbchen. Solche Stäbchen entstehen aus Doppeltropfen dadurch, daß die beim Wachstum an der Fuge aufgenommenen Moleküle sich nicht einfach anlagern, sondern ins Innere hineingezogen werden (Intussuszeption), so daß die Dicke der Verbindungsstelle unverändert bleibt, aber die Tropfen unter Bildung eines sie verbindenden Stäbchens auseinandergedrückt werden (Fig. 19). Hat das Stäbchen gleichen Durchmesser wie die Tropfen, so erscheinen diese lediglich als halbkugelförmige Enden desselben. Das Stäbchen krümmt sich, wenn die Substanzaufnahme einseitig erfolgt, und schlängelnde Bewegung kommt zustande, wenn diese Stellen stärkster Stoffaufnahme wechseln. Uebrigens soll hier nicht versucht werden, eine Erklärung sämtlicher beobachteter Erscheinungen zu geben und diese auf rein physikalische Ursachen zurückzuführen, wenn dies auch zweifellos auf die eine oder andre Weise möglich sein wird.

Wir wollen uns vielmehr noch der Frage zuwenden: Könnten die scheinbaren Lebensäußerungen unsrer Gebilde im Prinzip identisch sein mit denjenigen ähnlicher wirklicher Lebewesen, so daß also auch deren Funktionen durch rein physikalische und chemische Wirkungen ohne Mitwirkung einer besonderen „Lebenskraft" erklärt werden könnten? Oder mit andern Worten: Können wir unsre scheinbar lebenden Kristalle geradezu als wirkliche Lebewesen ansprechen?

Die übliche dualistische Auffassungsweise hält dies von vornherein ausgeschlossen, denn ein Lebewesen ist durch eine Reihe von Eigentümlichkeiten charakterisiert, die anorganischen Gebilden nicht zukommen.

Vor allem bildet ein Lebewesen eine abgegrenzte Einheit. Ein Oeltropfen an der verwaschenen Grenze von Wasser und Alkohol ist nur nach der Seite des Wassers scharf begrenzt, er verläuft diffus in die Alkoholmasse. Ein solches „halbbegrenztes" Lebewesen, etwa eine einseitig kontinuierlich in lebloses Eiweiß übergehende Amöbe, kann man sich nicht vorstellen. In dieser Hinsicht wäre es nun allerdings nicht gerade unmöglich, den Kristalltropfen Leben zuzusprechen, denn auch sie können nicht halbbegrenzt sein. Dies wäre nämlich nur möglich an der verwaschenen Grenze zweier flüssig-kristallinischen Lösungsmittel, dann müßten aber alle drei Stoffe isomorph sein, es könnte somit überhaupt keine scharfe Grenze, kein Tropfen auftreten.

Während ferner eine abgegrenzte Quantität Materie bezüglich aller auftretenden Erscheinungen den physikalischen und chemischen Gesetzen unterworfen ist, so daß ihr Verhalten vorausberechnet werden kann, herrscht bezüglich der Lebenserscheinungen Willkür, es muß also ein weiterer Faktor, eine „Lebenskraft" oder „Seele" vorhanden sein, die den durch die Naturgesetze vorgeschriebenen Gang der Erscheinungen zu stören oder zu leiten vermag, wie etwa ein Schachspieler die Bewegungen der Schachfiguren leitet, trotz der vorgeschriebenen Bewegungsgesetze. Wir gelangen zur Vorstellung der Existenz einer solchen Seele vor allem durch das Bewußtsein unsers eignen freien Willens, auf das sich die Rechtswissenschaft gründet, auch ist die Existenz einer unteilbaren Menschenseele theologisches Dogma.

Wollen wir nun aber jedem, auch dem einfachsten Lebewesen eine unteilbare Seele zuschreiben, so treffen wir auf eigentümliche Schwierigkeiten. Ein Bakterium hat die Fähigkeit, sich selbst zu teilen. Welche Hälfte enthält nach der Teilung die Seele?

Ein abgeschnittener Weidenzweig, den wir in die Erde pflanzen, wächst wieder zu einem vollkommenen Baum aus, enthält also eine Seele. Wurde diese mit dem Zweig abgeschnitten? Wovon hat sie sich genährt? Auch die Hälften eines zerschnittenen Regenwurms regenerieren sich zu zwei Würmern; aus dem in zwei Teile zerquetschten Inhalt eines Froscheis entwickeln sich zwei Frösche; kurz, die Organismen zeigen ein Regenerationsvermögen ganz ähnlich dem der Kristalle, wie neuerdings besonders H. Przibram dargelegt hat; wo es fehlt, ist nur mangelnde Ernährung an der Schnittstelle die Ursache. Aber auch der umgekehrte Fall, der der Kopulation, des Verschmelzens zweier Individuen zu einer Einheit, wie wir es bei flüssigen Kristallen in einfachster Weise beobachten, ist eine sehr häufige Erscheinung im Reiche der Organismen, namentlich der primitivsten, einzelligen Wesen. Wir können aber auch einen Zweig eines Baumes auf einen andern Baum pfropfen, man kann die Hälften zweier verschiedener Würmer, sogar verschiedener Arten zu einem Wurm aneinander heilen, ja Born in Breslau ist sogar gelungen (1896), aus den Hälften eines grünen und eines braunen Frosches (im Jugendstadium) einen einzigen halb grünen, halb braunen Frosch zu kombinieren. Wie verhalten sich dabei die Seelen, verschmelzen sie ebenfalls zu einer neuen einheitlichen Seele?

Die Macht der Tatsachen zwingt uns, die Teilbarkeit und Verschmelzbarkeit der Pflanzen- und Tierseelen zuzugeben; zwischen der monistischen Lehre Häckels und der dualistischen des Jesuitenpaters Wasmann besteht heute in dieser Hinsicht kein Unterschied mehr, die Verschiedenheit beruht vielmehr darauf, daß Häckel die Menschenseele nur als eine vollkommenere Form der Tierseele betrachtet, die sich aus dieser entwickelt hat, während Wasmann, dem kirchlichen Dogma von der unteilbaren, unsterblichen Menschenseele entsprechend, solche Entwicklung für ausgeschlossen erklärt, da die Menschenseele (im Moment der Befruchtung) nicht (etwa infolge chemischer Prozesse) von selbst entstehen kann, sondern von Gott erschaffen wird, und zwar mit der Materie zu einer Substanz vereinigt. Denken wir an den bekannten, mit dem Säbel in zwei gleiche Hälften gespaltenen Türken, so hat im Prinzip, abgesehen von der Unfähigkeit der Zellen an der Schnittstelle zu ausreichender Stoffzufuhr bei Regeneration, von Verbluten u. s. w., nach monistischer Lehre jede Hälfte die Fähigkeit, sich zu einem ganzen Menschen zu regenerieren, und da die Ernährung wenigstens für einen Moment zureicht, existieren für kurze Zeit zwei Seelen, die durch Zerschneiden der ursprünglich einheitlichen Seele entstanden sind. Die dualistische Theorie hätte hiergegen nichts einzuwenden, sofern damit eine teilbare, sterbliche tierische Seele des Menschen gemeint wäre. Der Mensch hat aber nach der offiziell anerkannten Philosophie des heiligen Thomas von Aquino nur eine einzige unteilbare, unsterbliche Seele, die sich nach der Trennung nur in

der einen Hälfte vorfinden kann. Würde es gelingen, beide Hälften am Leben zu erhalten und zu vollständigen Menschen zu regenerieren, so hätte man zwei äußerlich gleiche Individuen, von denen das eine den Tieren zuzurechnen wäre. Nur die mit der Fähigkeit zu sprechen und zu denken und mit freiem Willen begabte Hälfte enthielte neben einer tierischen oder mit dieser vereinigt auch die Menschenseele.

Unter solchen Umständen erscheint es, selbst vom theologischen Standpunkt, durchaus gerechtfertigt, näher zu untersuchen, ob nicht die sogenannten Pflanzen- und Tierseelen, deren Existenz natürlich kein Dogma ist, nur eine Fiktion sind, veranlaßt durch das Bestreben, die Empfindungen und Vorstellungen, die wir von uns selbst haben, auf andre Lebewesen zu übertragen. Im Prinzip müßten wir sogar den Atomen eine Seele zuschreiben, denn jenes Bestreben beruht auf der Unmöglichkeit, die Naturerscheinungen anders zu begreifen, denn als Wirkungen von Kräften analog unsrer eignen Muskelkraft, ausgeübt von Wesen vergleichbar unserm eignen Ich. Diese unteilbaren Wesen sind eben die Atome. Nach monistischer Lehre ist die teilbare, sterbliche Seele nichts andres als die Summe der Atomseelen, die unter zweckmäßiger Arbeitsteilung zusammenwirken wie die Glieder einer Körperschaft, eines Staates.

Nach kirchlicher Auffassung wären diese Atomseelen nur ein Rest altheidnischer Vorstellungen, die zur Vermeidung von Verwechslungen mit der Menschenseele, zumal da sie vom naturwissenschaftlichen Standpunkt ganz überflüssig sind, mit Vorteil gestrichen würden, ebenso wie die Pflanzen- und Tierseelen, für deren wirkliche Existenz wir keinen Beweis haben. Es wäre somit recht wohl möglich, daß Uebergänge zwischen dem Reiche der anorganischen Natur und der organischen Natur bestehen, daß durch rein physikalische und chemische Prozesse die Existenz einer Seele vorgetäuscht wird, wie es bei den scheinbar lebenden Kristallen der Fall ist. Von diesem — der strengsten theologischen Auffassung entsprechenden — Standpunkt würde also nichts im Wege stehen, die scheinbar lebenden Kristalle als wirklich lebende zu bezeichnen. Vorläufig kann aber nicht als erwiesen gelten, daß den wahren Organismen nicht doch irgendein Lebensprinzip zukommt, das unsern scheinbar lebenden Kristallen fehlt. Eine sorgfältige Untersuchung wird vielleicht zu näherer Definition desselben führen und damit zur Entscheidung der Frage, ob es wirklich eine Lebenskraft — verschieden von der menschlichen Seele, aber mit dieser vermischbar — gibt oder nicht.

Aus Karl Friedrich Freiherrn von Kübecks Tagebüchern. 1835

Der Tod des Kaisers Franz. — Regierungsantritt des Kaisers Ferdinand. — Die Zusammenkunft der Kaiser Ferdinand und Nikolaus sowie König Friedrich Wilhelms III. in Teplitz. — Intrigen des Fürsten Metternich und des Grafen Kolowrat. — Erzherzog Karl (der Sieger von Aspern) und Kaiser Ferdinand.

Die nachfolgenden Tagebuchaufzeichnungen des Staatsrats Karl Freiherrn von Kübeck, späteren österreichischen Finanzministers,[1]) führen uns in das Jahr 1835. Kaiser Franz war leidend, starb auch bald, und sein Sohn Ferdinand, nachmals der Gütige benannt, bestieg den Thron. Kübeck stand im Rufe liberaler Gesinnungen und wiewohl er äußerlich ein erträgliches Verhältnis zu den Machthabern des Tages, dem allmächtigen Staatskanzler Fürsten Metternich und dessen Nebenbuhler, dem Staats- und Konferenzminister Grafen Kolowrat, hatte, so litt er doch schwer unter dem Verdachte, ein Liberaler zu sein.

In seinen Aufzeichnungen fällt manches Licht auf die Rivalität zwischen Metternich und Kolowrat. Der letztere, dem die Verwaltung der inneren Angelegenheiten und zum Teil der Finanzen oblag, suchte nach Möglichkeit im Innern die unbegrenzte Autorität an sich zu reißen. Dies aber machte ihm Metternich streitig, der als Staatskanzler mit dem Kaiser direkt verkehrte. Erst als Kaiser Franz sich seinem Lebensende näherte, glaubte Metternich sich mit Kolowrat angesichts der Schwierigkeit, daß der Thronfolger, der spätere Kaiser Ferdinand, schwachsinnig war, einigen zu sollen.

In die Intrigen, die sich am Vorabend des Todes des Kaisers Franz sowie in den ersten Monaten der Regierung des Kaisers Ferdinand abspielten, weihen uns die Aufzeichnungen Kübecks ein. Dieser schildert die grenzenlose Eitelkeit Metternichs, und von seinem Verhältnis zu dem zweitmächtigsten Minister Grafen Kolowrat bekommen wir den Eindruck, daß es das zwischen Hund und Katze gewesen sei.

Doch auch sonst noch gab es Rivalitäten in Menge. Kübeck scheint auch nicht von der Gottähnlichkeit kaiserlicher Prinzen und nicht einmal von derjenigen der Monarchen selbst überzeugt gewesen zu sein. Da er dem Kaiser selbst in seiner Stellung als Staatsrat Vortrag zu halten pflegte, so ist er ein authentischer Zeuge dafür, daß Kaiser Ferdinand nicht weniger schwachsinnig als gütig gewesen sei. Die Geschichte war so nachsichtig, seine Güte auf das Piedestal und seinen Schwachsinn unter den Scheffel gestellt zu haben. Auch der russische Zar Nikolaus, der Herr Europas, kommt in den wenigen Bemerkungen über ihn nicht

[1]) Dessen Sohn, der fühere österreichische Reichsratsabgeordnete Max Freiherr von Kübeck, bereitet die sehr umfangreichen Tagebücher seines Vaters für die Publikation vor.

zu gut fort. Er wäre danach ein Poseur, ein Komödiant gewesen. Die beste Rolle spielt in diesen Aufzeichnungen Erzherzog Karl — jenes aus dem Niveau des Gewöhnlichen herausragende Mitglied des österreichischen Kaiserhauses, das dem großen Korsen bei Aspern gezeigt hatte, daß die Welt denn doch zu groß wäre, um einem einzigen Menschen, und wäre er auch ein Riese, zu Füßen zu liegen.

Januar.

Dienstag, 6. Mittags speiste ich bei dem Fürsterzbischof Milde,[1] der nach seinen Aeußerungen mit der unglücklichen verbannten französischen Familie[2] in Prag in Verbindung zu stehen scheint. Sie mag sich in ökonomischen Verlegenheiten befinden. Der Erzbischof erzählte als Bestätigung dieser Voraussetzung, daß der Enkel Karls X., Heinrich,[3] ein ungemeines Verlangen nach dem Besitze einer österreichischen Grenadiermütze geäußert habe. Karl ließ einen Fabrikanten kommen und stellte an ihn die Frage, wie hoch sich wohl eine solche Mütze zu stehen kommen dürfte? Der Preis wurde mit 80 Gulden Konventionsmünze angegeben. Der König Karl verabschiedete den Fabrikanten und äußerte sein Bedauern in der Familie, dem kleinen Heinrich das Vergnügen versagen zu müssen, da die Mütze zu teuer sei. Der Erzbischof ergießt sich nun in Bedauern über das Unglück eines Königs, dem die Ausgabe von 80 Gulden Konventionsmünze zu schwer fällt. Es wurde ihm bescheiden bemerkbar gemacht, ob er nicht glaube, daß Karl X. nur vermeiden wollte, das Haupt seines Enkels, Henri le desiré, mit einer österreichischen Grenadiermütze zu schmücken?

Freitag, 9. Besuch des mährisch-schlesischen Gouverneurs Grafen Ugarte. Er erklärte, die Revolution sei durch die weise Mäßigung der nordischen Monarchen in sich selbst verzehrt und getötet. Das Leere und Ekelhafte derselben habe endlich alle Gemüter ergriffen, und zwar in Frankreich, in dem Herde derselben selbst; fortan sei von ihr nichts zu besorgen.

Man verwechselt so sehr die Anarchie und den Aufruhr mit der Revolution. Diese besteht in der wesentlichen Veränderung und Umgestaltung der herrschenden Ideen (oder wie die neuen Leute sagen: der öffentlichen Meinung), auf welchen die gesellschaftlichen Einrichtungen und Sitten beruhen.

In Frankreich ist der Sieg der neuen Ideen so vollständig errungen, so unwiderruflich fest, daß nun die äußeren Gestaltungen Körper und Leben gewinnen und die Gesellschaft in ihrem veränderten Zustande sich organisiert. Die Revolution ist nicht getötet, sondern sie hat gesiegt, und da sie in ihrer Entwicklung keinen Widerstand (in Frankreich) mehr findet, so schafft sie ruhig neu. Hat Frankreich nicht die vollkommenste Gleichheit vor dem Gesetze, die Freiheit

---

[1]) Erzbischof von Wien.

[2]) Familie Karls X., der nach der Julirevolution von 1830 der französischen Krone entsagen mußte, hierauf aus Frankreich verbannt ward und sich im September 1832 in Prag etabliert hatte.

[3]) Graf Chambord.

der Presse, die entschiedenste Teilnahme an der Gesetzgebung, die Kontrolle ihrer Vollziehung, das Recht der Selbstbesteuerung, die alleinige Autorität des Gesetzes, Freiheit der religiösen Meinungen u. s. w.? Das alles ist die Revolution und ihr ferner unbestrittener Sieg.

Dienstag, 20. Referat bei Seiner Majestät.[1])

Rangstreit zwischen Fürsten Colloredo (erstem Obersthofmeister) und dem Staatskanzler Fürsten Metternich.

Nach der ältesten Sitte hatte der Obersthofmeister des Kaisers zwar keinen großen Einfluß, aber den ersten Rang. Nun spricht ihn Fürst Metternich an. Der Kaiser entscheidet für den Fürsten Metternich. Heute war Fürst Colloredo bei dem Kaiser mit der Bitte, ihm zu erlauben, daß er in die Protokolle des Obersthofmeisteramtes eine Art Protestation gegen diese Entscheidung einlegen lassen dürfe, weil die Entscheidung gegen althergebrachte Rechte streite und er nicht in der Nachwelt erscheinen wolle, als habe er seinen Nachfolgern ein Recht vergeben. Der Kaiser antwortete ihm (occultis in camera annexa audientibus): „Lieber Fürst, schreiben Sie in Ihre Protokolle, was Sie wollen. Ich finde, das Recht ist ganz auf Ihrer Seite. Aber sehen Sie, Fürst Metternich gibt nun einmal nicht nach, so blieb mir nichts übrig, als sein Begehren zu erfüllen."

Februar.

Mittwoch, 4. Referat bei Seiner Majestät. Heute war es qualvoll. Ich sehe deutlich, der Kaiser hat — freilich sehr ungerechterweise — kein Vertrauen auf meine Gesinnungen und nimmt alle meine Meinungen mit dem Verdachte einer gefährlichen politischen Richtung auf. Er martert sich und mich und könnte doch so leicht das ganze Verhältnis lösen. Ach, die unglückselige Spionenwut und der den gemeinsten Köhlerglauben noch übertreffende Spähergläube!

Mittwoch, 11. Abends war ein glänzender Ball zu Ehren des kaiserlichen Geburtstages bei dem Fürsten Metternich, dem ich beiwohnte.

Freitag, 12. Gespräch mit Pilgram.[2]) In einer Verhandlung stellt Fürst Metternich den Satz auf, die Einkünfte eines monarchischen Staates seien zwar vor allem für die Staatsbedürfnisse zu verwenden, worunter auch die standesmäßige Erhaltung des Regenten und seiner Familie; was aber davon erübrigt, sei als ein Privateigentum des Monarchen anzusehen, über welches er nach seinem Gefallen zu disponieren berechtigt ist.

Der Satz ist interessant.

Da der Regent nach ebendieser Lehre nach seinem Ermessen Steuern auflegen und Staatsschulden kontrahieren kann, so hängt es nur von ihm ab, sich jährliche Ueberschüsse zur eignen Lust und zur Verteilung an seine Günstlinge in beliebiger Größe zu verschaffen.

Samstag, 21. Klage des Kaisers, daß der Präsident der Polizeihofstelle

---

[1]) Kaiser Franz (1792 bis 1835).

[2]) Johann Baptist Freiherr von Pilgram, k. k. Staats- und Konferenzrat.

ihm nicht entsprechend diene, er ihn aber auch nicht entfernen könne, weil er dem Fürsten Metternich um so besser diene.

Der Kaiser befiehlt dem Hofkriegsrat einige Verminderungen des Armeestandes. Der Präsident expediert nicht, sondern fragt sich erst bei Fürst Metternich an, ob er nichts dagegen zu erinnern finde.

Dienstag, 24. Der Kaiser wurde unwohl. Er unterbrach das Referat, um, wie er sagte, nach der Fakultät zu schicken.

Mittwoch, 25. Die Krankheit des Kaisers ist der Anfang einer Lungenentzündung, die im Laufe des Tages sich steigerte. Es wurde ihm dreimal die Ader geöffnet.

Donnerstag, 26. Der Kaiser ließ sich am Morgen um 8 Uhr mit den heiligen Sterbesakramenten versehen. Die Minister Metternich, Kolowrat, Nadasdy mit Sedlnitzky hielten permanente Konventikel. In der Nacht besserte sich der Zustand des Kaisers.

Freitag, 27. Die Besserung des Kaisers schreitet vor.

Abends Verschlimmerung des Zustandes des Kaises.

Samstag, 28. Der Zustand des Kaisers scheint wenig Hoffnung mehr auf Rettung zu gewähren.

Nachmittags um 5 Uhr läßt Graf Kolowrat mich zu sich bitten und ladet mich ein, ihm für den eventuellen Fall des Todes des Monarchen einige Entwürfe vorzubereiten.

Um 6 Uhr abends werden mehrere Aerzte beraten. Außer Stifft und Günther der Arzt des Erzherzogs Karl, Dr. Wolf, der Arzt des Erzherzogs Ludwig, Dr. Fischer, und der Arzt des Grafen Kolowrat, Dr. Wührer. Der Ausspruch ihrer Beratung ist, daß noch immer Hoffnung auf einen günstigen Ausgang der Krankheit vorhanden sei.

Metternich schiebt bei der Krise, in der wir stehen, wie es scheint, jetzt überall den Grafen Kolowrat vor, um vermutlich sich den ersten Bewegungen zu entziehen und nach genau erkanntem Terrain zu handeln.

März.

Sonntag, 1. Der Zustand des Kaisers verschlimmert sich.

Um 3 Uhr nachmittags Konsilium der Aerzte, welche angeblich einen neuen Aderlaß anordneten.

Abends Hoffnungslosigkeit.

Merkwürdiges Ereignis. In der Staatslottoziehung am 28. Februar erschienen die Zahlen 12, 43 und 67, 18, welche den Geburtstag (12. Februar), die Regierungsjahre (43) und das vollendete Lebensjahr (67) des Kaisers, dann den Tag der Schlacht bei Leipzig (18. Oktober) bezeichnen.

Montag, 2. Der Kaiser stirbt um $^1/_2$1 Uhr früh.

Die Entwürfe, welche ich am 28. abends für diesen Fall vorbereitete und am 1. dem Grafen Kolowrat übergeben hatte, werden erlassen. Nur jener an Graf Hardegg ist verändert worden. Ich wurde übrigens nicht mehr zugezogen.

Dienstag, 3. Einladung des Grafen Kolowrat zu einem Gespräch.

Böhmische Tränen und Schmerzergießung über den Verlust des Kaisers. Halbe Vertraulichkeiten. Der Kaiser habe keine bestimmten Anordnungen getroffen, aber seinem Nachfolger ihn und Metternich empfohlen, dann den Erzherzog Ludwig[1]) zum Beistande aufgefordert.

Kolowrat und Metternich wollen zusammenhalten, solange es möglich ist, und den Erzherzog Ludwig, der auch die Audienzen geben werde, überall vorstellen. Der jetzige Kaiser wolle sich wie sein Vater referieren lassen, er, Kolowrat, werde aber stets gegenwärtig sein. Aufforderung an mich, daß auch ich mich fest anschließen möge. Ich erwiderte, daß ich meiner Pflicht stets getreu bleiben werde.

Alles scheint darauf berechnet, daß Kolowrat und Metternich sich vorderhand in die Macht zu teilen gedenken, den Erzherzog Ludwig aber zum Schild gegen die Aristokratie und die Erzherzoge, die Referate und Konferenzen mit dem Kaiser aber als Täuschung über die Autokratie des Herrn benutzen wollen.

Mittwoch, 4. Ich sah den Leichnam des Kaisers auf dem Paradebette. Die Kronen mit anderm Plunder lagen herum und verbleicht die Macht, die sie bedeuten. Gott ist der Herr, sprach aus dem Sarge und jedem Zeichen, das ihn umgab, Ihm, dem Herrn, sind meine Empfindungen geweiht und offen, die mich bei diesem Anblicke durchbebten.

Zwanzig Jahre des Vertrauens, der Gunst, abwechselnd mit Mißtrauen und leichter Ungunst, der gebrachten Opfer und geleisteten Dienste gingen an mir vorüber.

Der Tod hat sie abgeschnitten und die Rechnung gelöscht. Doch wird manches im Entstehen Verkannte, an mir mit Undank Gerächte keimen und wirken, und die Leidenschaften werden erbleichen wie der kalte Leichnam vor mir.

Um $2^1/_2$ Uhr läßt mich Graf Kolowrat zu sich bitten. Er habe, sagt er mir, heute bereits einen Auftritt mit dem Fürsten Metternich gehabt, der sich des Kabinetts habe bemächtigen wollen. Er habe gedroht, augenblicklich Wien zu verlassen und auf seine Güter sich zurückzuziehen. Metternich habe nachgegeben. Sie hätten sich vereinigt, den Erzherzog Ludwig zu einer Art Regentschaft, die aber nicht ausgesprochen und auch nicht bekannt sein soll, aufzufordern. Der Erzherzog habe eingewilligt mit dem von ihm abgeheischten Versprechen, die Duumviros gegen die Oheime des Kaisers und andre Mitglieder der Familie zu schützen. Wir haben also jetzt das Wappensymbol des Kaiserhauses verwirklicht. Einen Adler oder Geier mit zwei Köpfen, im Bauche, dem materiellen Interesse, verwachsen, unter dem Schutze einer schwankend schwebenden Krone.

Freitag, 6. Erstes Referat bei dem Kaiser Ferdinand mit Graf Kolowrat. Der Kaiser sagte mir ein paar freundliche Worte. Die Worte waren eingelernt. Bei seiner natürlichen Gutmütigkeit mag er ihren Sinn wohl auch so gemeint haben. Das Referat selbst ist eine Taschenspielerkunst des oder der Minister,

---

[1]) Der jüngere Bruder des verstorbenen Kaisers Franz.

um den Leuten Sand in die Augen zu streuen, damit sie die Willkür üben, den Schein aber bewahren mögen.

Samstag, 7. Heute wurde die Leiche des verstorbenen Kaisers feierlich beigesetzt.

Es regnet Beförderungen der Günstlinge des Fürsten Metternich und Grafen Kolowrat. Dazu wird wahrscheinlich die Macht derselben jetzt vorzüglich ausgebeutet werden.

Sonntag, 8. Graf Clam[1]) wird Generaladjutant, Appel beseitigt.

Samstag, 14. Graf Kolowrat erklärt mir, daß wir jetzt die Regierung des Dalai-Lama haben, dessen Priester wir seien. Er sei mit dem Fürsten Metternich und dem Erzherzog Ludwig darin einig, daß mit Ausnahme der Polizeinotizen alles im Staatsrate bearbeitet und beraten und dem Erzherzog Ludwig vorgelegt werden soll. Die minder wichtigen Sachen werde der Erzherzog expedieren, die andern sollten dem Staatsrate zum Vortrage bei dem Kaiser mit oder ohne Bemerkung des Erzherzogs zugestellt werden.

Die Wahrheit ist: die Besetzungen und Gnaden — dann andre Pantschereien werden sich die zwei Minister Metternich und Kolowrat vorbehalten und die eigentlichen Geschäfte glauben sie in Bruchstücken dem Staatsrate wie einem Sekretariate überlassen, davon wegnehmen und zusetzen zu können, was sie wollen, und vor der Welt die Willkür zu verbergen. Kann das lange so fortgehen?

Um 10 Uhr war Referat bei dem Kaiser, der, ganz vollkommen blödsinnig, von allem dem, was ihm vorgetragen wird, kein Wort versteht und immer bereit ist, zu unterschreiben, was man ihm vorlegt. Wir haben jetzt eine absolute Monarchie ohne Monarchen. Das Prinzip der Legitimität hätte nicht furchtbarer angegriffen werden können als durch diese törichte Anwendung und konsequente Aufrechterhaltung desselben.

Wie unsinnig ist auch das Benehmen der zwei Machthaber Kolowrat und Metternich!

Wenn sie es mit dem Staate und der Dynastie gut und mit sich selbst verständig meinten, so mußte unter den gegebenen Umständen ihre Politik sein, den wahrscheinlichen nächsten Thronerben und zweiten Sohn des verstorbenen Kaisers, den Erzherzog Franz Karl,[2]) der Verstand, Herz und guten Willen hat, dem Kaiser an die Seite und an die Spitze der Regierung zu stellen, ihn mit einem gut organisierten, aus den ausgezeichnetsten Ministern und Geschäftsmännern bestehenden Staatsrate zu umgeben und also schon jetzt in die Lage zu bringen, die Zügel der Regierung mit genauer Kenntnis der großen Interessen der Nation, der vorhandenen Intelligenzen nach festen Maximen und Zwecken zu führen und so den nicht zu berechnenden Reaktionen vorzubeugen, welche während und nach dem Puppenspiel, das man jetzt zu treiben sich vermißt, unvermeidlich eintreten werden. Statt dessen benehmen sich diese zwei Menschen

[1]) Graf Clam-Martinitz, bald darauf auch Chef der Militärsektion im Staatsrat.

[2]) Vater des späteren Kaiser-Königs Franz Joseph.

wie die ersten Hausbedienten eines reichen Gutsbesitzers, der stirbt und einen blödsinnigen Erben hinterläßt, dessen geistige Impotenz sie für ihre kleinlichen persönlichen und Familieninteressen ausbeuten.

Dienstag, 17. Hofrat von Gervay eröffnet mir, daß Seine Majestät der verstorbene Kaiser sich in ihrem Testamente meiner erinnerten und mir ein Andenken vermacht haben.

Diese Erinnerung des erlauchten Herrn hat mich mit der tiefsten Rührung ergriffen und ist für mich die höchste Auszeichnung, die mir in diesem Leben zuteil werden konnte.

April.

Donnerstag, 2. Für das Schreiben vom 20. März glaubte ich mich bei dem Staatskanzler Fürst Metternich bedanken zu sollen. Er empfing mich heute um 11 Uhr vormittags ungemein gütig, hieß mich ihm gegenüber Platz zu nehmen und sprach fast immer allein bis 1/2 1 Uhr in sehr eloquenter Art etwa folgendes:

„Wir werden nächstens eine Konferenz über die Frage haben, ob und welche Maßregeln in Beziehung auf das Ein- und Auswandern der Handwerksgesellen etwa erforderlich sein könnten. Die Sache ist von Wichtigkeit. Sie haben ein Votum darüber abgegeben, in welchem ich mit Ihrer Meinung übereinstimmen würde, wenn ich Ihren Standpunkt einnehmen sollte. Allein auf meinem Standpunkte, den ich Ihnen jetzt darbiete, stellt sich die Sache anders dar. Es existiert eine revolutionäre Propaganda und sie hat ihren Sitz in Frankreich. Es gibt verständige Personen in Europa, welche diese Behauptung für eine Schimäre halten und die Bewegung der Zeit in der veränderten geistigen Bildungsstufe der Völker und der daraus entstandenen neuen Gestaltung ihrer materiellen Interessen allein erklärbar finden. Diese Personen haben zwar zum Teile recht; gleichwohl existiert die Propaganda und ist in ihrer gräßlichen Art tätig. Ich habe darüber die vollständigsten Beweise. Sie ist der heutigen französischen Regierung, obschon sie aus ihr hervorgegangen ist, ebenso feindselig als jeder andern, weil sie eine Feindin jeder Ordnung, also jeder Regierung, weil sie die Repräsentantin des Prinzips des Bösen, des Teufels, der Negation ist.

Die französische Regierung hat mit ihr einen Waffenstillstand geschlossen in der Art, daß sie ihrer Wirksamkeit im Auslande kein Hindernis entgegenstellt, dagegen ihr den Vertilgungskrieg in Frankreich selbst in dem Augenblicke ankündigt und vollzieht, in welchem sie dort tätig zu sein sich gelüsten sollte. Ihre Hauptbemühung war seit Jahren nur immer darauf gerichtet, sich eine materielle Macht, eine bewaffnete Masse zu verschaffen. Daher ihre zum Teil gelungenen Versuche, die Armeen zu verführen, was nicht mehr zu erreichen ist. Sie werfen sich nun auf die Klasse der industriellen Hilfsarbeiter, eine robuste, zahlreiche, unwissende und nach Genüssen strebende Klasse. Diese täuschen sie mit ihrem Klingklang von Freiheit, Gleichheit und Lebensgenuß und suchen sie nach vorausgegangener Verführung zu einer militärischen Organisierung in den Formen geheimer Verbrüderung zu enrollieren.

Der Herd für diese Organisierung ist die Schweiz. Man muß eingestehen, daß das Land für diesen Zweck nicht glücklicher gewählt werden konnte. Ein Verein von schwachen Regierungen, eingekeilt zwischen Frankreich, Italien und Deutschland, durch die Neutralität geschützt, ist das Land ganz wie geschaffen, die Elemente der Verbrüderung zu entwickeln, zu organisieren und in die bezeichneten Staaten zu verbreiten. Das Wandern der Handwerker hat also heute eine große politische Bedeutung und fordert Oesterreich dringend auf, irgendeine abwehrende Maßregel zu ergreifen.

Ich bin aber weit entfernt, aus demjenigen, was ich Ihnen sagte, Besorgnisse des Gelingens der Pläne der Propaganda abzuleiten.

Im Gegenteile, ich behaupte, Europa steht heute besser, als es seit fünfzig Jahren stand. Ein Gleichnis wird Ihnen die Sache klar machen. Nehmen Sie an, es stehe ein Kessel mit einer siedend brausenden, mit verschiedenen Bestandteilen geschwängerten Flüssigkeit vor Ihnen. Um zu sehen, was in dem Kessel vorgeht, füllen Sie eine Flasche mit der gärenden Flüssigkeit, hüten sich ja, sich mit ihr zu besudeln, und stellen sie vor sich, um sie ruhig zu beobachten. Die Flüssigkeit scheint anfangs homogen, aber trüb, am meisten in ihrer Höhe bewegt und mit Schaum bedeckt. Allmählich scheiden sich die Bestandteile. An der Höhe zuerst, dann fortschreitend zur Mitte und nach abwärts.

Die Flüssigkeit wird durchsichtig, klar und am Boden sammelt sich das Caput mortuum, der ausgeschiedene Satz. Sehen Sie, die Flasche ist Europa. Noch vor fünf Jahren war die Flüssigkeit trüb, bewegt und insbesondere an ihrer Höhe, das ist in den Regierungen, von welchen eigentlich alle Revolutionen ausgingen, schwankend und schäumend. Heute ist es anders. Die Flüssigkeit ist bis über die Mitte geklärt. Die Regierungen sehen klar. Sie kennen ihre Freunde und Feinde und verstehen sich. Die höheren und mittleren Stände sehen klar, belächeln und spotten der Phrasen, mit denen man sie einst köderte.

Die Propaganda ist jetzt an den Bodensatz gewiesen, den sie noch auflösen und gegen die Höhe treiben möchte. Das kann ihr nicht gelingen, doch muß man sie hindern, auch nur den Versuch weiterzutreiben. Daß ich Ihnen die Wahrheit spreche, mögen Sie aus der Depesche sehen, die ich eben aus Frankreich erhalte." (Graf Apponyi [1]) schreibt, er habe dem Könige Louis Philippe von dem Tode des Kaisers Franz die angeordneten Mitteilungen gemacht. Der König habe ihn vertraulich in sein Kabinett geführt, ihn mit rührenden Worten des teilnehmenden Schmerzes über diesen Verlust versichert und dann hinzugefügt: „So sehr ich den Verlust Ihres Kaisers beklage, so sehr beruhigt mich das Dasein und die Wirksamkeit des Fürsten Metternich. Sagen Sie dem Fürsten, daß, solange er steht, auch die Ruhe in Europa gesichert ist und daß ich die heißesten Wünsche hege, Gott möge das teure Haupt des Fürsten zum Wohle der Völker noch lange erhalten.")

„Sehen Sie," fuhr der Fürst fort, „so spricht der König, der aus dem

---

[1]) Anton Graf von Apponyi, 1828 bis 1848 österreichischer Botschafter in Paris.

Schlamme hervorging, welcher jetzt zum Bodensatz wird. Meine Stellung ist in Europa einzig. Ich bin auf meinem Stuhle der Beichtvater aller Welt. Werden Sie es glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ein Manguin, ein Odilot Barrot, ein Pages, ein Cobbett sich an mich wendet, Rat erbittet und Anerbietungen macht. Das ist die Folge meines ruhigen Ganges auf der Bahn der Wahrheit und Kraft. Der Tod des Kaisers Franz ist ein Unglück, allein, da er einmal erfolgen mußte, so war es ein Glück, daß er so schnell und eben jetzt erfolgte. Die Schnelligkeit seines Todes machte ein Verständnis der Unruhestifter des Auslandes unmöglich. Im Innern haben wir schnell unsre Maßregeln ergriffen und alle Besorgnisse beschwichtigt. Ich sage noch einmal, der Tod des Kaisers war ein Unglück, gleichwohl steht die Monarchie nach seinem Tode besser als früher. Lassen Sie mich das durch Ziffern beweisen. Ich liebe die Ziffern, weil sie kalt, unbeweglich, mitten in den Wogen der Phrasen die Wahrheit fest bezeichnen. Wir haben also ein Rechenbuch vor uns mit Soll und Haben. In dem Soll stand der Kaiser mit seinem Leben. Setzen wir es gleich einem Kapital, gleich 100, denn das Leben ist ein Kapitalist, das von seinem Stamm zehrt. Die Aufzehrung desselben heißt der Tod. Das Lebenskapital des Kaisers war schon viel konsumiert und jeder Tag brachte die Besorgnis der Erschöpfung und in dem Haben stand nur die Unruhe, daß bei der Vollendung der Konsumtion das Soll zu bezahlen, d. h. zu ergänzen sein wird. Nun, wo dieser Moment eingetreten ist, finden wir in unserm Haben ein frisches Lebenskapital von 100 ohne der Negation der Unruhe. Wir haben also 100 gegen 100 gewonnen."

Nach einigen noch weiter gewechselten unbedeutenden Worten wurde ich huldvoll entlassen.

Freitag, 10. Der Kaiser Ferdinand nimmt den Wahlspruch an: „Recta tueri". Quae sunt recta?

Donnerstag, 23. Graf Kolowrat erzählte mir, zu welchen Auskunftsmitteln er mit Metternich seine Zuflucht nehmen müsse, um die Geistesschwäche des Kaisers zu maskieren. Der von Rußland abgesandte Botschafter Graf Orlow sollte auf eine ähnliche Art zur kaiserlichen Tafel gezogen werden, wie Kaiser Nikolaus es mit dem österreichischen Gesandten Fürsten Karl Liechtenstein hält.

Es wurde also am 22. eine Hoftafel veranstaltet, wozu die ganze Familie, dann Metternich und Kolowrat geladen waren. Der Kaiser wurde gebeten, zur Behauptung seiner Würde nicht viel zu sprechen, und Metternich, dann Kolowrat nahmen Orlow in ihre Mitte, um ihn zu unterhalten.

Es ist schwer, den Verstand zu verbergen, aber unmöglich, den Mangel desselben als Besitz darzustellen.

Orlow äußerte überall, wo man es hören und weitersagen wollte: Er finde den Kaiser in Beziehung auf seine Intelligenz weit — weit höher, als was man früher darüber gesprochen. Aus Mangel an Uebung sei er der Rede nicht mächtig, aber daß er ein tiefer Denker sei, könne dem Beobachter nicht entgehen.

Mai.

Freitag, 15. Gespräch mit Graf Kolowrat. Er stellte Vergleichungen zwischen dem Gange der Regierung unter dem verstorbenen Kaiser und dem jetzigen an.

Kaiser Franz trug die Fahne des Reichs, an die er aber so viele Lappen hängte, daß er unter ihrer Schwere erlag und sie nicht mehr fortschleppen konnte. Kaiser Ferdinand ist dagegen selbst nur eine Fahne des Reichs und läßt sich tragen. Es wird sich wohl erst zeigen, ob die Träger ihrer Aufgabe gewachsen sind.

Freitag, 29. Referat bei Seiner Majestät in Schönbrunn. Nachher Unterredung mit Graf Kolowrat am Grünberg.[1]) Die Minister haben eine Zusammenkunft des Kaisers Ferdinand mit dem russischen Kaiser und dem preußischen König veranstaltet oder nicht verhindern können. Graf Kolowrat klagt darüber und bemerkt, es werde nichts andres erübrigen, als die beiden Monarchen in das Geheimnis der Unfähigkeit unsrer Legitimität zu ziehen.

Juni.

Donnerstag, 11. Epileptischer Anfall des Kaisers, der die Machthaber in Bestürzung brachte, aber bald vorüberging.

Juli.

Donnerstag, 23. Besuch bei Graf Kolowrat.

Graf Kolowrat schildert mir den Zustand der Regierung.

Unter Kaiser Franz hatte Fürst Metternich zum Behufe seiner Herrschaft über den Kaiser sich an die Spitze der Kongregation gestellt, um die Religiosität des Kaisers auszubeuten; den russischen Gesandten in Bewegung gesetzt, um die Furcht des Kaisers vor der Revolution stets lebendig zu erhalten, ja seinen Sohn von dem Leibarzte Stifft, den er verachtet und haßt, behandeln lassen, um durch diesen Günstling auf den Kaiser einzuwirken. Nun sind diese Organe alle groß, keck und einflußreich geworden und wollen auch jetzt gelten, wo man sie nicht mehr braucht.

Die Regierung wird jetzt durch die Furcht der Machthaber und die Trägheit der Dynastie und der Massen erhalten.

Donnerstag, 30. In allen diesen Beratungen ist weder Ernst mit der Sache noch Wahrheit in den Aeußerungen. Jeder weiß, daß die Machthaber nach ihren persönlichen Zwecken oder nach den Einwirkungen ihrer intriganten Umgebungen handeln und daß die Beratungen nur formelle Spielereien sind.

Ach, Menschenlust, wem gleichst du eigentlich?
Des Stromes Spiegel, eh' vom Fels er stürzt.

September.

Montag, 28. Gespräch mit D. Entwicklung des Planes des Fürsten Metternich zur Herrschaft. Vor allem ist ihm darum zu tun, den europäischen

---

[1]) Sommeraufenthalt in der Nähe Wiens.

Mächten die Ueberzeugung zu verschaffen, daß er in Oesterreich nicht nur faktisch regiere, sondern auch fest stehe. Eine Gefahr für seine Stellung kann ihm unter den gegebenen Umständen nur von den einflußreichen Mitgliedern der kaiserlichen Familie drohen.

Um den auswärtigen Souveränen zu zeigen, daß eine solche Gefahr nicht vorhanden sei, werden die Erzherzoge Franz Karl, Thronfolger, der Erzherzog Karl, als Weiser und Feldherr berühmt[1]) und verehrt, und der Erzherzog Johann als sehr instruierter Brouillon mit dem regierenden Symbole in Teplitz[2]) versammelt, um den dort erscheinenden Souveränen augenfällig zu zeigen, daß die ganze Familie auf den Fürsten vollkommen vertraue und ihn zu ihrem Führer gewählt habe. Hat er erst diesen Zweck erreicht, kehrt er die Waffe um und zeigt der Familie, wie Europa nur allein ihm vertraue, wie ohne ihn die Monarchie von außen gefährdet, wie er der unentbehrliche Mann sei, dem man das Ruder lassen müsse.

Der Plan wird gelingen. Da der Fürst ein einsichtsvoller großherziger Mensch ist, so ist mit dem Gelingen seines Planes auch dem Wohle der Monarchie beraten, zumal seine Stellung doch immer von der Art bleibt, daß er sich keine die allgemeinen Interessen verletzende Gewaltmaßregel erlauben darf.

Oktober.

Freitag, 9. Unvermutete Ankunft des russischen Kaisers Nikolaus. Er beweist der Kaiserin-Mutter sein Beileid, eilt zu dem Sarge des Kaisers Franz, um seine letzte Huldigung darzubringen, macht zwei Visiten bei der Fürstin Metternich und reist am 10. nachmittags 5 Uhr wieder zurück nach Prag. Dieser Ausflug des ritterlichen Kaisers hat etwas Romantisches, und sein Zweck ist rührend und großartig.

Noch größer wäre er gewesen, hätte er an dem Sarge seines verblichenen Freundes den Schlüssel zu den galizischen Kerkern zurückgelassen, in welchen österreichische Untertanen wegen antirussischer Gesinnungen auf sein Geheiß schmachten und die Oesterreich in seiner freiwilligen Abhängigkeit von Rußland als dessen Kerkermeister nicht öffnen darf.

Freitag, 16. Ich wartete dem Grafen Kolowrat auf, der mich sehr artig empfing. Nach den allgemeinen Formen sagte er: „Nun, wir haben unsre Expedition zum Verwundern gut überstanden. Der Kaiser war nie und über nichts in Verlegenheit und fand immer alles, als wenn es so sein müßte.

Beati simplices. Die Kaiserin, welche ihre klösterliche Schüchternheit ablegt und ihre natürliche Liebenswürdigkeit zu steigern bemüht war, schlug alle Frauen und erwarb sich allgemeine Liebe und Bewunderung. Uebrigens ist unser Geheimnis in Beziehung auf den geistigen Zustand des Kaisers der ganzen Herrscher-

---

[1]) Sieger von Aspern, Vater des Erzherzogs Albrecht.

[2]) In Böhmen, wo 1835 die Entrevue zwischen den Monarchen von Oesterreich, Preußen und Rußland stattfand.

versammlung offenbar geworden. Insbesondere ist dem russischen Kaiser unser Zustand auf das genaueste bekannt. Er sprach mit mir nicht nur offen, sondern vertraut. Voilà dit-il — on m'a donnée l'occasion de voir et j'ai vu et je vois.

Votre situation est dans l'histoire unique et je suis stupefait, que les affaires chez vous s'en vont, comme ils vont. Enfin tant, que dans vos positions respectifs ne survient aucun changement, on peut vous confier; et moi et la Prusse en effet vous confient. Je connais à présent toute la famille regnante et j'apprécie leurs qualités, comme vous autres. J'ai eu l'honneur de faire la connaissance de l'Archiduc François Charles. C'est un jeune homme, qui a l'air de n'être pas developpé. S'il n'avait que 18 ans, on pourrait concevoir beaucoup d'espérances; mais comme il a passé 30, il-y-a désespérer. Quant à votre armée, elle est belle, mais votre infanterie me paraît arrierée, etc.

Sie sehen, wie genau der russische Kaiser unsre Verhältnisse kennt. Uebrigens ist er bei vielem Geiste auch viel Schauspieler. Unsern Kaiser hat er durch seine Aufmerksamkeit und Huldigung ganz gewonnen. Was er von unsrer Lage sagte, ist wahr. Sie ist einzig. Inzwischen, wir bringen uns seit sieben bis acht Monaten gut fort, und so hoffe ich, wird es wohl auch weitergehen. Eigentlich geht es besser als unter dem verstorbenen Kaiser, der ein schlechter, eigentlich kein Administrator war."

Bei diesen Worten suchte ich einzuwenden, denn es durchbohrte mein Gemüt, aus diesem Munde über den verstorbenen edeln Kaiser ein Urteil zu hören, das ja nur auf ihn, der sich seit Jahren des Regenten bemächtigte und durch alle Künste der Intrige leitete, zurückfällt.

Die ganze Unterredung bestätigt mich vollkommen über den Zweck der Teplitzer Zusammenkunft. Die Worte des russischen Kaisers: „tant, que dans vos positions respectifs ne survient aucun changement" heißen wohl nur: solange Fürst Metternich an der Spitze der Geschäfte steht und solche Gehilfen hat wie Graf Kolowrat & Comp., kann man Oesterreich trauen.

Der Fürst darf also in seiner Stellung nicht verrückt werden, ohne es mit Rußland und Preußen zu verderben. In Teplitz hat also der österreichische Kaiser dem russischen nach alter Sitte Erde und Wasser gereicht, und dafür wurde Fürst Metternich in der österreichischen Satrapie bestätigt.

Samstag, 17. Besuch des Hofrates K. Er meint, das österreichische Ministerium habe gar keinen bestimmten Zweck bei der Schaufahrt unsers Kaisers gehabt, sondern vielmehr den Zwecken des russischen Kaisers, der darauf drang, gedient. Kaiser Nikolaus kenne nun unsern Zustand genau und habe sich sehr unverhohlen darüber geäußert.

Meinungen sind frei, ich bleibe der meinigen treu.

Montag, 26. Besuch bei Pilgram. Der Herzog von Modena hat sich während der Monarchenversammlung in Teplitz brieflich an den russischen Kaiser gewendet mit der Bitte, ihm zu erlauben, seine politischen Verbrecher nach Sibirien deportieren zu dürfen. Der russische Kaiser war darüber entrüstet und

brach nach Durchlesung des Schreibens in die Worte aus: „Wie! glaubt der Mensch, daß ich mein Reich zum Kerker für sein Laudatom und mich zum Kerkermeister seiner mißhandelten Untertanen erniedrigen werde? Der Brief verdient keine Antwort,“ — die auch nicht erfolgte.

November.

Sonntag, 22. Falscher Schritt, zu welchem man den Erzherzog Karl verleitete.

Ich habe Gründe, zu vermuten, daß der Erzherzog nach Teplitz, wo seine Anwesenheit den Machthabern wichtig war, durch den Köder gelockt wurde, man werde ihm eine einflußreiche Stellung gewähren. Nach der Rückkehr ließ der Erzherzog ein Memoire anfertigen, das er unterschrieb, in welchem er sich anbot, die Leitung der Armee, jedoch in der Stellung zu übernehmen, welche er in den Jahren 1805 bis 1809 eingenommen hatte. Damals war er Generalissimus nach unten und Vertrauter und Chef des militärischen Staatsrats vis-a-vis des Kaisers. Bevor er das Memoire übergab, ließ er den Fürsten Metternich zu sich rufen, teilte es ihm mit und fragte ihn um seine Meinung. Der Fürst soll bei dieser mündlichen Unterredung ganz beigestimmt haben. Dann ließ er den Grafen Kolowrat rufen, machte ihm dieselben Mitteilungen und erhielt dieselbe Beistimmung. Nun überreichte er sein Anerbieten dem Kaiser. Dieser (d. h. Fürst Metternich, Graf Kolowrat und Erzherzog Ludwig) antwortete mit einem Kabinettsschreiben.

Der Eingang erstickt den Erzherzog mit Lobesphrasen. Dann folgt die Ablehnung seines Anerbietens aus zwei Gründen. Zuerst, weil die von dem Erzherzog in Anspruch genommene Stellung in keine permanente Institution paßt, nur auf seine Person berechnet wäre und darum als eine außerordentliche Maßregel sich darstellen würde; sodann weil eben die Ergreifung einer so außerordentlichen Maßregel in Europa die Meinung anregen würde, als wolle Oesterreich einen Krieg unternehmen, worüber alle Mächte in Bewegung kommen würden.

Diese Antwort ist gescheit; es läßt sich ihr nichts Vernünftiges entgegnen. Der wahre Grund bleibt aber immer, daß die zwei machthabenden Minister ebensowenig als der Erzherzog Ludwig ein Jahr ihren Einfluß und die ersteren selbst ihren Platz hätten behaupten können, wenn der Erzherzog Karl die Stelle eingenommen hätte, zu der er sich angeboten hat. Wie konnte der Erzherzog Karl voraussetzen, daß die Minister, die in ihrer furchtsamen Usurpation auf subalterne Menschen eifersüchtig sind, einen solchen Heros der Meinung freiwillig an die Spitze der Armee stellen, d. h. mit der einzigen Macht bekleiden werden, die sie wirklich besitzen und mit der sie der öffentlichen Meinung Zügel anlegen?

Das war ein falscher Schritt, den man gewiß sehr vergnügt machen sah. Der Erzherzog hat sein Geheimnis, daß er nicht ohne Ehrgeiz ist und gern an der Regierung teilnehmen möchte, verraten. Er hätte warten sollen, bis die Not

ihn ruft und nicht mit Menschen unterhandeln sollen, die er zu sehr überragt, um mit ihnen zu gehen und die so viel gesunden Verstand haben, das recht gut zu fühlen und zu wissen.

Abschrift

einer von Seiner Königlichen Hoheit dem Erzherzog Karl an Seine Majestät den Kaiser gerichteten Note und des hierüber erlassenen Allerhöchsten Kabinettsschreibens.

Von dem Inhalte der beiliegenden Note habe ich zuerst meinen Bruder Ludwig verständigt, dann gab ich selbe dem Fürsten Metternich, den ich zu diesem Ende zu mir hatte bitten lassen und welcher sie in meiner Gegenwart durchlas. Nachher reichte ich sie eigenhändig dem Kaiser ein und las sie noch am selbigen Abend dem Minister Grafen Kolowrat vor.

Erzherzog Karl, Feldmarschall.

An Seine Majestät den Kaiser und König.

Wien, den 21. Oktober 1835.

Euer Majestät ist ohne Zweifel die ziemlich allgemeine Stimme, daß Gehorsam und Einheit besonders bei den höheren Graden in der Armee ihrem Verfalle entgegengehen, zur höchsten Kenntnis gelangt. Was ich in letzter Zeit an mehreren Orten sah, hat auch mich zu dieser und zu der weiteren Ueberzeugung gebracht, daß der Hauptgrund davon in dem Mangel an einer wirksamen Oberleitung der Armee und ihrer Verwaltung liege.

Wenn ich mir die Freiheit nehme, die Gefahren in Anregung zu bringen, welche bei aller Vortrefflichkeit einzelner Teile der Verfall des Ganzen nach sich ziehen muß, so wird mein bekannter Charakter und eine zwanzigjährige Zurückgezogenheit mich gegen den Verdacht ehrgeiziger Einmischung schützen.

Da der höchstselige Kaiser sowohl als Seine und Euer Majestät nächste Umgebung vielfältig die Absicht aussprachen, mir im Falle einer tätigen Verwendung der Armee das Kommando derselben zu übergeben, da mein früheres Leben und Wirken, da mein persönliches Verhältnis zum Herrscherhause und Staate mir nicht bloß das Recht geben, sondern selbst die Pflicht auferlegen, meine Ueberzeugung vor dem Throne auszusprechen; so kann es wohl nicht für die Stimme eines Unberufenen genommen werden, wenn ich Euer Majestät ehrerbietig vorstelle, daß ohne eine umfassende und kräftige Oberleitung ein treffliches, ruhmwürdiges Heer seiner Zerrüttung zueile, mit jedem Tage eine drückendere Last für den Staat werde und endlich durch den fortschreitenden Verfall der Zucht und Ordnung bald dahin gelange, daß kein Feldherrntalent und keine Anstrengung mehr vermögen, es bei vorkommender Gelegenheit im Innern oder nach außen zum Schutz und Sieg zu verwenden.

Die Unzulänglichkeit der gegenwärtigen Oberleitung des Kriegswesens liegt weniger in persönlichem Geschick und Talent als in der Stellung, in dem Range und in der Meinung, welche die militärischen Geschäftsleiter für sich haben. Aber

das macht gerade das Uebel ärger und bei dem Fortbestande der gegenwärtigen Einrichtung vielleicht unheilbar.

Nach meiner Ueberzeugung und der Erfahrung, die wir im Laufe der letzten Zeit zu machen Gelegenheit hatten, kann der Chef des Kriegswesens nur dann allen billigen Anforderungen genügen, wenn er Euer Majestät nächster Ratgeber in seinem Fache und Oberbefehlshaber der Armee zugleich ist.

Diese Einrichtung bestand bereits unter dem höchstseligen Kaiser und hat sich erprobt.

Der Generalissimus nach der bestandenen Form und Stellung hatte zureichende Befugnisse und konnte mit voller Kraft wirken, ohne durch ein schädliches Uebergewicht die andern Zweige der Staatsverwaltung in ihrem herkömmlichen Gange zu beirren.

Wenn ich bei dieser Gelegenheit nicht bloß einer früheren Einrichtung, sondern auch meiner Person erwähne, so geschieht es bloß in der Absicht, um der weitverbreiteten Meinung, als wollte ich mich der wohlerkannten Pflicht entziehen, Euer Majestät und dem Staate meine letzten Kräfte zu weihen, zu begegnen, einen ungegründeten Vorwurf von mir abzuwälzen und meine Ehre, die Euer Majestät, dem Staate und meiner Familie nicht gleichgültig sein kann und darf, zu behaupten.

In dieser Absicht wiederhole ich Euer Majestät die bei Höchstihrer Thronbesteigung mündlich vorgetragene Erklärung meiner unbegrenzten Bereitwilligkeit. Wie ich aber auf Euer Majestät Ruf mich Höchstihrem Dienste mit aller Kraft und Treue zu widmen bereit bin, ebenso werde ich fernerhin still im Kreise meines Privatlebens verharren, wenn es Ihr höchster Wille ist; — beruhigt durch das Bewußtsein, daß ich als Glied des Hauses und als General die Pflicht treuer Ergebenheit und strenger Wahrhaftigkeit offen und unbefangen zu erfüllen nicht versäumte.

Zum Schlusse erlaube ich mir nur noch die Bemerkung, daß in meinem Alter die Tage wirksamer Tätigkeit gezählt sind. Was Euer Majestät jetzt von mir zu fordern berechtigt sind, wird in wenig Jahren eitler Wunsch von beiden Seiten.

Abschrift
des über vorstehende Note erlassenen Allerhöchsten Kabinettschreibens.

Lieber Herr Oheim Erzherzog Karl!

Der Inhalt Ihrer mir überreichten Eingabe vom 21. Oktober 1835 hat mich auf das innigste gerührt. Ich sehe in dem von Euer Liebden gemachten Schritte einen neuen Beweis Ihrer Vaterlandsliebe und Ihrer Anhänglichkeit an Meine Person und kann Ihnen Meine aufrichtige Erkenntlichkeit dafür auf keine Ihrer würdigere und Meinen Gesinnungen für Euer Liebden entsprechendere Weise an den Tag legen, als indem ich Ihnen über die von Ihnen angeregte wichtige Angelegenheit Meine Grundsätze und Ansichten mit unbedingtem Vertrauen eröffne.

Ich habe bei dem Antritte Meiner Regierung den festen Vorsatz gefaßt, die Hauptgrundlagen der Staatsverwaltung so zu erhalten, wie selbe von Meinem verewigten Vater als das Ergebnis einer langen, erfahrungsreichen Regierung eingerichtet und von mir vorgefunden wurden; und in dieser Gemäßheit habe Ich auch bezüglich der obersten Leitung des Kriegswesens jene Formen im wesentlichen unverrückt gelassen, welche bei dem Ableben weiland Seiner Majestät des Kaisers, Meines Vaters, bestanden haben.

Mit diesem Grundsatze würde die Ernennung eines Generalissimus aus der Ursache nicht vereinbarlich sein, weil selbe nicht bloß in der Organisation der Militärverwaltung in der obersten Sphäre, sondern auch in deren Zusammenhange mit den übrigen Staatsbehörden eine totale Veränderung herbeiführen müßte; auch würde eine solche Ernennung mit einem der wichtigsten Grundsätze des von Mir befolgten Systems im Widerspruche stehen, mit dem Grundsatze nämlich, daß die Institutionen der Monarchie nicht auf einzelne Personen, sondern auf dauernde Verhältnisse berechnet sein müssen.

Der Organisation der obersten Militärverwaltung, wie ich selbe vorgefunden habe, erkenne ich, abgesehen von ihren übrigen eigentümlichen Vorteilen, sowie von ihren unvermeidlichen Mängeln, die entscheidende Haupttugend einer bleibenden Gestaltung und einer von dem Wechsel der Personen unabhängigen Dauer und Stetigkeit, während im Gegensatze die Nützlichkeit, ja selbst die Möglichkeit der Institution eines Generalissimus immer nur auf einer großen, sich nur selten wiederholenden Persönlichkeit beruht, mithin dem Wechsel der menschlichen Dinge unterworfen ist und dem Staate die unausweichliche Notwendigkeit vorbereitet, in einem nicht voraus zu berechnenden Augenblicke eine unersetzliche Lücke in der obersten Sphäre entstehen zu sehen und selbe durch abermalige neue Systemaleinrichtungen ausfüllen zu müssen.

Von diesen allgemeinen Betrachtungen wende ich Meinen Blick zu denjenigen, welche aus Euer Liebden glanzvoller Persönlichkeit hervorgehen. Ihr Kriegsruhm und die Erinnerung an Ihre großen Taten bezeichnet nicht nur in Meiner Gesinnung und in Meinem Rate, sondern auch in der öffentlichen Meinung der ganzen Welt Euer Liebden als den Feldherrn, der Meine Heere zum Kampfe führen würde, wenn die Ehre und Sicherheit des Staates dazu riefen, und Euer Liebden selbst haben dieses allgemeine Anerkenntnis in Ihrer Eingabe ausgesprochen. Hieraus folgt aber auch, daß die Berufung Eurer Liebden zum Generalissimus der Tendenz Meiner Politik einen, mit Meinem politischen Systeme keineswegs vereinbarlichen äußeren Schein geben, dadurch den Grund zu Mißverständnissen und Mißverhältnissen ernster Art legen und abgesehen von den unmittelbaren Kabinettsfragen selbst auf die öffentliche Meinung und Stimmung im In- und Auslande unfehlbar einen Effekt hervorbringen würde, welche zu vermeiden und für den Fall eines wirklich eintretenden kriegerischen Entschlusses vorzubehalten die Klugheit erheischt.

Diese Rücksicht, welche Euer Liebden gewiß nach ihrer ganzen Wichtigkeit würdigen und unfehlbar mit Ihren eignen politischen Grundsätzen im Einklange

finden werden, ist um so durchgreifender, als selbe nicht nur auf die äußere Politik, sondern auch auf den Staatskredit, auf das Vertrauen des In- und Auslandes in unsre Finanzoperationen und auf die damit im engsten Zusammenhange stehenden inneren Verwaltungsfragen bezogen werden muß.

Euer Liebden haben in Ihrer Eingabe die Wahrnehmungen erwähnt, welche Sie über einen Verfall des Gehorsams und der Ordnung in meiner Armee zu machen Gelegenheit hatten, und indem Ihrer freimütigen Sprache über diesen Gegenstand meinen Dank zolle, gereicht es Mir zur Beruhigung, Euer Liebden sagen zu können, daß Meine Behörden den Mängeln, welche sich im Widerspruche mit den Hauptgrundsätzen der Einheit und Gleichförmigkeit, jedoch keineswegs erst in neuester Zeit eingeschlichen haben, die größte Aufmerksamkeit widmen und über Meinen Auftrag mit den Mitteln zu deren Abstellung ernstlich und anhaltend beschäftigt sind.

Ich behalte Mir, sobald die diesfälligen Vorschläge mit der hier vor allem notwendigen Gründlichkeit und Umsicht zur Reife gebracht sein werden, vor, Euer Liebden diesfalls unmittelbare Mitteilungen zugehen zu lassen und Ihren Rat hierüber einzuholen.

Ueberhaupt bietet Mir Euer Liebden Antrag einen erwünschten Anlaß, Sie zu versichern, daß Ich in allen wichtigen militärischen Organisationssystemal- und höheren Personalfragen, von denen bereits mehrere in der Verhandlung stehen, andre aber hierzu teils vorbereitet, teils vorgemerkt sind, in dem Maße, als es sich um Entscheidungen handeln wird, Euer Liebden erleuchteten, dem Wohle des Staates und der Armee gleich wichtigen, Mir persönlich aber stets unschätzbaren Rat mit demjenigen Vertrauen in Anspruch zu nehmen gesonnen bin, welches Ich zu Euer Liebden Patriotismus und Anhänglichkeit stets gehegt habe und welches Ich, insoferne dieses Gefühl einer Verstärkung fähig wäre, durch Euer Liebden letzten Schritt noch kräftiger bewährt finde.

Gleichwie ich nun willens bin und Mir vorbehalte, Euer Liebden jederzeit, besonders aber in allen wichtigen Fragen als einen bewährten militärischen Ratgeber und treuen Freund zu betrachten und zu behandeln, so rechne Ich auch darauf, daß Euer Liebden selbst keine Gelegenheit vorbeigehen lassen werden, Mir nach eignem Ermessen die Ergebnisse Ihres Nachdenkens, Ihrer Erfahrungen und Ihrer Wahrnehmungen vertrauensvoll zur Kenntnis zu bringen und so zum Wohle meiner Armee mitzuwirken, welche Euer Liebden so oft zum Ruhme geführt haben, welche Ihnen so vieles verdankt und zu deren Pflichten Ich es jederzeit rechnen werde, daß sie Euer Liebden mit Liebe und Vertrauen als ihren ersten Feldherrn verehre.

Ferdinand.

Wien, den 24. Oktober 1835. m.(anu) p.(ropria).

Dezember.

Freitag, 4. Besuch des Hofrats Kleyle, der mir über die am 22. November angemerkte Angelegenheit, über das Anerbieten des Erzherzogs Karl authentische

Eröffnungen machte und das Aktenstück, wovon eine Abschrift in der Beilage, mitteilte.

Samstag, 5. Referat bei Seiner Majestät. Vorher Unterredung mit Graf Kolowrat, der mir erzählt: Tags vorher sei eine Konferenz bei Fürst Metternich über eine in der Grenzwache Galiziens entdeckte Verschwörung gewesen. Fürst Metternich habe anderthalb Stunden deklamiert über Revolution, Konservation, die Gefahren der Zeit und der Institution der Grenzwache. Endlich habe sich gezeigt, daß einige junge Leute angeblich den Plan verabredet haben, die deutsche von der slawischen Nation zu trennen, der letzteren die Wohnsitze in den Ländern Polen, Rußland und Ungarn anzuweisen, die Ungarn in die Türkei, die Türken nach Asien zu verpflanzen. Zur Vollziehung ist eine Kollekte unter den Verschworenen gemacht worden, wovon jeder 40 Kreuzer beitrug, zusammen 4 Gulden. Als Abzeichen werden die Verschworenen blaue und schwarze Mäntel tragen. Fürst Metternich habe selbst nun des Lachens sich nicht erwehren können.

Das Ganze scheint wohl nur eine Mystifikation eines Polizeiagenten zu sein, der, um sich Wichtigkeit und Belohnung zu verschaffen, ohne Prüfung mit der Anzeige eilte.

Die Furcht des Machthabers ist für alle solche Andeutungen empfänglich.

Dienstag, 8. Graf Kolowrat hat beliebt, mit mir zu scherzen. Die Verschwörung ist zwar nicht eben gefährlich, aber auch nicht so spaßhaft, wie er sie erzählte. Sie ist eine Art slawischer Karbonerie, die mehrere Hundert junge Leute als Mitglieder zählt.

B. P. über den Schritt des Erzherzogs Karl. Er findet ihn offen und bieder, dagegen die Antwort erbärmlich. Die Regierung gestehe, daß die glanzvolle Person des Erzherzogs an der Spitze der österreichischen Armee alle Kabinette in Europa in Bewegung setzen, doch ihnen imponieren würde, und verzichtet eben darum auf eine Kraft, die ihr nach ihrem eignen Geständnisse so mächtig zustatten kommen würde. Aus der Antwort blicke auch überall Furcht vor dem Erzherzog hervor, den man verscheucht und gleichzeitig streichelt.

Er erzählte mir, daß es sich darum handle, die Jesuiten solenniter einzuführen. Ueber die Frage an sich scheine man schon entschieden; die Frage, wie sie einer Kommission vorgelegt, deren Mitglieder Plötz, Hallaschka und Purkarthofer, dann Lilienau und Inzaghi sind — drei Jesuitenfreunde und zwei präsidierende Nullen.

Sonntag, 13. Besuch des Hofrats Hitzinger. Seine Mitteilungen über die mir wohlbekannte Geschichte der letzten Schritte des Erzherzogs Karl.

Metternichs Aeußerung: Der Kaiser sei ein mathematischer Punkt, um den sich alle Organe strahlenförmig so lagern müssen, daß keines als vorherrschend erscheine.

Montag, 28. Graf Kolowrats Mitteilungen:

a) Unzufriedenheit des Adels über Eichhofs Ernennung.

b) Zudringlichkeit desselben um materielle und honoräre Begünstigungen.

c) Bewegung der päpstlichen Geistlichkeit durch die Kaiserin-Mutter und die regierende Kaiserin. Aufnahme und Verbreitung der Jesuiten.

d) Abtrennung Ungarns. — Wie die Regierung dort nur mehr ein Gegenstand des Hohns, Spottes und der Verachtung ist. Schilderung der Konferenz — Metternich, Nadasdy, Mailath, Burkhard, Revitzky, er selbst.

e) Erzherzog Ludwigs Furcht vor den Polizeinotizen und Negation.

Dienstag, 29. St. R. Pilgram.

Das Prinzip der Regierung des Kaisers Franz war Furcht; jenes der Gegenwart ist Angst, der Charakter — Schwäche.

Mittwoch, 30. Graf Kolowrat.

Das Ministerium erhält sich nur durch gegenseitige Konzessionen ihrer Grundsätze, insofern sie welche haben.

Donnerstag, 31. Man hört und spricht viel von einer religiösen Reaktion, welche sich im Volke überall, insbesondere auch in Frankreich, kundgeben soll. Viele Regierungen erkennen darin einen Wink, dieser gemütlichen Regsamkeit der Völker entgegenzukommen und durch neue Belebung und Unterstützung der kirchlichen Institutionen, der Mönchsorden, besonders der Jesuiten, durch politischen Einfluß, welcher der Geistlichkeit zugestanden wird, die philosophisch-revolutionäre Richtung zu lähmen und zu verlöschen.

Die Frage ist: „Ist es wahr, daß eine religiöse Reaktion im kirchlichen, insbesondere katholischen Sinne in dem Gemüte der Völker stattfinde?“ Es scheint mir, die Frage sei bei tieferer Untersuchung der Erscheinung zu verneinen. Diese sogenannte Reaktion ist wohl nur das letzte Aufflackern einer Religion, die stirbt, die fast schon gestorben ist. Man täusche sich darüber nicht und meine nicht, das Gefühl des Bedürfnisses nach einem Glauben an Wahrheit und Heiligkeit sei dasselbe mit einem schon vorhandenen positiven Glauben. Man ist darum noch nicht religiös, weil man Religion schwätzt.

Es gibt Zeiten, wo alles sich in Worte und Buchstaben auflöst; diese Zeiten sind es eben, wo das Leben des Glaubens fehlt. Die Einbildungskraft hat ihre Bahn, das Herz die seinige.

Man drechselt schöne Phrasen gegen die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts; aber man lebt nach ihren Lehren, lebt, wie sie gelebt haben.

Wenn ein Unterschied zwischen damals und heute stattfindet, so besteht er darin, daß man heute die Religion weniger kennt als damals und sich weniger um sie bekümmert. Es geschah oft in jener Zeit, daß der Spott und Zweifel auf den Lippen, der Glaube aber im Herzen war. In unsrer Zeit ist der Glaube im Munde und der Unglaube im Herzen. Man ist ungläubig, ohne dessen gewahr zu werden. Das Bedürfnis nach einer Religion befriedigt man mit Systemen; man weiht ihm zarte Elegien, man nährt es durch frömmelnde Verse und begeisternde Gebete an der Theaterbühne. Man besucht die Predigt, um einen Redner zu hören, der selbst ein Philosoph ist und seine Zuhörer mit geistreichen Erörterungen ergötzt und der, statt aus der Autorität der Religion seine Lehren zu schöpfen, sie zu beweisen sucht, d. h. ihr diejenige Gewißheit verschafft, welche man etwa für irgendein philosophisches System gewinnen kann. Redner und Zuhörer, niemand wird gewahr, daß, wenn die Philosophie die

Macht hätte, die Wahrheit einer Religion zu beweisen, diese Religion das überflüssigste Ding von der Welt ist. Zu was bedarf es in der Tat des Glaubens, wenn die Philolophie seinen Inhalt beweisen, d. h. die Wahrheit unmittelbar herausstellen kann?

Tagebuchaufzeichnungen eines Reichsritters zur Zeit des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803

Mitgeteilt von

A. von Brauer

Im Luneviller Frieden war dem Deutschen Reiche die Verpflichtung auferlegt worden, die Reichsstände, die ihrer Besitzungen auf dem linken Rheinufer durch dessen Angliederung an Frankreich verlustig gegangen waren, auf dem rechten Ufer zu entschädigen. Um diese schwierige Aufgabe zu lösen, wurde eine „außerordentliche Reichsdeputation“ eingesetzt. Dieser standen als Entschädigungsmittel zunächst die geistlichen reichsunmittelbaren Besitzungen zur Verfügung. In zweiter Reihe kamen die Reichsstädte und Reichsdörfer in Betracht.

Die Reichsdeputation trat am 24. August 1802 in Regensburg zusammen. Die „vermittelnden Mächte“ Frankreich und Rußland hatten der Deputation einen — später „verbesserten“ — Entschädigungsplan (plan général) vorgelegt, über den im einzelnen zwar viel hin und her gestritten, beraten und intrigiert wurde, an dem aber schon deshalb nicht viel geändert werden konnte, weil die größeren Staaten die ihnen im Generalplan zugesprochenen Städte und Länder mit Erlaubnis Frankreichs alsbald in Besitz genommen hatten, ohne die Genehmigung durch die Reichsdeputation abzuwarten.

Der Friedensvertrag von Luneville hatte als entschädigungsberechtigt nur die erblichen Reichsstände („princes héréditaires“) anerkannt. Da die reichsunmittelbare Ritterschaft keine Reichsstandschaft besaß, d. h. auf dem Reichstag nicht vertreten war, auch der französische Ausdruck „princes“ auf sie nicht gut Anwendung finden konnte, so erschien es von vornherein recht zweifelhaft, ob die zahlreichen Reichsritter, deren Besitzungen im Elsaß von Frankreich sequestriert worden waren, von Reichs wegen entschädigt werden würden.

Schon auf dem Rastatter Kongreß, und nunmehr bei der Reichsdeputation in Regensburg, suchten die Reichsritter so gut wie alle andern Reichsglieder ihre Interessen zu wahren. Sie hatten an beiden Orten den „Ritterhauptmann des Kantons Ottenwald“ (Odenwald) Freiherrn Karl von Gemmingen zum „Generalbevollmächtigten einer gesamten Reichsritterschaft“ bestellt. Einzelne Ritterkantone entsandten daneben besondere Abgeordnete zur Wahrung ihrer besonderen Interessen. So die Ortenauer Ritterschaft den Präsidenten ihres Direktoriums in Offenburg, den Freiherrn Philipp Reinhard von Berstett.

Berstett gehörte sowohl der Ortenauer (rechtsrheinischen) als auch der früheren niederrheinischen (linksrheinischen) Ritterschaft an. Seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer hatte er in der französischen Revolution verloren. Auf der Regensburger Tagung sucht er nun seine eignen und seiner Auftraggeber Ansprüche und Standesvorrechte zur Geltung zu bringen. Am wichtigsten ist ihm natürlich, für die verlorenen Ländereien entschädigt zu werden. Daneben ist er aber auch für seine und seiner Standesgenossen rechtsrheinische Unabhängigkeit besorgt.

Das Tagebuch, das Berstett in Regensburg gewissenhaft führte, gibt ein nicht uninteressantes Bild der dortigen Interessenkämpfe. In nüchterner Sprache schildert er seine Erlebnisse, seine Mühen und Arbeiten. Das Tagebuch ist etwas breit und ausführlich; es kann daher, wenn es nicht langweilig wirken soll, nur mit vielen Auslassungen wiedergegeben werden. Die originelle Sprache ist wörtlich beibehalten. Die Rechtschreibung ist des bequemen Lesens wegen der heutigen angepaßt worden.

Die Aufzeichnungen beginnen mit einer kurzen Schilderung der Reise Berstetts von Offenburg über Karlsruhe nach Regensburg:

Den 28. August (1802) bin ich von Offenburg abgereist und nachmittags in Karlsruhe angekommen, wo ich sogleich zu dem französischen Minister Massias ging, der mich sehr wohl empfangen und vieles Interesse für meinen Besuch bezeugt, auch mir einen Empfehlungsbrief an den Citoyen Mathieu nach Regensburg mitgegeben. Der Frau Erbprinzessin von Baden [1]) hochfürstliche Durchlaucht, der ich den nämlichen Abend noch aufgewartet, haben mir ebenfalls ein Schreiben an den russischen Gesandten Baron von Bühler gegeben. So hat mir Herr Minister von Edelsheim [2]) gleichfalls eines an den preußischen Gesandten Grafen von Görtz [3]) und auch mein Herr Schwager von Gayling [4]) eines an den nämlichen mitgegeben.

Den 29., Sonntag, nachdem ich die zu meiner Reise bestimmten 100 Louisdor, die mein Herr Schwager mir auf seinen Kredit verschafft hatte, in Empfang genommen, reiste ich über Cannstatt, Günzburg, Donauwörth und Ingolstadt nach Regensburg. Dort bin ich Mittwoch, 1. September gegen Abend angekommen.

Berstetts erste Eindrücke sind hoffnungsfreudige. Die wichtigsten Herren des Regensburger Areopags, die Vertreter Frankreichs, zeigen sich den ritterschaftlichen Ansprüchen geneigt. Auch die österreichische Politik schien nicht ungünstig gesinnt; sie sah in den Reichsrittern eine Stütze des kaiserlichen Einflusses am Oberrhein.

---

[1]) Witwe des am 16. Dezember 1801 zu Arboga in Schweden verunglückten Erbprinzen Karl Ludwig von Baden, Amalie, geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt, Schwiegermutter des Kaisers Alexander I. von Rußland.

[2]) Staatsminister Georg Ludwig Freiherr von Edelsheim, Vertreter Badens auf dem Rastatter Kongreß.

[3]) Graf Johann Eustach von Schlitz, genannt von Görtz, war von 1787 bis 1803 preußischer Staatsminister und Gesandter in Regensburg, zugleich aber auch badischer Reichstagsgesandter daselbst.

[4]) Der Freiherr Christian Heinrich Gayling von Altheim war seit 1776 Mitglied des Geheimen Rats, später mehrfach Finanz- und auch Justizminister. Er starb 1813.

Donnerstag, den 2. September, war mein erstes Geschäft, morgens 1/2 9 Uhr zu Herrn Mathieu [1]) zu gehen, der mich sehr wohl empfing und gleich über unsre Angelegenheiten mit mir zu reden begann. Er behauptet, die Interpretation der Worte „princes héréditaires“, welche in dem Lüneviller Frieden genannt sind, um durch das Reich entschädigt zu werden, stände Frankreich allein zu, und nicht dem Reich, welches den Frieden passiv angenommen, noch weniger den beteiligten Fürsten, die in der Sache interessiert sind. Frankreich verstehe unter „héréditaires“ diejenigen Stände und Glieder des Reichs, welche von ihren Voreltern ererbte Besitzungen verloren. Des Ausdrucks habe man sich besonders bedient, um anzuzeigen, daß die geistlichen Besitzer, welche man bloß als Nutznießer ansieht, von den Entschädigungen sollen ausgeschlossen sein, dahingegen alle andern sollen zugelassen werden.

Diesen Abend ist es mir endlich gelungen, den Kaiserlichen Plenipotenziar Freiherrn von Hügel anzutreffen. Da ich niemand hatte, der mich mit ihm bekannt gemacht, so habe ich mich selbst bei ihm vorgestellt. Er fragte mich gleich, ob ich Aufträge hätte. Ich sagte, vorerst bäte ich um die Erlaubnis, nur als reisender Zuschauer aufzutreten und mir als Reichsimmediaten den Allerhöchsten kaiserlichen Schutz zu erbitten, da die Ritterschaft im Reich niemand habe als Kaiserliche Majestät oder deren Stellvertreter. Sollte sich aber der Fall ereignen, daß ich aufzutreten und meine Vollmachten vorzulegen mich gemüßigt sähe, so bäte ich mir im voraus die Erlaubnis aus, dieselben auch ihm vorzulegen und mir seine Unterstützung zu erbitten.

Diese Aeußerung schien ihm zu gefallen. Er antwortete mir in den verbindlichsten Ausdrücken. Zuletzt fragte ich ihn, da es stili hier ist, daß jeder angekommene Fremde durch eine Gesandtschaft aufgeführt werde, wen er für gut fände, den ich, um mich zu präsentieren, erbitten solle. Er sagte, er würde sich ein Vergnügen dazu machen, es selbst zu tun, wenn ihn nicht seine Qualität als Plenipotenziarius daran hindere. So glaube er, das beste wäre, wenn ich mich an den württembergischen Gesandten Freiherrn von Seckendorff wendete. Da dieser auch Ritterhauptmann sei, so glaube er, es würde ganz schicklich sein, wenn er mich als seinen Kollegen präsentiere. (Da Herr von Seckendorff abwesend ist und sein Votum meinem Freunde, dem Freiherrn von Günderrode, [2]) aufgetragen hat, so wird mich dieser, der auch Mitglied der Ritterschaft ist, bis morgen vorführen.)

Samstag, den 4. September. Diesen Morgen machte ich meine Visiten bei dem gesamten Corps diplomatique unter Anführung des Herrn von Günderrode, nämlich daß derselbe mir seine Visitenkarten nebst der Visitenliste in meinen Wagen mitgegeben und ich an jedem Haus eine derselben mit meinen Visitenkarten abgegeben.

Beim Vorfahren vor dem französischen Gesandtenhaus stieg ich ab und ging zu dem Citoyen Mathieu, der mir sogleich erzählte, daß in der gestrigen Abendgesellschaft bei Graf Colloredo [3]) Herr von Bühler gesagt habe, daß er einen Brief von der Erbprinzessin von Baden erhalten, welche ihm das Interesse der ortenauschen beteiligten Ritterglieder und die Unterstützung ihres Entschädigungsgesuchs mit aller Wärme anempfiehlt. Einige deutsche Diplomaten, die in dem Zirkel standen, wollten den Grundsatz aufstellen, daß nach dem Lüneviller Friedensschluß bloß die Erbprinzen Entschädigungen zu fordern berechtigt wären. Mathieu nahm das Wort und sagte, daß Frankreich berechtigt wäre, die Traktate, die es geschlossen, auch zu interpretieren ...

Samstag, den 5. September. In der Gesellschaft beim Kaiserlichen Plenipotenziar diesen

---

[1]) Jacques Mathieu, aus Straßburg, Souschef der deutschen Abteilung des auswärtigen Departements in Paris, war dem französischen Gesandten am Reichstag Laforest als „adjoint“ beigegeben worden.

[2]) Freiherr Philipp Maximilian von Günderrode war Komitialgesandter von Hessen-Kassel.

[3]) Komitialgesandter Kurböhmens.

Abend habe ich die Bekanntschaft der meisten hier anwesenden Gesandten gemacht oder erneuert. Der österreichische[1]) Gesandte von Fahnenberg hat mich als Landsmann (er ist aus Freiburg) ganz besonders freundschaftlich behandelt.

Die hiesige französische Legation ist in ihrem Aeußern völlig das Gegenteil der Rastatter.[2]) Alle sind gut und mit Eleganz gekleidet und haben schöne Wagen und Pferde. Laforest hat Livree, Braun und Gelb mit Silber, Mathieu Blau und Rot mit Silber. Man erkennt sie nun bloß an der Kokarde, die sie an den Hüten tragen, daß sie Franzosen sind. —

Es beginnen nun sehr lange und sehr langweilige Verhandlungen mit dem Kaiserlichen „Plenipotenziar" und mit den Gesandten von Frankreich und Rußland, die auf dem Reichstag das große Wort führen. Berstett schreibt sehr fleißig Noten, übergibt Promemorien und läßt genaue Zusammenstellungen der den Ortenauer Rittern zuzubilligenden Entschädigungen anfertigen. Seine anfänglichen Hoffnungen werden allmählich herabgestimmt. Der Ritterhauptmann von Gemmingen sagt ihm am 10. September geradezu, er glaube nicht, „daß wir einige Entschädigung erhalten werden".

Am 15. September „votiert" Sachsen dahin, daß „das ganze Entschädigungsgeschäft reichskonstitutionsmäßig solle verhandelt werden, ohne fremde Einmischung". Der Antrag war gut gemeint, hatte aber keinen praktischen Erfolg, wie die Fortsetzung des Tagebuchs zeigt:

Die französische Legation hat gestern eine starke Note übergeben, worin sie der kurböhmischen Erklärung vom 20. August widerspricht, die Räumung von Passau[3]) ziemlich imperativ fordert und zugleich erklärt, daß der Erste Konsul den Herrn Kurfürsten von Bayern, obschon er es nicht immer verdient habe, unter seinen Schutz nehme und ihm alle seine sowohl alten als neu zu erlangenden Possessionen garantiere. Der russische Minister soll eine ohngefähr ähnliche Note übergeben haben. Nun kocht es in allen Kesseln, und in alle Ecken sind Estafetten ausgeschickt worden ...

Wie auf dem Reichstag mit deutschen Landen und Untertanen umgegangen wurde, zeigt drastisch ein Eintrag vom 30. September:

Die Liste supplémentaire, woran Mathieu arbeitet, ist u. a. auch dazu bestimmt, um die dem Kurfürsten von Mainz versprochene Million Rente auszufinden. Dem Fürsten von Leiningen werden daher das Stift Komburg und zwei kleine Aemter von seinem Los wieder genommen. Ebenso muß der Fürst von Nassau-Usingen sich Lohr in Franken, die in der Gegend sich befindenden schönen Salinen und noch einige Herrschaften wieder nehmen lassen, um mit noch mehreren dem vorbesagten Kurfürsten und dem Herzog von Württemberg, welcher (unter russischer Protektion) behauptet, nicht genug erhalten zu haben, verteilt zu werden. Damit der Markgraf von Baden sogleich in den Besitz von Lahr treten könne, wird die Abtretung der Grafschaft Altenkirchen negoziiert, dagegen dem Fürsten von Usingen auferlegt, bei der Besitznahme von Altenkirchen den auf die Grafschaft Anspruch machenden

---

[1]) Oesterreich war auf dem Reichstag (wie auch auf dem Kongreß zu Rastatt) durch einen besonderen Gesandten vertreten, der von dem „Kaiserlichen Plenipotenziar" (Freiherrn von Hügel) mehr oder weniger unabhängig war.

[2]) D. h. der französischen Gesandten auf dem Kongreß zu Rastatt. Der in Paris inzwischen eingetretene politische Umschwung (statt des republikanischen Directoire der das Kaisertum anstrebende Napoleon) hatte bereits die äußere Erscheinung und das Auftreten der französischen Vertreter beeinflußt.

[3]) Seitens Oesterreichs.

Grafen von Wittgenstein sogleich 300000 Gulden bar und jedem der vier Grafen eine Leibrente von 3000 Gulden jährlich zu bezahlen ...

Dieses Feilschen um Länder und Ländchen erregt Berstetts Entrüstung, aber der Zeit entsprechend nur vom egoistischen Standpunkt. Seinem Tagebuch vertraut er den Stoßseufzer an: „Was wird zuletzt für die Ritterschaft noch übrigbleiben??"

Noch hofft er auf einen unserm heutigen Rechtsgefühl wenig gefälligen Ausweg, den man den französischen Gesandten „unterschoben" habe:

Die beibehaltenen Reichsstädte Frankfurt, Augsburg, vielleicht auch Nürnberg haben beträchtliche Stiftungen in ihren Ringmauern; entweder sollen diese zugunsten der Ritterschaft säkularisiert werden oder diese Städte erhalten gegen Erlag einiger Millionen in Geld das Recht, über diese Stiftungen zu disponieren; das Geld wäre der Ritterschaft als Entschädigung zuzustellen.

Aber auch dieser schöne Plan ist nicht ausführbar; denn „den drei Handelsseestädten Bremen, Lübeck und Hamburg und der schwäbischen Reichsstadt Augsburg sollen noch 600000 Gulden zu zahlen und außerdem eine jährliche Rente von 200000 Gulden auferlegt werden, um die Dotation des Kurfürsten-Erzkanzlers zu komplettieren". Traurig fügt Berstett hinzu: „Dadurch fällt das Projekt, das ich gehabt, uns auf diese Reichsstädte zu entschädigen. Brandenburg hat diesen Vorschlag gemacht."

Preußen („Brandenburg" sagt der Reichsritter reichsverfassungsmäßig-korrekt) hatte noch weniger als die andern Reichsglieder Lust, sich zugunsten Mediatisierter Lasten auflegen zu lassen. Es bestärkte durch seine Haltung den Widerstand der kleineren.

Der weitere Verlauf der Verhandlungen zeigt Herrn von Berstett immer deutlicher, daß die Reichsritterschaft im Grunde nur noch die Franzosen zu Schützern hat, während die Gesandten der Reichsfürsten allesamt nicht üble Lust verspüren, die ritterschaftlichen Gebiete als willkommene, zur Aufteilung geeignete Entschädigungsobjekte zu behandeln. Sie suchen daher zunächst zu verhindern, daß die Reichsritterschaft unter die Garantie des Reiches und der vermittelnden Mächte gestellt werde. Berstett klagt darüber im Tagebuch:

In der gestrigen Abendgesellschaft sagte mir Mathieu, daß es ihm gelungen, unser in der nächst zu übergebenden Note zu gedenken; unser Los aber würde gering sein, da so viele Kompetenten, von denen man nichts gewußt, sich noch gemeldet hätten; daß die Ritterschaft überhaupt eine solche Menge Feinde hier hätte, welche alle gemessene Instruktionen vorgewiesen, um auf den Sturz unsers corporis zu bringen; daß es nicht möglich war, in jetzigem Augenblick mehreres für uns zu tun. „En un mot, vous avez plus d'ennemis que vous ne croyez vous-même."

Zwischendurch hatte Berstett eine große Zahl von Reklamationen einzelner Ritter seines Bezirkes auf dem Reichstag zu vertreten. Er unterzog sich allen diesen Arbeiten mit großem Fleiß und mit jener Umständlichkeit, die nun einmal am Reichstag üblich war. Des Beispiels wegen sei die Beschwerde erwähnt, die der Oberst Freiherr von Böcklin „in seiner Eigenschaft als Kondominus von Kehl" gegen den Markgrafen von Baden vorgebracht wissen wollte. Berstett

übergab den Protest dem Gesandten von Kurmainz, Herrn von Albini. Da der Kurfürst von Mainz der „Archicancellarius per Germaniam“ war, so war sein „Direktorialgesandter“ die Instanz, bei der solche Gesuche angebracht werden mußten. Berstett begleitete die Uebersendung mit einem Schreiben, das die verwickelte Rechtslage des Reichsdorfes Kehl folgendermaßen schilderte:

„Euer Exzellenz erlauben, daß zu besserer Verständlichkeit der Inlage ich nachstehende Erläuterungen hier beifüge: Die Herrschaft Kehl, auf dessen Markung die während des letzten Krieges so berühmt gewordene, nun gänzlich zerstörte Festung Kehl gestanden, war bis auf gegenwärtige Zeiten ein immediates Dorf. Die Berufungen von dem gemeinherrschaftlichen Amt gingen direkt an die höchsten Reichsgerichte. Bloß an die ortenauische Rittertruhe bezahlte das Dorf eine jährliche Aversalsteuer. Die Herrschaft davon war geteilt. Die Hälfte besaß die Stiftung des Frauenhauses in Straßburg; eine Quart der reklamierende Freiherr von Böcklin, ein ortenauisches Mitglied. Die letzte Quart war unter die fürstlichen Häuser von Baden und Nassau-Usingen geteilt, so daß jeder dieser Fürsten ein Achtel besaß. Während des soeben genannten Krieges bis auf den jetzigen Augenblick haben die Kondomini, nämlich die zwei vorgenannten fürstlichen Häuser und der Freiherr von Böcklin, die dem Frauenhause in Straßburg zufallende herrschaftliche Revenue sequestriert und jedesmal pro rata unter sich geteilt. Nun aber haben des Herrn Markgrafen von Baden hochfürstliche Durchlaucht in Gefolg der zu Ende des Paragraphen 5 des letzten Plan général Ihnen gemachten Konzession allein Besitz von dem dem Frauenhause in Straßburg gehörigen Anteil dieser Herrschaft Kehl genommen. Darüber beklagt sich Herr von Böcklin. Ob nun diese Klage dazu geeignet ist, um einer hohen Reichsdeputation mit Nutzen und Erfolg vorgelegt werden zu können, darüber bitte mir ganz gehorsamst Weisung aus, der ich ehrfurchtsvoll bin u. s. w.

Regensburg, den 18. November 1802. (gez.) Berstett.“

Albini gab das Schriftstück wieder zurück; die Sache könne der Deputation nicht mehr vorgelegt werden, da Kehl dem Markgrafen von Baden bereits zugesichert sei.

Ein ähnlicher Zwischenfall mit Württemberg verlief ebenfalls zuungunsten der Ritterschaft. Tagebuch vom 21. November 1802:

Württemberg fängt schon an, die Maske abzuziehen. Es hat sich in dem letzten Plan général das Kloster Margretenhausen unter dem Vorwand zuschreiben lassen, als läge es im Württembergischen, während es im Gegenteil in dem zum Kanton Neckar gehörigen Gebiet Laulingen liegt, welches dem Grafen von Stauffenberg gehört und ganz unter ritterschaftlicher Jurisdiktion und Besteuerung steht. Württemberg hat dieses Kloster militärisch besetzt. Herr von Gemmingen hat ein Promemoria dagegen an die Deputation übergeben. Die Resolution darauf wird uns viel Licht über unser zu erwarten habendes künftiges Schicksal geben.

Man „resolvierte“ indessen nichts weiter in der Deputation, als daß die „Reichsgerichte denen Dritten offen ständen, deren Rechte der Herzog von Württemberg gegen alles Verhoffen sollte gekränkt haben“. Aber, klagt Berstett, „bei der bekannten Ohnmacht der höchsten Reichsgerichte, wo niemand stark genug noch willig sein wird, deren gesprochene Urteile gegen die potentiores zu exequieren, ist das corpus[1]) unwiederbringlich verloren“.

Es war eben für die Kleinen jener Zeit recht schwer, gegen die Mächtigeren

[1]) D. h. die reichsunmittelbare Ritterschaft.

Recht zu bekommen, zumal wenn diese des Schutzes von Napoleon sich zu erfreuen hatten! —

Inzwischen hatte Gemmingen einen Weg eingeschlagen, der mehr Erfolg versprach als alle Verhandlungen in Regensburg. Er schickte „den jungen Dr. Klotz“ mit dem „benötigten Gelde“ nach Paris zu Talleyrand. Dieser nahm die „Retribution“ — auf gut deutsch: Bestechungsgelder — gerne an und versprach dafür die Protektion Frankreichs in der Richtung, daß in dem Reichsdeputationshauptschluß ein Artikel über Erhaltung der Ritterschaft in ihrer „Immediatät“ und Entschädigung für ihre Verluste auf dem linken Rheinufer aufgenommen werde.

Als ein Erfolg der Bestechung nicht sichtbar wurde, machte man weitere 150000 Gulden flüssig. Dem Unterhändler in Paris wurde aber die Weisung erteilt, davon nichts aus der Hand zu geben, bis die „Zusage unsrer Begehren“ erfolgt sei.

Noch vorsichtiger war man mit den französischen Gesandten in Regensburg. Damit sie den Rittern günstig blieben, beschlossen Gemmingen und Berstett, jenen Herren „eine Remuneration von 1000 Karolin [1]) anzubieten“.

Vor der Auszahlung stiegen bei Gemmingen Bedenken auf, ob man es wagen könne, den Franzosen die Bons auf obige Summe ohne weiteres zuzusenden; ob nicht zu fürchten sei, die Gesandten „möchten die Bons an unsre Gegner vorweisen und dabei sagen, wir hätten korrompieren wollen“. Berstett fragt über diesen heikeln Punkt seinen Rechtskonsulenten Gasser, der lakonisch antwortet: „Ich halte dafür, daß der Herr Ritterhauptmann von Gemmingen die Franzosen und die Art, wie man mit ihnen traktiert, nicht kenne, wie wir andern während dem Krieg sie kennen zu lernen so viele Gelegenheit gehabt.“

Darüber ging das Jahr 1802 zu Ende. Die Verhandlungen werden immer lebhafter, unruhiger. Besonders die hinter den Kulissen. Eintrag vom 6. Januar 1803:

Gestern nachmittag ist endlich der Kurier von Paris an Laforest gekommen. Nun ist alles wieder in Bewegung. Die gestrige Gesellschaft bei Laforest war eine immerwährende Konferenz. Ich sollte eine Partie mit den Gräfinnen von Colloredo und von der Leyen und mit Laforest machen. Alle Partien waren schon lange angefangen und noch immer konnte Laforest nicht abkommen. Ein Gesandter um den andern bis auf den Kurfürsten [2]) hielten ihn fest, so daß er mich zuletzt bat, die Partie statt seiner zu rangieren. Wie ich um 11 Uhr wegging, stand Laforest noch mit Graf von Görtz in einer Ecke, und Normann stand in der Nähe, um auch sein Wort noch anbringen zu können.

Das Schicksal der innerhalb der neubayrischen Gebiete liegenden reichsunmittelbaren Ritter kommt zuerst zur Entscheidung. Im Vertrauen auf Napoleons Gunst erklärt Bayern deren Gebiete für Teile des ihm zugesprochenen Landes. Tröstend sagt der französische Gesandte zu Berstett:

Die französische Legation bekenne, den Befehl zu haben, sich in allem gefällig gegen

[1]) Ueber 20000 Mark.

[2]) Kurfürst von Mainz, der am 29. Dezember in Regensburg eingetroffen war.

Bayern zu zeigen. So würde dieselbe in der nächst zu übergebenden Note vorschlagen, daß die in dem alt- und neubayrischen Gebiet eingeschlossenen ritterschaftlichen Besitzungen der Souveränität des Kurfürsten unterworfen würden. Wir sollten uns aber dadurch nicht abschrecken lassen, sondern uns aus allen Kräften verteidigen und suchen, uns, soviel möglich, Freunde zu erwerben. Die Legation wird es selbst gern sehen, wenn der Vorschlag nicht durchgeht; sie könne sich alsdann sowohl gegen ihr Gouvernement als auch gegen Bayern rechtfertigen, daß sie das Ihrige getan, daß das Reich aber nicht in den Sturz der Ritterschaft habe willigen wollen.

Die Doppelzüngigkeit des Franzosen hatte wohl nur den Zweck, sich der Reichsritterschaft gegenüber zu rechtfertigen. Daß die Gesandten trotz der ansehnlichen Bestechungsgelder keine Schritte mehr zugunsten der Ritter unternehmen wollten, beruhte auf Befehlen aus Paris.

Das Tagebuch schließt mit folgenden Einträgen:

Dienstag, den 1. März (1803). Da nun meine Gegenwart allhier weiter nichts mehr nutzen kann, so habe ich mich entschlossen, morgen wieder von hier abzureisen, um so mehr, da die Deputationsglieder auch meistens auseinandergehen ... Unter andern Abschiedsvisiten machte ich auch einen bei der französischen Legation. Laforest empfing mich ganz besonders freundschaftlich und hielt mich bei fünf Viertelstunden auf. Er suchte mich zu überzeugen, daß er es gut mit der Ritterschaft meine. Ich gestand ihm ein, daß ich selbst unser Korpus für verloren ansähe, suchte aber zugleich ihm begreiflich zu machen, daß, wenn man uns vor dem Ruin bewahren wolle, kein ander billiges Mittel vorhanden wäre, als im jetzigen Augenblick unsre politische Existenz zu sanktionieren. Dadurch allein würden wir in den Stand gesetzt, mit den mächtigeren Fürsten uns in Unterhandlungen einzulassen. Dies allein würde die uns hassenden Fürsten zahm und gefügig machen. Ich wollte heute von hier abreisen. Statt mir Postpferde zu schicken, ließ mir aber der Posthalter sagen, daß er Stafetten von allen Routen erhalte, welche ihm ankündigen, daß das Wasser überall ausgetreten und man nirgends durchkommen könne. Ich muß also meine Chaise wieder abpacken lassen und warten, bis das Wasser verlaufen sein wird ...

Donnerstag, den 3. März. Da mir der Postmeister sagen lassen, daß man jetzo durchfahren kann, indem bei Abach der Weg um den Berg herum gemacht ist, daß man dem Wasser abfahren kann, so habe ich die Postpferde wieder bestellt und werde diesen Morgen abfahren.

*

Auf Grund eines „Gutachtens des Reichstags" vom 24. März 1803 erhielten die Ergebnisse der Verhandlungen der „außerordentlichen Reichsdeputation", die man gewöhnlich mit dem umständlichen Namen „Reichsdeputationshauptschluß" bezeichnet, am 28. April desselben Jahres die kaiserliche Ratifikation („die gesetzliche Vollendung") und wurden mit der Kraft eines Reichsgesetzes veröffentlicht. Die Bemühungen Verstetts und der andern ritterschaftlichen Abgeordneten waren in der Hauptsache erfolglos geblieben; denn es konnte die Anerkennung einer Reichsentschädigungspflicht für die linksrheinisch verloren gegangenen ritterschaftlichen Besitzungen nicht erreicht werden. Immerhin hatte man den Trost, daß die Reichsritterschaft nicht schon bei dieser Gelegenheit der grundsätzlichen Einverleibung in die Nachbarstaaten verfiel. Im § 28 des Deputationshauptschlusses wurde sogar ausgesprochen, daß „die Entschädigungen, welche etwa einzelnen Mitgliedern der Reichsritterschaft gebühren dürften, ...

in immerwährenden Renten auf jene Einkünfte angewiesen“ werden sollen, welche „zu einer weiteren Bestimmung übrigbleiben dürften“. Natürlich blieb nichts „übrig“ und die Bestimmung ein toter Buchstabe.

Drei Jahre später, bei Gründung des Rheinbundes, ward das Schicksal der Reichsritterschaft endgültig besiegelt. Die Ritter verloren ihre Selbständigkeit und wurden den nächstgelegenen Territorien einverleibt. Die Ortenauer Ritterschaft kam zum bisherigen Kurfürstentum, nunmehrigen Großherzogtum Baden.

Berstett hat sich später mit den neuen Verhältnissen ausgesöhnt. Er ließ seinen Sohn, der als Offizier in österreichischen Diensten gestanden hatte, in den badischen Hofdienst eintreten. Er selbst behielt in Offenburg seinen Wohnsitz. Die badische Regierung beließ ihn im Wohnungsrecht im alten Ritterhause bis zu seinem Tode (1813). Dem Sohne des Reichsritters, der von 1816 bis 1831 badischer Minister war, ist die Erhaltung des Großherzogtums in seiner Einheit und die Anerkennung der Erbfolge der jüngeren Linie des Hauses Zähringen seitens der Großmächte vornehmlich zu danken.

Süden kontra Norden

Von

Dr. Jean Herbette (Paris)

Jetzt, da wieder Ordnung herrscht, jetzt, da sich der Knall des Gewehrfeuers und der Rauch der Feuersbrünste verzogen hat, muß man sich unumwunden sagen, daß das Drama, das sich im Süden Frankreichs abgespielt hat, ohne eine Lösung des Knotens zu bringen, eine dauernde Ursache zur Besorgnis fortbestehen läßt. Es hat sich in jenen Ereignissen der jüngsten Zeit ein schroffer Antagonismus zwischen dem weinbauenden Süden und dem rübenbauenden und destillierenden Norden nicht herausgebildet, sondern geoffenbart; es liegt da eine Gefahr vor, der ganz Frankreich nicht zuviel Aufmerksamkeit zuwenden kann in einer Zeit, in der die Interessenkonflikte, die internationale Kämpfe hervorrufen, auch Bürgerzwiste erregen können.

Große Bewegungen wie die des Südens brauchen ein Feldgeschrei, eine einfache Formel — die übrigens eben durch ihre Einfachheit dazu verurteilt wird, ungenau zu sein. Im gegenwärtigen Falle lautete das Feldgeschrei: „Nieder mit der Fälschung!“ Dann hieß es, da der Zucker das Werkzeug der Fälschung war: „Nieder mit dem Zucker!“ Und da schließlich der Norden der Produzent des Zuckers war, zeigte der Süden dem Norden die Faust. Alle Komitees, alle Kongresse haben um die Wette gegen „die Zuckerrübe, die den Weinbau tötet,“ protestiert, und die „föderierten“ Departements hegen einen heftigen Groll gegen die Zuckerdepartements.

Prüfen wir die Frage mit kühlem Blut, wie es Leuten geziemt, die keine Rüben bauen und die nur Wasser trinken.

Man kann bei der Weinbereitung den Zucker auf zwei Arten verwenden. In dem einen Fall erhöht das Zuckern oder die Chaptalisation bei einem Naturwein den Alkoholgehalt; die zweite Methode der Verwendung des Zuckers besteht in der Fabrikation des Weines aus Trestern, Wasser und Zucker. Die Chaptalisation ist durch das Gesetz in gewissen Grenzen erlaubt; die Herstellung von Kunstwein ist verboten, ausgenommen für den Hauskonsum, für den es schwer sein würde, ihr ein Hindernis in den Weg zu stellen. Um richtige Schlüsse zu ziehen, muß man jede dieser beiden Formen des Zuckerns für sich betrachten.

Gegen die Chaptalisation ist die Hauptbeschwerde der Südfranzosen die: „Die Weinbauer des Ostens und des Westens erhöhen künstlich den Alkoholgehalt ihrer Weine und machen den Produkten der sonnigeren Gegenden Konkurrenz.“ Befassen wir uns nicht damit, zu untersuchen, ob diese Konkurrenz vom juristischen Standpunkt aus berechtigt ist, und sehen wir bloß zu, ob die Behauptung tatsächlich begründet ist.

Seit dem Gesetz vom 4. Juli 1907, das die Steuer auf den zur Chaptalisation bestimmten Zucker erhöht hat, kostet es ungefähr 1 Franken 55 Centimes, den Alkoholgehalt eines Hektoliters Wein um einen Grad zu erhöhen. Nun gelingt es dem Süden in diesem Jahre nicht, den Hektoliter zu mehr als 1 Frank für den Grad zu verkaufen; das große Ziel seines Strebens wäre, es auf 1 Franken 50 Centimes zu bringen. Wie sollte er Rivalen fürchten, die nicht zu diesem Preise produzieren können?

„Aber,“ wenden die Südfranzosen ein, „Angers oder Bar-le-Duc sind näher bei Paris als Cette; was ihr an den Herstellungskosten verliert, und noch mehr als das gewinnt ihr am Transport.“ Betrachten wir die Ziffern: 1 Hektoliter Wein aus Anjou, der durch Chaptalisation um 1,5 Grad erhöht worden ist und bis nach Paris gebracht wird, wird mit einer Ausgabe von 4 Franken 15 Centimes belastet,[1]) 1 Hektoliter Wein aus dem Hérault, der von Cette nach Bercy gebracht wird, mit einer Fracht von 2 Franken 73 Centimes. Wo ist da der Vorteil für den Produzenten aus Anjou?

„Das würde richtig sein,“ werden die Leute aus dem Süden sagen, die sich in den Fälschungen auskennen, „wenn alles ehrlich zuginge; aber kann man nicht heimlich chaptalisieren, ohne die Zusatzsteuer zu bezahlen, und selbst den chaptalisierten Wein taufen?“ — Nichts kann wahrer sein; aber man muß dafür bedenken, daß diese Weine, gegen deren Konkurrenz das Languedoc Front macht, den seinigen nicht ähnlich sind und an andre Kunden gehen. Oft ist der Preisunterschied ein derartiger, daß eine Verdrängung des einen Weins durch den andern nicht möglich ist: wenn die kleinen Weine der Umgegend von Nantes, wie im letzten Jahre, für 25 bis 30 Franken pro Hektoliter verkauft

[1]) Eisenbahntransport + Zucker zur Chaptalisation.

werden, so ist es schwer anzunehmen, daß sie die Arbeiterfamilien abhalten, die Weine des Südens zu kaufen, die in derselben Zeit für 10 Franken keinen Abnehmer fanden.

Im übrigen ist die Chaptalisation, wenn sie schon den Süden nicht in Gefahr bringt, weit davon entfernt, für die Fabrikanten des Nordens eine Erwerbsquelle ersten Ranges zu sein, denn es werden dafür jedes Jahr nicht mehr als 40000 Tonnen Zucker verbraucht. Man kann daher bestimmt sagen: wenn der Süden wegen der Chaptalisation sich als Gegner des Nordens erklärt, so ist das darauf zurückzuführen, daß er sich nicht genaue Rechenschaft von dem geringen Interesse gibt, das die Frage sowohl für ihn selbst wie für seinen Nebenbuhler bietet.

Es war nicht immer so, was den Kunstwein betrifft, und der Süden leidet in dieser Hinsicht noch immer unter dem fatalen Geschenk, das der Norden ihm gemacht hat, nicht ohne dazu gedrängt worden zu sein. Doch muß man, um die Lage richtig zu verstehen, einige Jahre zurückgehen.

Die Ernte des Jahres 1902 war schwach gewesen; die von 1903 brachte ein Defizit. Infolgedessen stieg schon im Herbst der Preis des Weines, und die Weingutbesitzer leerten ihre Keller rasch bei einem Preise von 25 bis 30 Franken, wenn nicht noch mehr, für den Hektoliter. Doch durch ein bedauerliches Zusammentreffen wurde, während der Wein teuer wurde, der Zucker billig, und dank der Herabsetzung der Steuer kosteten 17 Kilogramm Zucker — genug, um einen Hektoliter Kunstwein zu 10 Grad herzustellen — nicht mehr als etwa 9 Franken. Die Fälschung sah sich also ermutigt durch einen Gewinn, der 100 Prozent überstieg.

Trotz ihrer angeborenen Ehrlichkeit erlagen die Weinbauer des Südens der Versuchung, und zwar in so großer Zahl, daß ein Ueberschuß von 12 bis 15 Millionen Hektolitern erzeugt wurde. Die Preise gingen, wie es natürlich ist, bis zu dem Herstellungspreis des Kunstweins und selbst noch weiter herunter; die Engroshändler wurden außer Gefecht gesetzt oder für lange Zeit geschwächt, und die Weinbauern haben, weit entfernt von dieser „Aufhebung des Zwischenhandels" zu profitieren, noch immer die schlimmen Folgen der Katastrophe zu tragen, die sie verursacht haben.

So ist es denn zwar nicht gerecht, aber erklärlich, daß der Süden auf die einzigen Leute, die von dieser verhängnisvollen Kampagne Vorteil gezogen haben, d. h. die Zuckerproduzenten, einen Groll bekommen hat: denn er hatte von ihnen, um seinen Pseudowein herzustellen, ungefähr 200000 Tonnen Zucker, den fünften Teil der Jahresproduktion Frankreichs in jener Zeit, gekauft, und indem er den Weinmarkt ruinierte, hatte er den Zuckermarkt bereichert.

Seitdem hat diese Fälschung im Languedoc aufgehört aus dem entscheidenden Grunde, daß sie bei den gegenwärtigen Weinpreisen nicht mehr lukrativ ist; aber die Furcht, daß sie von neuem beginnen könnte, wenn die Preise wieder in die Höhe gehen, und der Gedanke, daß sie im übrigen Frankreich stets beliebt ist, beunruhigen die Südfranzosen noch immer.

*

Leider gibt es neben dem Streit um den Zucker noch den viel berechtigteren Streit um den Alkohol.

Bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts hat die Destillation in Frankreich eine beträchtliche Menge Wein verbraucht: von 1840 bis 1850 betrug die jährliche Produktion an Kognak 850000 Hektoliter, während aus Korn oder Melasse nur 76000 Hektoliter Alkohol gewonnen wurden. Die enorme Entwicklung, welche die Brennereiindustrie, besonders im Norden Frankreichs, genommen, hat diese Verhältnisse außerordentlich geändert, da die jährliche Fabrikation sich in den Jahren 1900 bis 1906 auf etwa 2 Millionen Hektoliter Alkohol für gewerbliche Zwecke gehalten und im Durchschnitt 160000 Hektoliter Kognak (Fälschungen nicht mit eingerechnet) nicht überschritten hat. Müßte man, um die Fälschungen mitzurechnen, diese Ziffer um die Hälfte höher ansetzen, so würden immer erst 3600000 Hektoliter destillierter Wein herauskommen, während im Jahre 1840 und in den beiden folgenden Jahren 10 bis 11 Millionen Hektoliter destilliert wurden.

Ohne Zweifel ist das Languedoc weit davon entfernt, seine besten Weine für Brennzwecke zu verwenden; die Krisis der Destillation hat vor allem die mittelmäßigen oder verdorbenen Weine beeinflußt, die früher regelmäßig destilliert wurden. Doch durch eine unerwartete, wiewohl sehr erklärliche Rückwirkung haben die geringen Preise der schlechten Weine den Verkauf der guten gehindert. Es hat sich ein ganzer ziemlich skrupelloser Handel gebildet, der mit Vorliebe die verdorbenen Weine kaufte und sie durch eine chemische Behandlung wieder „aufstutzte", um sie zu Preisen zu verschleißen, die ihm noch einen Nutzen ließen und deren Konkurrenz die anständigen Händler nicht aushalten konnten.

Es ist zu einleuchtend, daß bei einer derartigen Lage das Verbot oder die Ueberwachung gewisser chemischer Produkte nur ein klägliches Palliativmittel bilden würde. Kann man daran denken, wie es manche naive Leute haben möchten, der Weinsäure, dem Glyzerin oder dem meistverwendeten Stoff der ganzen Chemie, der Schwefelsäure, „nachzugehen"? Ebensogut könnte man dem Wasser „nachgehen", um das Wässern des Weines zu verhindern.

Nein, das wahre Heilmittel bestände darin, daß die fehlerhaften Weine in die Destillerie geschickt würden, in der sie früher Verwendung fanden; und hier bricht der beinahe unschlichtbare Konflikt zwischen dem Süden und dem Norden aus.

Nehmen wir an, daß Prämien auf die Destillation der Weine eingeführt wären; nehmen wir an, daß man zum Beispiel für jeden zur Destillation bestimmten Hektoliter Wein zu 8 Grad 4 Franken biete. Was würde geschehen?

Es würde dahin kommen, daß die Destillateure des Südens weiter wie zuvor den Weinbauern 2 bis 3 Franken pro Hektoliter Wein bieten würden; denn wenn sie mehr bezahlen würden, so würden sie ihren Alkohol mit Verlust verkaufen. Die Weinbauern würden also, je nach dem Grade des Weins, 6 bis 9 Franken für den Hektoliter einnehmen.

Zu diesem Preise werden die Besitzer von bewässerbaren Flächen, die oft 150 bis 200 Hektoliter auf den Hektar ernten, Geld verdienen; die unglücklichen

Besitzer der Hügelgelände dagegen, die es mit Mühe auf 50 Hektoliter bringen, würden nicht auf ihre Kosten kommen. Ergebnis: Dank den Prämien wird die Rebenkultur auf aufgeschwemmtem Land, wo der Wein überreich gedeiht, aber mittelmäßig bleibt, entwickelt werden, man wird lediglich auf die Quantität sehen, und die Ueberproduktion wird noch verschlimmert werden, ohne daß die Preise sich heben.

*

Man darf also, obwohl das schiedsgerichtliche Verfahren Mode ist, nicht in einer Aussöhnung zwischen den beiden rivalisierenden Gegenden eine Linderung für die Leiden des Südens suchen. Die zwei Punkte, über die man sich einigen müßte, entziehen sich tatsächlich der Diskussion: die Zuckerfrage, weil sie ein Gefühlsstreit oder vielmehr ein auf dem Gefühl des Grolls beruhender Streit ist, statt ein Interessenstreit zu sein, und die Alkoholfrage, weil sie unlösbar ist.

Uebrigens ist im vergangenen März eine Verständigung zum Gegenstand von Verhandlungen gemacht und sogar mit einem gewissen Aufsehen gefeiert worden, aber die Kommentare, die sie auf der einen wie auf der andern Seite hervorgerufen hat, lassen über ihr Schicksal keinen Zweifel bestehen.

Würde außerdem die Verständigung, wenn sie möglich wäre, nicht vor allem zum Schaden des gesunden Menschenverstandes und der Wahrheit abgeschlossen werden? Ist es die Schuld des Nordens, wenn man die Zuckerbildung und die Vergärung der Stärke und der Rückstände vervollkommnet hat? Ist es die Schuld des Nordens, wenn Algerien, Tunesien, die Krim, die Argentinische Republik und so und so viele andre Länder sich auf den Weinbau verlegt haben? Ist es eine Augenblickserscheinung, die den Zucker und den Alkohol billig gemacht und die Transportkosten vermindert hat, die alle Kulturmethoden verbessert hat, die mit einem Worte für den Süden zugleich die Erweiterung seiner — natürlichen oder nicht natürlichen — Produktion und die Einschränkung seiner Absatzmöglichkeiten herbeigeführt hat? Welche lokale Uebereinkunft könnte den Sieg über diese so allgemeinen Phänomene davontragen? Man verständigt sich nicht mit wirtschaftlichen Notwendigkeiten, man bequemt sich ihnen an.

Ohne Zweifel wird man an der Hand von Ziffern beweisen, wie es der Senator Gauthier unternommen, wie es in seinem Bericht der Abgeordnete Cazeaux-Cazalet unternommen hat, daß es keine Ueberproduktion gebe. Das wird leicht gelingen: es genügt, als Ernteschätzungen die von den Weinbergbesitzern den statistischen Kommissionen bereitwillig angegebenen Ziffern anzuführen, Ziffern, die herabzusetzen im Interesse jedes Weinbauern liegt, um die Preise zu heben, und die allein für das Departement Hérault in sechs Jahren zwölf Millionen Hektoliter weniger angaben, als der Weinbau produziert hatte. Uebersteigen diese bescheidenen Schätzungen noch die Bedürfnisse? Man setzt den nicht besteuerten Konsum, dessen Betrag unbekannt ist, um einige Millionen Hektoliter höher an. Und nachdem man nachgewiesen hat, daß der Wein des

Südens der Nachfrage nicht genügt und daß die Ueberproduktion eine Fabel ist, braucht man nur noch den Norden, den Osten und Westen irgendeiner Hexerei zu beschuldigen und eine kleine chinesische Mauer aufzuführen, um sich dagegen zu schützen.

Aber die gefälligsten Ziffern, die pathetischsten Beschwörungen hindern nicht, daß es, wenigstens stellenweise, eine Ueberproduktion gibt. Was bedeutet eine leichte Verminderung auf der Gesamtfläche der Weinberge, wenn das Erträgnis im Bas-Languedoc maßlos angewachsen ist, wenn mittelmäßige Weine von Aramon in Masse produziert werden, die nicht genug Liebhaber finden? Was bedeuten schließlich alle Erwägungen, wenn man in den Ebenen des Aude und des Vidourle, in der Camargue und anderwärts riesige Ernten erzielt, die den Markt erdrücken, weil man sie zu niedrigem Preise verkaufen kann, ohne daß man deswegen keinen Nutzen mehr daran erzielt? Die Fässer des Südens können noch lange mit den Destillierapparaten des Nordens verhandeln, ohne daß diese bedauerliche Lage Aussicht hat, besser zu werden.

Die Zeitung von Argelliers, der „Tocsin", hat folgenden lapidaren Satz zu ihrer Devise gemacht: „Das Wohl des Weinbaues wird das Werk der Weinbauern selbst sein." Eine vollkommen richtige Theorie, obwohl ihre Urheber, einzig darauf bedacht, das Eingreifen der öffentlichen Gewalten zu fordern, ihr den Anschein eines ironischen Scherzes geben. Ja, es ist an den Weinbauern selbst, in die wirtschaftliche Ordnung zurückzukehren, außerhalb welcher es nur provisorische Auskunftsmittel und definitiven Ruin gibt. Und da sie unglücklich sind und ganz Frankreich ihnen zu helfen sucht, muß es ihnen dazu, aber dazu ganz allein verhelfen.

Berichte aus allen Wissenschaften

Aeronautik

Die französische Kriegsluftflotte

Bis jetzt verfügt nur ein Staat über Kriegsluftschiffe, und dies ist Frankreich. Gegenwärtig besteht die französische Kriegsluftflotte aus den beiden Motorballons „Lebaudy" und „Patrie". Zwei weitere Motorluftschiffe sind bereits bei den Erbauern der ersten Motorluftschiffe, nämlich den Zuckerfabrikanten Gebrüder Lebaudy in Paris, von der französischen Heeresverwaltung in Auftrag gegeben. Sie heißen „République" und „Démocratie". Flugmaschinen. die schwerer als die Luft sind, besitzt die französische Regierung noch nicht. Die vorhandenen und im Bau begriffenen Motorluftschiffe werden von einer einzigen großen Gashülle getragen, die eine zigarrenförmige oder besser zylinderförmige Gestalt hat. Die Form der Kugel läßt sich bei den Motorballons nicht aufrechterhalten. Die ersten beiden französischen Kriegsluftschiffe, die der Ingenieur Julliot, Direktor der Zuckerraffinirie der Gebrüder Lebaudy, konstruiert hat, haben sich als vollkommen lenkbar erwiesen. Jedes der später zu bauenden Schiffe wird etwas größer und noch vollkommener

ausgebaut. Die Erfahrungen der vorhergehenden Kriegsluftschiffe werden zur Vervollkommnung der nächstfolgenden benutzt.

Außer Frankreich und Deutschland ist kein andrer Staat mit der Herstellung einer Kriegsluftflotte beschäftigt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß man in Aldershot in England Versuche macht, ein lenkbares Motorluftschiff zu konstruieren. Diese Versuche stehen aber noch im allerersten Stadium. Selbst die technisch so fortgeschrittenen Vereinigten Staaten von Amerika verfügen noch nicht über ein Kriegsluftschiff. Es gibt in Amerika wie in England auch im Privatbesitz gegenwärtig noch nicht ein einziges Motorluftschiff. Nur in Italien besitzt der Graf Almerio da Schio ein kleines Motorluftschiff von 1208 Kubikmeter Gasinhalt, einer Länge von 38 Metern und einem Durchmesser von 8 Metern. Mit diesem Motorluftschiff hat der italienische Graf in den Jahren 1905 und 1906 mehrere erfolgreiche Aufstiege gemacht, welche die vollkommene Lenkbarkeit des Motorballons erwiesen haben. Für kriegerische Zwecke reicht aber der Aktionsradius dieses kleinen Motorluftschiffes nicht aus.

Frankreich hat also vor allen übrigen Staaten einen gewaltigen Vorsprung auf dem Gebiet der militärischen Aeronautik voraus. Haben wir Deutschen uns einen Vorwurf daraus zu machen, daß wir im Bau von brauchbaren Kriegsluftschiffen hinter Frankreich so wesentlich zurückgeblieben sind? Wenn wir diese Frage gerecht beurteilen wollen, so müssen wir uns die Entstehungsgeschichte der französischen Kriegsluftflotte vergegenwärtigen. Besonders wichtig ist die Feststellung, ob die französische Kriegsluftflotte durch den Willen und die Initiative der französischen Heeresverwaltung entstanden ist oder ob die Initiative von privater Seite ausgegangen ist.

Der Grundstein zu der französischen Kriegsluftflotte ist bereits im Jahre 1905 durch die Erwerbung des „Lebaudy“ gelegt worden. Dieser, auch „Le Jaune“, nach dem gelben in Hannover gefertigten Baumwollstoff genannte Motorballon ist von dem Ingenieur Julliot, dem Direktor der Zuckerraffinerie der Gebrüder Lebaudy, in den Jahren 1899 bis 1902 angefertigt worden. Auf die Idee, ein Motorluftschiff zu konstruieren, kam Julliot, der noch nie eine Luftballonfahrt gemacht hatte, im Jahre 1896 bei einem Spaziergang in den Wäldern zu Fontainebleau. Am Ende des Jahres 1896 hatte der genau rechnende Ingenieur den ersten vollkommenen Plan eines Motorluftschiffs entworfen. Erleichtert wurde ihm die Aufgabe durch die Pläne und Zeichnungen insonderheit des Motorluftschiffes des französischen Kapitäns Renard, das in den Jahren 1884 und 1885 durch eine Reihe von Fahrten seine Lenkbarkeit bewiesen hatte. Ermöglicht wurde ihm die kostspielige Herstellung nur durch die Freigebigkeit der beiden Herren Lebaudy, die das Luftschiff auf ihre Kosten herstellen ließen. Am 13. November 1902 erfolgte der erste Aufstieg des Motorluftschiffes „Lebaudy“. In den Jahren 1902 bis 1904 machte der „Lebaudy“ nicht weniger als 63 Aufstiege. Am 24. Oktober 1905 stieg der damalige Kriegsminister Frankreichs Berteaux in Toul in dem „Lebaudy“ auf. Nach Beendigung der Fahrt versicherte der Kriegsminister, daß man an Bord des Motorluftschiffes ein unglaubliches Gefühl der Sicherheit habe. Am Ende des Jahres 1905 wurde dieses Motorluftschiff durch ein Schreiben der Gebrüder Lebaudy an den Kriegsminister der französischen Heeresverwaltung zum Gebrauche übergeben.

Im Februar 1906 beauftragte der Kriegsminister die Gebrüder Lebaudy mit der Herstellung eines neuen Motorluftschiffes. Der mechanische Teil dieses auf den Namen „Patrie“ getauften Motorluftschiffes ist in einem Gebäude der Zuckerraffinerie der Gebrüder Lebaudy in Paris unter der Aufsicht des Ingenieurs Julliot hergestellt worden. Am 15. November 1906 hat die „Patrie“ ihre erste Fahrt unternommen. Sie umfaßte 3150 Kubikmeter Gas und war etwas größer als der „Lebaudy“. Die „Patrie“ besitzt einen Motor von 70 Pferdekräften, während der „Lebaudy“ nur einen Motor von 40 Pferdekräften hat. Das Gewicht des Motors der „Patrie“ beträgt aber nur rund 300 Kilogramm wie bei dem „Lebaudy“. Das Material der „Patrie“ ist auch besser und von leichterem Gewicht als das des „Lebaudy“.

In zehn Stunden kann die „Patrie" 450 Kilometer zurücklegen, während der „Lebaudy" mit Sicherheit in fünf Stunden als Höchstleistung eine Fahrt von 200 Kilometern machen kann. Die „Patrie" kann also 225 Kilometer hin und zurück fahren, ohne aufs neue Benzin zu nehmen. Während der Aktionsradius der „Patrie" also 225 Kilometer beträgt, erstreckt sich der Aktionsradius des „Lebaudy" nur auf 100 Kilometer. Durch geringe Verbesserungen hat man also bei dem Bau der „Patrie" eine Verdoppelung des Aktionsradius erreicht.

Man nimmt in Frankreich an, daß die „Patrie" auch gegen einen Wind von mehr als 13 Metern in der Sekunde anfahren kann. Ob zu einer solchen Leistung ein Motorluftschiff mit nur einem Motor in der Lage ist, muß bezweifelt werden. Bisher hat die größte Eigenbewegung nur das mit zwei Motoren von je 85 Pferdekräften ausgestattete starre Riesenluftschiff des Grafen Zeppelin aufzuweisen gehabt. Bei seiner Fahrt am 10. Oktober 1906 in einer Länge von 110 Kilometern über den Bodensee hat Graf Zeppelin streckenweise eine Eigenbewegung von 15 Metern in der Sekunde oder 54 Kilometern in der Stunde erwiesen. Auch der bayrische Major von Parseval denkt daran, sein unstarres Motorluftschiff zu vergrößern und mit zwei Motoren auszustatten.

Der französische Kapitän L. Sazerac de Forge macht in seinem soeben erschienenen Buch „La conquête de l'air" interessante Mitteilungen über die Verwendungspläne, die in französischen Militärkreisen hinsichtlich der Luftflotte im Kriegsfalle bestehen. Die Kriegsluftflotte soll nicht nur aufklären, sondern auch offensiv vorgehen. Der Ingenieur Julliot stellt sich die offensive Tätigkeit der französischen Luftflotte folgendermaßen vor. 30 bis 40 Kilometer hinter der eignen Front steigen in der Schlacht oder etwa am Tage vor der Schlacht zehn Kriegsluftschiffe mit je 50 Torpedos à 10 Kilogramm im Gewicht auf und vernichten durch das Abschießen der mit Melinit oder andern Explosivstoffen gefüllten Torpedos das feindliche Hauptquartier.

Nach Kapitän de Forge kann selbst das ältere Kriegsluftschiff, der „Lebaudy", 300 Kilogramm in Gestalt von Torpedos oder Geschossen bei sich führen, wenn er eine kurze Reise von nur 60 Kilometern in weniger als zwei Stunden gegen den Feind unternimmt. Dabei hat er die Möglichkeit, bis 1000 Meter hoch zu steigen. Zum Aufsteigen auf 1000 Meter Höhe bedarf er eines Ballastauswurfes von 250 Kilogramm. An Bord würden sich bei einer solchen Expedition nur etwa drei Personen befinden. Der Ballastvorrat muß 400 Kilogramm betragen, da 250 Kilogramm allein zur Erreichung der Höhe von 1000 Metern als Auswurf erforderlich sind. 50 Kilogramm Benzin genügen für die kleine Reise. Im Notfall hätten die Aeronauten die Möglichkeit, das Schleppseil im Gewicht von 50 Kilogramm zu opfern, wenn der Ballast nicht zulangt.

Die „Patrie" würde bei einem Offensivvorstoß von gleicher Länge das Doppelte, also nicht weniger als 600 Kilogramm an Geschossen tragen können, bei einer Besatzung des Luftschiffes von vier Personen. Aber auch die „Patrie" würde bei der gleichen Aufgabe nicht über 1000 Meter zu steigen vermögen. Diese Höhe aber ist bei gutem Wetter und am hellen Tage sehr niedrig, da Flintenkugeln bis zu einer Höhe von 1500 Metern und Haubitzengeschosse, wenn auch nicht senkrecht, so doch auf größere Entfernung bis 1600 Meter hoch gehen. Die schwere Artillerie der Festungsgeschütze schießt bei einer Entfernung von mehreren Kilometern sogar bis auf eine Höhe von 2000 Metern. Ein Hagel von Artilleriegeschossen und Flintenkugeln würde also bei gutem Wetter am Tage die „Patrie" während ihrer zweistündigen Fahrt herunterschießen. Nun ist allerdings verhältnismäßig selten klares Wetter, und auf jeden Tag folgt eine Nacht. Unter dem Schutz der Nacht aber könnte die „Patrie" plötzlich in einer Höhe von 1000 Metern in der ersten Tagesdämmerung über dem Feinde erscheinen und ein feindliches Biwak oder Hauptquartier zerstören, noch bevor irgend jemand in der Lage gewesen ist, sie in einer Höhe von 1000 Metern zu erblicken und zu beschießen.

Auch die Franzosen sind nach Kapitän de Forge davon überzeugt, daß die zerstörende Kraft der Torpedos keine sehr ansehnliche sein wird. Allerdings kann eine Dynamit-

granate, die man aus dem Luftschiff fallen läßt, viel mehr Dynamit bei gleicher Größe enthalten als eine Granate, welche die Artillerie abschleudert. Bei dem Artilleriegeschoß muß der Bau ein besonders massiver und solider sein, um die Wirkung der Explosion zu ertragen, die ihm die Anfangsgeschwindigkeit erteilt. Das Torpedo aus dem Luftschiff wird aber nicht durch eine Explosion herausgeschleudert, sondern man läßt es einfach fallen. Die Hülle des Torpedos aus der Luft kann also viel leichter sein. Bei der Artilleriegranate beträgt der Melinitgehalt nur 22 Prozent vom Gesamtgewicht, bei dem Luftschifftorpedo kann der Melinitgehalt 80 bis 90 Prozent des Gesamtgewichts betragen. Dementsprechend wird die Explosion beim Aufschlagen auf der Erde bei dem Lufttorpedo sich furchtbarer gestalten. Anderseits aber hat das Torpedo aus der Luft trotz des großen Falles weniger Durchschlagskraft. Stärkere Panzerplatten wird es auf keinen Fall durchschlagen. Zu diesem Zwecke müßte man ihm eine schwere Stahlhülle geben. Das würde aber die Belastung eines halbstarren Motorluftschiffes von nur rund 3000 Kubikmetern außerordentlich erhöhen.

Ein wirksames Beschießen von Linienschiffen zur See oder andern gepanzerten Gegenständen wird also auch nach der französischen Auffassung sich durch die „Patrie" nicht ausführen lassen. Dazu bedarf es der starren Aluminiumluftschiffe des Grafen Zeppelin, die über eine viel größere Tragfähigkeit verfügen. Während die „Patrie" bei einer zehnstündigen Fahrt etwa sechs bis sieben Personen zu tragen vermag, könnte das Zeppelinsche Motorluftschiff von 11000 Kubikmeter Gasinhalt nicht weniger als 30 Personen durch die Luft befördern.

Von besonderem Interesse ist die französische Darstellung der strategischen Aufklärung, die das Luftschiff im Kriege vorzunehmen hat. Wir Deutschen werden uns für diese französischen Ideengänge um so mehr interessieren, als sämtliche französische Kriegsluftschiffe an der deutschen Grenze schon jetzt stationiert werden, um die Bedienungsmannschaft mit dem Gelände genau vertraut zu machen. In Verdun ist soeben die große Ballonhalle zur Aufnahme der „Patrie" hergestellt worden. Die nächstfolgenden Kriegsluftschiffe werden in Toul, Epinal und Belfort ihren Standort finden.

Man hat genau berechnet, wie der „Lebaudy" vor der Schlacht durch eine Fahrt von 200 Kilometern in einem Dreieck, das bei seinem Biwak mündet, die feindliche Armee aufzuklären vermag. Eine anschauliche Zeichnung zeigt uns eine solche Rekognoszierungsluftfahrt des „Lebaudy" innerhalb fünf Stunden in einer Höhe von 1000 Metern. Aber in dieser niedrigen Höhe liegt eben, wie schon gezeigt, die Gefährlichkeit des Unternehmens.

Die Franzosen glauben scheinbar, daß wir Deutschen nie zu einer Kriegsluftflotte gelangen. Daher haben sie sich schon den Kopf darüber zerbrochen, wieviel Kriegsluftschiffe ihre Armee nötig hat unter der Voraussetzung, daß Deutschland keine besitzt. Jede der fünf französischen Armeen soll zwei Kriegsluftschiffe erhalten und der Generalissimus gleichfalls zwei. Die französische Kriegsluftflotte ist also vorderhand auf einen Bestand von nur zwölf Kriegsluftschiffen berechnet, da man dem Deutschen Reich einen so kühnen Entschluß, sich eine eigne Kriegsluftflotte beizulegen, nicht zutraut.

Wie bei der Kriegsmarine, so wird auch bei der Kriegsluftflotte der Wettbewerb der verschiedenen Staaten die Zahl der Schiffe sehr bald fortgesetzt vermehren.

Die französische Kriegsluftflotte verdankt ihre Entstehung in erster Linie den reichen, unternehmungslustigen beiden Herren Lebaudy. Zu rechter Zeit hat aber die Heeresverwaltung ihr Interesse für die Lebaudyschen Versuche bekundet. Das Deutsche Reich hat direkt wie indirekt die beiden deutschen Unternehmer unterstützt. Es fragt sich aber, ob wir nicht angesichts der französischen Fortschritte die Pflicht gehabt hätten, der Aeronautik ein viel größeres Interesse entgegenzubringen und die beiden deutschen Systeme von Reichs wegen aufzukaufen.

Auch wer daran zweifelt, daß die Fortschritte der Aeronautik in den kommenden zwanzig Jahren so große sein werden, wie ich sie in meinem Buch „Berlin-Bagdad, das

deutsche Weltreich im Zeitalter der Luftschiffahrt 1910—1931", geschildert habe, wird die französischen Kriegsluftschiffe als einen beachtenswerten Faktor anerkennen müssen. Sobald ein gewisser Ruhepunkt in der Vervollkommnung eingetreten ist, wird die französische Heeresverwaltung nicht zögern, Hunderte von Kriegsluftschiffen in Bestellung zu geben. Die „Patrie" kostet nur 300000 Franken. Die Herstellung von 16 Kriegsluftschiffen dieser Art kostet also erst den Betrag eines modernen Schlachtschiffes der „Dreadnought"-Klasse, nämlich 40 Millionen Mark. Wenn jedes dieser 16 Kriegsluftschiffe mit 5 Torpedos à 100 Kilogramm ausgerüstet ist, so könnten sie von Calais aus in einer Stunde eine „Dreadnought" im Kanal mit 80 Schuß à 100 Kilogramm in Grund und Boden schießen.

Nachdem die Land- und Seemacht ihre Ergänzung durch eine Luftmacht gefunden haben wird, dürfte sich eine vollkommene Umwertung aller militärischen und politischen Werte vollziehen. Regierungsrat Rudolf Martin.

Literarische Berichte

Augenlust. Eine poetische Studie über das Erlebnis und ein Totentanzalphabet. Von Josef Ponten. Stuttgart 1907, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 2.50; gebunden M. 3.50.

Mit einem höchst originellen, dem Inhalt wie der Form nach schwer etikettierbaren Buche beginnt Josef Ponten die großen Verheißungen zu erfüllen, die sein im vorigen Jahre erschienenes, von der Kritik einmütig als hervorragende Talentprobe anerkanntes Erstlingswerk, der Roman „Jungfräulichkeit", allen Literaturfreunden gegeben hatte. Ließ schon dieser Roman erkennen, daß Ponten nicht nur die göttliche Gabe dichterischen Sehens und Gestaltens in hohem Maße besitzt, sondern auch eine starke, tiefgründige Persönlichkeit von reichstem Innenleben ist, die der Welt viel Eignes über die großen Probleme des Daseins zu sagen hat, so tritt uns der junge Autor in seinem zweiten Buche vollends subjektiv und in der dreifachen Gestalt des Dichters, Denkers und Ethikers gegenüber. Mit der unbefangenen Frische des Jünglings, mit dem frohen Bekennermut des Mannes legt hier Ponten Zeugnis ab von seinem innersten Fühlen und Wollen, von seinen höchsten und letzten Gedanken über „Gott, Gemüt und Welt". Es ist das Glaubensbekenntnis eines „Weltfrommen", eines freudigen Bejahers des Lebens. Seine „poetische Studie über das Erlebnis" ergeht sich in freien, oft rhapsodischen Gedanken über die Kunst des Erlebens, die nicht nur der schöpferisch begabte, sondern jeder stark und gesund empfindende Mensch üben soll; sie lehrt es uns als eine Pflicht, das Schöne in den Dingen der Erde zu finden, es in sie hineinzusehen, in der Vergänglichkeit des Einzeldaseins uns des Unvergänglichen bewußt zu werden. Sein starkes künstlerisches Empfinden bewahrt den Verfasser davor, trocken oder lehrhaft zu werden; die abstraktesten Gedanken veranschaulichen sich ihm mit einer erstaunlichen Plastik, die ihm jedes Reflektieren zum „Erlebnis" macht. In überraschender und doch organischer Weise ist mit diesen in Prosa geschriebenen Betrachtungen ein lyrischer Anhang verknüpft: ein Totentanzalphabet, das teils in reiner Lyrik, teils in Balladenform das alte Thema „Rasch tritt der Tod den Menschen an" höchst eigenartig durchvariiert; hier lernen wir Ponten auch als vielversprechenden, hochstrebenden Lyriker kennen. Mit froher Zuversicht dürfen wir uns der Ueberzeugung hingeben, daß von einem jungen Dichter, der im Anfang seiner Laufbahn mit solcher Sicherheit und Selbständigkeit seine eignen Wege geht wie Ponten in diesem neuen Buche, noch Bedeutendes zu erwarten ist.

Aus Kunst und Leben. Von Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg. Mit 8 Tafeln und 100 Abbildungen im Text. — Neue Folge. Mit 6 Tafeln und 100 Abbildungen im Text. (Freiburg i. B., Herder).

Bischof Keppler von Rottenburg ist schon durch frühere Veröffentlichungen auch als ‚weltlicher' Schriftsteller bekannt, der die auf Reisen, von Kunstwerken u. s. w. empfangenen Eindrücke und die durch seine vielseitigen Studien erworbenen und vertieften Anschauungen in anregender, literarisch vornehmer Form darzustellen versteht. In den beiden würdig ausgestatteten Bänden „Aus Kunst und Leben" hat er sechzehn Aufsätze (vermehrt um einen aus der Feder seines

verstorbenen Bruders) gesammelt, die ihn aufs neue im Besitz jener Vorzüge zeigen und die auch solche Leser, die auf dem Boden einer andern Weltanschauung stehen, mit Nutzen und Vergnügen kennen lernen werden. Das Problem „Kunst und Leben“ im allgemeinen behandeln Aufsätze, wie „Das religiöse Bild für Kind und Haus“, „Christliche und moderne Kunst“, und die besonders ausführliche Abhandlung „Von der Freude“, die gewisse Anregungen und Gedankengänge Friedrich Naumanns mit Geschick ins Katholische überträgt; mit italienischer Kunst beschäftigen sich die „Bilder aus Venedig“, „Michelangelos Jüngstes Gericht“, „St. Thomas von Aquin in der mittelalterlichen Malerei“, „Raffaels Madonnen“ und „Raffaels Sposalizio“; speziell auf Architektur beziehen sich die Aufsätze über „Die Rottenburger Dombaufrage“, den „Freiburger Münsterturm“, „Wanderung durch Württembergs letzte Klosterbauten“. Vielleicht zeigt diese letztere Gruppe den bischöflichen Verfasser von seiner vorteilhaftesten Seite. Hier fehlen jene — an sich schon nicht allzu häufigen — Züge völlig, die ‚wir andern‘ als Symptome einer konfessionell befangenen, vorurteilsvollen Betrachtungsweise empfinden: so wenn er „zugibt“, daß „die völlige Blöße des Jesusknaben“ und des einen oder andern Putto „anstößig wirkt“ (N. F. S. 107), während uns schlimmen Weltkindern der nackte Kinderkörper geradezu als Symbol der durch sich selbst geweihten und gefeiten Unschuld erscheint und wir auch in den längsten, faltenreichsten Gewändern keinen Panzer gegen den lüsternen Blick überreizter oder krankhafter Sinnlichkeit anzuerkennen vermögen. Wenn in solchen Moralfragen oder in der Stellung zur modernen, d. h. individualistisch freien Kunst der Verfasser meist — und oft mit großer Mühe — einen Mittelweg zwischen sachlicher Unabhängigkeit und sich selbst kirchlich nennender Gebundenheit sucht, so erscheint er auf dem Gebiete der Architektur durchaus frei von jeder Voreingenommenheit. Jeden der großen historischen Baustile der christlichen Aera erkennt er innerhalb seiner geschichtlichen Bedingtheit als aufrichtigen und darum vollgültigen Ausdruck einer aufs Unvergängliche gerichteten Gesinnung an; und mit dieser unparteiisch freien Gesamtanschauung verbindet sich ein wohltuend feines Verständnis für die Einzelschönheiten jedes Stils. Schade, daß wir kaum hoffen dürfen, den kunstsinnigen Kirchenfürsten die Konsequenzen solch echt historischer Betrachtungsweise auch für seine Stellung zur Malerei und zur Kunst im ganzen ziehen zu sehen. — Aber auch ohne das werden die Aufsätze des Bischofs Keppler dem Kunstfreund, in erster Linie natürlich dem innerhalb der katholischen Kirche und Weltanschauung stehenden, eine belehrende und anregende Lektüre bieten.

Vorträge und Aufsätze. Von Dr. Gottlieb Schnapper-Arndt. Herausgegeben von Dr. Leon Zeitlin. Tübingen 1906, H. Laupp. 320 S., M. 6.—.

Die in diesem Bande vereinigten Arbeiten des früh verstorbenen Nationalökonomen und Statistikers der Handelsakademie zu Frankfurt a. M. werden nicht nur Fachgenossen, sondern auch weiteren Kreisen viel Anregendes und Wissenswertes sagen. In glücklichster Weise vereinigen und ergänzen sich hier philosophische Erkenntnis großer Zusammenhänge und exakte Untersuchung des Besonderen. Neben den Erörterungen über Theorie und Methode der Wirtschaftsstatistik und sozialer Enqueten stehen — für Laien von besonderem Interesse — ebenso gründlich wie reizvoll geschriebene Einzelstudien zur deutschen Wirtschafts- und Kulturgeschichte, sozialstatistische Kleingemälde aus Vergangenheit und Gegenwart, die auf minutiösester Forschung beruhen und in ihrer Art fast einzig genannt werden dürfen. Von dauerndem Wert sind auch die im dritten Teil enthaltenen sozialpolitischen Reisefeuilletons, die — wie das ganze Buch — einen erstaunlichen Reichtum geistiger Interessen, wissenschaftlicher und künstlerischer Neigungen zeigen und durch Form und Inhalt in gleicher Stärke fesseln. Br.

Der Völkertod. Eine Theorie der Dekadenz von Dr. Franz Krauß. II. Teil. Wien, Franz Deuticke.

Der Verfasser, der viele anerkannte Forscher gering einschätzt, aber für Dühring schwärmt, verfolgt in diesem zweiten Bande seines Werkes das Unrechtsprinzip in bezug auf den Gesellschaftskörper, indem er vom Schicksal des Individuums fortschreitet zum Schicksal der höheren Einheit. Ein sozialer Organismus, so meint er, gelangt zur dauernden Kulturerhöhung nur durch gleichmäßige Entwicklung aller seiner Glieder; das Emporwachsen einzelner Massen auf Kosten andrer führt zum Verfall. Begründet wird dieser Satz durch allerhand Untersuchungen über den Einfluß, den ökonomische Gestaltungen auf Charakter und Schicksal der Menschen haben, über die Kulturfeindlichkeit des Krieges, über die Schädlichkeit des Luxus u. s. f. Vorweg geht eine Polemik gegen den Darwinismus. Krauß glaubt an die genetische Selbständigkeit der Arten, also ist auch „die Menschheit in ihrer Gesamtheit als eine in sich geschlossene Art von selbständigem Ursprung anzusehen“, und die Rassen — in ihren Anfängen mit den Völkern gleichbedeutend — „haben sich grundständig aus variierenden Typen eines gemeinsamen Urschemas gebildet“. Auch hier, wie in den späteren Partien des Buches, scheinen die Beweise hinter der Wucht der Behauptungen zurückzubleiben. M. D.

Collezione Storica Villari. Le invasioni barbariche in Italia di Pasquale Villari. Con tre carte. (Seconda edizione.) Ulrico Hoepli, Editore Libraio della Real Casa, Milano 1905.

Die im Hoeplischen Verlage erscheinende „Collezione Storica Villari“ hat es sich zum Zweck gesetzt, den gebildeten Italienern die Kenntnis der wichtigsten Epochen der Geschichte aller Länder und Völker in geschmackvoller, von jedem gelehrten Ballast freier Form zu vermitteln. Die Darbietungen sind aber durchweg so vorzüglich, daß sie, ohne Rücksicht auf die Volkszugehörigkeit, jedem Freunde der Geschichte, der des Italienischen mächtig ist, auf das wärmste empfohlen werden können. Dies gilt vor allem auch von dem vorliegenden Werke, das die Sammlung seinerzeit eröffnete und jetzt bereits in zweiter Auflage vorliegt. Es behandelt mit wissenschaftlicher Strenge, aber in musterhaft klarer und durchsichtiger Form eine der verwickeltsten Perioden der italienischen Geschichte, nämlich die Zeit von dem Untergange des Römischen Reiches bis zu Karl dem Großen — also das Entstehen des Christentums und die Begründung der Kirche, die Verlegung des Reichssitzes nach Konstantinopel, die Einfälle der Hunnen, Vandalen, Goten, Byzantiner, Langobarden und die Zertrümmerung des langobardischen Reiches durch die Franken — alles Ereignisse, die von der höchsten Bedeutsamkeit nicht nur für Italien, sondern für die gesamte Weltgeschichte sind. In der zweiten Auflage hat der Verfasser zahlreiche Verbesserungen angebracht und dadurch die Brauchbarkeit seines schönen Buches noch erhöht.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Das Doppelwesen der menschlichen Natur als Einführung in die Religion der Vernunft. Von Emil Sutro. Berlin 1906, Berliner Druckerei und Verlagsgesellschaft.

Der kürzlich verstorbene Verfasser dieses Buches hatte sich in engeren Kreisen durch seine Schriften über das Doppelwesen von Denken, Stimme und Sprache bekannt gemacht. Er hatte das Glück gehabt, noch in höherem Alter einige begeisterte Anhänger zu finden, die tatkräftig für seine wunderlichen und schwer kontrollierbaren Theorien eintraten und denen wir auch die Herausgabe des vorliegenden Werkes verdanken. In diesem neuen und letzten Buch wird zunächst ein entwicklungsgeschichtlicher Beweis für die Unsterblichkeit der Seele versucht. Die Stufenreihe der organischen Formen zeigt ein steigendes Uebergewicht des Geistes; da dieses aber auch im Menschen noch nicht zur Vollendung gelangt, so ist eine Fortdauer der Seele anzunehmen, die — wenigstens für eine Weile — in Verbindung mit höher ausgebildeten Körpern gedacht werden muß. An diesen Gedanken schließen sich einige kritische Erörterungen. Des ferneren bekennt sich Sutro zu einer anthropozentrischen Auffassung der Religion. Auf die älteren Schriften des Verfassers wird vielfach zurückgegriffen.

M. D.

Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung. 2. Neuabdruck. Eingeleitet von Rich. Graf Du Moulin Eckart, ord. Professor der Geschichte. Stuttgart 1906, Fritz Lehmann. XLVI und 144 S.

Am 25. August 1806 wurde der Nürnberger Buchhändler Palm vom französischen Kriegsgericht zum Tode verurteilt und am nächsten Tage, ein Opfer der Gewaltherrschaft Napoleons, in Braunau erschossen. Das Werk, dessen Verbreitung ihm zum Verhängnis wurde, liegt hier in neuer Ausgabe vor. Es ist nicht nur wegen dieser tragischen Umstände als historisches Dokument bedeutsam, sondern macht auch heute noch an und für sich durch die Kraft und Schärfe der in ihm geübten Kritik Anspruch auf Interesse. Der Herausgeber hat dem sorgfältig wiedergegebenen Text eine ausführliche Einleitung vorausgeschickt, die mit wissenschaftlichem Ernst über die allgemeine politische Lage jener Zeit und das Schicksal Palms unterrichtet. Br.

Apollo oder Dionysos? Kritische Studie über Friedrich Nietzsche. Von Ernest Seillière. Uebersetzt von Th. Schmidt. Berlin, Verlag von H. Barsdorf.

Das geistreiche und auf gründlicher Nietzsche-Kenntnis beruhende Buch versucht die Begriffe des Apollinischen und Dionysischen, die Nietzsche zur Erklärung des künstlerischen Wesens benutzt hat, als Unterschiede der Rassen nachzuweisen. Apollo bezeichne den blonden Typus, Dionysos den schwarzen. Das Apollinische falle zusammen mit dem Imperialismus der dorischen Eroberer, das Dionysische mit den „orgiastischen Neigungen des tropischen Orients“. Mag man sich hierzu stellen wie man will — die Beschreibung, Erklärung und Beurteilung Nietzschescher Lehren erfolgt mit so viel Verständnis, daß die Schrift einen bleibenden Gewinn unsrer Literatur bedeutet. M. D.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Auskunftsbuch für Schriftsteller. Zweite, bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin W. 30, Feder-Verlag. M. 1.—.

Blindow, Frida, Ein bunter Strauss. Erträumtes und Erdachtes. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Bongard, Dr. Oscar, Wie wandere ich nach Deutschen Kolonien aus? Ratgeber für Auswanderungslustige. Berlin, Wilhelm Süsserott. 60 Pf.

Briefe der Marquise von Pompadour. Mit Vorwort, Einleitung und Lebensbeschreibung. Herausgegeben von Henry Perl. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. M. 7.50.

Danöfen, L., Estella. Novelle. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Dostojewskis Sämtliche Werke. Band 13: Politische Schriften. Mit einer Einleitung von D. Mereschkowski. München, R. Piper & Co. M. 5.—; (Subskriptionspreis bei Abnahme der ganzen Ausgabe M. 4.—).

Duhz, J., Die Freimaurerei und ihre Wertlosigkeit. Berlin, Feder-Verlag (Dr. Max Hirschfeld). 50 Pf.

Erdmann, Bruno, Der grüne Tropfen. Novellen. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Foerster, Dr. Ernst, Die Frauenfrage in den Romanen englischer Schriftstellerinnen der Gegenwart. Marburg (Hessen), N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. M. 1.—.

Friedens-Blätter. Monatsschrift zur Pflege des religiösen Lebens und Friedens. Herausgeber Bernhard Strehler und Hermann Hoffmann. Würzburg, Göbel & Scherer (H. Klemmer). X. Jahrgang. 12 Hefte M. 2.40.

Illustrierte Weltgeschichte. Herausgegeben von Dr. S. Widmann, Dr. P. Fischer und Dr. W. Felten. Lieferung 23 bis 32. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. Vollständig in 40 Lieferungen à M. 1.—.

Jacobson, Benno, Rund um die Liebe. Berlin, Verlagsgesellschaft „Harmonie“. M. 2.—.

Kochendörfer, Heinrich, Wie bewahrt sich ein Volk die Herrschaft über seine Zeit? Die germanische Religion der Zukunft. Leipzig, S. Schnurpfeil Verlag. 80 Pf.

Kühner, Dr. med., Alkoholschäden — Die Hilfe. Eine zeitgemäße Betrachtung. Berlin SW. 61, L. Frobeen Verlag. 35 Pf.

Lenschau, Dr. Thomas, Grössbritannien. 10. Heft von „England in deutscher Beleuchtung“. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. M. 1.—.

Rithack-Stahn, Walther, Der Mittler. Roman. Halle a. S., J. Frickes Verlag. M. 3.50.

Poetzsch, Albert, Studien zur frühromantischen Politik und Geschichtsauffassung. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Rohrbach, Dr. Paul, Wie machen wir unsre Kolonien rentabel? Grundzüge eines Wirtschaftsprogramms für Deutschlands afrikanischen Kolonialbesitz. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. M. 3.—.

Schnackenburg, Max, Zeitgedichte und Epigramme. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Schrader, Ernst, Zwischen Nacht und Morgen. Dramatische Dichtung. Hannover, M. und H. Schaper.

Sinclair, Upton, In zehn Jahren (The industrial Republic). Autorisierte Uebersetzung von M. Endhausen und E. von Kraatz. Hannover, Adolf Sponholtz. M. 3.—.

Steinigans, Emil, Die deutschen Parteien und ihre Zukunft. Wald (Rheinland). 60 Pf.

Streit, A., Das Wesen der Cyklonen und ihre besonderen Erscheinungsformen als Hagelwetter und Gewitter nebst einem Anhange: Ueber das Wetterschiessen. Wien, Verlags-Magazin der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Tharaud, Jérôme und **Jean,** Dingley's Ruhm. Roman. Autorisierte Uebersetzung von H. Michalski. Berlin, Dr. Wedekind & Co. M. 2.50.

Thorsch, Dr. Berthold, Der Einzelne und die Gesellschaft. Eine soziologische und erkenntniskritische Untersuchung. Neue, teilweise umgearbeitete Auflage. Dresden, Carl Reissner.

Walther, Fregattenkapitän z. D., Land und See. Unser Klima und Wetter. Die Wandlungen unsrer Meere und Küsten. Ebbe und Flut. Sturmfluten. Mit 7 Wetterkarten. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. M. 2.40.

Zola, Emile, Lourdes. Neue, wohlfeile Ausgabe in einem Band. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 2.50; gebunden M. 3.50.

Zola, Emile, Rom. Neue, wohlfeile Ausgabe in einem Band. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 3.—; gebunden M. 4.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Zweiunddreißigster Jahrgang. Vierter Band

Oktober bis Dezember 1907



Stuttgart und Leipzig 1907 Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXII

(Oktober bis Dezember 1907)

Seite

Berichte aus allen Wissenschaften

Kleine Revuen

König Eduard VII. und Kaiser Wilhelm II.

Von

Sir Alfred Turner, Generalmajor

Eine der merkwürdigsten und am wenigsten verständlichen Eigentümlichkeiten des gegenwärtigen Jahrhunderts, soweit Europa in Betracht kommt, ist die Beschaffenheit der gegenseitigen Beziehungen Großbritanniens und Deutschlands gewesen, die ohne Zweifel die zwei mächtigsten und in der einen oder andern Richtung erfolgreichsten Mächte und die am raschesten fortschreitenden Staaten Westeuropas sind. Der Hauptunterschied zwischen den beiden ist, daß, während die Größe Großbritanniens das Ergebnis regelmäßigen Wachstums während einiger Jahrhunderte ist, die Entwicklung des deutschen Kaiserreiches erst vom Jahre 1871 datiert, in dem es konsolidiert und zu einer großen geeinigten Macht gestaltet wurde — das Resultat der Standhaftigkeit des Königs von Preußen, der Kraft und des Genies Bismarcks und der Unentschlossenheit und Schwäche Kaiser Napoleons III. Seitdem hat das Deutsche Reich an Wohlfahrt und Kraft in einer Weise zugenommen, wie es nur noch Japan beschieden war, das ungefähr in einem gleichen Zeitraum sich aus einem Zustand, den die Europäer als halbzivilisiert ansahen, auf ein gleiches Niveau mit den höchstkultivierten und mächtigsten Nationen der Welt emporgeschwungen hat; und während noch vor wenigen Jahren kein Staatsmann beim Aufzählen der Faktoren, die in einem großen Weltkrieg bedeutungsvoll oder entscheidend werden konnten, Japan mit in Rechnung gestellt haben würde, gibt es jetzt keinen des Namens würdigen Staatsmann mehr, der nicht vorhersähe, daß die stets wachsende Macht des Mikadoreiches in jedem großen Streit im fernen Osten einen überragenden Einfluß ausüben wird.

Es fehlt in der Tat nicht an Leuten, die vor der gelben Gefahr warnen und sich vorstellen, daß die Japaner als Verbündete der Chinesen und im Besitze eines vorherrschenden Einflusses auf sie eines Tages mit ihnen Europa überrumpeln werden, wie Attila, „die Gottesgeißel", es mit seinen Hunnen getan hat; doch diese Vorstellung ist ein Phantasiegebilde, dessen Verwirklichung getrost ad calendas graecas verwiesen werden kann. Dem Frieden Europas droht viel geringere Gefahr von seiten der gelben Rasse als von seiten der sogenannten „gelben Presse" gewisser europäischer Mächte.

Unter allen Völkern sind es zwei, Deutschland und Großbritannien, deren enges Bündnis und Freundschaft nicht nur natürlich, sondern im höchsten Grade wichtig für ihr beiderseitiges Wohl, ihr Gedeihen und ihre Macht sind. Nicht nur daß sie durch Blutsverwandtschaft eng miteinander verbunden und ihrer Veranlagung nach, in ihrem Unternehmungsgeist und ihrer Ausdauer in Verfolgung eines Zieles einander ähnlich sind, stehen auch ihre Herrscherhäuser in engster Familienverwandtschaft miteinander. Die englische Königsfamilie hat einen vollständig deutschen Ursprung, abgesehen von einem weit zurückreichenden Fall in der weiblichen Linie; des gegenwärtigen Königs erlauchter und begabter Vater war ein deutscher Prinz und des Deutschen Kaisers Mutter war eine englische Prinzessin und eine Schwester König Eduards; keine zwei Königsfamilien könnten enger miteinander verbunden sein, und wenn auch solche Familienbande oft in der Tat den Ausbruch von Feindseligkeiten nicht verhindern, so hat doch ihr Vorhandensein nicht selten großen Einfluß auf Kriege ausgeübt, wie es der Fall war in dem Kriege zwischen Dänemark und Oesterreich und Preußen im Jahre 1864, als ein Vertrag Dänemarks mit Großbritannien geschlossen werden sollte, aber nicht zustande kam, weil es der Königin von England widerstrebte, mit einer Macht Krieg anzufangen, deren Kronprinz mit dem englischen Thron durch seine Heirat eng verbunden war.

In jener Zeit war Preußen kaum den großen Nationen zuzurechnen, oder man könnte eher sagen, die übrige Welt hatte sich eine sehr irrige Meinung gebildet über seine wachsende Macht und war zum größten Teil vollständig blind gegen die niemals zögernden, niemals schwankenden Anstrengungen seines Herrschers und seiner großen Staatsmänner, das Werk zu vollenden, das ein halbes Jahrhundert vorher begonnen worden war, als ihr Land gedemütigt und verarmt lag, fast verblutend und zertreten unter dem eisernen Hufe des großen Eroberers, der von den Schlachtbänken der französischen Revolution zu einer Höhe der Macht sich aufschwang, die kein Sterblicher je erreicht hatte, nur um nach einer kurzen Spanne von Jahren wie ein Meteor zu verschwinden und sich selbst in sein Verderben zu stürzen, sein eignes Land in einer kläglicheren Lage zurücklassend, als die war, in welche er die andern Königreiche Europas nacheinander gebracht hatte.

Lange Jahre hindurch zeigte England eine entschiedene, oft in höchst werktätiger Weise bewährte Freundschaft für Preußen — so vor langer Zeit, als im Jahre 1758 während des Siebenjährigen Krieges der ältere Pitt (Lord Chatham) die englische Regierung verpflichtete, Friedrich den Großen mit 670000 Pfund Sterling jährlich so lange zu unterstützen, als der Krieg dauerte, und im gleichen Jahre kämpfte die Armee des Königreichs Hannover, das damals ein Teil des britischen Reiches war, für Friedrich den Großen und leistete ihm einen bedeutenden Dienst, indem sie die Franzosen zurücktrieb. Während der großen Kriege Napoleons kämpften England und Preußen und schließlich ganz Deutschland Hand in Hand für denselben Zweck, d. h. dem zerstörten Europa den Frieden wiederzugeben und Napoleon aus dem Besitz der Macht

zu vertreiben, die ihm sein Genie errungen hatte und zu deren Zerstörung sein eigner Ehrgeiz, der ihn trieb, zu viel zu wagen, mehr tat als seine Feinde. Während des Krieges in Spanien fochten viele Deutsche fortdauernd unter Wellington, und bei Waterloo waren nicht nur mehr Deutsche als Engländer in der verbündeten Armee, sondern es kam, als diese Armee in den schlimmsten Nöten war und eine Niederlage unvermeidlich schien, die preußische Armee — von der ein Teil früh am Morgen Wellington einen unschätzbaren Dienst geleistet hatte, indem er in Napoleons rechter Flanke erschien, was diesen veranlaßte, seine Front um 24000 Mann seiner jungen Garde zu schwächen — am Abend heran, griff mit unwiderstehlicher Kraft Napoleons Flanke an, verursachte eine Panik in der französischen Armee und gewann den Tag. Kein verständiger Mensch kann zweifeln, daß Blücher Wellington vor einer Niederlage und einem verhängnisvollen Rückzug bei Waterloo rettete und daß es die Vereinigung der beiden Armeen war und nicht das isolierte Vorgehen eines jeden von ihnen, was den großen Napoleon seinem Verhängnis entgegenführte. Es ist deshalb, besonders wenn wir zu dem Vorhererwähnten noch die Tatsache hinzunehmen, daß Engländer und Deutsche niemals auf entgegengesetzten Seiten gekämpft haben, nur logisch, anzunehmen, daß die Freundschaft zwischen den beiden Ländern, natürlich wie sie ist infolge der Verwandtschaft der beiden Völker und erstarkt wie sie ist durch die Tradition und die Zeit, von der Art sei, daß niemand in den beiden Ländern sie gerne gestört sehen möchte, sondern daß im Gegenteil beide Völker und ihre Regierungen ihr Aeußerstes tun würden, um sie aufrechtzuerhalten.

So ist es denn mehr als überraschend, daß in den letzten Jahren in beiden Ländern eine Partei sich bilden konnte — die allerdings in England viel stärker ist —, die unermüdlich ist in dem Bestreben, den giftigen Samen der Zwietracht zwischen den beiden Ländern zu säen, und sich keine Gelegenheit entgehen läßt, ihre gegenseitigen Beziehungen zu verschlechtern — ein Verfahren, das nur einen erkennbaren Zweck haben kann, nämlich den, das Volk des einen Landes in solchem Maße in einen Zustand der Erbitterung gegen das andre zu bringen, daß ein Krieg, der wahrscheinlich auf ein halbes Jahrhundert den Fortschritt hemmen und die Wohlfahrt beider zerstören würde, das Resultat ihres bösen und verderblichen Tuns sein kann. Kriege sind in vergangenen Zeiten oft das Ergebnis heftiger Erregung gewesen, hervorgerufen durch die hinterlistigen und hartnäckigen Bestrebungen tückischer und intriganter Leute, die sich wenig um die Menschheit oder ihre Wohlfahrt bekümmern und denen die schrecklichen Leiden des Krieges, an dem aktiv teilzunehmen ihnen nicht einfallen würde, nicht im geringsten nahegehen. Thukydides schrieb vierhundert Jahre vor Christi Geburt, daß „Kriege aus unbemerkten und meist unbedeutenden Ursachen entspringen und ihr erster Ausbruch oft nur eine Explosion von Aerger ist“, und viel geringere Ursachen haben zu Kriegen geführt als die niemals aufhörende „Federstichelei“, die beleidigenden Anspielungen und die unbegründeten und nichtswürdigen Verdächtigungen, die beständig von einem Teil der Presse in dem einen oder andern

Lande geäußert werden. Plutarch hat ganz richtig gesagt, daß „es keinen Krieg unter Menschen gibt, der nicht aus Schlechtigkeit geboren ist“.

Glücklicherweise haben das deutsche und das englische Volk nur wenig Ursachen zu der Befürchtung, daß die Regierung eines der beiden Länder „die zugleich elendeste und wildeste unter den menschlichen Torheiten“ zu begehen suchen wird; die Monarchen beider Reiche sind, wie jetzt alle, die Augen haben zu sehen und Ohren zu hören, anerkennen müssen, entschiedene Anhänger des Friedens, der gesunde Menschenverstand des deutschen wie des englischen Publikums ist zu scharf, um einen derartigen verbrecherischen und gegenseitig vernichtenden Krieg zuzulassen, und der zweite Haager Friedenskongreß wird trotz seinen Verleumdern viel dazu beitragen, das gute Werk, das vom ersten Kongreß zustande gebracht worden ist, zu bekräftigen und zu ergänzen und einen Fortschritt herbeizuführen, indem er das internationale Schiedsgericht zur Tatsache macht und andre sowohl ehrenvolle wie praktische Bürgschaften gegen den Krieg einführt.

Der wahre Grund, der die gegenseitige Feindschaft zwischen England und Deutschland bei einem Teile der Einwohner beider Reiche hervorgerufen hat, ist unmöglich aufzufinden. Wahrscheinlich ist sie auf mehrere Ursachen zurückzuführen, von denen keine an sich von irgendwelcher Bedeutung ist. In England wurde die Kugel durch das Telegramm ins Rollen gebracht, das der Kaiser an den Präsidenten Krüger absandte, um ihn zu beglückwünschen, daß er Jamesons „Raid“ abgewehrt hatte, einen Frevel, von dem niemand hätte annehmen können, daß er irgendwie fortgesetzt, und noch weniger, daß er von irgendeinem zivilisierten Volk verteidigt werden würde. Daß der Kaiser seine Sympathie mit einer Macht ausdrückte, mit der er auf dem freundschaftlichsten Fuße stand und in deren Gebiet viele Deutsche sich niedergelassen hatten, war vollkommen natürlich, obwohl er vermutlich nicht so gehandelt haben würde, wie er es tat, wenn er die außerordentliche Empfindlichkeit eines Teiles des britischen Publikums in bezug auf den „Raid“ gekannt hätte. Dies geschah vor etwa neun Jahren, aber die jingo-imperialistische Partei hat es anscheinend nicht vergessen.

Die angebliche Hauptursache der Verstimmung gegen Deutschland jedoch ist das Anwachsen seiner Flotte, von der behauptet wird, daß sie eine wachsende Gefahr für Großbritannien bedeute, so sehr, daß ein wohlbekannter und fähiger Admiral geraten hat, Deutschland den Krieg zu erklären, um dessen Flotte zu zerstören, ehe sie eine größere Stärke erreiche, und ebenso ein Mitglied des früheren Ministeriums in unmißverständlichen Worten Deutschland als voraussichtlichen Feind in den nördlichen Meeren bezeichnete. Da seine Worte keine Erklärung oder Maßregelung zur Folge hatten, so kann man nur annehmen, daß es die Ansichten seiner Regierung aussprach. Solche Aeußerungen wie diese gegen eine befreundete Macht sind im höchsten Grade bedauerlich und tadelnswert, und man kann nicht im geringsten erstaunt sein, daß der Fall in Deutschland beträchtlichen Unwillen und Ueberraschung hervorrief.

Die Vorstellung, daß der Kaiser auf einen Krieg mit England hinarbeitet,

ist so wahr wie die Behauptung gewisser Klugschwätzer in Deutschland, daß König Eduard VII. auf eine Art, die einem Machiavelli selber Ehre machen würde, die „Einkreisung“ Deutschlands herbeizuführen suche, wie Napoleon die Englands im Jahre 1809 zustande gebracht hat.

Allerdings hat Deutschland die Größe und Stärke seiner Flotte gesteigert, aber man muß bedenken, daß auch sein Wohlstand und sein Handel ungeheuer zunehmen und daß es ein wohlbekannter Grundsatz ist, daß die Größe einer Flotte im richtigen Verhältnis zu der der Handelsmarine stehen muß; das gilt für uns in Großbritannien als Regel, und man darf wohl fragen, warum wir es übelnehmen sollten, wenn auch Deutschland dementsprechend handelt. Wie ich schon in einem früheren Artikel in der „Deutschen Revue“ ausgeführt habe, muß jede Nation selbst entscheiden, welches ihre maritimen und militärischen Bedürfnisse sind, und wenn der Deutsche Kaiser und seine Staatsmänner der Ansicht sind, daß eine größere Flotte für den Schutz ihres Landes und seines Handels erforderlich sei, so hat niemand das Recht, ihnen ein Nein entgegenzurufen, oder die Macht, irgendeine Einschränkung zu erzwingen, ausgenommen durch einen siegreichen Krieg. Das Geschrei, das die antideutsche Presse erhebt, wenn Deutschland neue Schiffe baut, ist kindisch und lächerlich. Wir wollen nun einen Blick auf die Stärkeverhältnisse der großen Flotten der Welt werfen.

Ein parlamentarisches Blatt, offiziell „Fleets“ (Großbritannien und das Ausland) genannt und in England allgemein als „The Dilke Return“ bekannt, wurde von der Regierung in der diesjährigen Session für das englische Parlament herausgegeben infolge des törichten und sinnlosen Alarmgeschreis der Opposition, daß aus Sparsamkeitsrücksichten die Flotte vermindert und ihre Macht im Verhältnis zu andern Flotten geschwächt werde. Es ist dies die einzige offizielle Darstellung der relativen Macht der sieben großen Seemächte, d. h. England, Frankreich, Deutschland, Italien, Japan, Rußland und die Vereinigten Staaten von Amerika; sie wurde der Oeffentlichkeit übergeben und in der Presse publiziert. Es geht daraus hervor, daß die Gesamtzahl der Schiffe ist wie folgt:

	Großbritannien	Frankreich	Rußland	Deutschland	Italien	Vereinigte Staaten	Japan
Schlachtschiffe . .	60	31	10	32	15	23	15
Panzerkreuzer . .	30	18	3	6	6	12	10
Zerstörer	143	34	85	47	17	20	56
Unterseeboote . .	37	40	20	1	4	8	7

Von diesen Zahlen müssen für praktische Zwecke Schiffe von geringerem Wert und in einigen Fällen von keinem Gefechtswert abgezogen werden; das Bild würde sich also folgendermaßen gestalten:

	Großbritannien	Frankreich	Rußland	Deutschland	Italien	Vereinigte Staaten	Japan
Schlachtschiffe . .	47	12	5	20	7	22	11
Panzerkreuzer . .	30	13	2	6	5	12	10

Es ist hieraus zu ersehen, daß wir nicht nur weit über dem „Zwei-Mächte-Standard“ stehen, sondern jeder Kombination dreier Mächte gewachsen sind, welche die kühnste Einbildungskraft ausdenken kann.

In bezug auf die im Bau befindlichen Schiffe stellen sich die Zahlen wie folgt:

	Groß-britannien	Frankreich	Rußland	Deutsch-land	Italien	Vereinigte Staaten	Japan
Schlachtschiffe . .	5	10	4	8	5	7	2
Panzerkreuzer . .	8	5	4	4	4	3	3
Zerstörer	8	31	12	26	—	5	—
Unterseeboote . .	11	59	8	2	2	4	—

Es ist sehr zweifelhaft, ob die Unterseeboote nicht für ihre Mannschaft gefährlicher sind, als sie für einen Feind sein würden, und Japan, das die größten Seesiege seit Trafalgar errungen hat, legt wenig oder gar keinen Wert auf sie. Jeder, der fähig ist, sich ein ruhiges Urteil zu bilden, muß einsehen, daß, selbst wenn die englische Flotte stillesteht, für die deutsche Flotte auf Generationen hinaus nicht mehr Aussicht besteht, die englische zu erreichen, als Englands Armee Aussicht hat, Deutschlands großem und unerreichtem Kriegsheer nahezukommen; und wenn ferner die schwarzen Absichten in bezug auf England, die dem Kaiser von den Antiteutonen ohne einen Schatten von Begründung zugeschrieben werden, wahr wären, so würde ihre Verwirklichung, selbst wenn das deutsche Marineprogramm bis zum Jahre 1917 durchgeführt sein und wenn das Deutsche Reich das erreicht haben wird, was jetzt von seinen Staatsmännern für das erforderliche Maß maritimer Machtmittel angesehen wird, ebenso unmöglich sein, wie eine erfolgreiche Landung und Invasion Deutschlands durch die ganze vereinigte englische Armee.

Die Flottenfurcht ist also nichts als ein Mittel, durch das hinterlistige Feinde Deutschlands die öffentliche Meinung aufzureizen suchen, und ein Popanz, der geeignet ist, die Furchtsamen und alle, die keinen Sinn für Proportionen besitzen, zu erschrecken.

Während jedoch die Frage der deutschen Flotte und der relativen Stärke der englischen Flotte eine sehr weitreichende und wichtige ist, die eine genaue Untersuchung und eine Zusammenstellung von Zahlen und Tatsachen erfordert, um den wahren Stand der Dinge klarzulegen, kann man nicht dasselbe sagen von vielen der ungeheuerlichen Darlegungen, die über Deutschlands Absichten in der englischen Presse gebracht werden. Die Romane über den „kommenden Krieg“, die in beiden Ländern geschrieben werden, kann man beiseitelassen, da es Romane „et praeterea nihil“ sind, aber es sind in Preßorganen, die eine lange Geschichte haben und im Rufe der Wahrheitsliebe stehen, Briefe und Artikel erschienen, in denen behauptet worden ist, daß England von deutschen Soldaten wimmle, die als Kellner u. dgl. angestellt seien, die samt und sonders geheime Instruktionen haben, an bestimmten Rendezvousplätzen zusammenzukommen, wenn in den Zeitungen ein scheinbar harmloses Inserat erscheine, das in Wirklichkeit

ein vereinbartes Signal sei. Bei den Rendezvous treffen sie mit ihren Offizieren zusammen, erhalten Waffen, Munition und Uniformen, worauf sie die Besetzung Englands nach den Plänen des deutschen Generalstabs auszuführen haben. Ein andrer Journalist versichert dem Publikum, daß er von einem Hause in einem Vorort Londons wisse, das als Hauptquartier eines organisierenden deutschen Stabes benutzt werde, der für die nahe Zukunft einen Schlag gegen England vorbereite, wie man noch niemals einen ähnlichen erlebt habe. Der patriotische Verfasser schließt mit der Erklärung, daß er den Tag willkommen heißen wolle, da England für seinen Mangel an Eifer bei den Vorbereitungen zur Verteidigung des Landes bestraft werde. Derartiger Blödsinn, der aus einem Narrenhause zu stammen scheint, würde keine Beachtung verdienen, wenn er nicht in achtbaren, vielgelesenen Zeitungen veröffentlicht worden wäre, die für die in ihren Spalten gebrachten Ausführungen verantwortlich sind, und wenn es Leute gibt, die solche Behauptungen aufstellen, so ist die Zahl derer, die ihnen Glauben schenken, ohne sich die Mühe zu geben nachzudenken, viel größer, und es wird ein gewisses Maß von Verleumdung erfolgreich in Umlauf gebracht. Nirgends werden solche abgeschmackte Auslassungen mit mehr Verwunderung und Belustigung gelesen als bei den Deutschen, die viel bessere Freunde Englands sind als jene Engländer, die bestrebt sind, durch Uebertreibung und Unwahrheit die Beziehungen zwischen den beiden großen Ländern zu verschlimmern, deren Wohl und Gedeihen völlig von der Erhaltung des Friedens abhängt. Wer kann sich getrauen zu sagen, daß der lange Friede, der das Deutsche Reich beglückt hat, nicht hauptsächlich dem Deutschen Kaiser selbst zu verdanken sei, der, wenn er ein selbstsüchtiger, ehrgeiziger Monarch wäre, längst hätte „Mord rufen, und des Krieges Hund' entfesseln“ [1]) und ganz Europa in Flammen setzen können; oder daß der Kaiser nicht aus innerstem Herzen gesprochen habe, als er am 26. August in Hannover in seiner Antwort auf die Willkommensansprache des Bürgermeisters zu diesem sagte: „Daß es möglich gewesen ist, den Frieden so lange zu erhalten, verdanken wir nächst der gnädigen Fügung des Himmels dem Schwerte der bewährten Truppen, die wir auch hier sehen. Gebe Gott, daß es mir gelingen möge, fernerhin dieses kostbare Unterpfand zu erhalten, ohne das die intensivste Arbeit des Bürgers, des Bauern und des Arbeiters umsonst ist.“ — Worte an sich bedeuten wenig, aber wenn sie durch die Taten vieler Jahre bekräftigt worden sind, so können sie als die aufrichtige Versicherung eines Monarchen aufgenommen werden, daß seine Macht, wie es bis jetzt geschehen ist, auf die Erhaltung des europäischen Friedens gerichtet sein wird und daß die Schilderung, die Tittoni, der italienische Minister des Auswärtigen, bei seinem letzten Interview mit einem Vertreter der „Wiener Politischen Correspondenz“ von König Eduard gegeben hat: „Ein höchst eifriger Anwalt des Friedens und ein durch und durch aufrichtiger Hüter der Interessen des Weltfriedens“ in gleicher Weise auf den Deutschen Kaiser paßt.

---

[1]) Shakespeare, Julius Cäsar III, 1.

Alles sieht jetzt nach Frieden aus, und es ist ein hoffnungsreicher und bezeichnender Umstand, daß gleichzeitig mit den Beratungen der Haager Konferenz Zusammenkünfte von europäischen Herrschern oder ihren Vertretern stattgefunden haben, die von äußerst herzlicher und freundschaftlicher Natur waren. Dieser Austausch von Ansichten in Swinemünde, Wilhelmshöhe und Ischl, die Begegnungen Tittonis und des Barons Aehrenthal auf dem Semmering, König Eduards und Clémenceaus in Marienbad, die Norderneyer Zusammenkunft Cambons, des französischen Botschafters in Berlin, und des Fürsten Bülow, dessen kluge und geschickte Politik gezeigt hat, daß Friede und Macht Hand in Hand gehen können, haben alle miteinander eine schwerwiegende politische Bedeutung.

Zwei disharmonische Töne sind in letzter Zeit in Deutschland angeschlagen worden, der erste von Maximilian Harden in einem Artikel in der „Zukunft“, in welchem er anläßlich der Zusammenkunft auf „Wilhelms Höhe“, wie er schreibt, vermutlich um damit anzudeuten, daß der Kaiser den Gipfel seiner Macht erreicht habe, Deutschlands ganze Politik während der letzten Jahre als eine Politik wiederholter Rückzüge vor der scharfsinnigeren Diplomatie andrer schildert, besonders im Hinblick auf Marokko, wo seiner Behauptung nach Frankreich erhalten hat, was es wünschte, indem es sich als Wächter der europäischen Interessen ausgab und zeigte, daß Deutschlands Befehle nicht beachtet zu werden brauchen; er fügt hinzu, daß Deutschland in Algeciras mehr verloren habe als Preußen in Olmütz. Der Artikel ist ein deutlicher Versuch, den Kaiser und die diplomatische Geschicklichkeit seiner Regierung, die nach der Meinung der meisten Ausländer nie höher stand als gegenwärtig, zu diskreditieren.

Der andre „Sprung in der Laute“ ist eine kürzlich erschienene bemerkenswerte Schrift aus der Feder des Regierungsrats Rudolf Martin, die von Anfang bis zu Ende ein scharfer Angriff auf König Eduard ist, den er des beständigen Strebens beschuldigt, England mit den meisten andern Mächten zu verbünden, um schließlich die Isolierung und Demütigung des Deutschen Reiches zu erreichen, das nach dem Verfasser der englische Monarch gerne Elsaß-Lothringens beraubt und über den Rhein zurückgedrängt sehen würde. Er schildert Eduard VII. als den unumschränkten Leiter der englischen auswärtigen Politik und behauptet, daß er ganz und gar keine Sympathie mit der gegenwärtigen liberalen Regierung Englands habe, die, wie die große Masse des englischen Volkes, entschlossen ist, in gutem Einvernehmen mit ihren teutonischen Brüdern zu bleiben, und die an Stelle einer jingo-imperialistischen Partei getreten ist, die vor allem feindselig gegen Deutschland war und die den englischen Steuerzahler unter dem Gewicht seiner Lasten erdrückte und die Staatsschuld in ungeheuerm Maße vergrößerte — eine Folge des unseligen Krieges in Südafrika, der das Gebiet Englands erweitert, aber in andrer Hinsicht nicht größer gemacht oder zu seinem guten Rufe beigetragen hat.

Herr Martin glaubt zweifellos, daß König Eduard eine satanische Geschicklichkeit besitzt und voll der düstersten Pläne gegen Deutschland steckt. Seine

Ausführungen sind ebenso richtig, wie es die des schon von mir hier erwähnten Publizisten waren, der behauptet, daß der deutsche Generalstab eine Zweigstelle in London habe, die mit Hilfe der deutschen Kellner in dieser Stadt daran arbeite, den Zusammenbruch Englands in kurzer Frist herbeizuführen.

Solche Behauptungen sind zu übertrieben, um bei verständigen und denkenden Menschen Glauben zu finden. Unglücklicherweise gibt es eine große Anzahl von Leuten, die weder verständig sind noch denken, die Behauptungen für wahr halten, weil sie im Druck erscheinen, und alle Patrioten, sowohl in England wie in Deutschland, müssen sich mit voller Entschiedenheit gegen alle großen wie kleinen Versuche verwahren, die Saat der Zwietracht zu säen mit der offenkundigen Absicht, gespannte Beziehungen und wenn möglich Krieg zwischen zwei großen Nationen hervorzurufen, deren gegenseitige Freundschaft eine der größten, wenn nicht die größte der Garantien des europäischen Friedens ist.

Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

XXXI

Zur Berufung Bennigsens zum Oberpräsidenten von Hannover 1888.

Die Berufung Bennigsens zum Oberpräsidenten von Hannover, wenige Wochen nach dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II., geschah aus persönlicher Initiative des Kaisers und unter bereitwilligster Mitwirkung des Fürsten Bismarck, und zwar im Sinne der Fortsetzung einer mittelparteilichen Kartellpolitik. Es war, sowohl vom Monarchen als vom Reichskanzler her, ein Gegenschlag gegen die extremen Konservativen, die damals, unter Führung von Rauchhaupt, Stöcker und Hammerstein, alles daran setzten, die Person des Kaisers gleich von Anbeginn der neuen Regierung mit ihren Parteizielen zu identifizieren und zugleich Bismarck aus der Macht zu entfernen.[1]) Am 31. Juli 1888 war der Kaiser von seiner Besuchsreise an den nordischen Höfen in Friedrichsruh eingetroffen; unmittelbar nach seiner Abreise, am andern Tage, berief Bismarck den nationalliberalen Parteiführer zu sich, um die vom Kaiser ihm angetragene Uebernahme des Oberpräsidiums der Provinz Hannover mit ihm zu besprechen.

---

[1]) Einen Einblick in diese Machinationen gewähren die von H. Leuß, Wilhelm Freiherr von Hammerstein (Berlin 1905), veröffentlichten Papiere. Der bekannte Scheiterhaufenbrief Stöckers vom 14. August gehört in diesen Zusammenhang.

Bismarck an Bennigsen.

Friedrichsruh, 1. August 1888.

Verehrter Freund,

über die Behandlung des Pressestreites in betreff des Kartells würde ich gern eine Besprechung mit Ihnen haben, und Ihnen deshalb sehr dankbar sein, wenn Sie mich in diesen Tagen mit Ihrem Besuche hier in Friedrichsruh beehren wollten. Wenn Sie Zeit und Neigung haben, meiner Bitte stattzugeben, so gewärtige ich bezüglich des Tages Ihre Bestimmung und würde mich herzlich freuen, Sie hier zu sehen.

Der Ihrige

von Bismarck.

*

Bennigsen begab sich erst am 7. August nach Friedrichsruh. Der nachfolgende Brief gibt die Umstände und Erwägungen wieder, unter denen er den ihm angebotenen Posten annahm.

Bennigsen an Miquel.[1])

Marienbad, 30. August 1888.

Ich habe sehr bedauert, daß Du wegen Einführung Deines Sohnes in Hagenau nicht in Walluf sein konntest. Ich hätte Dir sonst mündlich — sub sigillo — Motiv der Einladung nach Friedrichsruh und Inhalt der dortigen Besprechung mitgeteilt, was ich schriftlich bis dahin nicht füglich konnte, da es sich um eigne Entschließungen des Kaisers handelte, deren Ausführung noch verschiedene Wochen erfordernde Verhandlungen mit Danzig und Hannover notwendig machte.

Bismarck, welcher mich unmittelbar nach der Abreise des Kaisers von Friedrichsruh zu einer Besprechung über innere Angelegenheiten eingeladen hatte, überraschte mich, als ich vier Tage später — wegen Operation eines Blutgeschwürs — hinkommen konnte, durch die Eröffnung, der Kaiser habe den bestimmten Wunsch, und zwar aus eigener Initiative ohne die geringste Anregung seinerseits geäußert, einen Nationalliberalen und speziell mich zum Oberpräsidenten von Hannover zu machen. Ueber Motive und Absichten des Kaisers: starke Verstimmung über das Auftreten Rauchhaupts und der Extremkonservativen,[2]) insbesondere den erneuerten Versuch, uns in Hannover konser-

[1]) Ich verdanke die Mitteilung dieses Briefes Bennigsens (wie auch des vom 18. Februar 1890) aus den Papieren Miquels der freundlichen Vermittlung von Professor O. Hintze in Berlin.

[2]) Der Führer der konservativen Landtagsfraktion von Rauchhaupt berichtet in einem Briefe an den Freiherrn von Hammerstein, den Chefredakteur der „Kreuzzeitung“, vom 19. August 1888 (mitgeteilt bei Hans Leuß, Wilhelm Freiherr von Hammerstein S. 72 f.) nach Mitteilungen des früheren Ministers von Puttkamer und nach eignen Eindrücken: „Ich glaube nicht, daß der Kaiser schon jetzt auch im Innern eine von Bismarck unabhängige Politik treiben wird. Bismarck setzt dagegen sein Geschäft fort. Bennigsen mehrere Tage

vative Kandidaten entgegenzustellen, Wunsch eines Zusammengehens der ruhigen konservativen und liberalen Elemente als fester Stütze für die Regierung, näheres gelegentlich mündlich. Ich erwiderte Bismarck, daß ich meine jetzige Stellung ungern aufgebe, nicht sicher übersehen könne, inwieweit meine bisherige Tätigkeit im Reichstage auf die Dauer mit der Stellung eines Oberpräsidenten vereinbar sei, und schlug ihm vor, der Kaiser möge, wenn er einen Nationalliberalen zum hannoverschen Oberpräsidenten machen wolle, Dich nehmen, der Du ein ganz hervorragender Verwaltungsbeamter seiest und mit den hannoverschen Verhältnissen aus Deinen früheren Stellungen sehr vertraut. Als Bismarck mir darauf erwiderte, Du habest doch keine so große Autorität in der Provinz Hannover als ich in meiner bisherigen Stellung, auch habe nun einmal der Kaiser gerade auf mich sein Augenmerk gerichtet, und wir noch eine Weile über die Sache hin und her geredet hatten, erbat ich mir Bedenkzeit bis zum nächsten Vormittag.

---

in Friedrichsruh. Da hat man sich nicht bloß von den Wahlen unterhalten. Puttkamer hatte ganz andre Dinge gehört, von denen ich schweigen muß. Von Ministerposten ist aber nicht die Rede. Jetzt wird sogar Kardorff herangezogen und er muß Helldorf an meine Stelle empfehlen. Helldorf-Bennigsen als Führer des Abgeordnetenhauses würden allerdings wohl Bismarck keine Unbequemlichkeiten machen." — Daß Bismarck in dieser Richtung für die Aufrechterhaltung der Kartellpolitik, zunächst bei den Wahlen zum Abgeordnetenhause, arbeitete, bestätigt der folgende Brief von W. von Kardorff-Wabnitz an Bennigsen vom 10. August:

„Lassen Sie mich den Landtagswahlen gegenüber Ihnen nochmals die Bitte aussprechen, die Leitung der nationalliberalen Partei im Abgeordnetenhause wieder zu übernehmen. Es liegt das nicht allein in Ihrem Parteiinteresse, sondern im allseitigen vaterländischen Interesse. Der bisherige Zustand, in welchem (ohne den Herren N. N. zu nahe treten zu wollen) die Fraktionsleitung, auch nach dem Urteile meiner den Nationalliberalen sehr nahestehenden politischen Freunde, wiederholt viel zu wünschen übrig gelassen hat, birgt eine sehr ernste Gefahr für unsre ganze zukünftige Enwicklung in sich, namentlich angesichts der neuen Aera unter dem jungen Kaiser. Geheimrat von Rottenburg teilt mir noch kürzlich im Auftrage des Reichskanzlers mit, daß dieser mich dringend ersuchen lasse, in meinen Bemühungen, Herrn von Helldorf und Sie zur Uebernahme des Abgeordnetenmandates zu bereden, nicht nachzulassen. Die bisherigen Zustände, wo die Rauchhauptschen Intrigen freies Spiel gehabt haben, wegen der unzureichenden Parteileitung der Deutschkonservativen, eröffnen Windthorst-Richter wieder ganz ungeahnte Perspektiven, wenn nicht Abgeordnete Ihrer Partei sich diesen Intrigen gewachsen zeigen, wie dies mein Freund Zedlitz meines Erachtens mit besserem Erfolge getan hat als Ihre Herren. Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit, mit der ich Ihnen dies nochmals ans Herz lege — aber es sind weder persönliche noch Fraktionsinteressen, die mich treiben, sondern die viel größeren unsrer gesamten vaterländischen Zukunft."

Bennigsen erhielt den Brief erst viel später. Er schrieb noch, bevor er ihn gelesen, am 18. August an seine Frau aus Marienbad: „Was Herr von Kardorff will, weiß ich übrigens schon aus den Zeitungen. Er hat mich in der ‚Post' öffentlich aufgefordert, wieder in das Abgeordnetenhaus einzutreten, ebenso Herrn von Helldorf, Führer der Konservativen im Reichstage. Grund dafür, daß zwischen uns beiden eine Verständigung über schwebende Fragen leicht herbeigeführt werden würde, welche in den letzten Jahren im Abgeordnetenhause unter den Konservativen und Nationalliberalen verschiedentlich vermißt worden ist. Daß ich jetzt weniger als jemals in das Abgeordnetenhaus mich wählen lassen kann, wirst Du übrigens begreiflich finden."

Am folgenden Morgen habe ich dann erklärt, obwohl mir meine jetzige Stellung sehr lieb sei, ich auch — trotz Bismarcks Aeußerungen am Tage zuvor — wegen einer dauernden Vereinbarkeit des neuen Amtes mit meiner Tätigkeit im Reichstage Zweifel hege, so glaube ich doch den aus so erfreulichen politischen Motiven und Absichten, welche weit über meine Person hinausgehen, hervorgegangenen bestimmten Wünschen des jungen Herrschers nicht entgegentreten zu dürfen.

Aus allen Aeußerungen Bismarcks während meines zweitägigen Aufenthalts in Friedrichsruh glaube ich die Ueberzeugung entnehmen zu können, daß nicht allein der Kanzler, sondern auch der junge Kaiser weit entfernt sind, sich auf extreme Konservative und deren Tendenzen, speziell deren verrücktes Projekt, in einer Verbindung von Konservativen und Zentrum die Grundlage für die Regierung in Preußen und Deutschland herzustellen, stützen oder solche Treibereien fördern zu wollen.

Es wird alles für eine regelmäßige und glückliche Entwickelung in Deutschland und Preußen darauf ankommen, daß der willenskräftige Kaiser in den guten oder günstigen Absichten, welche er hegt, und der Verfolgung der beabsichtigten Bahn befestigt wird. Dazu in der geeigneten Weise mitzuwirken, wird vor allem auch die Aufgabe unserer Partei sein. Wenn es mir irgend möglich ist, komme ich am 7. nach Berlin. Am 3. ist meine Kur hier beendet und am 5. bin ich wieder in Hannover.

Die Mitteilung über meine erfolgte Ernennung zum Oberpräsidenten erhielt ich gestern abend gleichzeitig durch ein Telegramm Bismarcks und durch ein sehr gnädiges, von Hannover mir nachtelegraphiertes Telegramm des Kaisers. [1])

Miquel an Bennigsen.

Frankfurt, 29. August 1888.

Soeben erfahre ich durch den „Staatsanzeiger" Deine Ernennung zum Oberpräsidenten der Provinz Hannover.

Von ganzem Herzen beglückwünsche ich Dich zu Deinem Entschlusse, der, wie ich sicher überzeugt bin, auch der Sache, welcher wir gemeinsam seit dreißig Jahren gedient haben, einen großen Vorschub leisten wird.

Dein treuer J. Miquel.

---

[1]) Das Telegramm des Kaisers Wilhelm II. lautete: „Ich habe Sie heute zum Oberpräsidenten der Provinz Hannover ernannt. Ich freue mich, Ihnen dadurch den Ausdruck meines besonderen Vertrauens und Königlichen Wohlwollens bezeugen zu können. Wilhelm."

Das Telegramm des Fürsten Bismarck: „Eurer Exzellenz wird es von Interesse sein zu erfahren, daß Seine Majestät der Kaiser und König mir soeben telegraphisch mitgeteilt, Ihre Ernennung zum Oberpräsidenten von Hannover sei erfolgt und habe Seine Majestät Eurer Exzellenz dadurch einen Beweis des Allerhöchsten Vertrauens und eine Anerkennung Ihrer bisherigen Wirksamkeit geben wollen. von Bismarck."

Miquel an Bennigsen.

Frankfurt, 1. September 1888.

Ich schrieb Dir schon nach der Publikation im „Staatsanzeiger" einen kurzen Glückwunsch nach Hannover, wo ich Dich glaubte, bevor ich Deinen Brief empfangen hatte. Wiederholen kann ich nur, daß Du nach meiner Ueberzeugung durchaus richtig gehandelt, gar nicht anders handeln konntest. Ich zweifle nicht, daß unsre Ideen dadurch einen großen Vorschub erhalten und ihr schließliches Durchdringen einen festen Stützpunkt unter unserem jungen Kaiser gefunden hat. Es ist hoffentlich ein erster starker Schritt vorwärts. Ich kann mir denken, daß das Aufgeben Deiner bisherigen Tätigkeit Dir sehr schwer geworden ist, aber die neue Stellung in der Heimatprovinz ist durch die Erfahrungen aus der ersteren doppelt gestützt. Die Presse und namentlich die Partei hat Deine Ernennung sehr gut aufgenommen. Hier und da ist sogar eine gewisse Befriedigung in der Fortschrittspartei hervorgetreten, freilich wohl auch ein wenig in der Hoffnung, daß sie nun die einzige nichtgouvernementale liberale Partei werde.

Unsere Aufgabe wird sein, diese übrigens sehr geringe Gefahr zu verhüten. Zu diesem Behuf ist es gut, daß Du im Reichstage bleibst und daß Du jedenfalls, wenn irgend möglich, nach Berlin kommst. Ich habe den unter den gegenwärtigen Verhältnissen recht schwierigen Wahlaufruf verfaßt und ein Programm hineingewoben unter sorgfältiger Berücksichtigung aller Seiten und werde das unmaßgebliche Opus in Berlin vorlegen.

Also auf baldiges Wiedersehen und rüstiges Weiterschwimmen!

*

Der vorstehende Meinungsaustausch der beiden langjährigen politischen Freunde findet zugleich Ergänzung und Gegenstück in den folgenden, anderthalb Jahre später gewechselten Briefen — als der Bruch zwischen Kaiser und Kanzler unmittelbar bevorstand.

Miquel an Bennigsen.

Ganz vertraulich.

Frankfurt, Mitte Februar 1890.

Ich habe nach erheblichem Schwanken den Oberpräsidenten der Rheinprovinz abgelehnt. Einziges Motiv: Die Partei und ihre populäre Stellung gerade jetzt bei der herrschenden Krisis und der Linksströmung. Dem Kaiser habe ich dies Motiv persönlich entwickelt. Es war mir sehr leid, daß ich mich mit niemanden besprechen konnte, namentlich nicht mit Dir. Abgemacht.

Die Zustände sind zwischen den beiden ganz unhaltbar und müssen bald brechen. Die Minister auf der Seite des Höchsten, aber zwischen zwei Feuern, fast verzweifelt und völlig ratlos. Der Höchste bewährt sich nach allen Richtungen.

Kommst Du am 26.? In aller Eile.

Bennigsen an Miquel.

Hannover, 18. Februar 1890.

Am 26. werde ich zum Staatsrat nicht kommen. Meine frühere Ernennung gilt als erloschen — ebenso wie bei Caprivi —, da Oberpräsidenten und kommandierende Generale kraft ihres Amtes Mitglieder sind, eigentlich freilich in partibus infidelium, nur wenn sie in Berlin gerade anwesend sind, d. h. speziell aufgefordert werden. Dieses Mal ist das, aus bewegenden Gründen, für Westfalen und Schlesien geschehen, aber im übrigen, soviel ich weiß, nicht.

Daß Du den Oberpräsidenten im Rheinland ausgeschlagen hast, halte ich nicht für richtig. Oeffentlich würde durch Deine Ernennung die Neigung des Kaisers, auch mit Liberalen zu verwalten, von neuem bestätigt sein. Auch sind trotz der heutigen Konfusion Anzeichen für einen baldigen Umschlag ins Reaktionäre nicht vorhanden. Ein Regierungsexperiment, gestützt auf Konservative und Zentrum, ist für Preußen und Deutschland lebensgefährlich, heutzutage mehr als jemals. Dahin kann der Kaiser höchstens nach Jahren gedrängt werden, wenn andere mögliche Kombinationen Fiasko gemacht haben oder gar keine Regierungsmehrheit weiter ergeben sollten.

Es tat mir sehr leid, neulich vor meiner Abreise nicht mehr mit Dir im Kaiserhof essen zu können. Ich war gerade 1½ Stunden bei Bismarck — lediglich auf dessen Wunsch — gewesen. Schriftlich läßt sich darüber nicht viel sagen. Lange hält's ihn nicht mehr! Die Macht behielte er freilich gern, glaubt auch mit vollem Recht in der großen Politik Deutschlands noch große Dienste leisten zu können, wie kein andrer. Aber mit guten Manieren und auf die Dauer dem jungen, von berechtigtem Selbstgefühl und Tatendrang beseelten Kaiser ein genügend freies Feld größerer Tätigkeit zu überlassen, das scheint doch contra naturam zu sein. Bleibt doch selbst bei einer vollständigen Scheidung zwischen dem Reich und Preußen für den Kanzler, was ich insbesondere wegen der Zukunft für politisch sehr gefährlich halte, immer noch die für den alten selbstherrlichen Kanzler mit seinem historisch entwickelten Schwergewicht kaum lange durchführbare Aufgabe, dem jungen Herrscher nicht fortwährend als Last und Mentor zu erscheinen.

Um Dein Referat bist Du nicht gerade zu beneiden, so interessant der Auftrag ist. Die Gegner haben Deine Wahl anscheinend noch mit Wohlwollen, selbst Anerkennung aufgenommen. Kontrollieren werden Referent und Korreferent in ihren Auffassungen und Anträgen sich sicherlich sehr ausreichend.

Hier sieht es mit den Wahlen ganz unsicher aus, überall in der Provinz vier Kandidaten und, wenn ein Welfe oder Freisinniger in die Stichwahl kommt mit den Nationalen, ein Zusammengehen der drei andern gegen uns sicher. Nur bei der Stichwahl mit dem Sozialdemokraten werden die Welfen, insbesondere die Bauern, die Ordre der Mächte nicht voll respektieren.

Botschafter Graf Münster an Bennigsen 1879 bis 1885.[1])

London, 23. Februar 1879.

Ich habe so lange nichts von Ihnen gehört, daß ich es jetzt, wo Sie durch Aufhören der Präsidialgeschäfte frei sind, versuchen will, mich mit Ihnen wieder brieflich zu unterhalten. Zu der Ausschußsitzung nach Hannover konnte ich nicht kommen, ich scheue die Reise nicht so sehr als die Weitläufigkeit des Urlaubnehmens, die Uebergabe der Geschäfte an Geschäftsträger u. s. w. Außerdem wurde ich jetzt durch die Anwesenheit der Kronprinzessin und die Erwiderung des Besuches des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Karl hier zurückgehalten.

Politisch herrscht dieses Jahr größere Ruhe, und die akute Orientkrisis ist, wenigstens für einige Zeit, vorüber. Die außereuropäischen Kriege Englands berühren das übrige Europa weniger, wenn sie auch hier großes Interesse hervorrufen und die Politiker beschäftigen, weil hier ja alles zur Parteifrage wird. Die Niederlage in Zululand hat hier enorme Sensation gemacht, 40 brave Offiziere tot in einer Affäre ist allerdings sehr viel. Das Verhältnis der gefallenen Offiziere ist deshalb so groß, weil die 21 Offiziere, welche eingeborene Truppen kommandierten, von ihren Leuten verlassen und verraten wurden. Nach den letzten Nachrichten aus Afrika, die noch gar nicht günstig lauten, haben die Engländer sämtliche eingeborene Soldaten, auf die sie sich doch nicht verlassen konnten, entlassen und müssen sich am Tugelafluß in der Defensive halten, bis die zum Teil schon abgegangenen Verstärkungen aus Mauritius, Ceylon und England eingetroffen sind. Die Engländer werden jetzt gezwungen sein, die Macht des Zulukönigs Cetewayo zu brechen und das Land zu nehmen, sonst gehen die sämtlichen Kolonien in Südafrika verloren, und daß das viel Menschen und Geld kosten muß, läßt sich nicht leugnen. Dabei ist der Krieg in Afghanistan, so glücklich er auch ging und so gut er militärisch vorbereitet und geleitet wurde, doch noch nicht vorüber, die Grenze ist schwer zu bestimmen, und man muß doch auch einen Nachbar haben, mit dem sich eine Art Nachbarschaft halten läßt, muß außerdem jemanden haben, mit dem man erst Frieden schließen kann. Das fehlt, denn in Afghanistan herrscht Zwiespalt, Anarchie, und dabei spielen russische Intrigen dort sehr mit, kurz, es haben die Engländer viele Eisen auf einmal im Feuer. Dazu kommen die ägyptischen Wirren, bei denen England auch wird mitspielen müssen. Es herrscht hier kein Zweifel darüber, daß der Khedive selbst die Revolte der unbezahlten Offiziere in Szene setzte, um Nubar und das sehr unbequeme fremde Ministerium zu stürzen. Lächerlich ist dabei, daß, obgleich England und Frankreich so tun, als machten sie in Aegypten gemeinschaftliche Sache, sie das größte Mißtrauen gegeneinander haben, und beide Regierungen telegraphierten so stark ihren Ministern, die Engländer an Rivers Wilson, die Franzosen an M. de Blignières, es möge geschehen, was da wolle, den Abschied dürften sie nicht nehmen. Hier glaubt man, wenn man es auch nicht eingesteht,

---

[1]) Vgl. September-Heft der „Deutschen Revue" S. 304 ff.

daß M. de Blignières die Hand mit in dieser Intrige gehabt habe. Die mehr oder weniger große oder geringe Rücksichtnahme der Engländer wird sich sehr nach den inneren Verhältnissen Frankreichs richten. Aegypten ist der Punkt, wo die englischen und französischen Interessen kollidieren und wo eine Auseinandersetzung früher oder später erfolgen muß.

Hier werden die französischen Zustände für sehr gefährlich gehalten, und man wird hier in diesem Glauben dadurch bestärkt, daß noch niemals, auch nicht während des Krieges, so viel französische Werte und Kostbarkeiten auf der hiesigen Bank und bei den großen Bankhäusern deponiert wurden als in voriger Woche. Es hängt das wesentlich mit der Unsicherheit zusammen, die in den Straßen von Paris herrscht, und der Grund davon liegt darin, daß die republikanische Regierung alle guten Polizeioffizianten, die alle Bonapartisten sind, entlassen hat und die ganze Maschine der sonst guten Polizei dadurch in Unordnung gebracht haben soll.

Ich erwarte den Kronprinzen am 7. März, die Kronprinzessin ist hier. Ich bin nicht ohne Sorge; was mich dabei beunruhigt, ist, daß die hiesige Polizei selbst sehr besorgt ist und sehr aufpassen wird; die Sozialisten unter Most, der ein fähiger, gefährlicher Mensch zu sein scheint, sind hier gut organisiert, ich erfahre aber, was sie tun. Glücklicherweise finden sie bei den Engländern gar keinen Anhang, und mit den Franzosen wird es wegen des nationalen Hasses schwer; am besten verstehen sie sich mit den russischen Nihilisten, von denen einige hier sind. Die sozialistische Zeitung, die hier erscheint, ist gemein geschrieben und wird, glaube ich, nicht viel Einfluß haben, ich glaube, man könnte sie in Deutschland ruhig lesen lassen.

Hier verfolgt man mit großem Interesse unsre wirtschaftlichen Versuche. Die protektionistische Strömung ist hier, bei der Not der niederen Volksklassen, sehr stark, und der Glaube an die Unfehlbarkeit der Freihandelstheorie fängt an wankend zu werden. Die Regierung und die Opposition hüten sich sehr, sich an dieser Frage die Finger zu verbrennen, trotzdem sehen alle Staatsmänner ein, daß diese Frage einen großen Einfluß auf die nächsten Wahlen und die Parteiverhältnisse haben wird. Die Frage muß von unten auf durchdringen. Es gibt viele Wahlkreise, wo ein Freihändler unter keinen Umständen gewählt wird, und bei den letzten Wahlen wurden ein Konservativer und ein Liberaler erst gewählt, nachdem sie erklärt hatten, sie würden unter Umständen für „Retaliatory tariff“ (Retorsionszoll) stimmen.

Das Geschrei in den Zeitungen gegen uns ist namentlich gegen Amerika gerichtet. Wir würden hier bald eine Aenderung in der Zollpolitik erleben, wenn nicht die Interessen der Industrie und der Landwirtschaft sich so schroff gegenüberstellen. Kornzölle sind hier unmöglich, und ohne die werden die Farmer die Industrie nicht schützen wollen. Die Landwirtschaft leidet hier sehr, ebensosehr als bei uns, und viele große Grundbesitzer haben ihren Pachtungen 15 bis 20 Prozent in der Pacht erlassen müssen, und für viele Pachtungen sind kaum Pächter zu finden. Ich merke, mein Brief wird zu lang! Antworten Sie

mir, bitte, bald und sagen Sie mir, wie der wirtschaftliche Hase laufen wird und wie es mit der Cumberlandfrage steht.

*

London, 18. Mai 1879.

Ich gratuliere zu Ihrer Rede, die wirtschaftlich richtige staatsmännische Gesichtspunkte hatte und — was in unsrer Zeit noch seltener ist — vernünftig und praktisch war.[1]) Es scheint ja ohne Auflösung alles zu gehen und das große Finanzexperiment durchgeführt zu werden. So wird ja der Tarif nicht immer bleiben, es ist eben dieses Experiment lange nicht so gefährlich, als es der theoretische Freihandel war. Ich nenne es absichtlich den theoretischen Freihandel, weil er erst praktisch geworden wäre, wenn die ganze Welt ihn trieb.

Merkwürdig und ein großes Zeichen des praktischen, unbefangenen und in Handelssachen verständigen Sinnes der Engländer ist es, daß diese neue Reform eines so bedeutenden Nachbarn und Abnehmers so ruhig und objektiv beurteilt wird. Wenn auch freihändlerische Organe etwas schreien, und sie wagen es kaum zu tun, so sagt die Masse des Volkes, Deutschland hat recht, diese Theorien fallen zu lassen, solange es noch Zeit ist; wenn wir das nur auch könnten.

*

London, 6. Juli (1879).

Ich danke sehr für Ihren Brief, der mich sehr interessiert hat und in dem ich die ruhige und objektive Beurteilung finde, die ich ja bei Ihnen schon so lange gewohnt bin. Die Gefahr liegt nicht im Schutzzoll, auch nicht im Frieden mit Rom, den ich sehnlichst herbeiwünsche. Die Gefahr liegt in der Heftigkeit und Krampfhaftigkeit, mit der von einem zum andern System übergesprungen wird, und in dem Verbrauch und dem Abnutzen guter Kräfte. Dadurch entsteht aber der größte Uebelstand, daß die nationale Entwicklung in Stillstand gerät und die Organisation eines lebensfähigen Deutschen Reiches aufgeschoben und in Frage gestellt wird. Wird denn Lucius wirklich Minister und paßt er dazu? Puttkamer als Kultusminister kann unter den Umständen gut sein, er ist ein tüchtiger Beamter und hat anständige Regungen und Gefühle ...

Politisch sieht alles ziemlich ruhig aus. Der Berliner Vertrag wird nach und nach aus- und durchgeführt, und somit ist für die nächste Zeit kein Kriegsgrund für Europa zu befürchten, wenn nicht die französische Republik, wenn sie erst wieder ganz nach Paris übersiedelt, in gewaltsame Konvulsionen gerät. Hier hat der traurige Tod des jungen Napoleon alles andre in den Hintergrund gestellt. Die Engländer ärgern sich über die Ungeschicklichkeit, welche ihre Truppenführer in Südafrika entwickeln. Beaconsfield denkt nur an seine Partei und daran, ob er noch in diesem Herbste auflösen soll oder nicht. Geht es am Kap besser und bringt es der neue General Sir Garnet Wolseley zu irgendeinem Abschluß, so wird im Herbst wahrscheinlich die Auflösung erfolgen, denn es würde gefährlich sein, mit einem jedenfalls sehr ungünstigen Budget und

[1]) Rede Bennigsens zum Zolltarif am 6. Mai 1879.

neuen Erhöhungen an ein Parlament in der letzten Session zu treten. Ob die Regierung, d. h. die jetzige Torypartei, eine starke Majorität wieder bekommt, erscheint sehr zweifelhaft.

*

Woburn Abbey, 27. November 1879.

Da Sie jetzt nicht so sehr beschäftigt sind wie früher, will ich versuchen, ob ich Sie zum Schreiben bewegen kann, da ich recht gern einmal von Ihnen hören möchte, wie Sie die Lage der Dinge in Berlin ansehen. Ich gratuliere herzlichst zur Silbernen Hochzeit, die Sie, wie ich aus den Zeitungen ersehe, kürzlich gefeiert haben. Daß Sie nicht wieder das Präsidium des Abgeordnetenhauses übernehmen, ist in mancher Beziehung ganz gut, gibt Ihnen mehr Zeit, und nun können Sie eine abwartende Haltung einnehmen und viel in Hannover sein, wo Sie doch den dankbarsten Wirkungskreis haben. Wie steht es denn wirklich mit Bismarcks Gesundheit? Ist es wahr, daß die Aerzte wirklich besorgt sind und an eine Zersetzung des Blutes glauben? Eine Art Blutvergiftung?

Politisch herrscht anscheinend vollkommene Ruhe und ist weniger zu tun, als ich es hier noch gekannt habe. Man rechnet hier auf längeren Frieden; in Berlin und St. Petersburg nimmt man an, daß ein Krieg zwischen Rußland und Oesterreich im Frühjahr ausbrechen müsse. Ich glaube es nicht, denn beide fühlen sich doch (zu) schwach, und die vernünftigen Leute beider Länder haben keine Lust dazu. Hier herrscht eine tiefe Verstimmung gegen Rußland. Der ganze Krieg in Afghanistan wird doch schließlich auf russische Hetzereien zurückgeführt, und in Kabul ist eine sehr kompromittierende Korrespondenz der Russen gefunden worden. Man behält sie jetzt zurück und will bei passender Gelegenheit mit der Veröffentlichung vorgehen. Die Engländer werden gegen ihren Willen gezwungen, Afghanistan militärisch zu besetzen, und werden es mit Indien verwalten müssen, und da das Land nichts einbringen wird, muß ein jährlicher Aufwand von mindestens vier Millionen Pfund Sterling ... Am meisten Sorge flößt ihnen aber die Machtlosigkeit des Sultans und das Zusammenbrechen der türkischen Herrschaft ein. Man glaubt ernstlich, daß die Macht des Sultans nicht länger dauern kann, und was an die Stelle setzen? Geschäftlich ist bis auf die Landwirtschaft, welche infolge der letzten drei schlechten Ernten sehr leidet, ein sehr großer Aufschwung eingetreten, den man für dauernd hält, weil er sich auf alle Fabrikzweige erstreckt und allgemein ist.

Ich bin begierig, ob der König von Dänemark den Ausgleich mit dem Herzog von Cumberland in Berlin zustande bringt. Daß der Kronprinz gegen seine mir vor zwei Tagen noch mitgeteilte Absicht nach Berlin kommt, um den König von Dänemark zu sehen, sieht doch so aus, als ob diese Frage dort behandelt werden solle. Ich möchte wünschen, daß endlich diese Frage bestätigt und somit in Hannover auch Ruhe hergestellt würde. Uebrigens soll der Wahlverein fertig sein, nachdem Herr von Hodenberg Lenthe wegen seiner zu deutschen Rede im Landtage angegriffen und ihn zum Austreten bewogen haben soll ... Ich bin auf einige Tage hier beim Herzoge von Bedford auf dem Lande ...

*

London, 17. Juli 1880.

Ich habe mich sehr gefreut, endlich wieder ein Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten, und ich denke, daß ich bald Gelegenheit haben werde, Sie in Derneburg zu sehen. Ich reise am 20. ab, besuche Bismarck in Friedrichsruh oder Kissingen[1]) und bin Sonnabend den 23. in Derneburg, wo ich mich sehr freuen werde, Sie wiederzusehen ...

Was Sie mir über unsre Verhältnisse sagen, interessiert mich sehr, und erinnern die hiesigen Verhältnisse sehr daran. Hier ist es nur gefährlicher, weil alles auf Partei und Parlament (? ankommt), und außerdem es weder Monarchie noch Heer noch Bureaukratie nach Analogie der unsrigen gibt. Gladstone will wie Bismarck mit den Parteien spielen, und das ist hier noch gefährlicher als bei uns. Männer, die zu groß sind, sind nur möglich bei Revolution oder Krieg, in der ruhigen Entwicklung sind sie gefährlich und treiben schließlich zu Umsturz oder Krieg. Mündlich mehr darüber. Dieses Land hat seit Cromwell keine gefährlichere Krisis durchgemacht. Die orientalische Konfusion wird etwa im Oktober zutage treten, deshalb will ich am 21. September wieder sicher in London sein.

*

(London), 1. Juli 1881.

Was haben Sie zu Mosts Verurteilung zu 16 Monaten Strafarbeit, imprisonment with hard labour, gesagt? Es ist ein wichtiger Präzedenzfall geschaffen, und das Urteil findet allgemein Beifall, weniger aber die Rede, die der Oberrichter dabei hielt und die unnütz und taktlos war. Im allgemeinen hat diese Verurteilung den allerbesten Eindruck hier gemacht. Die Sozialisten und Nihilisten sind sehr deprimiert, und Herr Most äußerte, als er abgeführt wurde: „Hier ist die Luft noch schlechter und mehr verdorben als in Rußland, dort wäre es mir nicht so schlecht gegangen!“ Da ich die ganze Sache auf meine eigne Verantwortung in Szene setzte und in Berlin die Sache ganz falsch aufgefaßt wurde, und Bucher und die weisen Geheimräte, die natürlich England besser kennen als ich, stets mit der dieser Klasse innewohnenden dummen Sicherheit behaupteten, an eine Verurteilung sei nicht zu denken, ist es für mich ganz angenehm, daß das gute Resultat mir recht gab. Hätte Most nicht das große Glück gehabt, gerade an den einzigen politisch ganz radikalen Richter Lord Colderidge zu kommen, er hätte sechs bis zehn Jahre Zuchthaus bekommen, denn dieses jetzige Urteil war die mildeste Strafe, die sich überhaupt erkennen ließ, nachdem der Mostsche Appell verworfen war. Mir ist das aber lieber, denn bei einer stärkeren Strafe wäre er als Märtyrer erschienen und würden Gnadengesuche nicht ausgeblieben sein. Die vernünftige Presse findet das Urteil gerecht, nur „Daily News“ und einige radikale Winkelblätter beurteilen die Sache vom

---

[1]) Am 31. Juli 1880 schreibt Münster aus Derneburg: „Ich bin hier und würde mich sehr freuen, wenn Sie mich am Sonntag hier besuchen wollten, da ich am Montag leider nach Kissingen auf einige Tage gehen muß, da ich den unberechenbaren Bismarck in Berlin verfehlte.“

Standpunkt des Preßgewerbes und finden es schrecklich, daß ein Mann wegen eines durch die Presse verübten Verbrechens zu „hard labour“ verurteilt werden konnte.

Politisch ist Ruhe, da es doch scheint, daß der Fürst Alexander in Bulgarien seinen Staatsstreich ruhig durchführen wird. Hier verfällt das Land immer mehr dem sinnlosen Radikalismus, es bereitet sich aber eine starke Reaktion vor. Die ernstlichste Gefahr, die (nach) meiner Meinung England drohen kann, ist der Tunnel mit Frankreich, der anscheinend zustande kommt. Militärisch ist die Gefahr vielleicht nicht so groß, als sie die „Times“ schilderte, obgleich sie doch größer ist als viele glauben, denn solche Werke zerstören sich nicht so leicht als man glaubt, aber moralisch wäre es Englands Untergang, und ungestraft würde es nicht seine natürliche Grenze aufgeben. Es würde England ein Teil Frankreichs werden. Es ist das Verlieren der Jungfräulichkeit, und England könnte leicht Frankreichs Maitresse werden. Jetzt sehen das die wenigsten ein, ich glaube aber, daß bald die öffentliche Meinung sich dagegen doch zeigen wird. In Irland sieht es noch sehr schlecht aus. Die Landbill wird in sehr amendierter Form durchgehen und nichts nützen. Hier wird jetzt eine große Agitation für Retorsionszölle getrieben, die Arbeiter sind fast alle dafür, und das wird der nächste Wahlruf werden.

*

London, 9. März 1884.

Ich wollte gerade die Feder in die Hand nehmen (das ist nämlich keine Redensart, sondern wirklich richtig), um Ihnen zu schreiben und mich zu erkundigen, wie es mit der Kreis- und Provinzialordnung steht und ob irgendeine Möglichkeit wäre, im Herrenhause wenigstens die Verschiebung des Zeitpunktes der Einführung der Provinzialordnung zu erlangen, als ich Ihren liebenswürdigen Brief erhielt. Ich fürchte, daß bei der Stellung der Bureaukratie und bei der verkehrten Auffassung der sogenannten Konservativen aus den östlichen Provinzen nichts im Herrenhause zu machen ist und ein Hingehen nichts nützen würde. Die meisten dieser Herren huldigen anscheinend dem Grundsatze, daß, wenn sie der Schuh drückt, sie ihre Nachbarn zwingen wollen, auch enge Stiefel anzuziehen. Die Kreisordnung wird uns keine bessere Verwaltung bringen als wir sie jetzt haben, und die Provinzialordnung sicher nur viel schlechtere Landtage und Ihnen viel größere Sorge und Mühe und vielleicht gar die Unmöglichkeit, die Verwaltung in der jetzigen guten und für die Provinz nützlichen Weise fortzuführen. Sie haben ganz recht, daß ich sehr ungern aus der Provinzialverwaltung ausscheide und mit dem Bewußtsein sie verlasse, ihr genützt, wenigstens mehr Schaden verhütet zu haben, wenn ich auch in meiner hiesigen Stellung nicht hätte Landtagsmarschall bleiben können, wenn ich nicht eine so tüchtige Kraft wie Sie an der Spitze des Landesdirektoriums gehabt hätte. Diese bureaukratische Gleichmacherei in Preußen wird noch manches verderben und die größere, notwendige Entwicklung des Deutschen Reiches viel mehr stören als günstig für sie wirken.

Die letzten Vorgänge im Reichstage und die ganze Laskerepisode bedaure

ich sehr. Das Repräsentantenhaus in Washington und das dortige Auswärtige Amt begingen der Form nach eine Taktlosigkeit, aber ohne bösen Willen. Hatzfeldt hätte, ehe die Sache an Bismarck gelangte, das Schreiben dem amerikanischen Gesandten persönlich zurückgeben und ihn freundlichst auf die diplomatischen Gebräuche aufmerksam machen sollen, dann gelangte die Sache gar nicht in die Oeffentlichkeit. Ich glaube, daß der verstorbene Bülow so gehandelt haben würde. Die Sache schadet doch dem Fürsten und sieht im Auslande nicht gut aus.[1])

Sie haben ganz recht, daß die hiesigen Verhältnisse, namentlich von weitem gesehen, erscheinen müssen, als sei der Anfang des Endes schon sehr nahe. Die Fortschritte der Demokratie sind allerdings reißend schnell gegangen, der Einfluß der Aristokratie hat enorm gelitten, ebenso wie die Achtung vor dem Königtum, namentlich aber fehlt es an wirklichen Staatsmännern. Wie im Parlamente die alten Traditionen nicht mehr mit Respekt beachtet werden, und es schon notwendig wird, zu Geschäftsordnungsbestimmungen nach miserabelm französischen und belgischen Muster im englischen Unterhause zu greifen, so gehen auch die Traditionen der englischen Politik verloren!! Dabei sind aber der Reichtum und die Kraft, die in der englischen Rasse liegt, Faktoren, die schon in das Gewicht fallen. Physisch und in vieler Hinsicht auch moralisch steht das englische Volk doch noch höher als alle übrigen Nationen, und die wirkliche Zivilisation ist doch die älteste. Manches ist auch da durch den großen Luxus angefressen, im ganzen aber steckt doch noch eine riesige Kraft in diesem Volksstamm. Es wird aber bald Zeit, daß diese Kraft Gelegenheit fände, durch eine große Kalamität, etwa einen Krieg mit Frankreich, sich zu zeigen und neu zu stärken. Diese Ansicht ist bei sehr guten Elementen in England stark vertreten, mehr als man annehmen sollte; die jetzige, in jeder Beziehung schwache und unfähige Regierung kokettiert zwar mit Frankreich, die wirkliche Abneigung unter den beiden Nationen ist aber nach wie vor sehr groß. Die Stimmung in England ist entschieden deutschfreundlich, und es ist zu bedauern, daß die Presse beider Länder stets hetzt und daß auch bei uns ganz falsche Ansichten über England und über die Interessen beider Länder so vielfach verbreitet sind. Die wirklichen Interessen beider Länder führen sie in Wirklichkeit nicht auseinander, im Gegenteil, sie können sich nur gegenseitig nützen, aber niemals wirklich schaden. Wir sind nicht Nachbarn, darin liegt . . . viel, unserm Handel legt England keine Schwierigkeiten in den Weg, im Gegenteil, solange es bei seinen Freihandelsprinzipien bleibt, sind wir im Vorteil. Die Gefahr für Deutschland liegt im Verfall Oesterreichs und im russischen Kolosse. Oesterreich scheint nicht die Kraft zu haben, das Reich als ein österreichisches zusammenzuhalten, und der Auflösungsprozeß, der sich dort vollzieht, ist für Deutschland reich an Gefährlichkeiten aller Art. Daß

---

[1]) Nach dem Tode Laskers in New York hatte das amerikanische Repräsentantenhaus eine Resolution gefaßt, die dem deutschen Volke sein Mitgefühl bei dem Verluste dieses Politikers aussprechen sollte. Bismarck lehnte es ab, die Resolution dem Reichstage zu übermitteln und sandte sie nach Washington zurück. In einer Reichstagsrede motivierte er am 13. März, weshalb er „in höflicher Weise die ihm zugedachte Briefträgerrolle“ abgelehnt habe.

wir mit Oesterreich jetzt gute Freunde sind, ist ja ganz richtig und erfreulich, sollten wir uns aber jemals auf diesen Freundschaftsstab stützen wollen, so würde er uns in der Hand zerbrechen. Für Deutschlands Zukunft ist mir aber trotz aller Gefahren nicht bange, auch dann nicht, wenn B(ismarck) uns einmal fehlen wird, Deutschlands Kraft und Größe liegt nicht in dem einen Mann, leider hat man vielfach im In- und Ausland diese Ansicht, nein, sie liegt auch in der Tüchtigkeit unsers Volkes, unsrer Rasse, in dem Nationalgefühl, dem monarchischen Sinne und den Heereseinrichtungen, die so kein Land (wird) nachmachen können.

*

London, 8. April (1884).[1]

So ist denn das Schicksal des Provinziallandtages entschieden, und ich werde wohl zum letzten Male diesen Herbst in Hannover erscheinen. Ich will hoffen, daß die Verwaltung dabei gewinnen wird, zweifle aber daran!! Ich habe die Erfahrungen . . . . . reichlich gemacht, und beneide Sie nicht um das, was Ihnen bevorsteht. Die Ritter verdienen ihr Schicksal, aber für die Provinz ist es doch schade . . . Ich hatte nämlich den Kronprinzen hier, er war aber sehr eilig, kam Donnerstag morgen und ging am Sonnabend abend schon wieder zurück. Er schien doch wegen des Kaisers Gesundheit etwas besorgt zu sein. Bismarck soll es ja merkwürdig gut gehen. Politisch nicht viel Neues. In Aegypten geht es schlecht. Jetzt werden die Engländer die finanzielle Regelung vornehmen, und da sie die Garantie nicht übernehmen wollen, wird das keine leichte Aufgabe sein. Gladstone hält sich, solange er mit diesem Unterhause arbeiten kann. Muß er auflösen, so wird sich die Sache ändern, denn es geht ein sehr konservativer Luftzug durchs Land.

*

London, 15. Mai 1884.

Politisch kann ich nicht viel Neues melden. Mein Aufenthalt in Berlin war sehr nützlich, da ich manches Mißverständnis habe aufklären können. Ich wollte, Sie kämen einmal her und könnten hier einige Zeit bleiben und mit den hiesigen Staatsmännern und namentlich den Deutschen in der City, die den Handel im großen und die Welt kennen, verkehren. Es würden die Kolonialillusionen, in denen Sie auch befangen sind, und manche Vorurteile, die Sie haben, schwinden. Ich bin durchaus nicht blind und kenne . . . Englands schwache Seiten genau, weiß auch, daß nichts unsinniger ist, das, was uns hier gut scheint, blind nachmachen zu wollen, habe von diesem Parlamentarismus längst meine Illusionen . . . verloren. Ich bewundere dieses Land, gerade weil es so schlecht regiert wird und doch in sich noch viel gesünder ist als es namentlich von fern erscheint.

Sie wissen, daß ich die Kolonisationsidee für uns für ganz unpraktisch, nicht auszuführen und nicht wünschenswert erachte. Die Grundidee, von der man dabei ausgeht, daß nämlich der deutsche Auswanderer in einer deutschen Kolonie dem Vaterland mehr zugute kommt, als der jetzt im Auslande oder in

---

[1]) Durch Gesetz vom 7. Mai 1884 wurde die für die östlichen Provinzen bestehende Provinzialordnung mit einigen Aenderungen auch für die Provinz Hannover eingeführt.

Kolonien lebende, ist an und für sich in der Praxis nicht so. Es hat sich immer gezeigt, daß, solange es den Kolonien schlecht geht, solange sie Schutz gebrauchen, so lange hängen sie mit dem Mutterlande zusammen, nachher trennen sie sich. Haben die Kolonien Holland, Spanien, Portugal vom Rückgang und halben Untergang gerettet? England selbst wird in weiter Zukunft an der Konkurrenz mit den eignen Kolonien zugrunde gehen! Früher war der Deutsche in der Fremde etwas ganz andres als er jetzt ist, er suchte so rasch als möglich seine Nationalität loszuwerden, weil er zu keiner eigentlichen Nation gehörte, jetzt ist das ganz anders. Wir müssen aber auch unsre Gesetze ändern und nicht die haarsträubende Bestimmung aufrechterhalten, daß ein Deutscher, wenn er zehn Jahre im Auslande ist und seine Matrikel in irgendeinem Konsulate nicht erneuert, aufhört, Deutscher zu sein. Während man noch solche Bestimmungen hält, spricht man von Kolonien, von Schutz der Deutschen, das ist geradezu komisch, daß man durch solche Bestimmungen die Deutschen, die man schützen sollte, selbst von sich treibt. Für richtig halte ich die Idee, Dampferlinien zu subventionieren und somit den Deutschen eine regelmäßige Verbindung mit der Heimat zu sichern und, wie ich Ihnen schon immer sagte, erst vor der eignen Tür kehren, Ostsee und Nordsee verbinden, sich unabhängig von Dänemark und der Skandinavischen Republik machen, und Helgoland[1]) erwerben. Ich will Sie mit meinen Ideen nicht länger langweilen. Ich bedaure zu sehr, daß das Todesurteil unsers guten Provinziallandtages unterschrieben wurde.

*

London, 26. Oktober 1884.

Ich sehe mit großem Interesse nach der Heimat und hoffe, Sie werden mir Ihre Berliner Eindrücke mitteilen und mir sagen, was Sie über Braunschweig wissen und gehört haben. Der Herzog von Cumberland kann seinen Ratgebern

---

[1]) Diese erste Erwähnung einer möglichen Erwerbung von Helgoland in Verbindung mit den deutschen Kolonialplänen im Mai 1884 ist sehr beachtenswert. Wenige Monate darauf, im Mai 1884, machte Bismarck durch den Grafen Münster den ersten Versuch, in vorsichtiger Weise Helgoland als etwaiges Kompensationsobjekt in den kolonialen Schwierigkeiten der englischen Regierung namhaft zu machen. Das ist neuerdings aus den Papieren Lord Granvilles bekannt geworden. Am 16. August 1884 schrieb Lord Granville an Lord Northbrook: „Münster sounded, or rather told me he was about sounding, me as to Heligoland. He said that the Chancellor was bent opening a way into the Baltic, that for this purpose there ought to be a great harbour at Heligoland, that we could not be expected to spend the large capital required, that Germany was ready to do if ceded to her, and to admit England to all the advantages of it. He begged me not to mention it even to my colleagues. I only did so to Gladstone, and we agreed upon a dilatory course." (Life of Lord Granville 2, 361.) Die englische Regierung behandelte den Gedanken zunächst dilatorisch; Lord Granville hielt die Abtretung zwar für unpopulär an sich, aber urteilte trotzdem: „It sometimes occurs to me whether it would not be a price worth paying, if it could secure a perfectly satisfactory end to the Egyptian financial mess." Der Antrag des unabhängigen Konservativen Sir John Gorst im Unterhause war vielleicht ein auf die englische öffentliche Meinung berechneter Fühler. Zu Anfang des Jahres 1885, als der englisch-russische Konflikt sich zuspitzte, kam Bismarck auf den Plan zurück. (Life of Lord Granville 2, 425.)

danken, die bringen ihn noch um alles. Eine solche Proklamation,[1]) bevor er seinen früheren Brief zurücknahm, und die Kühnheit, diese Proklamation an den Kaiser zu senden, ist doch der Superlativ. Glaubt er denn, daß durch die so ausgesprochene Anerkennung des Reiches irgend jemand sich würde düpieren lassen. Wie wird es aber? Werden die Erbrechte des Sohnes übergangen werden können? Und wer wird Regent? Oder welches sind die Ideen, die in Berlin darüber herrschen? Ist die Wahlrede des Herrn X. so, wie sie die Norddeutsche Allgemeine Zeitung wiedergab, so begreife ich nicht, daß man nicht doch einmal einen Hochverratsprozeß versucht. Ich finde, man sollte solches Treiben doch nicht zu lange dulden, das verdunkelt die Ideen und gibt doch ganz falsche Ideen von dem, was man seinem Vaterlande und der eignen Nation schuldet. Obgleich man mich als Engländer verschreit, bin ich doch ein viel besserer Deutscher als die meisten unsrer hannoverschen Standesgenossen.

Ich bin jetzt wieder schon über eine Woche hier. Ich hoffe, das Verhältnis zu England, über welches Sie meiner Meinung nach durchaus nicht richtig urteilen und voller Vorurteile sind,[2]) wird sich bessern, hier geschieht alles dazu, man will mit Deutschland gut stehen und tut wirklich alles, um das zu erreichen. Ich bin überzeugt davon, daß die Kongokonferenz, bei der Deutschland dieselben Interessen hat, in der Beziehung gut wirken wird, und daß die Engländer unsre Akquisition in Westafrika uns mißgönnen, kann nur der glauben, der über die dortigen Verhältnisse keine richtigen Vorstellungen hat. Die Engländer kennen Afrika und wissen zu gut, daß dort nichts zu holen ist. Ich habe Briefe unsrer Offiziere gesehen, die jetzt an der afrikanischen Küste mit Nachtigall sind, und was sie sagen, bestätigt meine früheren Ansichten vollkommen. Keiner wird sich mehr freuen als ich, wenn ich mich irren sollte. Glauben Sie mir, die Opfer, die wir in Westafrika des Klimas wegen an Menschen und Geld mit der Zeit bringen werden, sind bedeutender als man glaubt. Ein paar Leute wie Woermann und Lüderitz mögen möglicherweise Gewinn davon ziehen, aber selbst das ist noch nicht ganz sicher.

Ich kenne hier viele deutsche Kaufleute, bedeutende Männer im afrikanischen Handel, und was die darüber sagen, ist nicht ermutigend. Dagegen hoffe ich sehr, daß die Dampfervorlage durchgeht. Die sechs Millionen Mark jährlich können sich gut bezahlt machen. Ich will nur hoffen, daß der französisch-chinesische Krieg (der sonderbarerweise noch immer nicht erklärt ist) unserm Handel, der dort sehr bedeutend ist, nicht zu viel schadet. Die Erklärung der Blockade in Formosa ist ein schlechter Anfang. Die Franzosen müssen große Anstrengungen machen, und am 15. November gehen 15000 Mann Verstärkungen

[1]) Patent, in dem der Herzog von Cumberland nach dem Tode Herzog Wilhelms von Braunschweig Besitz ergriff, indem er erklärte, der deutschen Reichsverfassung gemäß regieren zu wollen.

[2]) Bennigsen nahm an den Anfängen der deutschen Kolonialbewegung regen Anteil, während Graf Münster ihr sehr skeptisch gegenüberstand.

ab. Hier ist man sehr unruhig darüber und fürchtet allerhand Komplikationen. Mr. Gladstone führt seine Kampagne gegen das Oberhaus, welches entschlossen ist, nicht nachzugeben, wenn er nicht die Garantie gibt, daß er das Reformgesetz nicht eher einführen will, als bis die Wahldistriktseinteilung vorgelegt und von beiden Häusern gutgeheißen wird. Die Parteien stehen sich jetzt schroffer gegenüber als im Sommer, und man kann kaum an einen Ausgleich glauben. Es muß schließlich doch wohl zur Auflösung dieses Parlaments kommen, so sehr sich auch Mr. Gladstone dagegen sträubt.

Die vielen Zeitungsangriffe gegen mich und die Nachrichten über meine Abberufung, die man einen Augenblick hier glaubte, haben zur Folge gehabt, daß ich hier von allen Seiten, von Engländern und den vielen hiesigen Deutschen, äußerst freundlich aufgenommen worden bin. Mir ist es schwer geworden, mich von der Provinzialverwaltung zu trennen, ob ich wieder komme, scheint mir zweifelhaft, und ich halte doch immer auch dadurch einen Fuß im Vaterlande und komme doch schließlich in Berührung mit meiner Heimatprovinz und vielen Männern, die mir wie Sie doch lieb und teuer sind.

*

London, 16. November 1884.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre freundlichen Zeilen, die mich sehr interessierten. Was Sie über Braunschweig sagen, stimmt mit dem überein, was ich von Braunschweig höre. Der Herzog von Cumberland ist doch zu schlecht beraten. Unendlich blind muß er sein, daß er nicht sieht, wie die klugen ultramontanen Affen, die ihn beraten, den Ast nicht absägen werden, auf dem sie sitzen und ihn auslachen. Der alte Malortie hatte recht, als er noch diesen Sommer den Herzog von Cumberland beschwor, ehe der Herzog von Braunschweig stürbe, Frieden zu machen. Er wollte ihn bewegen, diesen Sommer nach Gastein oder Ischl zum Kaiser zu gehen, um mit ihm Frieden zu schließen. Er tat es nicht, und nun wird die alte Welfendynastie das Schicksal der Stuarts noch erfahren. Was Sie über den Staatsrat schreiben, hörte ich auch von andrer Seite. Die ganze Schöpfung oder Renaissance soll Bismarck schon leid und den Geheimen Räten ein Greuel sein.

Ueber hiesige Zustände ist nicht viel Erfreuliches zu melden. Die Reformbill ist jetzt vom Unterhaus in derselben Form wie Ende des Sommers an das Oberhaus gebracht. Mr. Gladstone verweigert die Wahldistriktseinteilung gleichzeitig vorzulegen, und das Oberhaus wird fest bleiben. Nun wird Gladstone versuchen, einen Pairsschub zu machen. Die Königin wird sich widersetzen. Ob er dann auflösen wird, läßt sich noch nicht im voraus sagen. Bei einer Auflösung würden die Konservativen sehr gewinnen, und die Hetzereien gegen das Oberhaus haben im Lande nicht viel Echo und Boden gefunden. Die ägyptischen Angelegenheiten sind die Gefahr für das Kabinett Gladstone; in der Frage hat er die überwiegende Majorität des Landes gegen sich. — —

Ich war vorige Woche in Bradford, wo ich im Bazar für die deutsche Kirche war und mir die deutsche Kaufmannschaft, die sehr bedeutend und

geachtet ist, ein großes, ganz deutsches Diner gab. Der Vorteil, den das Reich brachte, macht sich im Auslande weit mehr fühlbar als in Deutschland selbst. Vor 1870 dachten die Deutschen nicht daran, selbst deutsche Gemeinden zu gründen, jetzt überall. Und statt sich mit Westafrika und solchen meiner festen Ueberzeugung nach unpraktischen Dingen zu amüsieren und Tausende von guten Menschen einem schlechten Klima zu opfern, soll man die Deutschen an die Heimat zu fesseln und den Zusammenhang mit ihnen zu erhalten suchen. Die Dampferlinien sind ein Anfang dazu, obgleich ich glaube, daß sie anfänglich Antwerpen und Rotterdam mehr nützen werden als unsern Häfen, die dazu noch nicht ganz stark genug sind. Trotzdem würde mich das aber nicht davon abhalten, weil indirekt der deutsche Handel doch davon profitiert, wenn auch vorläufig durch fremde Häfen.

*

Ganz vertraulich. London, 7. April 1885.

Ich habe lange nichts von Ihnen gehört und möchte von Ihnen gern wissen, wie es mit den Aussichten auf den neuen Provinziallandtag steht? wann der Ausschuß zum letztenmal zusammenkommt? und wann der neue Provinziallandtag zusammentreten muß und auf wie lange? Das alles wird nun Einfluß auf meine Entschlüsse haben. Ich habe als Kandidat nicht auftreten wollen (das werden Sie begreifen), wenn aber meine Landsleute mich ohne das wählen, so werde ich sehen, was ich tue, und deshalb bitte ich um baldigste Nachricht und Ihren Rat.

Die Kolonialschwierigkeiten sind, soweit sie England betreffen, beseitigt. Ich will auf diese Frage nicht weiter eingehen, habe jetzt die Sache nach allen Seiten prüfen und erwägen können und habe alle Information, die in Deutschland so nicht zu haben ist wie hier. Ich bin in meinen Meinungen nur bestärkt worden, und werde ich Sie, davon überzeugt, in der Zukunft auch überzeugen.

Weit gefährlicher ist jetzt der zwischen England und Rußland drohende Krieg. In Berlin will man noch nicht daran glauben, daß hier die Sache ernst aufgefaßt und ernstlich betrieben werden würde. Man hat die elende Politik Gladstones in der ägyptischen Frage vor Augen und hat sich durch Presse und oberflächliche Urteile solcher Leute, die dieses Land und die Kraft der Nation und des Reichtums nicht kennen, daran gewöhnt, England zu unterschätzen. In bezug auf die Erhaltung des für bedroht gehaltenen indischen Reiches sind alle Parteien einig wie ein Mann, da muß die Regierung, sie mag wollen oder nicht. Die Vorbereitungen zum Kriege werden mit der größten Energie geführt, und hier glaubt man ganz allgemein an Krieg. Ich habe bisher noch gehofft, obgleich ich von vornherein die Sache für Ernst angesehen habe, daß Rußland entschieden die Sache nicht auf die Spitze treiben und mit dem Vorschieben auf Afghanistan zu etwas anhalten und sich erst in Turkomanien etwas häuslicher und mit Eisenbahnen einrichten würde, und jetzt den Krieg nicht wolle. Die vernünftigen Leute in Rußland denken so, leider scheinen aber die unvernünftigen wieder die Oberhand zu gewinnen. Vor einigen Tagen noch ließen die Verhandlungen hoffen, daß man zur Verständigung über die Prüfung der Grenzfrage und Grenz-

regulierung gelangen würde. Seit einigen Tagen hat aber die Sache ein ernsteres Ansehen. Ich würde diesen Krieg in diesem Augenblick für uns nicht wünschen, denn wenn wir uns auch nicht daran beteiligen werden und stark genug sind, um das zu können, unser Handel auch sogar anfangs manchen Vorteil davon haben wird, so werden durch die vielen russischen Papiere, welche die Juden so massenweise in Deutschland untergebracht haben, entschieden viele Verluste entstehen, und wir spielen auch schon eine Rolle im Welthandel, die doch estimiert werden würde. Ich hoffe deshalb noch immer, daß es vermieden werden könne, fürchte aber sehr, daß die Gefahr größer ist, als man auf dem Kontinent meint. Behalten Sie diese Nachricht für sich, da ich nicht gern als Schwarzseher angesehen würde und nicht die Friedensseligkeit, in der man sich in Deutschland noch bestärkt, stören möchte. Alle meine Kollegen, vom Russen bis zum Vertreter des kleinsten Landes, sind der Meinung, daß die Lage eine sehr ernste ist, und alle sind erstaunt darüber, wie ruhig die kontinentalen Geldmänner die Sachen ansehen. Hier hat sich die City und Börse schon ganz darauf eingerichtet und hat alle russischen Werte, leider in großen Massen in Deutschland, abgesetzt.

Sagen Sie mir bald Antwort auf meine Frage wegen des Provinziallandtages, und bewahren Sie mir Ihre Freundschaft auch dann, wenn wir, wie bisher, nicht mehr in geschäftlichem Verkehr bleiben sollten.

*

London, 17. April 1885.

Ich habe die Wahl angenommen, ich kann ja später immer zurücktreten, wenn ich es aus irgendeinem Grunde wünschen sollte. Bei dem Uebergange in die neuen Verhältnisse kann ich doch vielleicht von einigem Nutzen sein ...

Krieg und Frieden halten sich noch die Wage, obgleich in den letzten Tagen hier und in St. Petersburg die friedliche Strömung die Oberhand gewinnt. Dabei wird aber noch in beiden Ländern mit allen Kräften gerüstet, und die Presse tut auch in beiden Ländern alles, um den Krieg zu schüren. Ich hoffe noch immer, daß er vermieden werden kann, es hängt aber von Zufälligkeiten ab. Beide Regierungen, das Ministerium hier und der Kaiser und Herr von Giers sind zu schwach, und darin erblicke ich die hauptsächlichste Gefahr, denn es ist leichter Krieg machen als den Krieg vermeiden, wenn die Gemüter so erregt sind wie in diesem Augenblicke.

Daß Windthorst in den Provinziallandtag gewählt wurde, ist mir sehr lieb. Er wird der Vermittlung unbedingt auch in Berlin nutzen können, und kann weniger intrigieren, als er es früher, wenn er nicht Mitglied war, getan. Ich glaube, er würde ein gutes Ausschußmitglied sein und Ihre Verwaltung eher stärken als stören.

In Berlin soll enorm an russischen Papieren verloren worden sein. Die Differenz, die Bleichröder allein hier zu zahlen hatte, soll auf eine Million Pfund sich belaufen, hoffentlich für ihn ist mit fremdes und russisches Geld dabeigewesen. Die Kriegs- und Friedensnachrichten sind mit Vorsicht aufzunehmen, da die meisten Telegramme den Börsenmännern ihre Existenz verdanken.

*

London, 26. Mai 1885.

... Nehme ich noch einmal das Präsidium (des Provinziallandtages) an, so tue ich es aus Freundschaft für Sie und Liebe zur Provinzialverwaltung, weil ich annehme, daß ich einiges dazu beitragen könnte, den Uebergang zu den neuen Verhältnissen zu erleichtern, und unter Umständen doch nützlich sein könnte. Politisch sind die Zustände hier unsicher, der russisch-englische Konflikt wird, wie es scheint, ausgeglichen, d. h. verschoben, wenn die Militärpartei in Rußland nicht doch noch die ruhigen vernünftigen Elemente überflügelt, wozu noch immer Gefahr vorhanden ist. Die ganzen Verhandlungen werden von russischer Seite absichtlich in die Länge gezogen und das gefällt mir nicht.

Meine Beziehungen zu deutschen Gelehrten

Von

Sir Henry Roscoe

Ich komme gerne dem freundlichen Wunsche des Herausgebers der „Deutschen Revue" nach, ihm einige Erinnerungen an meine alten deutschen wissenschaftlichen Freunde zu senden, denn diese Erinnerungen gehören für mich zu den glücklichsten meines Lebens. Vor allem möchte ich zum Ausdruck bringen, wie glücklich wir Männer der Wissenschaft in unsrer Verbrüderung sind: „La Science n'a pas de Patrie." Als junger Student der Chemie wurde ich in Deutschland im Anfang der fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts mit aller Liebe und Güte, die das Herz nur begehren konnte, aufgenommen. Ich fühlte mich in Deutschland sogleich „zu Hause", und auf die Jahre, die ich in „Alt-Heidelberg der Feinen" zubrachte, blicke ich mit dem Gefühl zurück, daß sie nicht nur zu den angenehmsten, sondern vielleicht auch zu den fruchtbarsten meines Lebens zählen. Dann möchte ich auch die Liberalität der deutschen Regierungen gegen die ausländischen Studenten rühmend hervorheben. Ihr Entgegenkommen kann nicht übertroffen werden. Alle Hilfsmittel der Universität werden ihnen bedingungslos zur Verfügung gestellt — nicht eine Spur oder ein Schatten von Unterschied war zu bemerken zwischen der Behandlung meiner Person, eines Ausländers, und der meiner auf deutschem Boden geborenen Kommilitonen. Ich wurde, ohne ausgefragt zu werden, zu den Vorlesungen und den Uebungen in den Laboratorien der Ruperto-Carola zugelassen gegen Erlegung von Kollegiengeldern, die nach meinen englischen Begriffen lächerlich gering waren, viel geringer als die, welche für ähnliche Kurse an englischen Universitäten verlangt werden. Darin und in dieser Beziehung fühlte ich mich der badischen Regierung verpflichtet, denn die Universität ist in Deutschland ein Staatsinstitut, während in England keine derartige Beziehung besteht. Aber schließlich sind Pfunde, Schillings und Pence von geringer Bedeutung im Vergleich zu der Freundschaft und dem wissenschaftlichen Verkehr mit einigen der

hervorragendsten Männer der Zeit, und diese genoß ich in vollem Maße. Unter diesen Männern steht in erster Reihe Robert Bunsen.

Ich habe es nicht nötig, mich hier über seine hohe wissenschaftliche Stellung zu verbreiten, denn ist sein Name nicht eine Parole in ganz Deutschland, wo Wissenschaft und wissenschaftlicher Fortschritt gewürdigt werden? Für mich genügt es, meine persönlichen Erinnerungen an einen Mann wiederzugeben, den kennen gleichbedeutend war mit ihn verehren und lieben, mit dem zu arbeiten ein Vorzug war und dessen Andenken immer lebendig bleiben wird bei denen, die ihn kannten.

Es war im Herbst 1853, als ich dem Manne, der nicht nur mein Lehrer, sondern auch mein intimer Freund werden sollte und dem ich mehr, als ich sagen kann, verdanke, durch Professor von Mohl, den Vater von Frau von Helmholtz, der damals in Heidelberg Professor des Völkerrechts war, vorgestellt wurde. Bunsens Name war zu jener Zeit in der ganzen Welt bekannt, nicht nur als der eines großen Forschers, sondern auch als der eines großen Lehrers, und Männer aus allen Ländern strömten nach Heidelberg, um unter ihm zu studieren. Er war gerade von Breslau berufen worden, um die Professur für Chemie in Heidelberg zu übernehmen als Nachfolger Leopold Gmelins, des Verfassers des großen „Handbuches", das treffend als „die Bibel der Chemie" bezeichnet worden ist. Niemals werde ich den ersten Anblick des „Meisters" vergessen. Bunsen war damals auf der Höhe sowohl seiner physischen wie seiner geistigen Kräfte. Er war sechs Fuß groß, von gutproportionierter mächtiger Gestalt, sein Wesen war von freundlicher Würde, in seinem Gesichtsausdruck sprach sich Güte und ungewöhnliche Intelligenz aus. Dieser erste Eindruck von seiner Persönlichkeit und seinem Charakter änderte sich niemals; je vertrauter meine Bekanntschaft mit ihm wurde, um so mehr hatte ich Ursache, ihn zu verehren und zu bewundern.

Wie die meisten großen Männer war er eine einfache Natur, sein Herz war frei von Arglist und sein Temperament gleichmäßig und liebenswürdig. Während meiner langen und intimen Freundschaft mit ihm hörte ich ihn niemals irgendeine böse Bemerkung machen; selbst einen nachlässigen Studenten, der irgendeinen dummen Fehler in seiner analytischen Arbeit gemacht hatte, tadelte er nur mit den Worten: „Mein Gott, wie konnten Sie so was tun?" Fremden gegenüber war sein Wesen heiter, aber von ruhiger Würde, es lag etwas darin, was ihnen rasch die Befangenheit nahm, was Vertrauen erweckte und Ehrfurcht gebot. Alle, die mit ihm in Berührung kamen, erkannten sofort, daß er ein Mann war, dem die höchste Achtung gebührte und der zu gleicher Zeit unbedingt vertrauenswürdig war, während diejenigen, die durch seine Freundschaft ausgezeichnet wurden, wußten, daß er von niemand an wahrer Bescheidenheit und Herzensgröße übertroffen wurde. Für sie war er der „Chevalier sans peur et sans reproche", so daß seine Gesellschaft, ob sozial oder wissenschaftlich, ein Ding war, auf das sie stolz waren und das eine der erfreulichsten und wertvollsten Erinnerungen ihres Lebens bildete. Er hatte sehr strenge Ansichten, die

er gewohnt war gelegentlich auszusprechen, aber er war immer rücksichtsvoll und großherzig gegen die Meinungen andrer. Einfachheit und Aufrichtigkeit waren seine charakteristischen Eigenschaften, Ueberhebung und Doppelzüngigkeit waren ihm verhaßt. Ganz seiner Wissenschaft ergeben, haßte er die Eitelkeit und verachtete die Popularitätshascherei. Er war von so zurückhaltendem Wesen, daß es schwer war, ihn zur Teilnahme an öffentlichen Verhandlungen zu bewegen, und obwohl er von den Höchstgestellten im Land und von wissenschaftlichen Gesellschaften in der ganzen Welt mit Ehren überhäuft wurde, so nahm er diese Auszeichnungen mehr für die Wissenschaft als für seine Person entgegen. Sein inneres Leben war voll Interessen.

Was läßt sich zum Beispiel im politischen oder sozialen Leben vergleichen mit der von Bunsen und seinem Freunde Kirchhoff gemachten Entdeckung von der Zusammensetzung der Sonnenatmosphäre und sogar von Fixsternen, die so weit entfernt sind, daß ihr Licht, das eine Geschwindigkeit von 186 000 (englischen) Meilen in der Sekunde hat, schon vor Jahren erloschen sein kann und jetzt noch die Erde erreicht, um die Geschichte von seiner chemischen Zusammensetzung zu erzählen? In der Tat, wie arm und winzig erscheinen die Ereignisse des alltäglichen Lebens, selbst die größten, wenn man sie mit einer Entdeckung vergleicht, die uns die Einheit der Natur darlegt und uns beweist, daß Eisen und Wasserstoff und Kalzium, Dinge, die wir auf unsrer unbedeutenden Erde in Gebrauch nehmen können, nicht ihr eigentümliche Substanzen, sondern die Stoffe sind, aus denen das Universum aufgebaut ist. Ich werde niemals die Wirkung vergessen, die es auf mich machte, als ich durch Kirchhoffs großartiges Spektroskop sah, denn im Augenblick sah ich, daß sowohl der Lage wie der relativen Intensität nach die dunkeln Sonnenlinien mit den hellen Linien des irdischen Eisens identisch sind, und die Wahrheit, daß das Eisen, wie wir es hier kennen, auch auf der Sonne vorhanden ist, blitzte plötzlich in meinem Geiste auf.

Ein andrer bemerkenswerter und hervorragender Charakterzug Bunsens war sein Sinn für Humor, ohne den das Leben wirklich nur eine alberne Geschichte ist. Diese seine Eigenschaft machte den Verkehr mit ihm für seine Freunde, die dessen Wert ohnehin hochzuschätzen wußten, ganz besonders reizvoll und genußreich, und seine witzigen Aussprüche wanderten von Mund zu Mund als „Bunsens neuester Witz". Niemals aber hatten sie den Charakter einer Bosheit, denn diese war seinem ganzen Wesen fremd. Man könnte Seiten füllen mit Anekdoten von ihm, mit „Bunseniana", aber hier müssen eine oder zwei genügen.

Bunsen, Kirchhoff und ich reisten im Herbst 1862 in England, und bei einem Gartenfest in London, auf dem ich das Vergnügen hatte, sie Michael Faraday vorzustellen, machte Bunsen mit einer Dame Bekanntschaft, die ihn mit seinem Vetter Ritter von Bunsen verwechselte und ihn folgendermaßen ansprach: „Haben Sie je Ihr großes Werk über ‚Gott in der Geschichte' vollendet?" — „Leider nicht," antwortete Bunsen, „mein frühzeitiger Tod hat mich gehindert, mein Vorhaben auszuführen."

Bunsen war, wie viele von ihrem besonderen Beruf vollständig in Anspruch genommene Männer, oft geistesabwesend, und es sind viele gelungene Geschichten im Umlauf über die Mißverständnisse, die ihm infolgedessen unwissentlich passierten. Es machte ihm, wie allgemein bekannt war, große Schwierigkeit, Namen zu behalten. Eines Tages ließ sich ein Besucher bei ihm melden, dessen Namen er bei der Vorstellung überhörte, da er an Schwerhörigkeit litt, aber er kam mit sich überein, daß es entweder Strecker oder Kekulé sein müsse. Er bemühte sich während des Gesprächs, jedoch ohne Erfolg, herauszubringen, welcher von diesen beiden Männern es sei; zuerst dachte er, es wäre Kekulé, und dann war er überzeugt, daß er mit Strecker spreche. Schließlich jedoch kam er zu der Ueberzeugung, daß es Kekulé sei. Als sein Begleiter sich verabschiedete, bemerkte Bunsen vertraulich: „Wissen Sie, daß ich Sie einen Augenblick für Strecker gehalten habe?" — „Der bin ich auch," war die Antwort des erstaunten Besuchers.

Einer der schönsten Züge in Bunsens Charakter war sein liebevolles Wesen. Und in der Liebe hat ein Mann in Wahrheit seinen Lohn, denn sie ist, wie Mark Twain sagt, der letzte und endgültige Lohn, den jedermann durch seinen Charakter oder seine Taten erlangen kann. Die Liebe aller jener, die Bunsen kannten, besaß er in vollem Maße. Wie John Dalton pflegte er zu sagen, daß er niemals Zeit gefunden habe, sich zu verheiraten, und man kann es nur bedauern, daß diese Seite seines Charakters nicht freier zur Entwicklung gelangt ist, wie es der Fall gewesen wäre, wenn er das Glück der Ehe und eines schönen Familienlebens genossen hätte. In der Tat drückte ihn die Einsamkeit seines Lebens, besonders als er alt wurde. Oftmals, wenn ich ihm nach meinem Sommerbesuche Lebewohl sagte, lächelte er traurig und sagte: „Jetzt verlassen Sie mich wieder in meiner Einsamkeit."

Die vielen Briefe von seiner Hand aus den dreißig Jahren, während deren er die Gewohnheit hatte mir zu schreiben, enthalten immer und immer wieder Ausdrücke seiner Freundschaft und Güte, und ich würde gern recht viele davon hier anführen, aber ein oder zwei Auszüge müssen genügen. Das folgende bezieht sich auf einen Artikel über sein Leben und seine Arbeiten, der im Jahre 1881 in den Spalten der „Nature" mit einem Bildnisse erschien:

„Die freundlichen Dinge, die Sie von mir in der ‚Nature' sagen, rühren mich um so mehr, als ich in ihnen den getreuen Ausdruck Ihrer alten echten Freundschaft für mich sehe, die eine der großen Freuden meines Alters ist. Wenn man, wie ich es in einigen Tagen tun werde, den siebzigsten Geburtstag erreicht, so hat man nur noch eine kurze Spanne Zeit leiblichen und geistigen Verfalls zu durchleben. Vor diesem Zeitabschnitt meines Lebens stehend, fühle ich so deutlich wie je, wie bescheiden und jämmerlich klein das Stück ist, das ich dem Bau der Wissenschaft hinzugefügt habe. In den Jahren, denen ich mich rasch nähere, lebt man mehr in der Erinnerung an die vergangenen glücklichen Tage als in der Gegenwart; und zu den erfreulichsten unter ihnen gehören jene, die wir seit vielen Jahren in treuer Freundschaft miteinander verbracht haben."

Ein andrer rührender Beweis seines liebevollen Herzens war eine Bemerkung, die er machte, als man ihm eines Tages zum Empfang irgendeiner hohen Auszeichnung gratulierte: „Ach, der einzige Wert, den solche Dinge für mich hatten, war, daß sie meiner Mutter gefielen, und die ist jetzt tot."

Die Gefühle der Liebe und fast der Ehrfurcht, die seine Schüler für ihn hegten, kamen in einer Adresse zum Ausdruck, die diese ihm im Jahre 1881 bei Gelegenheit der Jubiläumsfeier seiner Promotion zum Doktor überreichten. Daß diese Gefühle gegenseitig waren, zeigte sich in den nachfolgenden, an mich gerichteten Worten:

„Mein sehr geliebter Freund!

Bitte, nehmen Sie meinen herzlichsten Dank entgegen für alle die Güte, die Sie mir bei dieser Gelegenheit, die für mich so aufregend gewesen ist, erwiesen haben. Was mir von allem freundschaftlichen Interesse, das mir bezeigt worden ist, die größte und herzlichste Freude gemacht hat, das waren die Glückwünsche, die Ihre Unterschrift trugen unter denen von so vielen alten Freunden und von den Gebern des schönen und kunstvollen Geschenkes, das ich am fünfzigsten Jahrestage meiner Promotion aus den Händen Baeyers erhielt.

Ich und alle Freunde werden uns freuen, Sie zu sehen. Ich war an meinem Jubiläumstage nicht hier, weil ich hoffte, auf diese Weise aller offiziellen Beachtung zu entschlüpfen, aber bei meiner Rückkehr fand ich so viele Beweise freundlichen Interesses, daß ich kaum weiß, wie es für mich möglich sein wird, jeden einzelnen zu beantworten ... und so fange ich an, mich nach allem, was ich durchgemacht habe, recht erschöpft zu fühlen; ich sehne mich herzlichst nach Ihrem freundschaftlichen Besuch, der für mich die beste Medizin sein wird."

Die Flucht der Hauptfigur von der Bühne ist für den Mann sehr charakteristisch, und Kopp schrieb darüber im Januar 1882 an mich:

„Wir hatten Sie zum Jubiläum erwartet. Bunsen hatte sich mit ein paar vertrauten Freunden in Gugenheim an der Bergstraße versteckt, er hatte seinen Zufluchtsort auf einer Karte notiert, die Ihnen im Falle Ihrer Ankunft meine Frau persönlich übergeben sollte. Bunsen nahm das Unvermeidliche gut auf und nicht ganz ohne Freude. Er ist sehr frisch und wohl, abgesehen von seinem fast beständigen Bronchialkatarrh; er brummt viel und ist somit vollständig normal."

Bunsen pflegte zu sagen, daß es zwei Klassen von Männern gebe, die für die Wissenschaft arbeiteten; die erste sei die der Forscher, der Entdecker der Naturgeheimnisse, die zweite Klasse die der Männer, welche diese Kenntnisse zur Förderung der Künste und Industrien in Anwendung bringen. Welcher von diesen Klassen die Palme gegeben werden soll, mag Ansichtssache sein, aber oft ist es mehr die letztere als die erstere, der das Lob und die Anerkennung der Welt gespendet wird.

Der Gedanke, Geld aus seinen Entdeckungen herauszuschlagen oder sie patentieren zu lassen, kam Bunsen niemals in den Sinn. Ich erinnere mich,

daß wir einmal von einem früheren Schüler sprachen, von dessen wissenschaftlicher Bedeutung er eine hohe Meinung hatte. „Ich kann diesen Mann nicht verstehen," sagte er, „er hat gewiß viel wissenschaftliches Talent, und doch denkt er nur daran, Geld zu verdienen, und es wurde mir gesagt, daß er schon ein großes Vermögen angesammelt habe; ist das nicht ein merkwürdiger Fall?" Worauf ich ihm erwiderte, daß ich es nicht so sonderbar fände.

Wie verläuft das tägliche Leben eines solchen Mannes? Im Sommer stand er morgens sehr früh auf, oft vor Tagesanbruch, um im Laboratorium irgendein Experiment auszuführen oder um eine Abhandlung fertigzuschreiben. Nachdem er zum Frühstück seine Tasse Kaffee getrunken hatte, die ihm, wie er zu sagen pflegte, ebensoviel Vergnügen machte wie eine Dosis Sennesblättertee, ging er in seinen Hörsaal und kontrollierte sorgfältig die Vorbereitungen, die für seine um acht Uhr stattfindende Vorlesung gemacht worden waren. Ungleich vielen Professoren, verließ er sich nicht auf seinen Vorlesungsassistenten bei der Ausführung der Experimente, mit denen er seine Vorlesungen veranschaulichte; er ersann sie nicht nur selbst, sondern führte sie auch mit seinen eignen geschickten Händen aus, und alles, was er sagte und tat, zeigte Originalität sowohl im Gegenstand wie in der Erläuterung. Selbstverständlich benutzte er kein Buch oder stützte sich darauf, und in der Tat vermied er bei allen Gelegenheiten vieles Nachschlagen in den Handbüchern. Die beiden einzigen Lehrbücher, die ich ihn gelegentlich benutzen sah, um einige Tatsachen nachzuschlagen, über die er im Zweifel war, waren die von Gmelin und von Roscoe und Schorlemmer. Wenn ein Student ihm in einem Lehrbuch etwas zeigte, das er für falsch hielt, pflegte Bunsen mit einem Lächeln zu sagen: „Das meiste von dem, was in Büchern geschrieben steht, ist falsch."

Nach beendigter Vorlesung fand er über hundert Studenten in seinem Laboratorium wartend vor, von denen ein Teil den gewöhnlichen Studiengang durchmachte, während andre sich irgendeinem Zweig selbständiger Forschung widmeten; beiden Klassen von jungen Leuten schenkte er persönliche Aufmerksamkeit. Man konnte ihn die einfachsten Experimente für einen Anfänger machen sehen, womit er ihm einen Begriff von exakter Arbeit schon in ihren ersten Stadien beibrachte, denn Bunsen arbeiten zu sehen war eine Lektion, die keiner je vergaß. Sein Hauptinteresse jedoch galt natürlich den vorgeschrittenen Studenten, den weiterarbeitenden jungen Doktoren, denn er wußte wohl, daß von ihnen der künftige Fortschritt der Wissenschaft abhing, und ihnen erschloß er seine Seele. Es ist belustigend, in unsrer Zeit der palastartigen Laboratorien, die mit allen möglichen Bequemlichkeiten und Verbesserungen, welche die moderne Wissenschaft an die Hand geben kann, ausgestattet sind, an die einfachen Methoden zu denken, die gebräuchlich waren, als ich zum erstenmal nach Heidelberg kam. Damals war die chemische Abteilung in einem alten Kloster untergebracht, das Refektorium war das Hauptlaboratorium, die Kapelle, ihres heiligen Zweckes entkleidet, wurde als Lagerraum für Chemikalien und Apparate benutzt. Wir hatten weder Wasserleitung noch Gas und mußten uns mit Holzkohlenfeuern und Spirituslampen

begnügen, während wir das Wasser pumpten. Doch trotz aller dieser Unbequemlichkeiten wurde in diesen alten Mauern gediegenere Arbeit geleistet, als wir jetzt in manchen unsrer modernen Laboratorien geleistet sehen können; das Geheimnis besteht darin, daß nicht Ziegel und Mörtel (oder Gas und Wasser) es sind, die eine Schule ausmachen, sondern die Einwirkung der Hand eines wahren Meisters.

Die Geschichte seines Wirkens in Heidelberg zu schreiben ist in diesen Blättern nicht der Ort; es genüge zu sagen, daß, als das neue Laboratorium gebaut wurde, es mit allen erforderlichen neuesten Vorrichtungen ausgestattet ward und daß viele Jahre lang aus dem Heidelberger Chemischen Institut eine Reihe von Abhandlungen hervorging, die ihrer Anzahl und ihrem Wert nach beispiellos dastehen, viele darunter von Studenten veröffentlicht, deren Namen inzwischen berühmt geworden sind, viele, wie in meinem eignen Fall, das Produkt vereinter Arbeit Bunsens und eines Studenten; aber mehr Wert als alle diese Arbeiten hatten die bedeutungsvollen wissenschaftlichen Untersuchungen, die Bunsen allein anstellte, wie es die beiden Bände seiner eignen Forschungen bezeugen, die kürzlich von der „Bunsen-Gesellschaft" herausgegeben worden sind. Ein vollständiges Bild von den Leistungen und dem edeln Charakter des Mannes zu geben ist mehr, als in diesen Blättern angestrebt werden kann; doch wird das Gesagte genügen, um eine wenn auch nur schwache Skizze von dem Charakter und dem Wirken eines der größten Männer zu geben, die Deutschland hervorgebracht hat.

Man hat treffend gesagt, daß Faraday Davys größte Entdeckung war; mit der gleichen Berechtigung kann man behaupten, daß von allen Entdeckungen Bunsens die Kirchhoffs die bedeutendste war, denn den Forschungen dieser beiden großen Heidelberger Zwillingsbrüder verdanken wir die Entdeckung der Spektralanalyse mit allem, was dieses Wort in sich schließt. In vieler Hinsicht, sowohl physisch wie geistig, war Kirchhoff ein Gegensatz zu Bunsen. Seine Gestalt war kleiner als die Bunsens, obwohl er keineswegs ein kleiner Mann war; er war von nervösem Temperament, und intellektuell war zwischen den beiden Männern ein großer Unterschied. Bunsen war kein Theoretiker; er pflegte zu sagen, daß *eine* chemische Tatsache, die vollkommen bewiesen sei, einen Band von Theorien wert sei. Kirchhoffs Stärke war die mathematische Anschauung und Darstellung, daher zeitigten, wenn sie miteinander arbeiteten, Bunsens manipulative Fertigkeit und seine Einsicht in die Naturphänomene und Kirchhoffs umfassende Verallgemeinerungen und mathematischer Scharfsinn große Erfolge. Die treffendste und knappste Kennzeichnung der charakteristischen Eigenschaften dieser beiden großen Männer ist in den folgenden Worten enthalten, die mein geschätzter Freund Professor Koenigsberger, der hervorragende Heidelberger Mathematiker, an mich geschrieben hat: „Bunsen besaß kein mathematisches Gehirn in dem Sinne, wie es durch die Fälle von Maxwell und Kelvin so glänzend illustriert wird. Er hatte jedoch einen logischen Verstand, der Freude an der rationalen Analyse anerkannter Wahrheiten hatte und so dank der wunderbaren intuitiven Kraft eines

großen Mannes der Wissenschaft und dank auch seiner ästhetischen Veranlagung fähig war, Phänomene mehr zu erfassen und zu verstehen als zu erklären. Diese wurden ihm daher nicht sowohl durch einen exakten intellektuellen Prozeß klar, als durch die Evidenz der Sinne und durch die Befriedigung, die ihre Wahrnehmung gewährte. Ganz anders war es mit Kirchhoff, da er sich oft und mit Behagen sogar in unfruchtbare mathematische oder philosophische Spekulationen vertiefte. Es war immer interessant, diesen beiden bedeutenden Männern zuzuhören, wie sie über irgendein mathematisches, naturwissenschaftliches oder philosophisches Thema disputierten."

Nach Kirchhoff nahm Hermann Kopp unter seinen Kollegen den nächsten Platz in Bunsens Liebe und Achtung ein. Er war ebenfalls sowohl physisch wie geistig ein Mann von anderm Schlage als Bunsen. Von Gestalt war er unansehnlich und seine ganze Erscheinung beinahe bizarr, seine Gesichtszüge hätten, abgesehen von dem humoristischen Zwinkern seines Auges und dem charakteristischen Lächeln seiner beweglichen Lippen, für die irgendeines gewöhnlichen deutschen Schulmeisters gehalten werden können. In Wirklichkeit war Kopp, wie jedermann weiß, der große Historiker der Chemie. Ein Mann, dessen Kenntnisse in jedem Zweige der Naturwissenschaft von wenigen übertroffen wurden, und dessen Forschungen den Ausgangspunkt des wichtigen Zweiges der physikalischen Chemie bildeten. Kopp war tatsächlich als chemischer Lexikograph einzig und gab Bunsen während ihrer intimen Beziehungen oftmals Anregungen, die unschätzbar waren. Bunsen war es, der Kopp von Gießen, wo das soziale und geistige Barometer seit Liebigs Abgang nach München gesunken war, nach Heidelberg zog, wo diese atmosphärischen Bedingungen in hohem Grade günstig waren. Wenn man Bunsen mit seiner straffen, beinahe martialischen Haltung von Kopp begleitet in den Anlagen spazierengehen sah, wurde man unwillkürlich an Landseers Bild mit dem großen Bernhardiner und dem kleinen Skye-Terrier erinnert. Gegen mich wie tatsächlich gegen alle seine Freunde war Kopp die Güte und Heiterkeit selbst, und es war ein wahres Vergnügen, ihn in seinem einfachen Studierzimmer aufzusuchen und mit ihm zu plaudern und seine scharfen Bemerkungen über Menschen und Dinge anzuhören.

*

Ein Mann, der als Riese der Wissenschaft über allen seinen Zeitgenossen stand und den ich gleichfalls zu meinen Freunden zählen durfte, war der große Helmholtz.

Als ich im Jahre 1881 die Ehre hatte, als Präsident der Londoner Chemical Society Helmholtz als „Faraday-Lecturer" in der „Royal Institution" einzuführen, sagte ich: „Ist er schon hervorragend als Anatom, als Physiologe, als Physiker, als Mathematiker und als Philosoph, so sind auch wir Chemiker jetzt im Begriff, ihn als einen der Unsrigen in Anspruch zu nehmen." Diese Worte waren auch nicht zu stark, die Universalität seines Genies zu bezeichnen. Im täglichen Verkehr der drei großen verdienstvollen Männer Heidelbergs war

es interessant — wie Koenigsberger sich ausspricht —, „den unvergleichlichen Helmholtz schweigend von seinen stillen olympischen Höhen herabschauen zu sehen mit einem anerkennenden, aber bedeutsamen Lächeln, während die Diskussion ihren Fortgang nahm.“ Doch wie die meisten großen Männer war Helmholtz vollständig frei von jedweder Selbstüberhebung; er war auch duldsam gegen die Meinungen andrer, und niemand konnte einen Augenblick in seiner Gesellschaft weilen, ohne zu erkennen, daß er sich in Gegenwart eines Führers der Menschheit befinde. Im ganzen genommen war Helmholtz der herrlichste Mensch, den ich je gekannt habe, und sein Charakter war ebenso bezaubernd und einfach und sein Herz so gütig, wie sein Geist groß war. Er war nicht nur der größte Gelehrte seiner Zeit, sondern auch ein feiner Weltmann, der ebenso unter Fürsten und Großherzogen zu Hause war wie in seinem eignen Laboratorium unter seinen Studenten. Als er bei mir in Manchester war, setzte er sich hin und spielte mit einer meiner kleinen Töchter ein einfaches Duett. Im Jahre 1861 heiratete Helmholtz Anna von Mohl, die Tochter Robert von Mohls, dessen Namen ich schon erwähnt habe und der einer aus einer berühmten Schar von Brüdern war, von denen jeder in seiner eignen Sphäre sich auszeichnete und von denen allgemein gesagt wurde, daß sie „ein eroberndes Geschlecht“ seien. Frau von Helmholtz war in ihrer Art so bezaubernd und ausgezeichnet, wie es ihr Gatte in der seinigen war, und ihr Haus in Heidelberg wurde der Sammelpunkt aller hervorragenden und intellektuellen Elemente nicht nur in der Stadt, sondern aus der ganzen Welt; und dies setzte sich in noch viel ausgedehnterem Maßstabe nach ihrer Uebersiedlung nach Berlin fort, wo sie die Freundschaft der Höchsten im Lande genossen. Ein schöner Nachruf auf Frau von Helmholtz von Marie von Bunsen, der Enkelin des Ritters von Bunsen, enthielt folgende schöne Würdigung ihres Charakters: „Ein Mann hinterläßt seine Spuren in der Welt durch Werke und Taten, eine Frau dagegen, die weder in die Oeffentlichkeit tritt, noch eine schriftstellerische Tätigkeit entfaltet, kann keinen Ruhm erlangen, und doch kann man wahrhaft von Anna von Helmholtz sagen, daß sie eine der bedeutendsten der deutschen Frauen war.“

Helmholtz war sehr mäßig; er rauchte niemals, und ich erinnere mich, ihn sagen gehört zu haben, er finde, daß die geringste Quantität Alkohol „alle seine guten Ideen“, wie er sich auszudrücken pflegte, aus seinem Geiste verjage, womit er sagen wollte, daß, wenn irgendein großes Problem durchdacht werden mußte, dies nur möglich sei, wenn sein Gehirn frei von alkoholischem Stoff sei.

Zum Schluß möchte ich noch einige Erinnerungen an die deutschen Gelehrten meiner Generation anfügen, denen zu begegnen ich das Glück hatte, Männer, die alle in Deutschland hohe Stellungen erreicht haben und von denen einige schon von uns gegangen sind. Unter diesen letzteren steht in erster Linie August Kekulé. Ich habe in meinem Studierzimmer eine Photographie aus dem Jahre 1856, auf der Kekulé zusammen mit Landolt, Beilstein, Lothar Meyer, Pebal und mir dargestellt ist, und während ich dieses Bild ansehe, erinnere ich

mich lebhaft an jene halcyonischen Tage, da die Männer, die nachher Marksteine in ihrer Wissenschaft werden sollten, in der vollen überschäumenden Kraft der Jugend standen. Kekulé arbeitete nicht in Bunsens Laboratorium, sondern hatte sich als Privatdozent ein eignes eingerichtet. Er hatte sich schon einen Namen gemacht als einer der führenden Geister der modernen Chemie. In London hatte er einige Jahre als Assistent zugebracht, und ich erinnere mich, wie er sagte, daß er, auf dem Deck eines Londoner Omnibusses sitzend, zuerst jenen höchst fruchtbaren Gedanken von der Quadrivalenz des Kohlenatoms gehabt habe. Er war ein durchdringender Geist, als Erklärer war er vielleicht unerreicht, als Freund war er loyal und wahr, und seine Statue gegenüber dem Chemischen Institut in Bonn, der Stadt, deren Universität er später zur Zierde gereichte, zeugt von der Ehre, in der sein Andenken gehalten wird.

In Kekulés Laboratorium stellte noch ein andrer berühmter Mann Untersuchungen an, die seinen Namen — Adolf von Baeyer — vielleicht zu dem des ersten unter den lebenden deutschen Chemikern gemacht haben. Bei Gelegenheit meines Heidelberger Doktorjubiläums im April 1904 erhielt ich von Baeyer einen Brief, der voll Interesse und liebevoller Erinnerungen war; ein paar Zeilen daraus erlaube ich mir hier anzuführen:

„Als ich zwanzig Jahre alt zu Ostern 1856 als Anfänger in Bunsens Laboratorium eintrat, war mir der Anblick so vieler chemischer Apparate so überwältigend, daß ich vor Rührung fast in Tränen ausbrach. Bunsen erschien mir ein höheres Wesen, und sein Mitarbeiter Roscoe, der damals schon seit zwei Jahren im Besitze des Doktortitels war, wie ein Abgesandter aus einer andern Welt. Nichts schien mir erstrebenswerter, als Ihnen ähnlich zu werden, und wie soll ich daher das Entzücken schildern, das mich ergriff, als Bunsen mir schon in meinem zweiten Laboratoriumssemester in Anerkennung meiner schnellen Fortschritte vorschlug, über ‚idiochemische Induktion' zu arbeiten, also über ein Thema, welches gewissermaßen ein Gegenstück zu Ihren photochemischen Untersuchungen bildete."

Solche Worte aus dem Munde eines Mannes, der der Nachfolger Liebigs ist und der den Ruhm der Münchner Schule der Chemie erhöht hat, sind wert, im Gedächtnis behalten zu werden.

Eine andre Geistesgröße unter den Männern, die mit mir in Heidelberg gearbeitet haben, Beilstein aus Petersburg, ist dahingegangen. Er war immer ein heiterer und lebhafter Geist, ein unermüdlicher Arbeiter und ein Mann, dessen Name mit großen Lettern in das Buch der chemischen Literatur eingetragen ist. Als Beilstein in Gesellschaft meines alten und lieben Freundes Quincke mein Landhaus in Surrey besuchte, gingen wir durch das Dickicht des Farnkrauts (Pteris aquilina), einer sieben oder acht Fuß hohen Pflanze, die, wie ich glaube, in Rußlands Steppen unbekannt ist. Sein Erstaunen war groß über den üppigen Wuchs des Farnkrautes und er rief aus: „Mein Gott, hier sind wir in der Flora der Kohlenformation!"

Andre vertraute Gestalten, die wohlbekannte Namen tragen, tauchen vor

mir auf. Lothar Meyer, der mit Mendeléjew das periodische System der chemischen Elemente entdeckt hat, weilt jetzt nicht mehr unter uns. Landolt, ein trefflicher Forscher und Veteran der Wissenschaft, lebt noch unter uns. Noch mit vielen andern von nah und fern habe ich in längst vergangenen Tagen zusammen gearbeitet. Zu diesen letzteren — last not least — gehört der Freund, dessen Namen ich schon erwähnt habe, Georg Quincke. Er folgte Kirchhoff als Professor der Physik in Heidelberg, und eine lange Liste bedeutungsvoller Untersuchungen von ihm ist in Poggendorffs Annalen verzeichnet, ein staunenswertes Ergebnis von eines Mannes unermüdlicher Energie. Unlängst schrieb er mir, um mir mitzuteilen, daß er soeben das siebenundneunzigste Semester seiner Vorlesungen über Experimentalphysik beendet habe, und er erhielt kürzlich eine warme Anerkennung von seinen vielen ihn liebenden und bewundernden Freunden, als er das Alter von siebzig Jahren erreichte.

Damit muß ich diesen Bericht über meine Erinnerungen schließen. Ich fühle, daß er nur unvollständig ist, aber er kann den Lesern der „Deutschen Revue“ doch einigermaßen einen Begriff geben von den ruhmreichen Zeiten in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts, in denen die Heidelberger Universität als die erste Schule der Naturwissenschaft in der Welt hervorragte. Wenn ich auf das Leben und die Interessen zurückblicke, die ich in Heidelberg hatte, so glaube ich, daß dort eine ähnliche Zeit weder vorher noch später gewesen ist. Solch hervorragende Freunde wie Helmholtz, Bunsen, Kirchhoff, Kopp, Koenigsberger und Quincke als Naturwissenschafter, denen ich noch Häusser und Vangerow als Vertreter der philosophischen und der juristischen Fakultät anreihen kann, neben vielen Vertretern andrer Berufsarten, werden sich wahrscheinlich niemals wieder an einer Universität zusammenfinden.

Mars

Von

J. Palisa

Der große Umschwung, den die Lehre des Kopernikus in den Anschauungen der Menschheit über die Stellung der Erde hervorrief, indem sie die Erde von ihrem bis dahin eingenommenen ersten Platze am Himmel verdrängte, brachte auch die Erkenntnis, daß es wohl noch viele andre, der Erde ähnliche Körper auf den unermeßlichen Gefilden des Himmels geben möge. So lag es nahe, daß nun bald die Frage aufgeworfen wurde, ob nicht außer der Erde auch noch andre Himmelskörper von lebenden Wesen bevölkert seien.

Von den unzähligen Fixsternen wissen wir, daß ein jeder eine Sonne ist, die Licht und Wärme in den Weltenraum hinausstrahlt; wir kennen sehr viele, die von andern größeren und kleineren Sonnen begleitet sind. Einen Teil

dieser sogenannten Begleiter können wir direkt mit dem Fernrohre sehen; es gibt aber auch solche, die einander so nahe sind, daß wir sie nur als einen Stern sehen können und von denen wir nur durch das Spektroskop Kunde erhalten. Dann gibt es eine Menge dunkler Begleiter, die uns ihr Dasein auf andre Weise zu erkennen geben, und endlich mag es noch unzählige Himmelskörper geben, die ihr Dasein durch gar nichts verraten. Und eine jede dieser Sonnen mag von Planeten, wie es unsre Erde ist, umkreist sein, und ihnen wird auch Licht und Wärme gespendet. Ob es aber unter Tausenden solcher Planeten noch einen gibt, auf dem ebensolche Existenzbedingungen vorhanden sind wie auf unsrer Erde, das werden wir vielleicht nie erfahren.

Aber anders verhält es sich, wenn wir uns in unsrer nächsten Nachbarschaft am Himmel umsehen. Das erste Objekt, das in bezug auf Existenzbedingungen untersucht wurde, war natürlich unser treuer Begleiter, der Mond. Schon mit freiem Auge sieht man verschiedene Färbungen auftreten, aber unser Staunen wächst, wenn wir seine Oberfläche mit dem Fernrohr mustern; wir bemerken Ebenen, Berge, Gebirgszüge. Bald aber konnte man mit Gewißheit annehmen, daß auf dem Monde die wichtigsten Lebensbedingungen, nämlich Luft und Wasser, fehlen und daß demnach der Mond ein unbewohnter, toter Körper sein müsse. Wie aber stand es mit dem nächsten Nachbarn unter den Planeten, mit Venus und Mars? Diese Frage kam erst viel später, und zwar dann zur Diskussion, als die optischen Hilfsmittel jenen hohen Grad der Vollkommenheit erreichten, den wir heute an ihnen bewundern. Was nun den Planeten Venus betrifft, so müssen wir leider gestehen, daß wir äußerst wenig von ihm wissen; immer zeigt er das gleiche einförmige, helleuchtende Bild, und nur selten wollen einige der besten menschlichen Augen allerfeinste Nuancierungen gesehen haben. Wir schließen daraus, daß Venus von einer so dichten Atmosphäre umgeben ist, daß wir niemals auch nur den geringsten Blick auf ihre feste Oberfläche werfen können. Ja, wir wissen nicht einmal, in welcher Zeit sie eine Achsendrehung vollzieht, und es hat allen Anschein, daß sie der Sonne stets dieselbe Seite zukehrt, gerade so wie es der Mond der Erde gegenüber tut.

Den Gegensatz dazu bildet der Planet Mars. Wir können unbehindert seine wahre Oberfläche sehen und die auf ihr vorkommenden Aenderungen beobachten. Was uns aber das Fernrohr auf seiner Oberfläche gezeigt hat, das ist so merkwürdig und sonderbar, daß nicht nur die astronomische Welt, sondern auch das große Publikum das größte Interesse an diesem Himmelskörper genommen hat. Mit diesem Planeten will ich mich näher beschäftigen.

Die Bahn des Mars umschließt die Bahn der Erde. In dieser Bahn bewegt sich Mars mit einer mittleren Geschwindigkeit von 24,1 Kilometern in der Sekunde, während die Erde 29,8 Kilometer zurücklegt. Wenn wir für kurze Zeit annehmen, daß die beiden genannten Planeten sich in ein und derselben Ebene und in Kreisen mit der Sonne als Zentrum bewegen, so werden, von der Sonne aus gesehen, beide genau denselben Weg am Himmel beschreiben, nur werden sie in irgendeinem Augenblicke an verschiedenen Stellen des Himmels zu

sehen sein. Da nun die Erde nicht nur rascher einherläuft als der Mars, sondern auch einen viel kürzeren Weg während eines Umlaufes um die Sonne zurückzulegen hat, so wird es einem Beobachter auf der Sonne vorkommen, daß die Erde den Mars an irgendeiner Stelle einholt, und er wird an dieser Stelle nur ein Gestirn sehen. In diesem Momente erscheint aber einem Beobachter auf der Erde der Mars in einer der Sonne gerade entgegengesetzten Stelle am Himmel, und deswegen heißt eine solche Stellung die Opposition des Planeten. Bevor aber diese Stellung eingetreten ist, ist die Distanz Erde—Mars immer kleiner geworden und hat in dem Momente der Opposition ihren kleinsten Wert erreicht. Von da an nimmt die Distanz der beiden Himmelskörper bis zu dem Augenblicke zu, in dem beide in entgegengesetzter Richtung von der Sonne aus gesehen werden. Ein Beobachter auf der Erde aber würde, wenn es nicht die Sonne und die Sonnenstrahlen unmöglich machen würden, den Mars in derselben Richtung wie die Sonne sehen. Diese Stellung nennt man daher Konjunktion. Hat Mars die Stellung der Konjunktion erreicht, dann nähert er sich wieder der Erde, bis er wieder in Opposition kommt. Die Zeit, die Mars zu einem Umlaufe um die Sonne benötigt, ist 1 Jahr 322 Tage, also 43 Tage weniger als 2 Jahre. Erst nach diesen 43 Tagen erreicht die Erde die Stellung, in der die letzte Opposition des Mars stattgefunden hat. Es dauert daher noch etwas über 2 Jahre, genauer 2 Jahre 49 Tage, bis Mars von neuem in die Oppositionsstellung kommt. Diese Zeit von 2 Jahren 49 Tagen heißt synodische Umlaufszeit.

Die Helligkeit, in der wir Erdenbewohner einen Planeten erblicken, ist verschieden und hängt wesentlich von den Distanzen zur Erde und zur Sonne ab. Unter der Voraussetzung einer kreisförmigen Bahn ändert sich die letztere Distanz nicht und es kommt dann nur die Distanz von der Erde in Betracht. Die Helligkeit eines Gestirns nimmt dann im quadratischen Verhältnisse zur Zunahme der Distanz ab, das heißt, wenn die Distanz von der Erde auf das Doppelte steigt, beträgt die Helligkeit nur den vierten Teil der früheren. Auch der Durchmesser erscheint im Fernrohre größer, wenn der Planet der Erde näher kommt. Daraus geht hervor, daß man einen Planeten am besten beobachten kann, wenn er in Opposition ist, weil er da am hellsten erscheint und gleichzeitig sein scheinbarer Durchmesser seinen größten Wert erreicht.

Würden in der Tat Erde und Mars in Kreisen, wie ich es zur leichteren Veranschaulichung bis jetzt angenommen habe, einherwandern, so würde Mars in jeder Opposition gleich hell werden. Das ist nun, wie bekannt, nicht der Fall. Beide Planeten bewegen sich in Ellipsen um die Sonne. Ellipsen können mehr oder weniger gestreckt sein, mehr oder weniger von der Gestalt eines Kreises abweichen. So ist die Ellipse der Erdbahn nicht zu stark von einem Kreise verschieden, hingegen die des Mars am stärksten von allen großen Planeten, mit einziger Ausnahme des Merkur. Die Stellung, in der ein Planet der Sonne am nächsten kommt, heißt Sonnennähe oder Perihel, und die, in der er am weitesten von der Sonne ist, Sonnenferne oder Aphel. Die Erde ist im Mittel

149,5, im Perihel 147,0, im Aphel 152,0 Millionen Kilometer, Mars hingegen im Mittel 227,7, im Perihel 206,5, im Aphel 249,0 Millionen Kilometer von der Sonne entfernt. Der Unterschied zwischen der mittleren Entfernung und der Periheldistanz beträgt also für die Erde 1,6, für Mars 9,3 Prozent von der mittleren Entfernung.

Daraus folgt nun, daß Mars in den verschiedenen Oppositionen verschieden hell und groß ist, denn die Oppositionsdistanz Mars—Erde kann im günstigsten Falle 206,5—149,5 = 57,0, im ungünstigsten Falle 249,0—149,5 = 99,5 Millionen Kilometer werden, wobei er nebstbei noch vor und nach einer Opposition lichtschwächer ist und kleiner erscheint als zur Zeit derselben. Dazu kommt, daß die Helligkeit eines Gestirns auch von der Distanz zur Sonne nach demselben Gesetze der Abnahme im quadratischen Verhältnisse zur Zunahme der Distanz abhängig ist. Die Lage des Perihels der Marsbahn ist durch die Länge 333° bestimmt. Soll Mars gleichzeitig in Opposition sein, so muß auch die Erde in der Länge 333° stehen. Das ist der Fall, wenn Mars an einem 27. August in Opposition tritt; fällt hingegen die Opposition auf einen 23. Februar, so trifft sie mit der Aphelstellung des Mars zusammen und ist die möglichst ungünstigste. Die eben stattgefundene Opposition fiel auf den 6. Juli und zählt demnach zu den sehr günstigen, da ihr nur 52 Tage zur allergünstigsten fehlten; die nächste im Jahre 1909 stattfindende Opposition wird aber noch günstiger sein, da sie auf den 23. September fällt und nur 31 Tage die günstigste Stellung überschritten haben wird. Im heurigen Jahre stand übrigens Mars in unsern Breiten so tief, daß die günstigsten atmosphärischen Verhältnisse eintreten mußten, um etwas beobachten zu können; auch das wird im Jahre 1909 viel besser sein.

Wenden wir uns nun der nächsten Umgebung des Mars zu. Da treffen wir auf zwei kleine Monde von einem Durchmesser von 8 und 10 Kilometern, die sich als Sternchen der 12. und 13. Größe repräsentieren. Sie wurden im Jahre 1877 von Asaph Hall in Washington entdeckt; es war die erste hervorragende Leistung des kurz vorher aufgestellten Rieseninstrumentes. Der innere dieser Monde, Phobos, befindet sich in einer mittleren Entfernung von 9400, der äußere, Deimos, in einer mittleren Entfernung von 23 400 Kilometern vom Marsmittelpunkte. Der erste vollendet einen Umlauf in der kurzen Zeit von 7 Stunden 39 Minuten, der äußere in 30 Stunden 18 Minuten. Aus diesen Umlaufszeiten und den genannten Entfernungen, in Verbindung mit dem Newtonschen Gravitationsgesetze, hat man die Masse des Mars sehr genau ableiten können und diese mit 0,11 der Erdmasse gefunden. Aus dem scheinbaren Durchmesser, das ist dem Winkel, unter dem der Marsdurchmesser erscheint, und der zur Zeit einer solchen Messung stattfindenden Entfernung von der Erde hat man als wahren Durchmesser des Mars 6781 Kilometer gefunden, der also um die Hälfte kleiner ist als der Erddurchmesser, der 12 756 Kilometer mißt. Aus der Masse und dem Durchmesser oder Volumen läßt sich leicht die Dichte oder das sogenannte spezifische Gewicht berechnen, das man zu 3,99 findet, während die Dichte der Erde 5,56 beträgt. Ebenso findet man durch Rechnung, daß auf

Mars ein frei fallender Körper in der ersten Sekunde 1,9 Meter fällt, während auf der Erde diese Größe 4,9 Meter ausmacht. Eine Federwage könnte man auf Mars mit dem Zweieinhalbfachen belasten, bis sie dasselbe wie auf der Erde zeigt. Die Schwerkraft auf der Oberfläche der Erde beträgt demnach das Zweieinhalbfache von jener auf der Marsoberfläche, und wir könnten auf Mars das Zweieinhalbfache an Gewicht mit derselben Kraft heben.

Bevor wir uns zu dem wenden, was wir mit dem Fernrohre auf der Oberfläche des Mars wahrnehmen können, sei vorausgeschickt, daß der Durchmesser des Mars unter den günstigsten Umständen unter einem Winkel von nur 26 Bogensekunden erscheint, also so wie ein Markstück in einer Distanz von 1,8 Kilometern; wenden wir nun eine tausendfache Vergrößerung an, so sehen wir den Mars so groß als wie ein Markstück aus einer Entfernung von 1,8 Metern. Tausendfache Vergrößerungen sind aber nur sehr selten anwendbar; in der Regel muß man sich mit der Hälfte begnügen. Daß unter solchen Umständen nur die Hauptzüge der Oberfläche zu erkennen sind, wird jeder leicht einsehen, und man kann nur staunen, wenn man von dem Detail hört, das man auf Mars gesehen hat. Linien, die an der Grenze der Sichtbarkeit stehen, müssen wenigstens eine Breitendimension von 20 Kilometern haben. Anders ist es mit helleuchtenden Punkten auf dunkelm Grunde; so sind die kleinen Marsmonde eben deshalb sichtbar, weil sie helleuchtende Punkte auf fast ganz dunkelm Hintergrunde sind. Auch einer andern Tatsache sei hier Erwähnung getan. Das Beobachten der Marsoberfläche erfordert eine große Uebung und das Auge muß sich für diese Art des Sehens erst schulen. Erst nach vielen Monaten erlangt das Auge jene Uebung im Sehen, auf die es hier ankommt; deswegen kann der Laie, der den Mars das erstemal durch ein Fernrohr ansieht, nur das gröbere Detail erkennen. Das gilt auch für Astronomen, die sich nicht mit diesen Beobachtungen abgegeben haben; erst nach längerer Zeit sind sie in der Lage, das zu erblicken, was ein Spezialist mit Leichtigkeit sieht. Selbstverständlich ist es auch, daß mit der zunehmenden Kunst der Optiker und der Verfeinerung der Instrumente die Astronomen immer mehr und mehr auf der Marsoberfläche erblicken konnten.

Der erste Blick auf Mars durch ein gut eingestelltes Fernrohr zeigt uns den Planeten als eine rötlich gefärbte Scheibe, auf der einige dunkle Stellen sichtbar sind. Nach und nach erhalten diese dunkeln Flecke schärfere Umrisse, und wir sind endlich auch imstande, Nuancierungen sowohl in dem Rot als auch in den dunkeln Stellen zu erkennen. Wenn wir dann durch mehrere Stunden den Mars beobachten, so bemerken wir sofort, daß die dunkeln Flecke sich verschoben haben, und wir schließen daraus, daß Mars um seine Achse rotiert. Die dunkeln Flecke geben also ein Mittel an die Hand, um dieses wichtige Element zu bestimmen. Mars dreht sich nach den besten Bestimmungen in 24 Stunden 37 Minuten 23,7 Sekunden einmal um seine Achse. Ein Tag auf Mars ist also ein klein wenig länger als unser Erdentag. Mißt man die Stellung eines gut pointierbaren Punktes während einer zwölfstündigen Sichtbarkeitsperiode, so kann daraus ermittelt werden, welcher Pol des Mars sichtbar

ist und welche Neigung der Aequator des Mars gegen die Marsbahn besitzt. Steht nämlich Mars so, daß beide Pole gerade am Rande stehen, so beschreiben alle Objekte der Oberfläche gerade Linien, und aus der Neigung dieser Linien gegen die Himmelsrichtungen läßt sich die Neigung der Umdrehungsachse und des Aequators sowie die Lage der Pole ermitteln. Beschreiben aber die Objekte krumme Linien, so ist das ein Zeichen, daß nur einer der Pole sichtbar ist. Die Bestimmung der beiden genannten Angaben gestaltet sich dann etwas komplizierter.

Die Neigung des Marsäquators gegen die Marsbahn ist nach den Messungen des berühmten Mailänder Astronomen Schiaparelli 24° 52′, ein Wert, der dem für die Erde geltenden von 23° 27′ sehr nahe kommt. Wir können daraus mit Sicherheit schließen, daß es auf Mars Jahreszeiten gibt, deren Verlauf denen unsrer Erde ziemlich ähnlich sein wird, da nach dieser Richtung hin obiger Winkel ausschlaggebend ist. Die Pole des Mars liegen derartig, daß, wenn Mars in seiner Sonnennähe ist, die südliche Halbkugel Sommer hat. Wegen der großen Exzentrizität der Marsbahn sind die Jahreszeiten jedoch sehr verschieden lang. So dauert der Frühling der Nordhalbkugel 199,6, der Sommer 181,7, der Herbst 145,6 und der Winter 160,1 Erdentage. Frühjahr und Sommer, die Jahreszeiten, in denen die Sonne hoch steht, 381,3, Herbst und Winter, wo die Sonne tief steht, 305,7 Erdentage. Die nördliche Halbkugel hat demnach einen längeren Sommer und einen kürzeren Winter, die Südhalbkugel einen kürzeren Sommer und einen längeren Winter.

Da aber Mars während des Sommers der Nordhalbkugel in der Sonnenferne, während des Sommers der Südhalbkugel in der Sonnennähe ist, so ist der Sommer der Nordhalbkugel länger und kühler als der der Südhalbkugel; dafür aber ist wiederum der Winter der Nordhalbkugel kürzer und wärmer als der der Südhalbkugel; mithin hat die Nordhalbkugel ein milderes, von geringeren Temperaturextremen begleitetes Klima als die Südhalbkugel.

Hat Mars eine Atmosphäre? Das ist wohl die wichtigste Frage, die wir bezüglich seiner Oberflächenbeschaffenheit stellen können. Was sagt uns darüber das Fernrohr? So oft wir dieselbe Gegend des Mars im Fernrohr ansehen, immer bemerken wir der Hauptsache nach dasselbe Bild; nichts scheint sich geändert zu haben. Das könnte uns verleiten anzunehmen, daß Mars gleich unserm Monde keine Atmosphäre hat, denn auch auf letzterem sehen wir alles klar und deutlich. Allein es existiert doch ein großer Unterschied zwischen beiden Himmelskörpern, denn auf dem Monde sehen wir alles bis zum Rande, während bei Mars Gegenstände, die in der Mitte der Scheibe deutlich sichtbar sind, verschwinden, bevor sie infolge der Umdrehung des Mars den Rand erreichen; die letzten Partien am Rande sind stets in ein einerlei helles Gelb getaucht. Aus diesem Umstande schließen wir, daß Mars eine Atmosphäre besitzt, daß es aber in dieser Atmosphäre gar keine oder nur selten Wolken gibt. Auf Mars ist der Himmel immer heiter. Ob die Atmosphäre des Mars der unsern in bezug auf die Zusammensetzung ähnlich ist, das läßt sich durch Beobachtungen nicht

entscheiden. Hingegen konnte durch spektroskopische Beobachtungen konstatiert werden, daß in dieser Atmosphäre Wasserdampf enthalten ist. Janssen, Huggins und Vogel haben das Licht des Mars und gleichzeitig das Licht des auf gleicher Höhe stehenden Mondes untersucht; während aber das Mondlicht das unveränderte Spektrum des Sonnenlichtes zeigte, waren in dem Spektrum des Marslichtes Absorptionsstreifen vorhanden, die erwiesenermaßen von Wasserdampf herrührten. Immerhin ist es wahrscheinlich, daß die Atmosphäre des Mars eine ähnliche Zusammensetzung wie die der Erde hat, denn man kann annehmen, daß dieselben Prozesse, die auf der Erde die Atmosphäre erzeugt haben, auch auf Mars vor sich gegangen sind.

Nach diesen die allgemeinen Zustände des Mars betreffenden Erörterungen wollen wir uns ein wenig näher mit dem im Fernrohre sichtbaren Detail der Marsoberfläche beschäftigen. Das erste, was uns sofort in die Augen fällt, sind die auf der rötlichen Scheibe vorhandenen, ziemlich ausgedehnten dunkeln bis schwarzen Flecke, die sich vorwiegend auf der südlichen Halbkugel vorfinden. Zumeist sind die Ränder dieser Flecke scharf abgegrenzt und ragen an einzelnen Stellen mit stark vorspringenden Spitzen in das vorherrschende Rot hinein. Wenn wir uns daran erinnern, daß die spektroskopischen Beobachtungen Wasserdampf in der Marsatmosphäre konstatiert haben, so kommen wir zur Ueberzeugung, daß ebenso wie auf der Erde auch dort Niederschläge in Form von Regen, Schnee, Tau u. s. w. vorkommen werden, und daß sich diese Niederschläge durch die Anwesenheit von Wasseransammlungen, wie Flüsse, Seen und Meere, kundgeben müssen. Haben wir nun diese Wasseransammlungen in den rötlichen oder den dunkeln Partien zu suchen? Bei Beantwortung dieser Frage müssen wir die Erfahrungen auf unsrer Erde zu Rate ziehen, und die sagen uns, daß, wenn wir uns in großer Höhe, z. B. auf einem hohen Berge, oder in einem Luftballon befinden, alle Gewässer dunkel erscheinen. Demzufolge können wir nur in den dunkeln Teilen Wasseransammlungen suchen; weil aber auch die Vegetation die Landschaft dunkel färbt, so können wir von vornherein nicht entscheiden, ob die dunkeln Teile der Marsoberfläche von Wasser oder von Vegetation oder von beiden herrühren. Nehmen wir jedoch vorläufig an, daß diese dunkeln Stellen reine Wasserflächen sind, so kann man die Tatsache konstatieren, daß, während auf der Erde zwei Drittel ihrer Oberfläche mit Wasser bedeckt sind, auf Mars nur ein Drittel damit bedeckt sein kann. Mars hat demnach nicht nur absolut, sondern auch relativ weniger Wasser als unsre Erde. Das ist für die Beurteilung der klimatischen Verhältnisse ein wesentlicher Faktor.

Zwei Drittel der Marsoberfläche sind sicher Land. Die langjährigen Beobachtungen haben bezüglich dieser Flächen ergeben, daß nur ganz kleine Bruchteile derselben zeitweise ihre Färbung wechseln und daß das Gros jahraus, jahrein in derselben roten Färbung erscheint. Da Gegenden der Erde, in denen auch nur zeitweise Vegetation in nennenswertem Maße auftritt, zu solchen Zeiten ihre Färbung ändern, so kommen wir zu dem Schlusse, daß der

größere Teil der Marsoberfläche der Vegetation entbehrt, also Fels oder Sandwüste ist.

Wenn man Mars weiter beobachtet, gewahrt man in der Gegend, wo der gerade sichtbare Pol stehen soll, einen ziemlich großen, leicht erkennbaren weißen Fleck, die Polarhaube oder Polarkalotte genannt. Solange uns einer der beiden Pole, z. B. der Nordpol, durch den Mars selbst verdeckt ist, für ihn also die Polarnacht stattfindet, sehen wir nur die äußersten Ausläufer der Polarkalotte. Erst wenn der Frühling dieser Halbkugel eintritt oder für den Mars jener Tag kommt, der dem 21. März der Erde entspricht, können wir im Verlaufe von 24 Stunden die ganze Polarkalotte sehen. Die Ausdehnung derselben nimmt ab, je mehr der Marsfrühling vorschreitet, und diese Abnahme dauert bis tief in den Marssommer hinein. Das gleiche Spiel wiederholt sich auf der Südhalbkugel. Man hat wiederholt beobachtet, daß in einzelnen Sommern die Polarkalotte vollständig verschwunden ist, in andern nicht.

Wenn es feststeht, daß die Atmosphäre des Mars Wasserdampf enthält, so erklärt sich die Erscheinung dieser weißen Flecke an den Polen ganz ungezwungen als Eis- und Schneefelder, die mit vorschreitendem Sommer abschmelzen, kleiner werden und manchmal ganz verschwinden. Von Professor Stoney wurde die Behauptung aufgestellt, daß diese weißen Felder an den Polen nicht von Schnee, sondern von fester Kohlensäure herrühren, da er aus der kinetischen Gastheorie folgerte, daß der Wasserstoff des Mars sofort bei seiner Entstehung in den Weltraum entwichen sei und somit auch kein Wasserdampf in seiner Atmosphäre enthalten sein könne. Diese Folgerung aus der kinetischen Gastheorie wurde aber von andrer Seite widerlegt.

Wir kommen nun zu einem sehr wichtigen Gegenstande, zur Frage nach der Temperatur der Marsoberfläche. Da Mars 1,5 mal weiter von der Sonne entfernt ist als die Erde, so verhält sich die von der Sonne dem Mars zugeführte Wärmemenge wie $1:1{,}5 \times 1{,}5$ oder wie $1:2{,}2$, und wenn dieser Faktor allein für die Temperatur maßgebend wäre, so würde auf Mars eine Temperatur zwischen -60^{0} und -80^{0} herrschen. Nun wird aber die Oberflächentemperatur wesentlich durch andre Momente beeinflußt. Es ist nachgewiesen, daß der Wasserdampf und die Kohlensäure unsrer Atmosphäre die sogenannten lichten Wärmestrahlen passieren lassen, die dunkeln Wärmestrahlen aber zurückhalten und absorbieren.

Die lichten Wärmestrahlen erwärmen den Boden; dieser sendet aber nur dunkle Wärmestrahlen aus, die zum großen Teil zurückgehalten werden und die Luft erwärmen. Die gleiche Eigenschaft wie Wasserdampf hat auch Glas, während Quarz dunkle Wärmestrahlen durchläßt. Langley hat folgendes interessante Experiment auf einem 4200 Meter hohen Berge gemacht. In eine Holzkiste, die gut mit Bezug auf Wärme isoliert war, wurde ein Thermometer gelegt und die Kiste statt mit einem Holzdeckel mit einer dicken Glasscheibe hermetisch geschlossen und in die Sonne gestellt. Die Temperatur in dieser Kiste stieg bis zu 113^{0}. Das Glas ließ nämlich die lichten Wärmestrahlen der Sonne

passieren, aber nicht die aus dem Innern der Kiste ausgestrahlten dunkeln Wärmestrahlen. Arrhenius, der berühmte Chemiker, sagt, gestützt auf diesbezügliche Untersuchungen, daß der Gehalt unsrer Atmosphäre an Kohlensäure den wesentlichsten Einfluß auf das Klima der Erde hat. Dieser Kohlensäuregehalt wird hauptsächlich durch die Vulkane und in geringerem Maß auch durch unsre Industrie ergänzt, aber durch die Pflanzenwelt und das Wasser, speziell das der Ozeane, absorbiert. Während aber die Pflanzenwelt die Kohlensäure gelegentlich der Luft wieder zurückerstattet, ist die von den Ozeanen absorbierte Kohlensäure, die mit den Bodengesteinen chemische Verbindungen eingeht, unwiederbringlich für den Kohlensäuregehalt der Luft verloren. Indes können die Ozeane bei einem bestimmten Gehalt der Luft an Kohlensäure nur bis zu einem gewissen Grade Kohlensäure absorbieren, und da gegenwärtig die Ozeane fortwährend Kohlensäure absorbieren, so ist das ein Zeichen, daß der Kohlensäuregehalt der Luft zunimmt. Es ist nachgewiesen, daß während der Eiszeiten die Tätigkeit der Erdenvulkane ganz ausgesetzt hatte, daß also in der Tat gleichzeitig mit dem Erlöschen der Vulkane eine sehr starke Temperaturerniedrigung einherging. Während alle bisherigen Erklärungen der Eiszeiten auf sehr unsicherer Grundlage aufgebaut waren, scheint diese sehr einfach zu sein, und vorausgesetzt, daß wirklich das Fehlen der Kohlensäure das Klima so bedeutend verschlechtern kann, die richtige zu sein.

Wenn wir diese Erfahrung auf Mars anwenden, so fällt vor allem auf, daß die die Kohlensäure absorbierenden Wasserflächen relativ viel geringer als auf unsrer Erde sind, und daß auch die Tiefe der Gewässer, wie diesbezügliche Beobachtungen glaublich machen, eine sehr kleine ist. Es ist nun ganz gut denkbar, daß die Wassergebiete des Mars den Sättigungspunkt erreicht haben, die Kohlensäure daher nicht mehr absorbieren, und damit ist eine große Quelle der Temperaturerniedrigung verstopft.

Die Atmosphäre des Mars hat infolge der geringeren Schwere einen viel geringeren Druck als die der Erde, und die Folge davon ist, daß die Wasserflächen rascher und leichter verdampfen. Luft, die sehr wasserdampfhältig ist, ist ein großer Schutz gegen die Ausstrahlung der dunkeln Wärmestrahlen. Eine solche Luft ist aber auch sehr durchsichtig, wie wir es auf unsrer Erde tausendmal zu beobachten Gelegenheit haben, und damit könnte auch die große Reinheit und Klarheit der Marsatmosphäre zusammenhängen. Anderseits aber steht dem gegenüber, daß es in einer mit Wasserdampf gesättigten Atmosphäre leicht zu Wolkenbildungen kommt, und die sind auf Mars äußerst selten, und wir erkennen sie nur an der Trübung einzelner Landschaften, die hie und da beobachtet worden ist.

Ein *wesentlicher* und *sehr günstiger* Faktor für das Klima der Marsgegenden ist die fast doppelte Zeitdauer der Jahreszeiten; die Sonne hat im Frühling und Sommer viel mehr Zeit, zu wirken und bringt somit durch längere Bestrahlung das herein, was sie an Intensität weniger wärmt. Die Meinung aller Beobachter des Mars, die sich auf die beobachteten Aenderungen

auf seiner Oberfläche stützt, ist, daß die Sommertemperaturen auf ihm nicht viel niedriger sind als auf unsrer Erde; es hat sogar den Anschein, daß sie sogar höher sein können, denn in einzelnen Sommern hat man die Polarkalotten ganz verschwinden sehen, während doch auf unsrer Erde die Pole stets mit Eis bedeckt sind. Freilich könnte man dieses Verschwinden der Eiskalotte auch durch die geringe Dicke der Eis- und Schneelagen, die jedenfalls wegen der geringeren Wassermenge des Mars auch bedeutend geringer sein werden, erklären; je weniger Schnee und Eis zu schmelzen ist, desto früher wird die Sonne damit fertig, und ihre Wärmestrahlen haben dann kein Eis mehr zu schmelzen und nur mehr den Boden und die Luft zu erwärmen. Wenn demnach der Marssommer ähnliche Temperaturen aufweist wie der Sommer der Erde, so kann man anderseits nicht leugnen, daß die Winter dort viel kälter sein müssen als auf unserm Planeten.

Bis zum Jahre 1877 war die Marsoberfläche nur den allgemeinen Zügen nach bekannt; von da an datiert ein neuer Aufschwung der Marsbeobachtungen, inauguriert durch die großartigen Entdeckungen Schiaparellis in Mailand. Es war damals eine sehr günstige Opposition, Mars daher der Erde sehr nahe und bot im Fernrohre eine sehr große Scheibe der Beobachtung dar. Schiaparelli machte nun die epochemachende Entdeckung, daß die helle Marsoberfläche von einer großen Zahl feiner Linien durchzogen ist, die zumeist geradlinig, oft auch in einer Kurve verlaufen, sich vielfach kreuzen, immer aber von den dunkeln Teilen der Marsoberfläche ihren Anfang nehmen. Er gab diesen Linien den Namen Kanäle, ein Name, der insofern unglücklich gewählt war, als das große Publikum sofort an künstliche Wasserwege dachte, trotzdem Schiaparelli gleich anfangs und ausdrücklich sagte, daß er mit diesem Namen durchaus nicht sagen wolle, daß er in diesen Linien das sehe, was wir unter Kanälen, nämlich von Menschenhand errichtete Wasserstraßen, verstehen. Einige Jahre später jedoch machte er eine noch rätselhaftere Entdeckung; er beobachtete nämlich, daß vielfach an Stelle einer Linie zwei sichtbar waren, daß also die Kanäle sich verdoppelt hatten. Die Kanäle sind sehr schwer zu sehende Objekte. Astronomen, wie zum Beispiel Perrotin in Nizza, dem ein viel größeres Fernrohr zur Verfügung stand, konnte sie lange Zeit nicht sehen und er verlor allen Glauben an die Erscheinung, bis er dieselbe endlich an einem Abende bei besonderer Ruhe der Luft erkannte. Von da an sah er sie stets, so oft sie sichtbar waren. Fällt es also schon dem geübten Auge eines Astronomen schwer, diese merkwürdigen Bildungen zu erkennen, so wird es dem im astronomischen Sehen ungeübten Auge des Laien fast zur Unmöglichkeit.

Nach den epochemachenden Entdeckungen Schiaparellis wurden die Vorgänge auf Mars von mehreren Seiten sehr intensiv verfolgt; insbesondere ist es in den letzten 20 Jahren der amerikanische Astronom Lowell gewesen, der sich wohl am meisten mit der Beobachtung der Marsoberfläche befaßt hat. Zu diesem Zwecke hatte sich Lowell an einem Punkte der Vereinigten Staaten, der sich durch ein ausnehmend gutes astronomisches Klima auszeichnet, in Flagstaff (Arizona), eine Sternwarte errichtet und diese mit einem Refraktor von 18 Zoll

Oeffnung ausgestattet. Ihm verdanken wir, nachdem sich Schiaparelli wegen hohen Alters in den Ruhestand zurückgezogen hat, die besten und zahlreichsten Beobachtungen. Da Mars im heurigen Jahre ungemein südlich zu stehen kam und für nördlich gelegene Sternwarten sehr ungünstig stand, hat sich Lowell, wie Zeitungen berichteten, für diese Zeit auf einen südlicheren Punkt begeben.

Die einzig günstige Zeit, um Beobachtungen auf der Marsoberfläche anzustellen, sind die drei Monate vor und die drei Monate nach einer Opposition, da er außer diesen Zeiten einen so kleinen scheinbaren Durchmesser hat, daß man die feinen Details nicht mehr sehen kann. Dann folgt eine Pause von anderthalb Jahren. Nehmen wir an, daß während dieser sechs Monate die Nordhalbkugel des Mars Frühling hatte, so sind wir nicht in der Lage, die anschließenden Veränderungen im Sommer, Herbst und Winter zu verfolgen, sondern wir müssen bis zur nächsten Opposition warten, die etwa um einen Marsmonat später fällt, und so geht es von Opposition zu Opposition. Es dauert 15 Erdenjahre, bis wir stückweise den ganzen Verlauf der Erscheinungen auf der Oberfläche des Mars während eines Marsjahres beobachtet haben. Erst dann kann ein halbwegs getreues Bild gewonnen werden, wobei aber erinnert werden muß, daß der Verlauf der Erscheinungen in derselben Jahreszeit in verschiedenen Marsjahren nicht der vollständig gleiche ist.

Dieser Verlauf ist im allgemeinen folgender: Zur Winterszeit der Nordhalbkugel hat sich der Nordpol bis weit nach Süden weiß gefärbt. Kaum aber, daß der Frühling eingetreten ist und die Sonne den Nordpol bescheint, fängt diese weiße Fläche, die Polarkalotte, zuerst langsam, dann immer schneller an, zusammenzuschrumpfen; gleichzeitig entsteht um die Polarkalotte ein immer breiter werdender dunkler Saum. Hat jedoch die Sonne ihren höchsten Stand erreicht, dann beginnen sich die dunkeln Linien der Kanäle zu bilden, und zwar zuerst etwa 13 Tage nach Sommeranfang in 50—65° nördlicher Breite, 22 Tage nach Sommeranfang in 35—50°, in 34 Tagen in der Region 25—35°; am Aequator erscheinen sie etwa am 40. Tage, und dann greifen sie sogar auf die südliche Halbkugel über und erreichen 95 Tage nach Sommerbeginn den 35. Grad südlicher Breite. Nach einigen Monaten verschwinden sie. Die Geschwindigkeit, mit der die Bildung der Kanäle vor sich geht, beträgt etwa vier Kilometer in der Stunde. Die Kanäle sind somit nicht zu allen Zeiten sichtbar, sondern hauptsächlich in der Sommerszeit der betreffenden Halbkugel; dazu kommt weiter, daß nicht alle Kanäle gleichzeitig sichtbar sind und daß in manchen Sommern einzelne Kanäle überhaupt nicht auftreten.

Da das Weiß der Polarkalotten wohl mit voller Sicherheit als Schnee und Eis angesehen werden kann, so ist die naheliegende Erklärung des beim Schrumpfen der Schneefelder entstehenden dunkeln Saumes die, daß er von den Schmelzwässern der Kalotte herrührt, die dann in den Kanälen bis zum Aequator und über denselben hinaus sich bewegen. Damit aber eine derartige Kanallinie von der Erde aus gesehen werden kann, muß sie nach Schätzung Schiaparellis zum mindesten eine Breite von 30 Kilometern haben; in der Regel sind sie bedeutend breiter.

Da das Sichtbarwerden der Kanäle innigst mit der Schneeschmelze der Polarkalotte zusammenhängt, so konnte man nicht umhin, diese Linien für Wasserläufe zu halten, und der schon erwähnte, vielfach geradlinige, immer aber regelmäßige Verlauf einer solchen Kanallinie hat zu der Behauptung Veranlassung gegeben, daß diese Kanäle nicht zufällige Gebilde der blinden Naturgewalten sind, sondern daß hier intelligente Wesen, Marsmenschen, mitgewirkt haben. Den Teil dieser Hypothese, daß die Kanäle ihrer ganzen Breite nach Wasserstraßen sind, hat man jedoch bald aufgegeben, indem man annimmt, daß die Kanäle der Hauptsache nach Vegetationsgebiete sind, in denen allerdings das Schmelzwasser der Pole eine große Rolle spielt. Auf der Erde, wo Wasser überall und stets vorhanden ist, beginnt das Vegetationsleben in der Nähe des Aequators und geht mit fortschreitendem Frühlinge gegen die Pole zu. Auf Mars, wo nach allem das Wasser sehr spärlich vorhanden ist, folgt die Vegetation dem Wasser. Erst das von den Polen abströmende Wasser ermöglicht es den Pflanzen zu grünen, nachdem ihr Standort schon längst die genügende Wärme empfangen hat. Daß die dunkeln Flächen nicht in ihrer ganzen Ausdehnung vom Wasser herrühren, zeigt die wiederholt gemachte Beobachtung, daß die dunkle Farbe der sogenannten Meere an einzelnen Stellen im Laufe eines Jahres die Nuance ändert, sowie daß die kleinen dunkeln Flecke, die in der Regel an den Stellen auftreten, wo mehrere Kanäle zusammenkommen, und die man zuerst für reine Seen gehalten und auch so genannt hat, manchmal mit den Kanälen gleichzeitig verschwinden und unsichtbar werden. Auch wurde vielfach beobachtet, daß die Kanallinien sich weit in die Meere verfolgen lassen, indem sie in dem Dunkel der Meere als eine noch dunklere Linie erkannt werden. Das zwingt anzunehmen, daß auch ein großer Teil der als Meer bezeichneten Flächen wenigstens zeitweise Vegetationsgebiete sein werden, und so schrumpft das Areal wirklicher Wasserflächen noch mehr zusammen, als der erste Anblick ergibt. Sind die Marskanäle überhaupt sehr rätselhafte Erscheinungen, denen wir auf unsrer Erde kein Analogon entgegenstellen können, so steigt unser Staunen noch mehr, wenn wir die Tatsache registrieren, daß Schiaparelli und andre Astronomen einzelne der Kanäle sozusagen plötzlich doppelt gesehen haben. Die erste Verdopplung bemerkte Schiaparelli am 26. Dezember 1879 an dem den Namen Nil führenden Kanal, während er noch um zwei Tage früher einfach gesehen wurde. Die Opposition war aber schon lange vorüber und die Erscheinung konnte nicht weiter verfolgt werden. Das gelang aber am 11. Januar 1882, wo sich der Nil wieder doppelt zeigte und auch andre Kanäle dieselbe Erscheinung aufwiesen. Die Verdopplung tritt nach Schiaparelli im Verlaufe von wenigen Stunden ein, und statt eines Kanales sieht man zwei parallellaufende, die in einem Abstand von 600 bis 50 Kilometern daherziehen. Bei noch näherem Aneinanderrücken könnte man die Verdopplung nicht mehr wahrnehmen. Die Verdopplung tritt nur um die Zeit der Tag- und Nachtgleichen auf, sie tritt nicht bei allen Kanälen auf und nicht in jedem Marsjahre bei denselben Kanälen. Der Umstand, daß manche Astronomen die Kanäle überhaupt nicht und ganz besonders nicht deren Ver-

dopplungen sehen konnten, hat diese veranlaßt, das Ganze für optische Täuschungen zu halten. Ich will mich aber dabei nicht aufhalten, sondern nur bemerken, daß der schon genannte Lowell in der letzten Zeit einen wohl als voll geltenden Beweis für ihre Realität gebracht hat, indem es ihm gelungen ist, die Kanäle und deren Verdopplungen photographisch festzuhalten.

Am Tage der Opposition selbst sehen wir die ganze von der Sonne beleuchtete Halbkugel des Mars. Einige Zeit vor- und nachher stehen aber Erde und Mars so, daß wir nicht den ganzen von der Sonne beleuchteten Teil sehen können, so daß der Mars uns in einer Gestalt erscheint, wie unser Mond drei Tage vor oder nach dem Vollmonde; dafür ist uns dann ein kleiner Teil seiner Nachtseite zugewendet. In dieser Nachtseite nahe der Lichtgrenze (Terminator) hat man zuzeiten helle Punkte aufleuchten sehen, die von sehr phantasievollen Leuten als Signale der Marsbewohner an uns gedeutet wurden. Auch auf unserm Monde beobachten wir eine ähnliche Erscheinung und deshalb können wir die einfache Erklärung aufstellen, daß diese Lichtpunkte von einigermaßen hohen Gebirgszügen (3000 Meter Höhe), deren Kamm noch von der Sonne beleuchtet wird, oder auch von hohen Wolken herrühren. Wir sind zu der ersteren Annahme um so mehr berechtigt, als sich diese Lichtpunkte immer nur dann zeigten, wenn die Lichtgrenze sich in derselben Gegend des Mars befand. Daß die Oberfläche des Mars keine glatte Kugel ist, sondern wie die Erde und der Mond von Gebirgen durchzogen, ist ja von vornherein sehr wahrscheinlich; außer dieser Beobachtung liegt aber noch ein andrer direkter Beweis vor, den Barnard lieferte, indem er bei dem Schmelzen der Südpolarkalotte wiederholt beobachtet hat, daß ein Punkt stets weiß verbleibt, wenn auch die Umgebung sich bereits vollkommen dunkel gefärbt hat. Daß wir es hier mit einem hohen Bergmassiv zu tun haben, erklärt diese Beobachtung am einfachsten.

Wenn wir jetzt kurz zusammenfassen, was uns das Fernrohr auf der Marsoberfläche zeigt, so konstatieren wir, daß Mars ein der Erde ähnlicher Himmelskörper ist. Er besitzt bereits eine feste Kruste, hat Jahreszeiten wie unsre Erde, ist von einer Atmosphäre umgeben, deren nähere Zusammensetzung wir zwar nicht kennen, die aber sicher Wasserdampf enthält. Wir konstatieren, daß sich die Umgebung der Pole während der Winterszeit mit Schnee bedeckt, daß es somit an Niederschlägen nicht fehlt; das Schmelzen der Schneemassen ist uns Zeuge von Temperaturverhältnissen, die denen unsrer Erde nicht unähnlich sind. Auf unserm Planeten Erde machen wir die Erfahrung, daß überall dort, wo es Festland gibt, wo Niederschläge, und seien sie auch spärlich, vorkommen, wo die Temperatur auch nur zeitweise über den Gefrierpunkt des Wassers steigt, Vegetation sich einstellt, der sich bald eine Fauna zugesellt. Wir können daher mit großer Sicherheit annehmen, und es ist dies auch die Ansicht aller Beobachter des Mars, daß dieser Planet fähig ist, Pflanzen und Tiere zu beherbergen. Daß seine Oberfläche aber auch wirklich Vegetation trägt, zeigen uns die mit den Jahreszeiten eintretenden Aenderungen der Färbung vieler dunkler Flecke und dem Auftreten vorher unsichtbarer dunkler Gebiete und Linien.

Und jetzt stoßen wir auf die große und höchst interessante Frage: Wenn also Pflanzen und Tiere auf Mars fortkommen, ist Mars auch von intelligenten Wesen, Marsmenschen, bevölkert?

Es ist von mancher astronomischen Seite gesagt worden, daß die Astronomie sich mit andern reellen Fragen zu befassen hat und solche Phantasien bleiben lassen soll. In der Tat muß der Astronom das Gebiet der greifbaren Realität verlassen und seiner Phantasie Spielraum geben, wenn er dieser Frage nähertreten will. Und doch ist kein andrer so berufen und berechtigt, sich mit dieser Frage zu beschäftigen, als wie er, der vor den andern das voraus hat, daß er gewisse Veränderungen selbst gesehen hat, was mehr wert ist als alle Beschreibungen und Zeichnungen.

Es gibt auch in der Astronomie Optimisten und Pessimisten; die einen führt der Flug ihrer Phantasie bis in die unergründlichsten Gefilde des Himmels und läßt sie dort Wunder schauen, die vor der realen Wirklichkeit nicht immer standhalten können; die andern rechnen und zweifeln, zweifeln und rechnen so lange als möglich. Beide sind zur Erforschung der Wahrheit dringend notwendig; eilen die ersteren in zu weite Fernen, so werden sie durch die andern zurückgehalten, sich zu sehr vom Gebiete ernster Forschung zu entfernen. In der vorliegenden Frage kann man zunächst nur sagen, daß die Existenz von Marsmenschen ganz gut möglich ist, weil ja dafür alle uns geläufigen Bedingungen gegeben sind. Man ist aber weitergegangen und hat in den Marskanälen geradezu Werke von Menschenhand erblickt. In der Tat ist der immer regelmäßige, oft schnurgerade und manchmal mit der Nordsüdrichtung zusammenfallende Zug dieser Gebilde ein hervorragendes Moment für diese Behauptung. Ob diese Kanäle in der Tat in ihrer ganzen Länge von derselben Breite sind oder nur eine Aneinanderreihung von punktförmigen Gebilden, immer neigt man der Anschauung zu, daß diese Regelmäßigkeit nicht ganz der blinden Natur zuzuschreiben ist. Man ist darüber fast einig, daß die Entstehung der Kanäle, beziehungsweise das Sichtbarwerden, mit dem Abströmen der Gewässer von den Polen gegen den Aequator zusammenhängt, und da ist es ungemein aufgefallen, daß, wenn die Kanäle Gebilde der freiwaltenden Natur wären, sie nicht über den Aequator reichen könnten, sondern vor ihm haltmachen müßten. Daß diese Kanäle aber noch weit über den Aequator sich hinziehen, ist das wichtigste Argument dafür, daß es hier nicht ganz mit natürlichen Dingen zugeht, sondern daß Menschen eingegriffen haben; nicht einmal die Existenz der Kanäle spricht so für die Anwesenheit von Menschen als gerade dieser Umstand.

Und nun lassen wir der Phantasie noch ein wenig mehr Spielraum.

Wenn Mars Wasser besitzt, so ist das von uns als Wasseransammlungen angesehene Areal so klein, daß man füglich von einer großen Wasserarmut sprechen kann. Man wird auch darin durch das so selten vorkommende Auftreten von Wolkenbildungen bestärkt. Um nun dieses so wichtige Lebenselement so intensiv als möglich auszunutzen, muß es überall dorthin geleitet werden, wo fruchtbarer Boden vorkommt. Die Marsbewohner haben daher dem Wasser

seinen Lauf durch Anlagen vorgeschrieben, längs derer sich dann, sobald das befruchtende Naß eintrifft, Vegetation entwickelt. Das Eingreifen der Marsbewohner hat wesentlich zu diesen regelmäßigen Bildungen, die die Kanäle bieten, beigetragen. Es ist dabei selbstverständlich, daß die Gebilde, die wir als Kanal sehen, nicht in ihrer vollen Breite eine Wasserführung sind, sondern es kann in der Tat nur ein sehr schmaler Streifen sein, von dem aus das umliegende Land bewässert wird. Daß aber das Wasser über den Aequator hinüberfließt, dazu dürften die Marsbewohner eigne Hebevorrichtungen getroffen haben, da, wie gesagt, diese Erscheinung sich sonst schwer erklären läßt.

Begeben wir uns zum Schlusse an einen Punkt im Weltraume, der von Mars ebenso weit weg ist als die Erde und als die Erde vom Mars; ich nehme nun an, daß wir gar nichts von der Menschheit des Erdballes wüßten und nur mit Fernrohren beide Himmelskörper betrachten würden; es käme dann ein Engel und sagte uns, einer dieser beiden Planeten sei von intelligenten Wesen bewohnt und wir sollten raten, welcher es sei, so würden wir sicher auf Mars raten und nicht auf die Erde; denn die Erde bietet, soweit wir uns ein Bild davon machen können, nichts, was den auf dem Mars vor sich gehenden Veränderungen gleich wäre, und verrät durch kein Zeichen unsre Anwesenheit. Wenn wir aber zugeben, daß Mars von Menschen bewohnt ist, dann können wir bei dem Umstande, daß Mars wahrscheinlich viel früher organisches Leben beherbergen konnte als die Erde, noch die weitere Folgerung ziehen, daß diese Menschen weiter in der Kultur und in den Wissenschaften vorgeschritten sind als wir. Ihre größte Sorge wird aber stets die weiseste Ausnutzung des vorhandenen Wasservorrates sein müssen.

Auch unsrer Erde kann es einmal so ergehen wie dem Mars, daß das Wasser immer weniger und weniger wird. Wie bekannt sein dürfte, ist die Temperatur des Erdbodens jahreszeitlichen Schwankungen unterworfen; im Sommer ist sie höher, im Winter niedriger, aber die Größe der Schwankung wird sofort kleiner, wenn wir nur ein wenig in die Tiefe steigen, und schon bei 5 Meter Tiefe hört jede Schwankung auf und wir treffen da die mittlere Jahrestemperatur des Ortes an. Dann aber beginnt ein kontinuierliches Steigen von 1° Celsius auf je 30 Meter, je tiefer wir in das Erdinnere vordringen. Die Erde hat demnach im Innern noch sehr hohe Temperaturen; aber kontinuierlich, wenn auch äußerst langsam, geht die Abkühlung vor sich und es wird einmal der Zeitpunkt kommen, wo die Temperatur der äußeren Kruste unter Null sinken wird und nur die früher erwähnten 5 Meter, infolge der Sonnenstrahlung höhere Temperaturen aufweisen werden. Während jetzt Wasser, das in das Erdinnere versickert, durch die Wärme des Innern in Dampf verwandelt wird und wieder zur Oberfläche zurücksteigt, wird Wasser, das beim Untersinken auf Schichten stößt, die Temperaturen unter Null haben, gefrieren und nie mehr an die Oberfläche gelangen. Was also der Erde vielleicht in Millionen Jahren bevorsteht, das ist bereits auf Mars, dem früher festgewordenen Himmelskörper, teilweise eingetreten.

Ob es jemals gelingen wird für oder gegen die besprochenen Hypothesen

der Phantasie einen unbestreitbaren Beweis zu erbringen, ob es jemals gelingen wird, uns etwa gar mit den Marsbewohnern in Verbindung zu setzen? Die Lösung dieser Fragen liegt im Schoße der Zukunft begraben.

Wer kann es aber nach all den Erfahrungen, die wir an negativen Prophezeiungen gemacht haben, noch wagen, die Möglichkeit einer Lösung dieser Fragen und Probleme absolut zu verneinen? Nur ein Pessimist!

Erinnerungen an und Erlebnisse mit Adalbert Falk

Von

Dr. von Schulte

Am 28. Juli 1872 erklärte ich mich auf die im Auftrage des Ministers Falk vom Vortragenden Rate Dr. Olshausen ergangene Anfrage bereit, den Ruf als Professor an die juristische Fakultät in Bonn anzunehmen. Damit war ich schon in Beziehungen zum preußischen Kultusministerium getreten, dem ich auch schon unter Mühler durch Gutachten nähergetreten war. Man hatte im Anfang August im Kultusministerium zu Berlin eine „kirchenrechtliche Konferenz“ gehabt, zu der außer dem Ministerialrate Dr. Hübler die Kanonisten Richard Dove (Göttingen), Friedberg (Leipzig), Hinschius (Berlin), O. Mejer (Rostock) zugezogen worden waren. Ein Brief des Dr. Hübler (Hellebeck bei Helsingör, 6. September 1872) teilte mir genau mit, um welche Punkte es sich gehandelt habe, und fügte hinzu: „Nun hat mein Herr Chef den Wunsch, über diese Materien, namentlich aber über die klerikale Erziehung und in welcher Weise hier vom Staat Anordnungen zu treffen, Ihr Gutachten zu erhalten. Wir wissen, daß auch Ihre Regierung sich in dieser Frage an Sie gewandt hat, und ich denke, Sie werden an uns gelehrige Schüler finden. Wollen Sie also die Güte haben, Ihre Gedanken in jenen Angelegenheiten — in welch zwangloser Weise es auch sein mag — zu Papier zu bringen, so würden Sie Herrn Dr. Falk zu großem Dank verpflichten. Ich schreibe in direktem Auftrag des letzteren, und es wird bei der Einsendung des Manuskripts also nur einer kurzen Andeutung meiner an Sie gerichteten Bitte bedürfen.“ Da ich schon früher durch ein kurzes Schreiben von Hübler auf die Sache hingewiesen war, konnte ich mit Schreiben vom 13. September dem Minister Falk einen Entwurf senden. Der Unterstaatssekretär im Kultusministerium Dr. Achenbach (13. Mai 1873 Handelsminister, 1878 Oberpräsident von Westpreußen, 1879 von Brandenburg, gestorben zu Potsdam 8. Juli 1899) schrieb mir ganz eigenhändig am 24. September 1872: „Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich in Erwiderung auf das gefällige Schreiben vom 13. d. M. den Dank des Herrn Unterrichtsministers für den eingesandten Entwurf und das Gutachten über die gesetzliche Regelung der Stellung der katholischen Kirche hierdurch ganz ergebenst auszusprechen. Es würde

für den Herrn Minister von Interesse sein, wenn Euer Hochwohlgeboren noch nachträglich Veranlassung zu einer näheren Ausführung darüber nehmen wollten, nach welchen Grundsätzen im Falle des § 34 des Entwurfes (Spaltung in der Gemeinde und die hierdurch erforderliche Auseinandersetzung des Vermögens durch Vergleich oder Richterspruch nach vorhergegangener Regelung eines Interimistikums) die Vermögensauseinandersetzung erfolgen soll. Ebenso wäre es erwünscht, die Auffassung Euer Hochwohlgeboren über die Einrichtung der katholisch-theologischen Fakultät in betreff des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche näher kennen zu lernen." Am 16. Oktober 1872 übersandte ich dem Minister Falk den Entwurf eines Gesetzes über die Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche nebst kurzen Motiven.

An dem Wortlaute der preußischen Gesetze vom 11. Mai über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen, vom 12. Mai 1872 über die kirchliche Disziplinargewalt und die Errichtung des Königlichen Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten, vom 13. Mai 1873 über die Grenzen des Rechts zum Gebrauche kirchlicher Straf- und Zuchtmittel bin ich gänzlich unschuldig. Ich werde meine Entwürfe veröffentlichen und dadurch jedem ruhigen sachverständigen Leser zeigen, daß, wenn meine Entwürfe angenommen und Gesetze geworden wären, der Kulturkampf sicher vermieden worden und der Staat der katholischen Kirche gegenüber in eine ganz andre und sehr gute Lage gekommen wäre. Aber was ich vorschlug, paßte offenbar den Ratgebern des Ministers Falk nicht, die von ihrem rein protestantischen Gesichtskreise aus in meinen Entwürfen zu katholische Gedanken sahen und mit dem Minister der Ansicht waren, mit Gesetzesparagraphen und Strafbestimmungen erreiche man alles. Meines Wissens war es in dieser Hinsicht der Ministerialdirektor Dr. Förster (bekannter landrechtlicher Jurist) an erster Stelle, dann der damalige Vortragende Rat Lucanus (jetzt Chef des Zivilkabinetts Exzellenz Dr. von Lucanus) und mit beiden Hinschius und Hübler, welche die scharfen Gesetze gemacht haben. Zunächst muß ich schildern, wann und wie ich in persönliche unmittelbare Berührung mit Falk trat.

Am 7. November 1872 hatte er mir telegraphiert, daß meine Ernennung zum Professor in Bonn vom König Wilhelm vollzogen sei. Damit war ich in ein unmittelbares Verhältnis zu Falk getreten. Im Dezember 1872 reiste ich von Prag nach Bonn und von dort Ende des Monats nach Berlin, um mit dem Fürsten Bismarck wegen der altkatholischen Angelegenheiten, insbesondere der Wahl bzw. Anerkennung eines Bischofs zu verhandeln. Es verstand sich von selbst, daß ich bei diesem Aufenthalte in Berlin dem Unterrichtsminister meinen Besuch machte, ebenso, daß ich als Vertrauensmann der gesamten deutschen Altkatholiken mit dem Kultusminister über dieselben Angelegenheiten zu reden versuchte. In meinem Buche „Der Altkatholizismus" (Gießen 1887) Seite 367 ff. habe ich über die damalige Unterredung mit Bismarck und Falk kurz berichtet, in der „Deutschen Revue", April-Heft 1899 Seite 96 ff., ausführlicher über die mit dem ersteren. Gegen meine Mitteilungen in jenem Buche hat Falk nie-

mals auch nur den geringsten Einspruch erhoben, ebensowenig der nicht genannte Rat. Vielleicht nimmt man es nicht gut auf, daß ich Falk nicht bloß lobe oder preise. Aber ich habe lediglich wahrheitsgetreu zu berichten, damit wird dem wirklichen Verdienste sein volles Recht. Für das volle Verständnis des Vorhergehenden und Nachfolgenden ist eine kurze biographische Mitteilung wohl am Platze.

Adalbert Falk war geboren am 10. August 1827 zu Matschkau in Schlesien, sein Vater starb als evangelischer Pastor zu Waldau bei Liegnitz am 20. August 1872. Er wurde 1850 Assessor, Staatsanwaltsgehilfe in Breslau, 1853 Staatsanwalt zu Lyck in Ostpreußen, 1861 am Kammergericht und zugleich Hilfsarbeiter im Justizministerium, 1862 Appellationsgerichtsrat in Glogau, 1868 Geheimer Justizrat und Vortragender Rat im Justizministerium, 1871 Geheimer Oberjustizrat im Justizministerium, am 22. Januar 1872 Minister der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten. Er hatte also bis dahin niemals Gelegenheit gehabt, sich mit einem der im Kultusministerium vertretenen Gegenstände praktisch zu beschäftigen. Am 14. Juli 1879 erhielt er den Abschied als Minister, nahm im Jahre 1882 das Amt des Oberlandesgerichtspräsidenten in Hamm an, das er bis zu seinem am 7. Juli 1900 erfolgten Tode bekleidete.

Meine erste persönliche Begegnung mit Falk fand statt am 2. Januar 1873 vormittags von 9¼ bis 10¼ Uhr im Gebäude des Kultusministeriums. Zum Verständnis des folgenden muß ich mitteilen, daß ich am 1. Januar mit dem damaligen Vortragenden Rate im Kultusministerium Geheimen Regierungsrate Dr. H. gesprochen und ihm vertraulich gesagt hatte, daß von mir dem Fürsten Bismarck ein Promemoria übersandt worden war, das die Frage der Bischofswahl behandle. Von H. erfuhr ich nun, daß Bismarck mit Falk bis dahin über diesen Gegenstand nicht gesprochen habe. Daraus zog ich den Schluß, daß es meine Sache nicht sei, Falk von den bisherigen Verhandlungen mit Bismarck zu reden, weil ich annehmen durfte, daß Bismarck seine Gründe habe, weshalb er noch nicht mit Falk über diesen Gegenstand gesprochen habe. Ein großer Teil der Unterhaltung mit Falk betraf einzelne altkatholische Angelegenheiten, die hier zu erwähnen kein Grund vorliegt. Als ich ihn fragte, was er zu einer Bischofswahl durch uns meine, erwiderte er: „Ueber die Frage, ob ein von Ihnen gewählter Bischof anzuerkennen sei, habe ich noch gar keine Ansicht; das müssen Sie mit Fürst Bismarck abmachen.“

Er sprach dann über die beabsichtigten kirchenpolitischen Gesetze, bezüglich deren er von mir Entwürfe erhalten hatte. Weil diese von seinen Gesetzvorlagen durchaus abwichen und namentlich sich nur auf die katholische Kirche bezogen, führte er zur Rechtfertigung des abweichenden Standpunktes aus: Es sei sehr schwierig, durchzusetzen, daß man Gesetze mache, welche die katholische Kirche allein beträfen, obwohl die Verhältnisse der evangelischen anders lägen. So sei der ihm am nächsten stehende Kollege Camphausen (Finanzminister) nicht zu bewegen, die Nichtanerkennung neuer Knabenseminare zu billigen; er (Falk) wolle die bestehenden belassen, aber keine neuen genehmigen, Bismarck

gehe in diesem Punkte weiter und wolle gar keine. Beim Kaiser, „der jetzt nachlasse“, komme das Herz, die lange Gewohnheit u. s. w. in Betracht. Er habe wiederholt dessen Zustimmung mündlich in Aussicht gestellt erhalten, hinterher sei sie nicht gegeben. Oft hänge alles rein von Zufälligkeiten ab. Er hoffe in der morgigen Staatsministerialsitzung infolge der päpstlichen Allokution die Sachen durchzubringen, da die Allokution doch auch den militärischen Personen den Star gestochen habe. Die Situation sei so gewesen, daß er sich ernstlich gefragt habe, ob er nicht abtreten solle, dies aber auf Bereden mit Freunden unterlassen, solange man ihm nicht zumute, gegen seine Ueberzeugung zu handeln. Jetzt stehe es besser. Leider sei man noch nicht allgemein überzeugt von der Richtigkeit des schon oft von ihm Dargelegten, daß, wenn man es dahin kommen lasse, daß die Meinung entstehe, man könne sich auf die Regierung nicht verlassen, die jetzige Majorität, worauf die Regierung sich stütze, zerfallen und die Ultramontanen noch mehr Sitze erlangen würden. In Rom habe seinerzeit der betreffende Unterhändler offen erklärt, nur ein von Kindheit auf außer Kontakt mit der Welt gebildeter Mann eigne sich zum Geistlichen.

Interessant waren auch seine Mitteilungen betreffs der aufgehobenen „Katholischen Abteilung“ im Kultusministerium. Diese habe stets hinter dem Rücken des Ministers nicht bloß mit den Bischöfen korrespondiert und verhandelt, sondern gerade in konkreten Fällen Tatsachen geschaffen, die sich jetzt nicht mehr redressieren ließen. So hätte sie mit den Bischöfen das Uebereinkommen getroffen, daß die Religionslehrer noch mehr als die Bischöfe in ihrem Eide die Reservation machten, nichts tun zu brauchen, was irgendwie gegen die Kirchengesetze gehe, und nur so weit die Staatsgesetze anzuerkennen. Linhoff (katholischer Vortragender Rat) traue er nicht über den Tisch, habe, da dieser ihm bona fide Mitteilungen über eine Korrespondenz mit Bischöfen gemacht habe, ihm für die Zukunft solches strengstens verboten. Leider hätten seine evangelischen Räte nicht die nötige Einsicht in die praktische Gestaltung der katholischen Verhältnisse, so daß er Linhoff nicht ganz entbehren könne.

Mein Urteil über Falk habe ich wörtlich wie folgt nach dieser ersten Unterredung aufgeschrieben: Falk ist hinsichtlich der kirchenpolitischen Fragen ganz entschieden, hat den besten Willen, wird nicht zurückweichen. Gleichwohl bin ich überzeugt, daß ganz entschieden und zweckmäßig erst wird vorgegangen werden, wenn noch andre Ereignisse eintreten und das Ministerium eine katholische Kraft gewonnen hat, die antiinfallibilistisch ist und alles genau kennt. Falk hat nicht die gewöhnliche Ansicht von der Macht der Bischöfe, meint aber, die Schwierigkeiten lassen sich erst heben, wenn die altkatholische Bewegung andre Dimensionen habe. Er hofft, daß es dahin komme, mit dem Papst nicht mehr zu verhandeln. Der größte Fehler Falks ist der landrechtliche Jurist, er glaubt mit Gesetzparagraphen den archimedischen Punkt zu besitzen; ich habe ihm das offen gesagt. Uebrigens ist mir aus einigen Aeußerungen klar geworden, daß seine tiefste Ansicht dahin geht, die Altkatholiken hätten protestantisch werden müssen. Ihm ist's nicht um die bloße Vernichtung des Ultramontanismus in

der katholischen Kirche zu tun, sondern auch um den Sieg des Protestantismus über die römische Kirche. Das ist mir noch klarer geworden, als er mir sagte, er habe anfänglich beabsichtigt, mich an die Berliner Universität und zugleich ins Ministerium zu ziehen, habe dann aber den Gedanken fahren lassen.

Bevor ich die nächste Unterredung mit Falk gebe, muß ich auf andre eingehen.

Am Abend des 3. Januar war ich beim Vortragenden Rate H. Er referierte über die am Nachmittage von 1 bis 5 Uhr im Zimmer des Fürsten Bismarck, der nicht ausgehen konnte, stattgehabte Sitzung des Staatsministeriums.[1]) [Der Köter kratzte an der Tür, Bismarck ließ ihm öffnen und sagte zu Roon, er möge erlauben, daß der Hund zugegen sei, gegen seine Diskretion sei nichts einzuwenden. H. teilte mit, daß der Entwurf über die Zivilehe fallen gelassen sei aus den von Bismarck vorgebrachten Gründen und als Konzession nach oben], und fuhr dann fort: „Ich kann Ihnen gratulieren, Sie haben Wunder gewirkt. [Falk brachte im einleitenden Vortrage eine Anzahl von Details und Argumenten vor, die ich nie von ihm gehört und die er sicher von Ihnen hat. Der Entwurf über die Erziehung und Anstellung des Klerus ist verschärft angenommen worden, so daß in die Knabenseminare die Aufnahme gesperrt ist. Roon war wütend, nannte die Allokution das Unverschämteste, was geboten sei. Camphausen war sofort geneigt für Erhöhung der Dotation der Sukkursalpfarrer, meinte nur, ‚dann müßten sie altkatholisch werden'.] Bismarck brachte zum Erstaunen Falks, ohne Sie zu nennen und ohne daß einer merkte, es sei nicht sein eigner Vorschlag, vor, daß die Altkatholiken Bischöfe wählen müßten und daß die Regierung diese anzuerkennen und ins Budget die Dotation einzustellen habe. Keiner erhob Opposition, und der Finanzminister erklärte sich einverstanden. Ich halte nicht für unmöglich, daß noch jetzt ein Nachtragskredit gefordert wird." In seinem Mißtrauen meinte H. weiter: „Ich mache Sie auf eins aufmerksam. Es kam mir durch den Kopf, als habe Bismarck die Idee: die Anerkennung von Ihnen zu benutzen, um die Kurie zum vollen Rückzuge zu bewegen, zum unbedingten Anerkennen aller Veränderungen, Aufgeben der Welfenpolitik u. s. w., und, wenn er das erreicht haben werde, Sie fallen zu lassen." Ich erwiderte ihm, daß ich damit ganz zufrieden sei, wenn Bismarck diese Idee habe. Denn es sei unmöglich, daß Rom seinen Standpunkt aufgebe, seine Prätensionen fahren lasse. Tue es das aber, so sei der Ultramontanismus vernichtet, damit aber nicht bloß der politische, sondern auch der kirchliche. Wenn Rom bzw. die Bischöfe etwa in Jahresfrist dem Volke wieder ein andres zu glauben oder zu befolgen zumuten sollten, so wäre es ganz aus mit ihrem Einflusse, der schon jetzt zu wanken anfange.

Auch jetzt, meinte H., Falk brauche gar nicht zu erfahren, daß ich bei Bismarck war, da es am besten sei, wenn Bismarck die Meinung behalte, er wisse die Sache mit mir allein, und sie so als die seinige ansehe.

---

[1]) Im Buche „Der Altkatholizismus" S. 368 ff. sind diese Unterredungen mitgeteilt; die damals nicht abgedruckten Stellen sind mit [ ] bezeichnet.

Einem Wunsche Falks entsprechend, begab ich mich Sonntag, den 5. Januar 1873 zu ihm; unsre Unterredung dauerte von 6½ bis 8¼ Uhr. Er referierte zuerst bis ins kleinste Detail über die beiden in den Sitzungen des Staatsministeriums vom Freitag und Samstag angenommenen Gesetzentwürfe und bat mich, ihm für die Debatte Material, insbesondere Gesichtspunkte zu liefern, was ich getan habe. Aus der langen Unterredung und Diskussion notiere ich nur möglichst wörtlich die sich auf die Altkatholiken beziehenden Punkte und sonst Interessantes.

Falk sagte: „Ich war erstaunt, als Fürst Bismarck plötzlich die Frage aufwarf, es sei an der Zeit, für die Altkatholiken eine Dotation einzustellen, damit sie einen Bischof wählen und sich so konstituieren könnten, da sie doch die eigentlichen Katholiken seien. Da Fürst Bismarck bei seiner ersten Begegnung mit mir am 19. oder 20. Dezember, während er früher zu schroffem und raschem Vorgehen geneigt war, zu vorsichtigem riet und bei seiner zweiten meinte, man solle soviel als möglich suchen, die Sachen ohne Eklat zu applanieren: so war ich nicht klar, ob es ein bloßer Gedankenblitz sei oder ob nicht etwas in der Mitte läge. Ich mußte um so mehr erstaunt sein, als Roon in seinem Entlassungsgesuche erklärte: ‚Ich gehe ihm zu weit, er könne nicht mehr mitgehen,' und als ich positiv weiß, daß aus seinem Kreise die Aeußerung verbreitet ist: ‚Die Wogen gehen zu hoch.' Bei Roon hat die Allokution gewirkt.

[Denn als ich heute vor acht Tagen zu ihm ging und ihn kategorisch aufforderte, die Sitzung wegen Beratung der Gesetzentwürfe anzuberaumen, sagte er sofort: ‚Gewiß, das darf keinen Aufschub erleiden.' In der Sitzung ließ man nun merkwürdigerweise alle Einwürfe, die zum Teil sehr erheblich waren, fallen, der König wird sehr erstaunt sein, eine Einstimmigkeit zu sehen, die er lange nicht mehr kennt, und diese ihn gewiß von Einwürfen abhalten. Bismarck wünscht, daß die Sache sofort vorkomme. Ich habe deshalb heute morgen Wilmowski bereits die Entwürfe gegeben, obwohl die Zusätze noch nicht darin sind, da der König die Ueberraschung nicht liebt, er wird ihm morgen Vortrag halten und Dienstag der des Staatsministeriums erfolgen. Bezüglich des Fürsten Bismarck war ich um so mehr verwundert und mußte vorsichtig sein, als ich wiederholt erfahren habe, daß er mir seine selbst schriftlich gegebene Zusage nicht hielt. So hatte ich in der Ermländer Sache beantragt, Krementz die Anerkennung zu entziehen, und dies der Fürst durchzusetzen versprochen. Als es mir dann in Homburg nicht gelang, den König dazu zu bringen, und ich Bismarck schrieb, gab er auch klein bei und beschränkte sich auf die Temporaliensperre. Für mich ist es im Angesichte der prinzipiellen Frage und der jetzt durchgesetzten Gesetzentwürfe gleichgültig, ob der Landtag sagt: es sei ihm das Gehalt zu zahlen oder nicht. Bismarck sagte mir noch bei der zweiten Begegnung: Man möge sich darauf beschränken, im Landtage und in der Presse die Sache im Flusse zu erhalten. Er hat mir schriftlich zugesagt, für die Zivilehe einzustehen, und dies fallen gelassen.]

Unter diesen Umständen machte ich geltend, ich sei ganz für eine solche

Dotation, ich glaube aber, man möge sich die Altkatholiken noch mehr entwickeln lassen und vorerst damit begnügen, in den Motiven anzudeuten, es lasse sich ja sehr wohl aufstellen, daß die Altkatholiken die Glieder der anerkannten Kirche seien, die Infallibilisten hingegen von dieser abgewichen; wenn nun auch die Regierung in Berücksichtigung der Majoritätstheorie diesen Standpunkt nicht praktisch durchführe, so sei er darum nicht aufgegeben und lasse sich nicht verkennen, daß die Altkatholiken gleiche Rechte hätten. Diese milde Form genüge vorerst und lasse der Regierung die volle Freiheit, für sie alles zu tun. Dieser Gesichtspunkt ist denn auch angenommen worden.

[Mir mußte des Fürsten Benehmen unerklärlich erscheinen, obwohl selbst Roon wiederholt hingeworfen, die Infallibilisten seien nicht mehr die Kirche.]

Als ich dann aber gestern erfuhr, daß Sie beim Fürsten gewesen, wurde mir alles klar. Obwohl man nun bei Bismarck auf große Sprünge gefaßt ist und bei einem Staatsmann von solcher Bedeutung nicht immer jedes Bindeglied verlangen darf, was bei andern nötig ist, glaubte ich doch, daß etwas in der Mitte liege." Ich legte Falk nun sehr vorsichtig meine schriftliche und mündliche Verhandlung dar und daß Bismarck sich alle Mühe gegeben, das ganze Ministerium zu halten, was er zugab. Darauf sagte ich ihm: „Ich begreife Ihren Standpunkt und kann ja vorerst, da Sie von ihm aus, wenn wir einen Bischof wählen, ihn anerkennen müssen, dies mir vom Fürsten Bismarck zugesichert ist, mit dem Resultate zufrieden sein, bemerke aber folgendes: Positiv haben Sie also eigentlich für uns nichts getan. Mir tritt nun ein Gedanke entgegen. Wenn die Entwürfe Gesetz werden und die Kurie mit den Bischöfen noch einen Funken von Klugheit hat, werden sie also kalkulieren: Wir fügen uns ins Unvermeidliche, handeln schlau, bequemen uns in die Gesetze; so werden diese allmählich einschlafen, tritt kein Bedürfnis für die Regierung ein, für die Altkatholiken weitere Schritte zu tun, und bringen wir es fertig, daß deren Bewegung einschläft. Wenn dann zum Beispiel Pius IX. stirbt, ist es nicht unmöglich, daß man die Wahl unterläßt. Man kann ja dann, wie zu Konstanz, ein Konzil ohne den Papst halten, allerlei Deklarationen des 18. Juli machen, darauf einen Papst wählen, der dann, wie Martin V., das Faktum anerkennt. Dabei tröstet man sich mit dem Gedanken, man werde, wie nach Konstanz und Basel, schon pro futuro die Sache wieder in Fluß bringen. Wir wären dann das Mittel gewesen, dem Staate eine nach seiner Auffassung günstige Position bereitet zu haben, würden dann aber nach dem Satze: ‚Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan' abgetan. Ich erkläre nun offen, daß uns damit nicht gedient ist. Wir wollen eine wirkliche Reform der Kirche, wir wollen diese einmal im Interesse der Kirche und sind überzeugt, daß diese jetzt eintreten muß oder wieder auf Jahrhunderte hinausgeschoben werden wird. Wir werden uns mit Palliativen nicht begnügen und nie in Verbindung mit Rom eintreten, wenn nicht ganz gründlich mit dem Romanismus gebrochen wird. Wir werden zugleich in dem Bewußtsein, daß auch der Staat nicht bestehen kann, wenn nicht der Ultramontanismus gebrochen wird, nicht stillstehen. Wir werden uns also durch ein

solches Abspeisen nicht begnügen lassen und werden einen Bischof wählen. Ich habe die Sache in der Hand; wenn ich heute die Wahl ausschreibe, erfolgt sie. Und ich erkläre, daß sie bis zum Herbst erfolgt. Kann ich also nach allem auf positive Anerkennung und Einstellung ins Budget rechnen?"

Falk darauf: „Die von Ihnen angedeutete Absicht können Sie bei einem Staatsmann wie Bismarck voraussetzen, ich habe sie nicht. Wie ich schon gesagt habe, bitte ich Sie und wünsche, daß Sie sich immer mehr konstituieren, ich werde sofort ohne Verzug das Gesetz über das Kirchenvermögen vorbereiten und vorlegen, ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich nicht nachlasse; ich kann gegen die Bischofswahl nichts haben und muß nach dem Vorangegangenen annehmen, daß sie keinem Anstande unterliegt, glaube auch, daß sie sich vollkommen rechtfertigen läßt; ich werde auch bezüglich des Budgets keinen Anstand nehmen, zumal es sich noch nicht um große Summen handelt, obwohl es dann leicht sein kann, daß um so viel weniger der andern Seite zufällt, ich werde alles für Sie tun, was ich kann."

Ich setzte Falk auseinander, daß meiner Ansicht nach die Gesetzentwürfe, wenn sie selbst unverändert als Gesetze erlassen würden, die gehoffte Wirkung nicht haben und nur den heftigsten Widerstand des Klerus und der Ultramontanen herbeiführen und deren Macht stärken würden, weil man sie als Eingriffe in das Kirchenwesen hinstellen werde, machte ihm klar, daß das Gesetz über die kirchliche Vermögensverwaltung zuerst hätte kommen müssen. Es half nicht, Falk blieb dabei, er müsse für beide Kirchen Gesetze machen und diese würden helfen.

Hier sei nochmals bemerkt, daß die hier abgedruckten Unterredungen und sonstigen Mitteilungen in dem im September 1886 ausgegebenen Buche stehen. Eine Ausnahme bilden nur die in Klammern eingeschlossenen Stellen, die für jenes Buch kein Interesse hatten und, wie jeder sofort sieht, zum Teile schon 1886 nicht veröffentlicht werden durften.

Falk hatte sicher am 4. Januar vom Rate H. gehört, daß ich bei Bismarck gewesen war. Im „Altkatholizismus" Seite 369 ist folgende Anmerkung gedruckt: „Am 6. Januar, abends, sagte ich zu dem (absichtlich nicht genannten) Rate — das ist H. —: ‚Falk weiß also, daß ich bei Bismarck war'; darauf dieser in offenbarer Verlegenheit: ‚Samstag (4.) vor der Ministersitzung im Vorzimmer des Fürsten Bismarck sagte Falk merkwürdig erregt: „Ich begreife nicht, wie Bismarck auf einmal dazu kommt, seinen und des Ministeriums Standpunkt aufzugeben. Wir haben bisher beide Parteien als in der katholischen Kirche stehend anerkannt, jetzt soll plötzlich nur die eine als solche anerkannt werden. Ich weiß nicht, was dazwischen liegt." Ich warf hin, es stehe vielleicht im Zusammenhange mit der Anwesenheit Schultes in Berlin.' — ‚Das,' setzte ich entgegen, ‚stimmt nicht, da mir Falk gesagt: „Da ich gestern erfahren habe, daß Sie beim Fürsten Bismarck waren."' Hierauf meinte der Rat (H.): ‚Dann hat er es gewiß von Wilmowski (Geh. Kabinettsrat), mit dem er gut steht. Dieser präveniert ihn auch, damit ihn von oben kommende Dinge nicht überraschen; überhaupt ist Falk sehr gut orientiert.' Ich hatte verhütet, daß mein Name im

Fremdenanzeiger erscheine; Wilmowski wußte sicher nicht, daß ich bei Bismarck war." — Ich habe dieses wiederholt, weil es beweist, daß die Minister oft recht eigentümlich bedient sind.

Von der Kaiserin äußerte Falk: „Die Königin haßt mich tödlich. Meine Maxime ihr gegenüber ist, daß sie mich fürchtet. In unbedeutenden Dingen, zum Beispiel wo es sich um Titel, wie Sanitätsrat u. dgl., handelt, bin ich ihr gefällig, in prinzipiellen Dingen nicht. Erst heute hat sie zu mir geschickt, es sei doch schrecklich, daß in Schlesien eine Novizin der Schulschwestern ausgewiesen werde. Ich habe erklärt, davon nicht abgehen zu können, weil eine Novizin erst recht blind gehorchen müsse, um aufgenommen zu werden. Wenn Seine Majestät nicht einmal zugunsten des Instituts der Königin von Sachsen eine Ausnahme gemacht habe, könne sie eine solche auch nicht verlangen. Ich werde rücksichtslos die Verordnung ausführen. Bei einem Privatinstitute, wie dem Kemperhofer, kann ich absehen, nicht aber bei einem öffentlichen. Man hat ihr vorgeredet, der König habe nichts von meiner Verordnung gewußt, und doch habe ich dem König am selben Tage davon gesprochen, er hat sie vollständig gebilligt. In solchen Dingen geht er auch nicht mehr zurück. In der ersten Zeit erhielt ich alle Augenblick ein Frühstücksbillett des Allerhöchsten Herrn, woraus ich ersah, daß die Königin ihm gesagt: Siehe, da hat er wieder gegen dich gehandelt. Ich ließ jedesmal strenge untersuchen und konnte beweisen, daß ich genau getan, was er wollte und ich ihm gesagt hatte. Seitdem ist's anders geworden."

Wie richtig ich im Januar 1873 die Sachlage beurteilt hatte, zeigte sich bald, da die angeführten Gesetze vom Mai 1873 wirkungslos blieben, der Ultramontanismus erstarkte und man in Berlin keinen Rat wußte. Da schrieb mir wieder im Auftrage von Falk am 10. November 1873 der Rat Dr. Hübler, daß es in Posen schlecht stehe, die Absetzung des Erzbischofs Ledochowski notwendig werde, in Fulda ein Kapitelsvikar sei u. s. w. Seine Fragen waren: „Was hat der Staat zu tun und welche Mittel stehen ihm zu Gebote, um (vor) Schaden zu wahren, seine Interessen zu sichern und der Autorität des Landesgesetzes Geltung zu verschaffen? Reicht das bestehende Recht aus und welche weiteren gesetzlichen Vollmachten sind eventuell zu extrahieren? Muß der Staat einen von Rom gesetzten Vikar akzeptieren? Aus welchen Gründen kann er sich's verbitten?" Er bat um „ein gefälligst eingehendes, alle merita causae beleuchtendes und recht schleunig erstattetes Gutachten", teilte noch mit: „Von Mejer-Rostock ist auch eine Aeußerung erbeten." Ich habe das Gutachten, mit Gesetzentwürfen begleitet, abgegeben, vor Landesverweisung oder Internierung gewarnt u. s. w. Auch dieses werde ich veröffentlichen. Wie den früheren Entwürfen von mir, erging es diesen. Man nahm sich einiges heraus, obwohl nur das Ganze Wirkung haben konnte, beachtete die praktischen Ratschläge gar nicht. Natürlich mußte ich *bei diesen Entwürfen* davon ausgehen, *daß die Maigesetze des Jahres 1873 volle Geltung erlangen sollten.* Meine Vorschläge konnten demnach nur Mittel angeben, um dieses Resultat zu ermöglichen; daß jene Gesetze weder meiner Ansicht nach zweckmäßig waren noch genügten, blieb für mich

außer Betracht. Den Standpunkt des Ministeriums drückten die Worte im Briefe Hüblers aus: „Es handelt sich um eine Operation auf lange Zeit, um einen Kampf aufs blanke Messer!"

Niemals seit dem November 1873 bin ich mehr von Falk selbst oder in seinem Auftrage in Hinsicht der kirchenpolitischen Gesetze um Rat gefragt worden. Nur bat er mich mündlich im Reichstage, als Redner für den Entwurf des Reichsgesetzes vom 4. Mai 1874 einzutreten. Ueber dieses und meine vergeblichen Versuche, dasselbe zu verhindern oder zu ändern, die ich beim Fürsten Bismarck gemacht habe, ist von mir in der „Deutschen Revue" (Januar-Heft 1899 Seite 93 ff.) eingehend berichtet worden. Preußen gab dann die Gesetze vom 20. Mai 1874 über die Verwaltung erledigter katholischer Bistümer, vom 21. Mai 1874 wegen Deklaration und Ergänzung des Gesetzes vom 11. Mai 1873. Am 15. April 1874 wurde der Erzbischof Ledochowski von Posen des „Amtes entlassen".

Pius IX. hatte mit Enzyklika vom 5. Februar 1875 jene Gesetze für nichtig erklärt. Am 22. April 1875 erschien das Gesetz betreffend die Einstellung der Leistungen aus Staatsmitteln für die römisch-katholischen Bistümer und Geistlichen, am 31. Mai 1875 das Gesetz betreffend die geistlichen Orden und ordensähnlichen Kongregationen der katholischen Kirche, am 18. Juni das über die Aufhebung der Artikel 15, 16 und 18 der Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850. Inzwischen war auch mit Urteil vom 5. Juni 1875 Bischof Martin von Paderborn des Amtes entlassen.

Von der Amtsentlassung und der Expatriierung versprach man sich im Ministerium Wunderdinge. Eines Abends, im Winter 1875, war ich bei Geheimrat Hübler zusammen mit Ministerialdirektor Förster und Geheimrat Lucanus; es wurde viel über die Sache geredet, einer der Herren äußerte auf meine Bedenken und Einwürfe wörtlich: „Wenn wir erst tausend oder zweitausend abgesetzt haben, werden die Bischöfe und der Papst schon zu Kreuz kriegen." Ich sagte nur: „Sie sind jünger als ich, werden aber nicht erleben, daß tausend abgesetzt sind, denn das ist nicht möglich."

Ende Juni 1875 reiste Falk in die Rheinprovinz, um vom König, der in Ems weilte, die Sanktion der Gesetze vom 20. Juni 1875 über die Vermögensverwaltung in den katholischen Kirchengemeinden und vom 4. Juli 1875, betreffend die Rechte der altkatholischen Kirchengemeinschaften an dem kirchlichen Vermögen, zu erhalten, auch die Verhältnisse persönlich kennen zu lernen. Für die Geschichte kann ich mir nicht versagen, auf einen Artikel von mir zu verweisen, den die Nr. 186, erstes Blatt, vom 7. Juli 1875 der „Kölnischen Zeitung" unter der Aufschrift „Minister Falk in der Rheinprovinz" brachte.

Leider ist der Erfolg, den man voraussetzen mußte, nicht eingetreten. Man gab noch zwei Gesetze: vom 7. Juni 1876 über die Aufsichtsrechte des Staates bei der Vermögensverwaltung in den katholischen Diözesen, vom 13. Februar 1878, betreffend die Befugnis der Kommissarien für die bischöfliche Vermögensverwaltung in den erledigten Diözesen. Amtsentsetzt waren bis zum Jahre 1877

außer den beiden schon genannten der Erzbischof von Köln, die Bischöfe von Breslau, Limburg und Münster, erledigt durch den Tod der Bischöfe Fulda, Osnabrück und Trier, also nur noch von zwölf Bistümern besetzt drei: Ermland, Kulm, Hildesheim; nur ein erledigtes, Fulda, hatte eine dem Staatsgesetz entsprechende Verwaltung; bis zum Mai 1880 waren erledigt über 30 Stellen in den Domkapiteln, gegen 1300 Pfarreien und andre Seelsorgstellen, weil nicht zur gesetzmäßigen Wiederbesetzung geschritten war.

So standen die Sachen. Da kam die Wendung durch die wirtschaftlichen Vorgänge, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann. Schon am 1. Juni 1876 hatte Rudolf Delbrück den erbetenen Abschied erhalten, am 23. März 1878 Otto Camphausen, am 30. März 1878 Achenbach, am selben Tage nahmen und erhielten den Abschied Falk und Friedenthal. Falks Nachfolger wurde Robert Viktor von Puttkamer, der nur vom 14. Juli 1879 bis 18. Juni 1881 das Kultusministerium hatte und das Innere übernahm — am 8. Juni 1888 entließ ihn König Friedrich III. — Sein Nachfolger wurde Gustav von Goßler.

Meine letzten Beziehungen mit Falk waren folgende: Ich sandte ihm einige meiner Werke und schrieb über den Artikel der „Kölnischen Zeitung" vom 3. Juli 1879, worin ich seine Verdienste schilderte, den ich mit einem andern von mir, „Staatsminister Friedenthal", vom 7. Juli 1879 in Nr. 186, erstes Blatt der „Kölnischen Zeitung", beilegte, erhielt darauf folgenden Brief:

Berlin, 5. November 1880.

„Haben Sie, hochverehrter Herr Geheimer Rat, den herzlichsten Dank für Ihre mir in doppelter Beziehung so wertvolle Sendung vom 3. d. M. Ich darf mit den Bänden die Reihen meiner Büchersammlung in erfreulicher Weise ergänzen und dem Verfasser jenes Artikels in der ‚Kölnischen Zeitung' persönlich danken. Als ich denselben in schweren Tagen gelesen hatte, stellte ich vergeblich Erkundigungen nach dem Verfasser an, ich konnte meinem Wunsche, demselben ein Dankwort zu sagen, nicht genügen. Um so wohltuender ist es mir, daß ich das jetzt kann und daß Sie es sind, an den ich es zu richten habe.

In aufrichtiger Ergebenheit

Ihr

Falk."

Zum Tode seiner Gattin (März 1898) hatte ich in einem längeren Schreiben kondoliert. Ein warmes Dankschreiben war die Antwort.

Aus der Korrespondenz des russischen Reichskanzlers Graf Nesselrode 1852 bis 1853

Von

Heinrich von Poschinger

Zu Anfang der fünfziger Jahre war das Verhältnis zwischen Preußen und Rußland ein außerordentlich herzliches. Es gab, nachdem Friedrich Wilhelm IV. die in Peterburg mit Mißtrauen betrachtete Union aufgegeben und in Olmütz bzw. auf den Dresdener Konferenzen die Konsequenzen eines versöhnlichen Nachgebens gezogen hatte, keinen Punkt, der die beiderseitigen Kabinette hätte entfremden können. Der Napoleonische Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 und das neuentstandene Kaiserreich befestigten sogar noch die Bande, da Napoleon III. als Erbe des französischen Kaiserreichs naturgemäß ein Gefühl der Rache für dasjenige hegen mußte, was in den Jahren 1814 und 1815 der napoleonischen Dynastie und der Partei der Revolution widerfahren war. Aengstliche Gemüter befürchteten, daß Napoleon alsbald nach seiner Anerkennung Europa den Handschuh hinwerfen und den bei Belle-Alliance beendeten Kampf wieder neu aufnehmen werde. Es lag nahe, daß angesichts der Ereignisse jenseits des Rheins auch die drei östlichen Großmächte sich wieder enger aneinander schlossen und womöglich auch England auf ihre Seite zu ziehen versuchten. Darauf zielt ein bisher unveröffentlichter Brief hin, den der russische Reichskanzler Graf Nesselrode am 4. Februar 1852 aus Petersburg an den leitenden preußischen Staatsmann Freiherrn von Manteuffel in deutscher Sprache richtete. Derselbe lautet:

„Die drei östlichen Großmächte, wie Eure Exzellenz sie zu nennen belieben, müssen sich in ihrem Verhalten Frankreich und England gegenüber möglichst einigen.

Sie müssen sich bestreben, so lange als möglich ein gutes Vernehmen mit beiden westlichen Großmächten zu erhalten, da nur hierin die Mittel geboten sind, eine cordiale entente zwischen Frankreich und England zu verhindern. Endlich: In Petersburg und in Berlin wird es als höchst wichtig und daher als sehr wünschenswert angesehen, England unauflöslich mit den drei Großmächten des Festlandes zu verbinden, und vor allem in einen eventuellen Bund gegen aggressive imperialistische Unternehmungen hineinzuziehen.

Ueber diese Punkte sind wir einverstanden. Wollen Eure Exzellenz mir nun erlauben, mich über die Nuancen offen auszusprechen.

Die Kraft Englands als einer Großmacht schlagen wir nicht gering an. Aber die Ohnmacht eines englischen Ministeriums, aus welchen Elementen es auch bestehen möge, hat eine Erfahrung von mehr als zwanzig Jahren nur zu sehr erwiesen. Vergessen wir nicht, um nur eines Beispiels zu erwähnen, daß

schon im Jahre 1830 unter Wellingtons und Peels Leitung das englische Kabinett unter allen europäischen Kabinetten das erste war, welches die neue Ordnung der Dinge in Frankreich anerkannte und dadurch das ganze politische Gebäude, welches unter Lord Castlereaghs Mitwirkung in Chaumont, Wien, Paris und Aachen errichtet worden, dem Umsturz nahebrachte. Wenn solches im Jahre 1830 geschah, weil eine momentan aufgeregte Volksstimmung dazu drängte, wie viel mehr müssen wir nicht gegenwärtig auf dergleichen gefaßt sein, nachdem während eines zweiundzwanzigjährigen Zeitraums politischer, religiöser und kommerzieller Agitationen, auch in England, alle Rechtsbegriffe, kirchliche und soziale Verhältnisse, sowie materielle Interessen, verschoben, wo nicht gründlich durchwühlt worden sind. Deshalb habe ich im Mémoire die Ansicht ausgesprochen, daß ein englisches Ministerium sich nur noch durch Nachgiebigkeit gegen die Anforderungen der dortigen Demagogen am Ruder erhalten könne, und diese Befürchtung kann ich nicht aufgeben. Nichtsdestoweniger erkenne ich die hohe Weisheit des Gedankens an, der in unsern Beziehungen zu England leitend sein muß, nämlich den, diese Macht unauflöslich mit den drei nordischen Mächten zu verbinden. Aber ich wage zugleich die Bemerkung, daß, solange die Erreichung dieses Ziels zweifelhaft ist (und nur in einem einzigen eventuellen Falle, dessen ich gleich erwähnen werde, scheint sie mir denkbar), die drei verbündeten Mächte auf andre Mittel zu ihrer gemeinsamen Selbsterhaltung bedacht sein müssen.

Dies führt mich auf eine andre Bemerkung, die Allerhöchsten Orts bei Ihnen gemacht worden ist. Die geographische Lage Preußens gebietet seiner Regierung allerdings besondere Rücksichten gegen Frankreich und nötigt sie, sich nach möglichst vielen und nahen Stützen umzusehen. Die nahen Stützen sind für Preußen ganz zuerst der Deutsche Bund, dessen Einigung und Kräftigung wir bei dieser Gelegenheit abermals nicht dringend genug anempfehlen können. In dieser Kräftigung liegt eine sichere, wo nicht die einzige Gewähr, daß etwaige napoleonische Eroberungsgelüste in Deutschland auf keinen Erfolg würden rechnen können, abgesehen davon, daß ein Angriff auf die preußische Rheinprovinz ohne eine Verletzung der Neutralität Belgiens kaum vorausgesetzt werden kann. Dies aber wäre der Fall, wo die bestehenden Traktate den verbündeten Mächten das Recht geben würden, England förmlich zu kräftiger Mitwirkung gegen den neuen Napoleon aufzufordern, wenn nicht schon eigne Handelsinteressen und Sorge für eigne Sicherheit die britische Regierung zu schleunigem Einschreiten bewegen sollten.

Indem ich nun auf den Ausgangspunkt dieser Betrachtungen zurückkomme, nämlich die möglichste Einigung unter den drei Großmächten des Festlandes, schreibe ich mit Freuden die Worte nach, die Eure Exzellenz als den Ausdruck Ihrer Ueberzeugung aussprechen: ‚Das Verhältnis zu Oesterreich muß man sich bemühen so fest als möglich zu gründen.‘ Zu diesem wahren herrlichen Ausspruch brauche ich nichts weiter mehr hinzuzusetzen, und daher eile ich zum Schlusse, indem ich Eurer Exzellenz von ganzem Herzen zur endlichen Erledigung

der dänischen Angelegenheit Glück wünsche und die Versicherung meiner aufrichtigsten Hochachtung erneuere."

Eigenhändiges Postskriptum:

„Verzeihen Eure Exzellenz, daß ich diesen Brief nicht eigenhändig geschrieben habe, welches mir seit einiger Zeit öfters schwerfällt, daher ich genötigt gewesen bin, ihn einem ganz zuverlässigen Beamten zu diktieren. In der Hoffnung, Sie vielleicht, wertgeschätzter Herr Baron, im Lauf des künftigen Sommers wiederzusehen, empfehle ich mich Ihrem freundschaftlichen Andenken."

Im Sommer 1852 nahmen die Verhandlungen zwischen Preußen und den Darmstädter Verbündeten wegen der Rekonstruktion des Zollvereins auf der Basis des Septembervertrages eine so bedenkliche Wendung, daß selbst der russische Reichskanzler von verschiedenen Seiten um seine Vermittlung angegangen wurde. Die versöhnenden Vorschläge, die der Reichskanzler Graf Nesselrode seinem Kaiser zur Beseitigung der zollpolitischen Krisis vorlegte, entsprachen jedoch nach Inhalt einer Zuschrift des Ministers Manteuffel den Absichten und Meinungen des preußischen Kabinetts nicht. In einem Briefe, de dato Kissingen, Ende Juli 1852, mittels dessen Graf Nesselrode den Manteuffelschen Brief beantwortete,[1]) drückte er zunächst sein Bedauern darüber aus, daß seine Vermittlung sich als unfruchtbar erwiesen hatte.

„Ich kann daher nur wünschen, daß es (das preußische Kabinett) auf dem Wege, den es eingeschlagen hat und auf welchem es zu beharren entschlossen ist, den für ganz Deutschland und Preußen so wichtigen Zweck, nämlich die Erhaltung des Zollvereins, erreichen möge.

In einigen Tagen werde ich meine lange und hoffentlich wirksame Kur beendigen und nach derselben einen Ausflug nach Italien machen, um mich dort einige Wochen bei meiner Tochter auszuruhen. Auf der Rückreise nach Petersburg ist es möglich, daß ich noch das Vergnügen haben werde, Ihnen, wertgeschätzter Herr Baron, meine Aufwartung zu machen und Eurer Exzellenz persönlich die Versicherung meiner Hochachtung und aufrichtigen Ergebenheit zu erneuern."

Im Anschluß hieran möchten wir noch ein bisher unveröffentlichtes Gespräch[2]) mitteilen, welches der Kaiser von Rußland um dieselbe Zeit während seiner Anwesenheit in Berlin mit dem Könige Friedrich Wilhelm IV. führte.

„Ich weiß," bemerkte Kaiser Nikolaus, „daß Sie sich über die Haltung der deutschen Fürsten in der Zollvereinskrisis beschweren, ebenso, daß deren Völker und Länder unbedingt für die preußische Auffassung in der Zollfrage sind. Ohne untersuchen zu wollen, wer recht oder unrecht hat, will ich die ein-

---

[1]) Bisher gleichfalls unveröffentlichter Brief.

[2]) Wir entnehmen es einem bisher unveröffentlichten Privatschreiben des preußischen Gesandten in München, von Bockelberg, de dato München, 1. Juli 1852.

fache Frage an Sie stellen: ob, wenn die Regierungen auf ihrer Politik in der Zollsache beharren und die Völker darüber aufstehen, Preußen den Fürsten gegen erstere tätig zu Hilfe kommen würde?" — „Allerdings —" antwortete der König.

Nach dieser Episode nehmen wir den unveröffentlichten Briefwechsel des russischen Reichskanzlers Grafen Nesselrode wieder auf. Etwa um den 20. August 1852 richtete er an den preußischen Gesandten in Petersburg, General von Rochow, die nachstehenden höchst vertraulichen Zeilen:

„Lesen Sie, lieber General, einliegende Depesche über eine einfältige Klatscherei. Sollte der König nicht einmal einsehen, daß sein Bunsen[1]) alles weniger als ein Freund der Wahrheit ist. Von alledem, was er behauptet, daß Brunnow[2]) hierher berichtet hat, ist auch kein Sterbenswort wahr. Einen solchen .... auf einen so wichtigen Posten zu lassen, ist wirklich himmelschreiend. Die Depesche ist bis jetzt noch im ersten Stock geblieben.

Der Ihrige mit Leib und Seele

N."

Der nächste gleichfalls unveröffentlichte Brief des russischen Reichskanzlers Grafen Nesselrode an Manteuffel führt uns mitten in die orientalische Krisis. Auch nach dem Beginn der kriegerischen Operationen zwischen Rußland und der Türkei ließen Preußen und Oesterreich im Vereine mit Frankreich und England in ihren friedlichen Bemühungen nicht nach, für welche durch das Wiener Konferenzprotokoll vom 5. Dezember 1853 eine neue Grundlage gewonnen war. In diesem Protokoll, durch welches sich die Vertreter der vier Mächte förmlich zu einer Konferenz konstituierten, sprachen dieselben den Entschluß ihrer Souveräne aus, den beiden kriegführenden Teilen ihre guten Dienste anzubieten. Sie nahmen Akt von den wiederholten Versicherungen des Kaisers von Rußland, welche den Gedanken, seinerseits die Integrität des ottomanischen Reiches beeinträchtigen zu wollen, ausschlössen. Sie erklärten die Existenz der Türkei in den ihr von den Traktaten angewiesenen Grenzen für eine notwendige Bedingung des europäischen Gleichgewichts. Sie erklärten endlich für das geeignetste Mittel, den von ihren Höfen beabsichtigten Zweck zu erreichen, eine gemeinschaftlich an die Pforte zu richtende Eröffnung des Inhalts, ihr die freundschaftliche Intervention der vier Mächte zur Herstellung des Friedens anzubieten, und von ihr die Bedingungen, unter welchen sie zu verhandeln geneigt sei, entgegenzunehmen. Eine Kollektivnote in diesem Sinne wurde nach Konstantinopel erlassen.

Der König von Preußen, welcher von den vier in Wien vertretenen Mächten der russenfreundlichste war, wollte noch etwas weitergehen und Rußland noch stärkere Unterstützung gewähren, indem er sich zu einer Vermittlung

---

[1]) Der preußische Gesandte in London.

[2]) Der russische Gesandte in London.

bei dem Londoner Kabinett erbot. Hierauf bezieht sich der nachstehende, von dem Reichskanzler Nesselrode an Manteuffel gerichtete Brief de dato St. Petersburg, den 23. Dezember 1853. Er ist in französischer Sprache geschrieben und lautet in deutscher Uebersetzung:

„Der General von Rochow hat mir den besonderen Brief übergeben, den Eure Exzellenz mir die Ehre erwiesen haben zu schreiben, und mir sehr vertrauensvoll den Inhalt desjenigen mitgeteilt, den er selbst erhalten, sowie das beigefügte Memorandum. Die politischen Ideen, die in diesen verschiedenen Piecen dargestellt sind und die ich alsbald den Augen des Kaisers unterbreitet habe, konnten nur sein lebhaftestes Interesse erregen. Seine Majestät hat in dem Anerbieten des Königs, die Vermittlung bei dem Londoner Kabinett zu übernehmen, einen neuen Beweis der Ergebenheit und der Freundschaft seines erlauchten Schwagers gefunden. Ich selbst bin lebhaft erkenntlich für die Zeichen des Zutrauens, womit der Brief Eurer Exzellenz erfüllt ist, und ich beeile mich, Ihnen meinen aufrichtigsten Dank darzubieten.

Ohne es aufzugeben, in passendem Augenblick von so verbindlichen Anerbietungen Gebrauch zu machen, kann ich Ihnen, Herr Baron, nicht verhehlen, daß die gegenwärtigen Umstände mir zu einem neuen offiziösen Vermittlungsversuch beim englischen Kabinett kaum günstig erscheinen. Die Versuche dieser Art, die schon gemacht wurden, haben bisher keinen Erfolg gehabt. Sie haben selbst der Sache zur Erhaltung des Friedens mehr geschadet als genutzt. Da Preußen zu unserm großen Bedauern an den gemeinschaftlichen Verhandlungen, die in Wien abgeschlossen wurden, teilgenommen hat, kann es heute nicht leicht England gegenüber den Charakter einer dritten Macht behalten. Soeben wurde in Konstantinopel zu viert ein Schritt unternommen. Eine neue Demonstration zur See, kompromittierender noch als die vorangegangenen, wird wahrscheinlicherweise von seiten der beiden Seemächte, anschließend an die Synopeaffäre, stattgefunden haben. Bevor wir die Antwort der Pforte kennen, bevor wir den mehr oder weniger ernsten Charakter kennen, den Frankreich und England ihrer Maßregel gegeben haben werden, gebührt der Würde des Kaisers nur eine abwartende Haltung.

Der Schritt, von dem Eure Exzellenz sprechen, richtet sich vor allem und besonders an Lord Aberdeen. Trotz der gegenwärtigen Krisis haben wir nie aufgehört, die besten Beziehungen zu diesem Staatsmann zu unterhalten. Nur durch vertrauliche Erklärungen mit ihm ist es unserm Minister in London gelungen, den Effekt der schlechten Dispositionen der andern Mitglieder des Kabinetts zu neutralisieren oder wenigstens zu mildern. Wir können kaum unserm Minister die Aufgabe zur Versöhnung, deren er sich bisher zur vollen Zufriedenheit des Kaisers erledigt, entziehen, um sie andern Händen anzuvertrauen, es sei denn, daß wir den Bruch der offiziellen Beziehungen herbeiführten, die augenblicklich die vertraulichen Kommunikationen, die wir mit Lord Aberdeen pflegen, beendigen würden.

Wenn die Stellung des Lord Aberdeen im Rate und im Lande stärker

wäre, so wären wir nicht dahin gekommen, wo wir augenblicklich sind. Es ist deshalb nicht wünschenswert, auf seinen Geist zu wirken, sondern auf den Geist seiner Kollegen, wovon die einen durch Blindheit und Leidenschaft, die andern durch geheime Berechnung England gegen uns hinrissen in eine Serie von immer bedrohlicheren Maßregeln, und es ist ihnen gelungen, uns in eine Lage zu drängen, die uns den Rückzug unmöglich macht und uns vor die Alternative eines mit aller Leidenschaft geführten Krieges oder eines demütigenden Arrangements stellt.

Unter solchen Umständen England fragen, welches seine Bedingungen sind, wie Sie es vorschlagen, wäre eine ganz unnütze Sache. Sie beschränken sich darauf, den vollen und ganzen Verzicht dessen zu verlangen, was man hartnäckig unsre ungerechten Forderungen nennt. Hat man nicht schon der Türkei zugesichert, daß sie nichts von dem abzutreten braucht, was sie schon verweigert hat, und da der Krieg ihr auf keinen Fall Verluste zufügen kann, läuft sie keine Gefahr, bei ihren Weigerungen zu bleiben. Was das englische Kabinett will, ist, was Lord Redcliffe seit Anfang der Debatten sich vornahm: uns in den Augen der Türkei und Europas ohnmächtig erscheinen zu lassen, und unsern politischen und moralischen Einfluß im Orient gründlich zu vernichten.

Was unsre Bedingungen betrifft, so sind sie Ihnen schon lange bekannt. Schon lange hätte das englische Kabinett dieselben verstehen können, wenn es dies gewollt hätte. Sie ergeben sich klar aus den Erklärungen, die in Olmütz gegeben wurden. Wir haben genügend wiederholt, daß wir weder Vergrößerungen noch Eroberungen wollen, und das einzige, was wir verlangen, reduziert sich auf die Garantie zugunsten der religiösen Freiheit des orthodoxen Glaubens, die notwendig geworden ist infolge all der systematischen feindseligen Handlungen, deren sich die türkische Regierung in letzter Zeit ihm gegenüber schuldig gemacht hat. Solange man darauf bestehen wird, dieser so einfachen Garantie, was ja aus dem Worte und dem Geiste aller unsrer früheren Verträge klar hervorgeht, den Namen eines Protektorats zu geben, und unter diesem Vorwand in der Zukunft wie auch in der Vergangenheit dem wirksamen Schutze des Kultus, den wir schon seit fast undenklichen Zeiten in der Türkei haben, alle Rechte der Beaufsichtigung abzusprechen, versetzt man uns in eine Lage, die wir nicht annehmen können. Rußland kann die Abtretung dieser Rechte nicht unterzeichnen ohne abzudanken, ohne im Orient allen Kredit zu verlieren, ohne auf immer seinen Einfluß zugunsten Frankreichs und Englands abzutreten; und behaupten, es auf dem Wege der Einschüchterung dazu zu zwingen, hieße von ihm verlangen, sich angesichts Europas zu erniedrigen.

Sie behaupten, Herr Baron, daß die wirkliche Gefahr für Europa in Paris ruht, und um dieser Gefahr zu entgegnen, müssen Sie durchaus den Frieden im Orient haben. Ich werde darauf mit ja antworten, wenn Sie es bewerkstelligen können, daß dieser Friede ehrenhaft für uns sei. Wird er es dagegen nicht sein, bewirkt er, unsre moralische Kraft zu annullieren und mit ihr die Stütze, welche die Alliierten bisher in ihr fanden, so wird die Gefahr, die

Sie in Paris aufgehen sehen, noch viel größer und unausbleiblicher dadurch werden.

Das beste und einzigste Mittel, dies abzuwenden, wäre, daß unsre Alliierten sich nicht gegen uns kehrten, und mit Standhaftigkeit — denn wir verlangen nichts andres von ihnen — ihre Neutralitätsstellung beibehielten. Wenn Oesterreich schwach wird, ermutigen Sie dasselbe. Beweisen Sie ihm, daß die Furcht ein schlechter Ratgeber ist. Zeigen Sie ihm, wie übertrieben, unzusammenhängend und aus der Luft gegriffen alle militärischen Pläne und demokratischen Aufstände, mit denen die französische Regierung dasselbe bedroht, sind — als ob es von dieser Regierung abhänge, überall auswärts den revolutionären Genius zu entfesseln und dabei nichts für sich selbst im Innern zu befürchten —, als ob England selbst, trotz seiner gegenwärtigen Allianz mit Frankreich, bereit wäre, die Blindheit so weit zu treiben, Frankreich Vorteile und militärische Stellungen zu gönnen, die dasselbe schließlich zu Englands eignem Nachteil zur absoluten Herrin der Lage in der Türkei, in Italien, am Rheine und in Belgien machen würden. Wenn wir verlassen sind und Rußland in eine ohnmächtige Isolierung zurückgeworfen sein wird, dann werden Sie in der Folge mit dem österreichischen Kabinett allein bleiben, angesichts aller Forderungen Frankreichs und Englands, die sicherlich es nicht daran fehlen lassen werden dieselben Sie grausam empfinden zu lassen, wenn einst das Resultat der gegenwärtigen Krisis bewiesen haben wird, daß Frankreich und England unwiderstehlich sind und daß es außer ihnen keine andern Mächte mehr in Europa gibt. Sie sehen, Herr Baron, daß ich mit Aufrichtigkeit den Brief beantworte, mit dem Sie mich beehrt. Mein Zutrauen mag Ihnen den hohen Wert beweisen, den ich dem Ihren beilege, und meinen lebhaften Dank, mit dem ich Ihren Beweis desselben annehme, den Sie mir soeben darboten. Indem ich Ihnen dies Gefühl ausdrücke auf speziellen Befehl des Kaisers, indem ich mich bedanke für das, was Ihr Brief Schmeichelhaftes für mich im besonderen enthält, ergreife ich die Gelegenheit, Eurer Exzellenz den Ausdruck meiner ausgezeichneten Hochachtung zu wiederholen."

Es ist bekannt, wie schwer es dem König Friedrich Wilhelm IV. während des Krimkriegs wurde, gegenüber dem Andrängen Oesterreichs und der Westmächte einerseits und dem seines treuen Freundes und nahen Verwandten, des Kaisers Nikolaus I., anderseits Stellung zu nehmen. Die Haltung Friedrich Wilhelms IV. war nicht immer konsequent. Obwohl sein Herz für Rußland schlug, machte er doch wiederholt Versuche, sich den Westmächten zu nähern, die aber zu nichts führten. Fest stand bei ihm nur der Entschluß, Preußen und Deutschland in den Streit um die Balkanländer nicht zu verwickeln und sich aus seiner neutralen Stellung unter keinen Umständen herausdrängen zu lassen. Rußland setzte natürlich alle diplomatischen Hebel in Bewegung, Preußen an seine Seite zu ziehen, und Kaiser Nikolaus I. wandte sich auch persönlich wiederholt an Friedrich Wilhelm IV., um denselben von der Ehrlichkeit seiner Absichten und

dem Unrecht seiner Gegner zu überzeugen. Wir sind in der Lage, einen unveröffentlichten Brief dieser Art hier anzuschließen, der in die Zeit nach den Wiener Konferenzen fällt, da Preußen zum ersten und letzten Male mit den Westmächten gemeinsame Sache machte. Gleich darauf verlegte sich Friedrich Wilhelm IV. wieder auf das Vermittleramt, ohne jedoch für diese gute Absicht bei dem Kaiser von Rußland Dank zu ernten. Derselbe erwartete sich davon nichts, aber alles von den kriegerischen Ereignissen, die bald seine Gegner entwaffnen würden. Der Brief ist in französischer Sprache geschrieben und lautet in wortgetreuer Uebersetzung:

St. Petersburg, den 27. April/9. Mai 1854.

„Teurer und vortrefflicher Fritz!

Mein Neffe George hat mir Ihren lieben Brief vom 17./29. April überbracht. Durch die Depeschen, die ich an Budberg[1]) schreiben ließ, glaube ich auf Ihre an mich durch die Vermittlung des vortrefflichen Rochow[2]), den ich, wie Sie, nicht genug verschmerzen kann, gerichteten Fragen geantwortet zu haben. Sie verlieren an ihm einen treuen Diener, der mit einer höheren Intelligenz begabt war, und ich einen wertvollen Vermittler unsrer Beziehungen.

Jetzt ist es an mir, Ihnen Fragen zu stellen, Sie zu bitten, mir zu erklären was ich nicht verstehe, das heißt die Tragweite der Verpflichtungen, die Sie eingegangen sind durch das Protokoll vom 9. April und den Vertrag, der jüngst mit Oesterreich geschlossen wurde. An der Spitze aller Uebereinkommen, die aus der Wiener Konferenz hervorgegangen sind, sehe ich die Garantie der Unversehrtheit des ottomanischen Kaiserreiches. Ist diese Garantie nur dazu bestimmt, dasselbe vor den Eroberungen von Rußland zu schützen und dem Plane, den man mir hartnäckig umsonst zuschreibt, die Fürstentümer meinem Reich einzuverleiben, oder erstreckt sie sich über die zukünftigen Möglichkeiten, die der Aufstand der christlichen Völker herbeiführen kann. Wenn dieser Aufstand, wie es scheint, eine größere Ausdehnung annehmen würde, so sehe ich nicht ein, wie christliche Herrscher es auf sich nehmen konnten, den Status quo in der Türkei aufrechtzuerhalten. In beiliegender Note habe ich meine Gedanken über dieses ernste Thema entwickelt. Wollen Sie, mein teurer Freund, über dieselben nachdenken mit den Gefühlen, von denen ein religiöses Herz, wie das Ihre, durchdrungen ist, und mir zu erkennen geben, wie Sie über die Sache denken.

Ich danke Ihnen für die Informationen, die Sie mir anvertraut haben, und verspreche Ihnen, deren Geheimnis zu wahren. Bezüglich Ihrer guten Absicht, Ihre Bemühungen noch dem Werke der Vermittlung zu widmen, die bisher bei den abendländischen Mächten so wenig Erfolg hatte, befürchte ich, daß dies zurzeit eine zu undankbare Aufgabe für Sie ist. Dieselben wollen, was Ihre Freundschaft für mich, wie ich hoffe, stets verhindern wird, mir vorzuschlagen, nicht umsonst un-

---

[1]) Der russische Gesandte in Berlin.

[2]) Der preußische Gesandte in Petersburg, Herr von Rochow, war kurz vorher gestorben.

geheure Opfer gebracht haben. Lassen wir also die militärischen Ereignisse sich entwickeln. Wenn sie meinen Feinden ihre Ohnmacht bewiesen haben werden, die Resultate zu erzielen, die sie erträumt haben, dann wird der Augenblick zum Verhandeln gekommen sein. Bis dahin würde jeder Schritt zur Versöhnung fruchtlos und zugleich kompromittierend sein für den Vermittler, der diesen Schritt versuchen würde. Lassen wir die Mächte herankommen. Es ist an diesen, fortan die Initiative der Vorschläge zu ergreifen und nicht an mir, der ich die Zugeständnisse bis zur äußersten Grenze getrieben habe. Erhalten Sie sich, teurer Fritz, ihnen gegenüber in einer starken und unabhängigen Stellung, und Sie werden dem Frieden besser dienen, als wenn Sie sich mir gegenüber zum Anwalt ihrer ungerechten Forderungen machen. Dies ist mein Wunsch, den ich Ihnen darbringe, teurer Freund, um so mehr, als ich ihn mit Ihrer Ehre und selbstverständlich mit Ihren Interessen übereinstimmend glaube, wie auch mit denjenigen Deutschlands, die Sie bei dieser Gelegenheit in Europa zu vertreten haben. Keine andre Haltung wird mehr in Uebereinstimmung mit der alten und guten Freundschaft sein, die zwischen uns seit so vielen Jahren besteht, die gestört zu sehen uns beide gleich betrüben würde, und deren lebhaften und aufrichtigen Ausdruck ich Ihnen von tiefstem Herzen darbiete.

Fürs ganze Leben

teurer und vortrefflicher Fritz

Ihr alter treuer Bruder und Freund

Nikolas.

Meine zärtliche Ehrerbietung der teuren Verehrungswürdigen.“ [1])

Wie schützen wir uns vor Lungenkrankheiten? [2])

Von

Professor Dr. Cornet (Berlin-Reichenhall)

Die medizinische Wissenschaft früherer Zeiten hat ihre Aufgabe hauptsächlich in der Behandlung der einzelnen Erkrankten begrenzt gefunden. In der Neuzeit dagegen ist immer mehr das hohe Ziel hervorgetreten, den Krankheiten vorzubeugen, sie gewissermaßen aus der Welt zu schaffen. So verwegen dieser Gedanke aufs erste scheint, so ist es doch schon heute gelungen, eine Reihe von Krankheiten, die ehedem fürchterliche Opfer dahinrafften, z. B. Typhus Gelbfieber, Cholera, erheblich einzuschränken, andre, wie den einst gefürchteten Skorbut, fast verschwinden zu machen.

---

[1]) Gemeint ist die Gemahlin Friedrich Wilhelms IV.

[2]) Vortrag, gehalten im Landesverein Württemberg für Krankenpflege in den Kolonien am 22. März 1907.

Durch die Macht der Gewohnheit und des Alltagslebens ist zwar der Mensch mit dem Gedanken der Hinfälligkeit so vertraut geworden, daß uns Krankheit und Abscheiden unsrer Mitmenschen, der rasche Wechsel der Umgebung, wenn nicht Bande des Blutes, der Freundschaft oder liebgewordenen Gewohnheit zerrissen werden, kaum sonderlich berührt, daß sie vielleicht schmerzlich, aber nicht als unnatürlich empfunden werden. Wer achtet zum Beispiel darauf, daß in Deutschland jährlich über 600000 Menschen, die Hälfte der gesamten Sterblichkeit, dahingehen, ohne noch das 15. Lebensjahr erreicht zu haben.

Und doch, Krankheit und rasches Vergehen sind keine Naturnotwendigkeiten, sind im Plane der Natur nicht vorbestimmt.

Die Natur — der Schöpfer — hat jedem Lebewesen, ob Mensch oder Tier oder Pflanze, den Stempel einer gewissen Dauer seiner Existenzfähigkeit aufgedrückt, und erst nach deren Ablauf versagen von selbst die Zellen und deren Gefüge, die Organe, den weiteren Dienst.

Bei den verschiedenen Arten von Geschöpfen schwankt diese natürliche Lebensdauer in weiten Grenzen:

Einzelne Bakterien sterben schon nach Stunden ab, der Eintagsfliege verkündet nach einem kurzen, schillernden Lebensmorgen bereits der Sonnenuntergang das Ende, andre Tiere wieder, Papageien, Geier, Falken, erfreuen sich oft ein Jahrhundert und darüber, Elefanten bis 200 Jahre, Schildkröten sogar 300 Jahre des Daseins.

Bei Menschen beträgt das durchschnittliche Alter, soweit eine solche Berechnung sich machen läßt, kaum 50 Jahre. Aber beweist uns nicht die beträchtliche Zahl hochbetagter Personen — es lebten zum Beispiel 1891 in Frankreich 24500 Menschen über 90 Jahre und 213 Personen über 100 Jahre alt, und 1900 in Deutschland über 10000 im Alter über 90 und 40 über 100 Jahre —, beweist uns diese nicht, daß der Mensch ursprünglich für ein viel längeres Leben bestimmt ist, als er tatsächlich im Durchschnitt erreicht? Daß unter natürlichen Verhältnissen die Lebenskraft seiner Zellen, die Funktionsfähigkeit seiner Organe auf etwa ein Jahrhundert ausreicht und den natürlichen Abschluß auch dann nicht der Tod durch Krankheit bildet, sondern ein allmähliches Erlöschen der Lebensflamme, gleich dem Ausgehen der Flamme, deren Docht verbraucht ist? Diesen natürlichen Tod durch Altersschwäche erreicht aber heutzutage in Deutschland kaum ein Zehntel der gesamten Bevölkerung und das noch durch die übermäßige Abnutzung in einem viel zu frühen Alter, oft schon im 70. Lebensjahre. Diesen gewaltigen Abstand zwischen der von der Natur vorgesehenen und der von den meisten Menschen tatsächlich erreichten Lebensdauer zu verkürzen, die Kluft zu überbrücken ist das große Ziel, das wir im Auge haben müssen.

Dieses Streben, das Leben zu verlängern, die Menschheit allmählich auf die ihm von der Natur vorbestimmte, nicht durch Zufälligkeiten verkürzte Lebensdauer zu bringen, ist keine Utopie. Es läßt sich bereits heute feststellen, daß seit dem Aufschwunge der Hygiene, seit den letzten Jahrzehnten, in den Kulturländern, namentlich in Deutschland, der allgemeine Gesundheitszustand sich

gebessert hat, die Gesamtsterblichkeit im langsamen Sinken begriffen und damit die mittlere Lebensdauer verlängert ist.

Auch in Frankreich soll nach einer kürzlichen Berechnung seit 1876 das durchschnittliche Lebensalter um mehrere Jahre verlängert sein.

Bei manchen Menschen ist das frühzeitige Sterben freilich schon in der Wiege vorbereitet, vor der Geburt schon durch eine schwächliche oder kranke Herkunft das volle Maß natürlicher Auslebefähigkeit und Lebenskraft versagt und beschränkt; in weitaus den meisten Fällen aber ist der vorzeitige Tod das Produkt äußerer Schädlichkeiten, denen sich der Mensch, mehr oder minder bewußt, zur Erhöhung des Lebensgenusses aussetzt, z. B. Alkoholgenuß, Tabakmißbrauch, allzu große Huldigung der Tafel und andre Freuden, oder denen er durch das Kulturleben, die sozialen Verhältnisse unterworfen ist, wie Berufsschädlichkeiten, Not, Entbehrung, enges Zusammenleben.

Manche dieser Schädlichkeiten sind so innig mit unsern Lebens-, Erwerbs- und Kulturverhältnissen verwachsen, daß sie vorläufig schwer zu beseitigen sind, andre zeigen sich schon heute unsrer Einwirkung zugängig und darunter namentlich diejenigen, die zur Ursache der Lungenkrankheiten werden.

Die Bekämpfung der Lungenkrankheiten ist eine der aussichtsvollsten und fruchtbarsten Aufgaben, auch eine der dringlichsten, weil diese Krankheiten die Menschheit körperlich und wirtschaftlich am empfindlichsten schädigen und in der Reihe der Todesursachen obenan stehen.

Von der jährlichen Durchschnittssterblichkeit in Deutschland im Betrage von 1 124 000 Personen treffen auf Tuberkulose 109 000, auf Lungenentzündung ca. 71 000 und auf sonstige Krankheiten der Atmungsorgane fast 72 000, also in Summa über 250 000, fast der vierte Teil der gesamten Sterblichkeit und so viel, als wenn jährlich die Bevölkerung einer Stadt größer als Stuttgart vollständig verschwinden würde.

In Württemberg starben durchschnittlich jährlich 46 709 Personen, davon an Tuberkulose 4884, an sonstigen Krankheiten der Atmungsorgane 6173, also in Summa 11 057, mithin gleichfalls fast ein Viertel aller Todesfälle.

Das sind nackte Zahlen, aber es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich vorzustellen, wieviel Kummer und Sorgen, Elend und Jammer sie bedeuten.

Keine soziale Stellung, kein Reichtum und kein Alter schützt vor diesen Geißeln der Menschheit, die der Volkswirtschaft und dem Nationalvermögen den schwersten Schaden zufügen; allein durch Tuberkulose erwächst zum Beispiel dem preußischen Staate ein jährlicher Ausfall von ca. 43 Millionen Mark, denn die große Mehrzahl ihrer Opfer, in Deutschland 81 149 von 108 549, also 72 %, stehen im produktiven Alter und werden mitten aus der Arbeit zu oft langem Siechtum verurteilt und auf die Bahre gestreckt.

Doch das sind ja heute fast allbekannte Dinge, und man ist darüber auch in Laienkreisen sich klar, daß an der Bekämpfung der Lungenkrankheiten ebenso der Nationalökonom, der Philantrop wie jeder, der teure Angehörige hat, und jeder seiner selbst willen aus persönlichstem Egoismus aufs lebhafteste interessiert

ist. Es fragt sich nur, wie wir diesen Krankheiten am erfolgreichsten begegnen könnten.

Der Schutz vor einem Uebel hat die Erkenntnis seiner Ursachen zur Voraussetzung.

Zur Zeit natürlich, als man die Krankheiten noch mit der Einwirkung des Mondes und der Konstellation der Gestirne in Verbindung brachte und in den großen Volksseuchen das geheimnisvolle Walten einer finsteren dämonischen Macht oder einer zürnenden Gottheit statt den Effekt der Ansteckung sah, fühlte man sich ohnmächtig und konnte nicht an eine Verhütung der Krankheit denken. Das liegt auf der Hand.

Aber auch die noch vor wenigen Jahrzehnten herrschende Erklärung dieser Krankheiten, namentlich der Lungenaffektionen, als puren Ausdruck innerer konstitutioneller Schwäche führte vom richtigen Wege einer rationellen Bekämpfung ab.

Erst als die Wissenschaft ihr Hauptaugenmerk auf die Erforschung der Krankheitsursachen richtete, hat sie einen festen Boden gewonnen.

Am meisten verdanken wir dem so oft verkannten und mit Unrecht geschmähten Tierexperiment, das für die Ursachenerforschung geradezu unentbehrlich ist und allein uns in den Stand setzt, unsre theoretisch gewonnenen Deduktionen auf ihre Richtigkeit zu prüfen und weiterzuführen. Es ist nicht zuviel gesagt: Tausende von Menschen, die heute im sonnigen Lichte des Lebens wandeln, wären ohne Tierexperiment längst im Schatten des Todes. Ich erinnere Sie nur an die Abnahme der Diphtherie, der Cholera und der Tuberkulose.

Dem Tierexperiment vor allem verdanken wir auch die Erkenntnis, daß die Lungenerkrankungen hauptsächlich durch den mit der Atmung von außen eindringenden Staub und die ihm anhängenden Bakterien verursacht werden.

Nicht jeder Staub ist gleich schädlich. Der lockere Kohlenstaub, den wir alle täglich in Rauch und Ruß einatmen, ist zum Beispiel fast harmlos gegenüber dem spitz- und scharfkantigen Metall-, Glas- oder Mineralstaub. Es führt auch bei weitem nicht jede Staubeinatmung zur Erkrankung, da nur der allerfeinste Staub durch das komplizierte Röhrensystem unsrer Bronchien bis in die Tiefe unsrer Lunge gelangt. Außerdem verfügt die Lunge über einen eignen Schutzapparat gegen solche ungebetenen Gäste: Die ganzen Atmungsröhrchen, die Bronchien, sind fast bis zu den feinsten Verzweigungen mit feinen Härchen, den Flimmerzellen, ausgekleidet, welche unausgesetzt und unermüdlich wie ein Besen oder eine Bürste den eingeatmeten Staub nach oben und außen zurückschaffen.

Von der prompten Funktion dieses Schutzmittels kann sich jedermann an dem dunkeln mit Kohlenstaub durchsetzten Speichel nach dem Aufenthalte in einem stark rauchigen Lokal oder nach einer längeren Eisenbahnfahrt leicht überzeugen.

Größere Staubmengen rufen schon eine erhöhte Absonderung von Schleim und dieser wieder Kitzel und Husten hervor, wodurch es der Lunge gelingt, sich der Eindringlinge wieder vollständig zu entledigen.

Erst beim häufigen oder dauernden Aufenthalt in staubiger Luft, bei sehr tiefer Atmung oder gegenüber sehr reichlichen Staubmengen genügt der Schutzapparat nicht, ein Teil des Staubes bleibt dann auf der Schleimhaut in Lunge oder Bronchien zurück und kann durch seine chemischen und mechanischen Eigenschaften Reizerscheinungen, akute oder chronische Entzündung, Katarrh, Emphysem erzeugen, erleichtert dadurch indirekt Bakterien aller Art den Eintritt und führt selbst zu tiefgreifenden Zerstörungen der Lunge, zum Tode.

Weit ernster als bei Staubeinatmungen gestaltet sich von vornherein die Situation, wenn durch die Atmung allein oder an Stäubchen haftende spezifische Krankheitskeime, Pneumokokken, Eitererreger oder Tuberkelbazillen in die Lunge gelangen, denn schon bei einmaliger Einatmung können diese Bakterien, wenn nicht den Flimmerzellen ihre rasche Entfernung gelingt, sich festsetzen und durch ihre aggressiven Eigenschaften und ihre Vermehrung, die oft ins Unglaubliche geht, zu den bedrohlichsten Erkrankungen und sehr häufig zum Tode führen. Glücklicherweise sind die Gelegenheiten, solchen bösartigen Schmarotzern im einatmungsfähigen Zustande zu begegnen, unendlich viel seltener als die der gewöhnlichen Staubatmung.

Unter den Lungenerkrankungen heben sich nun besonders drei Hauptgruppen hervor: die eigentlichen Staubinhalationskrankheiten, die infektiöse Lungenentzündung und die Tuberkulose.

Die sogenannten Staubinhalationskrankheiten sind eigentliche Berufsleiden. Sie kommen besonders in Betrieben vor, wo durch den Transport, die Verarbeitung, Zerkleinerung, Formveränderung, Glätten und Verpacken bestimmter Materialien übergroße Staubmengen entstehen. Die sich daraus entwickelnden Lungenkrankheiten sind die Hauptursachen, daß die Lebensdauer, die, wie Sie gesehen haben, bei Menschen überhaupt weit hinter der von der Natur vorbestimmten zurückbleibt, bei der industriellen Bevölkerung, namentlich in einzelnen Berufsarten, noch weiter wesentlich herabgesetzt wird. Während Menschen, die einmal das 20. Lebensjahr erreicht haben, im Durchschnitt ein Lebensalter von 60 Jahren erhoffen dürfen, kommen zum Beispiel die Maurer nur auf ein Durchschnittsalter von 48 Jahren, Glasschleifer selten auf ein höheres Alter als 40 Jahre, Steinmetze und Steinbildhauer sogar nur auf 37 Jahre. Letztere gehen nach einer durchschnittlich dreizehnjährigen Berufstätigkeit bereits zugrunde.

Die Ursache dieser beträchtlichen Lebensverkürzung liegt hauptsächlich in den Lungenerkrankungen. Bei den Steinmetzen zum Beispiel sind als Todesursache fast ausschließlich Krankheiten der Atmungsorgane, teils mit Tuberkulose verbunden, verzeichnet, unter 497 Steinmetzen bei 92,1 %; auch bei Bergleuten bildet die sogenannte Kohlenlunge (die Anthrakose) mit Emphysem, eine nichttuberkulöse Lungenerkrankung, die Hauptursache; bei Baumwollspinnern machten die Atmungskrankheiten 75 % aller Erkrankungen aus — Zahlen, die wahrlich eine beredte Sprache führen.

Man sieht daraus zur Genüge, wieviel an den täglichen Gebrauchs-

gegenständen, bis sie fertig in unsre Hände gelangen, nicht nur Fleiß und Schweiß, sondern Gesundheit, Leben und Menschenglück haftet.

Die zweite große Gruppe, die infektiösen Lungenentzündungen, beruht auf der Einatmung verschiedener kleiner Mikrokokken und Bazillen meist in trockener Staubform, deren Entwicklung nicht selten durch eine gleichzeitige oder bald folgende Erkältung, durch schroffen Temperaturwechsel unterstützt wird.

Die Erkältung, deren Einfluß früher überschätzt, dann zeitweise ganz negiert wurde, spielt insofern eine Rolle, als sie eine zeitweise Schwäche und Lähmung der schon obenerwähnten, die Luftwege kontinuierlich reinigenden Flimmerzellen herbeiführt, wodurch zufällig eingedrungene Bakterien, statt eliminiert zu werden, zu raschem Wachstum gelangen können.

Diesen Lungenentzündungen sind, wie die tägliche Erfahrung zeigt, alle Menschen, alle Altersklassen, alle Berufsarten ausgesetzt.

Die dritte, größte und wichtigste Gruppe, die der Tuberkulose, wird gleichfalls nach unsrer jetzigen Erkenntnis am häufigsten durch Einatmungen von Bakterien der durch Kochs geniale Entdeckung bekannt gewordenen Tuberkelbazillen hervorgerufen, und jeder Mensch, welchen Standes, Alters und Geschlechts er sei, ist derselben zugängig.

Neuerdings wurde von einigen Seiten versucht, die Einatmung der Tuberkelbazillen als minderwichtig gegenüber der Einführung auf dem Nahrungswege hinzustellen. Es würde zu weit führen, diese wichtige Frage hier eingehender zu erörtern, wie ich es in meinem kürzlich erschienenen Handbuche getan habe.

Aber das eine will ich feststellen, daß ich auf Grund meiner eignen ca. 4000 Tierversuche, auf Grund klinischer und statistischer Erfahrung, eigner sowohl als der zahlreicher Aerzte, und auf Grund logischer Erwägung, lauter Motive, von denen bis jetzt kein einziges widerlegt wurde, diese Ansicht als jeder Grundlage entbehrend bezeichnen muß. Ja, ich möchte den Irrtum, wenn er Boden gewinnen sollte, verhängnisvoll nennen, weil dann der Verhütung infektiöser Einatmung, die, wie ich unten zeigen werde, schon so gute Dienste für die Beschränkung der Tuberkulose geleistet hat, Abbruch geschähe und bald wieder die frühere Gleichgültigkeit gegen die Verbreitung der Tuberkelbazillen um sich griffe.

*

Was nun die Verhütung der Lungenkrankheiten überhaupt anlangt, so ergibt sich diese aus ihrer Entstehung. Also: erstens Vermeidung der Staubeinatmung, dann möglichste Beschränkung der Staubbildung und Entfernung des Staubes aus unsrer Umgebung, endlich die Vernichtung der in Frage kommenden Bakterien.

In erster Linie haben wir also für Reinhaltung der Luft, von der wir durch die Atmung täglich über 10000 Liter in die Lunge aufnehmen, und

für reichlichen Zutritt des Sonnenlichts, das die Krankheitskeime in kurzer Zeit tötet, zu sorgen.

Für geschlossene Räume spielt daher außer der möglichsten natürlichen Belichtung die Ventilation und die Reinigung auf feuchtem Wege eine wichtige Rolle. Zur Verminderung des Fußbodenstaubes leisten der Oelanstrich der Dustleß-Gesellschaft und andre staubbindende Präparate gute Dienste. Für die Wohnungen möchte ich für alle Fälle, wo die Einführung nicht an den Kosten scheitert, die Staubsaugapparate, den Vakuumreiniger und die zwar schwächer wirkenden, aber wesentlich billigeren Atomapparate aufs wärmste empfehlen.

Im Freien kommt für das städtische Getriebe auch die Art der Pflasterung, eine rationell durchgeführte Straßenreinigung, die häufig noch viel zu wünschen übrig läßt, sowie die neueren Versuche mit staubbindenden Mitteln sehr in Betracht.

Bei den beruflichen Staubinhalationskrankheiten sind wir viel zu sehr gewohnt, sie als notwendiges Uebel hinzunehmen, und es liegt darin ein großer Hemmschuh für ihre Verhütung; das sind sie aber keineswegs, und in vielen Betrieben ist die übermäßige Staubentwicklung mit der industriellen Verwertung des Materials gar nicht unzertrennlich verbunden. Sie kann häufig durch Aenderung der Betriebsmethode, durch Verarbeitung der staubentwickelnden Materialien auf nassem oder feuchtem Wege, wie es neuerdings bei der Achat- und Nähnadelschleiferei gelungen ist, unterdrückt und erheblich beschränkt werden. Aufgabe der Technik ist es, die entstehenden Schwierigkeiten zu überwinden.

Wir müssen also nur der Staubbeseitigung dieselbe Aufmerksamkeit zuwenden, dabei dieselbe Gesetzesstrenge mit allen Konsequenzen der Haftpflicht walten lassen wie bei der Unfallverhütung, durch die es uns gelungen ist, die Zahl der Unfälle von Jahr zu Jahr ganz erheblich zu vermindern.

Diese Inhalationskrankheiten sind nichts andres als ein in der Regel vermeidbarer innerer Unfall, wenn er auch nicht so plötzlich sinnfällig wirkt.

Es würde den Rahmen eines Vortrages weit überschreiten, hier auf die sehr mannigfaltigen Verhütungsmaßregeln, die den wechselnden Bedürfnissen der verschiedenen Betriebe anzupassen sind, näher einzugehen. Sie bilden ein wichtiges großes Kapitel der speziellen Gewerbehygiene und umfassen den Schutz des Arbeiters und die Hygiene der Arbeitsstelle.

Nur einige Umrisse lassen Sie mich zeichnen! Die für alle Betriebe zu stellende Forderung eines gesetzlich festgelegten ausreichenden Luftraumes für den Arbeiter, die Forderung einer genügenden Lufterneuerung durch natürliche oder künstliche Ventilation sowie die einer rationell bemessenen Luftfeuchtigkeit durch Verdunstungsgefäße und entsprechend feine Zerstäubungsapparate, die Forderung feuchter Reinigung der Arbeitsstätten zu zweckmäßiger Zeit, d. h. nach der Arbeitszeit, haben hier selbstverständlich erhöhte Bedeutung.

Wo es nicht gelingt, durch Betriebsänderung die Staubbildung zu beheben, ergibt sich die Aufgabe, wenigstens seine Menge tunlichst zu beschränken und seine Verbreitung in die Atemluft zu verhindern.

Dies geschieht namentlich durch geeignete Vorrichtungen beim Transport, Verkleinern und Verpacken der Materialien und durch sogenannte Exhaustoren, die den Staub durch einen starken Luftstrom am Orte der Entstehung ansaugen und nach den in die Saugleitung eingeschalteten Filtrierapparaten, den Staubkammern, abführen, um so die Luft zu reinigen und auch die Nachbarschaft zu schützen. Respiratoren, von denen man sich viel versprochen, sind in ihrer jetzigen Form zum dauernden Gebrauche schwer einzuführen und werden vom Arbeiter aus zum Teil berechtigten Gründen (schwere Atmung, Hitzebildung) meist abgelehnt.

Da der einzelne Arbeiter sich nicht zu schützen vermag, oft auch zu indolent und unverständig ist, anderseits solche Einrichtungen oft auch an dem Eigennutz der Unternehmer scheitern, so ist die Ordnung auf gesetzlichem Wege und in viel weiterem Umfange, als es bisher in dankenswerter Weise geschah, zu regeln und namentlich aber auf den gewerblichen Kleinbetrieb und die Hausindustrie, in denen die Verhältnisse oft am schlimmsten sind, auszudehnen, denn ein noch größeres Recht als auf Arbeit hat der Mensch auf Gesundheit und Leben.

Aber Gesetze ohne nachdrückliche strenge Ueberwachung werden leicht zu Messern ohne Klinge, daher bildet der Ausbau von Fabrik- und Gewerbeaufsicht auf die kleineren Betriebe durch Heranziehen intelligenter Arbeiter eine wohl unaufschiebbare Maßregel.

Es ist mir wiederholt von Fabrikleitern versichert worden, daß solche Schutzmaßregeln weit weniger an den Kosten oder sonstigen Umständen, als an der Indolenz und Gleichgültigkeit der Arbeitgeber und -nehmer scheitern. Indolenz! wo Leben, Gesundheit und Familienglück von Tausenden bedroht sind.

Minder günstig als bei den Staubinhalationskrankheiten ist vorläufig unsre Position gegenüber den infektiösen Lungenentzündungen, deren Keime in wechselnder Virulenz außerordentlich weit verbreitet, in ihren näheren Beziehungen aber noch nicht klar genug erforscht sind. Am wichtigsten erscheint hier, die Staubeinatmung möglichst zu meiden und in verdächtiger Umgebung oder bei raschem Temperaturwechsel nicht durch den Mund, sondern ausschließlich durch die Nase zu atmen, weil hier der größte Teil der eingeatmeten Luft in den oberen Luftwegen zurück- und von der Lunge ferngehalten und außerdem bei Temperaturwechsel durch die Nasenkanäle genügend vorgewärmt wird.

Zugleich muß bei bereits Erkrankten das Augenmerk auf die sorgfältige Beseitigung des Auswurfes und Vermeidung der hier vielleicht eine Rolle spielenden feinen Tröpfchen beim Husten durch Vorhalten eines Tuches gerichtet sein.

Auch bei der Tuberkulose hat man früher eine so große Verbreitung der Keime, der Tuberkelbazillen, angenommen, daß jeder Versuch, die Krankheit zu beschränken, als aussichtslos aufgegeben wurde.

Nachdem es mir gelungen war, das Irrige dieser Ansicht nachzuweisen, war für die Prophylaxe ein fester Boden geschaffen und die Aussicht auf Erfolg eröffnet. Den Ausgangspunkt meiner Prophylaxis bilden folgende experimentell festgestellte Tatsachen: Die Tuberkelbazillen finden sich in der Regel nur in der

nächsten Umgebung der Tuberkulösen; sie werden von diesen nicht durch die Atmung, sondern durch das Sekret, den Auswurf, abgesondert; die Bazillen in diesen Sekreten können sich nicht der Atmungsluft beimengen, sind also, soweit nicht etwa eine Berührung mit Wunden stattfindet, ungefährlich, solange das Sekret feuchtgehalten wird, — wenn dieses jedoch trocknet, können die Bazillen durch Verreibung sich loslösen, in die Luft gelangen und — mit der Atemluft in die Lunge eindringend — die Tuberkulose hervorrufen.

Auf diesem Fundament bauen sich folgende Verhütungsmaßregeln auf: sie verlangen in erster Linie, daß der Tuberkulöse und, um gleichzeitig der Verbreitung andrer Bakterien vorzubeugen und der Maßregel jedes den Tuberkulösen Stigmatisierende zu nehmen, daß jeder, der Auswurf hat, seine Sekrete in feuchtgehaltenen Gefäßen vorsichtig absetzt und baldigst noch in feuchtem Zustande beseitigt und unschädlich macht. Es empfiehlt sich dabei aus ästhetischen wie aus hygienischen Gründen, beim Husten ein Tuch vor den Mund zu halten sowie sich des kleinen Dettweilerschen Taschenspucknapfes, wie er in verschiedener Form jetzt käuflich ist, zu bedienen.

Um den Kranken die Ausführung dieser im allgemeinen Interesse gebotenen Maßregeln allerorten zu ermöglichen und zu erleichtern, müssen natürlich ausreichend entsprechende Gefäße aufgestellt werden, und zwar bei der großen Verbreitung der Tuberkulose in allen Ständen und Altersklassen überall da, wo Menschen in geschlossene Räume kommen, also in unsrer Wohnung, auf Korridoren und Treppen, in Bureaus u. s. w. Soweit dem Staate die Verwaltung solcher Gebäude untersteht, also in Schulen, öffentlichen Gebäuden, Amtsräumen u. s. w., hat er natürlich die gleiche Vorsorge zu treffen.

Dieselbe Maßregel ist in Fabriken, Werkstätten, Hotels, Pensionaten, Wirtslokalen, in Kasernen, Wartesälen, auf Straßen, Straßen- und Eisenbahnen, in öffentlichen Fuhrwerken, Kirchen auf den Verordnungs- oder Gesetzeswegen durchzuführen.

Hand in Hand damit muß das Publikum über die Gefahren einer unvorsichtigen Behandlung der Sekrete und über die einfachen Mittel, sie zu beseitigen, aufgeklärt werden und ist durch fortgesetzte Mahnung von Jugend auf, in der Schule, beim Militär, durch die Krankenkassen, durch Flugblätter, durch die Tagespresse, durch populäre Vorträge und Schriften, namentlich auch durch geeignete Anschläge und Plakate in kurzer Form, besonders in der Nähe der Spucknäpfe, an diese Vorsichtsmaßregeln zu gewöhnen.

So einfach nun die Maßregeln selbst sind, so läßt ihre Durchführung, wenn sich auch manches gebessert hat, doch noch recht viel zu wünschen übrig, wie immer, wenn der Mensch von einer alten Gewohnheit lassen soll. Es wird also noch fortgesetzter dringender Mahnung mit stetem Hinweis, daß der unvorsichtige Kranke sich selbst am meisten einer neuen Infektion aussetzt, bedürfen, um die Unsitte, auf den Boden oder ins Taschentuch zu spucken, als ebenso gesundheitsgefährlich wie unästhetisch zu brandmarken.

Hier liegt noch ein weites Feld für jeden offen, sich nützlich zu betätigen,

und wäre es dankbar zu begrüßen, wenn der vaterländische Frauenverein sich recht warm der Sache annähme.

Bei einer kürzlichen Reise in Argentinien beobachtete ich, daß dort weit mehr in dieser Richtung zur Belehrung geschieht als bei uns in Deutschland. Sie finden dort derartige Anschläge in jeder Straßenecke, jedem Wagen, jeder Kirche u. s. w. — In New York ist das Bodenspucken auf der Straße wie in Straßenbahnwagen sogar bei Strafe bis zu 500 Dollar und Gefängnis bis zu einem Jahr verboten, und zwar, wie Professor Dunbar uns versichert, mit ausgezeichnetem Erfolg. Was im freien Amerika erreichbar ist, sollte doch in bescheidenen Grenzen auch bei uns, der Heimat dieser Lehre, durchführbar sein.

Bei uns hat man sich zeitweise sogar gescheut und gewarnt, von der Ansteckungsfähigkeit der Tuberkulose zu sprechen, in der Besorgnis, Unruhe und Furcht zu verbreiten, in deren Folge die armen Kranken der Pflege beraubt würden. Mit Unrecht, denn die ganze Maßregel geht doch von der Tatsache aus, daß der vorsichtige Tuberkulöse auch für seine Umgebung ungefährlich ist, daß nicht der Mensch, sondern der Auswurf, und auch dieser nur trocken, Gefahr bringt.

Außer der intensivsten Belehrung ist die frühzeitige Erkenntnis der Krankheit von eminentem Wert, um die unschädliche Beseitigung der Ansteckungsstoffe nachdrücklichst zu betreiben und eine völlige Ausheilung zu gewährleisten, deren Aussichten mit der Ausbreitung der Krankheiten immer geringer werden.

Daher ist es geboten, daß jeder, der an Husten, Auswurf, an Appetit- und Gewichtsabnahme, Müdigkeit, Unlust zur Arbeit, leichtem Frösteln, Hitze oder sonstigen der Tuberkulose verdächtigen Erscheinungen leidet, alsbald vom Arzte sich gründlich untersuchen läßt.

All unsre Maßregeln gegen die Tuberkulose müssen stets auch die breitesten und ärmsten Volksmassen umfassen. Nicht nur aus Gründen purer Menschlichkeit, sondern auch aus der egoistischen Erwägung, daß sonst von dorther immer neue Infektionsstoffe ausgebreitet werden. Zur raschen Feststellung der Krankheit auch bei Unbemittelten leisten treffliche Dienste die Einrichtung von Polikliniken für Brustkranke unter der Leitung spezialistisch vorgebildeter Aerzte. Doch ist mit der Feststellung von Diagnose und Verordnung von Medikamenten die Aufgabe solcher Polikliniken nicht erfüllt, sondern sie haben nach dem Beispiele der belgischen und französischen Dispensaires und ähnlicher jetzt auch in Deutschland getroffener Einrichtungen in Charlottenburg, Frankfurt, Kassel, Posen (Fürsorgestellen) ihre Fürsorge auf das ganze hygienische Soll und Haben des Kranken und seiner nächsten Umgebung auszudehnen und in Fragen der Wohnung und Ernährung ratend und helfend einzugreifen. Wo dies nicht angänglich ist, haben sich die Polikliniken an solche Anstalten anzugliedern.

Im engen Zusammenhange damit stehen die in leicht erreichbarer Nähe mehrerer Städte, z. B. in nach Wolf Becher und Lennhoff eingerichteten sogenannten Walderholungsstätten für Erwachsene und Kinder, die mir ein sehr glücklicher Griff in der Tuberkulosebekämpfung und nachdrücklichster Emp-

fehlung wert zu sein scheinen, denn sie entsprechen der kardinalen Forderung, die Kranken und Erholungsbedürftigen, wenigstens während des Tages, aus ihren engen ungesunden Räumen herauszunehmen, ihnen gute frische Luft, Ruhe und zweckmäßige ausreichende Nahrung zu gewähren.

Dabei verursachen sie relativ geringe Kosten. Die Einrichtung einer Walderholungsstätte für den Sommerbetrieb und für 100 bis 120 Kranke kostet nur 3- bis 4000 Mark, die Betriebskosten decken sich im wesentlichen selbst, so daß diese Einrichtung wirklich zu einem Volksmittel, einem Mittel für viele werden kann.

Aller Erfahrung nach sind wir im Freien weitaus am seltensten einer Tuberkuloseinfektion ausgesetzt, weil das Sonnenlicht die Bazillen bald vernichtet oder eine hohe Luftfeuchtigkeit sie am Fluge hindert. Die Ansteckung scheint fast ausschließlich in geschlossenen Räumen, und zwar namentlich in der Wohnung und an der Stätte unsrer Berufstätigkeit, stattzufinden.

Für Fabriken und Werkstätten gewinnen dadurch neben dem strengen polizeilichen Verbote, auf den Boden zu spucken, und neben der Anordnung ausreichender Spuckgefäße die zur Verhütung der Staubinhalationskrankheiten obenerwähnten Maßnahmen gegen die Staubbildung doppelte Bedeutung, denn je mehr trockener Staub vorhanden, um so leichter gelangen etwa verstreute Bazillen zur Einatmung.

Als eine der dringlichsten Maßregeln ergibt sich aber auch die Wohnungsreform. Man braucht sich nur die Wohnverhältnisse unsrer ärmeren Bevölkerung zu vergegenwärtigen. In Mannheim zum Beispiel hatten von 300 armen Schwindsüchtigen fast ein Drittel und in Berlin 15% tuberkulöse Männer und 18% Frauen kein eignes Bett zur alleinigen Benutzung — 17,7% tuberkulöse Männer und 16,2% Frauen teilten mit mehr als vier Personen ihren Schlafraum, und diese Beispiele lassen sich leicht verhundertfachen.

So ist es wohl zu verstehen, daß alle Verhütungsmaßregeln sich hier nur mangelhaft durchführen lassen, und wenn die Tuberkulose erst in eine solche Familie Eingang gefunden hat, sie alles bis auf das letzte Glied dahinrafft.

Die Anfänge einer Wohnungsverbesserung, wie sie sich auch hier in Stuttgart durch das Wohnungsamt zeigen, sind sehr erfreulich, aber leider noch Oasen in der Wüste. Wollen wir die Tuberkulose und mit ihr die andern Infektionskrankheiten ernstlich bekämpfen, so ist eine vom großen Gesichtspunkte getragene reichs- oder landesgesetzliche Regelung der Wohnungsfrage einschließlich des Schlafstellenwesens, die solche Zustände unmöglich macht, trotz der ihr begegnenden Schwierigkeiten unaufschiebbar und unentbehrlich.

Unsre besondere Fürsorge erheischt die Entwicklung der heranwachsenden Jugend zu einem widerstandsfähigen Geschlecht. Zwar bietet auch die kräftigste Konstitution keineswegs, wie man irrtümlich so lange annahm, einen zuverlässigen Schutz gegen die Tuberkulose, aber beim Kräftigen nimmt die Krankheit leichter einen günstigen Verlauf als beim Schwächling; im übrigen dienen die hier zu treffenden Maßregeln meist gleichzeitig zur Abwehr der Infektion.

Um die Kinder möglichst viel im Freien zu lassen und ihren oft ungesunden

häuslichen Verhältnissen zu entrücken, verdienen daher die Errichtungen der Kinderspielplätze, die ausgiebigere Benutzung der Schulhöfe sowie Kindergärten, Ferienkolonien und die neuerdings in Aufnahme kommenden Waldschulen, namentlich auch die Walderholungsstätten und für Erkrankte die Kinderheil- und -heimstätten in Sol- und Seebädern die weitgehendste Förderung.

Für die Kinder, namentlich der ersten Jugend, vielleicht auch für durch Krankheit geschwächte, droht auch von seiten der Kuhmilch die Gefahr der Infektion. Die Infektion des Darmkanales durch Nahrung oder Kuhmilch ist zwar nach unserm Dafürhalten und der allgemeinen Erfahrung, entgegen einzelnen neuerdings lautgewordenen Stimmen, im ganzen nicht sehr häufig, sie läßt sich aber ebensowenig gänzlich in Abrede stellen, wie es versucht wurde. Immerhin also müssen wir dieser Infektionsmöglichkeit unsre volle Aufmerksamkeit zuwenden, nachdem das Vorkommen menschlicher Tuberkelbazillen bei Kühen unzweifelhaft erwiesen ist und es auch nicht ausgeschlossen erscheint, daß der unter dem Bilde der Halsdrüsenschwellung sich zeigenden Skrophulose nicht selten eine Infektion dieser Drüsen durch Milch tuberkulöser Kühe zugrunde liegt.

Um die Kinder vor solcher Infektion zu schützen, hat sich empfohlen, die Milch wenigstens drei Minuten bei 100° C unter stetem Umrühren zu kochen oder sie zu pasteurisieren; die erste Methode, weitaus die gebräuchlichste und einfachste, ist auch die eingreifendste, die zweite weit weniger eingreifend, aber komplizierter. Durch das Hitzeverfahren erleidet die Milch eine gewisse Einbuße in ihrem Nährwerte und werden namentlich die darin enthaltenen Schutzkörper gegen Bakterien geschädigt. Als Ersatz hat von Behring Zusätze früher von Formalin und jüngst von Suxonin empfohlen. Das Formalin hat sich in der Praxis aus verschiedenen Gründen nicht eingebürgert; ob das Suxonin den Anforderungen entspricht und die prinzipiellen Bedenken gegen antiseptische Zusätze zur Säuglingsmilch beseitigt, läßt sich bei der kurzen Zeit seit seinem Bekanntwerden noch nicht beurteilen. Vorläufig bleibt immer das zweckmäßigste, nur Milch von Kühen zu verwenden, die durch die Tuberkulinprobe sich als tuberkelfrei erwiesen haben.

Vor einigen Jahren hat man sich in Deutschland von den Volkslungenheilstätten große Erfolge für die Tuberkulosebekämpfung versprochen. Es wurden gegen 75 Heilstätten mit einem Aufwand von über 30 Millionen und zirka 7 Millionen jährlichen laufenden Ausgaben errichtet und anfangs auch befriedigende Resultate mitgeteilt.

Solche Anstalten, lediglich vom humanitären Standpunkt betrachtet, sind ohne Zweifel von wohltätiger Wirkung, aber gegen die Tuberkulose als Volkskrankheit nützen sie sehr wenig.

Schon im Beginne jener Bewegung haben mit mir auch andre erfahrene Tuberkuloseforscher und Aerzte, ich nenne besonders den hiesigen Generalarzt von Fetzer, sich zu dieser Lösung der Tuberkulosefrage sehr skeptisch gestellt und vor den trügerischen Hoffnungen, die damals erweckt wurden, gewarnt, aber in der allgemeinen Begeisterung verhallten diese Stimmen und wurden übertönt.

Heute, nach achtjähriger Erfahrung, haben sich folgende Resultate der Heilstättenbehandlung, die ich natürlich nur in großen Zügen streifen kann, ergeben.

Von zirka 100000 Pfleglingen wurden 23000, also fast ein Viertel, ohne den Erfolg einer länger zu erwartenden Erwerbsfähigkeit behandelt. Nach einem Jahr war auch von den mit Erfolg behandelten nur mehr die Hälfte (51%) und nach vier Jahren nur mehr der vierte Teil (26%) erwerbsfähig, alle andern gestorben, invalidiert oder wiederholter Kur bedürftig.

Wenn wir von der Heilung als ursprüngliches Ziel ganz absehen, ist auch die nach der Behandlung festgestellte Erwerbsfähigkeit ein sehr problematischer Erfolg, denn zum großen Teile waren die Pfleglinge auch schon vor ihrem Eintritte in die Heilstätte arbeitsfähig.

Im übrigen ist es eine alte Erfahrung, daß Tuberkulöse auch ohne Heilstätte vorübergehend, manche sogar bis kurz vor ihrem Tode, ihre Arbeitsfähigkeit behalten, ebenso wie auch Heilungen ohne Heilstätten längst bekannt und gar nicht so selten sind.

Dabei bedenke man noch, daß diese wenig befriedigenden Resultate an Personen erzielt worden sind, von denen bei einem Teile nicht einmal sichersteht, ob sie wirklich an Tuberkulose, an aktiver Tuberkulose litten oder nur an Blutarmut, Schwächezuständen u. s. w., Personen, die mit Milch, Butter und Ruhe genau dasselbe erreicht hätten wie mit der Heilstätte.

Wenn die Kranken in den Heilstätten wenigstens die Bazillen verlieren würden, aber häufig beträgt die Differenz zwischen denen, die mit Bazillen ein- und ohne Bazillen austreten, kaum 4 bis 7%.

Sogar der sogenannten hygienischen Erziehung, welche die Heilstätte vermitteln sollte, stehen erfahrene Aerzte und Praktiker sehr skeptisch gegenüber.

Für alle Fälle steht zu dem, was die Heilstätten leisten, der enorme Aufwand von 30 Millionen und 7 Millionen laufende Ausgaben in grellstem Widerspruch. Um so mehr, nachdem uns die Kontrollversuche von Hammer in Heidelberg u. a. zeigten, daß die in einer Poliklinik mit kaum nennenswerten Betriebskosten erreichten Resultate kaum hinter denen in der Heilstätte zurückstehen.

Weit zweckmäßiger wäre es, statt wie bisher meist nur Leichtkranke ohne Bazillen, gerade die der Pflege am meisten bedürftigen, ihrer Umgebung gefährlichsten Schwerkranken ihnen zuzuführen und damit gleichzeitig aus den engen Wohnungen der Armen, die zu vier, selbst zu acht und zehn oft ein Zimmer bewohnen, die Infektionsgelegenheit zu entfernen.

Der geringe Erfolg der Heilstätten gegen die Tuberkulosebekämpfung war vorauszusehen, weil die Heilung viel zu langwierig ist und kein Land der Welt reich genug wäre, seine Tuberkulösen, deren es in Deutschland zum Beispiel 340000 gibt, bis zur vollen Heilung, also viele Monate und Jahre, zu pflegen. Ferner weil selbst bei erzielter Besserung und Heilung die unbemittelten Tuberkulösen wieder in ihre Arbeits- und erbärmlichen Wohnverhältnisse zurück müssen — ein großer Prozentsatz verfügt nicht einmal über ein eignes Bett allein, so daß nach kurzer Zeit ihr Zustand nicht besser ist als früher. Also mögen die

Heilstätten auch für einzelne eine vorübergehende Wohltat sein, dem Ziele, die Tuberkulosesterblichkeit nennenswert herabzusetzen, und dem, der Krankheit vorzubeugen, sind sie nicht gewachsen, sondern schmälern nur durch ihren unverhältnismäßigen Aufwand die Mittel für andre große Aufgaben, als deren wichtigste wir die Wohnungsfürsorge kennen gelernt haben.

Eine Reihe andrer Maßnahmen, wie die Desinfektionsmaßregeln, die Vorsorge in Kurorten und Beschränkung der Rindertuberkulose, kann ich nur flüchtig erwähnen. Nur ein Wort über die Anzeigepflicht:

Bekanntlich haben die Aerzte die Pflicht, Fälle von Cholera, Typhus, Diphtherie bei der Behörde zur Einleitung der entsprechenden Maßregeln gegen die Weiterverbreitung anzuzeigen. Konsequenterweise müßte dies auch bei Tuberkulose geschehen. Doch stehen dem manche berechtigte Bedenken gegenüber (lange Dauer der Krankheit, große Verbreitung der Tuberkulose, lange Arbeitsfähigkeit der Erkrankten). Wir müssen uns also hier auf das Allernotwendigste beschränken, das ist: 1. die Anzeige aller Sterbefälle an Tuberkulose; 2. aller Fälle, die in öffentlichen Anstalten, Internaten, Instituten oder in Schlafstellen, Gasthäusern u. s. w. untergebracht sind; 3. aller bazillären und vorgeschrittenen Tuberkulosen bei Wohnungswechsel; 4. aller Fälle, in denen die Kranken wissentlich die nötigen Vorsichtsmaßregeln außer acht lassen. In letzterem Falle ist mit Recht in Norwegen zum Beispiel auch die zwangsweise Ueberführung in eine Anstalt vorgesehen.

Die Durchführbarkeit der Anzeigepflicht, selbst mit strengeren Maßregeln, ohne erhebliche Unzuträglichkeiten beweisen die Staaten, in denen sie bereits seit Jahren besteht, namentlich Norwegen, auch Sachsen und Baden. Geringe Störungen freilich wird man aus Rücksicht auf das hohe Ziel, die Tuberkulose zu beschränken, in den Kauf nehmen müssen, denn man kann auch hier, wie das Sprichwort sagt, den Pelz nicht waschen, ohne ihn naß zu machen.

Sie erwarten von mir vielleicht auch eine Stellungnahme zu den in der Presse viel erörterten Mitteilungen von Behrings über Tulaselaktin als präventives und therapeutisches Mittel. Ich bedauere, Ihre Hoffnung täuschen zu müssen, denn die bisherigen Angaben des hochverdienten Forschers sind ja ohne Frage, wenn auch einige seiner Prämissen zweifellos irrig sind, von hohem wissenschaftlichem Interesse; ob aber das Tulaselaktin die für die Tuberkulose geweckten Hoffnungen realisiert oder nicht in praxi sich, wie es so oft geht, unerwartete Schwierigkeiten ergeben, läßt sich zunächst nicht vorhersagen. Für alle Fälle bedarf es noch ausgedehnter Versuche, ehe wir Tulaselaktin oder ein ähnliches Präparat als erfolggekröntes Tuberkulosemittel begrüßen können.

Aber wird denn die Tuberkulose, wenn wir den hier skizzierten Forderungen gerecht werden, wirklich abnehmen? — Wir können diese Frage unbedingt bejahen, da sie sich in der Praxis bereits erfolgreich bewährt haben. Schon seitdem die einfachen Maßregeln der Sputumprophylaxis einigen Eingang beim Volke gefunden haben, seit Ende der achtziger Jahre des eben vergangenen Jahrhunderts, sehen wir die Tuberkulose in mehreren Ländern in dauerndem Rück-

gange begriffen. Während früher in Preußen — ich greife dieses Land heraus, weil dort am frühesten diese Maßregeln Beachtung fanden — auf je 10 000 Lebende jährlich zirka 31 bis 33 Personen an der Tuberkulose starben, ist die Zahl in stetiger Abnahme jetzt auf 19 gesunken, so daß von 1889 bis 1903 in Preußen allein rund 400 000 Personen weniger an Tuberkulose gestorben sind, als nach dem Durchschnitt der früheren Jahre zu erwarten war. Die Tuberkulose ist also dort um mehr als ein Drittel ihrer früheren Frequenz gesunken.

Mit der zuversichtlichen Hoffnung auf Erfolg können wir also nach den hier gegebenen Gesichtspunkten die Prophylaxis in die Hand nehmen, und wir müssen sie in die Hand nehmen, ein jeder an seinem Platze und nach seinen Kräften, auf daß wir einer der größten Aufgaben unsers Jahrhunderts gerecht werden, die Tuberkulose und die ihr verwandten Krankheiten zu überwinden.

Aus meinen ostasiatischen Aufzeichnungen

Ueber die Künste

Von

Msgr. Graf Vay de Vaya und Luskod, apostolischem Protonotar

Befassen wir uns mit der Kunst Ostasiens, nimmt natürlich die erste Stelle China und Japan mit dessen Kunstschöpfungen ein. Der Gegenstand ist nicht neu. Schon die ersten Schiffer, die an den Philippinen, in den Gegenden Macaos und Cantons landeten, und jene holländischen Seefahrer, die später Japan bereisten und die Buchten Koreas besuchten, brachten bei ihrer Heimkehr zahlreiche Andenken mit nach Hause. Die sonderbaren exotischen Dinge fanden viel Anwert. So entstand denn gar bald ein systematischer Handel mit jenen Porzellan-, Bronze-, Lackgegenständen, Stickereien, Holzschnitzwerken und Malereien sowie mit anderweitigen Kunstartikeln.

Die Kunst unsers sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ist unleugbar stark beeinflußt durch das Ungewöhnliche jener überseeischen Formen und Farben. — Der Rokoko- und Régencegeschmack verarbeitet ganz unverändert chinesische Motive, — ja er geht noch weiter und ahmt die bunte Welt der Pagoden, Mandarine und Potichen ganz unvermittelt nach. Die Chinoiserien wurden zur Mode. — Japan kam später an die Reihe. Die fachgemäße Kenntnis und Würdigung eines Montanobu oder Hogusai erfolgte erst Mitte des vorigen Jahrhunderts in Kreisen französischer Realisten. Nun erringt sich Nippon eine Popularität sondergleichen bei uns im Westen. Seine alten Paravents, Waffen, Fächer, Schmuckkasten, Porzellantassen erfreuen sich allesamt allgemeiner Beliebtheit. Es genügt, daß irgendein Gegenstand für japanisch gelte, damit er ganz enorme Preise am Markt erzielt, besonders wenn er recht bizarr erscheint. Und

wie dereinst der chinesische, so übt nun der Geschmack des Volkes der aufgehenden Sonne seinen Einfluß auf die Fortentwicklung unsers modernen Stiles. Und mögen wir diese Art Nouveau- oder Sezessionsstil nennen, dessen charakteristische Wellenlinien und kontrastierende Farben entstammen unbedingt jener fernen Inselwelt.

Doch sind es nicht sowohl jene Schnörkellinien und matten Farben, die uns in dieser Kunstrichtung zuvörderst interessieren, als vielmehr das Gefühl und die Auffassung, die sie verdolmetscht. Weit wichtiger als der Kunstgegenstand an sich, so vollkommen er auch sein mag, ist der künstlerische Geist, der sich darin sozusagen kristallisiert.

Wie bei jedem Volke, bildete auch bei den Chinesen die Grundlage ihrer Kunst die Religion. Ihre ersten Statuen verewigten ihre Götter. Ihre ersten Bilder trachteten die Gestalten der andern Welt zu versinnbildlichen. Das erste Haus bauten sie ihrem Gotte, das erste Lied verherrlichte ihn, und das erste Gedicht erhob sich in Andacht gen Himmel. Dasselbe erfahren wir bei ihren Kunstgegenständen: die ältesten Schnitzwerke, Bilder, Bronzen, Emails, Porzellane bildeten Altarschmuck. Kurz: alles, was groß und erhaben, alles, was prächtig und wahrhaft schön ist, schuf auch bei diesem Volke das religiöse Empfinden.

Der Zeitpunkt der Entwicklung seiner Kunst, des Aufloderns seines Kunstsinnes fällt genau zusammen mit der Verbreitung der Lehre Buddhas. Auch spräche ich so gerne, erlaubte es die Kürze der Zeit, bevor ich mich mit dem artistischen Leben des gelben Kaiserreiches befasse, — von der Wiege der Kunst in Asien, die an des Himalaja Fuß in Indien stand. Von des ersten Ursprungs Quelle ausgehend, träfe unsre Forschung auch manch interessante Abzweigung, würden wir gar oft auf Anzeichen stoßen, die sowohl hier im gelben Reich der Mitte als in Mittelassyriens Ausgrabungen, in Athens Akropolis und in Etruriens eingesunkenen Gräbern auf gemeinsame einstmalige vorgeschichtliche Eltern zu folgern erlauben würden.

Was bei diesen häufigen Analogien auf Rechnung der organischen Verwandtschaft, was auf jene des bloßen Zufalles zu schreiben ist, wäre für jeden Altertumsforscher ein unerschöpflicher Born des Forschens. Ob wohl des Meander so häufig vorkommende gekräuselte Wellen in den Kunsthallen von Alexander des Großen und Kubey Khans Residenzstadt einem Bache entstammten, wird eine ewig offene Frage bleiben. Und so geht es uns auch mit den andern Hauptgrundgedanken oder den vielen kleinlichen Details, die in der Urvergangenheit eines jeden Kulturvolkes gleichermaßen vorzufinden sind.

Die mehrtausendjährige Kulturgeschichte Chinas ist leider ziemlich lückenhaft. Aus der ersten Zeit ihrer Größe besitzen wir keine Kunstdenkmale. Aus den Werken seiner Klassiker ersehen wir jedoch, daß seine Kunst Jahrhunderte hindurch dieselben gebahnten Pfade wandelte und gänzlich unverändert blieb.

Der Konservativismus, der den Grundzug des Gedankenganges des Volkes ausmacht und der durch die Lehre Konfuzius' nur noch festere Wurzeln schlug, bildet auch den hauptsächlichsten Charakterzug seiner Kunst. Schon vor Menschen-

gedenken festgestellte und rezipierte Formen blieben maßgebend und obligat bis auf den heutigen Tag. Und das besteht nicht bloß im Mutterlande, sondern erstreckt sich auf des ganzen unermeßlichen Kaiserreiches sämtliche Vasallen, Nachbarstaaten. Der Einfluß von Nanking oder Peking erstreckt sich von Turkestan bis Korea, von Sibirien bis an die Philippinen. Die Kultur Chinas dirigiert die Denkungsart all der hundertfachen Millionen gelber Rasse und Chinas Kunst leiht ihre Form und Farbe, ihre Tonleiter dem Ausdruck der Gefühle von all jenen ungezählten Völkerschaften. Je nachdem derselben eine dem Zentrum näher oder ferner liegt, hält sie sich mehr oder minder strenge an die Grundnormen, ohne sich jemals von denselben ganz zu emanzipieren. Der Ausspruch der Akademie Han-Lin ist allenthalben entscheidend im gelben Erdenrund. Und die großen chinesischen Schriftsteller erfreuen sich fast gleicher Gelegenheit im streng verschlossenen Tibet wie auf den lachenden Inseln Japans. Dasselbe steht am Gebiete der Kunst: die Schöpfungen berühmter chinesischer Architekten, Bildhauer, Maler sind allerorten maßgebend. Die gesamte Kunstindustrie sowie die Literatur bringen dieselbe Auffassung zum Ausdruck. — Und mögen wir den reichsten Yamen oder die höchste Pagode betrachen, die wertvollste Bronzestatue oder das Pergamentbild allerfeinster Ausführung: das Interessanteste, weitaus Packendste, über jede meisterhafteste Mache Erhabene ist und bleibt der sich in jedem Werke offenbarende Grundgedanke. So ergeht es uns auch bezüglich des Zeitalters, aus dem der Kunstgegenstand stammt, der Schule, deren Vorschriften er befolgt, all dieses sind nur zufällige Aeußerlichkeiten. Ein Zeitalter mag fortgeschrittener sein als das vorherige, in bezug auf Technik, eine Schule in Geschmack und Manier vollkommener als eine andre, — doch kommt deren Einfluß nur in zweiter Linie in Betracht, — das Wichtige ist und bleibt der Gedanke, der nach der Form sucht, der Geist, der nach Ausdruck ringt, der menschliche Genius, der sich zu jeder Zeit in der Kunst offenbart.

In meinem heutigen kurzen Vortrage möchte ich mich vor allem mit der psychologischen Seite der Kunst Ostasiens befassen.

Wie bereits erwähnt, war der Meister der ostasiatischen Kunst China, und entsproßte diese dem ethischen und religiösen Gefühle des Meisters und der ihm untergeordneten Völker. Ihre Normen und Regeln spiegeln unabänderlich eine und dieselbe Auffassung wider. Nicht allein der Gedanke, auch die Denkart ist eine und dieselbe. Die Idee ist irgendeine theologische oder philosophische These, und das Werk ist gleichsam deren symbolischer Ausdruck. Daher genügt es nicht, irgendein Gebäude, Bild oder Statuenwerk zu besehen, — man muß auch trachten, es zu verstehen. Ist der Gegenstand, den wir betrachten, auch nicht eben wichtig, so ist es doch die Idee, die er zum Ausdruck zu bringen berufen ist, und unsre Aufgabe, diese zu entdecken; denn abgesehen davon, daß dieser Symbolismus in zahlreichen Fällen für uns ein verschlossenes Buch bleibt, ist dessen Ausdrucksweise auch noch stilisiert. Und so gelangen wir zu der kurzgefaßten Interpretation der chinesischen Kunst, die als Fundamentalwahrheit nützlich zu behalten ist, — daß diese nämlich stilisierter Symbolismus ist. — Doch ist es von größerem

momentanen und gegenwärtigem Interesse, als uns in weitschweifenden Reflexionen zu ergehen und uns in die Philosophie der chinesischen Kunst zu vertiefen, wenn wir die eigentümlichen Produkte derselben betrachten.

In der Reihe ihrer schönen Künste nimmt unzweifelhaft die Architektur die erste Stelle ein; darauf folgt die Bildhauerei und schließlich die Malerei, wiewohl auch Europa vielleicht ihre kleineren Erzeugnisse, Schnitzereien, Lackgegenstände, mit einem Worte die Kunstindustrie den größten Reiz ausüben.

I. Architektur.

Den Ursprung der Architektur in China umhüllt tiefstes Dunkel. In Anbetracht der mehrtausendjährigen ungewöhnlichen Vergangenheit dieses Volkes scheint es unerklärlich, daß diese uns keine größere Mengen von Baudenkmälern hinterließ. Die im Lande zerstreut herumliegenden Monumente zählen kaum einige Jahrhunderte, die Tausendjährigen bilden seltene Ausnahmen. — Die Kunsthistoriker suchen hierfür verschiedene Gründe. Einen derselben bildet das verwendete Material. Dieses war in China von alters her hauptsächlich Holz, das trotz seiner ungewöhnlich guten Beschaffenheit den Unbilden des Klimas dennoch nicht gar zu lange Zeit Widerstand bieten konnte. Dies ist wohl der schwerwiegendste materielle Grund, indes der moralische Nachteil darin bestand, daß jede der aufeinander folgenden Dynastien sich weit weniger um die Erhaltung der Gräber, Pagoden und Yamen der vorhergegangenen Kaiserhäuser kümmerte, als sie vielmehr sich bemühte, ihre eigne Herrlichkeit durch Errichtung neuer Denkmäler zu verewigen.

Reist man in das Innere des Landes, wird man vorerst durch den defekten Zustand von Kirchen, Häusern, Brücken unangenehm berührt. Sie mögen untereinander in ihrem Alter um mehrere Jahrhunderte variieren, — doch wäre es schwer, nach ihrem Aeußeren festzustellen, welches das Aeltere. Häufig auch sind die Aelteren besser erhalten. In Zeichnung und Geschmack sind alle einander völlig gleich.

Seit Jahrhunderten kam in dem architektonischen System Chinas nicht die leiseste Aenderung vor. Wenngleich Gebäude aus der ältesten Periode nicht mehr vorhanden sind, läßt sich doch aus den von Generation zu Generation neu gedruckten wissenschaftlichen Werken ihrer Klassiker konstatieren, daß der heutigentags volkstümliche Stil bis auf 2500 bis 3000 Jahre zurückzuführen ist. Mag sein, daß er auch noch älter ist, indem die Grundidee identisch ist mit jener der ersten Hütte des Urmenschen.

Etliche in die Erde eingegrabene Pfähle, darauf kreuzweise gelegte Balken bildeten das Gerippe des Gebäudes; um Schutz gegen Regen zu gewinnen, bedeckten sie dieses sodann mit Schilf oder Reisstroh, im Norden mit Tierhäuten. Daher mag es wohl kommen, daß manche den Urahn des chinesischen Hauses im Zelte suchen und den nationalen Stil „ting“ benennen.

Eine andre Auffassung läßt in der linierten Ziegelbedachung die Nachahmung des ineinander gefügten Bambusrohres erkennen. Und die verbreitetste

Ansicht ist, daß die beiderseitig aufgestützte Traufe und der in der Mitte gesenkte Hauptbalken einfach die aus solidem Material verfertigte Nachahmung des Zeltes sei. Doch besitzen alle diese Hypothesen nur den einzigen Wert, daß alle in der einen Ansicht übereinstimmen, daß die chinesische Architektur in der Zeiten langem Laufe und all die Perioden des Aufblühens der nationalen Kultur hindurch ihre ursprünglichen Charakterzüge und ihre Grundidee getreulich bewahrt hat.

II. Grundgedanken der Architektur.

Jene Grundidee der chinesischen Architektur war es, die mich vom ersten Augenblick an packte. Und dies war der Punkt, in welchem ich so oft von der allgemein angenommenen Erklärung abweichen mußte. Vor allem bedaure ich, wenn unsre Schriftsteller und Archäologen den Details, dem Nebensächlichen, so viel Bedeutung beimessen und dem Wesentlichen ihr Augenmerk versagen. Ich leugne nicht, daß die Ausführung sehr häufig stümperhaft, das Material wertlos ist. Doch die Auffassung, die Grundidee ist und bleibt klar und aus einem Gusse.

Wer die chinesische Architektur studieren will, muß vor allem ins reine kommen mit deren Idealen. Die bescheidenste Dorfhütte, die großstädtische Halle, der heiligen Haine Klöster, sie alle dienen derselben Idee. Die Auffassung, oder besser gesagt: die Idee ist es, die uns packt und die immerdar großen Stiles ist. Die einfache chinesische Bürgerswohnung, wiewohl ein bescheidenes ebenerdiges Gebäude, und trotzdem dessen Hof häufig der Kehrichtablagerung dient, überragt an Auffassung unsern Standpunkt viele Meilen weit. Statt ein Gebäude mit einigen Zimmern Inhalt zu errichten, schaffen sie ein planmäßig ausgearbeitetes Ganzes; Höfe, Nebengebäude, ein Peristyl umgeben das eigentliche Wohngebäude und bringen in ihrer vollen Harmonie den Begriff des „Heimes“ prägnant zum Ausdruck.

III. Tempel.

Die konfessionellen Gebäude Chinas weichen von dem Yamen oder gewöhnlichen Wohnhause kaum ab. Als Grundzug besteht es, genau wie der Yamen, nicht aus einem, sondern aus drei Gebäuden. Das erste dient zugleich als Vorhalle, das zweite ist bereits etwas größer und befindet sich an der entgegengesetzten Seite des Hofes, indes das eigentliche Bethaus sich in der Tiefe des zweiten Hofes erhebt. In den Nischen der Vorhalle stehen gewöhnlich die Statuen von vier Riesen, zwei rechts, zwei links. Vier Wächter — der Legende nach im Kriege verblutete Helden. Diese Statuen sind ebenso interessant als absonderlich.

Ist die Ausführung auch nicht jederzeit künstlerisch, so haben sie doch Leben und Bewegung in ihrer kraftvollen Plastik. Hievon jedoch mehr im Kapitel über Bildhauerei. Für den Augenblick will ich nur über deren symbolische Bedeutung sprechen. Jeder der vier hat seine besondere Bedeutung. Der erste versinnbildlicht die Reinheit, die Luft; er hält ein Schwert in der Hand, und der Volksglaube will, daß ein Schwingen desselben die Welt mit einem Pfeil- und

Lanzenregen überschütten würde. Die Farbe des zweiten ist rot, in der Hand hält er statt des Schwertes einen Schirm. Dies ist der Erde Geist, und wenn man ihn umwendete, würden Erdbeben entstehen. Der dritte stellt den Geist des Meeres dar. Sein Symbol ist eine Leier; deren Töne wecken die Stürme und Unwetter.

Doch am merkwürdigsten offenbart sich die Volksphantasie bei dem vierten. Neben ihm liegt ein Sack. In dem Sack ist eine Maus, und wenn diese entkommen würde, verwandelte sie sich sofort in einen geflügelten Elefanten. All dies sind Metaphoren, die ihre Volksdichter und Klassiker mit beispielloser Unmittelbarkeit und feiner Naivität verarbeitet haben. Lauter Symbole, die berufen sind, die Bedeutung des Gebäudes in sichtbarer Gestalt zum Ausdruck zu bringen, Stimmung zu üben auf den Eintretenden.

Die weite Halle ist schon der Natur Buddhas geweiht. Buddha und der Inkarnation der Zukunft. Die Statue ist bekannt, weitverbreitet im ganzen Osten: Buddha in seiner eigenartigen Unbeweglichkeit. Ringsum stehen andre Statuen und die zum Kultus erforderlichen Glocken, Betmaschinen.

Die eigentliche Kirche ist das dritte Gebäude, und den ersten Platz darin nehmen die Verkörperungen des vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Buddha ein. Das Gebäude selbst ist unabänderlich eine Säulenhalle. Je nach der Größe desselben teilen mehr oder weniger zahlreiche Säulen die Halle in zwei. Die Höhe dieser Säulen variiert, je nachdem die Kirche ersten, zweiten oder dritten Ranges ist; meist sind sie glatt gehobelt und rot lackiert. Ihr Fundament ist mitunter aus Stein; doch ist es auch in diesem Falle ganz flach, eher ein einfaches Präsentierbrett vorstellend als irgendwelche Estrade. Reicher ist die Verzierung des Gebälkes. Häufig zieren meisterhafte Schnitzereien den ganzen Plafond und zumeist auch Malereien: dickes, bedrucktes Papier; doch befolgt auch diese Imitation getreulich die alten Vorschriften, in Zeichnung und Farbe ist sie die genaue Kopie des Originals.

Das Hauptgewicht der Ornamentik wird auf die Ausführung der Traufen verlegt, die jederzeit Meisterwerke der Zimmermannskunst sind. Auf dieser weit vorspringenden, wespennestartigen Traufe ruht das schwere, zeltförmige Dach, das bei luxuriöseren Gebäuden zweifach, ja oft dreifach ist. Das Material der Bedachung wechselt, doch die Form bleibt immer dieselbe. Ebenso ergeht es mit dem Fundament der Häuser; das chinesische Haus ist unabänderlich statt auf einem Fundament auf einem terrassenförmigen Podium errichtet. Dieses Podium ist gleich dem Dache ein-, zwei- oder dreifach. Geländer, Balustraden umgeben es, und in der Mitte führt eine Treppenflucht zu dem Eingange.

IV. Symmetrische Gliederung.

Die innere Größe der chinesischen Architektur bildet der Grundgedanke und die Ideen, dem Aeußeren verleihen Harmonie und Einheitlichkeit die feste Organisation und vollkommene Symmetrie. Sie ist ein-, drei-, fünf- oder siebenfach, und alles, was wir rechterseits sehen, finden wir ganz bestimmt auf der Linken

wieder. Und vermag der Architekt es irgendwie, trachtet er jederzeit, den Mittelpunkt mit Flügeln und Seitenteilen würdig einzurahmen.

Es wäre schwer zu entscheiden, ob das dreifältige System aus ästhetischem Gesichtspunkte akzeptiert wurde, oder ob der Herrscherglanz diese Vervielfältigung verlangt. Wahrscheinlich wirkte beides zusammen, und möglicherweise war die buddhistische Dreiheitsthese der Hauptfaktor dabei.

Auffallend bleibt es, daß heutigentags jedes Gebäude: Kirche, Yamen, Palast oder welch immer andres Monument, das zu Buddhas, Konfuzius' oder des Kaisers Ehren erbaut wurde, das Dreiersystem aufweist. Zu dem Eingange: ein dreifaches Tor, führen drei Brücken; die drei inneren Höfe sind durch drei aufeinander folgende Hallen getrennt; auf dreifachem Postamente erheben sich die Gebäude: Bethäuser, Paläste, Kirchen. Dreifache Treppenreihen führen zu der Schwelle, und ein dreifaches Dach krönt das in seiner Art vollkommene Meisterwerk.

Ja! ich wiederhole es: das Meisterwerk! Selbst in dem Falle, als die Details mitunter recht mittelmäßig sind, der Zugang delabriert, die Hallen scheunenartig, das Baumaterial primitiv, die Ausführung mangelhaft. Das Meisterwerk, denn die Auffassung bleibt edel, und das Ideal, das es unentwegt im Auge behält, ist weit erhaben über die Alltäglichkeit. Die allgemeine Meinung und die akzeptierte Kritik werfen der chinesischen Architektur in erster Reihe gewöhnlich das verwendete Material vor. Sie zählen dessen Mängel unermüdlich auf. Sie scheinen ihr nicht vergeben zu können, daß ihr Hauptmaterial Holz ist. Vergleichen wir sie mit der Architektur der übrigen Kulturvölker Asiens, scheinen bei dem ersten Anblick ihre Mängel in der Tat sehr auffallend. Assyriens und Persepolis' Tempel, Aegyptens Pyramiden sind einzig und unübertrefflich in ihrer Art. Der Begriff der Kraft, der Macht konnte prägnanter nicht zum Ausdruck gelangen. Das ästhetisch Schöne gelangte in Griechenland zur höchsten Vollkommenheit; das wunderbar Phantastische offenbart sich in ganzer Fülle in Indiens Brahma und Jain Heiligtümern. Doch büßt das Verdienst Chinas bei diesen Vergleichen kaum das geringste ein, denn die Tiefe des Gedankens, der philosophische Wert der Ideen bildet das wahre und unabänderliche Verdienst der Kunst und zuvörderst der Architektur Chinas.

V. Der Yamen.

Das chinesische Haus dient vor allem dem Erdensein zum Rahmen. Dessen Aufgabe ist es, der Familie ein Heim zu bieten. Dessen Bestreben und Zweck ist, wie jener des Vogelnestes, vollkommenen Schutz zu gewähren und von der Außenwelt zu isolieren. Doch besitzt es nebst den materiellen Erfordernissen auch höhere Ideale, indem die von Steinmauern umschlossenen Höfe, Obst- und Blumengärten allesamt eigne kleine Welten schaffen zur Beglückung ihrer friedlichen Bewohner. Es bildet ein der Denkungsweise und ethischen Auffassung dieses Volkes entsprechendes Heim und entwickelt sich dieser gemäß von innen heraus; von Hof zu Hof schreitend, gelangen wir zu immer schöneren

Punkten, indes im Allerheiligsten der Familie, vollständig verborgen, die allerwertvollsten und vom künstlerischen Standpunkt aus allervollkommensten Gegenstände zu finden sind. Auswärts ist von all dem nichts ersichtlich als eine einfache Umzäunung. Das Wort „Frontispiz" ist in der chinesischen Architektur völlig unbekannt.

Zur leichteren Veranschaulichung wird wohl die Beschreibung einiger merkwürdigerer Gebäude und Monumente nicht überflüssig sein.

Im Gebiete der hieratischen Architektur sind die Bethäuser, Pagoden, Lamaklöster und Eremitagen das Charakteristischste. Wohin wir immer reisen mögen in dem unendlichen gelben Reiche, an dessen verlassensten Punkten selbst finden wir sie allüberall, in Städten und Dörfern, in Urwäldern verborgen und inmitten verlassener Einöden. Die prachtvollsten Gebäude befinden sich natürlich in den zwei, oder sagen wir drei Kaiserstädten: Peking, Nanking und Mukden. Doch sind die völlig archaischen Monumente der Provinz keineswegs von geringerem Interesse, indes von malerischem Gesichtspunkte und in bezug auf künstlerische Auffassung gerade jene am charakteristischsten, die sich, in stillen Tälern verborgen, den Flüssen entlang ziehen und Kunst und Natur in sich vermählen; oder jene schlanken Pagoden, welche die schier unzugänglich scheinenden vulkanischen Bergspitzen krönen.

Wie schon vorher erwähnt, zeigen die kirchlichen Gebäude verschiedene äußere Formen, je nach den verschiedenen Zwecken, denen sie dienen; und so ergeht es auch ihren Innern. Doch sind auch die Konfessionen grundverschieden in den verschiedenen Teilen Chinas. Die zwei verbreitetsten Religionen sind der Buddhismus und der Thauismus; des ersteren Begründer ist der hindostanische Gaudamo; des letzteren: Thao, vor Jahrtausenden der Weltweise der Nation.

Nebst diesen beiden Hauptkonfessionen zählt auch Mohammeds Lehre zahlreiche Anhänger im gelben Reiche, und die Zahl der Moscheen beläuft sich auf Tausende. Doch ist es charakteristisch für diesen Volksstamm und dessen alles mehr oder minder umgestaltende vieltausendjährige nationale Kultur, daß die Häuser all dieser verschiedenen, meist fremden Kulte sich mit der Zeit völlig umgestaltet haben und daß Buddhas, Thaos und Mohammeds Moscheen sich heutigentags kaum noch voneinander unterscheiden lassen und jede von ihnen einem chinesischen Yamen gleicht. Ja, bei dem ersten Anblicke finden wir selbst im Innern nur geringe Abweichungen; die Auffassung der Halle mit den Säulenreihen bleibt immer die gleiche, und bei der Verzierung derselben ist der nationale Geschmack maßgebend in Schnitzerei und Bemalung.

VI. Der Tempel des Himmels.

Das höchste Heiligtum des Reiches ist der Tempel des Himmels in Peking. Hier opfert der Sohn des Himmels, wie der Kaiser sich benennt, seinem himmlischen Vater. Er allein und sonst kein Sterblicher ist berufen, auf den Stufen des Altars in die Knie zu sinken. Daraus erhellt, daß des Himmels Heiligtum nicht bloß das religiöse Gefühl, sondern auch das nationale Ideal zum Ausdruck

bringt. Und dementsprechend ist es kein einzelnes Gebäude, sondern ein ganzes kleines Reich. Es ist schwer zu beschreiben wie alles, wo nicht die Materie dominiert, wohl aber das Gefühl. Um doch einen Begriff davon zu geben, mag es in folgenden Hauptzügen skizziert sein.

Rechts von dem Haupttore Pekings wird ein einmeilenweites Gebiet von einer hohen Steinmauer umschlossen. Innerhalb dieser Mauer breitet sich der heilige Hain aus. Ein Hain, der füglich Urwald heißen könnte. Seine Bäume sind lauter tausendjährige Zedern. Durch das Haupttor, das rechts und links drei kaiserliche Drachen hüten, gelangen wir vor eine Allee, eine endlose Laube oder ein Tunnel mit immergrüner Laubwölbung. Auf den Weg breiten Moos und Rasen ihren grünen Teppich aus, in der Mitte bilden aneinander gereihte Marmorplatten einen Rain. Hin und wieder führt eine Brücke über künstliche Bäche. Die Ufer sind blumenreich. Die Wasser sind hell und klar und spiegeln getreulich die weißen Brücken und das dunkle Laub wider.

Dies ist der Eingang, sagen wir: die Einleitung zu der großen Pagode. Das monumentale Gebäude liegt in der Mitte einer Wiese, am Rande des Waldes, umgeben von den großen Erzkesseln, die den Opfern dienen, und etwas weiter mehrere Nebengebäude.

Das Hauptgebäude nimmt die Mitte ein. Auf einem weißen Marmorpostament von mehreren hundert Fuß Durchmesser erhebt sich die Hauptpagode. Eigentlich ist dieses Postament ein Gebäude an sich von Stockhöhe, umgeben von einer Treppenflucht. Verziert mit Schnitzereien. Und all dies aus Marmor von reinster Weiße und vorzüglichster Qualität.

Die Pagode ruht auf Säulen, ebensovielen Riesenmasten. Den schlanksten Zedern Hunans. Ihre Verzierung beschränkt sich auf ein glattes Marmorpostament und Kapitäl, und allesamt sind glatt dunkelrot lackiert. Die Traufe ist spitzenartig fein geschnitzt, das Dach ist aus feinstem Porzellan. All dies ist im Grunde genommen primitives architektonisches Material. Auch verstehe ich, daß eben infolgedessen zahlreiche kunstgeschichtliche Werke darin kein größeres Verdienst sehen. Und dennoch, trotz dieser Einfachheit ist diese Pagode auf ihrer silberglänzenden Marmorestrade mit ihren dunkelrubinroten Säulenreihen und unter ihrer Krone von Saphiremail ein vollendetes Meisterwerk der Kunst.

Aus dieser Pagode führt, durch eine Prunkhalle mit dreifachem Eingange hindurch, der große Aufgang, sagen wir die Via triumphalis, zu dem Hauptaltare. Und ist es schon schwer, jenen, die sie nicht gesehen, die Großartigkeit der Pagode begreiflich zu machen, so ist es fast unmöglich, sich den Hauptaltar zu vergegenwärtigen. Besteht er doch aus einem bloßen Postamente oder etwa aus einer kreisförmigen, geköpften Pyramide. Einige Stufen. Eine große, flache Platte. Weiter gar nichts. Hieraus ergibt sich die Folgerung ganz natürlich von selbst: China besitze eben keine höhere architektonische Auffassung. Und dies hängt wieder rein nur davon ab, was wir unter architektonischer Auffassung verstehen. Die in der Mitte des Urwaldes verborgene weiße Marmorterrasse

übt in ihrer gefurchten Einfachheit eine weit überwältigendere Wirkung aus, als die komplizierteste Gruppe von Gebäuden sie zu erzielen vermöchte.

Vom künstlerischen Standpunkte ist die Auffassung, die vor allem durch die Reinheit der Linien, die vorzügliche Qualität des verwendeten Materials wirken will, eine höchst verfeinerte; und was den Geschmack anbelangt, ist er fast gesucht, in seiner zielbewußten Berechnung der Effekte des grünen Rasens und des weißen Marmors, der Valeurs des reinen Wassers der Bäche und des dunkeln Waldhintergrundes. Wohl am ganzen Erdenrunde mögen die in der Wüste der Sahara sich erhebenden Pyramiden und der in Pekings heiligem Haine stehende Altar in künstlerischer Beziehung als die vollendetsten Schöpfungen bezeichnet werden, insofern die beiden in dem unmittelbarsten Zusammenhange stehen mit ihrer Umgebung, mit ihrer Atmosphäre und ihrer Bestimmung am vollkommensten entsprechen. Beide sind gleichsam das organische Produkt des Bodens, dem sie entsprießen, und die getreulichste Verkörperung der Gefühlswelt jenes Volkes, das sie erbaute. Stimmung und Gefühl sind bei dem Heiligtum des Himmels wie bei jedem Meisterwerk der Kunst die zwei Hauptverdienste. Die nationale Auffassung, die lehrt, ihr Herr und Kaiser sei des Himmels Sohn und als solcher berufen, vom Himmel Heil und Segen für sein Reich zu erflehen, ist mystisch. Seine pantheistische Weltanschauung in einem Gebäude zu kraftvollerem Ausdruck zu bringen als durch die glatte weiße Marmorterrasse, zu der die Säulenreihe des Urwaldes hundertjährige Baumriesen lieferten und die des Himmels wolkenlose Bläue überwölbt, ist undenkbar.

VII. Tempel der Erde.

Wohl gibt es nur ein Heiligtum des Himmels. Doch manifestieren sich auch in den übrigen konfessionellen Gebäuden jederzeit des Volkes Ideale. Gegenüber dem Tempel des Himmels dehnt sich der Erde Heiligtum aus. Auf den ersten Blick sehen wir auch hier weiter nichts als einige Yamen. Die Wände sind rot wie die eines jeden kaiserlichen Gebäudes, das Dach grünes Email. Doch ist dies nebensächlich: den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit bildet ein grünes Ackerfeld, in dem alljährlich der Kaiser die erste Furche zieht. Er erweist dadurch der Erde die gebührende Ehre. Er erfleht für sein Reich des Gedeihens Segen von dem Erdgeiste. Dies Gebiet zieren in Wald und Feld dem Ackersmann werte und nötige Gebäude. Brunnen, Tröge, Sonnenuhren, all und jedes je ein kleines Meisterwerk in seiner Art.

Das Charakteristische der chinesischen Bethäuser im allgemeinen, mögen sie Buddha, Lao-Tse oder Mohammed geweiht sein, ist das yamenartige, von Höfen umschlossene Aeußere. Das beste Beispiel hierfür sind die durchschnittlichen städtischen Bethäuser. Die verschiedenen Stadtviertel Pekings sind damit übersät, und zumeist gleichen sie einander vollständig. Die Bedachung der Konfuzius geweihten ist wie bei den kaiserlichen Palästen aus goldgelb emaillierten Ziegeln; die Wände, ebenfalls wie bei den kaiserlichen Palästen, sind rot bemalt; rot die mit Kupfernägeln beschlagenen Tore; Marmor- oder Fayencemotive dienen zur Verzierung,

deren Schnitzereien die Gestalt des einem gordischen Knoten gleichenden kaiserlichen Drachen zeigen. Während meines Aufenthaltes in China besuchte ich mehrere Hunderte solcher Tempel; doch jedesmal war das Grundmotiv der Planzeichnung unverändert gleich. Und jedesmal überraschte mich eben jene Planzeichnung am unmittelbarsten durch ihre stets unwandelbare Harmonie und häufige Großartigkeit. Selbst die ihr oftmals zum Vorwurf gemachte Eintönigkeit vermag ich nicht zu verurteilen, insofern sie zu dem Ernst des Gesamteindruckes beiträgt.

VIII. Pagoden.

Die Pagoden sind unzweifelhaft abwechslungsreicher. Ihre eigentümliche Form, ihre turmartigen Konturen, ihre schirmförmige Bedachung erwecken schon von Ferne das Interesse. Ihren Ursprung betreffend, sind die Vermutungen abweichend. Doch wird heutzutage schon fast allgemein angenommen, ihr Ahne sei die indische Dagoba. Ihr Ursprung fällt mit jenem des Buddhismus zusammen, indem sie die ersten Bonzen in China einführten. Was ihre Bestimmung anbelangt, sind verschiedene Ansichten darüber verbreitet; die wahrscheinlichste ist jedoch, daß selbe identisch ist mit ihrer indischen: als letzte Ruhestätte zu dienen für die Gebeine irgendeines Priesters von heiligem Lebenswandel oder Buddha. Auch sind sie oft, wie zum Beispiel in Birma, ein Mittel dazu, daß irgendein einzelner oder eine Stadt sich verewige, indem sie dieses Monument errichten.

Die chinesische Pagode stimmt mit ihren Ahnen auch darin überein, daß ihr Inneres überhaupt keine Lokalitäten besitzt, sondern nur eine Treppe, oder eine einfache Lehne an der Wand aufweist, die zu dem Gipfel hinanführt. Der charakteristische Zug dieser Pagoden ist, daß sie gewöhnlich fünf, sieben oder neun Stock hoch sind, ihr Postament acht- oder zehneckig, ihre Verzierung aus symbolischem Schnitzwerk besteht. Lauter Ungeheuer, Drachen und Götzen. Die einzelnen Stockwerke sind mit gesonderten Dächern versehen, alle schirmförmig die Traufe eines jeden zeltartig und die höchste Spitze mit einem sorgfältigst ausgearbeiteten Knopfe oder Dekorationsgegenstande verziert.

Ich stieß auf zahlreiche interessante Pagoden, sowohl im Süden als im Norden des Landes, ja sogar im ganzen Gebiete der Mandschurei. Die südchinesischen Pagoden weichen in vieler Hinsicht von den nordchinesischen ab, indem letztere den indischen näher stehen. Die meisten sah ich den Bergketten entlang und an den Ufern der Flüsse. Am größten angelegt sind die Pagoden am Laufe des Jangtsi. In der Gemarkung einer jeder größeren Stadt stehen deren mehrere, und das Volk ist noch heutigentags fest davon überzeugt, daß diese imstande seien, das Geschick in dem Maße zu seinen Gunsten zu beeinflussen, je nachdem sie fünf, sieben oder neun Stockwerke zählen.

Die berühmteste der Pagoden des ganzen Landes war der sogenannte Porzellanturm zu Nanking. Die Erbauung desselben mag auf den Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts gesetzt werden. Als die Ming-Herrscher ihre Residenz von Nanking nach Peking verlegten, erbaute ihn der Kaiser Jong-lo dem Gedächtnisse seiner verstorbenen Mutter zu Ehren. Die Aufführung des riesigen

Gebäudes währte neunzehn Jahre lang. Dessen Höhe betrug 329 Fuß und das Material bestand aus Ton und Ziegeln feinster Glasur.

Das Dach war zumeist aus glänzendem Metalle, von den übereinander sich erhebenden Traufen hingen in langen Ketten Glocken hernieder, 152 an der Zahl; überdies waren auf den Brüstungen der Stockwerke 140 Laternen verteilt, in denen allnächtlich 100 Pfund Oel verbrannten. Die Kuppel schloß eine 1300 Pfund schwere vergoldete Melone ab, diese hinwieder von den legendären Metallringen umschlossen, welche die buddhistischen Gebäude zieren.

Die Erbauungskosten können auf 15 Millionen Mark geschätzt werden, und den Aussagen von Augenzeugen gemäß war die Wirkung des grünen Porzellanfonds und des funkelnden Metalls eine ganz unvergleichliche, und der Turm trug mit vollem Rechte den Namen des neunten Weltwunders. Leider fiel der Turm von Nanking dem Kriege von 1853 zum Opfer. Doch steht noch heute Pekings Stolz: die dreizehnstöckige Pagode. Unweit des westlichen Endes der Stadt, in der Richtung des sogenannten portugiesischen Friedhofes, erhebt sich diese Riesenschöpfung; ihr Postament zeigt deutlich den Einfluß des indischen Geschmackes, ja es weist bis zu einem gewissen Grade auf die Auffassung des Jainstils hin. Die acht Wände decken reiches Schnitzwerk, allerlei Ungeheuer, Götzen, Wunderlichkeiten. Diese Wände beschließen hohe Traufen, auf die sich das erste Zeltdach stützt, in dreizehnfältiger Wiederholung, bis es endlich am Giebel in dreifachem Metallknopfe seinen Abschluß findet. So bauten die Söhne Chinas.

Arbeitslosigkeit

Von

Gustav Pfarrius

Hat im verflossenen Frühjahr die nervöse Erregtheit besorgter Gemüter über unsre vermeintliche Isoliertheit und Unbeliebtheit unter den Völkern der Erde den Vorteil gehabt, daß wir uns einmal wieder auf unsre Kraft besonnen haben, so hat sie zugleich bei manchem voraussichtigen Patrioten noch die weitere gute Folge gehabt, daß er sich im Zusammenhang damit über eine andre wichtige Frage besonnen hat, auf die gegenwärtig auch der anscheinend beginnende Wandel in der geschäftlichen Hochkonjunktur hinweist.

Sind wir gegen die Folgen einer Arbeitslosigkeit in großem Umfang, wie sie durch die Einschränkung oder Einstellung der Produktion auf wichtigen Industriegebieten infolge einer Absatzkrisis durch Krieg oder aus andern Ursachen bei uns eintreten kann, ausreichend gewappnet?

Vor Beantwortung dieser Frage muß dem Zweifel begegnet werden, als ob eine Arbeitslosigkeit als Massenerscheinung bei einem Volke ernstlich nicht zu

befürchten sei, solange bei ihm noch eine Massennachfrage nach Arbeitskräften an so verschiedenen Stellen laut betont wird, wie bei uns.

Unterstaatssekretär Mühlberg hat neulich auf dem Bankett, das den englischen Journalisten in Berlin gegeben wurde, geäußert: „Gehen Sie hin und fragen Sie im Osten des Landes unsre Gentry, sie wird Ihnen vorklagen, daß es an Arbeitskräften gebricht! Gehen Sie in unsre Minen und industriellen Etablissements im Westen, Sie begegnen dem gleichen Notschrei! Fragen Sie endlich in den Städten die Hausfrauen, und derselbe Schrei über Leutenot tönt Ihnen entgegen."

So zutreffend diese Hinweise im Zusammenhang der Rede an die Engländer waren, so wenig vermögen sie über die verheerenden Folgen einer Produktionskrisis mit Massenarbeitslosigkeit hinwegzutrösten. „Kann volkswirtschaftlich von Arbeitslosigkeit gesprochen werden, wenn auf der andern Seite in der gleichen Volkswirtschaft ein großer Bedarf nach Arbeitskräften besteht?" So fragt die verdienstvolle Denkschrift des Kaiserlichen Statistischen Amts über „Die bestehenden Einrichtungen der Versicherung gegen die Folgen der Arbeitslosigkeit im Ausland und im Deutschen Reich 1906" — und bejaht die Frage schlechtweg. „Arbeitskraft ist nicht ohne weiteres eine fungible Ware, Industriearbeiter sind nicht ohne weiteres fähig, in der Landwirtschaft tätig zu sein. Was sowohl in der Industrie wie in der Landwirtschaft gebraucht wird, ist nicht die abstrakte Arbeitskraft, sondern Arbeiter mit ganz bestimmten Qualitäten und Arbeit zu bestimmten Bedingungen. Es ist sehr wohl möglich, daß in einer Volkswirtschaft Mangel an einer Art von Arbeitern und Ueberfluß an einer andern Art vorhanden ist.

„Aber selbst, wo ein Bedarf nach Arbeitskräften der gleichen Art, wie sie sich anbieten, vorhanden ist, sprechen die räumlichen Verhältnisse wesentlich mit. Wenn in Westpreußen ein Angebot und in Elsaß-Lothringen Bedarf ist, so ist es, abgesehen von andern Gesichtspunkten, eine Frage der Reisekosten, ob dieser Bedarf gedeckt werden, ob der Arbeitslose Arbeit erhalten kann."

In dieser Richtung finden wir also keine Beruhigung über das Uebel. Wir wollen es aussprechen: die Voraussetzungen sind in unsrer Zeit für dies Uebel nicht nur nicht beseitigt, vielmehr ist bei unsrer in wachsender Bevölkerung wachsenden Industrialisierung, bei den Fortschritten der maschinellen Technik, die öfters Arbeitsersparnis herbeiführt und daher neben der sinkenden Konjunktur als Ursache der Arbeitslosigkeit mitzählt, die allgemeine Erkenntnis doppelt notwendig, „daß hier ein furchtbares, gefahrdrohendes Gebrechen der Gesellschaft vorliegt, zu dessen Heilung ein großes Reformwerk vollbracht werden muß". (Adler.)

Nicht selten in der neueren Geschichte haben die Massen der Arbeitslosen bei revolutionären Unruhen und Großstadtkrawallen die treibenden Kräfte abgegeben und andre Verlegenheiten für die öffentliche Ordnung bereitet.

In England führte im sechzehnten Jahrhundert die rasche Entwicklung der Tuchproduktion zu einer erheblichen Steigerung der Wollpreise. Also wurde es für die Grundherren rentabler, Schafe zu züchten, als Landbau zu treiben. Ein Hirt genügte jetzt, wo früher zahlreiche Bauern erforderlich waren. Unter

Heinrich VIII. (1509 bis 1547) wurden zirka fünfzigtausend hörige Bauern von der väterlichen Scholle vertrieben und in freie Proletarier verwandelt. Sie zogen teils in die Städte, um sich in den Gewerben als Arbeiter zu verdingen, teils fanden sie hier und auch sonst kein Unterkommen und wurden so zu Bettlern und Dieben, die auf längere Zeit das Land weithin unsicher machten.

Aus dem letzten Jahrhundert sei nur an das Jahr 1830 erinnert, in dem es in Paris Arbeitslose waren, die den Straßenkampf begannen. Das Jahr 1848, nach einer Weltkrisis und einer allerwärts mißratenen Ernte, weist dieselbe Erscheinung auf; der Pariser Juniaufstand war ausschließlich eine Rebellion der Arbeitslosen. Die Pariser Kommune von 1871 stand im engsten Zusammenhang mit der Beschäftigungslosigkeit der Kleinbürger und Arbeiter.

Eine interessante Kundgebung fand jenseits des Ozeans statt. Angesichts der furchtbaren Arbeitslosennot in den Vereinigten Staaten im Jahre 1893 zogen große Scharen von Arbeitslosen unter Führung von Coxey, die „Commonweal Army of Christ", wie sie sich nannte, aus dem Westen nach Washington, um dort auf dem Kapitolplatz als eine „lebendige Petition" für Arbeit durch den Staat zu demonstrieren.[1])

Und auch da, wo die Arbeitslosen aus Loyalität oder aus Furcht es zu schweren Ausschreitungen nicht haben kommen lassen, haben sie oft eine für den sozialen Frieden beängstigende und betrübende Erscheinung geboten: Tausende von Arbeitsfähigen und Arbeitswilligen, die aber trotz aller Anstrengungen keine Arbeit zu finden vermochten und düsteren Blicks, in dem sich die Sorge um die Zukunft ihrer Familie und ihrer selbst ausdrückte, um die Fabriktore und vor ihren Wohnungen lagernd! Was ist mehr geeignet, gegen die bestehende Ordnung mit Erbitterung zu erfüllen?

An Projekten zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und zur Linderung ihrer Folgen fehlt es nun nicht, namentlich in Deutschland ist ihre Zahl groß, leider nicht im Verhältnis zu dem bisher praktisch Erreichten!

Die Mehrzahl der Projekte und der bereits bestehenden Einrichtungen, namentlich für Versicherung der Arbeitslosen, umfaßt unterschiedslos die Arbeitslosigkeit einzelner Personen und beschränkter Personenkreise — die übrigens bis zu einem gewissen Prozentsatz eine normale, in jeder Volkswirtschaft vorkommende Erscheinung bildet —, ferner die regelmäßige Saisonarbeitslosigkeit bestimmter Berufe (z. B. der Bauarbeiter), anderseits aber auch die Massenarbeitslosigkeit, die das öffentliche Interesse in Anspruch nimmt und das Eingreifen mit öffentlichen Mitteln und Kräften zu rechtfertigen vermag (Denkschrift des Statistischen Amts S. 4).

Wir wollen uns hier auf die letztere, die Massenarbeitslosigkeit infolge wirtschaftlicher Krisen, beschränken. Dabei läßt es sich zunächst nicht vermeiden, das ganze Gebiet ohne Unterschied zu behandeln.

---

[1]) Siehe Näheres über das Geschichtliche Adler, Handwörterbuch der Staatswissenschaften, zweite Auflage, Bd. I, S. 920.

Man pflegt die Maßregeln gegen die Arbeitslosigkeit zu scheiden nach solchen zu ihrer Bekämpfung und Beseitigung — Arbeitsnachweis und Notstandsarbeiten — und solchen zur Linderung ihrer übeln Folgen — Arbeitslosenversicherung und Arbeitslosenunterstützung.[1])

Man bekämpft die Arbeitslosigkeit, indem man entweder die vorhandene Arbeitsgelegenheit vermittelt — Arbeitsnachweis — oder, wo solche nicht vorhanden, Arbeit schafft — Notstandsarbeiten. Daß es aus volkswirtschaftlichen und ethischen Gründen vorgezogen wird, arbeitsfähigen, aber arbeitslosen Personen nützliche Arbeit und Verdienst zu geben, anstatt sie mit einer verhältnismäßig geringfügigen Versicherungsentschädigung abzufinden und dann dem Müßiggang zu überlassen, liegt auf der Hand.

Der englische Philosoph Locke sagte schon 1698 in einer Denkschrift, die er seiner Regierung überreichte: „Die wahre und richtige Armenunterstützung ist die Beschäftigung der Arbeitslosen, die bewirkt, daß diese nicht wie die Drohnen von der Arbeit andrer leben. Jeder Mensch muß essen, trinken, Kleider und Beheizung haben. Das wird aus den Vorräten des Königreichs entnommen, gleichviel, ob die Armen arbeiten oder nicht. Nehmen wir an, es gäbe in England hunderttausend Arme, die von Gemeindeunterstützung leben, d. h. durch die Arbeit andrer ernährt werden. Wenn jeder von diesen durch irgendwelche Arbeit auch nur einen Penny täglich verdienen würde, so müßte dieses für England einen Gewinn von 130000 Pfund Sterling jährlich bedeuten und in acht Jahren England um mehr als eine Million Pfund Sterling reicher machen."

Der Arbeitsnachweis ist es vor allem, dessen Vervollkommnung und zweckmäßigere Organisation von allen Theoretikern und Praktikern der Arbeitslosenfürsorge als erstrebenswerteste Maßregel gegen die Arbeitslosigkeit betont wird. Auch die Denkschrift des Statistischen Amts klingt in dieselbe Forderung aus, und schon in ihrer Einleitung heißt es: „Solange Arbeitsangebot und Arbeitsnachfrage nicht organisiert sind, hängt es im wesentlichen vom Zufall ab, ob der Arbeitsuchende auch die Stelle findet, wo ein Bedarf vorhanden ist, und ob derjenige, der Arbeitskräfte sucht, die geeigneten findet. Erst die Zentralisation des Angebots und der Nachfrage an bestimmten Stellen schafft ständige Beziehungen zwischen Nachfrage und Angebot und steigert dadurch die Wahrscheinlichkeit, Arbeit zu erhalten, für den Arbeitsuchenden in hohem Maße. Bei einem ideal funktionierenden Arbeitsnachweis würde Arbeitslosigkeit nur noch insoweit vorhanden sein (wenn man von Arbeitsunwilligen und Arbeitsunfähigen absieht)[2]), als wirklich Arbeitsgelegenheit im Lande nicht vorhanden ist. Bei mangelhafter Organisation des Arbeitsnachweises beruht dagegen ein großer

---

[1]) Eine dritte Klasse der „vorbeugenden" Maßnahmen, die in der Denkschrift des Statistischen Amts noch besprochen ist, lassen wir unerörtert, da es sich dabei nicht um Mittel ad hoc handelt (Produktionsregelung und Organisation der Industrie durch Kartelle, Hebung der Volksschulbildung und der Fachbildung der Arbeiter u. a.).

[2]) Und von der Ueberwindung der Schwierigkeiten bei großen räumlichen Entfernungen. D. V.

Teil der Arbeitslosigkeit darauf, daß die vorhandene Arbeitsgelegenheit dem Arbeitsuchenden nicht bekannt wird und umgekehrt der Arbeitgeber für vorhandene Arbeitsgelegenheit die passenden Arbeitskräfte nicht findet, obgleich sie vorhanden sind."

Die Tätigkeit des Arbeitsnachweises bildet das notwendige Korrelat der Arbeitslosenversicherung. Wird Arbeit beschafft, so tritt der Versicherungsfall gar nicht erst ein, die schon begonnene Versicherung hört wieder auf, sobald wieder Arbeit beschafft ist.

Die Vereine und Anstalten, die sich in den Dienst der Arbeitslosenversicherung gestellt haben (S. 106 ff.), haben somit ein dringendes Interesse, daß der Arbeitsnachweis gut funktioniert, um ihre Entschädigungszahlungen möglichst zu verringern, und so lag für sie der Gedanke nahe, sich selbst auch zugleich dem Ausbau des Arbeitsnachweises zu widmen. Vor allem verwerten die Berufsverbände der Arbeiter (Gewerkschaften), die im Falle der Arbeitslosigkeit ihre Mitglieder unterstützen, ihre Berufsorganisation auch für die Arbeitsvermittlung. Jedenfalls wurde auf diesen Wegen mehr erreicht, als vorher durch das Zeitungsinserieren mit seinen einseitigen und mehr zufälligen Erfolgen und durch das private Stellenvermittlungswesen geschehen war. Das letztere mit den nicht seltenen Uebelständen zu hoher Gebühren, der Vorspiegelung unrichtiger Tatsachen, der Ausbeutung durch das oft damit verbundene Gastwirtsgewerbe hat schon zweimal die Gesetzgebung zu einschränkenden Bestimmungen veranlaßt (Novellen zur Gewerbeordnung von 1883 und 1900).

Wie die Arbeiter in ihren Gewerkschaften, so haben auch zahlreiche Arbeitgeber in ihrem Interesse Arbeitsnachweise auszugestalten versucht. Ein erfreulicher Schritt weiter war im Gegensatz zu diesen mehr im Dienst der einseitigen Interessen wirkenden beiden Gruppen von Veranstaltungen die Gründung von paritätischen Arbeitsnachweisen, die von Arbeitgebern und Arbeitern gemeinsam verwaltet werden. Da diese Veranstaltungen der nächstbeteiligten beiden Gruppen aber immerhin nur Ausnahmen geblieben sind, so sind ferner auch Stadtgemeinden dazu übergegangen, städtische Arbeitsnachweise zu gründen. Die ersten waren Basel und Bern, ihrem Beispiel folgten bald deutsche Städte, in wenigen Jahren eine stattliche Anzahl, zum Teil unter Heranziehung von Vertrauensmännern der Arbeitgeber und Arbeiter zu paritätischer Verwaltung.

Nach einer Uebersicht des preußischen Handelsministeriums bestanden in Preußen am 1. Januar 1903 263 kommunale oder mit kommunaler Unterstützung betriebene Arbeitsnachweisstellen, die im Jahre 1902 221263 Stellen vermittelt hatten. In Bayern gab es anfangs 1903 in 54 Gemeinden, in Württemberg 15, in Baden 12, im Reichslande 15 öffentliche Arbeitsnachweise.

Trotz solcher unleugbar bedeutender Fortschritte ist doch eine Organisation der Vermittlungstätigkeit in befriedigendem Umfang und einheitlicher Zusammenfassung noch lange nicht erreicht.[1]) Von den hervorragenden Sachverständigen

[1]) S. Herkner, Die Arbeiterfrage, vierte Auflage, S. 452 ff.

auf diesem Gebiet wird verlangt: die Einrichtung von Zentralstellen für Arbeitsnachweis in allen größeren Gemeinden und Industriezentren, die Verbindung dieser Nachweise mit der Vermittlungstätigkeit der verschiedenen Privatvereine bis zu deren förmlicher Angliederung, sodann die Ausdehnung der Nachweistätigkeit über die örtlichen Arbeitsmärkte hinaus, die Bildung von bezirksweisen Vereinigungen und endlich der Zusammenschluß aller dieser Nachweise zu einem das ganze Land überziehenden Netz, sogar mit Auslandsbeziehungen sowie periodischen Veröffentlichungen, die über die jeweiligen Bewegungen des Arbeitsmarkts nicht nur eine fortlaufende Uebersicht gewähren, sondern auch eine gewisse Regelung desselben erzielen können. Man gibt sich der bestimmten Erwartung hin, daß derartige umfassende Anstalten bei ihrer genauen Kenntnis und gewiegtesten Beurteilung der Bedürfnisse des Arbeitsmarktes zu einer umfassenden und segensreichen Wirksamkeit auf diesem ganzen Gebiet berufen sind.

Die zweite Maßnahme zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, die Notstandsarbeiten, d. h. die von öffentlichen Behörden mit dem ausgesprochenen Zweck der Beschäftigung Arbeitsloser in Zeiten von Arbeitslosigkeit veranstalteten außergewöhnlichen Arbeiten, meist Wege- und Straßenarbeiten, Holzzerkleinerung, Straßenreinigung, Steinschlag, findet keine ungeteilte Befürwortung.

Während die einen sie nach den gemachten Erfahrungen als zu teuer, unwirtschaftlich und nur in begrenztem Maße möglich, nur als Notbehelf und nur unter außergewöhnlichen Verhältnissen gerechtfertigt zulassen wollen, treten die andern warm für ihre allgemeine Anwendung ein. Will man auch ein „Recht auf Arbeit“ den Arbeitslosen nicht zuerkennen, sondern höchstens subsidiär, d. h. falls die Selbsthilfe versagt hat, also die eignen Bemühungen um Arbeit oder um Unterstützung ergebnislos gewesen sind, so bleibt doch für die ergänzende Tätigkeit von Staat und Gemeinden auf dem Gebiet der Notstandsarbeiten an wichtigen Aufgaben noch genug übrig. [1])

---

[1]) Bismarck hat bekanntlich bei der Beratung des Sozialistengesetzes im Mai 1884 „ein Recht auf Arbeit“ anerkannt und die Auffassung vertreten, daß es in unsern sittlichen Verhältnissen begründet sei, daß der Mann, der vor seine Mitbürger hintritt und sagt: „Ich bin gesund, arbeitslustig, finde aber keine Arbeit!“ — berechtigt ist zu sagen: „Gebt mir Arbeit!“ und daß der Staat verpflichtet ist, ihm zu geben, was er verlangt. Die Bestimmungen des Preußischen Landrechts im zweiten Teile (19 Titel) unter der Ueberschrift „Von Armenanstalten und andern milden Stiftungen“, auf die bei diesen Verhandlungen hingewiesen worden ist, die aber verschieden ausgelegt werden, lauten: § 1. Dem Staat kommt es zu, für Ernährung und Verpflegung derjenigen Bürger zu sorgen, die sich ihren Unterhalt nicht selbst verschaffen und denselben auch von andern Privatpersonen, welche nach besonderen Gesetzen dazu verpflichtet sind, nicht erhalten können. § 2. Denjenigen, welchen es nur an Mitteln und Gelegenheit, ihren und der Ihrigen Unterhalt selbst zu verdienen, ermangelt, sollen Arbeiten, die ihren Kräften und Fähigkeiten gemäß sind, angewiesen werden. § 3. Diejenigen, die nur aus Trägheit, Liebe zum Müßiggang oder andern unordentlichen Neigungen die Mittel, sich ihren Unterhalt selbst zu verdienen, nicht anwenden wollen, sollen durch Zwang und Strafen zu nützlichen Arbeiten unter gehöriger Aufsicht angehalten werden. (Vgl. Wolf, „Die Arbeitslosigkeit und ihre Bekämpfung“, 1896, S. 5 und 30.)

Die Selbsthilfe versagt oft genug. Ist diese Voraussetzung gegeben und besteht eine Massenarbeitslosigkeit, die dem Staat oder der Gemeinde die Veranstaltung von Notstandsarbeiten nahelegt, so kommen dafür in erster Reihe die erwähnten einfachen Arbeiten in Betracht, die ihrer Natur nach passen für die große Masse der ungelernten, mehr auf die rohe Kraft ihrer Gliedmaßen angewiesenen Arbeiter. Aber es sind nicht bloß diese, sondern der Arbeitsmöglichkeiten gibt es, für die Ungeübten nach einer kurzen Einübungsfrist, auch größere und wichtigere. „Ein Land," sagt Gamp mit Bezug auf Preußen (1880), „das Flüsse aufzuweisen hat, die der Schiffahrt noch nicht nutzbar gemacht sind, das Hunderte von Quadratmeilen unfruchtbaren Bodens besitzt, die lediglich durch Aufforstung ertragsfähig gemacht werden können, das Moore und Sümpfe hat, die der Trockenlegung bedürfen, dessen fruchtbarste Gegenden fast alljährlich durch Ueberschwemmungen heimgesucht werden, dessen Kanalnetze weit hinter dem andrer Kulturvölker zurückgeblieben, dessen Eisenbahnnetz in vielen Provinzen ein so weitmaschiges ist, daß selbst die große Mehrzahl der Städte der Vorteile einer Schienenverbindung noch nicht teilhaftig geworden sind, kann sicherlich nicht um Arbeiten verlegen sein." Und von Massow, der zu einem Urteil besonders berufene Vorsitzende des Vereins deutscher Arbeiterkolonien: „Wir haben in Deutschland eine so große Zahl unkultivierter Flächen, Sümpfe, Heideland, Moore u. s. w., daß wir noch auf fünfzig bis sechzig Jahre alle Arbeitslosen beschäftigen können."

Es war zu beklagen, daß die ersten in größerem Maßstabe unternommenen Notstandsarbeiten mißglückt sind: die von der französischen Nationalversammlung 1789/90 mit einem Kredit von 15 Millionen ins Leben gerufenen und sodann nochmals die 1848 in Frankreich unternommenen derartigen Arbeiten. Beide Male verstand man es teils nicht, den Arbeitern die richtige Arbeit zu geben, teils nicht, ihnen überhaupt Arbeit zu geben, die Millionen wurden verschlungen und die Werkstätten geschlossen. Aber durch Fürst Bismarck, wie Wolf hervorhebt, ist die Sache wieder zu Ehren gekommen, „und klar ist auch, daß man sich durch eine lächerlich verfehlte Anwendung nicht für alle Zeiten schrecken lassen darf".

Jedenfalls hat man bei andern Notstandsarbeiten weit bessere Erfahrungen gemacht. Der größte Notstand, den England im verflossenen Jahrhundert gesehen hat, war der der Jahre 1861 bis 1865 in den Spinnereidistrikten der Insel infolge des nordamerikanischen Bürgerkriegs und des Fehlens des Rohstoffs für die Baumwollenindustrie. Die Verwendung, welche die Arbeitslosen damals durch die Gemeinden fanden, ist, wie uns berichtet wird, noch nach dreißig Jahren in der Sauberkeit und dem wenig gesundheitswidrigen Zustande der meisten Städte und Dörfer von Lancashire erkennbar gewesen. Die Arbeiten, die anläßlich des Notstandes in Ostpreußen im Jahre 1867 auf staatliche Veranlassung an Landstraßen und Eisenbahnen vorgenommen wurden und die von Kreisen und Gemeinden, ja von Privatpersonen, auf Veranlassung und mit Unterstützung des Staates in produktiven Anlagen ausgeführt worden sind, haben ein ähnliches Andenken hinterlassen. (Wolf a. a. O. S. 26.)

Die Zentren der Arbeitslosigkeit sind die großen Städte; für sie, neben dem Staat, kommt daher die Frage, ob und wie Notstandsarbeiten einzurichten sind, in erster Reihe in Betracht. Das Kaiserliche Statistische Amt hat auch hier das große Verdienst, einen Ueberblick über das in Deutschland in einer Reihe von 57 größeren Städten Geschehene gegeben zu haben.[1] Aus diesen Mitteilungen ergibt sich, daß es an einer einheitlichen Regelung der Notstandsarbeiten in diesen Städten fehlt, daß im Gegenteil sowohl in der grundsätzlichen Auffassung über die Voraussetzungen für ein Eingreifen mit Notstandsarbeiten wie in jeder Einzelfrage der Organisation und Durchführung der Arbeiten seitens der einzelnen Stadtverwaltungen die verschiedenartigsten Standpunkte eingenommen werden. Aber gerade diese Vielgestaltigkeit dient auch wieder zur nützlichen Vergleichung und zur Klärung der wichtigsten Fragen, und diejenigen — allerdings nur wenigen — Städte, die allgemeine, grundsätzliche Bestimmungen, Dienstanweisungen oder Arbeitsordnungen erlassen haben, haben manche vorbildlich anregende Einrichtung und Bestimmung getroffen.

Nur einiges, was für die Behandlung der Massenarbeitslosigkeit von Bedeutung ist, sei daraus angeführt:

Mannheim: Nicht für jede Art von Arbeitslosigkeit sind Notstandsarbeiten zu veranstalten, und zwar grundsätzlich nicht in Fällen von vereinzelter Arbeitslosigkeit, ebenso nicht in Fällen einer durch Arbeitseinstellung oder Aussperrung entstandenen Arbeitslosigkeit, endlich nicht, wo es sich um die regelmäßig wiederkehrende Erscheinung der auf gewisse Gewerbe beschränkten und durch deren Saisoncharakter bedingten Arbeitslosigkeit handelt, solange sich dieselbe innerhalb normaler Grenzen bewegt, kurz, die Arbeitslosigkeit muß

1. nach der Zahl der beschäftigungslosen Personen wie nach ihrer Dauer von außergewöhnlichem Umfang und

2. auch ihrem Charakter nach außergewöhnlicher Natur sein.

Frankfurt a. M.: Wenn es sich nur darum handelt, daß einzelne mit ihrem Willen oder gegen denselben ihre Arbeitsstelle verloren haben, wird es Sache der Betreffenden sein müssen, sich anderweit Arbeit zu suchen oder aber — in Fällen besonderer Not — die öffentliche Armenpflege anzurufen. Insoweit ferner Arbeitslosigkeit infolge von Arbeitseinstellungen oder Aussperrungen in Betracht kommt, wird eine Parteinahme der Gemeinde durch Arbeitsgewährung oder andre Unterstützung regelmäßig von selbst ausgeschlossen sein. Ebensowenig wird die Gemeinde ohne weiteres deshalb eintreten können, weil die Ueberbesetzung einzelner Gewerbe die Erlangung von Arbeitsgelegenheit zeitweilig erschwert oder weil ein nur in einzelnen Teilen des Jahres betriebenes Gewerbe keinen für das ganze Jahr ausreichenden Verdienst verschafft. Vielmehr wird auch in diesen Fällen prinzipiell daran festzuhalten sein, daß — wie im kaufmännischen Berufe, bei Bureaubeamten und andern Berufen — so auch im

---

[1] Beiträge zur Arbeiterstatistik Nr. 2, Die Regelung der Notstandsarbeiten in deutschen Städten 1905.

gewerblichen Leben die Erlangung von Arbeit die Aufgabe der Arbeiter selbst ist, wenn auch die Gemeinde durch Einrichtung von Arbeitsnachweisstellen in gewissem Umfang vielleicht beihelfend einzugreifen vermag. Wohl aber wird, wenn die Arbeitslosigkeit in größerem Umfang und mit längerer Dauer eintritt, eine solche Gestaltung der tatsächlichen Verhältnisse eintreten können, daß angesichts der schweren Bedenken, die aus sittlichen und sozialen Gesichtspunkten der öffentlichen Armenunterstützung arbeits- und erwerbsfähiger Personen entgegenstehen, es ratsam, ja allein richtig erscheint, durch Beschaffung sogenannter Notstandsarbeiten von Stadt wegen die Existenz der betroffenen Arbeiterfamilien aufrechtzuerhalten. —

Einige Städte haben ferner die nützliche Einrichtung der Schaffung von Notstandsarbeiten im weiteren Sinne durch Schaffung von Arbeitsgelegenheit getroffen. Die mit städtischen Aufträgen aller Art betrauten Unternehmer werden nämlich verpflichtet, nur in der betreffenden Stadt wohnhafte Arbeiter bei ihren Unternehmerarbeiten unterzubringen und diese Arbeiten, soweit angängig, im Winter zur Ausführung zu bringen. Diese Art der Arbeiterfürsorge hat vor der Beschäftigung bei eigentlichen Notstandsarbeiten die wesentlichen Vorzüge voraus, daß zunächst die Stadt selbst der Sorge um möglicherweise zum Teil unproduktive Ausgaben, wie sie bei der Veranstaltung eigentlicher Notstandsarbeiten nicht selten sich ergeben haben, enthoben ist, sodann aber erfahren die Arbeitslosen in ihrem Verdienst keine wesentliche Schmälerung, wie oft bei den eigentlichen Notstandsarbeiten, und obendrein haben sie nicht die Schwierigkeit einer den gelernten Arbeitern vielleicht völlig ungewohnten Tätigkeit (z. B. Erdarbeiten für Feinmechaniker oder Möbeltischler!) zu überwinden, womit zugleich nicht selten eine Schädigung oder Beeinträchtigung der für ihren erlernten Beruf besonders erforderlichen manuellen Geschicklichkeiten droht. So ist in Frankfurt a. M. bei derartigen freien Arbeiten im Winter 1902/03 den verschiedensten Berufen — Schreinern, Schlossern, Anstreichern, Zimmerern, Metall-, Elektrizitätsarbeitern u. a. — Arbeitsgelegenheit zu dem gewohnten Verdienst geboten werden. Die eigentlichen Notstandsarbeiten bestanden dort in dem nämlichen Winter in Erdarbeiten, Steinschlägerarbeiten und in Schneebeseitigung. Die Stadt hatte dabei einen Mehrkostenaufwand von 10115,41 Mark, der Mindestlohn der Arbeiter war 25 Pfennig pro Stunde für Ernährer von Familien, 20 Pfennig für Alleinstehende, die Maximalsätze waren besonders vorbehalten.[1])

Mehrere Städte haben sodann besondere Zulassungsbedingungen für die Notstandsarbeiten aufgestellt. Dabei war insbesondere der Gesichtspunkt maßgebend, daß Auswärtige vom Zuzug in die Städte mit solchen Arbeiten, welche diese Städte mit besonderen Kosten für ihre Ortsangehörigen veranstalten,

[1]) Die Schrift des Statistischen Amts enthält eingehende Uebersichten über die den einzelnen Städten erwachsenen Kosten der Notstandsarbeiten und deren Mehrkosten (gegen die normale Ausführung) sowie über die dabei gezahlten Arbeitslöhne.

abgehalten werden. Es wird also vor allem verlangt, daß die Arbeitslosen Ortsangehörige der betreffenden Gemeinde sind oder daß sie in ihr den Unterstützungswohnsitz haben.

Soviel über die Maßnahmen zur Beschaffung von Arbeit.

Wo diese Beschaffung nicht gelingt, da gilt es, gegen die Folgen der Arbeitslosigkeit sicherzustellen oder sie zu lindern. Hierfür kommen in Betracht: die Arbeitslosenversicherung und die Arbeitslosenunterstützung — beide öfters in einer Einrichtung miteinander verbunden.

Die bestehenden Einrichtungen dieser Art lassen sich in vier Gruppen gliedern:

a) obligatorische Versicherung,

b) fakultative Versicherung,

c) Selbsthilfe (der Gewerkschaften),

d) Subvention der Selbsthilfe (Genter System) unter Verzicht auf selbständige Versicherungseinrichtungen.

Ueberblickt man die bestehenden Einrichtungen, die bereits gescheiterten Versuche und die noch der Ausführung harrenden Projekte, so gelangt man zu dem Ergebnis: gering ist die Ausbeute an positiven Einrichtungen, zahlreich sind die Projekte und groß die bestehenden Schwierigkeiten auf diesem Gebiet! Es mögen wohl gerade die großen Schwierigkeiten die geringe positive Ausbeute und die zahlreichen Projekte verursacht haben.

Zu „obligatorische Versicherung“ (a), d. h. Versicherung lediglich kraft Gesetzes, ohne daß es auf die Zustimmung der Beteiligten ankommt, sei bemerkt, daß der einzige bisher ausgeführte Versuch einer obligatorischen Gemeindeversicherung in St. Gallen nach kurzem Bestehen verunglückt ist. Die Projekte in Basel und Zürich sind noch nicht zur Ausführung gekommen. In Deutschland ist ein solcher Versuch überhaupt noch nicht gemacht worden. Ein Sonnemannscher Entwurf, von der Süddeutschen Volkspartei vertreten, ist Projekt geblieben. Der St. Gallener Versuch ist mißglückt teils infolge mangelhafter Organisation der Anstalt und ungerechter Belastung von Arbeiterklassen, die nahezu frei von Risiko waren und die deshalb über ihre hohen Beiträge ungehalten wurden, teils auch infolge der inneren Schwäche und der großen Schwierigkeiten des Obligatoriums überhaupt.

Es sei gestattet, die bedeutsamsten dieser Schwierigkeiten hier gleich zu beleuchten.

Man ist in Deutschland bis vor kurzem häufig dem Wunsch begegnet, eine obligatorische allgemeine Arbeitslosenversicherung des Reichs, nachdem die Witwen- und Waisenversicherung unter Dach gebracht sein werde, als letztes Glied der Kette, als die logische Ergänzung der bereits bestehenden sozialen Versicherungswerke diesen angegliedert zu sehen. Neuerdings begegnet man Verfechtern dieses Wunsches seltener — man kann ihnen nur nahelegen, daß sie die nachstehenden Bedenken immer wieder beherzigen.

„Es sind drei cruces," sagt Leo,[1] „mit denen sich jede obligatorische Lösung der Arbeitslosenversicherung abzuplagen hat," und bezeichnet als solche die Frage der Kontrolle, die Schuldfrage und die Frage der Annahmepflicht von Arbeit. „Die Kontrolle ist sehr schwierig. Die Gefahr des Mißbrauchs ist hier besonders groß, die Geschichte der Arbeitslosenversicherung ist die Geschichte der Ausbildung von Kontrollen und Kautelen gegen Simulation und Mißbrauch. Alle hier erforderlich werdenden Entscheidungen sollen unparteiisch und rasch gefällt werden, und da Arbeitslosigkeit nicht Einzelerscheinung ist, so summiert sich die Zahl der zu fällenden Entscheidungen. Daher die Schwierigkeit, geeignete Instanzenzüge zu schaffen, die Schwierigkeit jeder zentralistisch und bureaukratisch gestalteten Organisation. Die Arbeitslosenkontrolle ist noch viel schwieriger zu führen als die Krankenkontrolle, und dazu hat der Arbeitslose noch die Pflicht, nicht zu Hause zu sein, sondern sich nach Arbeit umzusehen. In großen Städten muß da jede Kontrolle beamteter Kontrolleure bureaukratischer Organisationen versagen. Auch der Arbeitsnachweis (der vielfach als Kontrollstelle vorgeschlagen ist) ist kaum in der Lage, die Kontrolle zu führen. Selbst wenn es möglich wäre, täglich 35000 bis 70000 Personen — soviel arbeitslose Personen wurden 1902 in Berlin nach den verschiedenen Schätzungen der Beteiligten geschätzt — beim Arbeitsnachweisbureau zu kontrollieren auf Identität, Art der Arbeitslosigkeit u. s. w., so ist zu bemerken, daß die Kontrolle am Arbeitsnachweis allein in keinem Falle genügend sein kann. Es besteht keinerlei Sicherheit, daß jemand arbeitslos und unterstützungsberechtigt ist, weil er sich um zehn oder elf Uhr beim Arbeitsnachweis meldet. Er kann trotzdem beschäftigt sein, eine Halbtagsstelle haben. Viele Berufe werden am Abend oder in der Nacht ausgeübt (Laternenanzünder, Nachtwächter, Zirkusdiener u. s. w.), viele Berufe sind an feste Zeit nicht gebunden (Masseure, Ausläufer), viele Berufe werden zu Hause ausgeübt, so daß der Betreffende jederzeit abkömmlich ist (Plätterin, Schneiderin, Wäscherin). Die Praxis spricht dagegen, daß diese Kontrolle genügt, zumal wenn man die Versicherung auf die Frauen und die Heimarbeit ausdehnt. Es ist auch nach der Erfahrung der Verdacht nicht mit Entrüstung abzuweisen, als ob Personen, die Beschäftigung haben und verdienen, sich nicht fälschlich meldeten! Die Erfahrung lehrt für zahlreiche Elemente das Gegenteil; es ist dies gerade die Gefahr, mit der alle Versicherungskassen dieser Art zu kämpfen haben."

Wie soll also hier geholfen werden?

Wesentlich anders steht es um diese Frage bei den Arbeiterorganisationen der Selbsthilfe — ob jemand wirklich arbeitslos ist, das wissen am besten seine Berufsgenossen und deshalb ist die Kontrolle bei diesen Einrichtungen am leichtesten zu organisieren (siehe sub c).

---

[1]) Der Referent bei Bearbeitung der Denkschrift des Statistischen Amts in „Die Hauptprobleme der Arbeiterversicherung", Blätter für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaft 1907, S. 507.

Die zweite Schwierigkeit besteht in der Schuldfrage, d. h. in der Feststellung im einzelnen Falle, ob wirklich nur diejenige Art von Arbeitslosigkeit vorliegt, die unterstützt werden soll, nämlich eine nicht freiwillige und nicht verschuldete. Wann ist sie aber freiwillig und verschuldet? Man nimmt dies unter anderm in der Regel an, wenn der Arbeiter gekündigt hat. Dagegen kann aber mit Recht eingewendet werden, daß jeder Arbeiter sein Verhalten so einrichten kann, daß ihm vom Arbeitgeber gekündigt wird. Ist dann seine Arbeitslosigkeit unverschuldet? Wenn umgekehrt in Fällen eines Streiks in der Regel den Arbeitern die Veranlassung der eingetretenen Arbeitslosigkeit zugemessen wird (z. B. in dem Baseler Gesetzentwurf), so wird dagegen wieder mit Recht eingewendet, daß es oft in der Macht des Arbeitgebers liegt, die Arbeiter zum Streiken zu bringen. Und wie ist es bei Aussperrungen zu halten? Hier wird in der Regel kein Verschulden der Arbeiter angenommen — und doch sind auch hier die Arbeiter ihrerseits, wenn sie wollen, meist in der Lage, die Betriebseinstellung herbeizuführen, indem sie durch partielle Streiks innerhalb des Betriebes die Stillegung des Betriebes notwendig machen.

Es muß eben in jedem Einzelfalle die Schuldfrage untersucht werden, wenn man nicht den bequemen Standpunkt gelten lassen will, daß die Arbeitslosigkeit immer unverschuldet ist, soweit nicht bestimmte Tatsachen ohne weiteres das Gegenteil erkennen lassen. Dies geht aber vielen doch begreiflicherweise zu weit. Also bleibt nur die Bewältigung einer ungeheuern Menge — man denke an die eben mitgeteilten Zahlen von Berlin aus 1902 — von eingehenden, oft schwierigen Untersuchungen, von Entscheidungen und instanziellen Verhandlungen übrig.

Die dritte Schwierigkeit besteht in der Regelung der Annahmepflicht der Arbeit. Verwirkt der Arbeitslose unter allen Umständen seinen Entschädigungsanspruch, wenn er die ihm angebotene Arbeit ablehnt, auch wenn zugegeben werden muß, daß diese für ihn schädigend oder herabsetzend ist? Verliert z. B. der Monteur oder der Stukkateur den Anspruch, wenn er die ihm angebotene Arbeit des Steinklopfens oder des Straßenreinigens ablehnt? Zu welcher Art von Arbeit darf der Arbeitslose von der Versicherungsanstalt genötigt werden unter dem Präjudiz des Verlustes seiner Ansprüche bei Ablehnung? Professor G. Adler hat dafür folgende Sätze aufgestellt:

1. Gelernte Arbeiter dürfen nur so weit zur Annahme außerberuflicher Arbeit veranlaßt werden, als ihnen dabei die Fachkenntnisse und Fertigkeiten nicht verloren gehen;

2. halbgelernte oder geübte Spezialisten können zu andern Spezialarbeiten in dem nämlichen Berufe genötigt werden;

3. ungelernte Arbeiter dürfen zu allen Arbeiten herangezogen werden, welche ihre körperlichen und geistigen Kräfte nicht so anstrengen, daß sie an Erwerbsfähigkeit einbüßen.

Von andrer Seite wird der Grundsatz so formuliert, daß dem Arbeitslosen der Verzicht auf die Verwertung seiner beruflichen Qualifikation nur insoweit aufgezwungen werden darf, als er dadurch nicht an Geschicklichkeit, Fachgewandt-

heit und Arbeitskraft Schaden nimmt. So einfach dies lautet, so liegt doch auf der Hand, daß im praktischen Leben zahllose Fälle recht schwer zu entscheiden sein werden.

„Der Schwierigkeiten sind danach so viele, daß gerade vom psychologischen Standpunkt aus die Durchführbarkeit der Arbeitslosenversicherung, insbesondere in obligatorischer Form, am allerzweifelhaftesten sein kann“ (Leo).

Der verdienstvolle Schöpfer des sogenannten Genter Systems (S. 110), Louis Varlez, sagt: „Von allen menschlichen Versicherungen ist keine schwieriger zu organisieren als die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit.“

Fakultative Arbeitslosenkassen (b), d. h. solche, deren Mitgliedschaft auf Freiwilligkeit beruht, sind im Deutschen Reich in den Städten Köln und Leipzig unter Beihilfe der städtischen Verwaltungen errichtet worden. Die kölnische Kasse, die hauptsächlich Bauarbeiter zu Mitgliedern zählt, hat auf ihrem beschränkten Gebiet — eine Mitgliederzahl von 1800 ist bei ihr nie erreicht worden — recht achtungswerte Erfolge aufzuweisen, hauptsächlich infolge ihrer engen Verbindung mit dem Arbeitsnachweis. Die Mitgliederzahl der Leipziger Kasse beträgt zirka 100.

Solche fakultativen Einrichtungen werden stets auf einen kleineren Kreis von Personen beschränkt bleiben, denn sie fordern von den Beteiligten ein höheres Maß von Reife, von Initiative und Selbstdisziplin, als es bei unorganisierten Arbeitern mit knappem Einkommen durchweg zu erwarten ist. Auf diesem Wege ist also nur die Sicherstellung kleiner Kreise der Arbeiterschaft möglich. Zudem haben die Einrichtungen mit freiwilligem Beitritt die Gefahr, daß sich ihnen vorwiegend die schlechtesten Risiken anschließen.

Selbsthilfe der Gewerkschaften (c).

Es kann nicht geleugnet werden, daß die Selbsthilfe der Arbeiter vermittelst ihrer Gewerkschaften verhältnismäßig bedeutende Leistungen aufweist. Im Jahre 1904 sind von den deutschen Gewerkschaften an Arbeitslose weit über 2 Millionen Mark gezahlt worden. In England, wo die Arbeitslosenunterstützung ihren Schwerpunkt gleichfalls bei der Gewerkschaft (trade union) hat, wurden von dieser noch ganz andre Summen dafür aufgewendet, z. B. im Jahre 1904 13 Millionen! Diese Leistungen der Gewerkschaften sind aber keineswegs nur unter dem charitativen Gesichtspunkt der Linderung der Not, sondern wesentlich auch als Macht- und Kampfmittel der Gewerkschaften zur Erhaltung des „standard of life“ der Arbeiter der Gewerkschaft zu betrachten.

„Durch die Arbeitslosenunterstützung ermöglicht die Gewerkschaft ihren Mitgliedern, Arbeit nur unter Lohnbedingungen anzunehmen, die den gewerkschaftlichen Grundsätzen entsprechen, und verhindert sie, ihre in Arbeit stehenden Kollegen zu unterbieten und dadurch auf den Lohn im Gewerbe zu drücken. Diese Unterstützung soll verhindern, daß der Standard, den die Organisation bei guter Konjunktur in Arbeitskämpfen erreicht hat, bei Verschlechterung der Konjunktur wieder herabgesetzt wird. Sie ist, vom gewerkschaftlichen Standpunkt

betrachtet, die logische und notwendige Ergänzung der Streikunterstützung" (Reichsarbeitsblatt 1907, S. 612, 805).

Es ist bereits erwähnt worden, daß für die Gewerkschaften die Schwierigkeit der Kontrolle der Arbeitslosen, die für die obligatorische Versicherung kaum überwindlich ist, weit geringer zu veranschlagen ist, weil diese Kontrolle durch die mitinteressierten Berufsgenossen viel wirksamer und leichter ausgeübt wird wie durch beamtete Kontrolleure. Auch mit den andern geschilderten Schwierigkeiten finden sich die Gewerkschaften leichter ab. Was die Annahmepflicht der Arbeit betrifft, so wird solche ausnahmslos von den Arbeiterverbänden gefordert, wohlgemerkt aber nur für die Annahme von Arbeit im Beruf, womit diese Frage ihres bedenklichen Charakters zum großen Teil entkleidet wird. Die Frage, wie es mit der selbstverschuldeten Arbeitslosigkeit zu halten sei, wird in den Statutbestimmungen der verschiedenen Gewerkschaften sehr verschieden behandelt, aber darin liegt auch hier eine wesentliche Vereinfachung, daß die Unfreiwilligkeit der Arbeitslosigkeit nur ganz vereinzelt von den Verbänden als Voraussetzung der Unterstützung gefordert wird.[1])

Die gewerkschaftlichen Leistungen stellen, alles in allem, die Hauptsache dessen dar, was in Deutschland an positiven Leistungen überhaupt besteht.

Eine Steigerung ihrer Bedeutung erfährt die Selbsthilfe der Arbeitervereine durch die Subvention (d) seitens der Gemeinden und des Staats nach dem sogenannten Genter System. Dieses für viele Orte vorbildlich gewordene Vorgehen der Stadt Gent in Belgien bezweckt die Gewährung von Gemeindezuschüssen an die dortigen Arbeiterberufsvereine, um damit die Unterstützungen dieser Vereine an die einzelnen Arbeitslosen um einen gewissen Prozentsatz zu erhöhen. Die Zulage der Stadt schmiegt sich also der gewerkschaftlichen Versicherungsleistung an, steigt und fällt mit ihr und wirkt so als Erziehung zur Selbsthilfe, indem nur nach dem Maß der eignen Leistung öffentliche Zuschüsse gewährt werden. Die Einrichtung hat sich in Gent bei einem anfänglichen Zuschuß von 10000 Franken (1901), der allmählich auf 20000 Franken erhöht wurde, bei 18000 organisierten Arbeitern und einer gemeindlichen Einzelzulage von durchschnittlich 50 Prozent zu der Vereinsleistung von 1 Frank pro Tag vorzüglich bewährt. Sie wurde bald von einer größeren Reihe von belgischen, dann auch französischen Städten nachgeahmt. Im Jahre 1905 bewilligten die gesetzgebenden Faktoren von Frankreich auf Millerands Anregung 100000 Franken zu demselben Zweck behufs Verteilung an die Vereine nach näherer Bestimmung des Handelsministers. In Norwegen und Dänemark folgten ähnliche Gesetze. In Deutschland ist eine Einrichtung dieser Art allein in Straßburg i. Els. zustande gekommen, wo der Gemeinderat

[1]) Die Beiträge der Arbeiter an die Gewerkschaften bewegen sich zwischen 10 Pfennig und 1,40 Mark pro Woche; die Unterstützung dauert 3 bis 13 Wochen, in der Regel wird ihre Dauer und Höhe nach der Länge der Mitgliedschaft abgestuft; in den meisten Fällen beziehen die Arbeitslosen zwischen 75 Pfennig und 1,50 Mark pro Tag.

1906 einen Zuschuß von 5000 Mark — zunächst versuchsweise für die Dauer eines Jahres — zur Verwendung nach dem Genter Vorbilde bewilligt hat. In München haben Verhandlungen zu dem gleichen Zweck stattgefunden, die aber ergebnislos geblieben sind.

Da das Genter System zunächst ein System der Unterstützung der organisierten Arbeiter war, die Stadt Gent aber keineswegs dadurch einen indirekten Zwang zur Beteiligung an dem Gewerkschaftsleben mit seiner ausgeprägten politischen Richtung auszuüben gewillt war, so führte sie als Ergänzung ihres Systems noch eine Beihilfe an die nichtorganisierten Arbeiter ein in Form eines ähnlichen Zuschusses zu den von diesen nachgewiesenen Sparkassenguthaben. Dieser Teil des Genter Systems hat sich aber nicht bewährt.

Zur allgemeinen Charakterisierung des Genter Systems sei nur erwähnt, daß es natürlich vielfach als bedenklich empfunden worden ist, die Gewerkschaften aus öffentlichen Mitteln zu unterstützen, wegen ihrer meist einseitigen politischen Richtung. Von noch größerer Wichtigkeit für dessen Beurteilung ist aber — zugleich für Beurteilung der Selbsthilfeeinrichtungen an sich —, daß im Deutschen Reich heute nur etwa 15 Prozent der gesamten Arbeiterschaft organisiert sind und etwa nur 10 Prozent die Arbeitslosenunterstützung der Gewerkschaften kommendenfalls zu beziehen berechtigt sind. Es handelt sich also hier um Fürsorgeeinrichtungen, die nur einem geringen Teil unsrer Arbeiter zugute kommen könnten.

Erwähnen wir noch der Vollständigkeit halber die Sicherungsmaßnahmen einiger größerer Industriellen zugunsten ihrer von Arbeitslosigkeit betroffenen Arbeiter und die Einrichtung des Konsumvereins „Produktion“ in Hamburg zur Sicherstellung seiner Mitglieder gegen deren Folgen, so ist die Aufzählung der in Deutschland bestehenden Einrichtungen erschöpft.

Dazu kommen nun noch zahlreiche Vorschläge zu Neuschöpfungen von Vertretern der Wissenschaft und der Praxis.

Es werden darin zu Versicherungsträgern vorgeschlagen: die reichsgesetzlichen Krankenkassen (Tischendörfer), die reichsgesetzlichen Invalidenversicherungsanstalten (Molkenbuhr), die Berufsgenossenschaften (Herkner, Zacher, Buschmann), die paritätischen Arbeitsnachweise (Freund, Imle), andre Organe (Sonnemann, Berndt).

Von besonderem Interesse ist das vielerörterte Schanzsche Projekt, an Stelle einer Versicherung gegen Arbeitslosigkeit einen allgemeinen Sparzwang eintreten zu lassen. Durch Vermittlung der Krankenkassen soll jeder Arbeiter zu wöchentlichen Einzahlungen in eine Sparkasse genötigt werden. Die Sparkasseneinlagen dürfen von den Inhabern, solange sie 100 Mark nicht übersteigen, nur im Falle der Arbeitslosigkeit angegriffen werden. Bei einem Guthaben unter 70 Mark sollen dann wöchentliche Abhebungen im Betrage von 5 Mark (bei einem Guthaben von 70 bis 100 Mark 7 Mark, bei mehr als 100 Mark

8 Mark) gestattet sein. Die wöchentliche Einzahlung soll 30 Pfennig betragen, wovon 10 Pfennig die Arbeitgeber zu tragen haben.[1])

Soviel, in kürzester Uebersicht, über die bestehenden Einrichtungen und die Projekte.

Wir kehren nun zu der eingangs aufgeworfenen Frage zurück, ob wir mit dem Bestehenden gegen eine Massenarbeitslosigkeit gewappnet sind.

Es kann kein Zweifel bestehen, daß die Frage verneint werden muß.

Unsre Arbeitsnachweiseinrichtungen genügen trotz aller erfreulichen Fortschritte noch lange nicht, und für eine planvolle Ausgestaltung der Notstandsarbeiten sind nur vereinzelte hoffnungsvolle Ansätze ins Leben gerufen. Was wir vollends von Versicherungseinrichtungen kennen gelernt haben, ist, abgesehen von den Leistungen der Gewerkschaften, für das gewaltige Gebiet recht gering.

Das Vorhandene genügt also nicht.

Welchen Weg aber sollen wir zum weiteren Ausbau unsrer Einrichtungen einschlagen?

Wenn unter so vielen Vorschlägen trefflicher Männer der Praxis und der Wissenschaft eine Wahl und für einen wichtigen Punkt gar ein neuer Vorschlag von uns gewagt werden soll, so kann dies nur mit sorgfältiger Begründung und mit einem ins einzelne ausgeführten Projekt geschehen, wofür diese Zeitschrift nicht der Rahmen ist. Es sei hier nur gestattet, einige Andeutungen zu machen.

Zunächst bedarf es wohl keiner näheren Begründung, daß wir gegen die Massenarbeitslosigkeit unter allen Umständen in erster Reihe die Beschaffung von Arbeit verlangen. Den Wert und den Segen der Arbeit für den einzelnen und die Tätigkeit von Tausenden von Arbeitsfähigen für die Volkswirtschaft wollen wir nicht aufgeben, um dafür Versicherungszahlungen an Zwangsmüßiggänger zu leisten, solange nicht die äußerste Not dazu zwingt.

„Die Arbeitslosenversicherung muß, um sich zu rechtfertigen, zunächst den Beweis erbringen, daß Ueberweisung von Arbeit an den Arbeitslosen nicht möglich ist. Dann hat sie ein Recht. Diesen Beweis hat sie aber bisher nur unzulänglich und niemals methodisch geleistet. Sie hat nur subsidiäre Bedeutung“ (s. Wolf, S. 19 und 20 a. a. O.).

Wir beanspruchen daher vor allem eine planvolle Ausgestaltung des Arbeitsnachweises in Berücksichtigung der erwähnten Forderungen der Wissenschaft und der Praxis.

Sodann ist die grundsätzliche Regelung der Notstandsarbeiten, vor allem in den größeren Städten und sonstigen Industriezentren, unerläßlich.

So trefflich hierzu die Anregungen in den Programmen einiger Stadtverwaltungen sind, die zu einem klar umgrenzten planmäßigen Vorgehen für die wichtigsten Punkte eine Grundlage bieten, so sind sie doch leider bisher nur

---

[1]) Näheres über die Projekte s. Denkschrift S. 585 bis 637.

Einzelerscheinungen. Bei andern Stadtverwaltungen, die von Fall zu Fall vorgegangen sind, können wir uns des Eindrucks nicht erwehren, daß sie, von den Ereignissen gedrängt, Entschließungen getroffen haben, die bei der planmäßigen Ausgestaltung vermutlich zum Teil nicht als zweckmäßig befunden werden.

Wir wünschen ein sorgfältigst überall die lokalen Sonderheiten abwägendes Vorgehen, aber ohne Zögern den Beginn der Vorbereitungen.

Wichtig wird dabei die Prüfung sein, ob man den Notstandsarbeiten die Rolle eines äußersten Notbehelfs zuweisen soll. Uns scheinen dabei die Mehrkosten dieser Arbeiten — gegenüber der Ausführung unter normalen Verhältnissen — bisher hier und da zu sehr berücksichtigt worden zu sein und gegen Notstandsarbeiten überhaupt eingenommen zu haben. Daß deren privatwirtschaftliche Ergiebigkeit öfters nicht, wenigstens nicht für die nächste Zeit, den dafür gemachten Aufwand erreicht, liegt in ihrem Wesen, das ein Opfer für andre Werte als nach privatwirtschaftlicher Rentabilität veranschlagbar, verlangt. Unsre größeren Städte kargen heutzutage meist sonst nicht für ideale Zwecke, und es darf gehofft werden, daß wenigstens dieser Grund in Zukunft nicht ausschlaggebend dafür sein wird, die Notstandsarbeiten als äußersten Notbehelf zurückzustellen. Vielmehr sollte in diesen Arbeiten beim Eintritt von Massenarbeitslosigkeit ein Fürsorgemittel ersten Ranges für die große Menge der ungelernten und auch für einen Teil der gelernten Arbeiter (namentlich Bauarbeiter) erkannt und geschätzt werden.

Uebrigens wird nicht selten für die Stadtgemeinden die Veranstaltung ganz unrentabler Notstandsarbeiten noch ergiebiger sein als die Unterstützung der Arbeitslosen (vergl. Wolf, S. 38, Anm. 42).

Wenn nach diesen beiden Richtungen solchergestalt der Ausbau vollendet sein wird, so ist gegen Massenarbeitslosigkeiten schon ein gutes Rüstzeug gewonnen. Wo es aber nicht ausreicht — hauptsächlich wird dies für die gelernten Arbeiter zu befürchten sein —, da bleibt die Frage offen, für welche Einrichtung der Arbeitslosenversicherung oder -unterstützung wir uns entschließen wollen.

Bei dem Reichtum an Gebilden für die Arbeiterversicherung in Deutschland liegt es von vornherein nahe, einem Projekt den Vorzug zu geben, das sich an eine dieser Einrichtungen anlehnt, die sich auf verwandtem Gebiet bewährt hat. Unsers Erachtens ist dafür weitaus am geeignetsten die Berufsgenossenschaft, — diese lebenskräftige Organisation, die Fürst Bismarck mit einer Lokomotive verglichen hat, an die noch andre Wagen angehängt werden können.

Bei den Berufsgenossenschaften wird, vermöge der beruflichen Abgrenzung der Versicherungspflichtigen, dem Wunsch, daß jeder Gewerbezweig für die ihm eigentümliche Arbeitslosigkeit selbst aufkommen soll, am leichtesten Rechnung getragen werden können.

Bei den Berufsgenossenschaften bestehen außerdem Einrichtungen, die einer Arbeitslosenversicherung besonders zugute kämen, so die Reservefonds, die durch

die neuere Gesetzgebung eine erhebliche Steigerung erfahren haben. Die Unzufriedenheit über diese Steigerung, von deren Notwendigkeit man nicht überall überzeugt ist, würde verringert, wenn diese Fonds zugleich für die Durchführung der Arbeitslosenversicherung dienstbar gemacht würden (Ermöglichung der Verteilung einmaliger, besonders großer Jahresumlagen nach Krisen auf eine Reihe von Jahren). Ende 1907 betragen die Reservefonds der Berufsgenossenschaften zusammen zirka 250 Millionen Mark, nach Ablauf der gegenwärtigen Steigerungsperiode über 500 Millionen Mark.

Ueberhaupt haben die Berufsgenossenschaften in der Sorge um ihren angefeindeten Fortbestand ein lebhaftes Interesse daran, daß ihnen die von Bismarck zugedachten weiteren sozialen Aufgaben auch wirklich übertragen werden, um eine weitere Gewähr für ihren Bestand zu erhalten. Dies ist schon wiederholt und noch auf dem jüngsten Verbandstag der Berufsgenossenschaften in Mannheim im Juli 1907 betont worden.

Die Berufsgenossenschaften haben auch mit dem Begriff der Arbeitslosigkeit schon operieren gelernt durch den § 9 Abs. 5 des Gewerbeunfallversicherungsgesetzes vom 30. Juni 1900 („Solange der Verletzte aus Anlaß des Unfalls tatsächlich und unverschuldet arbeitslos ist, kann der Genossenschaftsvorstand die Teilrente bis zum Betrage der Vollrente vorübergehend erhöhen").

Unter den Projekten, welche die Berufsgenossenschaft zum Versicherungsträger vorschlagen, steht uns das Zachersche am nächsten.[1])

Zacher beschränkt sich auf eine „Konjunkturen- oder Krisenversicherung", die er, weil es sich dabei, wie bei der Unfallversicherung, um unvermeidliche Risiken der modernen Industrie handelt, den Berufsgenossenschaften überweist. Es kommen also bei ihm nur die Fälle in Betracht, die auf wirtschaftliche Gründe zurückzuführen sind, er schließt aus, wie wir, die auf persönliche Gründe zurückzuführenden Fälle, auch die regelmäßige Saisonarbeitslosigkeit, weil es sich dabei um eine alljährlich wiederkehrende, nicht ungewisse Erscheinung, die damit nicht dem Versicherungsbegriff entspricht, handelt, ferner die gleichfalls auf persönliche Einwirkungen zurückzuführenden Streiks und Aussperrungen. Er hält mit uns die Scheidung dieser Gruppen von Fällen voneinander für praktisch durchführbar, wofür der Beweis ja auch schon bei den Notstandsarbeiten hervorragender Stadtverwaltungen erbracht ist (S. 104).

Er will, wie wir, keineswegs die Arbeitslosenversicherung für die Gruppen der nicht wirtschaftlich verursachten Fälle verneinen, nur schließt er sie für seine berufsgenossenschaftliche Versicherung aus. Zacher unterscheidet sich von uns, soweit das Gebiet der Versicherungspflichtigen in Frage kommt, nur dadurch, daß er auch die kleineren Fälle der Konjunkturenarbeitslosigkeit in Deckung nimmt.

Die ganze Last der Versicherung legt er auf die Schultern der Arbeitgeber. Eine Beteiligung der Arbeiter an der Verwaltung und Rechtsprechung erkennt er, zwar etwas verklausuliert, als nützlich an.

---

[1]) Zacher, Die Arbeiterversicherung im Auslande, Heft 1, Berlin 1903, S. 30 ff.

Zacher hebt für sein Projekt mit Recht hervor, daß bei ihm die große Streitfrage nach der schwierigen Unterscheidung zwischen verschuldeter und unverschuldeter Arbeitslosigkeit wegfällt, weil es eben bei seinem Plan Voraussetzung ist, daß die Arbeitslosigkeit rein auf wirtschaftliche, nicht auf persönliche Gründe zurückzuführen ist, also von einem Verschulden der Arbeiter nicht die Rede sein kann. Ferner müssen als Vorzüge seines Projektes hervorgehoben werden, wie auch die Denkschrift anerkennt (S. 621), daß sich hier die Schwierigkeiten bezüglich der Kontrolle der Arbeitslosen und der Regelung der Annahmepflicht der Arbeit vermindern, weil es sich hier meist um gelernte Arbeiter handelt.

Diese Vorteile nehmen wir für unsern Plan der berufsgenossenschaftlichen Versicherung gegen Massenarbeitslosigkeit gleichfalls in Anspruch.

Wir weichen nur in einem, allerdings wichtigen Punkte von Zacher ab.

Wenn er mit den Kosten der Versicherung die Arbeitgeber belastet, so empfiehlt er doch eine gewisse Wartezeit vor Beginn der Zahlung des Arbeitslosengeldes. Er erblickt darin eine Beteiligung der Arbeiter an der Tragung der Versicherungslasten, nach Analogie der dreizehnwöchigen Karrenzzeit in der Unfallversicherung.

Wir wünschen dagegen eine positive Beteiligung der Arbeiter an den Lasten. Sie soll bestehen in einer obligatorischen Spareinlage, die von dem Arbeiter durch Wochenbeiträge unter Abzug vom Lohn und geeigneter Verteilung auf Lohnzahlungsperioden aufgebracht, von der Berufsgenossenschaft mit dem Arbeitgeber bei der Jahresumlage verrechnet, von ihr mit ihren andern Beständen verwaltet wird, und die dazu bestimmt ist, den Bedarf an Arbeitslosengeld für die ersten vier Wochen, nach einer dreitägigen Karrenzzeit, decken zu helfen. Die Arbeitgeber haben während dieser ersten vier Wochen einen Zuschuß von 50 Prozent zu dem laufenden Entschädigungssatz an die Arbeitslosen zu zahlen, um mit Beginn der fünften Woche die volle Entschädigungslast zu übernehmen. Der Betrag der Spareinlage hat sich durchschnittlich auf 30 Mark bei den Unverheirateten, auf 45 Mark bei den Verheirateten zu belaufen. Der Steigerungssatz für Verheiratete ist vor Abschluß der Ehe einzuziehen.

Als Korrelat zu der Beteiligung der Arbeiter an den Lasten wünschen wir uneingeschränkt und unbedingt ihre Beteiligung an der Verwaltung der Berufsgenossenschaft und an der Entschädigungsfestsetzung.

Für diese Vorschläge bestimmend ist uns einesteils die aus langjähriger Erfahrung gewonnene Ueberzeugung von dem Wert gemeinsamer Arbeit von Arbeitgebern und Arbeitnehmern in den sozialpolitischen Einrichtungen. Wir möchten unter keinen Umständen die Beteiligung der Arbeiter an zukünftigen derartigen Einrichtungen vermissen! Mit der Beteiligung der Arbeiter an den Lasten ist aber eines der wesentlichen Bedenken hinweggeräumt, was nach den bisher festgehaltenen Grundsätzen ihrer Beteiligung an der Verwaltung und Entschädigungsfestsetzung entgegenstände. Die Aussicht ist vorhanden, daß der Gesetzgeber mit der einen Beteiligung auch die andre zuläßt. Anderseits kann

aber auch eine so mäßige Beisteuer des Arbeiters zu seinem eignen und seiner Familie Unterhalt, wodurch ihm die unter Umständen drückende Wartezeit noch — gegen den Zacherschen Vorschlag — verkürzt wird, nicht als unbillig empfunden werden. Das Sparguthaben gehört ihm, er genießt die Zinsen, sobald sie bis zu einem gewissen Betrag angelaufen sind, das Guthaben wird ihm heimgezahlt, wenn die Voraussetzungen der Versicherungspflicht bei ihm fortfallen sollten. Es stellt wohl die am wenigsten drückende Form einer Beisteuer dar.

Wie das einzelne auf dieser Grundlage auszugestalten ist, ob sich insbesondere dafür die statutarische Regelung seitens der Berufsgenossenschaften (vergl. § 23 des Gesetzes, betreffend die Abänderung der Unfallversicherungsgesetze, vom 30. Juni 1900) empfiehlt, für die das Gesetz einige bindende Vorschriften gäbe, würde an andrer Stelle auszuführen sein. Unter diesen Gesetzesvorschriften würde für einzelne Gewerbezweige mit sehr geringem Arbeitslosigkeitsrisiko die Befreiung von der Versicherung zuzulassen sein. —

Wie dem auch sei, wir dürfen beruhigter in die Zukunft blicken, wenn nach diesen Vorschlägen, sowohl in der Beschaffung von Arbeit wie in der Versicherung gegen Massenarbeitslosigkeit, eine planmäßige Fürsorge vorbereitet sein wird.

Die ernste Mahnung, die aus der Unzulänglichkeit der gegenwärtigen Einrichtungen spricht, wird Staat und Gemeinden hoffentlich bald von der Notwendigkeit eines tatkräftigen Vorgehens überzeugen.[1])

Nachwort der Redaktion.

Anschließend an obigen Artikel möchten wir die Frage der Einführung einer Reichssteuer von etwa 1 bis 2 Mark jährlich zum Schutze gegen eine allgemeine Arbeitslosigkeit und zur größeren Linderung der Armut zur weiteren Erwägung empfehlen. Eine dauernde allgemeine Arbeitslosigkeit mit allen ihren Folgen wäre eine vielleicht viel schwerer zu ertragende Katastrophe als ein Krieg. Besonders für die Landwirtschaft und für die ländlichen Gemeinden würden in einer Zeit einer großen Zurückströmung von den Städten auf das Land die schwersten Lasten erwachsen und wäre ein Preissturz aller landwirtschaftlichen Produkte sicher zu erwarten. Gegen große Arbeitslosigkeit, die durch Stagnationen im Welthandel, durch Geldmangel sowie durch kriegerische Verwicklungen entstehen könnte, helfen nur sehr bedeutende Mittel. — Wie gegen einen großen Feind

---

[1]) Wie sehr ein energisches Vorgehen in der Sache von einsichtsvollen Großindustriellen für notwendig gehalten wird, beweist uns eine Zuschrift aus diesen Kreisen. Es wird darin der Befürchtung Ausdruck gegeben, daß eine Massenarbeitslosigkeit unser Volk unter Umständen schwerer treffen wird als ein Krieg, wenn wir sie ungerüstet über uns ergehen lassen müssen, und daß die ganze Nation deshalb ein Interesse hat, einer so furchtbaren Kalamität rechtzeitig entgegenzuarbeiten. Es wird im Zusammenhang damit die Aufsammlung eines Arbeitslosenfonds aus Jahresbeiträgen aller großjährigen Reichsangehörigen mit näheren Vorschlägen in Anregung gebracht.

müßte im Frieden und in der Zeit des Wohlstandes gegen dieses Uebel gerüstet werden, dann können wir ruhiger in die Zukunft blicken.

Eine jährliche Reichssteuer von etwa 1 bis 2 Mark würde auch den armen Mann nicht bedrücken, aber als Schutz gegen allgemeine Arbeitslosigkeit und Verarmung das Reich vor schweren Gefahren schützen. Die Einnahmen einer solchen Reichssteuer könnten sich auf jährlich etwa 20 Millionen belaufen, so daß innerhalb eines Jahrzehnts schon ein sehr bedeutendes Kapital anwachsen würde. Von den wachsenden Zinsen dieses Kapitals könnten jährlich ansehnliche Unterstützungen an die Gemeinden für Errichtung von Arbeitsstätten, für Unterstützung unverschuldeter Arbeitslosen, für Arbeiterwohnungen, Krankenhäuser und zur Linderung der Armut abgegeben werden. Diese Reichssteuer wäre also für den armen Mann und für den Arbeiter eine große Wohltat. Das deutsche Volk legt einen besonderen Wert und ist stolz darauf, daß im Deutschen Reiche die Armut und das Elend weit mehr als in andern Ländern bekämpft wird und daß unsre Arbeiter einen starken Schutz gegen Unfälle und Verarmung genießen. Auf dieser Bahn fortzuschreiten ist eine Existenzfrage und ruhmvoll für eine große Kulturnation. Sind wir im Innern gerüstet gegen jeden Feind, der die Grundlagen des Reiches zu erschüttern droht, so können wir ruhig nach außen blicken. Zu diesen Feinden gehört unzweifelhaft eine große Arbeitslosigkeit, gegen die rechtzeitig eine Art von Kriegsfonds durch obige Reichssteuer gebildet werden könnte. Vielleicht geben diese Zeilen Veranlassung, dieser Frage einmal näherzutreten.

Die Redaktion der „Deutschen Revue".

Die Frauen in den Vereinigten Staaten

Von

M. von Brandt

Die Zahl der in den Vereinigten Staaten lebenden Personen weiblichen Geschlechts betrug nach dem letzten Zensus von 1900 bei einer Gesamtbevölkerungsziffer von 76 303 387 Seelen 37 244 145. Rechnet man von diesen letzteren 4 447 568 Negerinnen und Mulattinnen, 132 200 Indianerinnen, 7896 Chinesinnen und 14 600 Japanerinnen ab, so bleiben 32 641 781 weibliche Weiße übrig, d. h. 1 707 240 weniger als männliche, die 34 349 021 zählten. Dieser Unterschied zuungunsten des weiblichen Geschlechts erklärt sich einerseits aus der Minderzahl von weiblichen Geburten oder Ueberlebenden unter den Kindern eingeborener weißer Eltern, die 814 781 betrug, anderseits aus der eigentlich selbstverständlichen Tatsache, daß mehr Männer als Frauen einwandern. Dieser Unterschied zuungunsten des weiblichen Geschlechts bei den sogenannten fremden Weißen belief sich auf 841 603. Bei den eingeborenen Weißen von fremden Eltern besteht ebenfalls ein solcher Unterschied, aber er ist verschwindend klein,

nur 50856. Bei den Farbigen ist der Unterschied in den Geschlechtern zuungunsten des weiblichen bei den eingewanderten Chinesen und Japanern sehr erheblich, bei den Indianern sind die Zahlen beinahe gleich, nur 2360 Weiber weniger als Männer, während bei den Negern und Mulatten das weibliche Geschlecht mit 54347 Frauen mehr nicht unerheblich überwiegt.

Diese 32641781 von weißen Eltern geborenen Personen weiblichen Geschlechts sind in sehr verschiedener Dichtigkeit über 9403970 Quadratkilometer (ohne Hawai) verteilt, die sich von Ost nach West zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean und von Nord nach Süd (ohne Alaska zu rechnen) zwischen dem Sankt Lorenzstrom und den großen Seen bis zum Golf von Mexiko erstrecken. Sie stammen in ihren, wenn man so sagen darf, amerikanisierten Schichten von den älteren Einwanderern ab, Engländern, Holländern, Franzosen, Spaniern, Irländern, Deutschen, Dänen und Skandinaviern; die neuesten Schichten, unter denen Russen, Polen, Oesterreicher und Italiener die Mehrzahl ausmachen, können noch kaum zu den Amerikanerinnen gerechnet werden; jedenfalls sind die Eigenschaften der letzteren noch nach keiner Richtung hin in ihr Fleisch und Blut übergegangen. Aber selbst wenn man diese Klassen ausschließt, ist es unmöglich, einen Typus der Amerikanerin zu konstruieren, der als ein allgemein gültiger anerkannt werden könnte. Das „Gibson girl" ist nur der Typus einer besonderen Klasse junger Mädchen, ebenso wie das noch modernere „Harrison Fisher girl", welches das erstere in der amerikanischen leichten Literatur verdrängen zu sollen scheint. In Wirklichkeit sind die Amerikanerinnen durch Abstammung, Erziehung, Wohnort, Klima unter sich so verschieden, wie das zwischen Bewohnerinnen verschiedener Provinzen in andern Ländern der Fall zu sein pflegt. Jeder Amerikaner und noch mehr jede Amerikanerin wird zwischen ihren Schwestern aus New York, Boston, Chicago, San Francisco, Baltimore, New Orleans und andern Städten so sicher zu unterscheiden wissen, wie die Deutsche das zwischen einer Berlinerin, Hamburgerin, Kölnerin und Münchnerin zu tun imstande ist. Zwei Eigenschaften aber sind allen Amerikanerinnen eigen, ob sie als solche geboren oder erzogen worden sind, und das sind ihr Selbstbewußtsein und ihre Selbständigkeit. Ob dies eine Folge der gemeinsamen Erziehung, der Coeducation, ist oder auf der Erinnerung an die Achtung beruht, die in den älteren Gemeinwesen dem stark in der Minderheit befindlichen weiblichen Geschlecht bewiesen wurde, mag dahingestellt bleiben; die äußeren Beweise dieser Achtung sind in den letzten Jahrzehnten, wohl infolge der törichten Handlungsweise der Frauenrechtlerinnen, scheinbar oder wirklich zurückgegangen, aber der Grundsatz, daß es die Aufgabe des Mannes sei, der Frau hilfreich zur Seite zu stehen und für sie zu arbeiten, besteht noch in voller Geltung. Fälle, wie sie gerade bei uns so häufig vorkommen, daß die weiblichen Mitglieder der Familie sich und ihre Hoffnungen für die Zukunft opfern, um den männlichen das Einschlagen einer Laufbahn und das Leben in einer solchen zu ermöglichen, sind in den Vereinigten Staaten nicht denkbar. Sie würden dem allgemeinen Empfinden widersprechen und den Empfänger solcher Begünstigungen in der Gesellschaft

wie im sozialen Leben unmöglich machen. Daß viele Mädchen und Frauen in immer wachsender Anzahl ihren eignen Lebensunterhalt zu verdienen trachten, steht damit nicht im Widerspruch. Uebrigens würde man irren, wenn man annehmen wollte, daß die Zahl der Personen weiblichen Geschlechts, die selbst ihren Lebensunterhalt erwerben oder, wenn man will, einer gewinnbringenden Arbeit obliegen, der in gleicher Weise tätigen Männer nur im entferntesten gleichkäme. Nach dem Zensus von 1900 waren gegenüber von 23 754 000 Männern nur 5 319 000 Frauen, also nur 18 Prozent, in gewinnbringender Arbeit beschäftigt, davon allerdings in den geistigen Berufen 430 576 Frauen gegen 828 163 Männer, also beinahe 52 Prozent. Die bei weitem überwiegende Zahl der in den geistigen Berufen tätigen Frauen findet sich im Lehrerinnenberuf (327 614), dazu kommen Musikerinnen und Musiklehrerinnen (52 359) und Künstlerinnen und Kunstlehrerinnen (11 021), d. h. zusammen 390 994 Lehrerinnen. Der Rest verteilt sich in der Hauptsache auf Schauspielerinnen, 6587 gegen 27 903 männliche; weibliche Geistliche, 3373 gegen 108 265 männliche; weibliche Rechtsanwälte, 1010 gegen 113 450 männliche; weibliche Beamte, 8119 gegen 78 488 männliche; weibliche Aerzte, 7387 gegen 124 615 männliche. Auffallend groß ist das Verhältnis der Schriftstellerinnen und Privatgelehrtinnen zu ihren männlichen Kollegen, 5984 zu 13 082. Im allgemeinen kann man behaupten, daß auch in den Vereinigten Staaten die Frauen sich mit Vorliebe den Beschäftigungen zuwenden, die sie in andern Ländern zu ergreifen pflegen. Die Liste weist unter anderm auf 59 455 Pensionsinhaberinnen (11 826 männliche), 146 929 Haushälterinnen (8224 männliche), 335 282 Wäscherinnen (50 683 männliche), 108 691 Pflegerinnen und Hebammen (12 265 männliche), 1 283 763 Dienstboten und Kellnerinnen (276 958 männliche), 86 118 Stenographinnen und Maschinenschreiberinnen (26 246 männliche), 22 556 Telegraphistinnen und Telephonistinnen (52 459 männliche), 15 632 Buchbinderinnen (14 646 männliche), 17 302 Kartonmacherinnen (3796 männliche), 120 216 Baumwollenfabrikarbeiterinnen (125 788 männliche), 34 490 Strumpfwirkerinnen (12 630 männliche), 32 437 Seidenfabrikarbeiterinnen (22 023 männliche), 81 812 andre Textilfabrikarbeiterinnen (96 003 männliche), 344 794 Kleidermacherinnen (2090 männliche), 86 120 Putzmacherinnen (1739 männliche), 146 105 Näherinnen (4837 männliche), 30 941 Hemden-, Kragen- und Manschettenmacherinnen (8491 männliche), 68 935 Schneiderinnen (160 714 männliche), 7768 Handschuhmacherinnen (4503 männliche), 43 497 Tabak- und Zigarrenfabrikarbeiterinnen (87 955 männliche). Auch in landwirtschaftlichen Berufen sind 977 336 Frauen, freilich gegen 9 404 429 Männer, tätig. Man sieht aus dieser Liste, daß, wenn Frauen in Amerika auch aus Not oder Geschmack manchmal sonderbare Beschäftigungen ergreifen — die Liste führt unter anderm 100 Forstleute, 113 Holzhacker, 84 Ingenieure, 46 Straßenbahnbeamte und Arbeiter, 2 Dachdecker, 53 Petroleumarbeiter, 8 Kesselschmiede, 43 Kalk- und Koksbrenner weiblichen Geschlechts auf —, sie sich doch im allgemeinen den Berufen zuzuwenden pflegen, die ihrer Natur am meisten entsprechen.

Auffallen muß ganz besonders die große Anzahl von Lehrerinnen (327 614), welche die der männlichen Lehrer (118 519) mehr als zweieinhalbmal übertrifft. In der Tat liegt ein großer, der größte Teil des öffentlichen Schulunterrichts in weiblichen Händen, in den niederen Klassen fast ausschließlich, in den oberen in überwiegendem Maße. Es hängt diese Eigentümlichkeit mit dem gemeinschaftlichen, für Knaben und Mädchen gemeinsamen Schulunterricht zusammen, der vom Lande in die Städte, vom Westen nach Osten vorgedrungen ist und jetzt fast das ganze System beherrscht. Nur im Osten gibt es noch eine geringe Anzahl von Städten (13), in denen Knaben und Mädchen während der ganzen Schulzeit getrennt unterrichtet werden. Die Sitte ist wohl ursprünglich aus dem Mangel an Lehrkräften entstanden und hat sich dann aus Sparsamkeitsrücksichten weiterentwickelt. Heute ist sie der Mehrzahl der Amerikaner anscheinend als Prinzip in Fleisch und Blut übergegangen, wenn es auch namentlich mit Bezug auf den höheren Unterricht in den „Colleges" und Universitäten an mißbilligenden und warnenden Stimmen nicht gefehlt hat. Die Probe auf das Exempel wird aber erst gemacht werden, wenn, wie dies jetzt schon in New York geschehen ist, der Versuch gemacht wird, den Lehrerinnen Gehälter in der Höhe, wie die Lehrer sie unter gleichen Verhältnissen erhalten, zu verschaffen. Es ist nicht unmöglich, daß dann für die oberen Schulklassen insofern eine Rückbildung eintritt, als der Unterricht in ihnen dann immer mehr und mehr männlichen Lehrkräften anvertraut wird und sich daraus auch wieder eine Zweiteilung des Unterrichts entwickelt.

Daß in mancher Beziehung eine Tendenz gegen die gemeinsame Erziehung bereits vorhanden ist, geht, soweit das weibliche Geschlecht in Betracht kommt, schon daraus hervor, daß die besten Privatinstitute, die der Erziehung von Mädchen gewidmet sind, die „Coeducation" zurückweisen. Vassar College am Hudson, Wellesley College bei Boston, Bryn Mawr bei Philadelphia, Smith College in Northampton, Radcliffe College in Cambridge, Barnard College in New York und eine große Anzahl andrer ähnlicher Institute beherbergten 1900 23 000 Schülerinnen, während die gemischten Colleges nur von 19 200 weiblichen Studentinnen besucht wurden. Und die Tendenz zur Errichtung solcher nur für Mädchen bestimmten Anstalten wächst. Selbst in Kalifornien, wo die gemeinschaftliche Erziehung durchgängig besteht, ist die Errichtung eines Mädchencolleges in Pasadena bei Los Angeles beschlossen und in Ausführung begriffen. Gleichzeitig tritt der Wunsch immer stärker hervor, die Mädchen mehr als bisher geschehen, für ihre Pflichten als Herrin eines Haushalts zu erziehen. Anfang Juli dieses Jahres fand die siebente Jahresversammlung der Lake-Placid-Konferenz über Heimwirtschaftlichkeit in dem Lake Placid Club in den Adirondakbergen statt, der Delegierte aus einem Dutzend Staaten, Kalifornien, Texas, Georgien, Wisconsin, Illinois und andern beiwohnten und in der die Notwendigkeit betont und bewiesen wurde, der Wirtschaftsfrage im Heim und in der Oeffentlichkeit größere Aufmerksamkeit als bisher zuzuwenden, obgleich bereits in mehr als 300 öffentlichen und Privatcolleges und Universitäten Kurse in ein-

zelnen Zweigen der häuslichen Wirtschaftslehre bestehen. In den mittleren westlichen Staaten übt die „Domestic Science Institution", die mit dem „Farmers' Institute" des Staates Illinois verbunden ist, in jeder Stadt, Dorf und ländlichen Gemeinde ihre Wirksamkeit nach dieser Richtung hin aus. Noch bezeichnender ist vielleicht, daß in dem seit vier Jahren in Boston eröffneten „Simmon's Female College", ähnlich wie in dem „Drexel Institute" in Philadelphia, die beide den Zweck verfolgen, Mädchen eine Erziehung zu geben, die ihnen erlaubt, sich selbständig zu machen, neben Schulen, wie sie genannt werden, für Ausbildung von Sekretärinnen und Bibliothekarinnen, für Wissenschaft, Gärtnerei und soziale Werke auch eine solche für Haushaltungswirtschaftskunde eingerichtet worden ist, in der unter anderm auch Unterricht im Kochen, Nähen und ähnlichen Dingen gegeben wird. Das „Ladies' Home Journal" für August dieses Jahres hebt ganz besonders hervor, daß es die Väter zu sein schienen, die diesem College ihr Interesse und ihre Protektion zuwendeten. Es zitiert den Brief eines Vaters, der dem Präsidenten (Direktor) des Colleges geschrieben, er habe drei Töchter, von denen zwei ihr Abgangszeugnis aus einem College erhalten hätten, aber keine von beiden sei imstande, für ihren eignen Lebensunterhalt zu sorgen oder sich in zufriedenstellender Weise um sein Haus zu kümmern. Er sende also seine dritte Tochter in das Simmon's College, um dort den Kursus in der Haushaltungswirtschaftskunde durchzumachen, damit sie nachher bis zu ihrer Verehelichung seine Haushälterin sein könne, und wenn sie sich nicht verheirate und einmal auf sich selbst angewiesen sei, wie das nach seinem Tode zu den Wahrscheinlichkeiten gehöre, fähig sei, ihre Erziehung zu Gelde zu machen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Leben, das die jungen Mädchen in den Colleges und Universitäten führen, für sie das ist, was man in Amerika mit „eine gute Zeit haben" bezeichnet, eine Zeit, die für viele unter ihnen fortdauert, wenn sie eine Anstellung gefunden haben. Aehnlich gestaltet sich auch das Los vieler weiblichen Angestellten und Fabrikarbeiterinnen, die bei guten Gehältern und Löhnen in vielen größeren Städten besonders des Westens ein viel besseres Leben führen, als dieselben Klassen bei uns. Dieses „Sich-ausleben-wollen der Frau", das nicht im schlechten Sinne aufgefaßt werden darf, wie das für manche europäische Frauenrechtlerinnen der Fall sein würde, mag der individuellen Entwicklung der Amerikanerinnen günstig sein, für die der Familie und damit der Gesellschaft ist es aber im höchsten Grade nachteilig. Die Lust am freien Leben, der Widerwille gegen die Unannehmlichkeiten, Sorgen und Verantwortlichkeiten des Haushalts wirkt herabmindernd auf die Zahl der Ehen und bei den geschlossenen auf die Zahl der Kinder. Präsident Roosevelt hat mit seinem Wort vom „Rassenselbstmord" durchaus das Richtige getroffen, namentlich wenn man dasselbe nicht auf die Bevölkerung der Vereinigten Staaten im großen und ganzen, sondern, wie er es beabsichtigt, auf die der Neuenglandstaaten anwendet, deren ältere Bevölkerung den Grundstock des Volkes der Vereinigten Staaten bildet. Wenn in den Vereinigten Staaten überhaupt der

Ueberschuß der Geburtsziffer über die Todesziffer auf 1000 Einwohner 17,7 ist, so sinkt zum Beispiel in Massachusetts dieser Ueberschuß für die Kinder von im Lande geborenen Eltern auf 3,8 vom Tausend, während zum Beispiel in New Hampshire bei der von Einheimischen abstammenden Bevölkerung die Geburten um 10,4 hinter den Todesfällen zurückbleiben. Das Gesamtergebnis für die weiße einheimische Bevölkerung in den Neuenglandstaaten ist, daß die Todesfälle die Geburtsfälle um 1,5 vom Tausend übersteigen!

Ebenso nachteilig wie dieses Herabgehen der Geburtsziffer wirkt die Häufigkeit der Scheidungen auf die Familie und Gesellschaft. Eine Ehe aus zehn endet mit Scheidung, in einigen Staaten ist das Verhältnis sogar eins zu fünf. In den zwanzig Jahren, die auf das Ende des Bürgerkrieges folgten (1867 bis 1886) wurden 328716 Ehescheidungen ausgesprochen, d. h. im Durchschnitt 45 für jeden Tag jeder Woche während dieser zwanzig Jahre. Während dieser Zeit wuchs die Zahl der Ehescheidungen zweiundeinhalbmal schneller als die der Bevölkerung. In England und Wales kamen 718 Ehen auf eine Scheidung, während für dieselbe Zeit in Wisconsin nur 20 Ehen und in Milwaukee County dieses Staats sogar nur 10 Ehen auf jede Scheidung entfielen. Ein Dutzend Staaten haben für die letzten zwanzig Jahre die Statistiken der Ehescheidungen gesammelt, und in allen, mit Ausnahme von Connecticut, hat die Zahl der Ehescheidungen während dieser Zeit stetig zugenommen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Grund für die Sintflut von Scheidungen in der großen Zahl von unüberlegten, absolut schlechten Ehen zu suchen ist, die in jedem Jahre abgeschlossen werden. Die Leichtigkeit, mit der Ehen durch Magistrate oder Geistliche legalisiert werden, trägt ebenfalls dazu bei und nicht weniger die Tatsache, daß jeder Staat seine eigne Gesetzgebung in Ehesachen besitzt, so daß wer in einem Staate nach den Gesetzen desselben geheiratet hat, in einem andern nach dessen Gesetzen geschieden werden kann. Die Uebelstände, die sich aus den bestehenden Scheidungsgesetzen ergeben haben, sind so ernste, daß von den 45 Staaten der Union alle mit Ausnahme von vier (Südkarolina, Kansas, Mississippi und Nevada) gemeinsam den Entwurf eines Scheidungsgesetzes vereinbart haben, der den verschiedenen Legislaturen zur Annahme vorgelegt werden soll. (The Outlook: Divorce in America, June 1 and 8 1907.)

Die Frage der politischen Rechte der Frauen mag etwas mit dem Zurückgehen des Familienlebens zu tun gehabt haben, mehr jedenfalls die der weiblichen Klubs und der Dienstboten. Was die erstere anbetrifft, so hat sie in den Vereinigten Staaten ganz abgeflaut, wenigstens soweit es sich um das Wahlrecht der Frauen handelt. Die Frage des weiblichen Wahlrechts tritt in vier verschiedenen Formen auf: 1. in Steuerfragen, in denen vier Staaten, Jowa, Louisiana, Montana und New York, den Frauen ein beschränktes Wahlrecht zugestanden haben; sie beteiligen sich aber weder an der Wahl der städtischen Beamten, noch haben sie Anteil an der Kontrolle der gewöhnlichen Ausgaben, die von den städtischen Behörden ausgeübt wird. Sie haben eine Stimme nur bei außerordentlichen Ausgaben oder Anleihen für bestimmte beschränkte Zwecke;

2. in Schulfragen haben 17 Staaten den Frauen das Wahlrecht gegeben, Kentucky freilich nur Witwen und Delaware nur Frauen, die Steuern zahlen, die übrigen Staaten unter denselben Bedingungen, unter denen Männer das Wahlrecht ausüben. Es würde wahrscheinlich ohne Schwierigkeit auch in den andern Staaten eingeführt werden können, wenn die Frauen sich ernstlich darum bemühten, aber ihr Interesse an der Frage scheint ein sehr geringes. In Connecticut beteiligt sich annähernd 1 Prozent der Frauen an den Schulwahlen, in Massachusetts nicht mehr als 3 bis 4 Prozent. Nach Vorgängen bei Schulwahlen in Boston ist man berechtigt anzunehmen, daß das Interesse der Frauen bei den Schulwahlen nur dann scharf hervortritt, wenn es sich um religiöse Kontroversen oder Personenfragen handelt, aber gerade diese Beobachtung macht den praktischen konservativen Amerikaner kopfscheu; 3. das städtische Wahlrecht (municipal suffrage) der Frauen besteht nur in Kansas seit 1887, aber seit dieser Zeit sind alle Versuche, dieses Wahlrecht auf andre Felder auszudehnen, von der Legislatur des Staates zurückgewiesen und auch bei einer Abstimmung der Bevölkerung darüber, ob ein solcher Vorschlag als ein Amendement zur Verfassung angenommen werden solle, 1894 mit einer Mehrheit von 34827 Stimmen abgelehnt worden. Auch seitdem sind alle Versuche, weitere Zugeständnisse in der Frage des Frauenwahlrechts zu erhalten, von der Legislatur abgelehnt worden; 4. volles Wahlrecht bei allen Wahlen, auch für Beamte des Staats und der Union, besitzen die Frauen nur in vier Staaten, Wyoming, Kolorado, Idaho und Utah. Alle vier sind schwach bevölkert, von 0,9 (Wyoming) bis 5,2 Personen (Kolorado) auf die englische Quadratmeile, und mit Ausnahme von Utah steht die weibliche Bevölkerung in ihnen weit hinter der männlichen zurück. In dem letzteren sind zweimal Senatoren gewählt worden, die Mormonen waren und von denen der erste drei lebende Frauen hatte und deswegen vom Senat zurückgewiesen wurde. Gegen die Wahl des zweiten ist ebenfalls aus allen Teilen nicht nur des Staats, sondern der ganzen Union lebhaft Protest erhoben worden. Ueber das Ergebnis des Frauenwahlrechts in diesen Staaten hört man wohl am besten, was eine Frau selbst darüber geschrieben hat: „Wie das Wahlrecht auch als abstraktes Problem betrachtet werden mag, es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß in Kolorado sein Gebrauch durch die Frauen, wer immer es sonst getan oder nicht getan haben mag, den Frauen selbst großes Unheil gebracht hat. Der Besitz des Wahlrechts und der Gebrauch dieses Besitzes haben die Frauen von Kolorado da getroffen, wo Frauen dies am wenigsten ertragen können. Ihre Ideale sind erniedrigt, ihre Feinfühligkeit in der Beurteilung von Recht und Unrecht ist abgestumpft worden. Was sie Gutes für den Staat und die Nation durch ihre Stimmen getan haben mögen, kann, so groß dies Gute auch sein mag, den Schaden nicht ausgleichen, der demselben Staat und der Nation durch den Schlag getan worden ist, den sie ihrer eignen Weiblichkeit zugefügt haben?" Mit diesem Zitat schließt Expräsident Cleveland einen Artikel „Würde das Stimmrecht der Frauen unklug sein?" in der in mehr als einer Million Exem-

plaren verbreiteten Frauenzeitung „The Ladies' Home Journal" vom Oktober 1895. In ähnlicher Weise haben sich viele der hervorragendsten Männer in den Vereinigten Staaten, auch Präsident Roosevelt, ausgesprochen. Den größten Einfluß aber auf die öffentliche Meinung hat die Haltung der Frauen selbst dieser Frage gegenüber ausgeübt. Bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit behaupteten die Verfechter des Frauenwahlrechts im Namen des weiblichen Geschlechts zu sprechen, und man glaubte ihnen, aber das ist vorbei seit dem sogenannten „Referendum" in Massachusetts 1895. Ein Gesetz, das den Frauen das Wahlrecht in städtischen Angelegenheiten geben sollte, wurde 1894 vom Abgeordnetenhause des Staats angenommen, aber vom Senat abgelehnt. Die Bemühungen, das Gesetz durchzubringen, wurden im nächsten Jahre wieder aufgenommen, und die Legislatur kam auf den Gedanken, eine Abstimmung des Volks über die Frage in der Weise herbeizuführen, daß Männer und Frauen, die nach dem Entwurf die Wahlqualifikation gehabt haben würden, getrennt darüber abstimmen sollten. Das Resultat war trotz aller Anstrengungen der Frauenrechtler ein überraschendes. Von 283946 abgegebenen Männerstimmen waren 186976 gegen die Erteilung des Wahlrechts an die Frauen, und von ungefähr 575000 Frauen, die stimmberechtigt waren, stimmten überhaupt nur 23068, von diesen freilich 22204 für das Wahlrecht; in 47 Städten wurde keine weibliche Stimme zugunsten des Frauenwahlrechts abgegeben und in 138 andern Städten war die Zahl der dafür stimmenden Frauen 15 oder darunter. Das gab der Bewegung den Todesstoß. Der Amerikaner ist zu praktisch veranlagt, um nicht das Interesse an einer Frage zu verlieren, für die sich von den an ihr Meistbeteiligten selbst nur 4 Prozent interessieren. Seit dem Massachusetts-Referendum sind in fünf Staaten auf das Frauenwahlrecht bezügliche Amendements zur Verfassung abgelehnt worden; 1896 in Kalifornien, 1898 in South Dakota und Washington, 1900 in Oregon und 1903 in New Hampshire. In dem letzteren Jahre sind außerdem in 13 andern Staaten verschiedene Gesetzentwürfe einer oder der andern Art in bezug auf das Frauenwahlrecht von den betreffenden Legislaturen abgelehnt worden.[1])

Die Dienstbotenfrage treibt viele Familien in die Hotels, sie wird dadurch noch lästiger, als eine Kündigungsfrist überhaupt nicht besteht und die Hausfrau sich so jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt sieht, sich ohne Dienstboten zu befinden. Was die Frauenklubs anbetrifft, so verfolgen manche solcher Vereine unzweifelhaft gute Zwecke; sie alle aber entfremden das Weib und die Mutter dem Haus und der Familie. Expräsident Cleveland, der letzte Präsident der demokratischen Partei, schreibt in einem „Die Aufgabe der Frau und Frauenklubs" betitelten Aufsatze in „The Ladies' Home Journal" vom Mai 1905: „Ich bin der Ansicht, daß es offen erklärt werden sollte, daß der beste Klub

[1]) Die statistischen Angaben zum Frauenwahlrecht sind einem Aufsatz: „The Check to woman suffrage in the United States" von Frank Fonkroft in der November-Nummer von „The nineteenth Century and after" 1904, die andern teils „Amerika", herausgegeben von Dr. Ernst von Halle, teils dem Buch von Professor Hugo Münsterberg „Die Amerikaner" entnommen.

für eine Frau ihr Heim ist. Amerikanische Frauen und amerikanische Mütter halten, so gewiß als die Hand, welche die Wiege bewegt, die Hand ist, welche die Welt regiert, durch ihre Pflege der Kinder und ihren Einfluß auf die Männer die Geschicke unsrer Nation in ihrer Hand in höherem Maße als irgendein andrer einzelner Faktor." Und er schließt den Aufsatz mit den Worten: „Im Interesse unsers Landes, unsrer Heime und unsrer Kinder wünschte ich, daß unsre Weiber und Mütter liebend und aufopferungsfähig seien, wenn auch alle andern schmutzig und rücksichtslos wären, daß sie uneigennützig und vertrauend seien, wenn auch alle andern selbstsüchtig und durchtrieben wären; daß sie glücklich und zufrieden seien in dem Verständnis des Wegs, den Gott für die wahre Weiblichkeit vorgezeichnet hat, ob auch alle andern sonst in der Finsternis ihrer eignen Pläne tasten."

Den Beschlüssen des siebenten internationalen Sozialistenkongresses in bezug auf das Frauenwahlrecht gegenüber, die nur den Zwecken sozialistischer Agitation zu dienen bestimmt sind, dürfte diese Auffassung des amerikanischen Staatsmannes, die sich mit der des augenblicklichen Präsidenten deckt, besondere Berücksichtigung verdienen.

Literarische Berichte

Vinzenz Faulhaber. Ein Schelmenroman von Wilhelm Schussen. Stuttgart 1907, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Die ansehnliche Schar der jungen Dichter, die uns in den letzten Jahren im Schwabenlande erstanden sind und von denen einige, wie Hermann Hesse, Ludwig Finckh, K. G. Vollmöller, ihre Namen rasch in ganz Deutschland bekannt gemacht haben, hat einen neuen Zuwachs erhalten in dem Verfasser des vorliegenden Buches, der sich Wilhelm Schussen nennt, aber wohl nicht allzu lange hinter diesem Pseudonym verborgen bleiben wird. Denn ein so starkes und eigenartiges Talent, wie es uns in dem „Vinzenz Faulhaber" entgegentritt, wird unzweifelhaft bei der heutigen Generation bald Beachtung finden oder sich erzwingen, obwohl der junge Erzähler es ihr nicht ganz leicht gemacht hat, seine Begabung zu erkennen und zu würdigen. Er bewegt sich in diesem Erstlingswerk weitab von den Gleisen des heute noch dominierenden realistischen Romans, der den rationalistischen Lesern unsrer Zeit fast nicht treu genug dem Leben nachgebildet sein kann oder wenigstens in allem völlig wahrscheinlich gestaltet sein muß. Wie schon die Bezeichnung „Schelmenroman" ausdrückt, handelt es sich bei der Geschichte des viel umhergetriebenen Vinzenz Faulhaber um ein abenteuerlich bewegtes Leben, das den Helden aus einfachen Verhältnissen bald aufwärts in geistig bewegte Sphären der Gesellschaft, bald in ihre untersten Schichten führt, ihn „zwischen Welt und Einsamkeit" in oft jäh überraschendem Wechsel tauschen läßt. All diese Abenteuer sind in jener scheinbar sachlich trockenen Art erzählt, die den alten Schelmenromanen, vor allem ihrem klassischen Ahnen, dem Lazarillo von Tormes, eigen ist, aber in dem Gange und in den Einzelheiten der Handlung setzt sich der Verfasser mit dem guten alten Recht des Dichters, so oft es ihm beliebt, über die äußere Wahrscheinlichkeit hinweg und läßt seine übermütige, an originellen Einfällen überreiche Phantasie sich nach Herzenslust austoben. So hat er in „Vinzenz Faulhaber" eine Art Groteske geschaffen, die an Immermanns „Münchhausen" und E. T. A. Hoffmanns Erzählungen erinnert, und in der bald ein derber urwüchsiger Humor, bald eine kräftige, geistreiche Satire auf die Unnatur in den verschiedensten Gestalten vorherrscht, immer aber, selbst in den tollsten Episoden, ein tiefes Empfinden für die innersten Freuden und Schmerzen des Daseins an die Oberfläche bringt. Wer den „Vinzenz Faulhaber" kennen gelernt hat, wird begierig sein, mehr von seinem Autor zu erfahren, und der künftigen

Entwicklung, die diese kräftige und originelle Begabung verspricht, mit warmem Interesse entgegensehen. R. D.

Aphorismen zur Moralphilosophie. Von Martin Meyer. Verlag von Herm. Seemann Nachf., Berlin o. J.

Dem Berichterstatter ist es nicht gelungen, in diesen Aphorismen einen Fortschritt der Gedanken oder gar eine systematische Einheit zu entdecken, obwohl der Verfasser im Vorwort davon spricht. Dagegen fand er neben guten Einfällen eine Ueberzahl von gleichgültigen Sätzen, die wahrhaftig den Druck nicht lohnen. Selbst der Reiz der Form fehlt ihnen in dem Maße, daß oft die Ausdrucksweise schludrig, ja verletzend gewöhnlich wird. M. D.

Lieder des Idealisten. Von Karl A. Bürgin. Dresden, E. Piersons Verlag.

Der Verfasser, der insgesamt schon sechs Bände Gedichte veröffentlicht hat, ist Idealist durch und durch. Er schwärmt für alles Hohe und Hehre und widmet ihm seine volle Kraft. Vorbilder sind ihm die Antike und unsre Klassiker, vor allen Goethe. Bürgin besitzt eine reiche Phantasie und beherrscht Sprache und Form. E. M.

Le radicalisme philosophique. Par Elie Halévy. Paris, Felix Alcan, 1904.

Nachdem Halévy bereits zwei Bände veröffentlicht hat, in denen die Entwicklung des philosophischen Radikalismus durch zwei Phasen hindurch verfolgt wird, legt er nun den dritten Band seines bewundernswerten Werkes vor. Der erste Teil behandelte die Jugendzeit Benthams, der zweite die Entfaltung des Utilitarismus in den Jahren 1789 bis 1815. In dem vorliegenden Buch ist nun vornehmlich von der Gestaltung die Rede, die nach 1815 bei Bentham, Ricardo und James Mill eintrat. Mit einer nicht zu überbietenden Detailkenntnis, größter Genauigkeit und dennoch in einem auf das Wesentliche gerichteten Sinne löst der Verfasser seine Aufgabe: alle Vorzüge, die wir so gern für die deutsche Wissenschaft ausschließend beanspruchen, sind hier vereinigt. Von den drei umfänglichen Kapiteln stellt das erste die englischen Lehren über die Naturgesetze des wirtschaftlichen Lebens dar, das zweite ist ihrer Auffassung von Recht und Staat gewidmet, das dritte beschäftigt sich mit ihrer theoretischen und praktischen Philosophie. M. D.

Braut- und Ehejahre einer Weimaranerin. Aus Ilm-Athens klassischen Tagen. Von C. A. Kellermann. Weimar 1906, A. Huschke Nachf. (R. Buchmann). Geb. M. 2.—.

Die „Weimaranerin" ist die Professorentochter Ida Melos, Goethes Liebling, Freiligraths Gattin. In anmutiger Erzählung schildert der Verfasser ihre Jugendzeit, ihre Bekanntschaft mit Freiligrath und ihr Leben an seiner Seite. Auf Grund wertvollen, zum Teil unbekannten Materials gibt er ein schönes Bild dieses edeln Frauenlebens und damit zugleich einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der großen Zeit von Alt-Weimar. E. M.

Die Mimik des Denkens. Von Sante de Sanctis. Uebersetzt von Joh. Bresler. Halle a. S. 1906, Karl Marhold.

Während über den Gesichtsausdruck bei Gemütsbewegungen viel geforscht und geschrieben worden ist, haben wir über die Mimik des Denkens nur spärliche Vorarbeiten. Dieses Buch bildet daher eine willkommene Ergänzung. Der Verfasser hat seinen Gegenstand in Angriff genommen teils mit einfacher Beobachtung der normalen Ausdrucksformen, teils mit Untersuchung der Gedankenmimik bei Tieren und bei kranken, unentwickelten Menschen, teils mit Rücksicht auf Darstellungen der bildenden Kunst. Als ein wesentliches Ergebnis möchten wir die Einsicht hervorheben, daß geistige Arbeit und Aufmerksamkeit in einer besonderen, von den Affektwirkungen unterschiedenen Weise sich in den Bewegungen und Mienen kundgeben. Der mimische Mittelpunkt liegt in einer kleinen Muskelzone des Gesichts, und zwar in der oberen Gesichtshälfte; die Veränderungen an dieser Stelle sind ähnlich wie beim scharfen Hinblicken auf etwas: sie werden ohne eigentlichen Zweck auf die Tätigkeit der übrigen Sinne und der inneren Aufmerksamkeit übertragen. M. D.

Jesus von Nazareth im Wortlaute eines kritisch bearbeiteten Einheitsevangeliums dargestellt von Wilhelm Heß.

Jesus von Nazareth in seiner geschichtlichen Lebensentwicklung dargestellt von Wilhelm Heß. Tübingen 1906, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 77 und 126 S. M. 1.— und M. 2.—.

Diese beiden Bändchen, die sich genau ergänzen, bilden eine beachtenswerte Erscheinung der populärwissenschaftlichen Literatur über das Leben Jesu. Das erste bietet ein kritisch bearbeitetes, möglichst geschichtspragmatisch geordnetes Einheitsevangelium, das auf alle widernatürlichen Ueberlieferungen Verzicht leistet; den Stoff dazu lieferten die Synoptiker, während aus dem vierten Evangelium nur wenige Stellen entnommen wurden. Sicher bot das Unternehmen große Schwierigkeiten, und ebenso sicher sind betreffs der Einordnung mancher Sprüche Zweifel möglich. Im zweiten Bändchen gibt

der — vom Geist der liberalen Theologie erfüllte — Verfasser mit genauem Anschluß an die Abschnitte des Einheitsevangeliums ein populärgeschichtliches Leben Jesu in lichtvoller und fesselnder Darstellung. Br.

Aesthetik des Tragischen. Von Johannes Volkelt. Zweite umgearbeitete Auflage. München 1906, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.

Als Hauptmerkmal der zweiten Auflage wird vom Verfasser selbst angegeben, sie mache deutlicher als die erste, daß es sich beim Tragischen um die Beschreibung und Zergliederung eines Gefühlstypus handle. Das Tragische kommt im Leben, in der bildenden Kunst und in der Musik, am vollsten entwickelt aber in der Poesie vor. Daher entnimmt Volkelt die meisten seiner Beispiele aus der Dichtkunst und entfaltet dabei eine außerordentliche Belesenheit. Zum Wesen des Tragischen gehört „eine große Persönlichkeit, die von einem Untergang bereitenden oder drohenden Leid getroffen ist". Aber mit einer einzigen kurzen Formel ist dem Tragischen nicht beizukommen. Verfasser weiß dies sehr wohl und gibt eine ausführliche Einteilung des Tragischen in vielerlei Arten und Stufen. Es erscheint uns als besonderer Vorzug des schönen Buches, daß die Mannigfaltigkeit der künstlerischen Tatsachen darin zu ihrem Rechte gelangt. Der beachtenswerte äußere Erfolg des Werkes ist zum Teil hierauf zurückzuführen, zum Teil auch auf die klare und angenehme Darstellungsweise des Autors. M. D.

Zwanzig Jahr und rotes Blut. Gedichte von Klara Schelper. Berlin und Leipzig 1906, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Leidenschaftlich in allem, was sie tut und fühlt, voll Eifer und Feuer für alles Gute und Schöne, eine kraftvoll energische Natur: so spiegelt sich Klara Schelper in ihren Gedichten wieder, die große Sprachgewandtheit zeigen. Es sind prächtige Perlen darunter. E. M.

Ueber den Ursachenbegriff im geltenden Strafrecht. Von Adolf Reinach. Leipzig, Verlag von Joh. Ambrosius Barth.

In einer sehr scharfsinnigen, ruhig überlegenden und besonnen urteilenden Weise wendet der Verfasser psychologische Einsichten auf ein juristisches Problem an. Das Problem besteht in der Frage, was unser Strafrecht mit Verursachung meint. Genauer angesehen, ist zu untersuchen, wann eine Handlung Ursache eines Erfolges ist, und zwar bei vorsätzlichen und bei fahrlässigen Delikten. Diese Untersuchung wird so geführt, daß nicht mit kurzen Worten darüber berichtet werden kann; zugleich doch so, daß nicht Juristen nur, sondern auch Laien mit Nutzen die kleine Schrift selber lesen werden. M. D.

Grabbes Stellung in der deutschen Literatur. Eine Studie von Dr. Arthur Ploch. Leipzig-R., K. G. Th. Scheffer. 224 S. M. 2.—.

In dieser fleißigen, aber reichlich umständlich und unübersichtlich geschriebenen Arbeit wird viel schätzenswertes biographisches und bibliographisches Material zusammengetragen. Daß daraus glücklich ein Ganzes aufgebaut sei, läßt sich kaum behaupten. Die Beurteilung Grabbes, der nach Ploch wohl ein groteskes Phänomen, aber weder ein großer Dramatiker oder Tragiker noch ein großer Dichter sein soll, beruht häufig auf unzulänglichen Schlüssen und mutet zum Teil etwas schulmeisterlich an. Br.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Arnold, Robert F., Das moderne Drama. Straßburg i. E., Karl J. Trübner. M. 6.—.

Auch eine Literaturgeschichte. Zwei Betrachtungen. 1. Reuschel, Karl: Literaturgeschichten, wie sie nicht sein sollen. 2. Falkenberg, Heinrich: Wie man Literaturgeschichte schreibt und Inferiorität züchtet. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung.

Auer, Grethe, Bruchstücke aus den Memoiren des Chevalier von Roquesant. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 5.—, gebunden M. 6.—.

Belgard, Dr. Martin, Parzellierung und innere Kolonisation in den sechs östlichen Provinzen Preussens 1875—1906. Leipzig, Duncker & Humblot. M. 10.—.

Böhmer, Rudolf, Die Bedeutung und die Aufgabe des nationalen Blocks im Reichstage, zugleich ein Beitrag zur Beurteilung und zum Verständnis der Zentrumspolitik. München, J. F. Lehmann's Verlag.

Breitenbach, Dr. Wilhelm, Abstammung und Vorgeschichte des Menschen. Eine gemeinverständliche Uebersicht über den jetzigen Stand

der Frage. Mit einer Tafel. Brackwede i. W., Dr. W. Breitenbach. M. 1.—.

Carl, Jutta, Wege, die du kennst. Gedichte. Bunzlau, G. Kreuschmer.

Dammann, Dr., Die geschlechtliche Frage. Aufklärungen über ein dunkles Gebiet für Jedermann, insbesondere für unsre reifere Jugend. Leipzig, Teutonia-Verlag.

England in deutscher Beleuchtung. Einzelabhandlungen herausgegeben von Dr. Th. Lenschau. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. Gebunden M. 8.—.

Freund, Dr. jur. G. S., Die Rechtsverhältnisse der Oeffentlichen Anleihen. Berlin, J. Guttentag G. m. b. H. M. 7.—.

Frey, Viktor, Das Schweizerdorf. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Grabowsky, Dr. Norbert, Kants Grundirrtümer in seiner Kritik der reinen Vernunft und die Reformation des geistigen Innenlebens der Menschheit, beruhend auf Grabowsky's Erkenntnislehren. Volkstümlich dargestellt. Leipzig, Max Spohr. M. 2.—.

Grabowsky, Dr. Norbert, Lebensfrohsinn. Ein Handbüchlein für Lebensverdrossene. Zugleich ein Führer im Kampfe wider die sog. Nervosität. Leipzig, Max Spohr. 75 Pf.

Hermann, Heini, Hermann Heine. Ort- und zeitlose Schattenbilder aus der Spatzenschau aufgenommen. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3.—.

Ishikawa, Dr. Daiji, Die Kultur Japans. Berlin, Karl Curtius. M. 2.—.

Kaufmann, Max, Heinrich Heines letzter Liebestraum. Fünf Akte. Leipzig, Max Spohr. M. 1.—.

Köstling, Karl, Der Weg nach Eden oder die Tragödien des neuen Weltalters. Eine Tetralogie. Zweites Stück. Leipzig, Oswald Mutze. M. 2.50.

Kräuterarzt, Der kleine. Nach Dr. von Czarnowski. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin, Verlag „Hygieia". 55 Pf.

Lichtenberger, Henri, L'Allemagne moderne. Son évolution. Paris, Ernest Flammarion. Fr. 3.50.

Mac Kinnon, James, Das moderne Deutschland in britischer Beleuchtung und die deutschbritischen Beziehungen. Dresden, Gerhard Kühtmann. M. 1.—.

Marcus, Ernst, Das Gesetz der Vernunft und die ethischen Strömungen der Gegenwart. Herford, W. Menckhoff.

Nicolaus I., Fürst von Montenegro, Fürst Arvanit. Dramatische Dichtung in fünf Akten. Deutsch von Carl Amico. Augsburg, M. Riegersche Buchhandlung. M. 2.50.

Parkinson, R., Dreißig Jahre in der Südsee. Herausgegeben von Dr. B. Ankermann. Mit zahlreichen Abbildungen. Lieferung 6—15. (Vollständig in 28 Lieferungen à 50 Pf.). Stuttgart, Strecker & Schröder.

Plate, Prof. Dr. L., Ultramontane Weltanschauung und moderne Lebenskunde, Orthodoxie und Monismus. Die Anschauungen des Jesuitenpaters Erich Wasmann und die gegen ihn in Berlin gehaltenen Reden. Jena, Gustav Fischer. M. 1.—.

Rost, Paul und **Grössel, Albert**, Haben Sie etwas zu verzollen? Ratgeber in Zollfragen. Dresden, Gerhard Kühtmann. 80 Pf.

Sonnenfels, Amanda, Dichterinnen und Freundinnen unserer großen Dichter. Mit fünf Bildnissen. Berlin, Dr. Arthur Tetzlaff. M. 5.—.

Sternberg, Graf Adalbert, Appell an den Kaiser. Berlin, Herm. Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. M. 2.—.

Teutenberg, Ad., Ueber Pfarrer Kutters Christentum und Sozialismus. Auf Grund seiner Schrift: „Wir Pfarrer". (Laiengedanken eines Apostaten.) Zürich, Art. Institut Orell Füßli. M. 2.—.

Ughetti, G. B., Auf dem Wege der Wissenschaft. Wien, Wilhelm Braumüller. M. 1.80.

„Und Kâtyâna stieg vom Berge . . ." Eine Mendoetphantasie. Leipzig, Joh. A. Barth. M. 1.—.

Urussow, Fürst S. D., Memoiren eines russischen Gouverneurs. Kischinew 1903—1904. Einzig berechtigte deutsche Ausgabe. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Voigtländer-Tetzner, Ruth, Allerlei Geschichten aus dem Dorf. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.50.

Wäber, Alexander, Preußen und Polen. Der Verlauf und Ausgang eines zweitausendjährigen Völkergrenzstreites und deutschslavischer Wechselbeziehungen. München, J. F. Lehmann's Verlag.

Wasmann, Erich, S. J., Der Kampf um das Entwicklungsproblem in Berlin. Ausführlicher Bericht über die im Februar 1907 gehaltenen Vorträge und über den Disknssionsabend. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. M. 2.—.

Weinzierl, Dr. Theodor von, Organisation und Entwicklung der k. k. Samen-Kontroll-Station in Wien vom Jahre 1881 bis 1906. Wien, Verlag der k. k. Samen-Kontroll-Station.

Zwischen Aerzten und Klienten. Erinnerungen eines alten Arztes. Geordnet und herausgegeben von Prof. G. B. Ughetti. Dritte Auflage. Wien, Wilhelm Braumüller. M. 1.80.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Aus den Kreisen der päpstlichen Diplomatie

In Nr. 35 der „Allgemeinen Rundschau“ (München, 31. August 1907) steht ein kleiner Aufsatz, betitelt: „Rom und die deutschen Katholiken“, den die „Kölnische Volkszeitung“ und die „Germania“ mit schmunzelndem Behagen abdruckten und der dann seinen Weg durch die gesamte katholische Presse machte.

Es verlohnt sich der Mühe, die von „hochstehender, sehr beachtenswerter Seite“ eingesandten Sätze etwas zu zergliedern und hier und da mit einem Kommentar zu versehen. Daran schließen sich dann zwanglos einige allgemeine Bemerkungen über die kuriale Diplomatie unsrer Tage an, die wohl auch für weitere Kreise Interesse haben dürften.

„Die Meldung,“ heißt es zu Beginn der Mitteilung, „daß der seitherige apostolische Nunzius in München, Msgr. Caputo, infolge seines andauernd leidenden Zustandes in Bälde einen Nachfolger erhalten soll, hat sich durch den höchst ehrenvollen offiziellen Abschied rasch bestätigt.“

Die Meldung von der baldigen Ernennung eines Nachfolgers dürfte wohl falsch sein. Msgr. Aversa, apostolischer Delegat auf Kuba, wird zwar Nunzius in München werden, aber erst nach geraumer Zeit, bis er nämlich seine Geschäfte in Kuba abgeschlossen haben wird. Und er kehrt erst im Monat Oktober von Italien auf seinen Posten zurück, nachdem er zunächst wichtige Geschäfte in den Vereinigten Staaten erledigt haben wird. Mittlerweile ist man auf der Suche nach einem geeigneten Geschäftsträger für München. Es könnte sein, daß wiederum Msgr. Nicotra dazu ausersehen würde, obschon ihm die mehrmalige Verwendung als Aushilfsbeamter wohl kaum sonderlich behagen wird. Der genannte Prälat ist am 30. September von Seiner Heiligkeit in Privataudienz empfangen worden; die Mitteilung dieser Audienz im offiziösen „Osservatore Romano“ spricht nicht von einem Ferienurlaub desselben.

Die Schnelligkeit, mit der Msgr. Caputo seinen Abschied in München bewerkstelligt hat, war dem Kardinalstaatssekretär Merry del Val so sehr unbekannt, daß er die erste Nachricht von der vollzogenen amtlichen Verabschiedung des Nunzius durch ein Telegramm der „Agenzia Stefani“ erfuhr. Nachdem Msgr. Sambucetti seinerzeit seine Münchner Zelte in noch größerer Eile abgebrochen hat, scheint sich fast eine gewisse Tradition in bezug auf das eilige

Verschwinden der Münchner Nunzien aus ihrem Wirkungskreis, und dazu noch im Hochsommer, ausbilden zu wollen. Ob diese Dinge der Würde des Heiligen Stuhles allerwegen entsprechen, braucht hier nicht untersucht zu werden. Viel bemerkt worden sind sie allerdings.

Weiterhin wird in dem Aufsatze die Nachricht erwähnt, „der bayrische Gesandte beim Päpstlichen Stuhle habe erst unlängst dem Nunzius in München ein Wohlverhaltungszeugnis, wenn auch mit kleinen Vorbehalten, ausgestellt." Daß dem so ist, kann jeder bestätigen, der öfters mit dem Gesandten Freiherrn von Guttenberg zusammenkommt. Mehr als einmal hat er dem verflossenen Münchner Nunzius in der Unterhaltung mit Freunden und Bekannten ein solches „Fleißzeugnis" bewilligt und bestätigt, „daß er diligentiam prästiere". Dazu bemerkt der Einsender — und ganz unrecht kann man ihm gewiß nicht geben — folgendes:

„Wenn derartige Zensuren im diplomatischen Verkehr mit dem Vatikan eingeführt sein sollten — vice versa und zwischen Gesandten andrer Souveräne ist ähnliches nur in den gravsten Fällen denkbar —, so wäre das ein ungewöhnlicher Vorgang, der die jeweils akkreditierten Nunzien wechselnden Einflüssen des herrschenden Milieus unterstellte. Auch wer die Rechte der Krone bis auf das letzte Titelchen zu wahren bemüht ist und bemüht sein muß, kann nicht wünschen, daß der diplomatische Vertreter des Heiligen Stuhles als Instrument zur bequemeren Erreichung staatskirchlicher Zwecke betrachtet und eingeschätzt werde."

In diesem Zusammenhange mag erwähnt werden, daß seinerzeit die Kurie für den Münchner Nunziaturposten zwei Prälaten in Vorschlag gebracht hatte. Der eine war der Inhaber einer Praelatura nullius, der Arcipretur Altamura und Acquaviva delle Fonti, die königlichen Patronates ist; das war Msgr. Caputo. Der andre war Msgr. Theodor Valfrè di Bonzo, Erzbischof von Vercelli (damals noch Bischof von Como), der aus dem Städtchen Cavour in Piemont stammt. An der Kurie war man der festen Ueberzeugung, daß die bayrische Regierung ihr Agrement für Msgr. Valfrè di Bonzo aussprechen würde. Zur größten Ueberraschung aller eingeweihten Kreise hatte aber der damalige Gesandte beim Päpstlichen Stuhle, Freiherr von Cetto, sich für den Inhaber des königlichen Patronates in Süditalien ausgesprochen und demgemäß seine Regierung instruiert. Die Kalkulation war recht durchsichtig, und das „Fleißzeugnis", das dem Erwählten von Baron Cettos Nachfolger ausgestellt wurde, beweist, was man anstrebte und erreicht zu haben glaubte.[1])

---

[1]) Die Ernennung des Nunzius scheint recht kompliziert werden zu sollen, wenn die Nachricht der „Kölnischen Volkszeitung" (Nr. 863, 6. Oktober 1907) richtig ist: „In kurialen Kreisen wird auf das bestimmteste versichert, daß die bayrische Regierung gar keinen besonderen Wert auf die Ernennung eines deutschsprechenden Nunzius lege; hierdurch sei die päpstliche Kurie in einer prekären Lage. Sollte sich diese Nachricht bewahrheiten, so wäre das Verhalten der bayrischen Regierung nur aus einem ganz bestimmten Gesichtspunkte erklärlich. Dieser könnte für die päpstliche Kurie aber nur

Aus jahrzehntelanger Beobachtung heraus stellt der Verfasser der angeführten Einsendung fest: „Soweit meine Erinnerung reicht, war in München kein Nunzius akkreditiert, der die deutsche Sprache beherrschte... Tatsächlich waren denn auch die Informationsquellen der apostolischen Nunzien in München durchweg lückenhaft, bald nach dieser, bald nach jener Seite einseitig. Leitende Staatsmänner, Hofleute, Bischöfe und Prälaten, Parteipolitiker, einzelne Kleriker und Gelehrte, mitunter auch Journalisten hatten von Fall zu Fall das Ohr der Italienisch, Französisch und Lateinisch sprechenden Nunzien, aber eine innige, lebendige Fühlung mit dem Ideenkreise der deutschen katholischen Bevölkerung konnte nicht stattfinden."

Im allgemeinen ist diese Skizze richtig. Fürst Ruffo Scilla betrachtete den Münchner Posten lediglich als Durchgangsstation, obschon er in den höchsten Kreisen wegen seiner Geburt und seiner vornehmen Gesinnung recht gut gelitten war. Aber seine Stelle im Sinne der Kurie auszufüllen war ihm nicht gegeben. Sein Uditore Msgr. Giovanni Battista Guidi beherrschte die Situation, zumal er in ausgezeichneter Weise mit der deutschen Sprache vertraut war. Msgr. Agliardi, unter den steifnackigen Bergamasken geboren, war hauptsächlich mit Freiherrn von Hertling befreundet, in dessen Salon er fast jeden Sonntagabend erschien. Welcher Stoff übrigens in diesem Nunzius saß, hat seine glänzende Tätigkeit in Wien bewiesen. Obschon er kein Deutsch konnte, hat er mit den großen Machtmitteln, über die ein Nunzius, wenn er sie gebrauchen will, verfügt, gegen die allerstärksten Einflüsse die entstehende christlich-soziale Partei gehalten, gehegt und gepflegt und ihr zu der Stellung verholfen, die sie sich jetzt in zähem Ringen ausgebaut hat. Daß der Wiener Nunzius bei den regierenden Männern infolgedessen in tiefster Ungnade stand, haben ihm, neben vielen andern Vorfällen, die von geringer Wohlerzogenheit zeugenden Brüskierungen in Ungarn klar bewiesen. In seiner Charakterfestigkeit ließ sich Msgr. Agliardi durch nichts und niemand beeinflussen. Er sah in allem selbst zu, bildete sich sein Urteil und handelte danach. In Wien ereignete sich das nie dagewesene Schauspiel, daß der gewöhnliche Wiener „seinen" Nunzius von Ansehen kannte und die Leute ihn rechts und links grüßten, wenn er sich auf der Straße zeigte. Welchem andern Nunzius wäre das in Wien je zuteil geworden?!

Schwierige Stellungen hatte Msgr. Aiuti zur großen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten ausgefüllt, bevor er nach München kam und das gesundheitsgefährliche Palais in der Briennerstraße bezog. Ein Sprachengenie, wie man es selten unter Italienern findet, hatte er Englisch, Deutsch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch, Hindostanisch und Tamil gelernt. Mit einer der Töchter von Don Carlos habe ich ihn fließend Spanisch, mit der Prinzessin Heinrich von Bourbon, Gräfin

---

ein Grund mehr sein, auf die Ernennung eines deutschsprechenden Nunzius bedacht zu sein." Augenscheinlich wünscht die Regierung in München die Möglichkeit auszuschließen, daß der künftige Nunzius mit breiteren Kreisen Fühlung gewinnen könne.

von Bardi, fließend Portugiesisch, mit einem indischen Oberst, der ihn in der Propaganda besuchte, gut Hindostanisch und mit dem Erzbischof von New York ausgezeichnet Englisch sprechen hören. Das Deutsche war ihm durchaus geläufig, so daß der hochgestellte Einsender des Aufsatzes bei Aufstellung seiner ganz allgemeinen Behauptung entweder von seinem Gedächtnis im Stiche gelassen wurde oder er mit Msgr. Aiuti nicht in so nahe Berührung gekommen ist, daß er sich von seinen vollauf genügenden deutschen Sprachkenntnissen hat überzeugen können.

Msgr. Lorenzelli war als Nunzius eine syllogistische Scholastikepisode. Wenn der gute Wille schon den fertigen Nunzius machen würde, so wäre er der fähigsten einer gewesen. Mit ihm hatte man leichteres Spiel wie mit manchem andern, w e n n man eine unbegrenzte Hochachtung vor dem Thomismus hatte oder etwa zur Schau trug. Das hat sich manch einer zunutze gemacht. Ueber seine Beförderung auf den Pariser Posten freuten sich alle Münchner Kreise aufrichtig.

Das meteorähnliche Aufleuchten und Wiederverschwinden der nur einjährigen Nunziaturzeit des Msgr. Sambucetti war dennoch lang genug gewesen, um zu bekräftigen, was man vorher schon wußte, daß nämlich ein so ruheloser Gast wie Msgr. Sambucetti recht bald die Lust an dem begehrten Posten verlieren würde. Daß jedoch s o k l e i n e Ursachen, wie sie tatsächlich vorlagen, ihn zu seinem fluchtähnlichen Abgang von München bewegen würden, hatte niemand vorhersehen können. Irgendwelche Spuren hat diese Nunziatur nicht zurückgelassen.

Klein an Gestalt, aber bedeutend an Geist war Sambucettis Nachfolger, Msgr. Macchi. Wenngleich er die deutsche Sprache nicht kannte, so hat er sich doch schnell in die Verhältnisse seines Amtsbezirkes hineingefunden. Wer Gelegenheit gehabt hat, ihn an der Arbeit zu sehen, mußte es bedauern, daß er wegen seiner mißlichen Gesundheitsverhältnisse schon so bald auf die Nunziatur erster Klasse nach Lissabon befördert wurde, wo er auch nicht lange nachher gestorben ist.

Auf Msgr. Macchi folgte der jetzt zurückgetretene Nunzius Msgr. Caputo.

Den Wunsch aller guten Katholiken Deutschlands bringt der Verfasser tatsächlich zum Ausdruck, wenn er in S p e r r s c h r i f t folgende Sätze drucken läßt: „Ich spreche aus dem Herzen von Tausenden treuer, aufrichtiger Katholiken, guter Bayern und Deutschen aller Stände, hoch und niedrig, wenn ich dem Heiligen Stuhle und dem erhabenen Oberhaupte der katholischen Kirche die ehrfurchtsvolle Bitte unterbreite, man möge darauf bedacht sein, auf den für das katholische Deutschland unter Umständen so bedeutungsvollen Posten endlich einmal einen im übrigen weitblickenden Mann zu entsenden, der die deutsche Sprache beherrscht, der in der Lage wäre, in der deutschen Presse und Literatur sich selbständig umzusehen, und im mündlichen Verkehr seine Informationen, unbeirrt durch sprachliche Schranken, überall da suchen könnte, wo es im gegebenen Moment zweckdienlich erscheint.“

Nachdem der Staatssekretär des verstorbenen Papstes, Kardinal Rampolla del Tindaro, des öfteren gebeten worden war, diesen a l t e n Wunsch zu erfüllen,

ohne daß er je seinen Einfluß nach dieser Richtung hin hat einsetzen können oder wollen, ergreifen die deutschen Katholiken jetzt die Flucht in die Oeffentlichkeit. Sie wünschen so eingeschätzt zu werden, wie es ihrer Zahl und ihrer unerreichten Organisation entspricht, vor allem wünschen sie aber, daß in Rom die spezifisch deutschen Verhältnisse endlich einmal richtig verstanden werden. Namentlich denkt man hierbei an die Tatsache, daß verschiedene Konfessionen nebeneinander im Deutschen Reich leben und sich vertragen müssen, die den Italienern von jeher ziemlich unverständlich geblieben ist. Die sich aus diesem Nebeneinander ergebenden notwendigen Rücksichtnahmen aufeinander, die einfach bürgerliche Notwendigkeiten sind, werden, soweit der katholische Volksteil Deutschlands in Frage kommt, mit größerem Mißtrauen in Rom beobachtet, als nützlich und dienlich ist. Das Schwingen der Volksseele sollen die Vertreter des Päpstlichen Stuhles in München erfassen, das ist in kurzen Worten das Desiderium des Verfassers. An der Kurie liegt es, dafür zu sorgen, daß es kein pium desiderium bleibe.

Kurz nach dem Erscheinen des Aufsatzes der „Allgemeinen Rundschau" brachte die „Augsburger Abendzeitung" in Nr. 244 aus der Feder eines Herrn von S. eine Notiz, worin Prälat Paul Maria Baumgarten unter hohen Lobsprüchen für den Münchner Nunziaturposten postuliert wurde. Diese von außergewöhnlichem diplomatischem Ungeschick zeugende Auslassung wurde von der Redaktion leider nicht in den Papierkorb geworfen. Der Verfasser der Mitteilung in der „Allgemeinen Rundschau" veröffentlichte dann in Nr. 38 dieser Zeitschrift eine Verwahrung gegen diesen Vorstoß dahingehend, daß er für die Entsendung eines der deutschen Sprache mächtigen, eines deutschsprechenden Nunzius plädiert habe, ohne die Nationalität und Abstammung irgendwie zu berühren. „Wie man mit Missionen nach England oder Nordamerika nur Diplomaten betraut, welche die englische Sprache beherrschen, wie man von dem Nunzius in Madrid von selbst annimmt, daß er Spanisch spricht, von dem früheren Nunzius in Paris die Kenntnis der französischen Sprache[1]) als conditio sine qua non voraussetzte, so sollte auch dem in der deutschen Hauptstadt des Königreichs Bayern und an einem deutschen Hofe beglaubigten Nunzius die deutsche Sprache nicht fremd sein." Die törichte Notiz des Augsburger Blattes hat also eine hochwillkommene Gelegenheit geboten, die Wünsche weitester Kreise bezüglich des künftigen Nunzius noch einmal in aller Schärfe zum Ausdruck zu bringen.

Ueberblickt man die Reihe der Berufsdiplomaten der Kurie, so ist die Auswahl für München, wenn man die Kenntnis der deutschen Sprache als conditio sine qua non ansieht, eine traurig geringe. Die chefs de mission auf den Nunziaturen erster Klasse in Wien, Madrid und Lissabon scheiden bei der

---

[1]) Leo XIII. hatte seinerzeit allerdings einen Nunzius dorthin gesandt, der kein Französisch konnte und es bis zu seinem in Paris erfolgten Tode nie eigentlich hat lernen können.

Auswahl aus, weil sie einen Posten innehaben, der höher ist als derjenige des Münchner Vertreters, der Nunzius zweiter Klasse ist. Der apostolische Delegat für Argentinien, Uruguay und Paraguay, Msgr. Locatelli, spricht leidlich Deutsch, da er lange Uditore in Wien war. Der jetzige Wiener Uditore Msgr. Nicotra hat sich viele Mühe gegeben, Deutsch zu lernen, doch liegt ihm die Sprache ganz und gar nicht. Eine Versetzung des Brüsseler Nunzius nach München ist untunlich, da beide Posten gleichen Rang haben; zudem versteht Msgr. Vico in Brüssel kein Wort Deutsch. Das gleiche gilt von dem Nunzius in Brasilien, Msgr. Bavona. Der apostolische Delegat in Chile, Msgr. Monti, kennt von deutschen Verhältnissen gar nichts, da seine ganze frühere und jetzige Tätigkeit sich auf Südamerika beschränkte, was man auch von Msgr. Ragonesi, dem Delegaten in Kolumbien, sagen muß. Der in Peru und Bolivien beglaubigte Delegat, Msgr. Dolci, ist ein fähiger Kopf, aber aus verschiedenen Gründen gänzlich ungeeignet für den Münchner Posten.

Es bleiben noch übrig der Geschäftsträger in Luxemburg und Holland, Msgr. Giovannini, die Uditori Bovieri (Lissabon), Sibilia (Madrid), Leoni (Brasilien), Gualtieri (München) und Nicotra (Wien), die wohl keinerlei Aussichten haben, als Nunzien in Erwägung gezogen zu werden, obschon der erstgenannte ein sehr fähiger Kopf ist.

Neben diesen im ordentlichen Dienste beschäftigten Diplomaten werden im außerordentlichen Dienste und in Abhängigkeit von der Kongregation der außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten verwendet: Msgr. Ridolfi als Delegat in Mexiko, Msgr. Agius als Delegat auf den Philippinen und Msgr. Aversa als Delegat auf Kuba und Portoriko. Der erste scheidet für den vorliegenden Zweck aus; der zweite, ein geborener Malteser, spricht Englisch und Italienisch als seine Muttersprachen und Französisch kann er gut. Seinen Fähigkeiten nach wäre er hervorragend geeignet für den Münchner Posten, da er in kurzer Zeit Sprache und Verhältnisse gut durchdringen würde. Durch seine ausgedehnten Reisen, die er früher fast alle Jahre machte, durch seine eingehende Kenntnis des englischen und amerikanischen Lebens wäre er in die Lage versetzt, die deutschen Personen und Dinge richtig und ohne das übliche italienische Vorurteil zu verstehen und dementsprechend darüber zu berichten. Ob er augenblicklich auf den Philippinen abkömmlich ist, dürfte nicht wahrscheinlich sein. Immerhin ist es aber wichtig zu wissen, daß diese Kraft vorhanden ist und, wenn nicht jetzt, dann später für München verwendet werden könnte.

Der dritte dieser diplomatischen Beamten im außerordentlichen Dienste ist Msgr. Aversa, von dem ich oben schon gesprochen habe. Wenn ihm — das Agrement der Münchner Regierung vorausgesetzt — die Münchner Nunziatur offen gehalten werden soll, wie gemeldet wird, so dürfte die Wahl als eine gute bezeichnet werden. Seine Tätigkeit auf Kuba hat einen nicht vorherzusehenden günstigen Erfolg gehabt und seine Rückkehr nach dort wird erfolgen, wenn er in New York mit Taft längere Konferenzen gehabt haben wird. Verfolgt man die Karriere dieses erst fünfundvierzigjährigen Delegaten von seinem ersten Auf-

treten in Rom im Jahre 1892 an, so muß man gestehen, daß er außerordentlich schnell vorangekommen. Da ihm Familienbeziehungen nicht zur Verfügung standen, denn er stammt aus kleinsten bürgerlichen Verhältnissen in Neapel, so hat er sich durch seine Tätigkeit und seine Tüchtigkeit Gönner und Freunde zu verschaffen gewußt, die ihn, seinen Fähigkeiten entsprechend, vorangebracht haben. In Wien, wo er einige Jahre Sekretär und dann Uditore war, hat er zahlreiche gute Bekannte und Freunde hinterlassen. Er selbst empfand seine Berufung nach Rom, um dort im Staatssekretariat verwendet zu werden, gewissermaßen als Verbannung, da er sich in Wien sehr fest eingelebt hatte. Es steht zu erwarten, daß, wenn keine unvorhergesehenen Hindernisse eintreten, die Verwaisung des Münchner Postens nicht länger als ein Jahr dauern wird.

Vorsichtshalber sei aber bemerkt, daß vorstehende Mitteilungen von mancher Seite bestritten werden. Sie sagen, und gewiß nicht mit Unrecht, daß unter den heutigen Verhältnissen die Verwaltung der Münchner Nunziatur durch einen chargé d'affaires zu großen Ungelegenheiten führen müßte. Man begab sich darum auf die Suche nach einem geeigneten Kandidaten. Zwei wurden genannt: Msgr. Spolverini, Subdatarius, früher Internunzius im Haag, wo er keine enthusiastischen Verehrer hinterlassen hat, und dann apostolischer Delegat in Südamerika, von dem behauptet wird, daß er Deutsch könne. Dieser Prälat ist aus den verschiedensten Gründen für München völlig ungeeignet. Des weiteren machte die „Kölnische Volkszeitung" auf Msgr. Germano Straniero aufmerksam. Wer ihn vor langen Jahren an der Nunziatur in Wien unter Msgr. Serafino Vannutelli gekannt und ihn bei seiner letzten Anwesenheit in Deutschland wiedergesehen hat, mußte sich eingestehen, daß seine Kenntnis der deutschen Verhältnisse und der deutschen Sprache Riesenfortschritte gemacht hatte. Ausgedehnte deutsche Unterhaltungen über alle möglichen Dinge vermochte er mit Leichtigkeit zu führen und außerdem beherrscht er das Englische und Französische. Zahlreiche Reisen ins Ausland haben seinen Gesichtskreis in ungewöhnlichem Maße erweitert, so daß der Vorschlag des rheinischen Blattes ein ausgezeichneter genannt werden muß. Wie weiterhin bekannt geworden ist, unterhält Msgr. Straniero auch engere gesellschaftliche Beziehungen zum bayrischen Gesandten bei der Kurie, Freiherrn von Guttenberg.

*

Wie man im konkordatären Frankreich die Stellen der Professoren der großen Seminarien für so wenig bedeutungsvoll hielt, qu'on se permettait d'improviser des professeurs à droite et à gauche, so galten auch die wichtigsten diplomatischen Posten unter Leo XIII. für so wenig beachtenswert, daß man Internunzien, Nunzien zweiter und sogar Nunzien erster Klasse einfach improvisierte. Die Folgen dieses Systems konnten nicht ausbleiben. Heute ist die kuriale Diplomatie, soweit das Personal in Frage kommt, verfahrener denn je. Bei den Beamten, die nicht chefs de mission sind, herrscht eine tiefgehende Verstimmung, weil sie — nicht mit Unrecht — stets fürchten, daß, wenn

eine hohe Stelle einmal offen wird und Avancementsaussichten da wären, einer hingeschickt wird, der bisher dem diplomatischen Dienst völlig fremd gegenübergestanden ist. Wenn das katholische Frankreich heute in seiner Zerfahrenheit in kirchlichen Dingen beim Klerus nicht diejenige Unterstützung zu finden vermag, auf die es Anspruch erheben dürfte, so ist das in großem Umfange angewendete System der Improvisierung von Theologie- und Philosophieprofessoren zu einem guten Teile schuld daran. Anderseits möchte man fast versucht sein zu sagen, daß das System Leos XIII. in bezug auf die Personalien der kurialen Diplomatie die auswärtige Vertretung des Heiligen Stuhles in ihrer Stoßkraft nicht unwesentlich geschwächt habe. So groß der verstorbene Papst auf andern Gebieten war, in den Personen hat er sich, namentlich in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren seines Pontifikates, gar häufig vergriffen. Seine eigne, fast wunderbare Vitalität bis in das höchste Greisenalter hinein ließ ihn die andern Menschen nach sich selbst beurteilen. Einen Mann von sechzig Jahren als Wrack ansehen zu müssen wollte ihm überhaupt nicht in den Kopf, auch wenn man ihn darauf aufmerksam machte. Daher muß die Geschichte so manche seiner Ernennungen verzeichnen, die schon bei den Zeitgenossen Kopfschütteln erregt haben.

Von einer Neuordnung der Verhältnisse des diplomatischen Nachwuchses hat man gar oft an der Kurie gesprochen. Ausgeführt ist bis zur Stunde nichts, wenigstens ist nichts darüber bekannt geworden. Da der jetzige Staatssekretär Kardinal Merry del Val vorher Präsident der „Accademia dei Nobili Ecclesiastici“ gewesen ist, so läge es nahe, zu denken, daß er vermöge seines Einflusses diese altehrwürdige Anstalt zur wirklichen Pflanzschule für die kuriale Diplomatie umgestalten könne. Wenn er etwa solche Pläne gehegt hatte, so sind sie illusorisch gemacht worden durch die Ueberweisung der Präsidentenstelle an einen verdienten alten Prälaten, der sein ganzes Leben in den afrikanischen Missionen geopfert hat. Für diesen ist es eine Sinekure und für die Anstalt eine Abträglichkeit, die besser ungeschehen gemacht würde. Aber gegen die hier wirksam gewesenen Einflüsse ist der Staatssekretär zurzeit wohl machtlos.

*

Unsre über alle Maßen verwickelte Reichsverfassung ist zahlreichen Mitbürgern nur in mehr oder weniger klaren, beziehungsweise unklaren Umrissen bekannt. Das Verhältnis der Einzelstaaten zum Reich in seinen militärischen und finanziellen Beziehungen ist fast eine Geheimlehre für einen nicht großen Kreis von Eingeweihten, die über alle einschlägigen Fragen Aufschluß zu geben imstande sind. Auch die diplomatischen und postalischen Sonderrechte mehrerer Staaten des Reiches sind nur wenig gekannt. Darf es darum wundernehmen, wenn manche in Deutschland an den verschiedenen Höfen akkreditierte Diplomaten nur schüchterne Versuche machen, ein so schweres Kapitel zu meistern? Aus Mangel an geeigneten handlichen Büchern in französischer oder einer andern fremden Sprache stecken viele dieser Herren recht bald den Versuch auf, in die Geheimnisse des Staaten- und Reichsrechtes einzudringen, zumal wenn ihre

diplomatischen Geschäfte sie mit diesen Fragen nicht in nähere Berührung bringen. Wer längere Zeit in den diplomatischen Kreisen verkehrt, kann diese Erfahrung alle Augenblicke machen, wobei er oft recht wunderliche Anschauungen zu hören bekommt.

Bei der so großen Verschiedenheit der Gesetzgebung über die Verhältnisse der katholischen Religion in den einzelnen Bundesstaaten war es bis vor kurzem eine zeitraubende Sache, wenn man sich über alle diese Dinge in abschließender Weise unterrichten wollte, zumal auch das Staatslexikon der Görresgesellschaft in einzelnen Punkten versagt. Seit aber Freisen seine Bände über die Gesetzgebung sämtlicher Bundesstaaten der katholischen Kirche gegenüber in der kirchenrechtlichen Sammlung von Ulrich Stutz veröffentlicht hat, ist es für den der deutschen Sprache Mächtigen eine Kleinigkeit, diese Angelegenheit auf einmal zu übersehen.

Nunzien, Uditori und Sekretäre kommen fast ausnahmslos auf ihrem Münchner Posten an, ohne eine entsprechende Kenntnis von der Reichsverfassung und der einzelstaatlichen Gesetzgebung auf konfessionellem Gebiet zu haben. Der Eifer, sich zunächst über diese für ihre Tätigkeit so wichtige Angelegenheit umfassend aufzuklären, ist nie sehr groß gewesen. Für eine Anzahl von Münchner Nunzien habe ich mir die Mühe gegeben, sie auf diese Dinge hinzuweisen. Wenn die Geneigtheit vorhanden war, die Angelegenheit wirklich zu studieren, so verschaffte ich ihnen von einer der Münchner Bibliotheken den einschlägigen Band eines französischen staatsrechtlichen Sammelwerkes, woraus sie wenigstens die bedeutsamsten Bestimmungen kennen lernen konnten. Inwieweit das Buch dann wirklich mit Eifer benutzt worden ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Es wäre nun, meines Erachtens, nicht gar zu viel verlangt, wenn man den Wunsch zum Ausdruck bringt, daß ein Vertreter des Päpstlichen Stuhles die Verfassungsbestimmungen und sonstigen rechtlichen Grundsätze des Staatswesens, in dem er wirken soll, kenne.

Nun ist zwar der Nunzius in München nominell nur in Bayern beglaubigt, seine Tätigkeit erstreckt sich aber, je nach der Lage der Umstände, auf das ganze Deutsche Reich. Bei allen Bischofswahlen und Bischofsernennungen hat er in der einen oder andern Form mitzuwirken, so manche Angelegenheit eines nichtbayrischen Bundesstaates wird an ihn geleitet und von ihm bearbeitet, so daß man nicht mit Unrecht sagen kann, daß er eigentlich der Nunzius für ganz Deutschland ist.

Es ist nun immer mißlich, wenn ein Nunzius von Fall zu Fall neue Informationsquellen über ganz einfache staatsrechtliche Fragen in Anspruch nehmen muß, weil dadurch seine Unkenntnis in diesen Dingen größeren Kreisen nach und nach bekannt werden muß. Das ist seinem Ansehen durchaus abträglich. Deswegen wäre es von Wichtigkeit, wenn der Kardinalstaatssekretär jeden Nunzius gleich bei seiner Ernennung, noch bevor er Anstalten macht, seine Stellung anzutreten, streng verpflichten würde, ungesäumt die gesamten für ihn in Frage kommenden gesetzlichen Bestimmungen des Reiches wie der Einzelstaaten zu studieren, damit er wohlunterrichtet in München ankomme. Die Kenntnis

des Wortlautes und der Tragweite der Bullen De salute animarum vom 16. Juli 1821, Dei ac Domini vom 1. April 1818, Ad dominici gregis vom Jahre 1827 und ähnlicher grundlegender Dokumente genügt für einen Nunzius noch lange nicht; er muß sich vielmehr systematisch in die ganze ältere wie moderne Gesetzgebung staatskirchenrechtlicher Art einarbeiten.

Die Berichte der Nunzien an die Kurie entsprechen naturgemäß der jeweiligen Kenntnis dieser Beamten von den bayrischen und deutschen Verhältnissen auf den verschiedensten Gebieten. Sieht man von manchen Ausnahmen ab, so bieten dieselben einem neuernannten Nunzius, der sich über das Studium dieser Akten hermacht, mitunter wenig, mitunter sogar falsche Information, und das in Fragen, die der berichtende Nunzius amtlich hätte kennen müssen. Das sind bedauerliche Dinge, die aber auch in der weltlichen Diplomatie vorkommen — ich erinnere an die Zeit kurz vor Ausbruch des japanisch-türkischen Krieges und an die Zusammenkunft der Könige von Italien und England in Gaëta —, die man jedoch in der kurialen Diplomatie lieber vermieden sehen möchte. Sie ließen sich ausschalten, wenn man mit der Gewohnheit, Sekretäre, Uditori, Internunzien, Delegaten und Nunzien zu improvisieren, brechen möchte, wenn man ein Minimum von Sprachkenntnissen von den kurialen Diplomaten verlangte, wenn man bei ihrer Ausbildung den Fragen des Staatskirchenrechtes und der Staatsverfassungen eine ganz eingehende Aufmerksamkeit schenken würde, wenn man, mit einem Worte gesagt, den diplomatischen Dienst von Grund aus reformieren und modernisieren wollte.

Die oft zweifelhaften Erfolge der deutschen Diplomaten haben in jüngster Zeit ein allgemeines Verlangen nach vollkommener Verjüngung unsers diplomatischen Korps mit Recht laut werden lassen. Diese Verjüngung ist aber erst durchzuführen, wenn die Erziehung und Ausbildung der diplomatischen Anwärter in die richtigen Wege geleitet worden sein wird. Bis also Besserung auf diesem Gebiete zu verspüren sein wird, dürften noch Jahre vergehen, wenn die Reichsregierung mit dem eingerissenen Schlendrian gründlich aufzuräumen gewillt ist. Der Nachweis von 12000 Mark Zulage und eines angesehenen adligen Namens ist keine Bürgschaft für ein sachverständiges diplomatisches Arbeiten. Mutatis mutandis trifft das auch für die Kurie und ihre Diplomaten zu. Wenn der Staatssekretär Kardinal Merry del Val sich daran erinnern will, wie er sich tage- und wochenlang den Kopf zerbrochen hat, wen er wohl für die Stelle eines apostolischen Delegaten auf den Philippinen in Vorschlag bringen könnte und wie ihm dann bei der gratiarum actio nach der Messe plötzlich der Name des Benediktinerpaters Agius eingefallen ist, so wird er bekennen müssen, daß manches im diplomatischen Dienst der Kurie nicht in Ordnung ist, wenn es tantae molis erat Philippinensem condere delegatum. Daß diese Wahl eine ausgezeichnete war, habe ich oben schon betont; aber eine solche Ausnahme bestätigt nur die Regel, daß man nicht von Fall zu Fall Männer suchen, sondern eine entsprechende Zahl derselben rechtzeitig heranbilden, sie also bereithalten soll.

*

Es ist ein altes Gravamen, daß in der kurialen Verwaltung fast keine Nichtitaliener verwendet werden. Daß das ganz entschieden zum Schaden dieser Verwaltung ausschlägt, ist über allen Zweifel erhaben. Die allereinfachste Ueberlegung müßte dazu führen, jedem Lande mit einer entsprechenden Katholikenzahl eine entsprechende Vertretung im Beamtenkörper der Kurie zuzubilligen. Die Aussichten für die Verwirklichung dieses Wunsches aller nichtitalienischen Katholiken sind zurzeit gleich Null.

Wenn das für die in Rom ansässigen Behörden gilt, so ergibt sich erst recht die Notwendigkeit für das diplomatische Korps der Kurie. Aber einer solchen Maßregel setzt man einen noch stärkeren Widerstand entgegen. Meines Wissens sind in den letzten fünfzig Jahren noch keine zehn Nichtitaliener unter den Diplomaten gewesen. Der verstorbene Kardinal Ledóchowski war kurze Zeit im diplomatischen Dienst, Kardinal Czapski war Nunzius, Msgr. Ruffo Scilla in München hatte einen polnischen Sekretär, Msgr. Starowieski war eine Zeitlang Sekretär und Uditore, der Schweizer Peri-Morosini war in den gleichen Aemtern, ebenso wie der jetzige Weihbischof von Straßburg, Msgr. Zorn von Bulach; Msgr. Agius, der Malteser, ist zurzeit im außerordentlichen diplomatischen Dienst und der Schweizer Msgr. Rossi-Stockalper ist Sekretär an der Wiener Nunziatur. Das sind im ganzen acht Nichtitaliener, wozu man noch die außerordentliche diplomatische Mission des jetzigen Staatssekretärs, der Spanier ist, nach Kanada rechnen kann.

Wie manche Schwierigkeiten wären vermieden worden, wie manche wichtige Information wäre wesentlich richtiger gewesen, wie manche Aktion wäre glorreicher gewesen, wenn neben der italienischen Gewandtheit und Geschmeidigkeit die deutsche Gründlichkeit, die englische Steifnackigkeit und Universalität und andrer Länder Haupttugenden hätten mit in Rechnung gesetzt werden können! Aber das italienische Monopol der Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten, so ungerecht und verletzend es für die andern großen Nationen ist, wird wohl so bald nicht durchbrochen werden. Es geht zwar das Gerücht, daß in den Kreisen der angelsächsischen und germanischen Katholiken eine Bewegung gegen dieses Monopol vorbereitet werden wird, die ihren Hauptrückhalt bei einigen einflußreichen nordamerikanischen Prälaten haben soll; aber der Gedanke an den Ausgang des Hornberger Schießens liegt doch für den Kenner der Verhältnisse bedenklich nahe.

Wie dem allem auch sei, es kann auf keinen Fall schaden, wenn man von Zeit zu Zeit alle diese Wünsche wieder einmal zum Vortrag bringt. Vielleicht wird doch der eine oder andre langsam seiner Erfüllung näher geführt werden können.

Großherzog Friedrich von Baden

Von

Professor Dr. Nippold (Jena)

Bei dem Heimgang des hochbejahrten Fürsten ist einer der seltenen Fälle in die Erscheinung getreten, daß einmal ein Charakterbild in der Geschichte nicht schwankt. Der Parteien Gunst und Haß ist in diesem Falle verstummt. Ein durchweg einmütiges Urteil trat dem Beobachter entgegen. Das geeinigte Deutsche Reich in allen seinen Staaten, in allen seinen politischen Richtungen hatte seit langem in dem badischen Monarchen den ersten seiner fürstlichen Vorkämpfer erkannt. Sein badisches Volk aber verehrte in ihm den in seiner gesamten Regierung sich selbst, und das hieß bei ihm: den höchsten Idealen des Menschenlebens, stets treugebliebenen Landesvater.

In diesem „Sich-selbst-stets-treu-geblieben-sein" liegt zweifellos zugleich die Erklärung für die Einmütigkeit des allgemeinen Urteils. Von den Studienjahren an bis zum Lebensende tritt uns stets der gleiche Mann entgegen. Es sind dieselben Eigenschaften, die den Greis auf der Höhe großartiger Erfolge kennzeichnen und den jugendlichen Fürstensohn inmitten der Schrecknisse der Revolution und in der dumpfen Schwüle der Reaktionszeit. Schon diese still verlaufende „Vorgeschichte" trägt den gleichen Charakter, den die vor aller Welt sich abspielende Geschichte des Enkels des unvergeßlichen Karl Friedrich bekundet. Denn von dem Antritt der Regentschaft und der bald darauf gefolgten Vermählung an bis in das höchste, aber wunderbar geistesfrisch gebliebene Greisenalter hinein ist auch der Enkel der gleiche, ebenso warmherzige als besonnene Leiter der Geschicke Badens gewesen, wie der ihm zum Vorbilde dienende Begründer des Großherzogtums.

Erst der Rückblick auf das Ganze der Regierung Großherzog Friedrichs hat es unzweideutig erkennen lassen, wie dieser streng konstitutionelle, parlamentarisch regierende Fürst doch stets das Heft in der Hand behalten hat. Nur er allein ist es, der sich bleibend heraushebt aus all dem vielfachen Wechsel der aufeinander gefolgten Ministerien, und nicht minder aus den gewaltigen allgemeinen Umwälzungen, die er nicht nur miterlebte, sondern denen er in den entscheidendsten Stunden die Richtung mit anzuweisen vermochte.

Die milde Gestalt Friedrichs ist untrennbar von der unsers ersten Kaisers, des sein Urteil überaus hochstellenden Schwiegervaters, und derjenigen seines Schwagers, der in der Geschichte eigentlich nur als der erste Kronprinz fortlebt. Die drei hohen fürstlichen Erscheinungen werden auch für die Zukunft aufs engste miteinander verbunden bleiben. Wie es dem Leben des großen Kaisers und noch mehr demjenigen seines so ungewöhnlich liebenswerten Sohnes bei aller Größe ihrer Erfolge nicht an tieftragischen Momenten gefehlt hat, so ist es auch Großherzog Friedrich nicht anders ergangen. Auch seine Regierung hat

nicht zu allen Zeiten die gleichen Wege verfolgen können. Aber wer schärfer zusieht, erkennt bald, daß die auf diesen Wegen angestrebten Ziele stets die gleichen geblieben sind. Es führt eine einheitliche Linie durch dieses Leben hindurch.

Der gewaltige Staatsmann, der uns von einem Zeitalter Bismarcks reden läßt wie von einem Zeitalter Luthers, hat auf den Höhepunkten seiner dieses Zeitalter schaffenden Wirksamkeit in dem badischen Fürsten einen ähnlich verständnisvollen Hort gefunden wie Luther in Friedrich dem Weisen. Es sollte eine Zeit kommen, wo ihre Wege nicht mehr durchweg zusammengegangen sind. Aber weder früher noch später ist der badische Fürst von den Bestrebungen abgewichen, die ihn in den größten Momenten unsrer Zeitgeschichte an Bismarcks Seite gestellt haben.

In der Regierung des eignen Landes hat Großherzog Friedrich eine Reihe pflichttreuer Berater gefunden. Seine Minister sind zum großen Teil hervorragende, einige geradezu geniale Männer gewesen. Sie waren jedoch aus sehr verschiedenen Richtungen hergekommen. Der junge Fürst hatte ein Ministerium ererbt, welches ihn bis zum Abschluß eines Konkordats führte, das den Höhepunkt der Siege der kurialistischen Politik über den Rechtsstaat einschloß. Wir werden jedoch in der Lage sein nachzuweisen, daß schon eine Reihe von Jahren vor dem — auch die nächste Umgebung überraschenden — Umschwung der Landesherr persönlich über die Notwendigkeit desselben im klaren war.

Die persönliche, selbständige Regierung von Großherzog Friedrich beginnt im Grunde erst mit dem „Fürstenwort" vom 7. April 1860. Das darin niedergelegte Programm ist von ihm ebenso unverrückt festgehalten wie das Novemberprogramm von 1858 von seinem Schwiegervater. Die beiden Tage bilden gemeinsam die Grundlage der gesamten späteren Entwicklung. Der allgemeine europäische Hintergrund dieser deutschen Entwicklung lag in dem Beginn der (für die deutschen Einheitsbestrebungen vorbildlichen) nationalen Einigung Italiens. Während der großen internationalen Veränderung der Weltlage (bei der auch weder die Ergebnisse des Krimkrieges noch die des amerikanischen Sonderbundskrieges außer Betracht bleiben dürfen) ist das kleine Baden, wie es so lange Zeit nur spöttisch genannt wurde, in der Tat zum „Musterländle" für Deutschland geworden. Die mit der Berufung der Minister Stabel, Lamey, Roggenbach gelegten Grundlagen haben alle nachfolgenden Sturmfluten und Krampfwehen überdauert.

Wie durch die dieser epochemachenden Entscheidung vorhergegangene Konkordatspolitik, so hat das badische Land mit seinem Fürsten an der Spitze sich dann abermals durch den (nirgend schwerer empfundenen) Bruderkrieg von 1866 mühsam hindurchwinden müssen. Aber durch die trüben Wolken ist bald wieder die Sonne durchgebrochen. Die Ernennung von Mathy an Stelle von Edelsheim hat nicht nur dem Kriege ein baldiges Ende gemacht, sondern sie ermöglichte auch den Bau der „Mainbrücke": schon in den Jahren, wo Bismarck noch abwinken zu müssen glaubte.

Seit der Wiedererstehung des Deutschen Reiches hat die unauslöschliche Dankbarkeit aller deutschen Stämme den badischen Fürsten auf seiner weiteren Mitarbeit für das große Ganze begleitet. Im badischen Lande selbst sind freilich seither eine Reihe verschiedenartiger Ministerien aufeinander gefolgt. Aber die tieferliegende Ursache dafür lag wieder in den allgemeinen Zeitverhältnissen, die auch der mächtigste Monarch nicht von sich aus in seinem Sinne zu gestalten vermag. Denn wer den Gang der Dinge von Etappe zu Etappe beobachtete, der mußte schon bald nach den größten Errungenschaften unsrer Geschichte auch in Baden die gleiche klerikale Mobilmachung erkennen, durch welche Bismarck schon bei der Rückkehr aus dem Französischen Kriege überrascht worden war. Seitdem war im Süden wie im Norden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die rückläufige Strömung gewachsen. In Preußen ist es schon 1877 zu dem Sturze Herrmanns gekommen, welcher der Empfehlung des Großherzogs seine Berufung als Präsident des Oberkirchenrats nach Berlin zu verdanken gehabt hatte und den er vergeblich gegen den unverantwortlichen Beichtvater zu stützen versuchte. Im folgenden Jahre kam es zum Sturze des Kultusministers Falk. Und dabei ist es der gewaltigste deutsche Staatsmann selbst gewesen, der die Nebenregierung des Zentrums in die Wege geleitet hat. In Baden spiegelt sich dieser allgemeine Gang der Dinge in der Aufeinanderfolge der Ministerien Jolly, Stösser, Turban. Sie haben, wenn auch in verschiedenen Nuancen, auf dem seit 1860 erprobten liberalen Wege weiter fortzuschreiten gesucht. Jolly ist — in viel höherem Grade als der mehrfach seine Mißgriffe kopierende Falk — der Minister des Kulturkampfes gewesen. Die folgenden Ministerien haben der stetig zunehmenden Zahl der klerikalen Stimmen im Parlament Rechnung tragen müssen. Das hat von da an im Grunde noch stetig zugenommen. Aber die alten Richtlinien sind niemals völlig verlassen worden. In jedem günstigen Moment sahen wir sie neu aufgenommen. Auch der letzte Ministerwechsel hat keinen Sachkenner daran irremachen können, daß nach wie vor die gleiche feste Hand dem Steuer des Staatsschiffes gebot.

Diese Stetigkeit ist das unvergänglich Große in der Regierung des persönlich so milden Fürsten. Die Dankbarkeit seines Volkes hat ihm manchen Ehrennamen gegeben, den des „Gerechten", den des „Gütigen", zuletzt und wohl am allgemeinsten den „Friedrichs des Deutschen". Unserseits möchten wir den Schwerpunkt auf die gerade Linie legen, welche durch sein ganzes Leben hindurchgeht. Die zukünftige Geschichtschreibung braucht, um sie zu erkennen, kaum noch neue Quellen zu erschließen. Die Einmütigkeit des Urteils der Zeitgenossen wird zweifellos auch auf sie übergehen.

Die Hochflut der Zeitungsartikel (die freilich in diesem Fall gerade dadurch ein besonderes Interesse beanspruchte, daß es sich einmal nicht um die bekannten Waschzettel handelt, die das eine Blatt dem andern nachdruckt, sondern daß alle Parteien im Urteil übereinstimmen) wird in Bälde zurücktreten. Um so mehr aber wird dann die reiche, solide Spezialliteratur zu ihrem Recht kommen, die das fünfzigjährige Regierungsjubiläum des Großherzogs gezeitigt hat. Ottokar

Lorenz und Alfred Dove, W. Martens und J. Landgraf haben damals miteinander gewetteifert, ein dem Stande unsrer wissenschaftlichen Forschung entsprechendes Lebensbild zu zeichnen. Auch die reichen Schätze des Archivs haben bereits von seinem Direktor von Weech gehoben werden dürfen. Neben die damalige Spezialliteratur aber treten zahlreiche Quellen andrer Art. In Wilh. Onckens „Zeitalter Wilhelms I." ist der Vor- und Mitarbeit des badischen Fürsten von einem Manne gedacht, der schon die tiefeinschneidende Epoche des 7. April 1860 selbsttätig miterlebt hatte. Die durch das unvergängliche „Fürstenwort" dieses Tages begründeten nationalen Hoffnungen sind — von der dumpfen Schwüle der vorhergegangenen Konkordatsära scharf sich abhebend — in Georg Längins Liedern zu begeistertem Ausdruck gekommen.[1]) Was in den folgenden Jahren von Baden aus auf das übrige Deutschland an Lebenskräften ausströmte, hat einer der besten Abschnitte in Hausraths „Richard Rothe und seine Freunde" (zumal mit Bezug auf Bunsen) in Erinnerung gerufen. Die dem Bruderkriege von 1866 auf dem Fuße gefolgte Initiative des Großherzogs hat in G. Freytags Mathy-Biographie eine Schilderung gefunden, in welcher der Fürst, der zur rechten Stunde den rechten Mann rief, genau so geschildert ist, wie die nachfolgenden vier Jahrzehnte ihn allgemein beurteilen.

Der frühe Tod von Mathy hat in der badischen Politik keinerlei Veränderung nach sich gezogen — ein deutlicher Beleg dafür, wer dieselbe im Grunde bestimmt hat. Im Kriege von 1870 hat der Großherzog von Versailles aus einen Einfluß geübt, dessen Charakter sich wohl am volkstümlichsten in der sinnigen Anekdote abspiegelt, die Fürst Bismarck selber mitgeteilt hat, wie an dem großen Tage der Kaiserproklamation sein Hoch auf „Kaiser Wilhelm" den noch ungeschlichteten Streit um den Titel beendigte. Von da an beginnt die treue und nachhaltige Unterstützung der Bismarckschen Politik durch den süddeutschen Fürsten.

Die tieferliegenden Ursachen der nachmaligen Wandlung seines Urteils werden eines der Grundprobleme der späteren Geschichtsforschung bilden. Einen kleinen Beitrag zur Lösung dieses Problems hoffen wir in einem weiteren Artikel bringen zu können. Heute nur so viel, daß die Seiten 256 bis 264 der „Forschungen und Erinnerungen" über „die beiden ersten deutschen Kaiser und ihre Frauen" ihre erste Anregung den eingehenden Gesprächen verdanken, die der Verfasser im Juli 1906 mit dem damals noch einer seltenen Gesundheit und Geistesfrische sich erfreuenden Großherzog führen durfte. Der hohe Herr hat u. a. in einer fünfviertelstündigen Unterredung unter vier Augen im Grunde mir ein historisches Kolleg gehalten, das mich in den Stand setzen sollte, gerade

---

[1]) Die im Jahre 1861 erschienene erste Sammlung von Längins Zeitgedichten („Aus unserer Zeit") ist ein treuer Spiegel des damaligen nationalen Aufschwungs. Für die spätere Regierung des Großherzogs gilt das gleiche von der im Jahre 1892 gefolgten zweiten Sammlung: „Vierzig Jahre Kämpfen und Hoffen. Religiös-patriotische Gedichte." Vgl. über beide die Monographie: „Das deutsche Christuslied des 19. Jahrhunderts" S. 157—170.

in den heikelsten Fragen (wie der Verzeichnung des Bildes der Kaiserin Augusta in den Bismarckschen „Gedanken und Erinnerungen") ein richtiges Urteil zu fällen. Die Unterredung hat nur wenige Wochen vor dem Erscheinen der Hohenloheschen Memoiren stattgefunden. Ueber den sensationellen und pikanten Dingen, auf welche die Tagespresse sich warf, ist der bescheidene Beitrag, den das eben erwähnte Buch über die gleiche Periode bringen wollte, für den Moment zurückgedrängt worden. Aber es wird dem Verfasser eine um so ernstere Aufgabe sein, das, was er als Historiker dem heimgegangenen Fürsten verdankt, in eignem Zusammenhang zur Darlegung zu bringen.

Es ist heute allerdings keine leichte Aufgabe, so mancher die Zeitungspresse beherrschenden Auffassung als einzelner entgegenzutreten. Nicht genug damit, führt dieselbe, wenn es sich um fürstliche Persönlichkeiten handelt, stets zwischen Szylla und Charybdis hindurch. Jeder einzelne Abschnitt in Graf Reventlows „Kaiser Wilhelm II. und die Byzantiner" bietet überreiche Belege dafür. Wie bitter hat Ottokar Lorenz noch in seinen letzten Lebenstagen es büßen müssen, daß er authentische Mitteilungen aus dem badischen Geheimarchiv über die Begründung des neuen Reiches in einen Zusammenhang hineingestellt hatte, der ihnen eine Tendenz zu geben schien, die ihnen an sich gar nicht innewohnte.

Unsre heutige kurze Skizze kann sich überhaupt noch nicht das Ziel stecken, das — ungeahnt häufig in die Tat umgesetzte — versöhnliche und vermittelnde Streben des badischen Fürsten in den vielen Gegensätzlichkeiten zwischen dem großen Kaiser und dem großen Kanzler zu kennzeichnen. Es kann vorerst nur darauf ankommen, in aller Kürze die Quellen zu charakterisieren, auf Grund deren uns eine Pflicht obliegt, der wir uns trotz ihres überaus schwierigen Charakters nicht entziehen zu dürfen glauben.

Wenn die einleitenden Worte das „Sich-selbst-stets-treu-geblieben-sein" des Großherzogs als die Ursache der Einmütigkeit des allgemeinen Urteils bezeichnen, so hat sich dieses Urteil gerade auf den Vergleich zwischen dem Früher und dem Später aufbauen können. Denn es ist mir ein unauslöschlicher Eindruck geblieben, wie die eben erwähnte (in der „Karlsruher Zeitung" als „längere Besprechung" bezeichnete) Audienz sowie der vorhergegangene und nachfolgende Briefwechsel den gleichen — ebenso gütigen als geistesklaren und willensstarken — Fürsten mir vorgeführt hatten, wie die ersten Gespräche fast vierzig Jahre vorher. Es läßt sich daher an dieser Stelle nicht vermeiden, auch diese letzteren und überhaupt die Art des persönlichen Verkehrs kurz zu streifen.

Die (Seite 340 ff. des vorerwähnten Buches beschriebene) erste Audienz bei Kaiser Wilhelm hatte ihren letzten Anlaß in meiner ersten Audienz bei meinem damaligen Landesherrn. Schon während des nachfolgenden Aufenthaltes in Berlin, zur Zeit des siebzigsten Geburtstages des Königs, hat sich ihr eine zweite angeschlossen. Im Herbst des gleichen Jahres eine dritte in Baden-Baden. Die Bearbeitung des Bunsenschen, des Rotheschen, des Boyenschen Nachlasses brachte eine Reihe von weiteren Berührungen. Jahr um Jahr hat dann mein treuer Freund von Ungern-Sternberg (der Chef des Großherzoglichen Kabinetts), wenn

ich ihn auf dem Wege von der Schweiz nach dem Niederrhein besuchte, seine Auffassungen über den allgemeinen wie den provinziellen Gang der Dinge mir anvertraut. Es lag nicht minder in der Natur der Dinge, daß jedes Gespräch mit dem deutschen Kronprinzen auch zur Kenntnis seines von ihm aufs höchste verehrten Schwagers kam. Seitens des Kronprinzen habe ich wohl den Vorwurf gehört, daß er mich solange nicht gesehen. Es sind immer unabweisbare, in meiner Berufstätigkeit liegende Anlässe gewesen, die mich zu fürstlichen Persönlichkeiten geführt haben. Aber ich darf nicht leugnen, daß der Höhepunkt meiner Lebenserinnerungen lange Zeit in einem in dem fürstlichen Familienkreise auf der Mainau verbrachten Tage gelegen hat. Auch in Berlin ist mir noch einmal eine durch einen interessanten Zwischenfall unterbrochene Audienz vergönnt gewesen. Nicht minder bei meiner Uebersiedelung von Bern nach Jena auf der Durchreise durch Karlsruhe (1884), und wiederum im Frühjahr 1893. So haben die in der letzten Unterhaltung im Sommer 1906 mir zuteil gewordenen Eindrücke, auf Grund deren das oben ausgesprochene Urteil erwachsen ist, in der Tat eine fast vierzigjährige Vorgeschichte. Denn im Laufe dieser vierzig Jahre war der Großherzog stets der gleiche geblieben. Was von seinen Urteilen und Wünschen in dieser ganzen Zeit sich mitteilen läßt, ist stets von den gleichen Idealen getragen gewesen.

Es ist selbstverständlich, daß es nur eine von vielen Seiten ist aus der überreichen Lebensarbeit des unvergleichlich arbeitsfreudigen Fürsten, wovon ein Kirchenhistoriker Zeugnis ablegen darf. Aus Eckermanns „Erinnerungen an Goethe" pflegte der (heute vielfach unterschätzte) Hallesche Theologe Tholuck gern das Wort anzuführen: „Das ist mein Goethe". Eckermann meint damit, andre hätten andre Seiten des großen Mannes ins Auge gefaßt, was Tholuck sehr zutreffend auf das Verhältnis des johanneischen zu dem synoptischen Christusbilde anwandte. Aber jenes Eckermannsche Bild paßt in unserm Fall genau ebenso wie damals bei Goethe.

Melden sich doch schon heute die Vertreter der verschiedensten Lebensaufgaben und Geistesinteressen zum Wort, um das, was ihr eignes Arbeitsgebiet dem badischen Fürsten verdankt, für die Zukunft zu fixieren. Vor einigen Tagen las ich, wie ein begeisterter Jünger Richard Wagners ihn mit Bezug auf seine echt fürstliche Gönnerschaft des gewaltigen Dichterkomponisten dem idealgesinnten unglücklichen König Ludwig II. zur Seite stellte. Während ich mich eben zum Schreiben setzte, stand ich noch unter der Nachwirkung des von Hans Thoma ihm gespendeten tiefempfundenen Dankes. Ideal und Wirklichkeit sind wohl noch niemals seitens eines Fürsten jedes gleich sehr in seiner eigentümlichen Sphäre verstanden und gepflegt worden. Denn das Höchste für unser deutsches Volk bleibt doch Friedrichs Vorarbeit für Kaiser und Reich. Darum sind nicht nur so ungewöhnlich viele Fürsten zu seiner Bestattung geeilt, sondern wir durften auch zum erstenmal das Schauspiel erleben, wie Bundesrat und Reichstag gemeinsam ihm die Totenklage gehalten haben.

Von den vielen Lebensgebieten, die Großherzog Friedrich umspannt und gefördert hat, ist es somit nur ein einziges, über das dem Verfasser ein Wort mitzureden vergönnt ist. Denn alle unsre Gespräche haben sich ausschließlich auf dies eine Gebiet bezogen: Religion, Kirche, Theologie. Noch ist es unsern Zeitgenossen ungewohnt, dies Gebiet in den Vordergrund gerückt zu sehen. Bei Großherzog Friedrich von Baden aber ist seine echte Frömmigkeit, sein schlichter Christusglaube der Schlüssel zum Verständnis seines ganzen Wesens. „Einen wahrhaft Frommen sah ich" — hat Platen von Schubert gesprochen —, „der, was jene tölpisch äfften, wirklich in der Seele war." Dies Wort gilt in seinem vollen Sinn auch von dem entschlafenen Fürsten.

Sein tiefes Verständnis für alle kirchlichen Aufgaben, das sich wie bei seinem Schwiegervater und Schwager mit ebenso tiefem Abscheu vor aller Heuchelei und Scheinheiligkeit paarte, wird wohl auch die Erklärung einschließen für die eingehenden, vertraulichen Unterredungen, die er dem Verfasser so gern gewährte. Aber bei dieser rasch hingeworfenen Skizze, die im Grunde nur die Einleitung zu genauerer Darstellung sein kann, habe ich mich schließlich doch selbst vor der Frage befunden, worin der Grund zu dem persönlichen Vertrauen gelegen sein mochte, das er dem jungen Privatdozenten zu dessen eigner Ueberraschung zuteil werden ließ und während der wechselvollen folgenden vier Jahrzehnte bewahrte. Erst späteres Nachdenken hat mich auf die Spur gebracht, daß die bereits im Jahre 1862 in den (vom Großherzog warm unterstützten) Gelzerschen Monatsblättern erschienenen „Briefe über ein Osterfest in Jerusalem", welche die streitenden Stimmungen in dem jugendlichen Besucher naturgetreu abspiegelten, in der fürstlichen Familie aufmerksam gelesen worden waren. Ich hatte keine Ahnung davon gehabt, durfte mich aber später bei der Lektüre der Jerusalemer Reiseerinnerungen Kaiser Friedrichs davon überzeugen.

Beide Fürsten aber haben — und darin lag die eigentliche Antwort auf jene mir selbst gestellte Frage — übereingestimmt in der Pietät für einen deutschen Theologen, der nicht Schule im üblichen Sinne des Wortes gemacht, aber auf alle Schulen und Kirchen gleich sehr eingewirkt und dem religiösen Frieden der Zukunft wie kein andrer vorgearbeitet hat. Richard Rothe ist seinerzeit als der „Heilige des Protestantenvereins" bezeichnet worden. Aber es gibt heute keinen positiven Theologen, der nicht in einem Schülerverhältnis zu ihm stünde.

Rothe hat auch mehr als einen fürstlichen Schüler gehabt. Fürst Solms-Lich ist auch literarisch als solcher hervorgetreten. Seinen Gedankengängen begegnen wir gleich sehr im Reformkatholizismus und im christusgläubigen Protestantismus, und sie fehlen auch in der ernsten jüdischen Theologie nicht. Auch bei mir war es daher einfach das Schülerverhältnis zu Rothe, auf das sich auch das Verhältnis zu Großherzog Friedrich zurückführte. Denn so hoch man auch den Einfluß von Ludwig Häußer und von Bunsen auf den edeln Fürsten veranschlagen mag, so hat doch kein andrer auf die Jahre seiner eignen Entwicklung tiefer eingewirkt. Und in dem innersten Kern seiner Persönlichkeit kann ihn nur der-

jenige verstehen, der sich die Beziehungen vergegenwärtigt, in denen er schon in seiner Studienzeit, dann aber ununterbrochen von 1853 bis 1867, zu Richard Rothe gestanden hat. [1])

Der Schwarm der kleinen Planeten

Von

Dr. Julius Franz, Direktor der Sternwarte in Breslau

Die Geschichte der kleinen Planeten zwischen der Mars- und Jupiterbahn hat verschiedene überraschende Stadien durchgemacht. Zu den merkwürdigsten Wendungen, die das gewohnte Bild unsers Planetensystems verändern, gehört aber die 1906 und 1907 erfolgte Entdeckung von Planeten, welche die Zone zwischen Mars und Jupiter unter bemerkenswerten Erscheinungen überschreiten.

Deshalb dürfte ein Ueberblick über die Entwicklung unsrer Kenntnis dieses Planetenschwarmes, dessen Bearbeitung die astronomische Tätigkeit des neunzehnten Jahrhunderts vorzugsweise in Anspruch nahm, jetzt nicht ungeeignet sein.

Zunächst sei daran erinnert, daß die seit dem Altertum bekannten Planeten Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter und Saturn so angeordnet sind, daß der Abstand zweier aufeinander folgenden Bahnen von innen nach außen sich nahezu schrittweise verdoppelt. Diese Erscheinung wurde zuerst von Titius, Professor an der wittenbergischen Universität, hervorgehoben und ist daher als Titiussche Reihe bekannt. Nur zwischen den Bahnen von Mars und Jupiter war die Entfernung so groß, daß hier ein Glied der Titiusschen Reihe fehlte. So hat auch schon Kepler in seinem „Mysterium cosmographicum“ von 1596 einen regulären Körper als Symbol für einen noch unentdeckten Planeten in dieser Lücke eingeführt.

Als nun Herschel 1781 den Uranus jenseits des Saturn auffand, zeigte sich, daß auch dieser die Titiussche Reihe nach außen genau fortsetzte. Deshalb gewann diese Reihe, obwohl ihr die mathematische Begründung fehlt, an Ansehen, und am Ende des achtzehnten Jahrhunderts faßte daher die Ueberzeugung, daß zwischen den Bahnen von Mars und Jupiter sich noch ein Planet befindet, bei den Astronomen festen Boden. So bildete sich 1799 unter ihnen eine Vereini-

[1]) Die Beziehungen zwischen Großherzog Friedrich und Richard Rothe verlangen eine selbständige Charakteristik in eignem Zusammenhang. Doch kann derjenige, der sich im allgemeinen orientieren will, den Weg dazu finden, wenn er die im Inhaltsverzeichnis meiner Biographie Rothes unter der einschlägigen Rubrik verzeichneten Briefe über seinen Verkehr mit dem Großherzog zusammenstellt und damit die in der zweiten Auflage des „Stille Stunden“ veröffentlichten Schreiben des Fürsten aus dem Jahre 1853 verbindet. Seine überaus inhaltreichen späteren Briefe über die beiden eben genannten Werke sind noch nicht veröffentlicht.

gung zu dem Zweck, nach dem vermißten Planeten zu suchen. Auch Piazzi, den verdienten Direktor der Sternwarte in Palermo, wollte man hinzuziehen. Bevor er aber diese Absicht erfuhr, fand er am ersten Tage des neunzehnten Jahrhunderts den gesuchten Planeten, ohne ihn jedoch als solchen sofort zu erkennen. Bei seinen Beobachtungen von Fixsternen hatte sich nämlich ein Widerspruch gezeigt, und dieser klärte sich merkwürdigerweise dadurch auf, daß ein am 1. Januar 1801 zuerst beobachteter kleiner Stern achter Größe am 2. Januar etwas anders stand und in den folgenden Tagen in gleicher Weise vorrückte. Er verfolgte den Wandelstern bis Mitte Februar und sandte dann, als er in der Abenddämmerung verschwunden war, seine gemessenen Oerter mit der Post an den Astronomen Bode nach Berlin ein, wo der Brief, bei seiner Sendung durch die Alpen durch Kriegsunruhen verzögert, erst nach Monaten eintraf.

Piazzi sprach in seinem Briefe von einem sternähnlichen „Kometen“, den er gefunden. Denn die Entdeckung eines Planeten war, außer bei Uranus, noch nie vorgekommen. Sie lag also außerhalb des Bereichs der Erwägungen.

Die Bahnrechnung des neuen Gestirns mißlang zunächst, denn die Beobachtungen ließen sich keiner parabolischen Kometenbahn anschließen. Da tauchte die Vermutung auf, daß es ein Planet sei und eine elliptische, kreisähnliche Bahn habe. Aber wie sollte man eine solche berechnen? Der Fall war noch nie vorgekommen, daß ein verhältnismäßig schnell bewegter und kurze Zeit hindurch beobachteter Planet mit unbekannter Umlaufzeit eine Bahnrechnung erforderte. Denn Uranus, der einzige bisher entdeckte Planet, hatte wegen seiner großen Entfernung eine so langsame Bewegung und wegen seiner hohen Helligkeit als Stern sechster Größe eine so lange Sichtbarkeit, daß es leicht gelang, ihn, nachdem er hinter der Sonne den Blicken entschwunden war, am Nachthimmel des nächsten Jahres auch ohne Bahnrechnung wieder aufzufinden.

Da stellte sich der geniale, erst vierundzwanzigjährige Karl Friedrich Gauß die Aufgabe, aus den Beobachtungen eine elliptische Bahn zu rechnen, und löste sie, indem er eine völlig neue Methode schuf, die dann auch bei allen folgenden Planetenentdeckungen Anwendung fand und so eine Hauptrolle in der Astronomie des neunzehnten Jahrhunderts spielte. Nach seiner Bahnrechnung wurde der Wandelstern am 1. Januar 1802, also gerade ein Jahr nach seiner Entdeckung, von Dr. Olbers in Bremen unter vielen ihm gleichenden Fixsternen an einer ganz andern Gegend des Himmels wieder aufgefunden und durch sein Fortschreiten von Nacht zu Nacht als Planet wiedererkannt. Seine Bahn lag zwischen der des Mars und Jupiter; er war also das bisher vermißte und lange gesuchte Glied der Titiusschen Reihe. Piazzi nannte den neuen Planeten Ceres nach der mythologischen Schutzgöttin Siziliens und verlieh ihr als Kalenderzeichen die Sichel.

Bei der weiteren Beobachtung der Ceres fand Olbers am 28. März 1802 einen zweiten kleinen Planeten, die Pallas. Harding entdeckte 1804 die Juno als dritten und Olbers 1807 die Vesta, den hellsten aller Planetoiden, als vierten, alle zwischen Mars- und Jupiterbahn. So waren denn im Widerspruch

zur Titiusschen Reihe statt eines Planeten vier in dieser Zone vorhanden, und diese Tatsache wurde durch viele Schriften und Abbildungen verbreitet, da die nächsten Jahrzehnte keine weiteren Entdeckungen brachten.

Inzwischen suchte ein Liebhaber der Himmelskunde, der Postmeister Hencke in Driesen, mit seinem Fernrohr die der Sonne jedesmal gegenüberliegende Himmelsgegend jahraus, jahrein, Nacht für Nacht unermüdlich ab, zeichnete alle kleinen Sterne auf und verglich sie in den folgenden Nächten wieder. Obgleich Professor Encke in Berlin ihm wiederholt sagte, daß seine Bemühungen vergeblich bleiben würden, ließ er sich nicht beirren und fand endlich 1845 einen neuen kleinen Planeten, den er, ebenso wie seine Tochter, mit dem Namen Asträa taufte, und 1847 einen zweiten, die Hebe.

Seitdem verging kein Jahr ohne die Entdeckung eines oder mehrerer neuer Planeten. Hierzu trug nicht nur Henckes Beispiel bei, sondern auch die Vervollkommnung der Fernrohre, die man allmählich größer und lichtstärker herstellte, und die beginnende Veröffentlichung gedruckter Spezialsternkarten auf Grund der inzwischen gewonnenen Ortsbestimmungen zahlreicher Fixsterne. So konnte man im Jahre 1868 schon 100, 1879 200, 1890 300, 1895 400, 1903 500 und 1906 600 kleine Planeten zählen.

So ist also zwischen Mars und Jupiter statt eines gesuchten Planeten ein ganzer Schwarm vorhanden.

Der Eifer der Astronomen richtete sich auf die Beobachtung der zahlreichen neuentdeckten Himmelskörper, und alle betrachteten es als eine Ehre, an den Bahnrechnungen teilzunehmen. Zugleich suchte man in der der Sonne jedesmal gegenüberstehenden Gegend der Ekliptik, in der die Planeten ihre „Opposition" und damit ihre Erdnähe und größte Helligkeit erreichen, im Wetteifer nach neuen. Als die glücklichsten Entdecker sind zunächst Hind in London, Goldschmidt, ein Amateur in Paris, Gasparis in Neapel und Robert Luther in Bilk bei Düsseldorf zu nennen. Chacornac und die Gebrüder Paul und Prosper Henry entdeckten bei der Herstellung von Sternkarten des Tierkreisgürtels unter den zahlreichen eingezeichneten kleinen Fixsternen in Paris eine Anzahl Planeten. Aus Amerika setzten Watson aus Ann Arbor und C. H. F. Peters (ein Holsteiner von Geburt) in Clinton die Welt durch zahlreiche Neuentdeckungen in Staunen. Vor allen aber ist Johann Palisa zu nennen. Mit einem vorzüglichen Gedächtnis für Sterngruppen begabt, fand er dreiundachtzig neue Planeten auf, die meisten schon als Direktor der Sternwarte in Pola mit einem kleinen Fernrohr. Später siedelte er nach Wien über, wo ihm große Refraktoren zur Verfügung stehen. Aber die Anzahl der kleinen, nun sichtbar werdenden Sterne änderte die gewohnten Gruppenbilder und hat so die weitere Entdeckung neuer Planeten mehr erschwert als begünstigt. In Wien macht er sich jetzt durch die Verfolgung der lichtschwachen, bereits entdeckten Planeten besonders verdient.

Die Berechnung der Planeten hat der Astronomie viele tüchtige Hilfskräfte zugeführt, und es muß als ein besonderer Triumph der Wissenschaft

betrachtet werden, daß man so viele, einander und den Fixsternen gleich aussehende Wandelsterne mit Hilfe der Bahnrechnung wieder erkennen und auffinden kann! Nach der Methode von Gauß berechnet, werden sie aufgesucht und verraten, wenn ihr Ort an einem Abend zweimal in der Zwischenzeit einer Stunde gemessen wird, durch ihre Eigenbewegung ihre Planetennatur. Bei wiederholten Erscheinungen desselben Planeten müssen dann auch die „Störungen“, die Jupiter und Saturn durch ihre Anziehungen ausüben, berechnet und berücksichtigt werden. Diese scheinbar schwierige Aufgabe wird durch die elegante Methode der mechanischen Quadratur nach dem Vorgange des Berliner Astronomen Encke gelöst, indem bei der Integration der Differentialgleichungen die Buchstabenrechnung durch Zahlenrechnung ersetzt wird. Das Berliner astronomische „Recheninstitut“ wirkt als Amt und Sammelpunkt für alle diese Bahnrechnungen und gibt in dem „Berliner astronomischen Jahrbuch“ die „Ephemeriden“ der Planeten, das heißt die Tabellen, die von Tag zu Tag ihre Stellung am Himmel angeben, alljährlich heraus. So ist Deutschlands Hauptstadt zum Mittelpunkt der Ueberwachung der kleinen Planeten geworden.

Nach Barnards minutiösen Messungen haben Vesta (4) und Ceres (1) je 652 km, Pallas (2) 518 km Durchmesser. Die übrigen erscheinen punktförmig und sind für uns unmeßbar klein, doch schätzt Weiß nach der Helligkeit die größten von ihnen auf 342 km, die kleinsten auf 16,14 und 10 km Durchmesser.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß unter ihnen viele kleine Körper laufen mit Durchmessern von 1 km, von vielleicht 1 m und sogar 1 mm, und daß die meisten wegen ihrer geringen Lichtstärke uns nicht sichtbar werden. Sieht man doch im Winter gegenüber der Sonne einen schwachen Lichtschimmer, den sogenannten „Gegenschein des Zodiakallichtes“. Er erklärt sich nach unsrer Auffassung am einfachsten durch Zurückwerfen des Sonnenlichts an vielen kleinen Körpern, also an dem fast staubförmigen Schwarm der kleinen und kleinsten Planeten, von denen jeder in der Opposition mit der Sonne die verhältnismäßig größte Helligkeit erreicht. Diese kleinen Körper können vermöge ihrer geringen Anziehungskraft keine Luftfülle und keine Wasserflächen haben, auch können sie erheblich von der Kugelgestalt abweichen.

Sie bringen der Menschheit keinen unmittelbaren Nutzen, weder für die Zeitbestimmung noch zur Leitung der Schiffahrt kann man ihre Bahnrechnung brauchen. Aber das Schöne und Ideale der Planeten ist, daß ihr Wiedererscheinen immer eine Probe für die Richtigkeit der Rechnung ist, und daß sie die Gültigkeit von Newtons Gesetz der allgemeinen Anziehung aller Körper immer von neuem darlegen.

Die Bahnrechnung ist eine intensive und fesselnde Arbeit, zugleich eine ungemein nervenberuhigende. Denn was gibt es Schöneres, als ruhig bei der Arbeit zu bleiben und dabei die ganze irdische Welt zu vergessen? Auch bietet das Rechnen insofern einen angenehmen Reiz, als stets Proben gerechnet werden, und die schließlich erreichte Uebereinstimmung das Gefühl der Sicherheit und Befriedigung gibt und die Freude an den Ergebnissen erhöht. Die vielfach

verbreitete Meinung, daß das Rechnen eine unangenehme und langweilige Arbeit sei, ist daher als eine völlig irrige zu bezeichnen.

Dazu kommt, daß von Hansen, Gyldén, Poincaré und George Darwin hochtheoretische Untersuchungen geführt wurden, die der Methode der Bahnrechnung immer neue Gesichtspunkte abgewannen und zu schönen mathematischen Anschauungen führten. Hierher gehört die Frage nach den einfachen Verhältnissen der Umlaufzeiten eines Planeten und des Jupiters als den wichtigsten störenden Planeten oder die sogenannte Libration der Bahn, wie sie nahezu bei Hekuba (108) und bei den Planeten des „Hekubatypus" vorkommt. Der Wert der kleinen Planeten ist also nicht auf der praktischen, sondern auf der theoretischen Seite zu suchen. Das Schönste in der Himmelskunde, die Krone der Astronomie bleiben die mathematischen Gesetze, die sich aus der Berechnung ergeben. Nicht mit Unrecht sagte Bessel, die Astronomie stelle der Mathematik die würdigsten und erhabensten Aufgaben, und ihre Lösung ist vielfach in „eleganter" Weise erfolgt, wenn man hier einen in der Mathematik üblichen Kunstausdruck anwenden darf.

Aber die Mühe und Zeit, die Hunderte von Planeten unausgesetzt zum Wiedererkennen und zur Bahnverbesserung erforderten, ist so bedeutend, daß die Frage aufgeworfen wurde, ob der Gewinn dem Aufwand der Kräfte entspreche. So wurde in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts von einer Partei der Astronomen gefordert, daß man eine Auswahl unter den Planeten treffe und nur einen Teil genauer verfolge, die übrigen aber, da sie doch anscheinend nur dieselben Erscheinungen zeigten, unbeachtet laufen lasse. Doch hätte das die Arbeit nicht vermindert. Denn da man das Planetenentdecken nicht verbieten konnte, hätte dies dazu geführt, daß die meisten Planeten verloren gingen und immer von neuem entdeckt wurden.

Professor Tietjen in Berlin fand einen vermittelnden Ausweg. Er ließ seit 1891 die Jahresephemeriden, Tabellen, die den Verlauf der Planeten während des ganzen Jahres angaben, fort und gab nur in einer Zeile für jeden Planeten Zeit und Ort der Opposition und tägliche Aenderung seines Standes an. Außerdem wurden für ausgewählte wichtige und interessante kleine Planeten Oppositionsephemeriden gedruckt, die für die sechs Wochen der besten Sichtbarkeit den Ort der Planeten täglich genau angaben.

Diese Oekonomie war erforderlich. Denn seit Dezember 1891 begann Max Wolf in Heidelberg die photographische Beobachtung und Entdeckung der kleinen Planeten und diese lieferte nun eine besonders reichliche Ausbeute. Stundenlange und wiederholte Expositionen der photographischen Platte, bei denen das Fernrohr durch Uhrwerk der im Laufe der Nacht sich gegen den Horizont verändernden Stellung der Sterne folgte, und bei der die Fehler des Uhrwerks durch Feinschraube nachgebessert wurden, ließen die Fixsterne als Punkte, die bewegten Planeten als kurze schwache Striche sich auf der Platte einzeichnen, und letztere wurden nach der Entwicklung und Fixierung mit dem Mikroskop aufgefunden. So entdeckte man in Heidelberg seit 1892 viel mehr

Planeten als zuvor, und Charlois in Nizza eiferte dem Professor Wolf nach, indem er dieselbe photographische Methode anwandte. So beginnt seit 1892 die neue Aera der Himmelsphotographie.

Die Zunahme der Entdeckungen durch Photographie seit 1892 bewog die Astronomen zur Einführung vorläufiger Bezeichnungen. Bisher waren alle kleine Planeten nach dem Beispiel des ersten, Ceres, mit weiblichen, zunächst meist mythologischen und klassischen Namen bezeichnet. An Stelle der Kalenderzeichen (Sichel der Ceres u. s. w.) waren längst laufende Nummern, möglichst nach der Zeit der Entdeckung geordnet, eingeführt.

Seit 1892 erhalten neuaufgefundene Planeten vorläufige Bezeichnungen durch die Buchstaben A, B bis Z, AA, AB bis AZ, BA u. s. w. bis ZZ und mit vorgesetzter Jahreszahl. Nur wenn erst festgestellt ist, daß sie genügend lange beobachtet werden konnten, um eine Wiederauffindung zu sichern, und daß sie mit keinem der früheren Planeten identisch sind, erhalten sie laufende Nummer und Namen und werden dadurch in das System eingereiht. Auf diese Weise wird vermieden, daß die verloren gegangenen Planeten des Systems sich unnötig vermehren.

Jetzt ist 1907 gerade der bemerkenswerte Moment eingetreten, in dem der Planet ZZ entdeckt ist und die Reihe der provisorischen Bezeichnungen von neuem anhebt.

*

Bis vor neun Jahren liefen alle 432 kleine Planeten in dem Gürtel zwischen der Mars- und Jupiterbahn um die Sonne, und zwar alle in demselben Sinne der Rechtläufigkeit. Großes Aufsehen erregte es daher, als am 13. August 1898 Witt auf der Urania in Berlin einen Planeten mit ungewöhnlich starker Bewegung photographisch auffand. Die Bahnrechnung ergab demgemäß große Erdnähe und einen mittleren Sonnenabstand von 1.46 astronomischen Einheiten, also kleiner als der des Mars 1.52. Als Einheit in der Astronomie gilt nämlich die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne.

War dies Gestirn noch zu dem Schwarm der kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter zu rechnen? War es selbständig aufzuzählen wie die sogenannten großen Planeten, die (außer Venus und Erde) männliche mythologische Namen tragen?

Da die Möglichkeit bestand, daß noch weitere Planeten aufgefunden werden, die die Zone zwischen Mars- und Jupiterbahn überschreiten, so beschloß man, ihn zwar den kleinen Planeten mit der Nummer 433 einzureihen, aber man zeichnete ihn durch den männlichen Namen Eros aus.

Zwei Monate später entdeckte Wolf noch in Heidelberg den Planeten Hungaria (434). Dieser ist mit 1.94 Einheiten Sonnenabstand nächst Eros der innerste Planet des Schwarms. Seine Bahn verläuft noch ganz im Gürtel jenseits der Marsbahn.

Eros hat eine ziemlich exzentrische Bahnellipse und kommt dadurch zur Zeit seiner Sonnennähe der Erdbahn dreimal so nahe als der Mars und die

nächsten kleinen Planeten. Hierdurch erreicht er eine hohe praktische Bedeutung für die Bestimmung der wahren Größe des ganzen Planetensystems. Aus den Bahngesetzen findet man nämlich sehr genau (bis auf sechs Dezimalstellen) die Verhältnisse der Planetenentfernungen, dagegen sind diese Entfernungen selbst sehr wenig bekannt. Sie sind der Sonnenparallaxe 8″.80 umgekehrt proportional, von der man nur zwei Stellen verbürgen kann. Durch Beobachtung der Venusdurchgänge, der näheren kleinen Planeten, des Mars, der Lichtgeschwindigkeit und der parallaktischen Mondgleichung hat man sich im letzten Jahrhundert viel Mühe gegeben, die Sonnenparallaxe und damit die Ausmessung unsers ganzen Planetensystems genauer zu finden. Nun zeigt sich, daß die Beobachtung des Eros diese Größe dreimal so genau liefert als die früheren Methoden und daß mit ihr nur noch die Beobachtung der Mondbahn zur Bestimmung der parallaktischen Gleichung wetteifern kann.

Hierdurch gewährt die Eros-Entdeckung der Himmelskunde praktischen Nutzen!

*

Wie Eros den Gürtel zwischen den Bahnen von Mars und Jupiter nach innen überschreitet, so tun es drei neuerdings entdeckte Planeten, allerdings nur wenig, nach außen. Auch sie haben männliche Namen erhalten.

Vorweg sei bemerkt, daß der mittlere Sonnenabstand des Jupiter 5.203 Einheiten beträgt.

Am 22. Februar 1906 fand Wolf in Heidelberg den Planeten TG (588), Achilles, mittlere Sonnenentfernung 5.253, Exzentrizität $^1/_7$.

Am 21. Oktober 1906 entdeckte sein Assistent Kopff, ebenda, VY, Patroklus, mittlere Entfernung etwa 5.204, Exzentrizität $^1/_7$.

Am 10. Februar 1907 fand derselbe XM, Hektor, mit 5.278 mittlerer Entfernung und $^1/_{27}$ Exzentrizität.

Diese drei Helden Trojas erlangen obendrein noch dadurch eine merkwürdige Rolle, daß sich ihre Bahnlängen von der des Jupiter fast um 60° unterscheiden. Sonne, Planet und Jupiter bilden also nahezu ein gleichseitiges Dreieck. Nun hat Lagrange gezeigt, daß der singuläre Fall des Dreikörperproblems mathematisch lösbar ist, indem die drei sich gegenseitig anziehenden Körper ein gleichseitiges Dreieck bilden. Sie würden dann umeinander, wie auch um ihren Schwerpunkt im mathematischen Sinne ähnliche Ellipsen beschreiben, dabei sich einander nähern und wieder voneinander entfernen können, doch so, daß das Dreieck, in dessen Ecken sie stehen, stets gleichseitig bleibt. Der schwedische Astronom Charlier hat die Vermutung aufgestellt, daß dieser seltsame Fall hier wirklich vorliegt. Poincaré in Paris hat nämlich bewiesen, daß das Dreieck nicht einmal genau gleichseitig zu sein braucht, daß aber dann um die Lage der Gleichseitigkeit verhältnismäßig kleine gesetzmäßige Schwankungen, „Librationen“, eintreten müßten. Es wäre wunderbar, wenn dieses sonderbare Spiel sich hier verwirklichen sollte. Die trojanischen Helden würden dann eine noch nie dagewesene Sphärenharmonie zeigen. Wir glauben zwar, daß

dieser schöne Traum, bisher nur als mathematisches Phantasiegebilde bekannt, deshalb nicht voll zur Wirklichkeit werden wird, weil die Bahnen von Achilles, Patroklus, Hektor und Jupiter etwas verschiedene Exzentrizitäten haben und sich nicht genau in derselben Ebene bewegen. Die Störungen, die Saturn und andre Planeten ausüben, würden freilich unbedenklich durch die Libration überwunden werden.

Aber schon die genäherte Darstellung der Harmonie verspricht ein anziehendes Schauspiel, und wenn sie einst in späterer Zeit aufhört, können Achilles, Patroklus und Hektor in unmittelbare Nähe des Jupiters gelangen und lange dort verbleiben. Ihre Bahnen würden dann durch seinen Einfluß erheblich umgestaltet werden.

Schließlich ist zu erwähnen, daß Metcalf in Taunton, Massachusetts, die Technik der Beobachtung dadurch auf eine höhere Stufe gebracht hat, daß er das photographische Fernrohr der mittleren Bewegung der Planeten folgen ließ. Hierdurch werden die Planeten punktförmig und erheblich heller, die Sterne strichförmig und schwächer. So hat er 1905 zwei, 1906 zwölf neue Planeten gefunden, und seine verbesserte Methode wird wohl bald allgemeine Einführung erhalten.

Unveröffentlichte Handbillette des Königs Friedrich Wilhelm IV.

Wenn man von der Korrespondenz Friedrich Wilhelms IV. spricht, so sind zwei Arten zu unterscheiden; einmal die von ihm eigenhändig niedergeschriebenen und meist F. W. unterzeichneten Privatbriefe und sodann die „Handbillette“. Der König hatte die letzteren, wie aus einem von ihm an das Staatsministerium gerichteten Schreiben d. d. Sanssouci, den 18. Juli 1850, hervorgeht, eingeführt, um den Ministern seine Willensmeinung und seine Ansicht in solchen Angelegenheiten zu eröffnen, die auf den streng dienstlichen Weg noch nicht eingeleitet waren. Die Handbillette sollten also zur Einleitung der in ihnen zur Sprache gebrachten Angelegenheiten dienen, und es war nicht die Absicht des Königs, in ihnen definitive Entscheidungen zu geben. Waren die Minister andrer Meinung, so war der König bereit, besseren Gründen gegenüber von seinem ursprünglichen Willen abzugehen — andernfalls sollten die Handbillette die Autorisation zu den demnächst einzuleitenden Maßregeln erteilen.

Im nachstehenden folgen einige dieser bisher unbekannten Handbillette; sie lassen ersehen, wie eifersüchtig der König darauf wachte, daß seine persönlichen Rechte auch nicht ein Jota über die in der Verfassung den Kammern eingeräumten Befugnisse eingeschränkt wurden. Wie es naheliegend ist, lagen dem hohen Herrn die militärischen Verhältnisse besonders am Herzen.

Am 1. Juli 1849 richtete Friedrich Wilhelm IV. aus Sanssouci das nachstehende überaus charakteristische Handbillette an das Staatsministerium:

„Ich habe, wie Ich Meinem Staatsministerium auf sein Schreiben vom 14. v. M. erwidere, niemals die Verantwortlichkeit der Minister, wie sie durch die Bestimmungen der Verfassungsurkunde namentlich in den §§ 42, 47 und 59 näher bezeichnet ist, und die durch diese Verantwortlichkeit bedingte Geschäftsform unbeachtet gelassen. Was in dieser Beziehung für die sämtlichen Minister gilt, das findet im allgemeinen auch auf den Kriegsminister Anwendung. Auch der Kriegsminister ist hiernach den Kammern für Verletzung der Verfassung, für Bestechung und Verrat verantwortlich. Er kann einer Anklage der Kammern durch Berufung auf Königliche Befehle sich nicht entziehen, er hat dadurch, daß alle Regierungsakte des Königs, also auch die in Militärangelegenheiten, seiner Gegenzeichnung bedürfen, die alleinige Verantwortlichkeit für dieselben übernommen; er kann gegen die Folgen einer Verurteilung weder durch Königliche Begnadigung noch durch Strafmilderung geschützt werden. Das Feld der Verantwortlichkeit des Kriegsministers den Kammern gegenüber ist aber dadurch beschränkt, daß durch die Bestimmung im Art. 44 der Verfassungsurkunde: ‚Der König führt den Oberbefehl über das Heer', den Kammern jede Einwirkung auf die Leitung des Heeres entzogen ist. — Der Sinn dieser Worte der Verfassungsurkunde ist an sich klar, wenn aber noch Zweifel darüber obwalten könnten, so würden sie ihre Erledigung finden durch die Analogie mit den Verfassungen andrer Staaten, namentlich Englands, Belgiens, der Vereinigten Staaten von Nordamerika sowie durch die weitläufigen und erschöpfenden Verhandlungen gerade über diesen Gegenstand und durch die bestimmten wiederholten Erklärungen, welche Ich vor Vollziehung der Verfassungsurkunde vom 5. Dezember v. J. abgegeben habe und welche denjenigen Mitgliedern des Kabinetts, die damals bereits im Amte waren, noch in frischem Gedächtnis sein müssen. In allen den Punkten also, welche den Oberbefehl über das Heer betreffen, also allen Angelegenheiten der Militärorganisation, Dislokationen und Märschen von Truppenteilen, Truppenzusammenziehungen und Operationen sowie Besetzung von Stellen und Uebertragung von Truppenkommandos, ist jede Einwirkung der Kammern ausgeschlossen, und der Kriegsminister ist nur Mir und seinem Gewissen verantwortlich. Damit aber soll keineswegs ausgeschlossen sein, daß der Kriegsminister auch in bezug auf die Angelegenheiten des Armeebefehls so berechtigt als verpflichtet sei, Gegenvorstellungen zu machen, wenn der König Befehle zu erlassen beabsichtigt, mit denen der Minister nicht einverstanden ist, und daß er ferner in wichtigen Fällen und wenn nach seiner gewissenhaften Ueberzeugung die Absichten des Königs mit dem öffentlichen Wohle unvereinbar sind — aber auch nur dann —, seine Gegenzeichnung zurückhalten und damit den Antrag auf Dienstentlassung verbinden kann. Ebenso bin Ich mit der in dem Schreiben des Staatsministeriums ausgesprochenen Ansicht, daß der Kriegsminister befugt ist, auch über solche Angelegenheiten seines Departements, welche sich auf den Armeebefehl beziehen, die Meinung des Staatsministeriums einzuholen, einverstanden, insoweit diese Angelegenheiten in die Oekonomie des Heeres und überhaupt diejenigen Zweige

der Militärverwaltung, welche nicht zu den Geschäften des Oberbefehls gehören, oder in die Departements der andern Minister eingreifen oder endlich von überwiegender allgemeiner politischer Bedeutung sind, und Ich werde Meinerseits auf die von dem Staatsministerium in solchen Fällen ausgesprochene Meinung immer besonderes Gewicht legen.

Abgesehen von dieser bloß formalen, durch den Wortlaut der Verfassung gerechtfertigten Auffassung bietet der Gegenstand aber noch eine Seite, welche in dem Schreiben des Staatsministeriums nicht berührt ist und welche Ich für so wichtig halte, daß Ich hierauf noch besonders aufmerksam zu machen Mich veranlaßt sehe. Unsre Armee ist durch die Könige, Meine Vorfahren, geschaffen und gepflegt worden; sie ist seit länger als hundert Jahren an diese treue Pflege gewöhnt. — Jeder Offizier sieht in seinem Könige den persönlichen Herrn, der ihn befördert, sich seiner annimmt, ihn vertritt: diesem innigen Verhältnis der Armee zu ihrem Kriegsherrn verdankt das Land die Zuverlässigkeit und Hingebung der Armee. — Daß dem so ist, weiß jeder preußische Patriot, namentlich jeder Offizier, der sich mit dem in der Armee lebenden Geiste vertraut gemacht hat. Es wäre höchst verderblich, diese innige Verbindung gerade jetzt zu lockern und zu lösen, wo es gilt, die noch nicht gebrochene Macht der Revolution hauptsächlich durch die Kraft und Treue des Heeres zu bekämpfen und zu besiegen. — Mein Staatsministerium wolle diese wichtige Rücksicht gewissenhaft erwägen. — Ich weiß, welchen großen Dank Ich Meinen Ministern schulde, Ich weiß aber auch, daß Mein Heer die Bedingung der Existenz Meines Thrones und der Erhaltung des Vaterlandes ist. Nur dadurch, daß das alte Verhältnis von König und Heer unangetastet bleibt, daß an dem ohne Beispiel dastehenden Verwachsensein beider nicht gerüttelt wird, kann das Heer bleiben, was es ist, die feste Säule, auf der die Monarchie ruht. Ich muß das Staatsministerium warnen, Grundsätze aufzustellen, welche den Kriegsminister in die Lage bringen könnten, in Augenblicken der dringendsten Gefahr mit seinem Könige über staatsrechtliche Fragen zu rechten, und welche in dem Heere das Bewußtsein schwächen könnten, daß der König sein alleiniger Chef ist. — Mein Ministerium, welches die Aufgabe hat, das Vaterland zu retten, wird das zuverlässigste Mittel zur Erreichung dieses großen Zweckes nicht selbst vernichten, wird den König von Seinem Heere nicht trennen, sondern mit Gottes Hilfe gemeinschaftlich mit dem Könige das Werk vollenden.

Sanssouci, den 1. Juli 1849. Friedrich Wilhelm."

Zur festen Begrenzung der Befugnisse der Kammern gab im Laufe der nächsten Jahre zunächst das Verhältnis der Zweiten Kammer zum Budget Anlaß. Der König wünschte keinen Zweifel darüber zu lassen, daß nur der Hauptetat — namentlich in bezug auf das Militärbudget — Gegenstand der Beschlußfassung der Kammer sei, die Spezialetats dagegen nur als Materialien zur Erläuterung dienen sollten. Nach dem Wunsche des Königs sollte die Regierung freie Hand haben, innerhalb der Titel des Hauptetats die einzelnen Spezialtitel gegeneinander zu übertragen.

Die Auffassung des Königs ist des näheren in den beiden folgenden, bisher unveröffentlichten Handbilletten an das Staatsministerium enthalten:

„Nachdem Ich durch den Schlußbericht der Zentralkommission der Zweiten Kammer zur Prüfung des Staatshaushaltes vollständige Kenntnis von den Anträgen erhalten habe, welche diese Kommission an die Kammer in bezug auf Beschränkung des Militäretats richten wird, erachte Ich es für notwendig, die volle Aufmerksamkeit Meines Staatsministeriums auf diesen Gegenstand zu richten. Ich mache demselben zur Pflicht, diesen Anträgen auf das ernsteste entgegenzutreten, die materiell die Ausbildung der Armee erheblich erschweren und prinzipiell die größten Gefahren für die Erhaltung und den Geist der Armee nicht allein, sondern auch für Meine Souveränitätsrechte mit sich führen. In England ist durchgehendes Herkommen, daß das Parlament, wenn es die geforderte Stärke der Armee bewilligt hat — als die einzige Frage politischer Natur bei dem Militärbudget —, die einzelnen Geldforderungen nicht weiter prüft, sondern der Regierung das Vertrauen schenkt, daß sie es besser verstehe als das Unterhaus, was zur Erhaltung des Armee-Etablissements auf dem bewilligten Fuße nötig sei. Dies ist in der Beilage näher ausgeführt. Dieser Grundsatz ist der einzig richtige, und wenn die Zweite Kammer diesen nicht annimmt, drohen entweder der Krone und der Armee oder ihr die ernstesten Gefahren. Ich wiederhole nochmals, daß ich dem Staatsministerium eine energische Auffassung dieser Angelegenheit zur Pflicht mache und hoffe, daß dasselbe dies Einmischen der Kammer in das Armeekommando auf das ernsteste zurückweisen wird.

Berlin, den 7. März 1851.

Friedrich Wilhelm.

P. S.[1]) Eine nähere Ausführung der Grundsätze bezüglich des Budgetwesens behalte ich mir vor an das Staatsministerium zu richten."

Dies geschah mittels des folgenden, gleichfalls an das Staatsministerium gerichteten Handbilletts:

„Ich habe bereits in der Nachschrift zu Meinem Handschreiben vom 7. d. M., die Beratung des Militärbudgets betreffend, dem Staatsministerium eröffnet, daß Ich demselben Meine Willensmeinung in bezug auf die Behandlung der Etatsbewilligungen im allgemeinen mitteilen würde. Diese Meine Willensmeinung stimmt mit demjenigen überein, was Ich bereits vor bald zwei Jahren in bezug auf das Militärbudget dem verewigten Grafen von Brandenburg und dem Kriegsminister von Strotha mündlich und schriftlich teils Selbst eröffnet habe, teils habe eröffnen lassen. Sie geht im wesentlichen dahin, daß den Kammern nicht zu gestatten ist, die einzelnen Positionen der Spezialetats zu bemängeln, sondern daß nur der Hauptetat Gegenstand ihrer Beratung und Beschlußnahme sein kann, da nur dieser den Inhalt des Finanzgesetzes bildet, und sie daher nur dessen Titel in folle bewilligen oder kürzen und verwerfen können. Die

[1]) Das Postskriptum ist von der Hand des Königs.

Durchführung dieses Grundsatzes, dessen Notwendigkeit durch zweimal wiederholte steigend unangenehme Erfahrungen genugsam erwiesen ist, da das jetzige Verfahren eine wirksame Administration geradezu unmöglich macht, bedarf auch gar keiner gesetzlichen Regulierung, indem er mit der Verfassung gar nicht im Widerspruch steht, sondern kann durch einfache administrative Manipulationen erfolgen. Indem Ich nun dem Staatsministerium die Durchführung dieses Grundsatzes dringend empfehle, gebe Ich zugleich demselben zur Erwägung anheim, ob nicht dies den Kammern sofort zu verkünden sein wird. Diese Eröffnung könnte so motiviert werden, daß zwar die Regierung Monita zu dem Spezialetat sich habe gefallen lassen, weil sie die Wünsche und Ansichten der Zweiten Kammer über die Behandlung des Etatswesens vollständig habe kennen lernen wollen, daß aber dies Verfahren die Regierung für die Zukunft nicht binden könne, da verfassungsmäßig nur die Beschlußnahme über den Inhalt des Finanzgesetzes, also des Hauptetats, keineswegs aber über die Motive zu demselben — als welche allein die den Kammern mitgeteilten Spezialetats anzusehen seien — den Kammern zustehe, und daß von nun an, nachdem die Regierung jene Wünsche und Ansichten genugsam kennen gelernt habe und bei dem bisherigen Verfahren eine Einmischung der Kammern in die Spezialien der Verwaltung eingetreten sei, welche bei dem besten Willen der Landesvertretung eine wirksame Administration ganz unmöglich mache und namentlich die Armeeorganisation zu zerstören drohe, die Regierung in Zukunft fest daran halten werde, daß nur der Hauptetat Gegenstand der Bewilligung sei. Hierdurch werde mit vollständigster Sicherstellung der verfassungsmäßigen Rechte der Kammern jene störende Einmischung in die Administration gehindert werden. — Zur Erläuterung Meiner Ansichten lasse Ich dem Staatsministerium eine Denkschrift über das in England bei den Budgetbewilligungen übliche Verfahren zugehen.

Berlin, den 9. März 1851.

Friedrich Wilhelm.“ [1])

Giosuè Carducci

Von

Graf Aldobrandino Malvezzi (Bologna)

Bologna, die an ruhmvollen Erinnerungen aus dem Gebiet der Wissenschaft und der Kunst so reiche Stadt, die auf ihren Plätzen und in ihren Kirchen die Grabmäler jener Lehrer an ihrer Universität bewahrt, die in den finsteren Zeiten des Mittelalters die Leuchte des römischen Rechtes brennend erhielten und mit ihr so viel Licht hoher Bildung verbreiteten, hat von der Königin

[1]) Wie sich das Verhältnis in Preußen tatsächlich gestaltet hat, erhellt aus der Labandschen Broschüre: „Das Budgetrecht nach den Bestimmungen der Preußischen Verfassungsurkunde.“ Berlin 1871.

Margherita, der Mutter des Königs von Italien, vor kurzem das Haus zum Geschenk erhalten, in dem Giosuè Carducci viele Jahre lang lebte und vor einigen Monaten starb: das Haus, das seine Bibliothek und seine Autographen enthält, die den Bolognesern gleichfalls von der hohen und hochgebildeten Frau geschenkt worden sind.

Die graue und öde Prosa des modernen Lebens, die alles immer mehr einzuhüllen scheint, hat die höchsten und schönsten Traditionen dieses Italiens noch nicht berührt, das Carducci das „Land mit den vielen Leben“ nannte. Hier sind die Orte, wo die großen Männer lebten und schrieben, und ihre Grabmäler sollen nach allgemeiner Willensmeinung geheiligt bleiben und werden dem Gedächtnis und dem dankbaren Sinne des Volkes empfohlen. So kann an dem von Pinien gekrönten, hoch über dem azurblauen Golf von Neapel liegenden Grab, das im Volke das des Virgil heißt und zu dem die Stimme einer großen volkreichen Metropole empordringt, wie am Grabe Dantes in Ravenna, das einsam im Schweigen einer Stadt liegt, die, nachdem sie die Hauptstadt des römischen Reiches gewesen, sich in die Majestät ihrer Erinnerungen einzuhüllen scheint; vor dem Häuschen Petrarcas auf den Euganeischen Hügeln, wo er, mit der Erklärung Ciceros beschäftigt, verschied, wie vor der Zelle in S. Onofrio zu Rom, wo Tasso weltmüde und mit dem Gedanken an seinen künftigen Ruhm, starb, — das dankbare Gedenken und die fromme Verehrung der Italiener fortwährend die Erinnerungen an die besten Vertreter des italienischen Genius nähren. Beim Tode Giosuè Carduccis beschäftigten sich die Italiener, jedes andre Interesse beiseitesetzend, nur mit der Frage, wo er begraben werden solle. Im Parlament wurde unter lebhafter Zustimmung der Wunsch ausgesprochen, daß sich ihm die Kirche von S. Croce in Florenz auftun solle, wo Alfieri und Foscolo, denen er in vieler Hinsicht glich, nach einem unruhvollen Leben den ewigen Schlaf schlafen. Aber die Bologneser forderten mit Entschiedenheit für sich den Leichnam des Dichters, der beinahe ein halbes Jahrhundert lang in Bologna gelebt hatte; und so wird Carducci für immer in Bologneser Erde ruhen, sein Haus wird das Ziel weltlicher Wallfahrten sein und seine Bibliothek wird den Studierenden dienen.

Die große allgemeine Bestürzung und Trauer, die in ganz Italien die Nachricht vom Tode Carduccis erregte, beweist, wie sehr die Italiener gefühlt und begriffen haben, daß sie den reinsten Genius ihres Stammes, einen unvergleichlichen Schriftsteller verloren hatten, der in Poesie wie in Prosa mit unauslöschlichen Zeichen den Geist und die Formen der italienischen Geschichte und insbesondere die Epopöe des Unglücks, der heldenmütigen und ruhmvollen Taten, die das neue Italien von der Niederlage bei Novara aufs Kapitol führte, zu gestalten verstand.

Der Tod Carduccis hat den Parteihaß, der bei den lateinischen Völkern zäh und immer kampflustig ist, zum Schweigen gebracht, und es ist nicht der letzte unter den Diensten gewesen, die der Dichter dem Lande erwiesen hat, daß er Monarchisten, Republikaner, Sozialisten, Gläubige und Freidenker in dem

gemeinsamen Schmerz verbrüdert hat. Das kam daher, daß im Herzen Carduccis das des ganzen Volkes schlug. Das Alter hatte den Dichter ruhiger gemacht, jede Partei konnte in seinem Werke die eignen geläuterten und auf eine höhere Stufe gehobenen Ideale finden.

Wir jungen Leute, seine letzten Schüler, die wir geboren wurden, als das Getöse der Kämpfe für die Unabhängigkeit schon verhallt war, und die wir von den großen Führern des Volkes und den Staatsmännern, die uns ein unabhängiges Vaterland gegeben, nur sehr wenige noch gesehen haben, — wir haben von Carducci die Geschichte unsers Italien gelernt, wie er sie sang und erzählte. Er sammelte für uns jene herrliche, von 1750 bis 1870 reichende Anthologie, die er „Letture del risorgimento italiano“ nannte, und in der wir an der Hand der eignen Schriften und Worte seiner Helden die ganze nationale Epopöe verfolgen können. So ist die Dankbarkeit, die uns mit unsern Vätern verknüpft, unlöslich verbunden mit der Liebe, die wir dem Meister zollen, der ihre Bilder in unsern Geist und in unser Herz eingemeißelt hat.

*

Giosuè Carducci, geboren zu Pietrasanta in Toskana am 27. Juli 1835, wurde von seinem Vater, einem Bezirksarzt, nach Florenz in die Schule der Piaristen gebracht, bezog dann im Jahre 1853 das höhere Lehrerseminar in Pisa und wurde, nachdem er dieses absolviert hatte, im Jahre 1856 zum Lehrer der Rhetorik am Gymnasium von S. Miniato al Tedesco ernannt. Dort blieb er nur ein Jahr lang, während dessen er seinen ersten Band Gedichte veröffentlichte, der keine Leser fand. Im Jahre 1860 kam er als Professor an das Lyzeum von Pistoia, und schließlich im Jahre 1861 bot ihm der Philosoph Terenzio Mamiani, Minister des Königreichs Italien, den Lehrstuhl des Italienischen an der Universität Bologna an, den er nicht mehr verlassen sollte. Die Begeisterung des Jahres 1859 inspirierte den jungen Dichter zu den Gesängen an Viktor Emanuel und das Kreuz von Savoyen, Hymnen voll patriotischer und monarchistischer Glut, aber nach Carduccis Denkungsweise konnte Italien nicht vollendet genannt werden, solange es nicht mit Rom, der von der nationalen öffentlichen Meinung erkorenen Hauptstadt, vereinigt war. Nach Rom strebten alle Italiener, Diplomaten und Revolutionäre, aber vor allem Garibaldi, der Held des Volkes, der auch dem Dichter so teuer war, „der Mann, den ich unter den Lebenden am meisten vergöttert habe“, wie er selbst sagte. Darum empfand Carducci, als sich die Nachricht von der Niederlage bei Mentana durch Italien verbreitete, tiefen Schmerz darüber und wandte sich damals unwilliger als je den Republikanern zu. Die alten Dichter haben alle ihr wirkliches oder imaginäres Frauenideal gehabt, das sie begeisterte, Carduccis Geliebte, der er stets treu geblieben ist, war Italien, seine Beatrice ist Rom gewesen. So fühlte er, als dieses Italien sich mit schweren und unsicheren Schritten auf jenem Wege des Ruhmes, der Freiheit und der Tugend zu bewegen schien, den ihm der Dichter mit so viel Liebe vorzeichnete, sein Herz von Zorn und Haß gegen die

Männer überfließen, die nach seiner Ansicht die Geschicke des Vaterlandes schlecht lenkten. Später, als er die politischen Verhältnisse in ruhigerer Gemütsstimmung betrachtete und den liberalen Geist des Hauses Savoyen erkannte, wurde er wieder heiterer. Wie er in dichterischer Begeisterung, hingerissen von den holden Gedanken des Friedens und des Hochgefühls, die seinen „Canto dell' Amore“ erfüllen, laut kundgeben mußte, daß er sich sogar mit dem Papst ausgesöhnt fühlte, so sollte ein Hauch von Poesie ihn auch zur Monarchie zurückführen.

Mazzini war tot, ebenso Viktor Emanuel und Pius IX., der kranke Garibaldi schien sozusagen sich selbst zu überleben, die großen politischen Kämpfe waren beendet, der junge König Humbert hatte demokratische Minister, wie Cairoli und Zanardelli; alles schien verändert. Im Herbst 1878, dem ersten Regierungsjahre Humberts, kam dieser mit der von Jugend und Schönheit strahlenden Königin Margherita nach Bologna. In dem ernsten Stadthause erschienen zum offiziellen Empfang die Vertreter der staatlichen Behörden, die akademischen Lehrkörper, und zum allgemeinen Erstaunen war im Vorzimmer Giosuè Carducci unter den Professoren der Universität und den Mitgliedern der königlichen Deputation der vaterländischen Geschichte, deren Sekretär er war, zu sehen. Wer ihm gegenüber seine Verwunderung aussprach, ihn hier zu sehen, dem antwortete er: „Noch mehr wird sich der König wundern.“ Er trat in den Saal, die Königin sprach mit ihm über seine Dichtungen und rezitierte irgendeinen Vers aus einer der „Odi barbare“. Dem Dichter erschien diese Stimme wie die des Vaterlandes, und besonders lieblich erklang sie ihm aus dem Mund einer Fürstin aus jenem stolzen, stets unbezwungenen Hause Savoyen, das in Krieg und Frieden den Namen Italiens hochgehalten hatte. An jenem denkwürdigen Abend, als Carducci mitten unter der Menge auf der festlich beleuchteten Piazza Maggiore in Bologna neben dem Palazzo del Podestà stand, wo die Bologneser im dreizehnten Jahrhundert König Enzio, den Sohn des Kaisers Friedrichs II., des Hohenstaufen, gefangenhielten, war der Dichter mehr als je von der Anmut der Königin betroffen, die sich auf dem Balkon des Stadthauses, des ehemaligen Sitzes der päpstlichen Regierung, dem Volke zeigte, sich lächelnd und dankend gegen die Menge verneigte, die ihr zujauchzte und ihr Kußhände sandte. „Ich sah die Königin,“ schrieb Carducci, „in weißem Gewande, blond und mit Edelsteinen geschmückt, sich licht aus jenem Dunkel abheben, das von dem seltsamen Lichtschimmer und dem lärmenden Gewoge gebrochen, aber nicht besiegt ward. Und eine Phantasie schoß mir durch den Kopf, ob sie nicht vielleicht eine der Horen wäre, die den Wagen des im Triumph am Himmel emporsteigenden Phöbus umgeben, und sie, von einem nordischen Zauberer in die Nacht des Mittelalters entführt und in jener Priesterburg eingekerkert, hervortrete, um zu sehen, ob nicht bald der Augenblick komme, sich eiligst hinter dem Wagen des wieder aufsteigenden Gottes drein emporzuschwingen. Aber indessen umkränzte sich der Turm des Podestà in jenem oberen Halbkreis der Finsternis mit Licht, und ich, der ich mit diesen Denkmälern wohl vertraut bin und alle ihre Geheimnisse besonders bei Nacht kenne, sah den König Enzio von Sardinien aufrecht

zwischen den Zinnen stehen, ohne Schwert und ohne Helm, die Linke auf den Schild mit dem schwarzen Reichsadler gestützt, die Rechte auf der Brust, und der König, gleichfalls blond von Haaren und wehmütig-heiter, grüßte und lächelte."

Den Gedanken und Empfindungen, die auf dem Platze und der Straße in ihm aufgestiegen waren, gab er Ausdruck in einer Ode an die Königin, einer herrlichen Ode, in der die Kunst des Dichters sich zu gewaltiger Höhe aufschwingt und die in Italien volkstümlich geworden ist trotz der Schwierigkeit des Rhythmus und der Form. Diese Ode bezeichnete die politische Wandlung Carduccis, und während ein Patriot und Republikaner von altem Schlage, Aurelio Saffi, daran nichts auszusetzen fand, vielmehr dem Dichter bei einer Begegnung auf der Straße die Hand schüttelte und mit Bezugnahme auf die der Königin gewidmeten Verse sagte: „Sie haben etwas der italienischen Ritterlichkeit vollkommen Würdiges geschaffen," erregte diese Ode den Zorn der Fanatiker. Carducci antwortete ihnen, und diese Antwort zeigt ihn in seiner schlichten, aufrichtigen, enthusiastischen Art. Er sagte, er habe die Ode gedichtet, „weil die Königin die ‚Odi barbare' liebte und auswendig wußte, und weil es für einen Dichter eine der höchsten Genugtuungen ist, wenn eine liebenswürdige und gebildete Frau ihn anerkennt. Wenn diese Frau nicht die Königin von Italien gewesen wäre, hätte niemand es mir als Schuld angerechnet, daß ich ihr meine Dankbarkeit bewies. So aber, weil sie Königin ist und ich Republikaner bin, soll es mir verboten sein, und soll ich im Gegenteil grob sein? Die Königin ist eine schöne und höchst liebenswürdige Frau, die sehr gut spricht und sich vorzüglich kleidet: und es soll niemals heißen, daß ein griechischer und girondistischer Dichter vor der Schönheit und Anmut vorübergehe, ohne zu grüßen."

*

Carducci hat sich selbst einen „griechischen und girondistischen" Dichter genannt. Kein Kritiker und kein Kommentator seiner Werke hätte eine passendere Bezeichnung finden können; in diesem doppelten Licht erscheint er uns im Leben wie in seinen Schriften. Carducci hat den Geist des Jahrhunderts in die klassischen Formen seiner Phantasien gegossen und seinen für moderne Ideale begeisterten Helden griechische Gebärden verliehen. Aber der Klassizismus Carduccis geht nicht aus einer literarischen Vorliebe oder einem ästhetischen Urteil hervor: er hat tiefere Wurzeln. Die antiken Formen seiner Kunst sind keine akademischen Künsteleien und auch keine gesuchten Nachahmungen der besten Vorbilder; sie sind das natürliche Gewand, das nach langem genauem Studium sein von Grund aus hellenischer Geist annahm. So ist sein Werk von zwei Empfindungen durchdrungen, welche die klassische Kunst beleben und regieren: der menschlichen Würde und der Liebe zu der als die schöne, die große, die heitere Mutter der Sterblichen betrachteten Natur. Ohne metaphysische und transzendentale Spitzfindigkeiten, weit entfernt von Sentimentalität und Romantik, sind die Landschaftsbilder und die Gestalten, die sich darin bewegen, von den reinen, warmen Strahlen der Sonne erleuchtet, die ihre Umrisse klar und bestimmt

wiedergibt, und nicht von den bleichen und schwermütigen Strahlen des Mondes. Die menschliche Seele soll heiter sein, wie es an den Ufern des Ilissos und des Tiber das volle, gesunde, klopfende, nicht unnütze, nicht unfruchtbare, aber hohen Idealen geweihte Leben war. Des patriotischen Dichters Goffredo Mameli gedenkend, der im Jahre 1849 bei der Verteidigung Roms den Tod fand, schreibt Carducci: „Sein Tod war selbst Poesie: er beschließt die Taten der italienischen Demokratie im Jahre 1849 und die Verteidigung Roms, wie das Schicksal des Helden, der für das Vaterland fällt, die Epopöe Homers und Virgils beschließt. Er lebte das wahre Leben, das heißt, er liebte, sang und kämpfte in einem Zeitraum von kaum drei Jahren.“

An der „Vera vita“ hat gewiß die Liebe einen großen Anteil, aber es ist die Liebe in der freien Luft, eine fröhliche, einfache und belebende Liebe, wie die, welche in der ganzen Natur an einem heiteren Maitage atmet. Es ist die Sonne, die an das Fenster des jungen Mädchens klopft und ihr sagt, daß es Zeit sei zu lieben. An schönen Frühlingstagen ertönt aus den Nestern der Vögel in den Wäldern wie aus den Gräbern, auf denen neue Blumen sprossen, ein und derselbe Ruf: man muß lieben! Unter dem Sonnenstrahl, der in die engen Straßen der Stadt dringt, schlägt der jungen Arbeiterin das Herz, und ihre Stimme erhebt sich von selbst im Gesang wie ihr Herz im Verlangen, wie eine Lerche im Licht. Kurz, die Leidenschaft der Jugend ist wie die große Glut der Sonne im Sommer, wo wir, von Leben strotzend, das Dasein stärker empfinden. Lieben heißt intensiv leben, man soll nicht sterben an der Liebe. Das ist der Grund, warum Carducci, der ehemals mit seinen Jugendfreunden Chiarini und Nencioni in den Jahren 1848 bis 1860 Leopardi vergöttert hatte, sich im höchsten Grade hart gegen ihn zeigte in einer Rede über Geoffroi Rudel, die er 1888 in Rom hielt und die er vorher vor seinen Schülern in der Universität Bologna gehalten hatte: es war eine unbarmherzige Kritik des „Consalvo“, der, eine romantische Dichtung über eine unfruchtbare Liebe, Carducci als Krankheit eines großen Geistes erschien. Ich habe von jemand, der dabei war, erzählen hören, daß viele sich von den scharfen Ausdrücken Carduccis verletzt fühlten. Doch von dem romantischen „Consalvo“ abgesehen, kehrte Carducci bald zu Leopardi zurück und machte ihn zum Gegenstand seiner eifrigsten und bevorzugtesten Studien in seinen letzten Jahren. Carducci wurde Mitglied der von der italienischen Regierung ernannten Kommission zur Veröffentlichung der bis jetzt noch nicht herausgegebenen Werke Leopardis, die Formen und die Kautelen für diese Veröffentlichung haben der Königin Margherita sogar zur Norm gedient für die Schenkung der Autographen Carduccis an die Stadtverwaltung von Bologna.

Carducci hatte ein tiefes Empfinden für die Natur und wußte sie mit weiser Abwägung zu schildern, tönende und hohle Phrasen verabscheute er; vor allem in seinen Gedichten ist sie der Hintergrund und der Rahmen des menschlichen Lebens und der geschichtlichen Ereignisse. Man denke an „Piemonte“, „Cadore“, die „Chiesa di Polenta“ (die letzte seiner großen Dichtungen) und viele andre

Gedichte, vor allem an die „Ode alle Fonti del Clitumno“ und den „Canto dell' Amore“; der malerische Sinn für die Naturszenen der Landschaften Umbriens, die mit der Wiederheraufbeschwörung der Geschichte dieser Gegenden verschmolzen sind, ist großartig. Als in den Bergen und in den Tälern Umbriens der Bauer die Feldarbeit liegen lassen und nach dem von Hannibal bedrohten Rom eilen mußte, lebten noch die Nymphen und Najaden und sangen tanzend von den Liebschaften des Janus. Aber sie flohen beim Erscheinen der christlichen Scharen, ihre nackten göttlichen Formen erstarrten im Marmor im Angesicht Christi. Das ist es, was der Dichter dem Christentum zum Vorwurf macht, daß es an die Stelle der vollkommenen und unbefangenen Heiterkeit der antiken Seele die beängstigenden Gedanken an das Jenseits gesetzt hat. Den lichten Säulenhallen der griechischen Tempel folgten einstmals die dunkeln Katakomben, die byzantinischen Kirchen, auf deren Kapitälen scheußliche Ungeheuer grinsen, auf die Blüte der Literatur und der Zivilisation folgte die abergläubische Unwissenheit des Mittelalters; Rom und Italien, von den Päpsten beherrscht, haben auf die Revolution unsrer Zeit warten müssen, um nach der Zersplitterung und der Knechtschaft so vieler Jahrhunderte die Einigkeit wiederzuerlangen. Carducci hatte im Jahre 1865 den „Hymnus an Satan“ geschrieben, den Sang von der Auflehnung des Gedankens, der die Fesseln des Dogmas von sich wirft; eine hinreißende, glühende Dichtung, die ein Banner im Streit und die Ursache leidenschaftlicher Schmähungen und Verteidigungen wurde, mit denen die politischen Parteien einander bekämpften. Carducci selbst schrieb die „Polemiche sataniche“, die gleichfalls Verteidigung und Angriff sind. Bei einer Wahl für den Gemeinderat von Bologna (welcher administrativen Körperschaft Carducci lange Jahre angehörte) wurden die leidenschaftlichsten Verse seines „Hymnus an Satan“ an die Mauern angeschlagen und zum Gegensatz das sanft schwermütige „Ave Maria“ aus der „Chiesa di Polenta“. Die Parteien wollten mit diesen poetischen Wahlzitaten sich gegenseitig den großen Namen Carduccis entreißen. Wie es immer geht, verrechneten sich die Parteien, und der Geist des Dichters stand über ihnen beiden. Dieser war niemals ungläubig, vielmehr glaubte er an Gott, er betätigte die katholische Religion nicht, aber er hatte ein tiefes Gefühl für die Poesie Marias, die Goethe ergriffen hatte. Man denke an die Festrede, die er in San Marino im Jahre 1894 bei der Einweihung des Regierungsgebäudes dieser kleinen uralten Republik gehalten hat. Nachdem er Gott angerufen, fuhr er folgendermaßen fort: „Gott, sagte ich, o Bürger, denn in einer guten Republik ist es noch erlaubt, sich Gottes nicht zu schämen, vielmehr geziemt es sich, mit ihm, dem Besten, Größten, anzufangen und sich unter seinen Schutz zu stellen, wie es nicht nur unsre Aeltesten in den Gemeinden, sondern auch unsre Ahnen im großen Rom und im schönen Hellas zu tun pflegten ... Weder Ruchlosigkeit von Priestern noch Anmaßung von Weisen wird Gott aus der Geschichte ausschalten, Gott, die höchste Erscheinung, zu der sich die Völker in der Kraft ihrer Jugend erheben: Gott, die Sonne der erhabenen Geister und der glühenden Herzen, er ist es,

der Triumph bläst in den Posaunen Josuas, er ist es, der im Aegäischen Meer die Schiffe des Themistokles vorwärtstreibt, der dem zitternden Rom die Besiegung der Könige am See Regillus ankündigt, der das Pferd Barbarossas bei Legnano mit Schrecken schlägt; und vor ihm neigt sich vor und nach der Schlacht die von keinem Diadem berührte Stirn Washingtons." Für Carducci ist Gott zugleich die schöpferische Kraft und die höchste Wahrheit, in der ganzen Natur ist Gott, aber von ihm und seinem Werke weiß der Mensch nichts, vor den größten Problemen der Metaphysik hat der Geist des Dichters innegehalten, von einem Zweifel erfaßt; er ist in der Philosophie Agnostiker. Carducci hat seine Seele gefragt, ob sie ein unbestimmter Teil des Universums sei oder ob sie ganz darin aufgehe, aber die Seele hat nicht geantwortet, und der Dichter hat den Schluß gezogen, daß es besser ist, in der Arbeit das Mysterium des Universums zu vergessen, ohne zu versuchen, es zu erforschen.

*

Von diesen verschiedenen und doch logischen und unter sich harmonischen Gedanken beherrscht, ist die Poesie Carduccis ganz Kraft und Leben; bald nimmt sie die Form der Jamben des Archilochus an und brandmarkt, mit Entrüstung gewaffnet, glühend und stechend die Stirne der Saumseligen und Feigen, bald stimmt sie den Triumphgesang des wiedererstandenen Vaterlandes an oder die Apotheose der Helden, bald schildert sie die Schönheit Italiens, der Lehrerin gesitteten Lebens, und erzählt seine Geschichte, wobei er den neuen Generationen die Beispiele früherer Tüchtigkeit vor Augen führt. Die Kunst muß eine tatsächliche, wirksame Belehrung zum Zweck haben, sie darf nicht bloß eine rhetorische, wenn auch verfeinerte und elegante Uebung sein.

Als Carducci einmal von der Wiedergeburt der ernsten und strengen Studien sprach, gab er dem Wunsch Ausdruck, daß Italien zu seinen ruhmreichen Traditionen zurückkehren, das heißt, daß die Literatur wieder mit der Wissenschaft, die Politik mit der Kunst Hand in Hand gehen möge. Und an einer andern Stelle sagte er: „Ich glaube, daß die Wahrheit die beste Beredsamkeit ist und die Geschichte viel höher steht als die Erfindung und auch viel unterhaltender ist als die Dichtkunst." Man denke an die „Canzone di Legnano", die im Jahre 1876 begonnen, aber leider nicht vollendet worden ist. Es ist ein Gedicht, das Carducci aus Liebe zur geschichtlichen Wahrheit und zur mittelalterlichen Epopöe zu schreiben unternahm, eine schlichte und ernste, auf der sichersten Gelehrsamkeit beruhende Dichtung. Man denke ferner an die „Faida di comune", in der er einen der vielen Kriege zwischen Lucca und Pisa erzählt und schildert. Man nehme endlich, um von anderm zu schweigen, die wunderbaren zwölf Sonette, denen er den Titel „Ça ira" gab, sprechende Gemälde der epischen Momente der französischen Revolution (von Dr. Mühling ins Deutsche übersetzt). Diesen Beispielen könnte man noch viele andre anreihen.

Die Poesie Carduccis ist schwer, auch für die Italiener, seine gedrängten Oden, reich mehr an Gedanken als an Bildern, an Uebergängen, an histo-

rischen Hinweisen, erfordern eine sehr rege Aufmerksamkeit von dem, der in alle ihre Schönheiten eindringen will. An Stelle der vielen Metaphern, der ermüdenden Vergleiche, der endlosen Beschreibungen, die bei andern Dichtern, statt etwas hinzuzufügen, die Aufmerksamkeit des Lesers ablenken, indem sie ihn das Hauptbild fast aus den Augen verlieren oder vergessen lassen, setzt Carducci oft ein einziges Eigenschaftswort, das die ganze Wirkung in sich schließt, die der Dichter jenem Bilde geben will, es verstärkt, ihm Farbe und Relief gibt. Die Kunst Carduccis ist, in solcher Weise von der Gelehrsamkeit genährt, dem Einfluß der andern Literaturen ausgesetzt gewesen; natürlich las und verstand Carducci gut Griechisch und war äußerst bewandert im Latein. Er liebte sehr zwei seiner Kollegen an der Universität in Bologna, Gaetano Pellicioni und Giovanbattista Gandino, die die klassischen Sprachen meisterhaft beherrschten. Er selbst übersetzte den Horaz, und Italien wartet begierig auf die Veröffentlichung dieser literarischen Arbeit, die Carducci, der Horazischen Lehre folgend, häufig wieder in Angriff nahm, aber, wie es heißt, nicht vollendet hat. Unter den unveröffentlichten Schriften, die dank der Liberalität der Königin Margherita im Druck erscheinen werden, wird sich diese Uebersetzung des Horaz befinden, eines Dichters, den die Königin liest und versteht und in ihrem Arbeitskabinett stets aufgeschlagen liegen hat. Carducci kannte die französische Literatur gründlich, über deren Anfänge er an der Universität las. Die „Chansons de geste“ und die Troubadoure hätten keinen klareren Ausleger finden können. Carducci bewunderte Ronsard, aber auch den französischen Dichtern der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts entnahm er viel. Zum Beispiel entspricht „An den Reim“ im Metrum, im Gedanken und auch in manchen Ausdrücken einem ebenso betitelten Gedicht Sainte-Beuves. Der mächtige Genius Viktor Hugos riß ihn hin, obwohl er klassischer und korrekter war als der französische Dichter. Als Hugo starb, besang er ihn tiefergriffen, und in einer Anwandlung von Verismus, wie wir heute sagen würden, erwähnte er das Bild des französischen Dichters, das er in seinem Studierzimmer inmitten seiner Bücher hängen hatte, eine kleine Photographie in einem bescheidenen Rähmchen, die unter Crispis Bild hing, das er in hohen Ehren hielt, weil es für ihn die kühnen Taten einer patriotischen Generation repräsentierte, die nach einem größeren Italien strebte, wie man zu sagen pflegt. Carducci hatte große Sympathie für Heine, den er studierte, nachahmte, zum Teil in Versen und in Prosa übersetzte, wie er auch Gedichte von Klopstock und Platen in italienische Verse übersetzte. Die „Conversazioni e divagazioni heiniane“ sprühen von Geist. So schildert er die Form der Poesie Heines, da wo sie am ruhigsten, am heitersten, im höchsten Maß ideal-sensibel ist, folgendermaßen: „Könnt ihr euch den süßen Thymianduft der syrakusischen Idylle mit dem unbestimmten Wohlgeruch der Passionsblume der nordischen Sage gemischt vorstellen? Die anakreontische Ode ausklingend in das deutsche Volkslied? Das griechische Flachrelief mit den grotesken und heroischen Formen eines alten Bildes der Nibelungen verschmolzen? Die ursprünglich üppigen Formen der holdesten unter den Grazien, Euphrosyne, geheimnis-

voll nach und nach sich idealisierend bis zum Typus der Maria, oder Maria griechische Gestalt annehmend, bis sie Euphrosyne wird?"

Carducci war bereits Professor an der Universität von Bologna, als er freudig unter der Leitung des noch in Padua lebenden Philologen Teza an das Studium des Deutschen ging. Wie schon erwähnt, übersetzte er aus dem Deutschen in Versen und in Prosa, aber Deutschland vergalt es ihm mit vielen Uebersetzungen seiner Gedichte, und berühmte Männer wie Mommsen und Heyse maßen ihre Kräfte daran. In einem biographisch-kritischen Essay, der in „Nord und Süd" erschien, gab Frau Valerie Matthes eine einsichtsvolle und gewissenhafte Studie über das Werk Carduccis. Das Beispiel Deutschlands und seiner von ihm besonders geschätzten Dichter ermutigte Carducci auch, jene Umwälzung in der italienischen Metrik zu vollziehen, die so viele Erörterungen hervorgerufen hat, d. h. die lateinischen Metren anzuwenden, wie es seit Voß und Klopstock in Deutschland vielfach geschehen ist. Nur war die Frage zu entscheiden, ob diese Verse der antiken Art entsprechend nach der Quantität oder nach dem grammatikalischen Akzent gelesen werden sollten. Das Neue, was Carducci einführte, war, daß er sich für die letztere Regel entschied, er hatte das Gefühl, daß es nur dann möglich sei, die antiken Verse in den modernen Sprachen nachzuahmen, wenn der grammatikalische Akzent zur Grundlage genommen werde, im Italienischen um so mehr, als man bemerken kann, daß die lateinischen Verse, wenn sie nach dem grammatikalischen Akzent gelesen werden, oft den Wohlklang italienischer Verse von verschiedenem Versmaß und oft auch den von zwei miteinander verbundenen Versen wiedergeben.

*

Um der ganzen Bedeutung Carduccis gerecht zu werden, müssen wir ihn wie als Poeten, so auch als Prosaiker, Geschichtsschreiber, Kritiker und Redner wenigstens in großen Zügen charakterisieren. Es ist keine Uebertreibung, von ihm zu behaupten, daß, selbst wenn er nie einen Vers geschrieben hätte, er gewiß in gleicher Weise den ersten Platz in der italienischen Literatur erreicht haben würde. Carducci schrieb, ehe er Professor am Lyzeum von Pistoija war (1859), um sein bescheidenes Einkommen zu erhöhen, die Vorreden zu einigen neuen Ausgaben der italienischen Klassiker, die der Verleger Barbera in Florenz veröffentlichte. So entstanden die Schriften über Tassoni, Alfieri, Lorenzo de' Medici, über Giusti u. a. Diese Schriften führten in der italienischen Literatur eine neue Methode geschichtlicher Kritik ein. Von 1864 bis 1870 wuchsen seine gelehrten Studien und Arbeiten an Umfang und Wert; er vertiefte die Kritik Dantes, Petrarcas, Boccaccios, bereitete Material für eine neue Ausgabe der „Vita Nuova" vor, die er an der Universität oft kommentierte, stellte in langer und geduldiger Arbeit durch Vergleichungen und Untersuchungen über die alten Drucke und Handschriften eine Auswahl von „Canti carnascialeschi" (Karnevalslieder) und Jagdliedern des vierzehnten Jahrhunderts zusammen, begann sodann einen großen Kommentar über Petrarca und veröffentlichte schließlich im Jahre 1871

seine berühmten „Discorsi sullo svolgimento della letteratura nazionale“, die dem Verfasser den ersten Platz unter den historischen Kritikern der italienischen Literatur verschafften. Diesen Arbeiten folgten die über Parini und Leopardi, ausgereifte Früchte langer Studien und großer Liebe.

Die starke und in ihrer Einfachheit wirksame Prosa Carduccis eignet sich trefflich für Stoffe historischen Charakters; er verliert sich nie in nebensächlichen Gedanken, geht gerade auf die Hauptsache los und gelangt dahin mit rascher, gedrängter, leidenschaftlicher Argumentation; dann führt ihn von Zeit zu Zeit sein Dichtergenius zur objektiven Schilderung der Menschen und der Dinge, aber es sind Schilderungen in wenigen Zügen, Lichtstrahlen, welche die Szene beleben und den Leser ganz in die Zeit versetzen, von der er als Gelehrter spricht, und die vor seinen Augen die Persönlichkeit, deren Leben durch die Urkunden der Archive hindurch verfolgt wird, in Fleisch und Blut erstehen läßt. Wie sehr unterscheidet sich das alles von einer andern literarischen Form, die aus der Schilderung nicht den Hintergrund oder die gelegentliche Ausschmückung des Geschriebenen, sondern den Hauptinhalt, den einzigen Gegenstand macht. Gegen die Schriftsteller, die so verfahren, wendet sich Carducci mit den Worten: „Mehrmals habe ich mir vorgenommen, kein Ding und keine Person auf der Welt mehr zu hassen. Umsonst, zwei Arten von Menschen wenigstens muß ich noch immer hassen; das sind die Haarkräusler in der Poesie und die Schilderer in der Prosa. Ja, sobald in der Prosa oder in der Poesie irgendeiner Sprache die Schilderungen überhandzunehmen beginnen, so ist das ein Zeichen, daß es mit jener Literatur abwärtsgeht. Wenn dann die Schilderung ein Ding für sich geworden ist und um ihrer selbst willen gepflegt wird als ein nützliches literarisches Genre, dann kann man ruhig sagen, daß die wahre Prosa und die wahre Poesie am Ende angelangt sind. In der Tat, wenn man nicht mehr zu erfinden, zu ersinnen, zu erzählen, zu denken, zu schreiben versteht, dann schildert man.“

Armer Carducci, gerade ihm mußte es widerfahren, daß er, kaum gestorben, unter einer erdrückend schweren Lawine von Gedächtnisreden begraben wurde, von denen der größte Teil aus Mangel an Gedanken nichts ist als Schilderungen von Landschaften, von Bergen, weil er am Fuß des Apennin geboren worden war, der Ebene, weil er in Bologna lebte und starb!

Die besonderen Eigenschaften, die er als Prosaschriftsteller seinem dichterischen Genius verdankte, die Fähigkeit zu schildern, die ganz besondere Kunst, daß er allem, was er behandelte, Leben einzuflößen wußte, mußten Carducci zum Redner machen; er besaß, besonders in den letzten Jahren, nicht die Leichtigkeit des Ausdrucks im wahren Sinne des Wortes, aber wenn ihm ein Gegenstand am Herzen lag, dann wußte er die größte Wirkung zu erreichen. Carducci verstand es, die akademische Rede im besten Sinne des Wortes, für die ihm Giordani in Italien und im allgemeinen die Franzosen ein Beispiel gegeben hatten, zur höchsten Vollkommenheit zu bringen. Carducci hat viele Reden hinterlassen, besonders berühmt sind die, welche er zum Gedächtnis Garibaldis und die, welche er vor König Umberto und der Königin Margherita im Jahre 1888 in Bologna bei

der achthundertjährigen Feier der Gründung dieser Universität hielt; aber nicht minder schön sind seine Reden zur Zentenarfeier der Trikolore und über die „ewige Freiheit der Republik San Marino“. Die hervorragenden Eigenschaften, die er als Gelehrter, als Geschichtsforscher mit weitem synthetischem Gesichtskreis und als wunderbarer Kolorist entfaltete, der selbst den nüchternsten Gegenständen Farbe zu geben verstand, offenbarte Carducci in seiner Lehrtätigkeit an der Universität. Bis in seine letzten Lebensjahre hinein widmete sich Carducci mit vorbildlichem Fleiß seinen Vorlesungen an der Hochschule, erschien oftmals noch vor uns Studenten in der Universität und erhob sich erst vom Katheder, wenn die Uhr das Ende der Stunde verkündete. Gerecht, unparteiisch, aber streng, gab er uns viel zu arbeiten, aber wir liebten ihn wie einen Vater und beugten uns vor seinem stets verdienten Tadel. In den Tagen, in denen er uns Dante auslegen ließ, improvisierte er manchmal, um eine irrige oder ungenaue Auslegung zu korrigieren, fortgerissen von der Fülle seines Wissens und seiner Begeisterung, eine Rede, in der er uns in wenigen Zügen die schönsten historischen Bilder vorführte und uns durch die Schärfe seiner philosophischen und ästhetischen Bemerkungen zur Bewunderung zwang. Schlicht und ernst wie er war, hat Carducci sich immer vor dem Lärm, den man um seine Person machte, geflüchtet, und manchmal brachte er in seiner rauhen Art Leute, die ihm ihre Bewunderung zeigen wollten, aus der Fassung. So war es, als wir im Jahre 1901 sein vierzigjähriges Professorenjubiläum feierten, schwer, unter uns einen zu finden, der es wagte, ihm das Pergament zu überreichen, auf dem wir ihm in einer Adresse unsre Verehrung und Dankbarkeit zum Ausdruck brachten. Als es ihm in der Universität unter den wärmsten Kundgebungen übergeben wurde, sagte er, nachdem der Lärm sich gelegt hatte, mit tränenfeuchten Augen: „Danke!“ und dann begann er die Vorlesung. Glücklicher als wir waren die Studenten, die ein andres seiner Jubiläen feierten, denn der Meister richtete an sie einige Worte, in denen er darlegte, welches die Bedeutung und das Ziel seiner Lehrtätigkeit sei, so daß Italien jetzt Ursache hat, ihn nicht nur als hervorragenden Dichter und Geschichtsschreiber, sondern auch als größten Erzieher zur Lebenskultur zu betrauern: „Von mir,“ sagte damals Carducci zu den Studenten, „werdet ihr gewiß nicht allzuviel gelernt haben, aber ich habe stets gestrebt, mich an einem Gedanken zu begeistern und euch dazu emporzuheben: stets im Leben, unter Ablegung der alten Gewänder einer morschen Gesellschaft, dem Wesen vor dem Schein, der Pflicht vor dem Vergnügen den Vorzug zu geben, in der Kunst hoch zu streben, d. h. mehr nach dem Einfachen als nach dem Künstlichen, mehr nach der Anmut als nach der Manier, mehr nach der Kraft als nach dem Prunk, mehr nach der Wahrheit und der Gerechtigkeit als nach dem Ruhm. Dieses habe ich euch immer in den Sinn gelegt und ich fühle, daß mir das sichere Bewußtsein dessen nicht fehlt.“

Trotz der Ehren jedoch, die ihm von der allgemeinen Bewunderung dargebracht wurden, und obwohl er als der größte Dichter des neuen Italiens anerkannt wurde, überschritt Carducci die Schwelle des Alters fast arm. Seine

Schriften, die gut sechzehn Bände füllen, hatten ihm wenig eingetragen, weshalb der Dichter zuerst daran dachte, seine Bibliothek zu verkaufen, einerseits um einen materiellen Nutzen daraus zu ziehen und anderseits auch, weil er wünschte, daß diese mit so vieler Mühe und in seiner Jugend mit so vielen Opfern gesammelten Bände nicht später, nach seinem Tode, zerstreut würden. Carducci hatte von Jugend auf eine Leidenschaft für die Bücher und dann für seine Bücher gehabt; so erzählt sein geliebter Freund und Biograph Chiarini: „Wer ihn glücklich machen wollte, mußte ihm ein Buch schenken. Die Liebe zu den Büchern war in ihm eine Leidenschaft und blieb es; sie war immer um so stärker, je schwieriger sie zu befriedigen war.“ Schon als er noch jung war, schrieb Carducci: „Wenn ich einmal dem Tode nahe bin, werde ich mir Homer vorlesen lassen, und es sollen keine Priester an meinem Lager stehen. Ich werde mich auf einem Scheiterhaufen aus Pinienholz, an dessen Fuß alle meine Bücher liegen sollen, verbrennen lassen.“ Wie hätte er es also ertragen sollen, daß seine Bibliothek zerstreut würde? Um den Dichter zu trösten und zu beruhigen, entschloß sich die Königin Margherita rasch, die Bibliothek Carduccis zu kaufen, indem sie ihm dieselbe zur Benützung überließ. Kurze Zeit darauf trat Carducci von seinem Lehramt zurück, und bei dieser Gelegenheit setzte ihm das Parlament eine nationale Pension aus; im folgenden Jahre sodann erhielt Carducci den Nobelpreis. Seiner Begräbnisfeier wohnten die Vertreter ganz Italiens und ein Prinz aus dem Hause Savoyen bei, aber der Königin Margherita, die dem Dichter zuerst zu Hilfe gekommen war, blieb es vorbehalten, seine Apotheose zu vollenden, indem sie das Haus erwarb, in dem der Dichter wohnte und starb, und es zusammen mit seiner Bibliothek, seinen Autographen und allen seinen Papieren der Stadt Bologna zum Geschenke machte.

So wird Italien durch die Dankbarkeit einer Königin, die vielleicht ebenso stolz war auf den poetischen Kranz, mit dem sie ein großer Dichter geschmückt, wie auf das Diadem, das ihr die Nation gegeben hat, fortdauernd die lebendigen Erinnerungen bewahren an den Mann, der das größte, ruhmvollste Ereignis in seiner Geschichte besungen hat, jene Unabhängigkeit und jene Einheit, welche Dante, Petrarca und Leopardi umsonst ersehnten und die sie nicht vollendet sehen durften.

Frankreich und Elsaß-Lothringen

Im Februar dieses Jahres ist in der „Revue politique et parlamentaire“ eine Studie des Kolmarer Advokaten Fleurent über die Vaterlandsidee in Elsaß-Lothringen erschienen, welche Mitte Juli der General Zurlinden in einem Leitartikel des „Figaro“ in eigenartiger Weise besprach. Schrift und Kommentar enthalten manches Wahre und manches Falsche; die Antworten, die sie auf einige überaus komplizierte Fragen geben, können nur dann wirklich kritisiert

werden, wenn das ganze Problem sowohl historisch als prinzipiell auf einen ganz andern, festeren Boden gestellt und tiefer fundiert wird, als es dort geschehen ist. Indessen sind dort einige falsche Dinge mit solcher Selbstverständlichkeit gesagt, daß es schwer ist, sie unerwidert zu lassen.

Fleurent unterscheidet dreierlei Arten von Vaterlandsideen, das große Vaterland, das geistige Vaterland und das kleine Vaterland. Die Anhänglichkeit an den Staat, seine Geschichte, seine Traditionen, das Gefühl, einer größeren Gemeinschaft anzugehören — das ist das große Vaterland. Die Gleichheit der Sitten, Kultur, des Glaubens, der Geistesrichtung — ist das intellektuelle. Die Liebe zum Boden, die Erinnerungen der Kindheit, alles, was zum Heimweh gehört — das kleine Vaterland. Diese Dreiteilung mag prinzipiell gewiß richtig sein, aber die Anwendung, die der Kolmarer Advokat auf das Elsaß macht, ist gewiß falsch. Es ist allerdings richtig, daß die Idee des kleinen Vaterlandes, oder wie wir nüchtern zu sagen pflegen, der Lokalpatriotismus, im Elsaß immer schon vor 1870 besonders stark war und nach 1870 noch stärker geworden ist. Vielleicht zeigt sich gerade darin ein Stück im besonderen süddeutscher Eigenart. Aber wenn der Autor sagt, daß die Idee des großen Vaterlandes vor 1870 das Elsaß eng mit Frankreich verband, so muß er da doch bedenken, daß diese Idee das Elsaß mit Deutschland zu jener Zeit überhaupt nicht verbinden konnte, weil ja kein einheitliches deutsches Staatswesen noch existierte. Das Elsaß dachte und fühlte zu jener Zeit nicht anders als wie die süddeutschen Staaten auch, nämlich in erster Linie partikularistisch, wie der Autor selbst kurz zuvor betont hat. Das große Vaterland, soweit es eines gab, konnte kein andres als Frankreich sein. Auch das intellektuelle Vaterland soll Frankreich gewesen sein. Gewiß; aber doch mit manchen und sehr wesentlichen Einschränkungen. Erstlich ist es denn doch nicht angängig, die Bewohner des Elsasses als einen Block zu betrachten, der, kulturell durchweg einheitlich, überall das Gesicht der Straßburger, Mülhausener oder Kolmarer Bourgeoisie getragen hätte. Diese mag kulturell ganz nach Frankreich hin orientiert gewesen sein; das hat es aber bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein auch rechts des Rheines gegeben. Und auch diese französierte Bourgeoisie barg, wenn auch dem oberflächlichen Auge nicht sichtbar, eine Menge von deutschen Gefühls- und Gedankenformen. Das wichtigste aber ist, daß diese Bourgeoisie nicht das elsässische Volk ist und daß die breiteren Schichten in Stadt und Land intellektuell ebenso deutsch waren in ihrer Kultur, in ihrem Fühlen und Denken, wie im rechtsrheinischen Deutschland. Man muß immer bedenken, daß das politische Gefühl staatlicher Zugehörigkeit etwas ganz andres ist und vor 1870 nicht gut sich an Deutschland wenden konnte, weil ein deutscher Einheitsstaat gar nicht vorhanden war und das Elsaß auch in seinen deutschen Zeiten nur ein Außenwerk der habsburgischen Hausmacht und als solches gewissermaßen von einer fremden Herrschaft vernachlässigt war. Ueber den intellektuellen Zustand des Elsasses unter französischer Herrschaft geben ja Goethes Schilderungen seiner Straßburger Zeit ein klares Bild. Dann kam freilich die Revolution, die das Elsaß als Glied Frankreichs mit-

machte, und die durch die großen gedanklichen Umwälzungen ganz andre Einheiten und Beziehungen schuf. Indessen kann doch der Ausdruck Province étrangère effective nachdenklich machen, und desgleichen die Tatsache, daß die Provinzialstände des Elsaß im Jahre 1787 als ein Ganzes und autonomistisch fühlten.

An ein Resümee dieser durchaus ernst zu nehmenden und beachtenswerten Ausführungen des Kolmarer Advokaten knüpft aber nun der General Zurlinden im „Figaro" einen höchst eigentümlichen Kommentar. Darin schreibt er nämlich: „Der Elsässer ist von keltischer Rasse, sein Land hat deutsche Einfälle und Occupations durchmachen müssen, aber seine Bevölkerung ist immer, was sie zu Cäsars Zeiten gewesen ist, geblieben, von gallischem Blut. Der Elsässer hat die unterscheidenden Merkmale der gallischen Rasse bewahrt: die Aktivität, die Initiative, die Energie, den Freimut, den Unabhängigkeitstrieb und auch die spottende, trotzige Kritik ..."

Diese Behauptung ehrt sicherlich den Patrioten; der Historiker aber kann diese Legende so leichter Hand nicht gut passieren lassen. Und was einige der aufgezählten Eigenschaften betrifft, so wird der Süddeutsche in diesem Spiegel eher sich selbst als den Gallier zu entdecken glauben. Es ist ja nicht nötig, die geschichtliche Frage nach der Rassenzugehörigkeit des Elsässers auf die von dem französischen General hin aufgestellte These wieder aufzuwerfen, aber vielleicht ist es doch angezeigt, ein paar Fakten leichthin in das Gedächtnis zurückzurufen, um die Bildung einer solchen Legende einigermaßen zu erschweren. Bereits Cäsar wußte, daß die Völker- und Naturgrenze, die der Rhein zu seiner Zeit allerdings bildete, an vielen Stellen bereits überschritten war.

So war zum Beispiel schon damals der größere Teil des Elsasses bis zu einer schon durch die Natur bei Schlettstadt leise angedeuteten Grenze von Völkerstämmen germanischer Rasse bewohnt. Doch das nur nebenbei. Denn für die Frage, ob französisch oder deutsch, kommen die Dinge vor der Völkerwanderung kaum in Betracht. Aus der keltischen Urbevölkerung, den Soldaten und Händlern des romanisierten Völkerchaos der Kaiserzeit, den germanischen Einwanderern und Eroberern bildet sich durch einen langsamen, aber steten Prozeß das französische Volk. Das Charakteristische dieser Entwicklung ist, daß die keltisch-romanische Mehrheit über die kleine germanische Minderheit, wie natürlich, die Oberhand gewann. Von dieser Entwicklung ist aber das Elsaß ausgenommen. Dort blieb die Bevölkerung sowohl kulturell als der Rasse nach auch in dem südlichen Teil des Elsasses, wo vor der Einwanderung Kelten wohnten, germanisch. Das erklärt sich aus einer Reihe von Gründen, von denen zwei besonders wichtig sind. Erstens sind nämlich die dort einwandernden Alemannen (und Franken) gegenüber den Kelten in diesen durch Jahrhunderte von Raub und Krieg entvölkerten Gebietsteilen von vornherein in der Ueberzahl gewesen. Diese Ueberzahl ist ferner durch stete Nachwanderung verstärkt worden. Der zweite Hauptgrund liegt in den gänzlich andern Verhältnissen von Grundbesitz und Ehe. In Frankreich haben die damaligen deutschen Eroberer nur

wenig an den Besitzverhältnissen geändert. Zum großen Teil blieb der Boden in freien romanischen Händen. Dagegen wurden im Elsaß und im größten Teil von Lothringen die eindringenden Germanen alleinige Eigentümer des Bodens. Der Bodenbesitz aber hat noch zu allen Zeiten Kultur und Rasse konserviert, und während die deutschen Handwerker in den polnischen Städten schon längst polonisiert sind, sind die vor Jahrhunderten dort eingewanderten schwäbischen Bauern noch heute Schwaben — aber eben nur, weil sie Bauern geblieben sind. Wichtiger aber als die Besitzverhältnisse sind die Eheschließungen. Da verhielt sich von Anfang an der von Natur aus konservative Stamm der Alemannen ganz anders als Franken und Burgunder. Diese schlossen mit Vorliebe Ehen mit Romanen. Wenn ein Gesetz der Kaiser Valentinian und Valerus ein Menschenalter lang solche Mischehen verbot, so war das im Interesse der Romanen geschehen, konnte aber eben nicht aufrechterhalten bleiben. Anders war es bei den Alemannen. Dort hatten die Alemannen und nicht die Römer das verächtliche Wort „Mißheirat" geprägt. Es fiel ihnen leicht, rein zu bleiben, einmal weil sie in der Ueberzahl waren gegenüber den Kelten, und zweitens, weil der Kontakt mit den linksrheinischen Germanen nie aufgehört hatte und Männer sich von hüben oder drüben ihre Frauen holten.

Das sind nur einige kleine Tatsachen, geeignet, den wahren anfänglichen Zustand gegenüber den Versuchen der Legendebildung in Erinnerung zu bringen.

Wie es später wurde, ist eine lange und traurige Geschichte, deren einzelne Etappen im wesentlichen bekannt sind. General Zurlinden spricht von diesen Ereignissen als von der Wiedervereinigung des Elsasses mit Frankreich nach sieben Jahrhunderten germanischer Okkupation. Daß diese Auffassung nichts mit der Wirklichkeit gemein hat, zu beweisen, ist schwerlich vonnöten. Ein kleines, aber schwerwiegendes Dokument, herrührend von der Hand eines französischen Königs, mag genügen. Am 5. Oktober des Jahres 1551 kam zwischen Heinrich II. von Frankreich und Moritz von Sachsen jene Allianz zustande, die dem französischen Könige den Erwerb der Bistümer Metz, Toul, Verdun ermöglichte. In dem Allianzvertrag wurden die drei Bistümer als „von altersher zum deutschen Reiche gehörig" ausdrücklich anerkannt und „dem Reiche alle Rechte darauf vorbehalten". Um nun diese Gebiete — die zum größten Teile noch heute zu Frankreich gehören und heute tatsächlich zum größten Teil rein französisch sind —, ohne die Bevölkerung zu erregen, besetzen zu können, hatte der König von Frankreich nötig, sich als den Messias der bedrängten deutschen Freiheit, als Erlöser der deutschen Nation zu gerieren. Er erließ von Fontainebleau aus ein Manifest an die deutsche Nation in deutscher Sprache. Die Vignette des Titelblattes zeigt ein Symbol der Befreiung und die Inschrift bezeichnet den König als vindex libertatis germanicae.

In dem Manifest sagte der König: „Allerlei schwere Klagen (d. i. der Schmerzensschrei) vieler Fürsten und andrer trefflicher Leute deutscher Nation seien vor ihn gekommen"; dieselben würden „mit unerträglicher Tyrannei und Knechtschaft vom Kaiser unterdrückt, in ewige Dienstbarkeit und Verderben ge-

führt"; daraus könne „nichts Gewisseres folgen, als daß dem Kaiser und dem Hause Oesterreich, mit ewigem Verlust der deutschen Nationalfreiheit, eine Alleinherrschaft aufgerichtet würde". Darüber sei er nun um so mehr „höchst" betrübt, als „er mit den Deutschen gemeinsamen Ursprung habe, indem seine Vorfahren auch Deutsche gewesen". Zwar sei „bisher keine solche Einmütigkeit der Fürsten vorhanden gewesen, aus welcher eine Vereinigung der deutschen Nation hätte gehofft werden können"; jetzt aber sei die Zeit gekommen „zur Errettung der deutschen Freiheit". Er, der König, habe „den deutschen Fürsten und Ständen seine Hilfe nicht versagen wollen, sondern mit ihnen aus göttlichem Eingeben einen Bund aufgerichtet und den festen Entschluß gefaßt, alle seine Macht mit ihnen in Gemeinschaft einzusetzen". Wohl hoffe er „wegen solcher großen Wohltat ewige Dankbarkeit, Verpflichtung und Gedächtnis zu erlangen"; aber er „bezeuge vor Gott dem Allmächtigen, daß er aus diesem mühseligen und schweren Vorhaben, trotz der großen Unkosten, Gefahren und Sorgen, keinen andern Nutzen oder Gewinn suche und verhoffe, als daß er die Freiheit der deutschen Nation zu fördern, die Fürsten aus der erbärmlichen Dienstbarkeit zu befreien, und hierdurch einen unsterblichen Namen — wie vordem in Griechenland dem Flaminius zuteil geworden — zu erlangen gedenke". Emphatisch beteuerte der Beherrscher Frankreichs: „Niemand solle irgendeine Gewalt befürchten, da er ja diesen Krieg bloß deshalb unternommen, um einem jeden seine verlorenen Gerechtigkeiten, Ehren, Güter und Freiheiten wieder zu verschaffen."

Es ist immerhin eine zum Nachdenken anregende Sache, daß der König von Frankreich um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bei Besetzung der Bistümer Toul und Verdun, also rein französischen Gebietes, es nötig hatte, darauf hinzuweisen, daß er selber deutschen Ursprungs sei.

So gerne wir Deutschen es auch vermeiden, den Schmerz der französischen Nation wachzurufen, so sehr wir ihn ehren, so können wir doch nicht zugeben, daß sich Legenden bilden von keltischer Rasse oder siebenhundert Jahren Okkupation. Wir dürfen uns nicht vor der Welt als die ungerechten Unterdrücker fremder Völkerschaften verschreien und die Tatsache verdunkeln lassen, daß die Einverleibung Elsaß-Lothringens 1870 die von der ganzen Nation ersehnte Wiedergewinnung alten deutschen verlorenen Besitzes war.

Friedrich Althoff

Ein Charakter- und Lebensbild

Von

Arnold Sachse

In der Mitte des Jahres 1906 hat die älteste und berühmteste Universität Amerikas, die Harvarduniversität in Cambridge bei Boston, den Ministerialdirektor im Preußischen Kultusministerium Friedrich Althoff zu ihrem Ehrendoktor erwählt. Im allgemeinen mag der Verleihung akademischer Grade an Staatsmänner keine besondere Bedeutung beigemessen werden; sie pflegt der Ausdruck des Dankes für Gunstbezeugungen zu sein, die den Universitäten durch jene Staatsmänner zuteil geworden sind. In selteneren Fällen ist die Verleihung das Anerkenntnis wissenschaftlicher Verdienste. Hier war es weder das eine noch das andre. Die Verdienste, die sich Althoff um die Herstellung des Professorenaustausches zwischen Deutschland und Amerika erworben hatte, wurden zwar in der verkündenden Rede erwähnt, aber sie traten zurück hinter der Bewunderung vor der Persönlichkeit des Ausgezeichneten. Die Huldigung der Harvarduniversität galt „der bedeutungsvollsten Persönlichkeit im deutschen Unterrichtswesen“: „Ein Mann, maßvoll, energisch, unermüdlich, scharfsichtig, weise und mutig.“

Als ein solcher Mann ist Althoff den Amerikanern erschienen. Es fehlt auch innerhalb des Deutschen Reiches nicht an Personen, die Friedrich Althoff ebenso beurteilen, ebenso bewundern. Die Zahl seiner Feinde aber ist größer. Viel Feind, viel Ehr! Vor einigen Jahren trat diese Feindschaft in der Erklärung eines Straßburger Professors grell hervor; freilich sind ihm nicht viele offene Eideshelfer erstanden. Im geheimen aber hat der Groll gegen Althoffs Allmacht in den Universitätskreisen fortgewuchert. Die Wucht seiner Persönlichkeit lastet auf aller Mittelmäßigkeit; es sind aber auch treffliche ehrenwerte Männer von wissenschaftlicher Bedeutung, die grollend abseits stehen. Gewiß ist Althoff eine komplexe Persönlichkeit, die zu verschiedenartiger Beurteilung herausfordert. Bei der Rücksichtslosigkeit, mit der er seine Pläne durchführt, ist er oft einzelnen Personen zu nahe getreten. Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Stört auch den Näherstehenden der Schatten, das Licht, das von der Persönlichkeit Althoffs ausstrahlt, ist doch so mächtig, daß es jenseits des Ozeans ungetrübt erscheint. Ebenso wird gewiß in der Heimat die zeitliche Entfernung dahin wirken, daß künftig das Bild dieses Mannes immer heller aufleuchten und kaum noch dunkle Stellen bemerken lassen wird.

Friedrich Althoff ist wirklich ein Mann, wie ihn die amerikanischen Gelehrten ihrem Vaterlande und der gelehrten Welt geschildert haben. Er ist ein Mann von eigenstem Wesen, der nichts nach fremder Schablone macht. Er ist die bedeutungsvollste Persönlichkeit im deutschen Unterrichtswesen. Fünfundzwanzig Jahre lang ist er der Leiter des preußischen höheren Unterrichtswesens gewesen

und hat von da aus seinen maßgebenden Einfluß auf eine Reihe verwandter Gebiete erstreckt. Aber seine Hauptbedeutung hat er doch als Förderer der deutschen Wissenschaft und des Universitätsunterrichts. Hier kann man die Zeit seiner Wirksamkeit als eine neue Epoche bezeichnen. Da Althoff niemals danach gestrebt hat, an die Oeffentlichkeit zu treten, so ist seine Wirksamkeit bis zu den letzten Zeiten, in denen unerquickliche Konflikte auf akademischem Boden seinen Namen in die breite Oeffentlichkeit brachten, mehr nur den eingeweihten Kreisen bekannt gewesen. Verbirgt sich doch in der Regel die Tätigkeit des Ministerialrates hinter dem Namen des der Volksvertretung verantwortlichen Ministers, der die Verdienste und auch die Fehler der ihm unterstellten schöpferischen Geister verdeckt. Das Verdienst, Althoff freie Wirksamkeit gelassen zu haben, soll den Ministern, die mit ihrem Namen seine Schöpfungen gedeckt haben, nicht geschmälert werden. Die Gerechtigkeit aber verlangt, auszusprechen, daß der Vater fast aller Ideen, die das Universitätswesen in Preußen seit fünfundzwanzig Jahren befruchtet haben, Althoff war. Von Anfang an hat er seine ganze Person eingesetzt für die Verwirklichung seiner Ideen und hat durch „maßvolles, energisches, unermüdliches, scharfsichtiges, weises und mutiges“ Verhalten die Erfolge erzielt, die seinen Ruhm ausmachen.

Eins ist von den Amerikanern nicht genügend hervorgehoben und das können auch Ausländer schwer erkennen, daß diese Erfolge erzielt sind durch einen eisernen Fleiß und eine gewaltige Kraftanstrengung des Körpers und des Geistes. Wenn auch das Genie zuweilen mit einem Lichtblitz dunkles Gebiet zu erhellen vermag, so bleibt doch für den Gelehrten wie den Künstler und den Staatsmann ewig richtig, daß nur dem Fleiß, den keine Mühe bleicht, der Wahrheit tief versteckter Born rauscht und daß nur des Hammers schwerem Schlag sich des Marmors sprödes Korn erweicht. Schon in jungen Jahren hat Althoff nicht davor zurückgeschreckt, ganze Nächte hindurch zu arbeiten, um den Anforderungen gerecht zu werden, die er selbst an sich stellte. Die Natur hat ihn auch mit ungewöhnlichen Kräften des Körpers ausgestattet. Seine hochgewachsene, mächtig ins Breite gehende Gestalt, der starke Kopf mit der hohen Stirn, dem aufsträubenden Haupthaar, dem Wangen und Kinn schmal umrahmenden Barte und den blitzenden Augen erinnern an den niederländischen Seemann, der Wind und Wellen jederzeit Trotz bietet.

Althoff hat seine Kraft nicht an unfruchtbare Dinge, nicht an Probleme gewandt, deren Lösung in den Zeitschriften der Gelehrten begraben liegt. Er griff immer ins volle Leben hinein. Mit tiefer Einsicht in das, was wirklich, was wahr und was möglich ist, griff er die Probleme an. Mag er auch oft im Angriff maßlos erschienen sein, in seinen Plänen und Zielen war er es nicht. Und unerschöpflich war seine Phantasie in der Aufsuchung neuer Wege, um zu dem einmal gesteckten Ziele zu gelangen. Gewiß ist er, wie jeder Gelehrte, wie jeder Staatsmann, auch dann und wann auf unüberwindliche Hindernisse gestoßen. Und gerade darin hat sich Althoffs Stärke gezeigt, daß er in solchen Fällen rechtzeitig von der baldigen Lösung Abstand nahm und sich fruchtbarerer

Tätigkeit zuwandte. Die Zeit spielt bei ihm keine erhebliche Rolle. Er ist geduldig gewesen im Abwarten der Zeitumstände, die der Lösung günstig sind. Bei der Fülle der Aufgaben, die er sich stets gleichzeitig stellte, war es auch nach der Begrenztheit der menschlichen Natur unmöglich, daß er sie alle gleichzeitig verfolgte.

Mit nichts Unvollkommenem ist Althoff zufrieden. Was aus seiner Werkstatt ans Tageslicht kommt, ist bis ins kleinste durchdacht und ausgefeilt. Diese Eigenart geht so weit, daß man ihm fast einen Vorwurf daraus machen kann, daß er Arbeiten, die den größten Nutzen versprechen würden, zurückhält, weil ihm in diesem oder jenem Punkte ein Zweifel übriggeblieben ist. Der Ruhm, mit Ideen andern zuvorgekommen zu sein, reizt ihn nicht.

Derselbe Mann, dem die Arbeit an sich eine Lust ist, ist dabei ein froher und liebenswürdiger Gesellschafter, der sich den Freuden der Geselligkeit gern in seinem Leben hingegeben hat, der den Zauber des studentischen Lebens tief hat auf sich wirken lassen und der mit Wonne zurückdenkt an die Ausgelassenheit und Herrlichkeit der Bonner Korpsburschenzeit. Wie sein eigner Humor unerschöpflich ist, so liebt er es auch, sich mit lustigen Geschichten unterhalten zu lassen. In seinen Lebensansprüchen ist er einfach und schlicht, sowohl was die Kleidung als was Essen und Trinken anbetrifft. Er haßt den Luxus der Diners und hat oft genug in deutlichster Weise Front gemacht gegen die Verschwendung an der Tafel wissenschaftlicher Koryphäen. In seinem eignen Hause übt er eine wohltuende, herzliche Gastfreundschaft. Das dunkle, dürftige Wartezimmer des Kultusministeriums, das fast zwei Jahrzehnte Althoffs Besuchern ein nur zu bekannter Aufenthaltsort war, wurde von seinem Arbeitszimmer kaum übertroffen. Keine Spur von bureaukratischem Wesen haftet ihm an. Mit Hoch- und Niedriggestellten verkehrt er in gleicher Weise, indem er sich mit ihnen, sobald er es nur mit gediegenen Menschen zu tun hat, gesellschaftlich auf gleichen Fuß stellt. Das wußten namentlich die unter ihm beschäftigten Bureaubeamten zu schätzen, deren Kräfte er zwar in ungewöhnlichem Maße in Anspruch nahm, die er aber stets als seine Mitarbeiter, nicht als seine dem Range nach weit unter ihm stehenden Untergebenen behandelte.

Es ist Althoff oft zum Vorwurfe gemacht worden, daß er sich nicht scheue, die Menschen als Mittel für seine Zwecke zu benutzen. Ganz unberechtigt mag dieser Vorwurf nicht sein — er ist schon manchem großen Staatsmanne gemacht worden. Die Durchführung großer und schwieriger Aufgaben des öffentlichen Lebens bringt leicht eine andre Ethik als die des Privatlebens mit sich; sie erschwert es, so wie in bürgerlichen einfachen Verhältnissen immer das Recht der Persönlichkeit zu achten. Bei Althoff muß jedenfalls das betont werden, daß ihm egoistische Beweggründe bei der Benutzung der Menschen stets ferngelegen haben. Ihm stand immer nur die Sache vor Augen. Und so erscheint sein Verfahren auch wieder in idealistischem Lichte. Auch für seine Amtsgenossen war es nicht leicht, mit Althoff zu verkehren und von diesem sein Ziel so gerade verfolgenden Manne Achtung vor der Rechtssphäre andrer zu erlangen. Althoff

ist oft der Rücksichtslosigkeit und des Mangels an Höflichkeit gegen hoch- und niedriggestellte Leute geziehen worden, die ihn aufgesucht haben. Diese Klage ist sicherlich berechtigt. Aber man möge in Betracht ziehen, wieviele Menschen ihn täglich in Anspruch zu nehmen wünschten und welche maßlosen Anforderungen oft an einen so mächtigen Beamten gestellt wurden. Seine Unhöflichkeit hat manchen mit Recht getroffen, und wollte Althoff auch oft Zudringlichkeit damit abschütteln, so wußte er doch auch, daß er zuweilen unrecht damit tat. Sobald er das aber erkannt hatte, ist er bemüht gewesen, wieder gutzumachen, was er im Aerger oder in der Abgespanntheit gefehlt hatte. Denn mit den gewaltigen Geistesgaben verbindet sich in ihm ein weiches Gemüt. Es geht ihm lange und tief nach, wenn ihm zum Bewußtsein gekommen ist, daß er jemand unrecht getan hat. So schroff Althoff sich gegen alle Anmaßung, gegen alles Protzentum wendet, so mitleidig ist er mit den Unglücklichen und Bedrückten. Es läßt sich nicht auserzählen, wie oft er von seinen Jünglingsjahren an geholfen und getröstet hat. Eine rechte Schwäche Althoffs muß aber noch eingestanden werden: er versteht es nicht, seine Zeit richtig einzuteilen, schätzt den Wert, welchen die Zeit für seine Mitmenschen hat, gar nicht ein und stellt so ungemessene Ansprüche an ihre Geduld.

In dem Gebrauche der großen Macht, die ihm beiwohnt, besitzt Althoff zwar ein weites, aber auch ein zartes Gewissen, ein weites Gewissen, indem er sich über formelle Vorschriften, die hinderlich sein könnten, rasch hinwegsetzt, ein zartes, indem er nie etwas tut, was auch nur im entferntesten einen Schatten auf seine Integrität werfen könnte. Einem Manne in seiner Stellung ist es unmöglich, alle Wünsche, alle Erwartungen, die an ihn herantreten, zu befriedigen. Nur einer kann befriedigt werden, während Dutzende leer ausgehen. Daraus ist erklärlich, warum Althoff von so vielen angefeindet ist. Das weiß er wohl, aber es hat ihn noch nie darin erschüttert, seinen geraden Weg weiterzuschreiten. Seine Stellung ist trotz aller Anfeindungen und, sagen wir auch, trotz mancher Schwächen unerschüttert geblieben, weil an der Ehrlichkeit seines Wollens, an der Kraft und Fruchtbarkeit seiner Gedanken, an der Vollendung des von ihm Geschaffenen kein Zweifel möglich ist.

Er ist ein Mann, nehmet alles nur in allem, ich werde nimmer seinesgleichen sehn!

Friedrich Althoff wurde am 19. Februar 1839 bei Dinslaken am Niederrhein geboren. Er besuchte das humanistische Gymnasium und erhielt dort die spezifisch grammatische Ausbildung der Zeit. Daran liegt es, daß er keine fremde Sprache spricht und auch die Sprache der Mathematik nicht versteht. Nach Beendigung der juristischen Studien trat er als Auskultator in den Vorbereitungsdienst ein. Als Referendar verheiratete er sich in Neuwied mit Marie Ingenohl, deren heiteres, sanftes, anspruchloses Wesen dem rastlos tätigen Manne ein Heim geschaffen hat, aus dessen Stille er die Kraft zu immer neuen Leistungen schöpfte. In Berlin bestand er mit Auszeichnung das Assessorexamen und wollte sich dann in Bonn als Privatdozent habilitieren. Nach dem Kriege von

1870/71, während dessen er einen Liebesgabentransport nach Frankreich begleitet hatte, begab er sich jedoch nach Straßburg und trat dort als Hilfsarbeiter bei der obersten Zivilverwaltungsbehörde ein. In dieser Stellung blieb er anderthalb Jahre. Er hat damals unter andern das erste Gesetz über die Verbesserung der Besoldung der Volksschullehrer ausgearbeitet, ein Gebiet, dem er später leider nie wieder nähergetreten ist. Im Herbste 1872 folgte er einem Rufe Roggenbachs und nahm die Stelle eines außerordentlichen Professors in der juristischen Fakultät der neubegründeten Universität zu Straßburg an. Das ihm angebotene Ordinariat hatte er abgelehnt, weil er seine Befähigung dafür durch Veröffentlichungen noch nicht dargelegt hätte. Später wurde er auch Ordinarius. Durch das Vertrauen des Oberpräsidenten von Möller wurde er auch während seiner dozentischen Wirksamkeit mit verschiedenen wichtigen Arbeiten für die Landesverwaltung beauftragt. In diese Zeit fällt seine bedeutendste literarische Betätigung. Im Verein mit mehreren andern reichsländischen Juristen unterzog er sich der schwierigen Aufgabe, in einem Sammelwerk: „Die allgemeine Gesetzsammlung für Elsaß-Lothringen“ die noch in Kraft befindlichen französischen Gesetze in deutscher Uebersetzung und die neuen Reichs- und Landesgesetze zu vereinigen und durch Anmerkungen zu erläutern. Dieses große Werk ist mit seiner Rechtsauffassung und Belehrung über das, was geltendes Recht war, unentbehrlich und maßgeblich gewesen für viele mit dem französischen Recht wenig vertraute deutsche Beamte, die ihre Wissenschaft zuerst hauptsächlich aus Blocks „Dictionnaire de l'administration française“ schöpften, und für die elsaß-lothringischen Gemeindeverwaltungen, die, ausgehend von den Grundsätzen französischer Staatsverwaltung, sich nur mühsam in die deutschen Anschauungen hineinfinden konnten. Die Einblicke, die Althoff in alle Zweige der Staatsverwaltung und in das Räderwerk der obersten Reichs- und Landesbehörden gewonnen hatte, haben ihn befähigt, nach allen Seiten hin fruchtbare Beziehungen für sein engeres Arbeitsgebiet anzuknüpfen.

Als im Jahre 1882 der selbst von den höchsten Idealen erfüllte preußische Kultusminister von Goßler einen Vortragenden Rat suchte, der befähigt war, die großen Aufgaben, die sein durch und durch wissenschaftlicher Sinn den preußischen Universitäten zuwies, zu lösen, da wurde seine Aufmerksamkeit auf den Professor Althoff gelenkt. Dieser nahm den Ruf an und siedelte im Spätjahr 1882 nach Berlin über. Die bedeutende Stellung, die sich Althoff im Ministerium Goßler bald erwarb, ist unter den nachfolgenden Ministern noch gewachsen. Im Jahre 1897 erfolgte seine Ernennung zum Ministerialdirektor der ersten Unterrichtsabteilung. Von da ab erstreckte sich seine amtliche Wirksamkeit auf das weite Gebiet des ganzen höheren Unterrichtswesens, einschließlich der Universitäten und technischen Hochschulen und der allgemeinen wissenschaftlichen Angelegenheiten.

Die außerordentliche Wirksamkeit des ideenreichen Mannes reichte aber weit darüber hinaus. Sein Einfluß stieg von Jahr zu Jahr.

Bei seinem Eintritt in die preußische Unterrichtsverwaltung hatte Althoff

zunächst den Eindruck, einem Chaos wirr durcheinander laufender Bestimmungen und Maximen gegenüberzustehen, die verschieden von Universität zu Universität der sonst im preußischen Staatswesen zusammenfassenden Einheit entbehrten. Abgesehen von den einigenden Vorschriften über die Verhältnisse der Studierenden, hatte jede Universität ihre Sonderverfassung, und an den Universitäten des alten Preußens ebenso wie an denen der 1866 erworbenen Provinzen fehlte es nicht an zopfigen Bestimmungen. Und das schlimmste war, daß sie im Ministerium oft gar nicht bekannt, oft in den Akten vergraben waren. Nur die Kochsche Sammlung der Universitätsstatuten und Bestimmungen gab einigen Anhalt. Diesen Mangel orientierender Zusammenstellungen hat Althoff später auf mannigfache Weise zu beseitigen gewußt. Mit großer Vorsicht suchte er sich nach seinem Eintritt in das Ministerium zurechtzufinden, und wenn er auch unausgesetzt das Allgemeine im Auge behielt und vorbereitete, so wandte er doch zunächst sein Hauptaugenmerk der laufenden Verwaltung zu.

Hier sah er, wie dies auch seine Vorgänger im Amte von Johannes Schulze an stets getan haben, als seine Hauptaufgabe die richtige Besetzung der Lehrstühle an den preußischen Universitäten an. War aber in den letzten Jahrzehnten die Unterrichtsverwaltung abweichend von der bewährten preußischen Tradition, wie sie sich unter Altenstein und Johannes Schulze gebildet hatte, und entgegen der Auffassung Bismarcks immer mehr und immer kritikloser den Vorschlägen der Fakultäten gefolgt, so fühlte sich Althoff persönlich verantwortlich für die richtige Wahl. Nicht der von engeren Rücksichten der Personen und des Ortes bestimmte Vorschlag der Fakultäten, sondern das von staatsmännischen Gesichtspunkten aus unter Heranziehung der Gutachten des ganzen beteiligten urteilsfähigen Gelehrtenkreises festgestellte Bedürfnis des einzelnen Wissenschaftszweiges sollte fortan für die Besetzung der Lehrstühle entscheidend sein. Wie es dieser Auffassung der Aufgabe entsprach, führte Althoff nunmehr einen umfangreichen Briefwechsel vor der Besetzung jeder bedeutenderen Professur, suchte nach allen Richtungen hin festzustellen, welche Persönlichkeit sich nach ihrer wissenschaftlichen Richtung und Bedeutung und — was viel schwerer festzustellen ist — nach ihrer dozentischen Befähigung für eine bestimmte Stelle eignete, ehe er mit seinem Vorschlage hervortrat. Hatte er sich aber einmal eine bestimmte Erkenntnis verschafft, so hielt er daran mit eiserner Zähigkeit fest. Er setzte seine ganze Person für die von ihm getroffene Wahl ein, wie er denn stets nur dann Nachgiebigkeit gezeigt hat, wenn er sich durch sachliche Gründe überzeugt erklären konnte, niemals etwa zur Behauptung seiner Stelle. Es braucht nur erinnert zu werden an die Berufung Harnacks nach Berlin, die ohne Althoffs mutiges und selbstvergessendes Eintreten nicht erfolgt wäre. Wenn auch Althoff dem Urteile einzelner ausgezeichneter Fachgelehrten große Bedeutung beimaß, so ist es doch sein stetes Bestreben gewesen, einseitige Bevorzugung einzelner Richtungen zu vermeiden und wenn sie sich zeigten, wieder auszugleichen. Gewiß wird Althoff in der Wahl auch hier und da geirrt haben. Trotzdem sind die preußischen Universitätslehrstühle unter seiner Leitung in vorurteilsloser Weise noch immer mit den besten Lehrkräften besetzt worden. Allerdings hat Althoff darauf

verzichtet, alle Universitäten gleichmäßig mit Lehrkräften auszustatten. Das verbot die wachsende Spezialisierung der Wissenschaft, und anderseits erlaubte die Entwicklung der Verkehrsverhältnisse in Deutschland den Studierenden unschwer, die Universität der Heimatsprovinz mit der für das gewählte Fach am besten ausgerüsteten Universität zu vertauschen. So hat Althoff einzelne Universitäten zu Pflegestätten höchster geistiger Vollkommenheit für bestimmte Fakultäten und Zweige erhoben, z. B. Halle für die Theologie, Göttingen für die Mathematik, Berlin namentlich für Altertumswissenschaft und Geschichte.

Die Verantwortung für die Heranziehung angehender Gelehrten fällt weniger dem Universitätsreferenten als den Fakultäten zu. Bei dem großen Andrang zu den meisten Universitätsfächern ist es sehr schwer, die Geister zu scheiden, ehe durchschlagende Fachschriften vorliegen. Die von Althoff geförderten Privatdozentenstipendien sollen es auch minder wohlhabenden jungen Männern ermöglichen, die Universitätslaufbahn einzuschlagen. Es ist bekannt, daß Männer, die später zu den Zierden der Wissenschaft gerechnet wurden, jahre- und jahrzehntelang in Privatdozentenstellungen gedarbt haben und sich den notwendigen Lebensunterhalt durch ablenkende Nebenbeschäftigungen erwerben mußten.

Weniger bekannt ist, wie früher auch in den Familien vieler Universitätsprofessoren bittere Not herrschte, wie große Gegensätze sich innerhalb der Professorenkreise vorfanden, indem dem einen nach der Art seines Faches, keineswegs allein nach seiner Begabung und Bedeutung, Kollegiengelder und andre Nebeneinnahmen in Fülle zuströmten, während der andre in seiner Wissenschaft vielleicht viel bedeutendere Professor allein auf sein Gehalt angewiesen war. Und dies Gehalt blieb von seiner Berufung an die Universität ab unverändert, weil ihm zufällig ein Ruf an andre Universitäten nicht zuteil wurde, vielleicht nur darum, weil kein für sein Fach bestimmter Stuhl zur Erledigung kam; und so lag für die Verwaltung keine Anregung vor, sein Gehalt zu erhöhen. Allerdings waren seit 1876 die Universitäten in vier Gruppen geteilt, und für jede derselben waren Durchschnittsgehälter und Normalmaxima festgesetzt. Aber diese Abhilfe war bei weitem nicht ausreichend gewesen. Witwen und Waisen der Professoren erhielten Unterstützungen aus Verpflegungsanstalten, die bei den einzelnen Universitäten bestanden, zum Teil nur durch bedeutende jährliche Beiträge seitens der aktiven Universitätslehrer lebensfähig erhalten wurden.

Das war der Zustand, den Althoff in Preußen vorfand, während für fast alle andern Beamtenkategorien bereits Steigesätze im Gehalt eingeführt waren, und die Witwen- und Waisenversorgung fast überall ohne Beiträge der Beamten vom Staate gewährleistet war. Mit großer Energie ging Althoff an die Beseitigung dieser unhaltbaren Zustände. Zunächst ordnete er die Fürsorge für die Hinterbliebenen der Universitätslehrer, indem er 1889 die einzelnen Kassen unter Flüssigmachung bedeutender Staatszuschüsse so leistungsfähig machte, daß sie den Hinterbliebenen der Professoren ähnliche Vorteile boten wie der Staat den andern Beamten. Ja, es wurden sogar noch besondere Vergünstigungen für die Professoren errungen, indem die Professorenwitwen ohne Rücksicht auf die

Dienstzeit des Verstorbenen feste Bezüge und die Professorenwaisen drei Jahre länger als die sonstigen Beamtenwaisen Waisengelder erhalten. Gerade auf die weitsichtige Initiative Althoffs hin blieben noch reichliche Mittel zur Unterstützung in besonderen Notfällen reserviert. Und 1899 trat eine Erhöhung der Witwen- und Waisengelder ein.

Länger hat es gedauert, bis für die Professorengehälter Steigesätze eingeführt wurden. Es war Althoff, dem nicht selten der Vorwurf des Absolutismus gemacht worden ist, der den Absolutismus in der Bemessung der Professorengehälter beseitigt hat. Das konnte nur im Zusammenhange mit einer Reform des Honorarwesens geschehen, und diese bereitete enorme Schwierigkeiten. Mußte doch die Gefahr vermieden werden, daß die preußischen Universitäten darum gerade von den ersten Köpfen, die auf bedeutende Vorlesungseinnahmen rechnen durften, gemieden wurden. Althoff ist hier aufs maßvollste vorgegangen, indem er ein System der Honorarabzüge einführte, das dem großen Lehrer ebenso gerecht wird, wie ausgleichend gegenüber dem durch sein Fach minder begünstigten Dozenten wirkt und unter Schonung der Staatsfinanzen doch einen ausgezeichneten Dozentenersatz sicherte. Im Zusammenhange mit dieser Honorarordnung fand im Jahre 1897 eine Neuordnung des gesamten Besoldungswesens der Professoren nach dem Prinzipe der Dienstalterszulagen statt. Das Ziel Althoffs war jetzt erreicht: jedem Universitätsprofessor war die Erreichung eines auskömmlichen Gehaltes gewährleistet. Daneben wurde eine weise Sparsamkeit im Interesse des Staates beobachtet, indem der Staat keinesfalls verpflichtet sein sollte, auch denjenigen Professoren, welchen schon eine erhebliche Nebeneinnahme aus der einfachen Tatsache, daß ihnen eine bestimmte Universitätsstelle übertragen wurde, zufloß, die Dienstalterszulagen zu gewähren.

Für alle diese Maßnahmen bedurfte Althoff der Unterstützung des Finanzministers, die bei allen Anforderungen für das Unterrichtswesen wichtiger ist als die danach fast selbstverständliche Zustimmung des Landtages. Hier bewies Althoff ein bewunderungswürdiges Geschick, die für die Förderung der Wissenschaften nötigen Gelder flüssig zu machen. Er hat es verstanden, sich den persönlichen Zugang zu den Finanzministern zu eröffnen, von Scholz und Miquel bis auf die Gegenwart, und sich das Vertrauen dieser Männer in dem Maße zu erwerben, daß sie für die von Althoff als notwendig bezeichneten Ziele die Staatsmittel willig bereitstellten und seinen Dispositionen über die staatlichen Geldmittel bis an die äußersten Grenzen des etatrechtlich Zulässigen zustimmten. Nach allen Richtungen hin: nach dem Auswärtigen Amte, in dem die Fäden der internationalen wissenschaftlichen Beziehungen gesponnen werden, nach den parlamentarischen Parteien, von denen ihm die nationalliberale, ohne daß er ihr zugehörte, am nächsten stand, nach dem Zivilkabinett, mit dessen Chef ihn die freundschaftlichsten Beziehungen verbinden, wußte Althoff Verbindungen anzuknüpfen und sie immer wieder den großen Aufgaben, die er in seinem Amte verfolgte, dienstbar zu machen. Hatten früher die preußischen Kultusminister wenig Glück in der Flüssigmachung von Staatsmitteln für die Wissenschafts-

pflege, wie das schon Altenstein beklagte, so ist mit dieser Tradition unter Goßler und Althoff gebrochen worden. Die Anerkennung dafür ist denn auch eine allgemeine in allen Gelehrtenkreisen. Preußen steht in Deutschland wieder an der Spitze der Förderung der Wissenschaften auf allen Gebieten. Es ist hier nicht der Ort, aufzuzählen, wie viele neue Lehrstühle unter Althoffs Verwaltung an den preußischen Hochschulen gegründet worden sind, wie die preußischen Universitäten der fortschreitenden Differenzierung der Wissenschaften gefolgt sind, wie viele neue Universitätsinstitute entstanden sind, welche großen wissenschaftlichen Unternehmungen von Althoff organisiert worden sind. An jeder Universität sind in dem letzten Vierteljahrhundert neue Viertel entstanden mit den modernsten Instituten für die Naturwissenschaften und die Medizin. Daneben sind entsprechend der von Althoff geförderten neuen Lehrmethode in den Geisteswissenschaften, die in der Verbindung von seminaristischen Uebungen mit den Vorlesungen besteht, neue Seminargebäude und Bibliotheken errichtet worden.

Althoffs finanzielle Begabung hat sich aber nicht bloß in der Erhöhung der für die Universitäten im Staatshaushalt vorgesehenen Mittel bewährt, er hat es auch in erfindungsreicher Weise verstanden, die eignen Einnahmen der Universitäten zu vermehren. Schon 1885 ließ er eine Neuregelung der Auditoriengelder eintreten. Dann führte er, von der wohlberechtigten Anschauung ausgehend, daß die Studierenden, die zu ihrer Ausbildung Plätze und Materialien in den staatlichen Instituten beanspruchten, dem Staate hierfür ein Entgelt zu entrichten hätten, 1887 neben den Vorlesungshonoraren und Auditoriengeldern noch Institutsgebühren und Praktikantenbeiträge für gewisse Vorlesungen und Uebungen ein. Aus den Erträgen ließ er an jeder Universität einen besonderen Dispositionsfonds: „Insgemein zu sächlichen Ausgaben" bilden, der wieder die sofortige Befriedigung neuauftretender Bedürfnisse bei den Instituten ermöglichte, ohne daß es dafür des umständlichen Weges der Mittelbeschaffung durch den Etat bedurfte.

Althoffs Auffassung entsprach es aber nicht, daß die Pflege der Wissenschaften ausschließlich dem Staate zur Last zu fallen habe. Vielmehr erachtete er auch die Städte, in welchen der Staat Mittel- und Anziehungspunkte wissenschaftlicher Arbeit errichtet, für verpflichtet, ihrerseits Beiträge zu diesen Instituten zu gewähren, und hat damit da und dort größere Mittel für die der Pflege der Wissenschaften dienenden Unterrichtseinrichtungen flüssig gemacht, als sie der Staat allein hätte gewähren können.

Weiter hat Althoff, von Beginn seiner Tätigkeit an, verstanden, reichen Privatleuten die Ehrenpflicht ans Herz zu legen, die Wissenschaften zu fördern. Eine bedeutende Unterstützung wurde ihm hierbei zuteil, als bei der Chicagoer Weltausstellung von 1893 deutschen Gelehrten und Großindustriellen das amerikanische System der Selbsthilfe entgegentrat, aus dem heraus es dort seit langer Zeit gelungen ist, praktische Männer, die über die nötigen Mittel verfügen, selbst für abstrakte Seiten des Hochschulunterrichts zu interessieren und mit ihrer tätigen Unterstützung an der Weiterentwicklung der Unterrichtseinrichtungen zu

wirken. Der Mathematiker Felix Klein in Göttingen in Verbindung mit dem Münchner Physiker Linde und dem rheinischen Großindustriellen und Landtagsabgeordneten Böttinger kam mit hochsinniger Initiative der Staatsregierung entgegen und gründete die Göttinger Vereinigung zur Förderung der angewandten Physik. Nach und nach traten die vornehmsten industriellen Unternehmungen Deutschlands, so die großen Elektrizitätsgesellschaften, der Norddeutsche Lloyd u. s. w. in richtiger Erkenntnis der Wechselwirkung zwischen Hochschulunterricht und industriellem Fortschritt der Vereinigung bei. Mit weitem Blick erkannte Althoff die eigenartigen Ziele dieser durch kein Statut gebundenen Vereinigung und leitete sie mit seinem wohlwollenden und erfahrenen Rat durch manche drohende Fährlichkeiten hindurch. Die im Jahre 1905 vollendeten Neubauten des physikalischen Hauptinstituts und der ihm angegliederten Abteilung für angewandte Elektrizität, wie die ungewöhnlich reiche Ausstattung der Universität Göttingen mit Lehrstühlen für mathematische und physikalische Disziplinen verdanken in erster Linie der von Althoff geförderten privaten Initiative ihre Entstehung.

Die Ehrenstellung des deutschen Professors hat Althoff sich bemüht in jeder Weise zu heben: durch die sorgsame Auswahl der Dozenten, durch die Fernhaltung von Elementen, welche die Dozenteneigenschaft nur als Aushängeschild für größeren Gelderwerb benutzen wollten, durch die Ordnung der Gehaltsbezüge und durch die mannigfachen Allerhöchsten Auszeichnungen, die er für Gelehrte erwirkt hat.

Mit der Stellung der unbesoldeten Extraordinarien und der ordentlichen Honorarprofessoren hat sich Althoff viel beschäftigt, es aber in seiner maßvollen Weise zu keiner einschneidenden Aenderung auf diesem heikeln Gebiete kommen lassen, zumal das finanzielle Interesse des Staates hier stark mitsprach. Den rechtlich unklaren und an jeder Universität verschiedenen Verhältnissen der Privatdozenten hat Althoff von Beginn seiner Tätigkeit an sein Augenmerk zugewandt. Die Ordnung im einzelnen Falle versagte schließlich bei einer politischen Angelegenheit, und es kam 1898 zu einem die Disziplinarverhältnisse der Privatdozenten regelnden Gesetze.

Die Verhältnisse der Studierenden sind durch die Bestimmungen vom 1. Oktober 1879 geregelt. Es handelt sich dort um die Bedingungen für die Aufnahme und um den Abgang der Studierenden, die Vorlesungen, die Kontrolle des Fleißes der Studierenden, die Disziplin und die Vereine. Während Althoff den Aufnahmebedingungen erst bei den Verhandlungen über die Reform des höheren Unterrichtswesens und bei der Frauenfrage nähergetreten ist und dem Vereinswesen erst in der allerletzten Zeit, hat er von Anfang an sein Augenmerk auf die Förderung des Fleißes der Studierenden gerichtet. Er ging dabei von tiefem sittlichem Ernste aus. Es war klar, daß das Vertrauen in die eigne Einsicht und sittliche Reife der Studierenden nicht überall gerechtfertigt worden war. Aber es war eine sehr schwierige Aufgabe, die studentische Freiheit zu erhalten, ohne doch jede Kontrolle über den Fleiß der Studierenden aufzugeben. Die öffentliche Meinung aber verlangte mit Recht nach einiger Kontrolle seitens der

Behörden. Es handelte sich darum, dem Mißbrauche entgegenzutreten, daß die Dozenten eine Vorlesung als gehört bescheinigten, auch bei offenbarem Unfleiß, daß sie das Vorlesungsbuch nicht rechtzeitig: die Anmeldung bei Beginn, die Abmeldung am Schluß der Vorlesung, sondern zu beliebigen Zeiten bescheinigten, daß das Vorlesungssemester ungebührlich verkürzt wurde, daß Anmeldebücher leichtfertig in Verlust gebracht wurden, um den Unfleiß zu verschleiern u. dgl. Hier schritt Althoff überall ein, und die erlassenen Vorschriften, die freilich nur zu den kleinen Mitteln gezählt werden können, haben eine Besserung herbeigeführt. Gründlicher geholfen haben die positiven Mittel: die ausgezeichneten Gelegenheiten, die den Studierenden zur Herbeiführung persönlichen Verkehrs mit den Dozenten in den Seminarübungen gegeben wurden, die Verpflichtung der Dozenten, auf Wunsch der Studierenden Zeugnisse über Fleiß und Leistungen in den seminaristischen Uebungen auszustellen, und eine Reihe von Prüfungsvorschriften, die den Besuch solcher Seminarübungen zur Pflicht machten.

Am meisten war in der Oeffentlichkeit geklagt worden über den Unfleiß der Studierenden der Rechte. Allein in der juristischen Fakultät hatte es bis 1864 Zwangskollegien gegeben. Ihre Wiedereinführung wurde eifrig erörtert. In Bayern war man zur Einführung einer Zwischenprüfung gekommen. Um die Unterlagen zu einer Umwandlung des Lehrbetriebes in der juristischen Fakultät zu erlangen, veranlaßte Althoff die Zusammenberufung einer Kommission zum Studium der Reform des Rechtsstudiums. Die Früchte der Arbeit dieser Kommission sind langsam gereift, aber es sind doch wesentliche Schritte vorwärts geschehen. Hier ist namentlich zu erwähnen die durch Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches veranlaßte Aenderung des juristischen Studienbetriebes, die Studieneinrichtungen zur Einführung in das römische Recht unter unmittelbarer Anleitung juristisch und philologisch geschulter Dozenten, die Einführung der Zwangspraktika und die 1897 getroffene Bestimmung, daß der Leiter der ersten juristischen Staatsprüfung darüber zu entscheiden hat, ob das Rechtsstudium eines sich zur Prüfung Meldenden ein ordnungsgemäßes gewesen ist oder nicht, und im letzteren Falle befugt ist, die Meldung zurückzuweisen.

War in der medizinischen Fakultät auch über den Fleiß der Studierenden weniger zu klagen, indem hier die Fülle des nur in den Instituten zu bewältigenden Stoffes in Verbindung mit der Zwischenprüfung die Studierenden zum Fleiße antrieb, so war es hier das gewaltige Anwachsen des wissenschaftlichen Stoffes, das zu Reformen drängte. Sie haben ihren Ausdruck gefunden in der vom Bundesrat erlassenen ärztlichen Prüfungsordnung von 1901, bei deren Zustandekommen Althoff auch seit langen Jahren beteiligt war. Der wissenschaftliche Studiengang des Mediziners ist ergänzt worden durch die Einführung des praktischen Jahres, dessen zweckmäßige Ausgestaltung Althoff besonders am Herzen lag. Mit der Einrichtung der Akademie für praktische Medizin in Düsseldorf im Jahre 1907, die neben der Kölner noch allein dasteht, ist erst der Anfang gemacht zu einer neuen Ausgestaltung des medizinischen Bildungswesens. Das gewaltige klinische Material der großen Städte, in denen es zur Errichtung

solcher Akademien kommen soll, wird in ganz andrer Weise als vordem der praktischen Ausbildung von Aerzten und der Wissenschaft dienstbar gemacht werden. Dabei kann nicht verschwiegen werden, daß Althoffs Idee in den Kreisen der Aerzte auch gewichtigen Bedenken begegnet ist, indem befürchtet wird, daß die notwendige Vielseitigkeit der Ausbildung des praktischen Arztes durch das an den großen Instituten sich natürlich entwickelnde Spezialistentum gefährdet werden wird. Althoff war schon als Universitätsreferent ein Förderer aller Fortschritte auf dem Gebiete der Medizin. Die ersten Entdeckungen Robert Kochs hat er in Gemeinschaft mit dem Minister von Goßler mit Begeisterung begrüßt. Später hat er der höchsten wissenschaftlichen Behörde im Medizinalwesen des preußischen Staates, der Wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen, vorgestanden.

Sehr ernste Aufmerksamkeit hat Althoff dem Ersatz der Studierenden zugewandt. Das gewaltige Anschwellen der Zahl der Gymnasiasten und der Studierenden, die Ueberfüllung der meisten gelehrten Berufe, die ein bedenkliches Ueberaltern der Anwärter in verschiedenen Beamtenzweigen zur Folge hatte, und daneben der zeitweilige Mangel an Ersatz in diesem und jenem besonderen Gebiete forderte zu einer statistischen Ergründung der Tatsachen und womöglich der Ursachen auf. Nicht nur konnten daraus für die obersten Verwaltungsbehörden wertvolle Fingerzeige für die an die Anwärter zu stellenden Anforderungen geschöpft werden, sondern die Ergebnisse der Forschungen gaben auch den angehenden Studierenden Anhaltspunkte für ihre Berufswahl. So entstanden auf Althoffs Anregung die Denkschriften des Professors Lexis über die dem Bedarfe Preußens entsprechende Normalzahl der Studierenden der verschiedenen Fakultäten.

In früheren Jahrhunderten bedurfte es des besonderen Anreizes zum Universitätsstudium. Daher stammen die vielen Stiftungen und Stipendien bei den Universitäten, die weniger den würdigen als den bedürftigen Studierenden zugut kommen sollten. Ebenso stammen aus jener Zeit die Regulative über die Stundung der Vorlesungshonorare. Diese Einrichtungen sind veraltet. In der heutigen Zeit strömen mehr als zuviel junge Leute den Universitäten zu, und die vorhandenen Stiftungsmittel würden besser zur Ausbildung hervorragend tüchtiger und würdiger Studierender verwandt, ebenso wie die Stundung mit ihrem Gefolge von Schulden besser durch den Erlaß der Kollegiengelder an bedürftige und würdige Studierende ersetzt würde. Althoff hat sich mit diesen Fragen viel beschäftigt. Gleich im Anfang seiner Tätigkeit im Ministerium beseitigte er die Seminarprämien und Seminarstipendien. Später zeigte sich sein Einfluß darin, daß in manchem neueren Stiftungsstatut der Nachweis der Bedürftigkeit in Fortfall gekommen ist. Zu einer durchgreifenden Reform auf diesem Gebiete hat Althoff die Zeit gefehlt. Er hat nur die Wege dafür geebnet, indem er bewirkt hat, daß mittels des Allerhöchsten Erlasses vom 21. Oktober 1897 der Kultusminister ermächtigt worden ist, Anordnungen über die Stundung und den Erlaß der Vorlesungshonorare zu treffen, insbesondere auch, wo es ihm nach den Verhältnissen ratsam erscheint, die Stundung durch den Erlaß zu ersetzen.

Den Abschluß der Studien bildet für viele Studierende die Erwerbung des Doktortitels. Hier lag vieles im argen, als Althoff in das Ministerium eintrat. Noch gab es preußische und andre Universitäten, an denen der Doktortitel in absentia erworben werden konnte und solche, an denen es der Drucklegung der Dissertation nicht bedurfte. Die Anforderungen, die an den Doktoranden gestellt wurden, wurden an den verschiedenen Universitäten und Fakultäten sehr verschieden aufgefaßt. Das war auf die Dauer unerträglich und führte zu einer Herabsetzung des deutschen Doktortitels. Nachdem in einer Reihe einzelner, neu abgefaßter Promotionsordnungen der Grundsatz zum Durchbruch gekommen war, daß die Doktorpromotion ohne mündliche Prüfung und ohne vorgängige Drucklegung der Dissertation nicht stattfinden dürfe, wurde bestimmt, daß ein anders erworbener Doktortitel in Preußen überhaupt nicht mehr anerkannt werden sollte, und durch Verhandlungen mit den übrigen deutschen Bundesstaaten wurden die preußischen Bedingungen allgemein zur Anerkennung gebracht. Weiter führte Althoff eine Allerhöchste Verordnung herbei, um dem Mißbrauch ausländischer Doktortitel, namentlich der in Amerika erworbenen, entgegenzutreten. Seit dem Jahre 1897 bedürfen preußische Staatsangehörige, die einen akademischen Grad außerhalb des Deutschen Reiches erworben haben, zur Führung des Titels der Genehmigung des Kultusministers und gegenüber nichtpreußischen Reichsangehörigen und Ausländern, die solche Titel zu Erwerbszwecken und anderweitig zu führen wünschen, gilt die gleiche Bestimmung. Zu einer einheitlichen Regelung der medizinischen Doktorpromotion an sämtlichen deutschen Universitäten kam es auf Grund einer Vereinbarung der beteiligten Bundesregierungen im Jahre 1900. Die Zulassung zur Promotion wird seitdem Inländern in der Regel erst gewährt, wenn sie die Approbation als Arzt für das Reichsgebiet erworben haben. Im Jahre 1902 kam es ebenfalls auf Grund von Vereinbarungen der beteiligten Bundesregierungen zu einer einheitlichen Regelung der philosophischen Doktorpromotion an den preußischen Universitäten.

Gegenüber der Frauenbewegung, die in den letzten beiden Jahrzehnten mächtig an die Pforten der Universitäten angeklopft hat, hat die preußische Universitätsverwaltung aus Sorge für die Erhaltung der wissenschaftlichen Höhe des Universitätsunterrichts große Zurückhaltung bewiesen. Die Immatrikulation ist Frauen noch heute nicht zugestanden, und ihre Zulassung zu den Vorlesungen als Hörerinnen hängt von der Genehmigung des Rektors und des einzelnen Dozenten ab. Dagegen sind sie zur Doktorpromotion in der juristischen, medizinischen und philosophischen Fakultät zugelassen. Kurze Zeit war Althoff auch mit der Reform des höheren Mädchenschulwesens beschäftigt. Die Fragen und Thesen der Januarkonferenz des Jahres 1906 sind unter seiner Leitung und teilnehmenden Mitwirkung entworfen worden. Zunehmende Kränklichkeit nötigte ihn aber, sich von diesem Gebiete bald wieder zurückzuziehen.

Eine große Anzahl wissenschaftlicher Institute verdankt Althoff die Gründung oder Neubelebung. Es ist nicht möglich, sie alle hier aufzuführen. Nur an einige Schöpfungen der Universitätsverwaltung mag erinnert werden: die

historische Station, das spätere historische Institut in Rom, das deutsche archäologische Institut, das zahnärztliche Institut bei der Universität Berlin, die Erhebung des meteorologischen Instituts in Berlin zu einer selbständigen Anstalt, die Verlegung des Botanischen Gartens nach einem Vororte Berlins und seine Neugestaltung, die Vereinigung der naturwissenschaftlichen Sammlungen der Universität Berlin im Museum für Naturkunde. 1887 erfolgte die Errichtung des der Berliner Universität angegliederten Seminars für orientalische Sprachen, das der Vorbildung junger Beamten und Kaufleute für den Vertretungsdienst des Deutschen Reiches und für die Tätigkeit in den Kolonien dienen soll, im wesentlichen eine Schöpfung Althoffs, der seiner Entwicklung eine unermüdliche Fürsorge gewidmet hat. Eine ganz besondere Ruhmestat Althoffs ist der Neubau und die Ausgestaltung der Charité in Berlin. Mit Recht ist seine Büste in ihren Räumen aufgestellt worden. Der neueren Zeit gehören die Errichtung der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek und der Kaiser-Wilhelm-Akademie in Posen und die Gründung der Technischen Hochschulen in Danzig und Breslau an. Mit warmem Dank sieht die Provinz Westfalen auf Althoff und ebenso auf den Minister Studt, den früheren langjährigen Oberpräsidenten der Provinz Westfalen. Den jahrelangen Bemühungen dieser beiden Männer ist es gelungen, daß die Akademie zu Münster 1902 zu einer Universität erhoben werden konnte. Heute fehlt der westfälischen Wilhelmsuniversität nur noch die medizinische Fakultät mit Ausnahme der Fächer der Vorprüfung.

Wie bei manchen der vorerwähnten Einrichtungen Althoff über den Bereich der preußischen Monarchie hinaus tätig war, so auch bei der Gründung der katholisch-theologischen Fakultät an der Universität Straßburg. Es war ein weiser, staatsmännischer Entschluß, dem elsässischen Klerus die Gelegenheit zu geben, seine wissenschaftliche Ausbildung im Lande selbst, auch außerhalb der Priesterseminare, zu vollenden. Dann aber mußte die Fakultät auch so eingerichtet werden, daß der Klerus sie wirklich besuchte. Aus diesem Gesichtspunkte heraus ist die unter Althoffs Beirat 1901 zustande gekommene Berufung des Geschichtsprofessors Spahn nach Straßburg zu beurteilen. Wer Althoff um dieser Berufung willen ultramontaner Neigung geziehen hat, hat ihn mißverstanden.

Die Berührung der Universitätsverwaltung mit dem Auslande zeigte Althoff, wie notwendig es ist, dafür zu sorgen, daß die deutsche Wissenschaft durch Werke, die ihre Ergebnisse und ihre Organisation darstellen, bei internationalen Gelegenheiten in würdiger Weise dargestellt werde. Es handelt sich nicht bloß um eine Repräsentationspflicht, sondern es war von großer sachlicher Bedeutung, durch solche Werke Einfluß zu gewinnen auf die Gestaltung des Wissenschaftsbetriebes in fremden Ländern nach deutschem Muster und Fremde herbeizuziehen, die sich an Ort und Stelle mit der deutschen Wissenschaft befreunden. Namentlich mit den Gelehrtenkreisen von Nordamerika knüpfte Althoff früh Beziehungen an. Schon im Jahre 1889 hatte er Gelegenheit, bei der Stiftung des Grafen Loubat aus New York mitzuwirken, welcher

der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin ein beträchtliches Kapital überwies zum Zwecke einer Preisstiftung, welche die nordamerikanischen Studien fördern sollte. Althoff verfolgte mit besonderem Interesse, wie in Nord- und Südamerika immer neue höhere Schulen und Hochschulen gegründet wurden, denen die deutsche Einrichtung als Muster diente. Besonders wertvoll war ihm die aus sorgfältiger Verfolgung der Literatur geschöpfte Beobachtung, daß die Nordamerikaner die deutschen Universitäten als die besten ansahen. So ist es erklärlich, wenn als Merksteine für die Abfassung der auf Althoffs Anregung erschienenen größeren wissenschaftlichen Werke gelten können: zuerst das achthundertjährige Jubiläum der Universität Bologna und dann die beiden Weltausstellungen in Chicago und St. Louis. Das große, Althoffs Anregung und Förderung entsprungene sechsbändige Werk: Das Unterrichtswesen im Deutschen Reich, aus Anlaß der Weltausstellung in St. Louis unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner herausgegeben von W. Lexis, gibt zum ersten Male eine umfassende Darstellung des gesamten Unterrichtswesens im Deutschen Reiche.

Den wissenschaftlichen Hilfseinrichtungen des gelehrten Unterrichts, den Bibliotheken, hat Althoff von früh an seine förderliche Aufmerksamkeit zugewandt. Fand er doch vieles, man möchte sagen alles hier im argen liegend vor! Die Einrichtungen waren veraltet und die Stellen an diesen Instituten galten als ein Refugium. Unterstützt durch die weitsichtigen Ratschläge des ihm nahe befreundeten Straßburger, später Breslauer Professors der klassischen Philologie Studemund, vermehrte Althoff nicht nur mit großem Geschick die Handschriftenschätze der Königlichen Bibliothek in Berlin, sondern er schuf auch ganze neue organische Einrichtungen. Eine neue Benutzungsordnung für die Verleihung der Druck- und Handschriften, die den Besitzstand besser sicherte, wurde entworfen, überall wurde die Herstellung von Zettelkatalogen statt der veralteten Bandkataloge angeordnet. Aus wohlbegründeten Ersparnisrücksichten wurde ein Buchverkehr zwischen den größeren Bibliotheken und den Seminar- und Institutsbibliotheken eingeführt. Die Herstellung eines Kataloges der in den Bibliotheken des Staates und der Gemeinden befindlichen Handschriften wurde in Angriff genommen. Wiederholt ist Althoff nachdrücklich für die größte Liberalität im Buchverkehr mit ausländischen Bibliotheken eingetreten, um den Gelehrten kostspielige Reisen zu ersparen, oft überhaupt erst die Forschung auf diesem oder jenem Gebiete zu ermöglichen. Es gelang ihm, die frühere lästige Inanspruchnahme der Diplomatie bei der Verleihung von Büchern an Bibliotheken fremder Staaten und umgekehrt zu beseitigen.

Für den wissenschaftlichen Bibliotheksdienst hat Althoff eine neue Beamtenlaufbahn mit demselben festen Gefüge geschaffen, wie es den andern Beamtenkategorien im preußischen Staate seit Jahrzehnten eigen ist. Das geschah mit der Einführung des Befähigungsnachweises für den Bibliotheksdienst im Jahre 1894. Es wurde eine Vorbereitungszeit eingeführt und für die bibliothekarische Fachprüfung eine Prüfungskommission in Göttingen eingesetzt. Die Bezeichnung der verschiedenen Anwärter und Beamten und ihrer Gehälter — letztere im genauen Anschluß an den für die Gymnasiallehrer erlassenen Normaletat — wurde

1894 fest geregelt. Zwei Jahre später trat die ganz gleichartige Regelung der Gehälter der wissenschaftlichen Beamten an den größeren Universitätssammlungen und den Sternwarten ein, so daß nunmehr allen diesen wissenschaftlichen Instituten nicht nur ein gleich guter Beamtenersatz gesichert ist wie den höheren Schulen, sondern auch diese früher von der staatlichen Fürsorge vernachlässigten Beamten mit Ruhe der Zukunft entgegensehen können, auch wenn ihnen ein Universitätslehrstuhl versagt blieb. Daß bei dieser Regelung das ganze, doch zum Teil kleinliche Rang- und Titelwesen mit in den Kauf genommen werden mußte, das von andern Beamtenkategorien her in die Gymnasiallehrerlaufbahn eingedrungen ist und den Behörden viele ganz unfruchtbare Arbeit erzeugt, mag bedauert werden, war aber nach den heute aus der Beamtenschaft heraus gestellten Ansprüchen nicht vermeidbar.

Als Althoff 1897 die Leitung der ersten Unterrichtsabteilung im Kultusministerium übernahm, der er bis dahin als Universitätsreferent angehört hatte, war er auf dem Gebiete des ihm nunmehr unterstellten höheren Knabenschulwesens kein Neuling. Wie sollte man auch glauben, daß ein Mann, der sich jahrzehntelang damit beschäftigt hatte, den Universitätsunterricht immer fruchtbringender zu gestalten, nicht schon lange seine Aufmerksamkeit auf die Vorbildung der Studierenden gerichtet hätte! Freilich war er bisher auf diesem Gebiete nicht hervorgetreten. Als Ministerialkommissar auf der Schulkonferenz des Jahres 1890 hat er kein einziges Mal das Wort ergriffen, aber er hat doch aus ihr vielerlei Anregungen empfangen. Er betrachtete sich damals noch als Laien im höheren Unterrichtswesen. Vielleicht tut er es auch heute noch. Aber weder heute noch damals in dem Sinne, daß er sich nicht für befugt und verpflichtet gefühlt hätte, den von ihm durch Studium und Nachdenken gewonnenen Anschauungen zum Siege zu verhelfen. Gerade darin erblickte er einen Fehler der neunziger Schulkonferenz, daß das Laienelement zu wenig vertreten war, daß die Konferenz sich fast ausschließlich aus Schulmännern zusammensetzte, während auf die Gestaltung des höheren Schulwesens soziale und wissenschaftliche Gesichtspunkte nicht minder maßgebend einzuwirken haben als schultechnische. Von der hohen Warte aber, auf der Althoff seit lange stand, hatte er sich eine eigne Anschauung über die Einrichtung gebildet, die den höheren Schulen zu geben ist, damit sie im ganzen Gefüge des Unterrichtswesens und des Staates die richtige Wirksamkeit ausübten. Die Schulreform von 1890 und die Lehrpläne von 1892 genügten ihm nicht. Der beste Wille der Schulkonferenz hatte die Traditionen wenig zu erschüttern vermocht. Allerdings war die Ueberbürdung der Unter- und Oberstufe gewichen und der grammatische Formalismus war, wenigstens auf dem Papier, gründlich beseitigt. Durch die Einführung der Abschlußprüfung aber war die Ueberbürdung der Mittelstufe eher gefördert als gemindert worden. Die Ueberfüllung der Universitäten war gewachsen, das Studentenmaterial hatte sich verschlechtert. Das Gymnasium hatte seine Vorzugsstellung, allein den Eintritt in alle höhere Laufbahnen zu eröffnen, behalten und war darum die Zielscheibe des Angriffs der minderbegünstigten Vollanstalten geblieben. Das Real-

gymnasium war innerlich dem Gymnasium mehr angenähert worden, aber es hatte keine Berechtigung erhalten. Die Zahl der Oberrealschulen und Realschulen war bedeutend gewachsen und verlangte nach Beachtung. Die Reformanstalten nach dem Altonaer und Frankfurter System hatten an Boden gewonnen. Ja, es schien eine Zeitlang, als ob das Frankfurter System (Beginn des Französischen in Sexta, des Lateinischen in Untertertia, des Griechischen in Untersekunda) den Sieg erringen sollte. In diese Sachlage griff Althoffs Reformplan ein. Er ging von einfachen Forderungen aus: Beendigung des Kampfes um die Gleichberechtigung der Realanstalten; stärkere Betonung der modernen Bildungselemente; wenige klare Typen von Schulen; Vereinfachung des Lehrplanes: multum non multa, in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister, höhere Bewertung der sittlichen Reife; Verhütung der Ueberbürdung der Schüler; Hebung des Lehrerstandes. Zur Beratung dieser Reformpläne wurde wieder eine Konferenz berufen im Juni 1900, und diesmal waren unter vierunddreißig Teilnehmern nur fünf im praktischen Schuldienste stehende Männer, dagegen Vertreter der verschiedensten Richtungen des politischen und wirtschaftlichen Lebens. Obgleich er der geistige Mittelpunkt der Konferenz war, hat Althoff auf ihr doch nur wenig gesprochen. Seine Ziele wurden im wesentlichen erreicht. Das Ergebnis der Konferenz fand seine Verkündigung in dem Allerhöchsten Erlasse vom 26. November 1900. König Wilhelm, dessen mächtiger Anregung das ganze Reformwerk seinen Ursprung verdankt, beauftragte den Kultusminister, die erforderlichen Maßnahmen zur Durchführung seiner Entschließungen zu treffen. Der Erlaß stellte die Gleichwertigkeit der auf Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen abschließend erworbenen Geistesbildung fest und ordnete an, daß davon bezüglich der zu verleihenden Berechtigungen auszugehen sei. Damit wurde die größere Verbreitung realistischen Wissens angebahnt. Das Ziel der wenigen klaren Typen war nicht erreichbar gewesen. Es blieb bei der Tradition, und die Begünstigung des Altonaer und Frankfurter Systems hat die Mannigfaltigkeit nur vermehrt, deren Wiederbeseitigung voraussichtlich das Ziel der nächsten Schulreform wird sein müssen. Die Lehraufgaben von 1901 und die Ordnung der Reifeprüfung hat von 1903 ab die gewünschte Vereinfachung gebracht. Mit der Beseitigung der schließlich allgemein verurteilten Abschlußprüfung fiel der letzte Ausgangspunkt der Ueberbürdung.

Vorausschauend hatte Althoff, ehe er an die Reform der höheren Schulen selbst herantrat, für eine zweckmäßigere, den praktischen Bedürfnissen der Schulen mehr als bisher Rechnung tragende Vorbereitung für das Lehramt an höheren Schulen Sorge getragen. Schon im Jahre 1898 war die neue Ordnung der Prüfung für das höhere Lehramt erschienen. Entsprechend den von dem Mathematiker Felix Klein ausgegangenen Anregungen ist darin als neues Fach die angewandte Mathematik aufgenommen worden.

Zur materiellen Hebung des Lehrerstandes war schon nach 1890 viel geschehen. Althoff hat sie sich weiter angelegen sein lassen im Anschluß an die von der Konferenz auf seine Initiative vorgeschlagenen Maßregeln. Aber er

konnte auch hier der Tradition nicht Herr werden. Eine anderwärts erprobte Scheidung des Lehrpersonals in Lehrer für das Obergymnasium mit höheren Anforderungen an die Fähigkeit, höherer Besoldung, geringerer Pflichtstundenzahl und in Lehrer für die Mittel- und Unterklassen erschien von vornherein undurchführbar. Es blieb nur übrig, die Stellung des Lehrpersonals im höheren Unterrichtswesen, enger noch als bisher geschehen, der Stellung der übrigen Staatsbeamtenschaft anzugleichen und auf diese Weise die Hebung des Lehrerstandes herbeizuführen. Ein andres Mittel hierzu hatte die Konferenz noch ganz im Sinne Althoffs empfohlen, nämlich, daß die Aufsicht durch häufigere und eingehendere Revisionen eine nachdrückliche Verstärkung erfahren möchte. Auch hierin ist Erhebliches gegen früher noch nicht geändert.

Der an den Anstalten vollzogenen Reform folgte eine Reihe von Maßregeln, um den Abiturienten der Realanstalten die Zulassung zu dem Studium der verschiedenen Fakultäten und weiterhin zur Doktorpromotion zu eröffnen. Für die Theologie ist es bei der Vorbedingung eines Reifezeugnisses von einem deutschen Gymnasium verblieben. Den aus der preußischen Unterrichtsverwaltung kommenden Anregungen folgend, hat Preußen für die Rechts- und Staatswissenschaft und für die Vorbereitungsstudien zum höheren Lehramt und hat das Deutsche Reich für die Medizin und die Offizierslaufbahn die Gleichberechtigung der deutschen Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen anerkannt. Althoffs Verdienst ist es, daß auf diesem Gebiete jetzt Frieden eingekehrt ist.

Wenn im vorstehenden der Versuch gemacht ist, ein Charakterbild Althoffs zu zeichnen und sein Lebenswerk darzustellen, so ist niemand klarer bewußt als dem Verfasser, daß in allem nur Stückwerk beigebracht ist. Weder ist das Charakterbild deutlich genug geworden, um auch den Fernerstehenden eine Vorstellung von dem Zauber, aber auch von der niederdrückenden Gewalt dieser eigenartigen Persönlichkeit zu geben, noch sind die Werke und Ziele des schöpferischen und phantasievollen Mannes auch nur alle dem Namen nach erwähnt. Vieles mag dem Verfasser entgangen sein, in andres hat ihm der Einblick gefehlt, um Althoffs Spuren zu folgen und sie darzulegen, wieder in anderm mag er irren. Althoffs Wirksamkeit schildern heißt eine Geschichte der Kulturpolitik Preußens und des Deutschen Reiches in dem letzten Menschenalter schreiben. Es wird vieler Vorarbeiten, wie dieser, der Beibringung vieler persönlicher Erinnerungen und der Eröffnung mancher archivalischer Schätze bedürfen, um ein vollständiges und ganz richtiges Charakter- und Lebensbild Althoffs zu gewinnen.

Mit dem 1. Oktober 1907 ist Althoff aus seinem Ministerialamte ausgeschieden. Die Gnade seines Königs, die ihm in der Zeit seines Wirkens in reichem Maße zuteil geworden ist, hat ihn aufgefordert, seine Kräfte noch weiter dem öffentlichen Wohle zu widmen. Ein Mann wie Althoff kann nicht ruhen. So lange er atmet, werden wir den Hauch seines Geistes verspüren.

Arbeit und Erholung[1])

Von

Robert Gaupp

Arbeit und Erholung — es gibt wohl kaum zwei Worte, die im modernen Leben der Menschen häufiger gesprochen und gehört werden als diese. Aber wie es so oft im Leben geht: über den Sinn der Worte, mit denen wir täglich hantieren, herrscht keine völlige Klarheit, und jeder gebraucht sie gemäß seinen Anschauungen und Wünschen, unbekümmert, ob sein Sprachgebrauch vor der kritischen Betrachtung standzuhalten vermag. Und die Wissenschaft hinwiederum hat ihre eigne Sprache, die nicht selten weit abweicht von dem gemeinen Sinn der Laienbezeichnung. Wer sich mit seiner Hände Arbeit sein Brot verdient, der hält nur sein Tun für die echte Arbeit; mit Selbstbewußtsein stellt er sich der übrigen Welt als „Arbeiter" gegenüber und hat kein Verständnis für die Mühen des geistigen Schaffens. Und die Gebildeten, die sogenannten „Kopfarbeiter", schauen oft mit Geringschätzung auf eine Tätigkeit herab, bei der, wie sie fälschlich glauben, nur die Glieder arbeiten, die nur „manuell", nur „mechanisch" getan wird. Noch verschiedener ist Urteil und Wertung, wenn es sich um die Erholung handelt. Was gilt unsrer Zeit nicht alles als Erholung! Gut Essen und Trinken, Theater und Konzerte, Sport und Leibesübung, Vereinsleben, ein weicher Fauteuil und ein gutes Buch, Kunstgenuß und Naturbetrachtung — all diese Dinge und noch viele andre machen den Anspruch, dem Menschen als Erholung zu dienen. Und wer wollte widersprechen? Sagt doch ein jeder aus seinem subjektiven Empfinden heraus, was ihm Erholung ist, und er erkennt nur dieses subjektive Empfinden als Richter an. Jedem Widerspruch begegnet er mit der Meinung: „das muß ich am besten wissen, was mich erholt."

Die Wissenschaft unsrer Tage ist andre Wege gegangen, um aus dem Vielerlei der Meinungen die Wahrheit herauszufinden. Es galt zunächst die Begriffe „Arbeit" und „Erholung" schärfer zu formulieren. Der Arbeitsbegriff hat in der Naturwissenschaft seine Grenzbestimmung gefunden. Als Robert Mayer das Gesetz von der Erhaltung der Kraft entdeckte, hielt der Begriff der Arbeit seinen Einzug in die Physik und Chemie, und die Lehre vom Leben konnte, ungeachtet ihrer Sonderprobleme, diesen Begriff auch zu dem ihrigen machen. Der menschliche Organismus erwies sich als eine komplizierte Maschine, die sich wie jede Maschine den Gesetzen des mechanischen Wärmeäquivalents fügen mußte. Die chemischen Vorgänge, die sich unablässig in unserm Körper abspielen, sind die Quellen unsrer Kraft; durch ihre Hilfe und nur durch sie leisten wir Arbeit. Und es gelang, ein Maß für die Berechnung der Arbeit zu finden, freilich nicht in der Weise, daß wir nunmehr in der Praxis unser Denken und Handeln, unser Sorgen und Plagen in Kilogrammetern

[1]) Nach einem in Stuttgart gehaltenen Vortrag.

angeben könnten, aber doch in dem Sinne, daß wir die materiellen Bedingungen aller Arbeit genauer zu übersehen und zum Teil auch zu berechnen lernten. Im Sinne der Biologie ist alles Leben ein Arbeiten; selbst im tiefsten Schlafe arbeitet unser Körper; er verbrennt Stoffe, um unsre Leibestemperatur auf stets gleicher Höhe zu halten; das Herz arbeitet in Form einer kunstvollen Pumpe und versorgt alle Teile mit Blut; unsre Atemmuskeln ziehen die sauerstoffreiche Luft in die Lungen und stoßen die verbrauchte aus u. s. f.

Und weiterhin! Daß dieser unser Körper arbeitsfähig bleibe, bedarf er wie jede Maschine des Gleichgewichtes zwischen Zufuhr und Verbrauch. Mit der Nahrung erhält der Leib die chemischen Kräfte, deren Umwandlung im chemischen Verbrennungsprozeß das frei macht, was wir in der Laiensprache als Arbeit bezeichnen. Diese ist also nur ein Teil der wirklich vonstatten gehenden Arbeit. In *einem* wichtigen Punkte unterscheidet sich nun aber der menschliche und tierische Organismus sehr wesentlich von einer gewöhnlichen Maschine: *die Arbeit erzeugt in ihm selbst Veränderungen, die ihre Fortsetzung erschweren und nicht allein durch die stets erneute Zufuhr chemischer Spannkräfte beseitigt werden können.* Der menschliche und tierische Körper *ermüdet* bei der Arbeit, und diese Ermüdung kommt ihm in der Regel, wenn auch keineswegs immer, als eigenartige Veränderung zum Bewußtsein. Damit nähern wir uns den Problemen, deren Erörterung den Gegenstand unsrer Betrachtungen bilden soll. Die rein mechanischen und chemischen Vorgänge sollen uns hier nicht weiter beschäftigen.

Wir wenden uns zunächst zu den wichtigen Begriffen der *Ermüdung* und *Erholung*. Da haben wir nun mit *Kraepelin*, dem Schöpfer der Hygiene geistiger Arbeit, streng zu trennen: die *objektive Ermüdung* und das *subjektive Gefühl der Müdigkeit*. Aus der Verwechslung dieser beiden Dinge entsteht alle Tage Verwirrung im Denken und Tun der Menschen. Die Ermüdung ist ein bestimmter Zustand unsers Körpers, den eine vorgeschrittene Chemie in eine chemische Formel pressen könnte. Indem bei der Tätigkeit unsers Leibes Stoffe verbraucht werden, deren Zerfallsprodukte zum Teil giftig wirken, werden unsre Muskeln und unser Nervensystem derart verändert, daß sie ihre spezifischen Aufgaben nicht mehr oder wenigstens nicht mehr so gut erfüllen können, als im nicht ermüdeten Zustande. Die Muskeln werden schwächer, die Bewegungen sind weniger fein abgestuft, das Denken leidet in seiner Präzision, der Ablauf des seelischen Lebens ist qualitativ ungünstig verändert. Die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit nimmt also ab, je mehr die Ermüdung wächst; und *diese letztere beginnt, sobald die Arbeit beginnt.* Anfänglich kommt sie uns noch nicht zum Bewußtsein; nach einiger Zeit erscheint das Gefühl der Müdigkeit beim Gesunden, ein zuverlässiger Warner, daß der Kräfteverbrauch ein erheblicher ist. Ermüdung ist also, um es noch einmal zu wiederholen, ein bestimmter Zustand unsrer körperlichen und geistigen Kräfte, Müdigkeit ein rein subjektives Gefühl. Beide sind nun keineswegs immer aneinander gebunden. Wir können durch *Energie* oder in der *seelischen Erregung* die Müdigkeit

überwinden und sie schwindet dann vielleicht für lange, während die Ermüdung, der Kräfteverbrauch rapide Fortschritte macht. Ja, es zeigt sich sogar der interessante Umstand, daß bei sehr starker Ermüdung — wir nennen sie Erschöpfung — die Müdigkeit sich oft nicht mehr einstellen will. Nach einem angestrengten Marsch von 10 bis 12 Stunden kann mancher nicht einschlafen; das vom Ball heimkehrende Mädchen kann noch um 4 oder 5 Uhr keinen Schlaf finden, weil sie „gar nicht müde" ist, das heißt nicht ermüdet zu sein glaubt. In Wirklichkeit ist sie natürlich außerordentlich ermüdet. Wir Nervenärzte kennen die merkwürdige Tatsache, daß Geistesstörungen, die im Anschluß an schwere Kräfteerschöpfung ausbrechen, sich in der Regel durch völliges Fehlen jeder Müdigkeit, durch hartnäckige Schlaflosigkeit auszeichnen. Dabei verfallen Gehirn und Körper objektiv in die höchsten Grade lebenbedrohender Ermüdung. Das Ausbleiben der Müdigkeit und des Einschlafens im Gefolge der Uebermüdung ist eine bekannte Tatsache des täglichen Lebens. Wenn er den richtigen Moment verpaßt, so flieht den Ermatteten der Schlaf. Es sind Versuche gemacht worden, um die Wirkung hochgradiger Ermüdung auf die geistige Leistungsfähigkeit genauer kennen zu lernen. Ein junger Arzt hielt sich mit aller Energie eine ganze Nacht hindurch wach und verrichtete während dieser Nacht in regelmäßigen Zwischenräumen bestimmte meßbare geistige Arbeiten. Dabei ergab sich, wie zu erwarten war, ein fortschreitendes Sinken der geistigen Arbeit namentlich in qualitativer Hinsicht bei völligem Aufhören der Müdigkeit; ja es bestand zuletzt sogar eine gewisse heitere Erregtheit am Ende der durchwachten und mit Arbeit erfüllten Nacht.

Wie also auf der einen Seite starke Ermüdung ohne jede Müdigkeit vorhanden sein kann, so gibt es anderseits auch eine Müdigkeit ohne jede Ermüdung. Wir alle kennen sie aus der Erfahrung des alltäglichen Lebens. Wenn wir eine Nacht hindurch recht lange und gut geschlafen haben, so sind wir oft morgens zunächst noch sehr müde; wir können uns nicht entschließen, aufzustehen, gähnen und drehen uns immer wieder auf die andre Seite, bis die Pflicht uns endlich aus dem Bett treibt. Nervöse Menschen fühlen sich sogar in der Regel abends weniger müde als morgens, obwohl gerade sie meist abends sehr stark ermüdet sind. Messen wir in beiden Zuständen die geistige Leistungsfähigkeit durch psychologische Versuche, so zeigt sich, daß diese Leistungsfähigkeit objektiv abends viel geringer ist als morgens. Ermüdung und Müdigkeit stehen sich also in solchen Fällen diametral gegenüber. Auch noch andre Zustände gibt es, in denen die Müdigkeit stark ist, während keine objektive Ermüdung besteht. Durch Vorstellungen können wir bei einem Menschen Müdigkeit erzeugen, wir können Müdigkeit und Schlaf suggerieren, ohne daß auch nur eine Spur von Ermüdung besteht. Eintönige Sinnesreize, Hypnose, langweilige Vorträge wirken in diesem Sinne; eine Beethovensche Sonate kann den Musikalischen freudig erregen, während der Unmusikalische sanft entschlummert, nachdem er lange versucht hat, seiner Müdigkeit Herr zu werden. Es gibt krankhafte Seelenzustände, namentlich bei Hysterischen, bei denen eine dauernde Müdigkeit,

ein Gefühl steter Abspannung jede Leistung erschwert, ja selbst zu völliger Untätigkeit führt. Bei solchen Kranken braucht objektiv keinerlei Ermüdung vorhanden zu sein, und gelegentlich überraschen sie uns einmal durch erstaunliche Leistungen, wenn es gilt, ihre Augenblickswünsche zu verwirklichen. Ich behandelte vor einiger Zeit ein junges Mädchen, das zu müde war, sich allein anzukleiden und auch nur fünfzig Schritte zu gehen. Als aber eines Tages eine verlockende Schlittenbahn ihren Mitkranken viel Freude machte, bekam sie Lust, auch teilzunehmen; mühelos fuhr sie auf ihrem kleinen Bergschlitten die Höhen herunter und zog ihn eigenhändig wieder den Berg hinauf, eine ziemlich anstrengende Arbeit. Und wer kennt nicht blasse, abgespannte junge Frauen oder Mädchen, denen jede Betätigung im Hause schwer fällt, die es mit Entrüstung ablehnen würden, wenn man ihnen zumutete, einen kleinen Berg zu ersteigen oder sich im Haushalt fleißig zu betätigen, die aber mühelos in der Gesellschaftssaison ein- bis zweimal wöchentlich eine Nacht hindurch tanzen, weil ihnen das „gar nichts ausmache"!

Aus alldem ergibt sich also die fundamental wichtige Tatsache, daß das subjektive Gefühl der Müdigkeit und die Ermüdung als objektiver Zustand unsers Körpers, insonderheit unsers Gehirns, zwei ganz verschiedene Dinge sind, die sich in unserm komplizierten Leben häufig voneinander entfernen, während die Natur von Haus aus gewollt hat, daß sie zusammengehen sollen. Je mehr aber unser Leben Zustände schafft, in denen die Ermüdung nicht durch das Warnungssignal der Müdigkeit zum Bewußtsein des Menschen kommt, desto größer werden die Gefahren, die aus der Arbeit dem Menschen erwachsen.

Der Ermüdung steht gegenüber die Erholung. Entsteht jene durch den Kräfteverbrauch, so diese durch die Kräftezufuhr. Im wissenschaftlichen Sinne bedeutet Erholung den Vorgang des Wiederersatzes der verbrauchten Körperkräfte, die Entfernung der schädlichen Zersetzungsprodukte und den Aufbau der funktionstüchtigen Gewebsbestandteile unsers Körpers durch frisches Nährmaterial. Daraus ergibt sich ohne weiteres, daß wir auch hier das subjektive Gefühl des Frischseins von dem objektiven Zustande unsers Organismus trennen müssen. Und auch hier verfallen wir denselben Trugschlüssen wie bei der Ermüdung. Erholung bringt genau betrachtet nur die Nahrungszufuhr, die neues Baumaterial liefert, und die völlige Ruhe, die dem Aufbau die günstigsten Bedingungen schafft. Die Tätigkeit unsers Gehirns ist derart, daß schon die geringen Reize des täglichen Lebens es so ermüden, daß dem Wachsein der Schlaf folgen muß. Auch der größte Faulenzer leistet durch sein einfaches Wachsein, Atmen und Verdauen so viel Arbeit, daß er des nächtlichen Schlafes bedarf.

So sind es denn also im streng wissenschaftlichen Sinne nur zwei Dinge, die wir Erholung nennen dürfen: die Nahrungsaufnahme und die Ruhe, vor allem der Schlaf. Und da wo das Leben einfach gestaltet ist, entfernt sich das Bedürfnis des Menschen auch nur wenig von dieser Erkenntnis. Das Dasein des einfachen Landarbeiters von ehedem lief im allgemeinen zwischen Arbeiten,

Essen und Schlafen dahin; für ihn war gute und reichliche Nahrung, Ruhe und ein erquickender Schlaf die hauptsächliche Erholung von den Mühen der Arbeit. Er stand darin dem arbeitenden Tiere am nächsten, das die normalen Beziehungen zwischen Arbeit und Erholung am unverfälschtesten zeigt. Hier stimmt das objektiv Erforderliche mit dem subjektiv (triebartig) Geforderten restlos überein.

Anders der Mensch der Gegenwart und namentlich der Mensch da, wo das Leben komplizierter und die Beziehungen der einzelnen zueinander mannigfaltiger geworden sind. Hier drängt sich zwischen den Stoffverbrauch und den Stoffersatz, zwischen Arbeit, Essen und Ruhe etwas Neues hinein: die Bedürfnisse der menschlichen Seele, ihre Wünsche und Hoffnungen, ihr oft unvernünftiges, aber darum nicht minder mächtiges Verlangen nach Erholung und Zerstreuung. Der Grad der objektiven Ermüdung und Erholung kommt dem Menschen nur in unbestimmten Anzeichen zum Bewußtsein; das Bedürfnis nach Erholung, nach seelischer Erfrischung geht seine eignen Wege. Und dieses Bedürfnis nach Erholung emanzipiert sich immer mehr von seiner ursprünglichen physiologischen Grundlage. So kommt es, daß der moderne Mensch unter Erholung weit weniger die einfache Ruhe des Nichtstuns und Schlafens und die kräftige Ernährung versteht als vielmehr tausend andre Dinge, die von den Bedürfnissen seiner Seele gefordert werden. Und diese Bedürfnisse haben sich um so mehr hervorgedrängt, je mehr die Arbeit des Menschen ihren Charakter geändert hat, je weniger sie den ganzen Menschen ermüdete und je mehr sie die Seele des Arbeitenden umwandelte. Man hat so oft darüber gescholten, was die modernen Menschen alles als Erholung betreiben, und man hat sachlich mit dem verdammenden Urteil in der Regel recht gehabt; denn es ist kein Zweifel, daß das meiste, was die Menschen Erholung heißen, in Wirklichkeit schädliche Arbeit ist, die der Ermüdung neue Ermüdung hinzufügt. Allein mit dem Verurteilen ist es nicht getan; es gilt die Gründe kennen zu lernen, denen das heutige Verlangen nach Erholung und Zerstreuung entspringt. Von diesen Gründen soll hier die Rede sein, von der Psychologie der Arbeit.

Zunächst einiges Allgemeine! Die Unterscheidung zwischen körperlicher und geistiger Arbeit, die dem Laien geläufig ist, ist in Wirklichkeit nirgends eine strenge. Jede körperliche Leistung geschieht unter Mitwirkung des Gehirns; vom Gehirn geht der Antrieb zur Bewegung aus, das Gehirn reguliert alle Bewegungen nach Art und Stärke; auch das Gehirn verbraucht Kraft, während die Glieder arbeiten. Die Aufmerksamkeit, die jede Arbeit in mehr oder minder hohem Grade verlangt, hat im Gehirn ihren Sitz. So ermüdet denn bei jeder körperlichen Tätigkeit, mag sie noch so mechanisch scheinen, nicht bloß der Muskel, sondern auch das Gehirn. Darum ist der körperlich Erschöpfte auch zu geistiger Arbeit unfähig; ihm taugt nur die Ruhe. Die Wissenschaft hat diese Tatsache auch durch das Experiment erwiesen: nach zweistündigem flottem Spaziergang leisten wir geistig quantitativ weniger und qualitativ Schlechteres als nach der Ruhe. Dasselbe gilt nun auch umgekehrt. Bei der rein geistigen Arbeit ermüdet eben-

falls der ganze Mensch, nicht bloß die Teile seines Gehirns, von denen wir annehmen, daß sie unmittelbar tätig sind. Was wir Willensanspannung, Aufmerksamkeit nennen, ist ein intensiver Kraftverbrauch, der das gesamte Gehirn und die von ihm abhängigen Teile in Mitleidenschaft zieht. Sorgfältige Versuche haben ergeben, daß es falsch ist, zu glauben, der geistig ermüdete Mensch erhole sich durch körperliche Bewegung oder durch einen Wechsel der Tätigkeit. Es war ein Grundfehler der Pädagogik, die Turnstunde des Schülers als eine Erholungszeit für sein angestrengtes Gehirn zu betrachten und sie demgemäß in die Mitte der Unterrichtsstunden zu verlegen. Und es war ebenso ein pädagogischer Irrtum, wenn man glaubte, ein stündlicher Wechsel des Arbeitsstoffes in der Schule sei *an sich* imstande, der Ermüdung des Schulkindes entgegenzuarbeiten. Aller Arbeitswechsel bekämpft nur die Müdigkeit, das subjektive Gefühl, niemals die Ermüdung selbst. Nur wenn die folgende Stunde an die geistigen Kräfte des Schülers geringere Anforderungen stellt, steigert sie die Ermüdung weniger als die Fortdauer der vorherigen Unterrichtsstunde. Das alles ist durch Tatsachen erwiesen, und wer heute noch an dem pädagogischen Lehrsatz festhält, im Wechsel liege die Erholung, der muß auf die eindeutigen Ergebnisse der experimentellen Psychologie verwiesen werden.

Sehen wir von der Schularbeit ab und wenden wir uns wieder der beruflichen Arbeit des erwachsenen Menschen zu! Der Unterscheidung zwischen Kopfarbeiter und Handarbeiter kommt also vom psychologischen Standpunkt aus nur geringer Wert zu, weil auch der Handarbeiter bei seiner Tätigkeit Kopf und Nerven anstrengt. Weit bedeutungsvoller ist die Frage, wie die gewählte oder verlangte Arbeit seelisch wirkt, mit welcher Verantwortung sie einhergeht, welche Gemütsbewegungen sie auslöst, welche Gefahren sie mit sich bringt. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, die zahllosen Schädigungen der Gesundheit darzulegen, die manche Berufe mit Notwendigkeit in sich bergen, wie zum Beispiel die dauernde Beschäftigung mit giftigen Stoffen, wie Phosphor, Arsen, Quecksilber, das Einatmen feinen Staubes beim Glasschleifen und Steinhauen, der stetige Aufenthalt in überhitzten Räumen u. s. w. Das alles sind Fragen der *Gewerbehygiene*, deren Erörterung hier außer Betracht bleiben soll. Ich halte mich an die psychischen Wirkungen der Arbeit, an ihre Bedeutung für Ermüdung und Erholung, an ihre Wirkung auf die seelischen Bedürfnisse des Arbeitenden.

Eines ist hier besonders hervorzuheben. Die *wirtschaftliche Entwicklung der letzten zwei Menschenalter* hat die Arbeit auf allen Gebieten fast von Grund aus verändert. Rein der Menge nach betrachtet, ist sie für die Mehrzahl der Menschen kaum viel größer geworden. Die meisten Berufe werden heute mit geringerem Kraftaufwand und oft auch unter viel günstigeren hygienischen Bedingungen vollzogen, und doch wird die Arbeit auch da, wo sie objektiv weniger anstrengend geworden ist, subjektiv schwerer und ermüdender empfunden. Vor allem hat sich ihr Tempo geändert, es ist mehr Hast und Unruhe, mehr Verantwortung und Unsicherheit, mehr Abhängigkeit und Zwang

in die Arbeit hineingekommen. Das Persönliche bei der Arbeit, das ihrem Vollbringer Freude macht, tritt immer mehr zurück; dem individuellen Können ist ein engerer Spielraum gezogen. Man hob mit Recht hervor, daß in den Kreisen der industriellen Unternehmer die wirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte eine bisweilen direkt qualvolle Unsicherheit, ein drückendes Gefühl völliger Ohnmacht gegenüber plötzlichen Krisen und Wechselfällen des allgemeinen Weltmarktes erzeugt habe, einer Unsicherheit, die ja bekanntlich in den letzten Zeiten zu Trustbildungen und ähnlichen Organisationen führte. Die Arbeit des modernen Industriellen trägt vor allem das Kennzeichen einer über das Maß gesteigerten Verantwortung; die Arbeit ist mit fast unablässiger Gemütserregung gepaart und darin liegt ihr nervenaufreibender Charakter. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß von allen Berufen der oberen Stände keiner durch die Anforderungen der Arbeit so schwer getroffen, so stark in den Nerven erschüttert worden ist als der Unternehmerstand. Daran kann die Tatsache, daß er bei dieser Arbeit oft reiche Entlohnung gefunden hat, an sich nichts ändern; denn die psychologische Bedeutung der Arbeit ist von ihrem materiellen Ertrag in weiten Grenzen unabhängig.

Aber auch für die Entlohnten in Industrie und Handel hat die Arbeit ihren Charakter von Grund aus geändert, seit die Maschine und das Kapital die Herrschaft angetreten haben. Die äußere Hygiene ist dabei nicht schlecht gefahren; die Bedingungen, unter denen heute gearbeitet wird, sind für viele Arbeitszweige weit besser als in früherer Zeit; auch ist die Arbeit selbst im ganzen weniger anstrengend. Aber man vergleiche einmal den psychologischen Charakter der Arbeit eines selbständigen, wenn auch noch so kleinen Schlossers oder Schreiners mit der Tätigkeit eines Arbeiters in einem modernen maschinellen Großbetriebe. Mir ist die ganze verhängnisvolle Bedeutung der weitgehenden Arbeitsspezialisierung unsrer modernen Industrie nie so klar und lebendig vor Augen getreten als vor Jahresfrist, als ich in den großen Fabriken Chicagos die Tätigkeit der einzelnen Arbeiter genauer betrachtete. Tausende von Menschen hatten den ganzen Tag nichts andres zu tun, als mit äußerster Aufmerksamkeit eine und immer wieder nur diese eine gleiche Handbewegung zu machen. Mit starrer Gleichgültigkeit schob ihnen die Maschine den Stoff zu — eine kurze Bewegung und derselbe Stoff wanderte in etwas veränderter Form in die Hand eines andern. Und das immer so, tagein tagaus eine einzige Handbewegung zur Bedienung der Maschine und sonst nichts! Kann eine solche Arbeit als Arbeit beglücken? Kann sie den ganzen Menschen beschäftigen? Ganz gewiß nicht; sie ist nur noch Mittel zum Zweck, und der Zweck besteht ausschließlich in einer gewissen Summe Geldes in möglichst geringer Zeit. Es ist widersinnig, derartigen Menschen das Verlangen nach Lebensgenuß zu verdenken, ihnen zu predigen: eure Erholung sei Schlaf und zweckmäßige Ernährung! Jedes menschliche Wesen hat ein eingeborenes Glücksverlangen, ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt; wo die Arbeit selbst nicht beglückt, müssen es die Stunden tun, in denen die Arbeit ruht.

Die Entwicklung der Industrie geht ihren gesetzmäßigen Gang, und mag auch die Technik noch manche Maschine an Stelle menschlicher Handreichung setzen, so bleibt doch voraussichtlich die Tätigkeit des Industriearbeiters noch auf lange hinaus in der Hauptsache eine monotone, die seine Seele wenig berührt, die ihm innerlich gleichgültig bleibt. Und darin liegt meines Erachtens eines der ernstesten Probleme unsrer zukünftigen Kultur. Der Gang der Entwicklung hat die Arbeit der meisten Menschen unsrer Zeit psychologisch entwertet und dieser trostlosen Entwertung bis heute noch keine Gegenleistung geschaffen. Sie kann, wie die Dinge liegen, nur in den Zeiten der Erholung, wenn die Arbeit ruht, geboten werden. Daraus erklärt sich nicht nur das Verlangen der Arbeiterschaft nach Abkürzung der Arbeitszeit, sondern auch die häufige Abneigung des Arbeiters gegen das Sparprinzip der mittleren Stände und sein Mißtrauen gegen die Antialkoholbewegung, in der er, wenn auch mit Unrecht, eine Feindin seines Verlangens nach Lebensgenuß erblickt. Hier wächst sich das Problem der Erholung zu einer Hauptfrage unsrer Kultur aus; die Hygiene hat hier nicht die Ermüdung zu bekämpfen — sie ist oft gar nicht so sehr erheblich —, sondern der dürstenden Seele Leben und Freude zuzuführen. Von der Höhe seiner ethischen Weltanschauung konnte Kant sagen: „Wir sind nicht hier, um glücklich zu sein, sondern um unsre Schuldigkeit zu tun“ — allein das ist ein Standpunkt, den kein Billigdenkender von den Vertretern unsers heutigen Arbeiterstandes erwarten wird, um so weniger, als die Kraft des religiösen Glaubens im sozialen Leben der Gegenwart nicht zugenommen hat.

Auch in andern Kreisen unsers Volkes beobachten wir die Entwicklung, daß mit einer zunehmenden Spezialisierung der Arbeit ihre günstige Wirkung auf den Arbeitenden selbst abnimmt. An diese Spezialisierung der Arbeit ist nun aber zweifellos jeder weitere Fortschritt gebunden. Das gilt ebenso für den Gelehrten wie für den Techniker, für den Beamten wie für den Kaufmann. Es ist unser Fluch, daß wir Spezialisten sein müssen, wenn wir Tüchtiges leisten wollen, weil das Wissen unsrer Zeit, auf dem alle Facharbeit sich aufbaut, in seiner Gesamtheit dem einzelnen nicht mehr erreichbar ist. Er muß zufrieden sein, auf einem Teilgebiet festen Fuß fassen zu können. Diese Tatsache hat aber, das ist unverkennbar, den psychologischen Uebelstand, daß sie auch die höheren Berufe mehr ins Handwerksmäßige hinabzieht, daß sie ihnen das nimmt, was einst ihr Stolz war, die Vielseitigkeit und innere Freiheit. Der Gelehrte von heute erscheint im Vergleich zu dem Forscher von ehedem als ein Mann in enger Kammer, der durch zwei Gucklöcher mit scharfen Gläsern nur noch ein winziges Stückchen der Wirklichkeit erblickt, während jener auf freier Plattform die Dinge des Himmels und der Erde als sein Arbeitsbereich ansah. Bei dieser Umwandlung ging manches von der beglückenden Wirkung wissenschaftlicher Forschung verloren.

Auch für den Beamten in Staat und Gemeinde hat die Arbeit ein andres Gesicht angenommen. Bedeutungsvoller als die etwaige Vermehrung ihrer Menge erscheint mir die Gebundenheit ihrer Richtung, die Zunahme eines un-

persönlichen Charakters, die dauernde Kontrolle und Anfeindung durch sachverständige wie unsachverständige Kritiker im öffentlichen Leben, die Einbuße an Autorität, deren Vollgefühl den Beamten früher über manche Unzulänglichkeiten seiner Entlohnung hinweghob.

So sehen wir überall ein Grundsymptom, das der Arbeit unsrer Zeit aufs engste anzuhaften scheint: Sie geht fast immer mit mehr Unlust einher, meist auch mit mehr Verantwortung. Auch da, wo ihre Ausführung leichter und ihre Menge nicht größer geworden ist, hat sie durch die Art, *wie* sie getan wird, die Menschen nicht froher, sondern erregter, mißmutiger gemacht. Wenn der arbeitende Mensch von heute sein Tagewerk abbricht, so befindet er sich in einem Seelenzustande, der sich mit der einfachen Ruhe, dem Schlaf nicht begnügen mag. Die körperliche oder geistige Ermüdung ist nicht so hochgradig, daß sie sich diese Ruhe, den Schlaf erzwingt. Aber neben ihr hat sich eine seelische Erregtheit eingestellt, die nach Ausgleich verlangt; geistige Bedürfnisse, innere Spannungen, fortdauernde Erregungen als Nachklang der sorgenvollen Berufstätigkeit verlangen ihr Recht: und damit bekommt das Wort *Erholung* einen Inhalt, der von seiner physiologischen Bedeutung völlig verschieden ist. Die Erholung wird zur Zerstreuung, zur Ablenkung, zur Narkose.

Für die Mehrzahl der arbeitenden Männerwelt Deutschlands ist der *Alkohol* das wichtigste sogenannte Erholungsmittel. Man würde dem Menschen unrecht tun, wollte man diese Tatsache, wie es bisweilen geschieht, nur aus den niederen, sinnlichen Gelüsten der menschlichen Natur erklären. Gewiß spielen sie eine große Rolle, und das Sichvolltrinken hat ja bei uns Deutschen zu allen Zeiten einen notwendigen Bestandteil der Festesfreude gebildet. Allein wer sich die Menschen unsrer Tage genauer ansieht und dabei bemerkt, welche Bedeutung der regelmäßige Genuß kleiner und mittlerer Alkoholmengen abends nach Abschluß der Arbeit gewonnen hat, der wird von selbst zu der Vermutung gedrängt, daß hier enge psychologische Beziehungen zwischen der Stimmung nach Arbeitsabschluß und der Alkoholwirkung bestehen müssen. In der modernen Antialkoholbewegung wird bisweilen alle Schuld auf die Trinksitten und die zunehmende Trinkverführung durch die wachsende Zahl der Bierpaläste geschoben. Auch darin liegt eine Einseitigkeit. Eine wichtige Ursache dieser abendlichen Anfüllung unsrer Restaurants und Wirtschaften liegt eben im abendlichen Seelenzustand des arbeitenden Menschen. Es muß etwas in ihm zur Ruhe gebracht werden, das ihn nicht losläßt, innere Spannungen und nachklingende Erregungen verlangen ihren Ausgleich; man braucht ein Schlafmittel, „seine Bettschwere", damit die erregten Nerven nicht nach dem Niederlegen von neuem alle Sorgen und Unruhen des Tages emporwirbeln. Und der Alkohol bringt diese Hilfe, daran ist kein Zweifel, aber er bringt sie als Betrüger, d. h. auf Kosten der dauernden Gesundheit und Leistungsfähigkeit. Wie wenig er aber tatsächlich nötig ist, lehrt ein Blick auf Amerika, wo gerade die erfolgreichsten und leistungsfähigsten Kreise von den Trinkgewohnheiten nichts wissen wollen.

Das Wirtshaus wird aber von der Mehrzahl unsrer arbeitenden Klassen,

der Kopf- wie der Handarbeiter, nicht bloß wegen des Alkohols zur Hauptstätte der Erholung, sondern mindestens ebensosehr, weil es der Ort ist, wo der Mann nach des Tages Arbeit Gesellschaft findet, wo er sich aussprechen kann, wo Politik und Vereinswesen ihre Erörterung finden. Darin liegt die psychologische Bedeutung des Stammtisches, der bei uns in Deutschland heute der wichtigste Ort ist, an dem der Bürger und der Arbeiter die öffentlichen Angelegenheiten bespricht. Zweifellos kommt dieser Aussprache Gleichgesinnter über die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens ein gewisser Erholungswert zu; denn alles, was den arbeitenden Menschen über seine persönlichen Angelegenheiten und Interessen hinaushebt, dämpft und beseitigt die unlustvolle Spannung, die heute die Arbeit so vieler Menschen überdauert. Und doch ist diese Stammtischpolitik, diese unglückliche Verquickung eines schädlichen, stundenlang fortgesetzten Alkoholgenusses mit der Pflege geselliger und allgemeiner Interessen nur ein Zerrbild wirklicher geselliger Erholung und Ausspannung.

Theater und Konzerte gelten in den sogenannten gebildeten Kreisen als die vornehmste Quelle der Erholung. Und doch ist dies heute nur in sehr beschränktem Maße wirklich der Fall. In unsern Theatern überwiegt, namentlich an den Werktagen, eine Gesellschaftsschicht, die im Theater nicht eine Erholung von den Mühen und Plagen der Tagesarbeit sucht. Bilden ja doch die Frauen und Mädchen der gebildeten und wohlhabenden Stände, deren Arbeits- und Pflichtenkreis kein allzu großer ist, den überwiegenden Teil des Publikums. Sie bedürfen nicht der Erholung, lieben aber die Zerstreuung und Unterhaltung. Die angestrengt arbeitenden Männer aber nehmen weit weniger teil, einmal weil der Beruf sie häufig viel länger bei der Arbeit festhält, als der Beginn von Theater und Konzert zulassen würde, und dann, weil die abgespannten Nerven abends der anstrengenden Arbeit eines Konzert- und Operngenusses nicht mehr gewachsen sind. Denn darüber ist ja kein Zweifel: Das Anhören eines zweistündigen Orchesterkonzertes oder etwa einer Oper von Wagner oder Strauß ist, für den Musikalischen noch mehr als für den Unmusikalischen, anstrengende Arbeit, die der schon vorhandenen Ermüdung neue Ermüdung hinzufügt. Die große und ernste Kunst ist überhaupt kein Gegenstand der Erholung nach der Arbeit, sondern sie fordert frische geistige Kräfte. Richard Wagner hat sehr wohl gewußt, was Bayreuth in psychologischer Beziehung vor der Großstadtoper voraus hat. Dorthin geht man, um mit ausgeruhtem Körper und frisch empfänglicher Seele das große Kunstwerk auf sich wirken zu lassen; die Großstadtoper dagegen bildet sehr häufig nur den Tagesabschluß nach langen Stunden mühsamer und ermüdender Arbeit. Die kurze harmlose Posse, die den Theaterbesucher nur zwei Stunden festhält, erfüllt den Zweck der reinen Erholung häufig viel besser als alle ernste Kunst. Bringt sie uns zum Lachen, so wirkt sie auf den abgehetzten Arbeitsmenschen befreiend und wohltätig und hat damit ihre Daseinsberechtigung, auch wenn der erboste Kritiker noch so fanatisch ihre künstlerische Wertlosigkeit hervorhebt. Das moderne Schauspiel ist meines Erachtens ebensowenig geeignet, als wirkliche Erholung nach der Arbeit zu dienen. Anstatt Dissonanzen

zum Ausgleich zu bringen, von den Kämpfen und Aufgaben der arbeitsreichen Gegenwart, in denen der Besucher selbst steckt, zu ruhigeren Problemen hinüberzuführen, wirft das moderne Schauspiel Fragen auf, denen der Dichter selbst keinen Abschluß weiß; es erregt die Gedanken- und Gefühlswelt des Hörers, erzeugt gewaltige Spannungen und Erregungen in ihm, die zu keiner Lösung kommen können, weil der Dichter selbst keine Lösung gefunden hat. So werden diese Dichtungen zwar oft zu interessanten Kunstwerken, deren Genuß aber nicht in den Bereich der Erholung gehört, die vielmehr gleich einer Oper geistige Frische und seelische Mitarbeit verlangen. Auch fällt die Wachrufung sexueller Erregungen, die einem großen Teil moderner Kunst und die vor allem dem besonders beliebten Variété eignet, unter die Faktoren, die den reinen Erholungswert der beliebtesten öffentlichen Vergnügungen noch mehr in Frage stellen. Wir dürfen eben nie vergessen, daß Erholung ihrem Wesen nach Wiederaufbau der bei der Arbeit verloren gegangenen Kraft ist und sein soll. Aber alles, was diese Vergnügungen bieten, verbraucht Kraft, kürzt meist die Zeit der Ruhe und des Schlafes. Sie haben immer nur insofern einen Erholungswert, als sie imstande sind, die erregenden und schädlichen Nachwirkungen der Arbeit zum Ausgleich zu bringen. Wo sie neue Erregungen schaffen, bringen sie neue Arbeit, sind also schädlich.

Seelisch beruhigende Wirkung kommt nun unzweifelhaft vor allem dem Einfluß der Natur zu, sie führt den empfänglichen Menschen über sein eignes Ich, seinen Arbeitskreis hinaus. Dem Kopfarbeiter ermöglicht sie die ihm zweckmäßige körperliche Bewegung, die freilich auch Arbeit darstellt, aber eine Arbeit, die ihm, falls er geistig nicht sehr überanstrengt war, heilsam ist, da sie die nachfolgende Ruhe im Schlaf vertieft und die Gesundheit des Körpers im ganzen fördert. Ein gemütlicher abendlicher Spaziergang nach Abschluß der Arbeit gehört zu den wertvollsten Erholungsmitteln. Langsam klingen die Gedanken und Sorgen des Tages ab, trauliche Aussprache gegenüber einem verständnisvollen Begleiter mildert die innere Spannung, die ernste Arbeit oft noch längere Zeit überdauert. Und diesen Spaziergang empfehle ich nicht bloß für die schönen Sommermonate, sondern für jede Jahreszeit.

Wessen Tagesarbeit den Körper nur mäßig anstrengt und den Geist nur wenig beschäftigt, der findet am Abend in einem guten Buche Erfrischung und Erholung; vor allem auch in der Betrachtung guter Kunst, die wir ja dank unsrer modernen Technik heute mit bescheidenen Mitteln in jedes Haus einführen können.

Bisher wurde bei der Frage der Erholung nur die unmittelbare Zeit nach der Arbeit ins Auge gefaßt, die Stunden zwischen Arbeit und Schlaf. Dabei blieb die Frage außer Betracht, ob die Tagesermüdung durch Erholung und Schlaf wieder restlos zum Ausgleich komme. Dies ist nun aber nicht immer der Fall. Das beweist schon die alte Einrichtung des Sonntags als einer arbeitsfreien Zeit der Ruhe und Erholung zwischen den Tagen der Arbeit. In der Tat entspricht diese Einrichtung im allgemeinen einem tiefen Bedürfnis der

menschlichen Organisation, wenn ich auch nicht so weit gehen möchte, den sonntäglichen Ruhetag als etwas unbedingt Nötiges für die körperliche und geistige Gesundheit zu betrachten. Nötig ist er für die Schuljugend, deren gesteigerte Ermüdbarkeit außerdem noch die Einschiebung andrer arbeitsfreier Tage und Wochen, die Ferien, erfordert. Gewiß ist der Sonntag auch für den Erwachsenen von großem Wert, wenngleich er heute oft in einer Weise verwendet wird, daß sein Schaden fast größer als sein Nutzen ist. Auf dem Lande bringt der Bauer am Sonntag, wenn er die Kirche hinter sich hat, gar oft den Rest des Tages im Wirtshaus zu, trinkt dort im Laufe der langen Stunden mehr als ihm bekömmlich ist, und kehrt am Werktag mit verminderter Frische an die Arbeit zurück. Und in der Stadt? Wieviele können ehrlich von sich sagen, daß sie dem Sonntag tatsächliche Erholung, d. h. Kräftigung ihres Körpers und Geistes, verdanken? Was ist denn der blaue Montag andres als das untrügliche Zeichen, daß der Sonntag viel mehr der Zerstörung der Arbeitslust und Arbeitskraft gedient hat als seinem eigentlichen Zwecke? Das mag übertrieben erscheinen; aber wer mit offenen Augen zusieht, was unser deutsches Volk mit dem dienstfreien Sonntag anfängt, dem tauchen manchmal Zweifel auf, ob er so, wie er heute verwendet wird, mehr zum Schaden oder zum Nutzen der arbeitenden Menschen dient. Es gehört fraglos zu den wichtigsten sozialpolitischen Aufgaben der Gegenwart, den mit der Sonntagsruhe gewonnenen arbeitsfreien Stunden einen Inhalt zu geben, der würdig und förderlich ist. Bis jetzt hat das Wirtshaus den Hauptvorteil davongetragen. Und das ist um so mehr zu bedauern, als es an sich gewiß eine segensreiche Einrichtung ist, wenn der Arbeiter, der Kaufmann, der Angestellte einen Tag in der Woche ganz sein eigen nennen können, eine Zeit, die lang genug ist, um auch den Großstädter mehr in die Natur hinauszuführen, ihm die Freude am Sport beizubringen oder seinen geistigen Bedürfnissen ergiebigere Betätigung zu ermöglichen.

Außer dem Sonntag hat unsre Zeit in immer zunehmendem Maße auch für den Erwachsenen Ferien, Urlaub von der Dauer einiger Tage bis Wochen zu einer stehenden Einrichtung werden lassen. Gewiß ein begrüßenswerter Fortschritt! Ich bin zwar der Meinung, daß weniger die vielbeklagte Ueberbürdung und Ueberarbeitung diese Urlaubszeit notwendig macht, als vielmehr die Einseitigkeit unsrer Berufsarbeit in einer Zeit, in der die stolze Entwicklung unsrer Verkehrsverhältnisse den Blick für Natur und Welt geweitet hat. Die Zahl derer, die im Sommer des Urlaubs bedürfen, weil ihre Kräfte erschöpft sind, mag groß sein; aber größer noch ist die Zahl derer, denen der Sommerurlaub geistige Erfrischung und Bereicherung, neue Eindrücke und Anregungen bringt und bringen soll. Der alpine Sport, der nicht selten die Kräfte des Touristen über das Zuträgliche anstrengt, dient nicht der Erholung im eigentlichen Sinne; denn es werden dabei oft mehr Kräfte ausgegeben als neue gesammelt, aber er wirkt in eminentem Maße erfrischend auf die Seele, beglückt und knüpft neue Beziehungen zwischen den Menschen, deren Wert hoch anzuschlagen ist; denn nirgends tritt der Mensch dem Menschen freier und besser gegenüber als bei der

gemeinsamen Wanderung und Bergbesteigung. Aehnliches gilt von manchen andern sportlichen Betätigungen, mit denen die Gesunden sich heute in ihren Ferien erholen. Ihre zunehmende Beliebtheit in unserm Volke ist nach jeder Hinsicht ein Glück, und sie sind die wirksamsten Feinde des stumpfsinnigen Alkoholismus, der sonst im Zentrum aller Erholungen und Vergnügungen steht.

Das Bedürfnis nach Erholung und längerer Ausspannung ist in den letzten Jahrzehnten gewachsen. Seine Ursachen liegen auf demselben Gebiete, das auch das tägliche Verlangen nach Zerstreuung und Erholung gesteigert hat; die vermehrte Unlust und Unruhe der Arbeit ist hauptsächlich verantwortlich zu machen, weniger die absolute Zunahme der Arbeit selbst. Zwar wird über die letztere allgemein geklagt, allein es fragt sich, ob dieses vermehrte Klagen nicht einer größeren Empfindlichkeit der Menschen entspringt. Und damit komme ich zu einem Schmerzenskinde unsrer Zeit, der sogenannten Nervosität und der Neurasthenie. Der Laie und leider auch viele Aerzte gebrauchen beide Begriffe so ziemlich im gleichen Sinne und fassen unter diesen Bezeichnungen gar vielerlei zusammen, das seinem Wesen nach sehr verschieden ist. Auf der einen Seite stehen die krankhaft Veranlagten, die Nervösen von Geburt, die Entarteten, deren Grundsymptome, die pathologische Ermüdbarkeit, die gesteigerte gemütliche Reizbarkeit und Empfindlichkeit bei vorwiegend hypochondrischer Gedankenrichtung, sie im modernen Leben so oft Schiffbruch leiden lassen. Sie sind schon die Qual der Schulen, verschulden das im ganzen übertriebene Klagen über die Schulüberbürdung, weil ihre abnorme Ermüdbarkeit schon bei geringen Anforderungen versagt. Sie sind die Unsteten nach Abschluß der Schule, die Insassen unsrer Sanatorien, wo man leider so oft, anstatt ihre geringen Kräfte systematisch zu schulen, unter der falschen Etikette der nervösen Erschöpfung einer schädlichen Untätigkeit und Schonung das Wort redet. Sie sind die Crux unsrer Verwaltungen, denen sie mit ihren ewigen Urlaubsgesuchen auf unbestimmte Zeit alle Berechnung stören; sie sind sehr oft auch die Unzufriedenen in Staat und Gesellschaft, weil sie in Verkennung ihrer eignen Unzulänglichkeit alle Schuld auf andre werfen. Ihr ständiges Wort ist die „Ueberarbeitung“, sie haben sich immer „zu viel zugemutet“. Diese Unglücklichen sind aber, das kann nicht scharf genug hervorgehoben werden, nicht die Opfer der Arbeit, sie sind nicht durch das Leben erschöpft, sondern durch abnorme Veranlagung abnorm erschöpfbar, zu geistiger Konzentration unfähig, bei jedem Arbeitsversuch alsbald versagend. Manchen ist überhaupt kaum zu helfen, andre können durch vernünftige Arbeit mit Pausen, aber auch nur durch die Arbeit zu leidlich tüchtigen und zufriedenen Menschen erzogen werden. Sind sie reich, so sind sie meist für die Arbeit und Allgemeinheit verloren, weil dann die Notwendigkeit der Arbeit wegfällt, die ihnen heilsam gewesen wäre.

Ganz anders zu beurteilen sind die eigentlich neurasthenischen Menschen, die nervös Erschöpften, denen Arbeit und Sorgen die Kräfte geraubt haben. Die Neurasthenie gilt als die typische nervöse Erkrankung des modernen Arbeitsmenschen. Aerzte und Soziologen haben darin gewetteifert, darzutun, wie das

heutige Leben, sein Hasten und Jagen, die veränderte Art der verantwortungsvollen Arbeit bei der Mehrzahl der Berufe die Menschen nervös mache. Man hat dabei oft sehr über das Ziel hinausgeschossen und vieles behauptet, das sich bei genauerem Zusehen als unhaltbar erwies. Von Amerika kam der neue Name, und sein Schöpfer glaubte in der amerikanischen Art zu arbeiten und zu leben, im struggle of life die eigentliche Wurzel der Neurasthenie gefunden zu haben. War auch etwas Wahres daran, so wurde doch die Sache gewaltig übertrieben, und das Wort von der Ueberarbeitung der Menschen unsrer Zeit wurde zum Modewort, dessen Suggestivkraft sich wenige ganz zu entziehen vermochten. Man braucht nicht Nervenarzt zu sein und kann doch alle Tage hören, wie Freund A und B sich dauernd überarbeiten, und kaum je begegnet man der Frau eines Staatsbeamten, die nicht felsenfest davon überzeugt wäre, daß ihr Mann sich allmählich durch Ueberarbeitung zugrunde richte! Sieht man genauer zu, so ist die Sache in der Regel nicht so schlimm, und gar viel von dem Klagen und Nervössein hat nähere Beziehungen zum Stammtisch oder andern Torheiten als zum Arbeitszimmer. Unlustgefühle sind es weit mehr als tatsächliche objektive Ermüdung und Erschöpfung, die unsrer Zeit den Charakter nervöser Abgespanntheit verleihen, Unlustgefühle, die weniger der Menge der Arbeit als ihrer psychologischen Wirkung entspringen. Unter den Geistesarbeitern stehen wohl, was die Quantität der Arbeit anlangt, die Gelehrtenkreise obenan; und doch gibt es kaum einen Beruf, der an sich so gesund und zuträglich wäre, als die Arbeit des Gelehrten, sofern sie vom richtigen Mann in richtiger Weise getan wird. Es ist auch in Gelehrtenkreisen heutzutage viel von Ueberarbeitung die Rede, und man könnte leicht zu der Meinung verleitet werden, daß die Arbeit des Forschers die Gesundheit untergrabe. Und doch ist dies im ganzen nicht richtig. Wo der deutsche Professor nervös ist, ist er es wohl nur selten durch seine Arbeit geworden, sondern er war es entweder schon von jeher oder er wurde es durch die Begleiterscheinungen der akademischen Laufbahn. Materielle Sorgen, Enttäuschungen, Verbitterung über vermeintliche Zurücksetzung haben ihm dann sicher mehr geschadet als die stillen Stunden intensiver Forscherarbeit. Gemütsbewegungen sind es, die den Menschen zermürben, nicht geistige Arbeit an sich, es sei denn, daß sie in unsinniger Weise übertrieben werde, wie das vor Examina vorkommt. Jede Art von Arbeit, die das Gefühlsleben aufwühlt, verbraucht die Kräfte unsers Nervensystems; die Unsicherheit vor der Zukunft, die stetige Verantwortung, das sind die Affekte, die den modernen Menschen häufig zugrunde richten. Der Staatsmann an exponierter Stelle, der moderne Unternehmer in der Industrie, der Bankier, der Eisenbahnbeamte, das sind Berufe, bei denen das Ungewisse der Zukunft, das Risiko bzw. die dauernde Verantwortung am meisten ruinierte Nerven schaffen. Und das um so mehr, als gerade diese Kreise der inneren Erregung so häufig durch Erholungen Herr zu werden suchen, die in Wirklichkeit schwere Schädigungen darstellen. Was den überreizten Nerven noch an Kraft übriggeblieben ist, wird durch Alkohol und Vergnügungen aller Art, die den Schlaf kürzen, vollends zerstört. Echte Neurasthenie wird durch

Ruhe, reichlichen Schlaf, gute Ernährung und vernünftigen ärztlichen Zuspruch geheilt. Alles andre taugt nichts. Die echte Neurasthenie ist eine exquisit heilbare Krankheit, sobald es gelingt, ihre Ursachen zu beseitigen und den erschöpften Nerven Ruhe zu schaffen. Alle Zerstreuung ist vom Uebel, sobald sie erregend wirkt. Die größere Ermüdbarkeit verlangt geringere Anstrengungen und häufige Pausen bei jeder Tätigkeit. Die Neurastheniker sind die Patienten, die in den Sanatorien geheilt werden; leider kommen sie nur selten dahin, weil das Geld fehlt. Recht oft fand ich die Neurasthenie bei der Frau aus dem Volke, die durch Kummer und Sorgen, zahlreiche Geburten, schlechte Ernährung und oft auch noch durch schlechte Behandlung in der Ehe um ihre Nervengesundheit betrogen wurde.

Die Anschauungen über die Bedeutung der Arbeit im Leben des Menschen haben sich im Lauf der Jahrhunderte von Grund aus geändert. Als Fluch und Strafe für begangene Sünde erscheint sie dem Dichter der mosaischen Schöpfungsgeschichte, als harter Zwang des Unfreien dem Griechen und Römer der klassischen Zeit, als eine christliche Pflicht dem Gläubigen des Mittelalters. Und heute hören wir das stolze Wort: „Arbeit adelt“, und Carlyle hat uns zugerufen: „Arbeit ist die Mission des Menschen auf dieser Erde. Wer nicht arbeiten kann, ist ein geborener Sklave aller Dinge.“ Welch eine Wandlung unsrer Kultur! Aus dem *Zwang* zur Arbeit ist in unsrer Zeit das *Recht* auf Arbeit geworden. Mit diesem Recht aber hat der Mensch sich ein andres Recht erworben: daß nämlich die Arbeit von allem schädlichen Beiwerk befreit werde, und daß das *Wie?* und nicht das *Was?* der Arbeit ihre Wertschätzung bedinge. Und noch wichtiger als dies: „Das große Gesetz der Kultur,“ sagt Carlyle, „ist: laßt jeden alles werden, was er fähig ist zu sein.“ Das ist in der Tat das Problem der Zukunft, von dessen richtiger Lösung es abhängt, ob die Arbeit dem Menschen künftig werden wird, was sie sein soll: nicht bloß ein „Muß“, ein Mittel zum Zweck, sondern eine Freude, eine innere Befriedigung. Glücklich der, der die richtige Arbeit gefunden hat. Ihm wird sie zum großen Inhalt seines Lebens, zur Quelle seiner Kraft und zur Erholung von den Schmerzen und Wunden, die ihm das Leben bereitet hat. Und stolz wird er eintauchen in jene Stimmung unsrer Gegenwart, die in den ergreifenden Bildern eines Millet und in den gigantischen Werken eines Meunier ihren gewaltigen Ausdruck gefunden hat. Arbeit ist Leben!

Aus Karl Friedrich Freiherrn von Kübecks Tagebüchern. 1836 bis 1838[1]

1836

Januar

Der Deutsche Bundestag, der nach getaner Arbeit eben wieder zur Ruhe geht, hat die Resultate seiner Arbeit veröffentlicht. Ein abermaliges Anathem über ein paar obskure Schriftsteller, arme Teufel, deren Produkte geschraubte Alltäglichkeiten sind, gesuchte Witzeleien, Seitenhiebe auf Minister — und Bischofskappen, lüsterne Blicke in phantastische Mädchenbusen, weil die fleischlichen den revolutionären Poeten verhüllt bleiben u. dgl. — darüber der ganze Bundestag in Bewegung. Ein Donnerkeil von diesem Jupiter mit ein- und zweiköpfigen Adlern, und das Vaterland ist seit zwanzig Jahren zum fünfzigstenmal gerettet. Die Regierungen wünschen sich gegenseitig Glück, solche Gefahr beschworen zu haben; die Juden vermitteln Anleihen, die Minister und Zubehör nehmen davon ihren Teil, bebändern die Schultern, Hälse und Knopflöcher, legen sich Crachats auf ihre den Staatsschatz als das Symbol des Vaterlandes liebenden Herzen — und alles geht den alten guten Gang. —

Es fällt das Voltairesche Gespräch zwischen Acrotal und Ariste ein. Acrotal sagt: „Nous serions les maîtres tranquils du monde, sans ces coquins de gens d'esprit; il faut trouver des moyens d'imposer silence à eux.“ Ariste antwortet: „Croyez-moi, gardez le silence vous-même — ne vous mêlez pas de raisonner; soyez honnêtes gens: ne cherchez point à trouver le mal où il n'est pas et il cessera d'être où il est.“

Die dermalige Ruhe in Europa ist nicht jene harmonische lebendige Ausgleichung eines früher fieberisch aufgeregten Organismus; es ist eine Paralyse nach Konvulsionen, die, wenn sie vorübergegangen sein wird, den Paroxysmus noch stärker zur Folge haben könnte.

März.

Dienstag, 1. Ich war gegen elf Uhr vormittags bei dem Erzherzog Ludwig, um ihm meinen Dank für das (mir vom Kaiser Franz hinterlassene) Andenken vorzutragen. Seine Formen sind nicht freundlich, man sagt, sein Herz sei um so wohlwollender. Er empfing mich kalt, sagte mir: „Ja, ja, der verstorbene Kaiser war mit Ihrer Dienstleistung zufrieden.“ Pause. Nun ging er in ein Gespräch über einige Geschäftsgegenstände ein, ohne seine eigne Ansicht darüber zu äußern, und entließ mich freundlicher, als er mich empfing.

Donnerstag, 3. Audienz bei dem regierenden Kaiser,[2]) dem ich ebenfalls meinen Dank zu Füßen legte. Der Kaiser ist ganz Gemüt und war sehr gütig.

---

[1]) Vgl. das September-Heft 1907.

[2]) Ferdinand.

Gleich nachher Audienz bei dem Erzherzog Franz Karl,[1]) die nahe an eine Stunde dauerte.

Der Erzherzog scheint die Lage der Dinge aufzufassen, sprach von der Schwierigkeit seiner Stellung, die ihm nicht erlaube, tätigen Anteil an der Regierung zu nehmen, die ihn darauf beschränke, zu beobachten. Er hob die Wichtigkeit der Institution des Staatsrats[2]) heraus, ohne daß ich entnehmen konnte, welche Ansicht er über die Form dieses ganz mißstalteten Körpers sich festgestellt habe. Auch von den Finanzen sprach er, von ihrem traurigen Zustande, aber auch in einer Art, die nur dunkle Vorstellungen von der Lage der Monarchie verriet.

Nachher bei Staatsrat P., der mir erzählte, daß Kolowrat und Metternich vor kurzem wieder sehr heftig aneinander gerieten, daß der Erzherzog Ludwig selbst zu Metternich ging, um ihn zu versöhnen; daß die Versöhnung feierlich stattfand, während der Haß fortdauert; daß Fürst Metternich mit einer Reorganisierung des Staatsrates beschäftigt sei u. s. w.

Aus allem geht hervor, daß ein Gärungsprozeß in der Regierung eingetreten sei, dessen Produkte zu erwarten sind.

Montag, 7. Audienz bei der Kaiserinmutter. Frömmigkeit und Liebenswürdigkeit leuchtet aus jedem Zuge und jedem Worte der edeln Frau, die den verstorbenen Kaiser zum Gegenstande einer Art schwärmerischen Kultus gewählt hat, der mitteilbar ist.

Dienstag, 8. Referat bei Seiner Majestät. Vorher Unterredung mit Graf Kolowrat, der von seiner Spannung mit Fürst Metternich angeblich wegen der Armeereduktion spricht, von deren Realisierung es abhängen werde, ob die Männer, die bis jetzt die Finanzen leiteten — d. h. er und Eichhof, denn die Juden bleiben uns für jeden Fall —, bleiben oder abtreten.

Staatsrat P. Mitteilung der Gesinnungen des Fürsten Metternich über den Stand der Dinge. Seine Unzufriedenheit und sein angeblicher Entschluß, sich des Grafen Kolowrat zu entledigen.

Samstag, 12. Nach einer Konferenz heute morgen lud mich Graf Kolowrat zu sich, nahm einen Geschäftsvorwand und ging dann auf die Lage der Monarchie über, eigentlich auf seine Verhältnisse. „Also Montag" — sagte er — „wird die Konferenz über die Armeereduktion sein. Ich hoffe, daß wir auf diese Art uns doch aus unsrer freiwilligen Trübseligkeit retten werden." Ich erwiderte lächelnd: „Eure Exzellenz haben also bestimmte Hoffnung, daß die Armeereduktion zustande kommen werde?"

Diese Frage übergoß sein Gesicht mit Inkarnat.

„Leider" — fuhr er auf — „fürchte ich, daß man mit mir nur Komödie spielt. Fürst Metternich wird zu allem ja sagen; „j'abonds dans vos desseins," sind nach jeder Unterredung seine Worte, und wenn es zur Tat kommt, ver-

---

[1]) Vater des Kaisers Franz Joseph.

[2]) Dessen Mitglied Kübeck war.

eitelt er unter tausend Vorwänden alle meine Zwecke. Ich bin fest entschlossen, abzutreten, aber erst im Mai, denn jetzt ist noch das Wetter zu schlecht. Ich werde einen unbestimmten Urlaub begehren, um kein Aufsehen zu machen, und nicht wiederkommen."

(Er wird bleiben um jeden Preis.)

April.

1. bis 10. Der Erzherzog Franz Karl ist nun durch ein Kabinettsschreiben des Kaisers ein Mitglied oder der Vorstand der sogenannten Konferenz, d. i. des Triumvirats, geworden, und Fürst Metternich, dann Graf Clam tragen ihm alle ihr Fach betreffenden Angelegenheiten früher als dem Kaiser vor. Sonst bleibt vorderhand alles im alten.

Jeder der usurpierenden Machthaber, die unter sich eifersüchtig und zerfallen sind, sucht sich eine andre Stütze, die er aber aus Furcht, sie — würde sie kräftig — nicht handhaben zu können, so dünn zuschnitzt, daß sie statt eines Stabes eine Gerte wird, mit der man wohl um sich schlagen, auf die man sich aber nicht stützen kann. —

Auch ist eine kaiserliche Entschließung über die Jesuiten erfolgt. Ueberall, wo sie in den kaiserlichen Staaten sich bereits befinden oder noch eingeführt werden, erhalten sie alle Immunitäten, die sie nach ihren Ordensstatuten wünschen. Sie stehen nicht unter dem Bischofe, sondern unter ihrem Generale in Rom — nicht unter den Behörden, sondern unmittelbar unter dem Kaiser, an den alle Behörden erst berichten müssen, ehe sie eine Verfügung treffen können.

Diese Maßregel wird gewiß ihre Früchte — nur andre als die erwarteten — tragen. Sie ist ein neuer fruchtbarer Keim der Auflösung und des Zerwürfnisses dieses schönen Reiches.

Was haben die Jesuiten in Frankreich, was haben sie in Portugal, was in Spanien, was in der Schweiz genutzt? Es gibt keine Erfahrungen für die Regierungen — ist eine alte Wahrheit, und wir haben nicht einmal eine Regierung, sondern nur eine usurpierende Kamarilla, die ohne Teilnahme für die Nation, ohne Interesse für den Staat nur ihre eignen kleinlichen Vorteile verfolgt und den Staat wie der letzte kinderlose Sprosse eines Fideikommisses, das nach ihm in unbekannte Hände fällt, ausbeutet.

November.

Samstag, 19. Um halb ein Uhr war ich zum Grafen Kolowrat in sein Haus bestellt. Der Herr Graf ließ uns bis halb drei Uhr warten, um welche Zeit er erschien.

Gespräch. Ich: Erlauben Eure Exzellenz, daß ich Ihnen meinen wiederholten Dank für die Verwendung ausdrücke, in deren Folge mir die Geheimratswürde zuteil wurde.

Kolowrat: Eure Exzellenz wissen, daß es immer mein Wunsch war, Ihnen eine Anerkennung zu erwirken. Es hat sich nur früher keine Gelegenheit

dazu ergeben. Die erste, die sich mir anbot, habe ich benutzt. Wie steht es mit Ihrer Gesundheit?

Ich: Jetzt fühle ich mich wieder wohl.

Kolowrat: Das freut mich. Im September waren Sie leidend, wie Sie mir schrieben; was war es denn eigentlich?

Ich: Ein Herzkrampf, vielleicht veranlaßt durch einige Gemütsleiden, insbesondere den Verlust meines Sohnes, der mich sehr ergriff.

Kolowrat: Ich leide dagegen an Hämorrhoiden. Infolge derselben steigt mir das Blut zuweilen so zum Kopf, daß ich den Schlag fürchte und nicht weiß, was ich tue. So erging mir's in Prag. Der Oberstburggraf wurde durch den Tod seines Bruders auf einige Tage hors du combat gesetzt; da fiel eine Menge Kleinigkeiten auf mich, die mit meinen hämorrhoidalen Zuständen mich ganz verwirrten. In Czernikowitz,[1]) wo ich einen sehr braven Beamten habe, konnte ich mich erholen. Hier in Wien will ich den Rest meines Urlaubs zu meiner gänzlichen Herstellung verwenden. Ich trete darum noch nicht in den Dienst. Ich hoffe, man wird mir, nachdem man mir alles genommen, nicht auch den Aufenthalt hier verschränken.

Adieu. Besuchen Eure Exzellenz mich öfters.

Somit empfahl ich mich.

Der Mann also, der seit Jahren jeden Monat wenigstens einmal den Dienst hinwarf und mit seinem Austritt drohte, schiebt heute den Schritt, den er getan, auf eine krankhafte Verstimmung, eilt nach Wien, um seinen Platz wieder zu erringen, und klagt, daß man ihm alles genommen — und bleibt in Wien — wahrscheinlich, um wieder Terrain zu gewinnen. Homunkulus.

Dezember.

Montag, 5. Sektionsberatung, nach welcher Lederer bei mir war, um mir zu sagen, daß der Erzherzog Johann ihn habe holen lassen, um ihm die Mitteilung zu machen, daß er hoffe, es werde ihm gelingen, zwischen Metternich und Kolowrat eine Ausgleichung zustande zu bringen.

Mir hat sich dabei nur die niederschlagende Bemerkung aufgedrungen, wie die Mitglieder des regierenden Hauses ihre Stellung und Würde so ganz vergessen, den Staat und dasjenige, was sie ihm sein sollen, so ganz außer acht lassen und die Rolle von Vermittlern bei zwei oligarchischen Ministern annehmen, die ihre Diener sind und eine Macht und einen Einfluß usurpieren, die nur auf die unbegreifliche Schwäche der Dynastie gegründet sind, in der ganzen Nation aber nicht den mindesten Anklang finden. —

Im September scheinen Spannungen zwischen den beiden Machthabern Kolowrat und Metternich in Prag eingetreten zu sein, welche die Folge hatten, daß Graf Kolowrat in einer sehr derben Eingabe an den Kaiser einen sechsmonatigen Urlaub oder seine Entlassung begehrte.

---

[1]) Graf Kolowratscher Besitz in Böhmen.

Der Urlaub wurde ihm erteilt, und er zog sich auf eine seiner Besitzungen, Czernikowitz, zurück. Gleichzeitig erwirkte Fürst Metternich ein Handschreiben des Kaisers an den Erzherzog Ludwig, worin der Kaiser den Erzherzog auffordert, bei der Abwesenheit des Grafen Kolowrat die hierdurch in der Regierung entstehende Lücke zu ergänzen, in dieser Absicht mit dem Fürsten Metternich sich einzuverstehen und ihm einen Vorschlag zu erstatten. Es werde, wie es darin weiter heißt, darauf ankommen, den Staatsrat und die Konferenz, letztere nicht mehr als Ministerial-, sondern als Staatskonferenz, zu organisieren. Das alles geschah in Prag. Als die Herren zurückkamen, begann man Hand an das Werk zu legen. Fürst Metternich und seine unmittelbaren Ratgeber Graf Clam und Staatsrat Pilgram glaubten ihren Schritten Gewicht und Nachdruck zu geben, wenn sie mit dem ganzen Kortege des Staatsrats umringt auftraten.

Man begann also mit einer Konferenz bei dem Erzherzog Ludwig, wozu die drei staatsrätlichen Sektionschefs Nadasdy, Fechtig und Clam zugezogen wurden. Es ward die Frage der Reorganisierung des Staatsrates verhandelt. Die Herren bekamen Mut, da man sie von der Furcht vor dem Grafen Kolowrat emanzipierte. Sie sprachen allerlei, bis man zu dem Beschluß gelangte, daß der Staatsrat ganz auf den Organismus, den er im Jahre 1814 erhielt, zurückgeführt werden soll, in welcher Absicht alle Staatsräte mit den Sektionschefs sich bei Fürst Metternich zu versammeln und dort das Statut vom Jahre 1814 einer Revision zu unterziehen bestimmt wurden.

(Der Staatsrat, wie er ursprünglich bestand, war kein kollegialer Beratungskörper, sondern aus Staatsräten und Staatsministern zusammengesetzt, wovon jeder über alle Gegenstände der Regierung gehört wurde und seine Meinung niederschrieb. Der Regent war an keine dieser Meinungen gebunden, sondern las, erwog sie und entschied sich, wie er es für gut fand. Dieser Staatsrat, der aus der Natur der Sache mit den Chefs der Hofstellen oder den Ministern mit Portefeuilles oft in Gegensätze geriet, war ein Gegenstand der Eifersucht derselben. Man schwärzte die Mitglieder und die Institution bei dem für solche Einflüsterungen nicht unempfänglichen Kaiser Franz an, der den vereinten Staatsrat als eine seine Regierungsmacht beschränkende Einrichtung ansah und sie nicht liebte, dafür einige Mitglieder derselben heraushob und sich mit ihnen einzeln und geheim schriftlich oder mündlich beriet, die, wenn sie bei ihm gelten sollten, sich vor aller Welt annullieren mußten. Die Eifersucht der Minister und diese Stimmung des Kaisers war die Quelle, aus welcher Fürst Metternich seine Reform der Institution des Staatsrats im Jahre 1814 schöpfte und deren Vollziehung er bewirkte. Der Staatsrat wurde in vier Sektionen geteilt, also zerstückelt; jede Sektion erhielt einen Chef, wodurch die Staatsräte ihre unabhängige Stellung verloren; nur der erste Stimmführer darf seine Meinung schreiben, die übrigen sind zur mündlichen Aeußerung unter dem Chef angewiesen u. s. w. An die Seite dieser korrosiven Einrichtung und eigentlich über sie wurde die Ministerialkonferenz gestellt, welche eben aus den Chefs der Hofstellen bestand und wohin die staatsrechtlichen Arbeiten zur Zensur geleitet wurden.)

Diese Institution vom Jahre 1814 also, die bis nun fortvegetierte, sollte neubelebt werden. Es fanden darüber Versammlungen bei Fürst Metternich statt, die darauf hinausgingen, das Statut vom Jahre 1814 logisch und grammatikalisch zu refundieren, was denn auch geschah.

Das neu redigierte Operat wurde dann in einer Konferenz unter dem Vorsitze der Erzherzöge Ludwig und Franz Karl vorgelesen und zur Sanktion geeignet erklärt. Gleichzeitig aber Fürst Metternich mit Clam und Pilgram allein an der Organisierung der sogenannten Staatskonferenz, die aus permanenten und zeitlichen Mitgliedern zusammengesetzt und von dem Fürsten als Chef geleitet werden sollte.

Der wahre Zweck bei diesen Maßregeln war, den Staatsrat für das regierende Haus und die Nation als imposant hinzustellen, in der Tat aber ihn nur zu Vorarbeiten zu benutzen, während die Konferenz und eigentlich ihr Chef die wahre Feder der Regierung wäre. Man erwartete von diesen Maßregeln auch den definitiven Austritt des Grafen Kolowrat, von dem man voraussetzte, daß er sich in diese Einrichtungen nicht fügen könne.

Mit einem Kabinettsschreiben vom 31. Oktober 1836 wurden alle diese Maßregeln in das Leben eingeführt und insbesondere die Organisierung der Staatskonferenz mit einer gewissen Ostentation allen Hofstellen eröffnet.

Dem Grafen Kolowrat wurden Abschriften gesandt, er vom Erzherzog Ludwig und vom Fürsten Metternich von den ostensibeln Zwecken der gewählten Maßregeln unterrichtet und eingeladen, entweder als aktiver Minister in die Konferenz allein oder zugleich als Sektionschef in den Staatsrat einzutreten.

Während dieser Schritte zitterte die ganze Partei des Grafen Kolowrat, die mit seiner Entfernung ihren Sturz vorhersah. Sie blieb daher auch ihrerseits nicht müßig. Der erst im September auf einen sechsmonatigen Urlaub ausgetretene Minister fand seine damals ganz zerrüttete Gesundheit nach vier oder fünf Wochen Ruhe so vollkommen hergestellt, daß er sich zur Reise nach Wien anschickte und am 14. November hier eintraf.

Nun erst begann der Kampf der Intrige. Man negoziierte, man gestand zu, man verweigerte, und Erzherzog Ludwig konnte oder wollte nicht Meister werden. Als man so weit gekommen war, daß Graf Kolowrat die Miene annahm, ganz auszutreten, erschien der Erzherzog Johann und vermutlich unterstützt von Ludwig und einem Teile der kaiserlichen Familie, bewirkte er eine Ausgleichung, die von einer vollständigen Niederlage des Fürsten Metternich wenig verschieden ist. Folgende Maßregeln sind beschlossen und am 12. Dezember bekanntgegeben worden.

Der Staatsrat behält sein renoviertes Statut vom 31. Oktober 1836. Graf Kolowrat ist der Bestimmung eines Sektionschefs — der er sich aber schon seit 1830 entschlagen hatte — enthoben. Allein alle staatsrätlich bearbeiteten Stücke müssen ihm, bevor sie an den Kaiser gelangen, vorgelegt werden; ebenso erhält er gleich unmittelbar vom Kaiser alle Entschließungen zur Einsicht. Die Staatsräte dürfen nur in seiner Gegenwart dem Kaiser referieren.

Seiner besonderen Geschäftsführung sind zugewiesen die sogenannte höhere Finanz, die hohe Polizei und die Hofsachen und er ist permanentes Mitglied der Staatskonferenz. In der Wirkung ist er als oberster Chef des Staatsrats Herr der Geldmacht, aller Anstellungen und des Schicksals aller Staatsdiener (durch die Polizei), Herr der ganzen Kamarilla und in der Konferenz durch diese Stellung der entscheidende Stimmführer. Die Konferenz ist in dieser Absicht modifiziert und der Fürst Metternich hat aufgehört, Chef der Konferenz zu sein, da er nun nur mehr substitutorisch als solcher eintreten kann.

Der Kammerpräsident ließ in Verbindung mit seinem und Kolowrats gemeinschaftlichem Freunde, dem Geldmann Sina, die Fonde steigen; die Polizei berichtet die freudige Stimmung des ganzen Publikums, der Hof sieht darin deutlich, wie die öffentliche Meinung befriedigt ist, und der Erzherzog Johann verkündet seine bei dieser Gelegenheit errungenen Lorbeeren jedermann. (Schluß folgt)

Die neuen Infanteriereglements in Frankreich und Deutschland

Von

General Bonnal

Am 3. Dezember 1904 wurde in Frankreich ein präsidentielles Dekret veröffentlicht, das Bestimmungen über das Exerzieren der Infanterie traf. Anderthalb Jahre später, am 29. Mai 1906, genehmigte der Deutsche Kaiser ein neues Reglement derselben Art.

Während das Datum des 3. Dezember die Franzosen an kein wichtiges Ereignis erinnert, ist der 29. Mai der Jahrestag der einzigen Infanteriebrigadeübung, die Wilhelm II. als Kronprinz unter den Augen Kaiser Friedrichs III., dessen Regierung so kurz sein sollte, geleitet hat. Der jetzige Kaiser pflegt sogar, um die Erinnerung an dieses militär- und familiengeschichtliche Ereignis fortleben zu lassen, jedes Jahr am 29. Mai auf dem Tempelhofer Feld oder im Lager von Döberitz eine Infanteriebrigadeübung abzuhalten.

Die Reglements von 1904 und 1906 sind auf denselben Grundsätzen aufgebaut und weisen eine große Aehnlichkeit miteinander auf. Wir werden uns daher in dem hier folgenden Aufsatz hinsichtlich des französischen Reglements, das älter und, da inzwischen der Russisch-Japanische Krieg der militärischen Welt wichtige neue Lehren gegeben hat, weniger vollständig ist als das deutsche, sehr kurz fassen.

Das französische Reglement von 1904.

Dieses Reglement hat wenig Aehnlichkeit mit denen, die ihm vorhergegangen sind und die alle eine enge Verbindung mit dem aus der friderizianischen Taktik hervorgegangenen Reglement von 1791 aufwiesen.

Es ist nicht ohne Interesse, zu zeigen, wie man von dem letzten Reglement, das noch an die Lineartaktik anknüpft und aus dem Jahre 1894 stammt, zu dem Reglement von 1904 übergegangen ist, das ein Werk ersten Ranges ist und in vollkommenem Einklang mit den Verhältnissen des modernen Krieges steht.

Ein junger Infanterieleutnant, der bei der Kapitulation von Sedan in Gefangenschaft geraten und in einer kleinen Garnisonsstadt des östlichen Preußen interniert worden war, wohnte lange Monate hindurch morgens und nachmittags den Uebungen eines vortrefflich geführten Ersatzbataillons bei.

Nach Frankreich zurückgekehrt, machte sich der Leutnant die Ausbildungsmethoden, die er während seiner Gefangenschaft hatte anwenden sehen, zunutze, wobei er sie jedoch modifizierte, indem er sie dem Wesen des französischen Soldaten anpaßte.

Einige Jahre später, als er Hauptmann geworden war, unternahm er mehrere Reisen nach Deutschland, machte dort als Tourist Herbstmanöver mit und gelangte so zu einem bestimmten taktischen System.

Im Jahre 1879 hatte der erwähnte Hauptmann das Glück, in voller Unabhängigkeit eine Kompagnie von 250 Mann zu kommandieren.

Dank diesem Umstande konnte er im nächsten Jahre in einem in hundert Exemplaren autographierten Manuskript ein System von Evolutionen auf dem Schlachtfeld aufstellen, das er mit dem Titel „Manœuvres par assouplissement“ bezeichnete.

Dieses neue System griff der Sekretär der Kommission für das Reglement von 1884 auf und suchte seine Annahme durchzusetzen, aber es gelang ihm nur, soweit es sich um die Bewegungen des Halbzugs auf dem Schlachtfeld handelte.

Schon vorher hatte der erwähnte Hauptmann beim Kriegsminister um die Genehmigung zur Veröffentlichung seiner Ausbildungsmethode nachgesucht, doch ohne Erfolg.

Seine Arbeit erschien im Jahre 1887 unter dem Titel „Education de l'infanterie française“ von de Flêtres (ein Pseudonym).

Hierauf dehnte eine gewisse Anzahl von Regimentern, besonders im Osten, das Prinzip der „Manœuvres par assouplissement“ auf den Zug und die Kompagnie aus, so daß bei diesen Truppenteilen zwei Exerziersysteme nebeneinander bestanden, von denen das eine, dem Reglement entsprechende, als Mittel diente, den Soldaten im Glied zu drillen, das andre stets dann angewendet wurde, wenn es sich um das eigentliche Gefecht handelte.

Der Dualismus der beiden Systeme von Evolutionen wurde auf seinen Höhepunkt gebracht in dem Regiment, das von 1896 bis 1899 der Exleutnant befehligte, der während des Winters 1870/71 keinen Tag bei den Uebungen des brandenburgischen Bataillons gefehlt hatte.

Gegen das Ende des Jahres 1899 veröffentlichte derselbe Offizier, nachdem er General geworden war, unter dem Titel „Infanterie“ ein Buch, das die unter seiner Leitung in seinem ehemaligen Regiment angewandte Methode darlegte.

Der Gouverneur von Paris, überrascht von den Vorteilen, welche diese Methode der ganzen Infanterie zu gewähren imstande war, stellte an den Kriegsminister den Antrag und setzte es auch bei ihm durch, daß eine Kommission ernannt wurde, welche die Aufgabe hatte, das Exerzierreglement auf Grund der neuen Ideen, die in dem Buche „Infanterie“ enthalten waren, zu revidieren.

Die Kommission, die im Jahre 1900 zusammentrat, sprach die Ansicht aus, daß es angezeigt sei, ein völlig neues Reglement aufzustellen, und der Kriegsminister teilte diese Ansicht.

Die Arbeiten der Kommission führten zu dem provisorischen Reglement vom Jahre 1902, das bei einer gewissen Anzahl von Infanterieregimentern probeweise eingeführt wurde und allgemeine Zustimmung fand.

Das definitive Reglement von 1904, das aus dem provisorischen Reglement von 1902 hervorging, ist in fünf Abschnitte eingeteilt, die ihrerseits wieder in eine gewisse Anzahl von Artikeln zerfallen.

Der erste Abschnitt umfaßt:

1. die allgemeinen Grundsätze; 2. die Befugnisse der verschiedenen Grade; 3. die Ausbildungsmethoden, die bei den Offizieren, den Unteroffizieren und Korporälen, den künftigen Reserveoffizieren und endlich bei den gemeinen Soldaten Anwendung finden; 4. die Kommandos, Signale und Befehle.

Der zweite Abschnitt hat die Einzelausbildung des Soldaten zum Gegenstand.

Der dritte Abschnitt betrifft die Ausbildung des Zugs, dieser für sich allein betrachtet.

Der vierte Abschnitt behandelt die Formationen der Kompagnie, des Bataillons, des Regiments, der Brigade und die Mittel, diese verschiedenen Einheiten zu entwickeln.

Der fünfte Abschnitt, bei weitem der wichtigste, bezieht sich auf das Gefecht; es werden darin behandelt: 1. die Rolle der Infanterie im Gefecht; 2. die für das Gefecht zu ergreifenden Maßnahmen; 3. die Mittel der Offensive und Defensive; 4. die Besonderheiten des Infanteriegefechts, die sich beziehen auf die Detachements, auf die Ausnutzung der Stützpunkte und auf die Nachtoperationen; 5. die kombinierte Aktion der Infanterie und der Nebenwaffen; 6. das Verhalten der Kompagniechefs, der Bataillons-, Regiments- und Brigadekommandeure auf dem Schlachtfeld.

Das Reglement von 1904 umfaßt 107 Seiten im Format von 19:11 Zentimetern, mit je 48 Zeilen; es hat am Schlusse drei Anhänge, von denen der erste sich auf die Ehrenbezeigungen, der zweite auf das Begräbnis mit militärischen Ehren, der dritte auf die Griffe mit dem Degen bezieht.

Wie wir gesehen haben, bildet die Behandlung der Verhältnisse im Gefechte den fünften und letzten Abschnitt des Reglements von 1904.

Ohne Zweifel wollte die Kommission für das Reglement, indem sie das Gefecht an das Ende stellte, vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortschreiten;

aber wenn diese Methode auch für den analysierenden Forscher notwendig ist, so paßt sie doch nicht für den Unterricht.

Nach unsrer Ansicht wäre es weit richtiger gewesen, in synthetischer Form die Grundbedingungen des Infanteriegefechts in einer Einleitung darzulegen und lediglich das Schulexerzieren zu reglementieren. Auf diese Weise würden zahlreiche Wiederholungen vermieden worden sein.

Dieselbe Bemerkung gilt für das deutsche Reglement von 1906.

Um wieder auf das französische Reglement zurückzukommen, so tritt der Geist, der bei seiner Ausarbeitung gewaltet hat, klar im Wortlaut des präsidentiellen Dekrets vom 3. Dezember 1904 zutage.

Nachdem dieses Dekret die sehr günstige Aufnahme erwähnt hat, die das provisorische Reglement von 1902 bei den Truppenkörpern gefunden hatte, spricht es sich über die Grundbedingungen des modernen Gefechts aus und betont die notwendige Vereinfachung der Ausbildungsmethoden.

Unter den Veränderungen, die durch die Fortschritte der Bewaffnung bedingt sind, erwähnt das Dekret die Notwendigkeit, an Stelle der Schützenlinien eine Reihe von unregelmäßig über die Gefechtsfront verteilte Gruppen zu setzen. Wir wollen gleich erwähnen, daß im Text des Reglements, soweit er sich auf den Zug im Gefecht bezieht (184, 185), von dem durch das Dekret verkündigten neuen Prinzip nicht die Rede ist.

Unter den in dem präsidentiellen Dekret vom 3. Dezember 1904 enthaltenen Einschärfungen befindet sich folgende:

„Wahrung der Manneszucht und des Zusammenhangs durch die dem Willen des Befehlshabers entsprechend bei der Ausführung einiger Bewegungen aufgewendete Präzision und nicht durch die Vielfältigkeit und die Kompliziertheit der Uebungen."

Es wäre angezeigt gewesen, im Hauptteil des Reglements genau zu sagen, welches die der Disziplin dienenden Bewegungen sind, die das Dekret im Auge hat, und ebenso welchen Grad die Präzision erreichen soll.

Dies ist nun aber nicht geschehen, und bei dem Fehlen bestimmter Vorschriften in dieser Richtung wird den Uebungen, welche den Zusammenhang der Truppe sichern sollen, nicht mehr dieselbe Bedeutung beigelegt wie früher.

Der Fehler liegt auf der Hand, wenn man bedenkt, daß, je mehr das moderne Gefecht den Soldaten individualisiert, dieser um so mehr in einem gegebenen Augenblick sich seiner Persönlichkeit entäußern muß, um ein einfacher Automat zu werden, der von seinem Vorgesetzten in Tätigkeit gesetzt wird.

Früher gaben ein sehr vollständiges System von Griffen mit dem Gewehr und der „Pas ordinaire", die beide eine große Präzision und eine anhaltende Aufmerksamkeit erforderten, dem französischen Offizier die Mittel, seine Truppe in die Hand zu bekommen, sie an Disziplin zu gewöhnen.

Die meisten Griffe sind mit Recht als nutzlos abgeschafft worden; anderseits ist der „Pas ordinaire", der das Durchdrücken der Knie und das flache Aufsetzen des Fußes bedingt, seit dem Jahre 1869 nicht mehr in Uebung.

Es wäre gut für die französische Infanterie, nach dem Vorbilde der deutschen einen Exerzierschritt einzuführen, der von Zeit zu Zeit auf kurze Strecken geübt würde, mit dem Zweck, die Truppe an Disziplin zu gewöhnen.

Nach dem Wortlaut des präsidentiellen Dekrets, das uns beschäftigt, besteht eins der Mittel, die Ausbildungsmethoden zu vereinfachen, in der „Entwicklung der Ueberlegung und des Geistes der Entschlossenheit, ebensowohl beim Manöver, dadurch, daß den Ausführenden die weitgehendste Initiative gelassen wird, wie bei der Ausbildung, dadurch, daß dem verantwortlichen Vorgesetzten die Freiheit in der Wahl der Mittel gelassen wird, die anzuwenden sind, um den vorgezeichneten Zweck zu erreichen".

Diese sehr klugen Einschärfungen sind hauptsächlich an die höheren Offiziere gerichtet, die sich allzuoft um unwesentliche Einzelheiten kümmern und die Anstrengungen ihrer Untergebenen paralysieren.

*

Im ersten Abschnitt des Reglements von 1904, der die allgemeinen Gesichtspunkte entwickelt, werden folgende Punkte hervorgehoben:

„Die abgekürzte Dienstzeit bringt die Notwendigkeit mit sich, die Disziplin im Glied zu entwickeln und die Solidaritätsgefühle der Truppe durch eine gediegene Detailausbildung und durch die praktische Einübung mit strenger Präzision ausgeführter Bewegungen zu kräftigen."

Es ist schon gesagt worden, daß bei den meisten Regimentern hinsichtlich des Exerzierens in geschlossener Ordnung von der Theorie zur Praxis ein weiter Weg ist. Dieser Mangel, der den Kommandeuren und in gewissem Maße dem Reglement zuzuschreiben ist, ist vom Gesichtspunkte der Disziplin aus sehr bedauerlich.

„Jede Furcht vor Verantwortung ist der Charaktergröße unwürdig, die den Offizier auszeichnen soll."

Das ist eine Wahrheit, die zu allen Zeiten gültig war, aber damit der Offizier seine Verantwortlichkeit ohne Furcht einsetze, muß er zuerst sicher sein, nicht im Falle eines Mißerfolges desavouiert zu werden.

Eine solche Bedingung kann in einer schwach geführten oder den Intrigen der Politik ausgelieferten Armee nicht erfüllt werden.

Das Exerzierreglement bestimmt die Befugnisse der verschiedenen Grade in bezug auf die militärische Ausbildung und ergeht sich so in unnützen Wiederholungen über den inneren Dienst der Infanterietruppenteile.

Der Artikel III, der von den Ausbildungsmethoden handelt, ist sehr ausführlich; man findet darin Vorschriften aufgestellt über: 1. die Einteilung des Ausbildungsjahres in Perioden; 2. die Aufstellung von wöchentlichen Ausbildungsprogrammen zuerst bei jeder Kompagnie und später bei jedem Bataillon; 3. die Ausbildung der Offiziere, deren Grundlagen das Studium der Reglements, die Uebungen mit der Karte, die Uebungen in Verbänden, die Evolutionsübungen, die Manöver zwischen zwei Parteien, die Herbst- und die Garnisonsmanöver, die Vorträge und endlich die theoretischen Uebungen bilden.

Das Reglement macht einen sehr scharfen Unterschied zwischen den Evolutionsübungen und den Gefechtsübungen. Es geht daraus hervor, daß eine Truppe den einen Tag für sich selbst Evolutionen ausführen und an einem andern Tage sich üben soll, gegen einen supponierten oder markierten Feind zu fechten; das ist ein schwerer Fehler, denn eine Truppe muß sich immer als auf dem Schlachtfelde in mehr oder minder großer Entfernung vom Feinde befindlich ansehen, und ihre Bewegungen müssen immer im Zusammenhang mit ihren Gefechtszwecken stehen.

Daß ein Hauptmann seine Kompagnie von Zeit zu Zeit und einige Augenblicke hindurch vermittelst schnell aufeinander folgender Bewegungen drillt, ist gewiß vollkommen in der Ordnung; aber das ist mehr eine Massengymnastik als eine Vorübung zum Gefecht.

Der erste Abschnitt des Reglements von 1904 schließt mit Angaben über die mündlichen Kommandos, die Signale und die Befehle.

Die Signale werden mit dem Arm allein oder mit der Waffe in der Hand gemacht und bestehen nur aus sehr einfachen Bewegungen.

*

Der zweite Abschnitt, der sich auf die Schulung des Soldaten bezieht, zerfällt in vier Artikel; der erste ist der Ausbildungsmethode gewidmet, der zweite den Bewegungen ohne Waffe, der dritte den Bewegungen mit der Waffe, der vierte endlich dem Schützen im Gefecht.

Die Ausbildungsmethode hat hauptsächlich die Einzelausbildung im Auge.

Die Ausführungen, die das Reglement über den Schützen im Gefecht enthält, hätten besser im fünften Abschnitt Platz gefunden.

*

Der dritte Abschnitt, der die Zugausbildung behandelt, hat im Reglement von 1904 eine solche Bedeutung bekommen und so beträchtliche Erweiterungen erfahren, daß die Ausbildung der Kompagnie, des Bataillons, des Regiments und der Brigade zusammen in einem einzigen Abschnitt, dem vierten, der sehr kurz ist, behandelt werden konnten.

Nach unsrer Ansicht ist es ein Fehler, daß man den Zug zur Basis für die Ausbildung der Infanterietruppen gemacht hat, statt diese Rolle der Kompagnie zuzuweisen, die zugleich Aktionseinheit und engverbundene militärische Familie ist.

*

Wie dem auch sei, der vierte Abschnitt, der die Kompagnie-, Bataillons-, Regiments- und Brigadeausbildung umfaßt, zerfällt in fünf Artikel, von denen einer, der erste, einige allgemeine Bemerkungen enthält, die besser im fünften Abschnitt Platz gefunden hätten.

Die Formationen der Kompagnie (Artikel II) sind:

1. die Kolonne zu vier, die besonders für den Marsch auf Landstraßen angewendet wird;

2. die Kompagniekolonne, bei der die vier Züge in zwei Gliedern in einem Abstand von sechs Schritten hintereinander aufgestellt werden;

3. die „Ligne de sections par quatre“, gebildet durch die vier in Kolonnen zu vier nebeneinander in Zwischenräumen von je vier Schritten aufgestellten Züge;

4. die entwickelte Linie, in zwei Gliedern.

In Deutschland wird nach dem Reglement von 1906 die Kompagniekolonne des früheren Reglements jetzt Zugkolonne genannt, und die neue, auf die „Ligne de sections par quatre“ des französischen Reglements zurückgehende Formation hat den Namen „Kompagniekolonne“ bekommen.

Es wäre von Vorteil, in Frankreich die deutsche Terminologie anzunehmen, um die beiden Kolonnen zu bezeichnen, welche die Kompagnie bilden kann; denn der Ausdruck „Ligne de sections par quatre“ ist, abgesehen von seiner übermäßigen Länge, falsch, da das Wort „Ligne“ niemals angewendet werden sollte, um eine Kolonne zu bezeichnen.

Die Formationen des französischen Bataillons sind:

1. die Breitkolonne (ligne de colonnes), die Kompagnien nebeneinander mit zehn Schritt Zwischenraum, vorbehaltlich gegenteiliger Bestimmung, wobei jede der vier Kompagniekolonnen mit der Front oder mit der Flanke der Züge nach vorn aufgestellt sein kann;

2. die Bataillonskolonne, bei der die Kompagniekolonnen hintereinander mit zehn Schritt Zwischenraum, vorbehaltlich gegenteiliger Bestimmung, aufgestellt werden;

3. die Doppelkolonne, die aus vier in die Breite wie in die Tiefe zu je zwei, in Zwischenräumen von je zehn Schritt, vorbehaltlich gegenteiliger Bestimmung, aneinander geschlossenen Kompagniekolonnen besteht;

4. die entwickelte Linie, in zwei Gliedern, die das Reglement nur für Revuen zuläßt, obwohl diese Formation auch auf dem Schlachtfeld Anwendung finden zu können scheint;

5. das geschlossene Bataillon (bataillon massé), die Kompagnien in Kompagniekolonne ohne Zwischenräume nebeneinander — zum Antreten und bei Revuen;

6. das Bataillon en masse, wobei die vier Kompagnien in entwickelter Linie, in zwei Gliedern, in einem Abstand von je sechs Schritt hintereinander aufgestellt sind — nur bei Revuen.

Die Formationen des Regiments und der Brigade, die außerordentlich variabel sind, werden von den Kommandeuren bestimmt.

Das Reglement von 1904 verweist für die Bewegungen, welche die Kompagnie und das Bataillon eventuell auszuführen haben, ohne die Formation zu ändern, auf die Zugausbildung.

Die Bestimmung ist einfach, aber ungenügend.

Die Evolutionen der Kompagnie und des Bataillons, die das Uebergehen aus einer Formation in eine andre mit sich bringen, werden nach folgender Regel ausgeführt:

Der Befehlshaber bezeichnet die Grundeinheit (Zug oder Kompagnie), dann kommandiert oder befiehlt er die Formation, welche die Truppe annehmen soll.

Jede untergeordnete Einheit (Zug oder Kompagnie) begibt sich, von ihrem Chef geführt, mit den einfachsten Mitteln und auf dem kürzesten Wege auf den Platz, den sie einnehmen soll.

Sowohl für das Bataillon wie für das Regiment und die Brigade schreibt das Reglement von 1904 vor, daß die Bewegungen „bald mit strenger Präzision und Genauigkeit, bald ohne Tritt“ ausgeführt werden sollen. Nun kann aber kaum das vereinigte Bataillon mit voller Präzision marschieren. Verlangen, daß das Regiment und die Brigade „mit strenger Präzision und Genauigkeit“ marschieren, heißt also das Unmögliche fordern und gleichsam mit Fleiß Disziplinlosigkeit schaffen.

*

Der fünfte Abschnitt des Reglements von 1904, der einzig und allein von der „Infanterie im Gefecht“ handelt, ist der Vollkommenheit sehr nahe, dank der Vortrefflichkeit der dargelegten Lehrsätze, ihrer logischen Aneinanderreihung, der Gedrängtheit und Klarheit des Stils.

Ohne Zweifel haben sich die Verfasser des deutschen Reglements von 1906 mehr oder weniger die Betrachtungen, die im fünften Abschnitt des französischen Reglements enthalten sind, zum Muster genommen, wenn sie es unternommen haben, eine Schilderung des Infanteriegefechtes in seinen Hauptumrissen zu geben, denn die Ausführungsgrundsätze und -regeln weisen in den beiden Reglements nur eine geringe Verschiedenheit auf.

Da anderseits das deutsche Reglement von 1906 vollständiger ist als das französische Reglement von 1904, insofern es die von dem russisch-japanischen Kriege von 1904/05 gegebenen Lehren verwertet hat, so wollen wir uns nicht damit aufhalten, den fünften Abschnitt des älteren dieser Reglements zu analysieren, und behalten uns vor, weiter unten „die Infanterie im Gefecht“ in dem der Zeit nach jüngeren Reglement zu betrachten.

Das deutsche Reglement von 1906.

Dieses Reglement enthält eine Einleitung und zerfällt in drei Teile, nämlich: die Schule, das Gefecht und die Parade.

Diese Einteilung, die mehr einfach als vernunftgemäß ist, ist die Quelle von Wiederholungen und Längen geworden, die vermieden worden wären, wenn man „das Gefecht“ an die Spitze des Reglements gesetzt hätte. Dieselbe Bemerkung haben wir bereits oben in bezug auf das französische Reglement gemacht.

Die Einleitung spricht sich über die Hauptbedingungen aus, die eine gute Infanterie erfüllen muß; ihr wesentlicher Inhalt ist folgender:

— Während die Ausbildung Vorschriften verlangt, lassen sich solche für das Gefecht nicht geben, wohl aber allgemeine Weisungen.

— Da die Infanterie fast nie allein kämpft, muß sie ihr Vorgehen mit dem der andern Waffen kombinieren lernen.

— Der Krieg fordert eiserne Mannszucht und Anspannung aller Kräfte. Im besonderen verlangt das Gefecht denkende, zur Selbständigkeit erzogene Führer und selbsthandelnde, hingebende Soldaten, die den festen Willen haben zu siegen.

— Im Kriege verspricht nur Einfaches Erfolg. Infolgedessen dürfen nur einfache Formen angewendet werden, die jedoch durch lange Uebung allen vertraut geworden sein müssen.

— Für die Disziplin haben die parademäßigen Uebungen eine so hohe Bedeutung, daß sie mit größter Genauigkeit ausgeführt werden müssen.

— Jeder Truppenbefehlshaber, vom Kompagnieführer aufwärts, ist für die vorschriftsmäßige Ausbildung seiner Untergebenen verantwortlich und darf in der Wahl der Mittel sowenig wie möglich beschränkt werden.

— Die Exerzierschule erreicht in der Kompagnie ihren Abschluß.

— In den Uebungen ist Abwechslung geboten, und ihre Dauer muß unter allmählicher Steigerung den Kräften der Mannschaft angepaßt werden, da das sonst unvermeidliche Nachlassen der Anspannung die Mannszucht schädigen würde.

— Das Uebungsgelände muß sooft wie möglich gewechselt werden.

— Es sollen sooft wie möglich Uebungen in kriegsstarken Verbänden stattfinden, damit das Augenmaß der Untergebenen geschärft wird. Zu diesem Zweck soll oftmals auf dem Marsche, besonders in großen Verbänden, die Marschtiefe kriegsstarker Truppen durch Vergrößerung der Abstände zwischen den Kompagnien erreicht werden.

— Bei Gefechtsübungen sollen, wenn nicht ausnahmsweise Verlustausfall bestimmt wird, in gewissen Augenblicken den Schützenlinien durch Auffüllung mehr Mannschaften zugeführt werden, als zum freien Gebrauch des Gewehrs Platz finden. Die überschießenden Mannschaften gehen unmittelbar hinter der Schützenlinie in die gleiche Körperlage wie die Schützen. Sie feuern nicht, machen aber jede Bewegung der Schützen mit.

— Schlaffe Kommandos verleiten zu nachlässiger Ausführung; daraus ergibt sich die Notwendigkeit, die Kommandos mit scharfer Betonung abzugeben, jedoch nicht lauter, als der Zweck erfordert.

— Der Führer gibt seinen Willen entweder durch mündliches Kommando oder vermittels eines zu überbringenden Befehls oder auch durch Signale kund.

Ehe die Signale gegeben werden, kann durch den Gebrauch der Signalpfeife die Aufmerksamkeit auf den Führer gelenkt werden.

Die Signale werden mit den Armen und im Bedarfsfall mit der Waffe gegeben, aber ihre Anwendung ist während des Feuerns sehr unsicher.

Man kann alsdann Befehle und Meldungen auch durch Zeichen mit Winkerflaggen übermitteln, die auch liegend gegeben werden können.

Diesen Signalen, sechs an der Zahl, sind Buchstaben des Morseschen Alphabets zugrunde gelegt; es sind folgende:

· — · — · — (a, a, a): „Vorgehen!“ (Avancieren.)

— — · — — · — — · (g, g, g), aus der vorderen Gefechtslinie nach hinten gegeben: „Eignes Geschützfeuer weiter vor verlegen!“

.... (h, h, h): „Halt!“ (von hinten nach vorn gegeben).

— — — — — — (m, m, m), aus der vorderen Gefechtslinie nach hinten gegeben: „Munition erforderlich“; von hinten nach vorn gegeben: „Munition kommt“.

... ... (s, s, s), von der vorderen Gefechtslinie nach hinten gegeben: „Wir wollen zum Sturm antreten“; von hinten nach vorn gegeben: „Sturm steht bevor“.

... — (v): „Verstanden“.

Die Tamboure und Hornisten werden im Signaldienst mit Winkerflaggen unterwiesen.

*

Erster Teil.

Die Schule.

Die Schule umfaßt die geschlossene Ordnung und die geöffnete Ordnung.

Die geschlossene Ordnung wird ausschließlich in der Kompagnie unter der Führung des Hauptmanns gelehrt und geübt.

Unter geöffneter Ordnung ist die Reihe der Bedingungen zu verstehen, die der Schütze, die Rotte, die Gruppe, der Zug, die Kompagnie, das Bataillon, das Regiment und die Brigade auf dem Schlachtfeld zu erfüllen haben.

Unsrer Ansicht nach sollte die geöffnete Ordnung nicht über die Kompagnie hinausgehen, und alles, was auf das Bataillon, das Regiment und die Brigade Bezug hat, sollte in dem vom eigentlichen Gefecht handelnden Teile stehen. Auf diese Weise würde man die Tatsachen mit dem Grundsatz der Einleitung in Einklang bringen, der besagt, daß „die Exerzierschule in der Kompagnie ihren Abschluß erreicht“.

A. Geschlossene Ordnung.

Das Reglement von 1906 stellt als Grundsatz auf, daß eine sorgfältige, straffe Einzelausbildung die Grundlage der gesamten Ausbildung ist.

Dieses Reglement ist das erste, das dem seit Friedrich dem Großen in der preußischen Armee gebräuchlichen Parademarsch unter dem Namen „Exerziermarsch“ eine offizielle Folge gegeben hat.

Der Exerziermarsch, der mit durchgedrücktem Knie und flach auf den Boden gesetztem Fuß ausgeführt wird, erfordert von seiten des Soldaten eine große Muskelarbeit und bildet eben dadurch ein ausgezeichnetes Mittel zur Förderung der Mannszucht. Diese Marschart, die sehr ermüdend ist, kann nicht auf lange Strecken beibehalten werden; sie wird denn auch nur bei Ausführung schul-

mäßiger, geschlossener Formen, zur Erweisung von Ehrenbezeugungen und bei der Parade angewendet.

Der Exerziermarsch, den ich zwanzig Jahre lang bei den mir unterstellten Truppen habe üben lassen, führt zu Ergebnissen, die auf alle, die ihn nicht angewendet haben, völlig überraschend wirken. Er verleiht dem Körper eine männliche Haltung, entwickelt die Beinmuskeln, deren Rolle beim Marschieren sehr wichtig ist, und erzeugt, wenn er in der Truppe ausgeführt wird, ein magnetisches Fluidum, das einen Energiezuwachs bei jedem einzelnen zur Folge hat.

Dem Exerziermarsch verdanken in hervorragendem Maße die deutschen Truppen ihre gute Haltung unter den Waffen und ihre treffliche Disziplin im Glied.

Die Bewegungen des Soldaten ohne Waffe, mit denen er rechts- oder linksum oder kehrt macht, bieten nur wenig Interesse.

Für das Hinlegen und das Aufstehen gibt das Reglement von 1906 Vorschriften, die eine sehr rasche Ausführung gewährleisten, und das ist ein im Hinblick auf das Gefecht sehr wichtiges Resultat.

An Griffen mit dem Gewehr werden nur noch drei aufgeführt: „Das Gewehr — über!“ (auf die linke Schulter); „Gewehr — ab!“ und „Präsentiert das — Gewehr!“

Das Laden, das Schießen und das Entladen des Gewehrs bieten nichts besonders Bemerkenswertes.

Gefeuert wird nach Gutdünken, aber es können Salven gegen die Kavallerie abgegeben werden.

Der Offizier zieht den Degen erst im Augenblick des Angriffs. Diese Vorschrift ist französischen Ursprungs. In der Tat muß der Offizier beide Hände frei haben, um die Karte studieren, seinen Feldstecher benutzen, einen Bericht schreiben zu können u. s. w.

Im Prinzip muß die Kompagnie mit Sicherheit und Ordnung alle Bewegungen ausführen können, die den Umständen entsprechen.

Die Grundaufstellung der Kompagnie erfolgt in zwei Gliedern, die in einem Abstand von 80 Zentimetern, von Rücken zu Brust gerechnet, hintereinander stehen. In jedem Glied fühlt jeder Soldat bei guter Stellung seinen rechten Nebenmann bei „Gewehr ab“ und ohne Gewehr leicht mit dem Ellenbogen und kann es dank der Stellung, in der die Arme ein wenig gebogen sind.

Jeder der drei Züge der Kompagnie wird in Gruppen zu vier Rotten eingeteilt, die von Unteroffizieren oder Gefreiten befehligt werden.

Bei allen Formationen mit geschlossenen Gliedern stehen die Gruppenführer als Schließende in einem Abstand von 80 Zentimetern hinter dem zweiten Glied.

Das Schema der kriegsstarken Kompagnie, das in dem Reglement von 1906 enthalten ist, weist 8 Gruppen pro Zug, im ganzen 24, oder 192 Soldaten im Glied, 31 Schließende, darunter 5 Entfernungsschätzer, 4 Tamboure oder Hornisten, 4 Leutnants und den Hauptmann, im ganzen 232 Mann auf.

Die Kompagnie kann eine der sechs folgenden Formationen annehmen:

1. Die Kompagnie in Linie (in zwei Gliedern);

2. die Kompagniekolonne, die ihre drei Züge in gleicher Höhe in Gruppenkolonne zeigt;

3. die Zugkolonne, wobei die Züge in Linie in je zwei neun Schritte hintereinander stehenden Gliedern aufgestellt sind;

4. die Halbzugkolonne (die Halbzüge in einem Abstand von je neun Schritten);

5. die Gruppenkolonne, in vollem Abstand;

6. die Marschkolonne, in Gliedern zu vier.

Die frühere Kompagniekolonne ist zur Zugkolonne geworden, und die neue Kompagniekolonne, die auf die „ligne de sections par quatre" des französischen Reglements zurückgeht, bietet vor der früheren den Vorteil, daß sie den Zügen ermöglicht, die geringsten Bodensenkungen auszunutzen, um hinter ihren Führern gegen den Feind zu marschieren.

Bei dieser Formation sind die Gruppenführer rechts von ihren Einheiten aufgestellt, um sie im Bedarfsfalle auf der Entwicklungslinie zu führen.

Doch ein Vorteil wird fast stets um den Preis gewisser Unzuträglichkeiten erkauft, die im vorliegenden Falle folgende sind: Die Ueberwachung der Truppe wird erschwert; die Ausdehnung der Front kann unter der den Hauptleuten gelassenen Freiheit, ihre Grenzen zu bestimmen, leiden; die Entwicklung wird verlangsamt infolge der verhältnismäßig großen Tiefe der Kolonne.

B. Geöffnete Ordnung.

Die Infanterie kämpft vor allem durch das Feuer ihrer Schützen, die entweder in normalen Schützenlinien (in Zwischenräumen von je zwei Schritt) oder in losen (Zwischenräume mehr als zwei Schritt) oder in dichten Schützenlinien (Zwischenräume weniger als zwei Schritt) aufgestellt werden.

Der Schütze muß gut schießen können, das Gelände auszunutzen verstehen, um sich zu decken, er muß unausgesetzt auf die Befehle seiner Führer achten und darf den Feind nicht aus dem Auge verlieren. Er muß außerdem Urteilskraft, Selbstvertrauen und Kühnheit zeigen.

*

Die Einzelausbildung der Schützen ist die ganze Dienstzeit hindurch zu betreiben; sie wird in verschiedenartigem Gelände nach der Methode der konkreten Fälle gegeben.

Eine besondere Wichtigkeit mißt das Reglement von 1906 dem raschen Zielerkennen und Beobachten in liegender Position bei, die für uns eine Behendigkeitsübung ist.

Zur Einzelausbildung des Schützen gehören die Augengewöhnung durch Beobachtung der Ziele, das Ueberspringen oder Uebersteigen der Hindernisse, das Anschleichen und der Gebrauch des Spatens selbst im Liegen.

Der gute Soldat, sagt das Reglement, ist ein tatkräftiger Mann, der das

Bewußtsein seiner Pflicht hat und fähig ist, sie zu erfüllen, um den Preis der größten Anstrengungen, ohne daß er es nötig hat, von seinen Führern angetrieben oder beaufsichtigt zu werden.

Das letzte Glied des vorstehenden Satzes soll den Fehler verbessern, der bei einer großen Anzahl von deutschen Soldaten darin besteht, daß sie alle Sicherheit einbüßen, wenn sie ihre Führer verloren haben oder von ihnen getrennt sind.

*

Die Ausbildung der Rotte und der Gruppe hat vor allem die militärische Ausbildung des Gruppenführers im Auge, mag dieser Unteroffizier, Gefreiter oder selbst gemeiner Soldat sein.

Die Ausbildung der Gruppe beginnt auf dem Exerzierplatz, auf dem der Mechanismus der Bewegungen eingeübt wird, und wird sodann in das Gelände verlegt.

Unsrer Ansicht nach ist die aus 8 Mann bestehende Gruppe zu schwach, und wir ziehen ihr die aus 12 bis 13 Mann bestehende französische escouade (Korporalschaft) vor. Wir meinen auch, daß die Zahl der Gruppen in jedem Zug ungerade sein sollte, damit die Zentralgruppe, die gewöhnliche Basis des Entwickelns und des Sammelns, sich deutlich abhebt.

Wenn der deutsche Zug 5 Korporalschaften auf Kriegsfuß (3 auf Friedensfuß) umfaßte, würde jede von ihnen 15 Mann (im Frieden 12 Mann) stark sein, den Führer mit eingerechnet, und solche Korporalschaften, die zugleich stärker und weniger zahlreich wären als die jetzigen Gruppen, würden den Verhältnissen des modernen Gefechts besser entsprechen und dabei die Aufgabe der Offiziere erleichtern.

*

Die Zugausbildung ist von der höchsten Wichtigkeit, in Anbetracht dessen, daß der Zug in der geöffneten Ordnung die Einheit für Führung und Feuerleitung ist.

Das Reglement empfiehlt die Bildung dichter Schützenlinien in allen Fällen, wo das Gelände dies ermöglicht, zu dem Zweck, die Feuerüberlegenheit zu erringen. Wenn beim Vorgehen lose Schützenlinien gebildet werden müssen, soll das Feuer erst eröffnet werden, nachdem der Zug sich wieder vereinigt und der Führer ihn wieder in die Hand bekommen hat.

Diese Vorschrift sichert die Ordnung, die Disziplin und die planmäßige Leitung des Gefechtes; sie ist von fundamentaler Bedeutung und verdient im höchsten Grade gebilligt zu werden.

Mag der Zug in Linie oder in Kolonne formiert sein, das Bilden einer Schützenlinie muß nach jeder Seite hin schnell, mit größter Ordnung und Stille erfolgen, und zwar aus der Linie auf die rechte Flügelkolonne des zweiten Halbzugs, aus der Gruppenkolonne auf die vorderste Gruppe oder auf irgendeine andre, vorher bezeichnete Gruppe. Die Gruppenführer bilden das Gerippe der Schützenlinie, und ihre Leute folgen ihnen mit einem Abstand von zehn Schritt.

Dieser Entwicklungsmechanismus ist sehr praktisch, insofern er den Gruppenführern die Leitung ihrer Einheit sichert, sobald von der geschlossenen Ordnung in die geöffnete Ordnung übergegangen wird.

Das Reglement gibt zahlreiche Vorschriften über die Bewegungen, die der in Schützenlinien aufgelöste Zug, sei es im ganzen oder in einzelnen Teilen, auszuführen hat, und es scheint uns in diesem Punkt etwas zu verschwenderisch mit Kommandos zu sein. Doch ist diese Kritik ganz relativ, weil in der deutschen Armee das Streben vorherrscht, eine genaue Ordnung, selbst in der Gefechtslinie, zu gewährleisten.

Der in Schützenlinien aufgelöste Zug feuert stets nur in Stellung, wobei in der Regel das Feuer als Schützenfeuer abgegeben wird, ausnahmsweise auch als Salvenfeuer. Die Verwendung von zwei Visieren ist erlaubt.

Das Feuer beginnt nur auf das Kommando des Führers; wenn es sich aber darum handelt, es zu unterbrechen, so rufen alle Gruppenführer und, wenn das Kommando auf diesem Wege nicht durchdringt, selbst alle Mannschaften: „Stopfen!"

Während des Feuers werden die Befehle des Zugführers durch Weitersagen von Gruppenführer zu Gruppenführer und, wenn dies nicht ausreicht, von Mann zu Mann übermittelt. Die Gruppenführer haben die Aufnahme des Befehls durch Heben der Hand zu bestätigen.

Sicheres Schätzen der Entfernungen ist von höchster Wichtigkeit für eine gute Feuerleitung; deshalb hat jeder Zugführer zwei geschickte Schätzer bei sich.

Der Augenblick, in dem das Feuer zu eröffnen ist, hängt von der Gefechtslage ab. Man soll sich dem Feinde soweit wie möglich nähern, ohne zu feuern; ist dann aber das Feuer einmal begonnen, so soll es so wirkungsvoll wie möglich sein.

Das Reglement von 1906 betont die fortgesetzte Beobachtung der Feuerwirkung mit Hilfe des Fernglases, das bisweilen die Schützenlinie entlang weitergegeben wird.

Die hier aufgezählten Vorschriften über das Schützenfeuer sind sehr richtig und zweckmäßig und beweisen den ausgeprägten praktischen Sinn der Verfasser des Reglements.

Die Vorschriften über das Zusammenschließen und Sammeln des in Schützenlinien aufgelösten Zuges bieten nichts besonders in die Augen Fallendes.

*

Die **Ausbildung der Kompagnie** in der geöffneten Ordnung ist nur noch ein Spiel, wenn jeder der drei Züge, aus denen sie sich zusammensetzt, gut gedrillt ist.

Alles hängt dann von dem Hauptmann ab, der die Verwendung und das Zusammenwirken seiner Züge nach der Gefechtslage regelt.

Wenn zwei Züge Schützenlinien bilden müssen, wird der eine von ihnen bezeichnet, der als Anschlußzug zu dienen hat.

Entwickelt sich die ganze Kompagnie in Schützenlinien, so schwärmt sie, wenn sie in Linie oder in Kompagniekolonne steht, auf den mittleren Zug; wenn sie in Zug- oder Gruppenkolonne steht, so schwärmt der vordere Zug sofort, die rückwärtigen Züge ziehen sich rechts oder links hinaus und schwärmen von den inneren Flügeln aus.

Die Kompagnie kann auch nur nach einer Seite mit Hilfe eines besonderen Kommandos entwickelt werden.

Die Rolle der Unterstützung bei einer Kompagnie in geöffneter Ordnung wird durch das Reglement von 1906 mit großer Sorgfalt präzisiert, während das französische Reglement von 1904 sie nur skizziert.

Im Prinzip sammelt sich die Kompagnie in geöffneter Ordnung auf Befehl ihres Führers in Zugkolonne, sei es zum Antreten oder im Marsch, indem jeder Zugführer seine Truppe in Linie formiert und dann auf dem kürzesten Wege auf den Hauptmann zuführt.

Das Prinzip, nach dem die Kompagnie sich in Zugkolonne sammelt, zeigt deutlich, daß die Verfasser des Reglements von 1906 diese Formation als die beste hinsichtlich des Zusammenhangs ansehen.

*

Die Ausbildung des Bataillons hat die Bewegungen und Formationen zum Gegenstand, welche die vier von ihren jeweiligen Führern in Bewegung gesetzten Kompagnien ausführen können, um den Intentionen des Bataillonskommandeurs zu entsprechen, die durch Befehle, ausnahmsweise durch mündlich gegebene Kommandos, zum Ausdruck gebracht werden.

Das Bataillon hat zwei Grundstellungen: 1. die Tiefkolonne, bei der die Kompagnien in Zugkolonne oder in Kompagniekolonne hintereinander aufgestellt werden; 2. die Breitkolonne, die aus den in Zugkolonnen oder in Kompagniekolonnen nebeneinander aufgestellten Kompagnien besteht.

Die aus vier hintereinander folgenden Kompagniekolonnen gebildete Tiefkolonne ist die gebräuchlichste Formation für den Marsch außerhalb der Seh- und Schußweite des Feindes.

Alle Bewegungen des geschlossenen und des auseinander gezogenen Bataillons erfolgen ohne Tritt. Doch ist der Tritt aufzunehmen, sobald dies auf dem Gefechtsfelde zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Mannszucht geboten ist. Gleicher Tritt ist dabei nur innerhalb der Kompagnien zu fordern.

Das Reglement von 1906 gibt genaue Vorschriften über das Auseinanderziehen der Kompagnien im Bataillon für den Fall, daß eine derartige Maßnahme notwendig wird; dies wird aber stets der Fall sein bei einem auf einem Flügel aufgestellten Bataillon.

*

Die Ausbildung des Regiments und der Brigade ist zu eng mit der Taktik verknüpft, als daß das Reglement von 1906 diesem Gegenstand lange Ausführungen hätte widmen können.

Bei den Formationen des Regiments und der Brigade werden die Bataillone gewöhnlich in Tiefkolonne aufgestellt. Für die Bewegungen der beiden Verbände wird nach Bedarf ein Anschlußbataillon bezeichnet.

Das Regiment und die Brigade können auseinander gezogen werden; in diesem Falle werden jedem Bataillon meist gesonderte Marschrichtungspunkte angewiesen.

(Schluß folgt)

Zur Geschichte und Aesthetik der modernen Musik

Eine biographische Studie über Constanz Berneker

Von

Konrad Burdach,

Mitglied der K. Preuß. Akademie der Wissenschaften (Berlin)

I.

Am 2. Juni brachte der dritte Tag des großen Jubiläummusikfestes der Stadt Mannheim die erfolgreiche Aufführung eines Werkes, das den stolzen Titel „Krönungskantate“ führt. Es heißt so, weil es geschaffen wurde zum zweihundertjährigen Jubiläum des preußischen Königtums, das 1901 in der alten Krönungsstadt Königsberg gefeiert werden sollte. Aber ein Jahr später erst erklang die Kantate zum erstenmal: auf dem litauischen Musikfest in Gumbinnen und dann im folgenden Jahr in Tilsit und bald hernach zum drittenmal in Königsberg bei dem sechzigjährigen Stiftungsfest der dortigen Musikalischen Akademie.

Wie kam dieses Werk, anscheinend eine Gelegenheitsschöpfung nordisch-preußischer Sonderart, in das rheinische Fest? Nicht ein in die Weite leuchtender Name, nicht die Macht der Persönlichkeit des Komponisten oder sein und seiner guten Freunde Bemühen, auch nicht etwaige Einflüsse einer bestimmten musikalischen Koterie haben das bewirkt. Allein der innere künstlerische Wert der Komposition hatte die maßgebenden Leiter jener Festkonzerte zu ihrer Wahl bestimmt. Und sie haben dem kunstsinnigen Mannheim aufs neue den durch das frühere Eintreten für Hermann Götz und für Hugo Wolf erworbenen Ruhm gesichert, einem unbeachteten bedeutenden musikalischen Können den Weg in die Oeffentlichkeit gebahnt zu haben.

Der Schöpfer dieser Tondichtung, Constanz Berneker, ruht seit Jahr und Tag auf dem Friedhof vor den Toren Königsbergs. Und als er schied (9. Juni 1906), waren kaum einige seiner zahlreichen Kompositionen, trotzdem sie an seinem Wohnsitz und in andern Orten Ostpreußens seit mehr als dreißig Jahren immer wieder mit wachsender Wirkung aufgeführt worden waren, im Druck erschienen oder außerhalb seiner Heimatprovinz zu Gehör gebracht.[1] Noch heute

---

[1] „Christi Himmelfahrt“ (komponiert 1887) wurde 1889 in Brünn, 1891 in Haarlingen (Holland), außerdem, wenn ich nicht irre, in Ludwigshafen aufgeführt; die bedeuten-

wissen überhaupt erst wenige außerhalb seiner Heimat von diesem Meister und seiner Kunst. Zwei deutsche Sänger nur, Ludwig Wüllner und Felix Senius, haben Lieder von ihm in verschiedenen Städten Deutschlands, Hollands und Rußlands mit großem Erfolge vorgetragen: jener seit 1905 einen grandiosen Zyklus „Weltuntergangserwartung" (Berlin, Ries & Erler) dramatischen Charakters, dieser schon früher enthusiastische farbenprächtige „Tannhäuserlieder" (Bayreuth, Carl Gießel) und andre ältere ungedruckte Gesänge.

Als ein Stiller ist Constanz Berneker durchs Leben gegangen, wirkend in engem Bezirk. Aus Niedrigkeit und Armut hat er sich mit zähester Energie emporgerungen, ohne daß einflußreiche Lehrer, Gönner und Freunde oder eine mächtige Clique ihn je gehoben hätten. Und unbeirrt von der Sucht nach Ruhm, Ehre und Gewinn, die so manchen modernen Künstler verlockt, hat er seiner Göttin die Treue gehalten wie ein Held. Ihm war es genug, den empfindenden Seelen eines Kreises verstehender Freunde, die an ihm hingen mit treuer Liebe und Ergebenheit, durch seine Töne die dunkeln Tiefen des Daseins aufzuschließen und zu erhellen.

Diese Krönungskantate, eine seiner letzten größeren Schöpfungen, die ihn auf der Höhe seiner Kunst zeigt und auf dem eigentlichen Felde seiner Begabung, der Chormusik, — in Wahrheit ist sie kein Gelegenheitsprodukt. Die Schicksale und Gefühle spricht sie aus, die ein großes Volk zwei Jahrhunderte hindurch mit seinem Herrscherhaus zusammenkitten. Das ist an sich ein Thema von allgemeinem Interesse, von paradigmatischer Bedeutung. Wer könnte leugnen, daß in diesem nationalen Erlebnis von sechs Menschenaltern sich eine geschichtliche Vorsehung offenbare? Wie man auch von der Mission Preußens denke, der Wucht ihres Eindrucks wird sich ein rein Empfindender nicht entziehen, und gerechtes Urteil muß anerkennen, daß sie an den entscheidenden Stellen im Bunde gewesen ist mit dem guten Geist der deutschen Nation und viele unsrer edelsten Kräfte zur Entfaltung gebracht hat. Aber eine Musik, die solche Empfindung, gesteigert zu religiösem Dank und Jubel, ausdrücken und so ausdrücken will, daß auch ein durch Abstammung und Anschauungsweise fernstehendes Publikum und auch kühlere Herzen davon ergriffen werden, denen Preußen wenig oder nichts bedeutet, darf nicht eine politisch gefärbte Dichtung benutzen. Mit Recht hält sich daher der von Arnold Wellmer nach Worten der Bibel und kirchlicher Lieder geschickt zusammengestellte Text frei von allen bestimmten historischen Tatsachen und Namen, von allem Preußentum, erhebt sich vielmehr in die Sphäre des Typischen, rein Menschlichen.

Im ersten Teil dieses religiösen Musikdramas (der „Berufung") gesellen huldigenden und betenden Chören des Volks sich nur die Stimme eines göttlichen Herolds und das Dankgebet des Königs. Der zweite Teil („Kampf und Sieg") läßt nach einem trauernden Orchestervorspiel in einer ergreifenden wundervollen

---

dere und größere Kirchenkantate „Christus, der ist mein Leben" nur einmal in Breslau. In Ostpreußen beide Werke sehr oft. Sie sind im Verlag von Breitkopf & Härtel erschienen.

Altarie der Königin das Bild der Dulderin Luise nur für den Wissenden wie durch einen Schleier sehen und in den bekannten Worten ihres königlichen Gemahls: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott" leise die Stimmung der Freiheitskriege anklingen, in der Volk und König sich wie eine Familie zusammenfanden. So sprechen denn Chöre des Volks und ein Zwiegesang des Königspaars das gemeinsame Gefühl des Vertrauens auf den rettenden Gott sich steigernd aus. Ein erneuter Ruf des göttlichen Herolds kündet den Sieg, und breit aushallend, unterbrochen von einem lieblichen Quartett dankender Stimmen, schließt ein Triumphgesang zur Ehre Gottes.

Auf den einfachsten Worten, dem festgeprägten Ausdruck des Alten Testaments und des evangelischen Chorals, baut sich diese Musik auf: menschliche Urgefühle elementarer Art spricht sie aus. Wenn der machtvolle Chor ertönt: „Wir sind in Gottes Hut, Streiten mit Gut und Blut für unsres Volkes Ehre", so mußte ihm, wie früher in der deutschen Ostmark, auch in der blühenden Stadt an „Deutschlands Strome" warmer Widerhall deutscher Herzen antworten. Aber erst als in dem mächtig sich steigernden Finale der Chor erbrauste: „Man singet mit Freuden vom Sieg", und immer wieder das jubelnde „Vom Sieg" fortreißend hervorbrach, als dann die Flut sich noch einmal abstillte und das — prachtvoll gesungene — Soloquartett „Kommt, laßt uns anbeten und knien" alle Gefühle frommen Danks in süßem Wohllaut voll austönen ließ und die Menge im weiten Saal trotz innerer und äußerer Unruhe und Abspannung des überreichen Festes diesem verklärten Engelsgesang mit verhaltenem Atem — jeder Anwesende mußte es spüren — ergriffen lauschte, als schließlich die darauf einsetzende gewaltige Fuge „Lasset uns frohlocken und jauchzen dem Gott unseres Heils" noch vor dem wirklichen Ende, das erst ein immer noch die Wirkung steigernder Unisono-Schlußchoral bringt, spontan einen vorzeitigen, naiv begeisterten Beifall auslöste, erst da enthüllte sich ganz, warum diese Kantate aus dem preußischen Norden so trefflich hineinpaßte in das Fest, das süddeutscher Bürgersinn und süddeutsche Opferwilligkeit bereitet hat, um die großen Errungenschaften der drei Jahrhunderte ihrer Geschichte zu feiern: der Geschichte einer Stadt, in der sich der aufstrebende und emporsteigende Geist der modernen deutschen Kultur so siegreich und so prächtig zeigt wie kaum in einer zweiten. Ja, in dieser Kantate singt in großen künstlerischen Formen, in edelstem Stil tiefer religiöser Dankbarkeit und Hoffnung das, was alle deutschen Herzen bindet von Nord und Süd, aus allen Parteien: der Glaube an die Lebens- und Siegeskraft der deutschen Nation, die Entschlossenheit, jeder Gefahr geeint entgegenzutreten, das Vertrauen und die Treue zu den angestammten Führern und Helfern, wie einst im Krieg der Befreiung, so auch in jedem künftigen Kampf für unsre nationale Freiheit, und vor allem die aufquellende jauchzende Freude an der Herrlichkeit und Größe des Besitzes, den jahrhundertelange Arbeit der Bürger mit tausend Opfern erwarb, des köstlichen Besitzes, den wir lieben und festhalten und pflegen trotz allen Gegensätzen, die uns noch trennen, und allen Mängeln, die wir beklagen.

In dem biblisch-choralmäßigen Text, in den alten musikalischen Formen der

oratorisch behandelten Kirchenkantate Bachs gibt diese Kantate doch völlig moderne Musik mit der reicheren, farbigeren Tonsprache, die befruchtet ist durch Richard Wagner.

In der selbständigen, aus der eignen Natur und dem persönlichen Empfinden heraus fortgebildeten Verwendung aller Ausdrucksmittel der modernen, sogenannten neudeutschen Musik, deren größter schöpferischer Vertreter eben Wagner ist, hat von Anfang an Berneckers Schaffen sein Ziel gesucht: zu einer Zeit schon, da die heutigen Nachfolger Wagners, die Bruckner, Hugo Wolf, Richard Strauß, Max Reger, noch nicht hervorgetreten waren oder doch mindestens ebenso wie Peter Cornelius noch keine Wirkung ausgeübt hatten und nur Liszt ihm Vorgänger war. Und Berneckers frühgereiftes Talent hat sich ganz allein aus eigner Kraft in scharfem Widerspruch zu den Grundsätzen seiner Lehrer und seiner musikalischen Umgebung seinen Weg erkämpft, auf dem es dann nach dreißig Jahren bei der Krönungskantate anlangte. In ihrer Innerlichkeit, ihrer Zartheit und Größe, ihrer reichen vollendeten Kunst und in der Fülle ihrer Klangschönheit zeigt sie den fertigen Meister. Es war ein steiler, dorniger Weg bis auf diese Höhe, aber verschönt durch Blumen der Liebe und am Ende auch durch sonnige Ausblicke in helle Täler wachsender Erfolge und künftigen Siegs.

II.

Geboren am 31. Oktober 1844 zu Darkehmen in Ostpreußen, gleich Bruckner und Reger der Sohn eines schlichten Lehrers, hat Constanz Bernecker die ersten Jahre in Memel, wohin sein Vater versetzt wurde, und dann wieder, als jener dorthin zurückkehrte, in seiner Geburtsstadt verlebt. Als er zwölf Jahre alt war, kam der Vater an die höhere Töchterschule nach Gumbinnen: fortan konnte der anfangs nur vom Vater, dann in der Darkehmer Stadtschule Unterrichtete das Gymnasium besuchen. Aber mochte er auch im deutschen Unterricht sich auszeichnen, in der Geschichte Tüchtiges leisten, für viele Mitschüler die deutschen Aufsätze machen, im ganzen bot ihm der damalige dortige Gymnasialbetrieb mit seinem grammatischen und mathematischen Drill mehr Qual als Gewinn. Denn früh hatte sich, alle andern Interessen verdrängend, übermächtig sein musikalisches Talent geregt. Der Kleine, der in den ersten Schreijahren nur durch Musik zu beruhigen gewesen war, vom Mädchen vor die Schulstubentür während der Gesangsstunde getragen werden mußte und dann verklärt mit den Aermchen taktierte, hatte sich seit dem fünften Jahre auf dem Klavier heimisch gemacht, mit sieben Jahren in der Kirche Orgel gespielt, während der Vater das Pedal trat. Nur die Elemente der Musik konnte ihm der Vater beibringen, alles weitere mußte er aus sich selbst schöpfen. Elfjährig spielte er in einem größeren Konzert mehrere Stücke und begleitete — im russischen Kittel — eine Dame zum Klavier. Er war ein furchtsames, zartes, kränkliches Kind, galt früh allgemein als etwas Besonderes, Seltsames und „wurde sehr von allen geliebt“. Gern ging er in die Kirche, predigte zu Hause das Gehörte nach und schrieb auch eine Zeit lang für jeden Geburtstag seines Vaters eine Predigt auf. Aber bald trat an deren

Stelle als regelmäßige Geburtstagsgabe eine Sonate. Mit dreizehn Jahren begann er in der Kirche beim Gottesdienst die Orgel zu spielen, erst vertretungsweise für den Organisten, dann auch selbständig während der Hauptgottesdienste; immer absolut zuverlässig und sicher. Schon damals erregten seine freien Phantasien auf Klavier und Orgel allgemeine Bewunderung. Er gründete ein Schülerquartett mit streng geregelten Uebungen: Kahnfahrten mit Gesang, Tanzstunden mit schwärmerischen Liebschaften, Ständchen (eines davon auf einem Zaun), Kompositionen von Singspielen, zärtliche Freundschaften zu mehreren Mitschülern mit all ihren Tollheiten, Leiden und Freuden füllten dieses enge, jedoch innerlich reiche Jugendleben aus. Aber wenn die lärmenden Genossen den Sonntagabend in lustiger Geselligkeit auskosteten, blieb Constanz stets zu Hause und phantasierte stundenlang auf dem Klavier, ganz allein im Dunkeln. Kindern und Erwachsenen, namentlich seinen Mitschülern gab er Klavierstunde, veranstaltete Konzerte, und als Dank für eine von ihm geleitete Schüleraufführung erhielt der Tertianer ein großes Notenwerk: es war „Das wohltemperierte Klavier" von Joh. Seb. Bach. Der war ihm früh nahe getreten und blieb fortan sein Schutzgeist. Noch mehr aber wuchs ihm Beethoven ans Herz: als Sechzehnjähriger spielte er alle seine Klaviersonaten bis auf die fünf letzten auswendig. In Gumbinnen und den umliegenden ostpreußischen Städten wurde er allmählich eine Sehenswürdigkeit. Die Honoratioren zogen ihn in ihre Gesellschaften und staunten über den bleichen jungen Menschen, der, ohne je planmäßigen Unterricht genossen zu haben, wie ein Virtuos spielte und die Hörer unwiderstehlich in seinen Bann zog, dessen Phantasieren zumal, nach übereinstimmenden Berichten, zauberhaft gewirkt haben muß.

Aus dieser Zeit sind wundervolle Briefe Bernekers erhalten: genial schwärmende und sprudelnde Bekenntnisse einer jungen, eingezwängten Seele, die, in grenzenloser Liebessehnsucht schwelgend, am Kultus der Freundschaft sich berauschend, hinausstrebte in die Freiheit, aufwärts zu hohen künstlerischen Zielen. Mitten drin erscheinen dann aber auch reizende satirische Genrebilder aus den Gesellschaften der Herren Landräte und Majore, wo das junge Wundertier begafft und beküßt wurde.

Darkehmen, den 21. Juli 1864.[1])

Mein guter Heinrich!

Donnerstag haben wir heute, u. ich bin noch nicht bei Dir. Mir ist nicht wohl, jetzt nicht. Was machst Du? Warum stehe ich so allein? Wo ist sie? Warum sehe ich sie nicht. Heinrich! ich hätte nicht mit Dir jetzt sprechen soll(en), mir fehlt viel, vor allem:

---

[1]) Die ersten beiden Briefe hat Berneker auf einer Konzertreise, in Darkehmen, an den in Gumbinnen weilenden Freund Heinrich Matzat (über ihn vgl. den Text S. 237) gerichtet, die beiden letzten sind nach der Rückkehr in Gumbinnen an den Freund zur Ergänzung des täglichen persönlichen Verkehrs geschrieben. Alle sind sie hier unter Verbesserung weniger sinnwidriger Verschreibungen ganz treu in Orthographie und Interpunktion wiedergegeben. — Die geliebte Betty hieß Betty Hamilton. Sie war bei einer Berneker bekannten Gumbinner Familie zum Besuch oder in Stellung, ein sehr hübsches Mädchen, dessen melodisches Lachen ihren jungen Anbeter besonders entzückte.

Ruhe. Aber ich sehe, so kann ich nicht weiter schreiben, Du verstehst ja nichts von Alle dem. Ich bin hier gut aufgenommen, die Leute sind mir gut, die Darkehmer; sind gar nicht so wie früher. Wir haben viel Gesellschaft, ich habe gestern unmenschlich viel gespielt, ich bin fürchterlich müde. Gestern war Orgelconcert. Die Leute waren zufrieden, ich erwartete mehr, die Orgel war zu schlecht, ich konnte nichts Vernünftiges spielen, nur einen Moment, einen, mein Heinrich, vergeß ich nicht. Der brachte mich meiner Betty so nahe, Heinrich, ich glaubte sie neben mir zu sehen, ich war glücklich, der Moment war schon vorüber, der Ton verhallt und die Beifallsreden brachten mich zu mir. Meine Betty? sagte ich? glaub's nicht, guter Junge, es war ein Gedanke, sie ist ja nicht mein, nein, nein, die Betty ist zu gut, zu schön für mich, die Betty gehört nicht mir. Heinrich, die Leute sagen: ich sähe blasser aus, als da ich kam, ich müsse mehr essen. Ist nicht wahr, was sie sagen, nicht wahr? wir wissen es besser. Heinrich, wenn ich jetzt bei Dir wäre. Die Betty war nicht in Gumbinnen? nein? Du sagtest beim Abschied, sie würde kommen, aber du wußtest es nicht, nicht wahr? Sie kam doch nicht, oder doch? — Heinrich, einziger Heinrich, wenn sie nach Gumb. kommt, dann schreibe, schreib per express oder was weiß ich, nur gleich gleich, dann laufe ich von hier nach Gumbinnen, ich muß sie noch sehen, darf sie doch sehen, nicht wahr? Heinrich, Du sagst ja, es ist ja ganz unschuldig, nur sehen Heinrich, hörst Du, sehen. Heinrich, wenn ich doch bei Dir wäre, sie wollen mich noch lange behalten, sie sprachen von 14 Tagen, was weiß ich, Heinrich, so lange kann ich nicht bleiben, nicht wahr? Ich spielte heute die Charlotten-Polka neben anderen meiner Tänze und denk Dir meinen Jubel, Heinrich, die Charlotten Polka war einstimmig die schönste, sie mußte es sein, denn sie allein spielte ich mit Aufmerksamkeit. Heinrich, Du liest doch allein, Dir darf ich Alles sagen, ich muß Dir Alles sagen, ich kann nicht mehr. Sie wollten sie Alle haben, die Charlotten-Polka, aber ich sagte nur einige Worte, Heinrich, ich weiß sie nicht mehr, aber sie müssen so bestimmt und, Bester, Liebster, sie sind so überzeugend gewesen, daß niemand sie verlangte. Heinrich, Du wirfst vielleicht schon den Wisch fort, der nächste Brief soll besser sein, schreibe doch auch! ja! ich weiß ja nicht was? aber schreibe doch, vielleicht weißt Du. Heinrich nur noch eins. Sag mal, die Leute sagen der liebe Gott. Sag, ist es so oder meinen sie auch nicht der liebe Gott, sondern, wie ich mir denke: der Liebe Gott. Vielleicht meinen sie den u. meinst Du den auch, dann weißt Du, wer mir jene Worte sagte, ich meine die bei der Charlotten Polka. Morgen bekomme ich meine Orgelsonaten von Hause, ich werde weiter komponieren. Heinrich, ich möchte das Lied componieren, aber ich habe Angst, Heinrich, ich kann nicht. Wenn Du für mich Text findest zum 4stimmigen Gesang zum Ständchen Du weißt ja, dann schicke, ich brauche Arbeit und — habe alle Hände voll zu thun. Heinrich, ich muß in Gesellschaft, jetzt gleich, morgen wieder, Sonntag wieder, sieh, die Leute wissen ja nicht, wies mir geht. Ich möchte wieder lustig werden. Es wäre vielleicht nöthig. Leb wohl, schreibe Deinem traurigen

Constanz.

Schreibe morgen.

*

[Darkehmen, Ende Juli 1864.]

Goldner Heinrich!

Dank, Dank, Dank, tausend Dank für Deinen Brief. Ich wußte, Du wirst schreiben. Heute um 10 Uhr war ich auf der Post u. holte mir den Brief von meinem lieben Heinrich. Glaub mir, ich habe auf den Brief gewartet und da ich ihn bekam, ihn immer wieder u. wieder gelesen. Heinrich! dieser Brief, der mich, ich möchte sagen gesund machen wird (er hat sein Werk schon begonnen), dieser Brief hat uns für ewig vereinigt — Du weißt — gut! — Hättest Du nicht einen Fehler gemacht, guter Heinrich, dann sagte ich noch tausendmal schön Dank. Du bist neugierig. Heinrich! Du sprichst von Talent, von großer künstlerischer Laufbahn, ich bitte Dich, thue das nie wieder. Tadle mich so oft und viel ich es verdiene, ich will Dir dankbar sein, nur lobe mich nicht. Nichts ist mir schädlicher als Lob

und glänzende Vorspiegelung. So viel Characterfestigkeit traue ich mir denn doch nicht zu, daß ich nicht bei zu vielem Lob mir einbilden würde, ich könne schon was, ich sei schon was. Heinrich, wenn ich erst dahin gekommen bin, dann Heinrich, dann weine über mich, dann ist es mit meiner Carrière zu Ende. Ich glaube, wenn ich noch lange hierbleibe, werde ich verrückt. Die Leute machen so, als ob ich ein Wundertier wäre. Sie kommen mir kläglich vor, Du, denn die wissen noch nichts von guter Musik. .... Guter Heinrich, nun komme ich schon wenig mehr zur Besinnung, denke, von Montag an täglich in Gesellschaft. Darkehmens Noblesse rebbelt[1]) sich auf, den „jungen Klavier- u. Orgelspieler" zu hören. Du, sie reden blos immer „Zucker u. Syrup", weiter nichts. Na, ich habs herzlich satt, heute noch bei Landrath, morgen bei einem reichen Mühlenbesitzer, Montag Vormittag wieder Orgelconcerte, Nachmittag Gesellschaft bei uns. Abends hoffentlich — bei meinem Heinrich. Genau weiß ich noch nicht, ob ich hier loskomme, hoffe es aber fest. Sie wollten in nächster Woche noch mir zu Ehren eine Spazierfahrt machen, z. B. nach Beynuhnen, Darkehmer Kallnen[2]) u. s. w., ich werde mich aber dankend empfelen. Heinrich, wenn Du hier wärst, Du würdest Dich entweder schief lachen oder bucklig ärgern, ich weiß nicht, was ich thun soll. Ueberall, wo ich hinkomme, geht die alte Leier los. Ich muß erzählen daß ich von 4 Jahren spiele, keinen Unterricht gehabt habe, componiere resp. vorspiele u. s. w. Du, ich kanns schon vom Schnürchen hersagen, ganz so wie die Redner an den Jahrmarktsbuden. Nicht wahr, das weckt den Geist! Und was die guten Leute alles für geistreiche Einfälle über Musik haben... Heinrich! Du hast mich Deines Vertrauens gewürdigt! Hier gelob ich es Dir u. dort bei Dir will ich Dir darauf die Hand geben, es soll meine heiligste Pflicht sein, mich ewig dieses Vertrauens würdig zu zeigen. Ich kann Dir nichts anvertrauen, als was Du weißt, ach! vielleicht wird mir die Stunde schlagen, da ich auch glücklich sein werde. — Heinrich Du bist glücklich, ach und ich möchte es auch so gerne sein, möchte Dir auch so gerne sagen können: Sie liebt mich, möchte Dir auch erzählen können von schönen Minuten, wie Du sie, wenn auch selten, so doch genießest, aber sie ist ferne, die mein Engel ist, nur als unnahbares Traumbild schwebt sie vor meinem Blick, sehnend breite ich meine Arme aus, will die schöne Gestalt umfangen und — da entschwebt sie, langsam sinken die Arme niederwärts und ich bin allein, aus dem Auge drängt sich eine Thräne, sachte schleicht sie zur Erde und schwindet im Sande — spurlos. — Ich habe Deinen Brief noch einmal durchgelesen, ich werds noch oft thun, oft thun müssen, er hat mich wieder erheitert. Heinrich, wenn ich Dich nicht hätte, ich glaube, ich lebte nicht mehr. Sag mal, ob es wohl wahr sein mag, was die Leute sagen: Kommst mir aus den Augen, kommst mir aus dem Sinn, ich möchte wirklich gerne wissen ...... Wenn ich doch wüßte, den wievielsten wir heute haben; den 23ten Aug.[3]) wohl noch nicht, wir leben, glaub ich, noch nicht im August, es ist noch lange hin bis zum 23t August. Die Tage vergehen so langsam. Bis jetzt habe ich erst 2 schöne Momente hier gehabt. Vom ersten habe ich Dir geschrieben, beim Orgelconcert. Den 2ten hatte ich nach Beendigung Deines Briefes. Ich ging in Gesellschaft. Aufgeregt wie ich war, sollte ich spielen. Ich konnte nichts andres spielen, als freie Phantasie. Heinrich, sie waren alle still die feingeputzten Leute, mäuschenstill, immer stand der schöne Engel vor mir. Ich suchte ihn zuerst durch rauschendes Spiel zu locken, er kam nicht, ich wurde immer unruhiger, da wurden die Finger langsam. Leise leise glitten sie über die Tasten, man hörte eine einfache Melodie, auch Du kennst sie, ich lernte sie von Dir, Ob ich Dich liebe frage die Sterne, sangen die Töne, Heinrich, u. da nahte sich der schöne Engel, berührte leise, leise meine Hand mit der Seinen, hörst Du, mit der Seinen, und führte sie von Taste zu Taste, alles war still, ich phantasierte. Immer klang das Lied von der Liebe durch, endlich brach es

[1]) „Rebbelt sich auf", ostpreußischer Idiotismus = löst sich auf (vor Eifer und Interesse).

[2]) Kallnen bei Darkehmen; es gibt auch ein Kallnen bei Gumbinnen.

[3]) Die Bedeutung des Datums ist nicht mehr festzustellen.

sich ganz Bahn und glitt einfach, kindlich bittend, schwärmend über die Saiten, die Phantasie war zu Ende, ich ruhte aus. Alles war stille, lange, lange. Endlich erhob man sich, der alte Major küßte mich, ich blickte auf und: Mein Gott, wie ist Ihnen, rief man, sie sehen so bleich aus. Man eilte, mir Wasser zu reichen, ich erholte mich, warme Händedrücke dankten mir, sogar Mädchenhände, für das Spiel, Heinrich, da war mir wohl, da sah ich, die Leute hatten's verstanden, ich spielte an dem Tage nicht mehr. Das der 2te schöne, schönste Moment. — Ich werde so sehr im Schreiben unterbrochen, nach einigen Stunden schreibe ich dieses. Noch einmal habe ich Deinen Brief gelesen. Heinrich, Du bist ein göttlicher Mensch, aber ich kann doch noch nicht ganz heiter werden, wenn ich nur erst bei Dir wäre. Ich muß schon bald in Gesellschaft. Gerne hätte ich noch lange, lange mich mit Dir erzählt, aber es geht nicht, die Leute warten. Was macht der Grallert? Heinrich, es wird mir so schwer zu schließen, aber ich muß, muß. Wenn wir doch nur erst den 23ten August hätten. Er trifft einen Dienstag, ich habe es schon lange ausgerechnet. Leb wohl, bald, bald, bald bei Dir. Heinrich, wenn ich noch bleiben muß, schreibe gleich, es wird mir wohl thun, wie mir schon heute Dein Brief wohl thut. Wenn ich doch zu Montag einen Brief von Dir hätte, vor dem Conzert. Heinrich wenns geht schreibe, aber mache nicht frei. Ich bin um 10 auf der Post, um 10½ ist Koncert. Leb wohl, ich möchte noch so gerne schreiben, ach, ich hätte noch so viel zu sagen, sie kommen mich schon wieder rufen, die Unbarmherzigen. Adieu. Dein

Constanz.

*

Gumbinnen, Freitag Abends [Aug. 1864.]

Liebster Heinrich!

Was ist der Mensch und was vermag er! Gestern Abend und heute Tag über war ich so fest in meinem Entschluß (von dem ich Dir heut sagte) und jetzt, da Alles schläft, da überfällt mich ein so unnennbares Weh, daß mir so ist, als ertrage ich es unmöglich. Der Verstand, die Ueberlegung wollen gar nicht mehr die Sehnsucht überragen, von der riesigen Anstrengung sind sie erschlafft, und der abgespannte Geist weiß nur noch einen Gedanken, einen, einen, o Gott Heinrich es ist so schön, ich kann ja nicht dafür, daß es so unaussprechlich schön ist. Wenn ich Dich jetzt bei mir hätte, mein Heinrich, Du würdest mir nichts sagen und mir würde doch wohl sein.

Sonnabend Morgens.

Es ist wieder Alles vorbei. Ich bin fest. Vom 1. September tritt sie ein. Notwendig ist es nicht, daß sie über Gumbinnen fährt, da sie bis jetzt nicht gekommen, kommt sie vielleicht nicht oder nur auf einige Minuten, sie hat ihre Garderobe hier. Das erfuhr ich gestern bei Grundt. Komme ich heute zu Dir? Ich bitte zu „morgen, Sonntag“ Nachmittag 1½ Uhr Singen anzusagen, wenn es Dir nicht zu viel Umstände macht. Aber ich bitte dann, daß Alle kommen, wenn sie nicht wollen, dann nicht. Heute wird nicht gesungen. Sag nur, ich würde neue Lieder bringen. — Denke, noch über ein Jahr hier bleiben. Aber es kann sich in so langer Zeit noch viel ändern, nicht wahr?

Dein

Constanz.

*

Sonntag Abend. [Gumbinnen Aug. 1864.]

Liebster Heinrich!

Du verlangtest, ich solle Dir schreiben. Was soll ich schreiben? Ich habe sie den ganzen Tag nicht gesehen. Wohl 10 Mal bin ich an ihrem Hause vorbeigegangen. Sie ist zu Hause gewesen. Sie begegnete meiner Schwester u. sagte ihr einige Worte, die ich mir, so unbedeutend sie waren, öfter wiederholen ließ. Abends war ich bei Grundt. Sie war 2 Minuten dagewesen, dann aber gleich wieder gegangen. Sie will morgen Nachmittag bei Grundt sein. Ich will sehn, sie zu sprechen.

Vollständige Erschlaffung hat sich meiner bemächtigt, ich glaube an keine Möglichkeit mehr. Heinrich, sie wird wieder fahren und mein unglückliches Herz wird es nicht ertragen wollen, können. Was hielt sie ab, heute bei Grundt's zu sein? Sie zog es vor, allein spazieren zu gehen: Stunden lang lag ich im Fenster und glaubte jeden Augenblick, sie zu sehen. Heinrich, ich fange an zu merken, daß ich noch lange das ärgste nicht gelitten habe. Es wird mehr kommen und mein Gott, ich werde es nicht aushalten. Bleibe Du doch mein Heinrich, verlaß mich nicht, ich bedarf Deiner ja so unendlich. Mögte mir doch der große Gott einigen Schlaf geben, er thut mir so unendlich noth. Schlaf wohl mein Heinrich, bete für Deinen Constanz, Du schläfst so ruhig und Gott weiß es, ich mißgönne es Dir nicht, aber, — o Gott, ich darf ja nicht undankbar sein. Schlaf wohl.

Montag.

Ich hätte gerne noch einigs geschrieben, habe aber keine Zeit.

Constanz.

*

In diesen Briefen des Zwanzigjährigen, die auch rein literarisch betrachtet wertvoll sind und merkwürdig echt und wahr Töne Klopstocks und Werthers anschlagen, enthüllt sich das ganze Sein dieser weichen Künstlerseele, ja mehr, der Kern seiner angeborenen Natur, den Schicksal, Erleben und Erlernen später nicht mehr ändern, nur verschleiern können: diese kindliche Wehrlosigkeit des jäh erregten, überströmenden Gefühls. Das war und blieb die Quelle seines musikalischen Schaffens.

Die Gefahr, in solch provinziellen Zirkeln von sehr begrenzter Kunsterfahrung durch Verhätschelung verdorben zu werden, überwand der junge Künstler, der sich inmitten aller Anhimmelung seiner Unfertigkeit so bewußt blieb und über sein Können mit solch rührender Bescheidenheit urteilte, in fester Entschlossenheit: er ging Ostern 1865 nach Berlin zum ernsthaften Studium der Musik. Bei der Abfahrt gab ihm am Bahnhof eine vielköpfige Schar von Freunden und Bewunderern das Geleit, und die Liedertafel der Stadt schickte den Ertrag eines Konzerts dem hoffnungsvollen jungen Mitbürger nach Berlin.

III.

Das Studium des völlig Unbemittelten, den der Vater zu unterhalten sich außerstande sah, es war ein großes Wagnis. Unter Entbehrungen aller Art galt es jetzt, „in dem großen, wüsten, schönen Berlin“ rastlos zu lernen und sich mit Hilfe eines kümmerlichen Stipendiums und mütterlicher Proviantsendungen durch Stundengeben durchzuschlagen, während heimische Ferienaufenthalte, die Glücklichere für die Erholung nutzen konnten, mit Konzerten in Gumbinnen und den Nachbarorten ausgefüllt werden mußten. Mit dem treuen Schulkameraden und Stubengenossen Heinrich Matzat (später ein namhafter Forscher auf dem Gebiet der alten Geschichte, Geographie und Chronologie, gegenwärtig Direktor der landwirtschaftlichen Schule in Weilburg) teilte er Leid und Freud der Armut und der enthusiastisch strebenden Jugend.

Im königlichen Institut für Kirchenmusik und nach einem Jahr auch in der Musikabteilung (Meisterschule) der Akademie der Künste fand Berneker seine Ausbildung. Seine Lehrer repräsentierten einen musikalischen Standpunkt, den man

heute antediluvianisch nennen möchte. Aber es waren gediegene Kenner der strengen Formen der alten Musik. Löschhorn, ein Meister des Klavierspiels; der alte Aug. Wilh. Bach, Zelters Nachfolger in der Direktion des Instituts für Kirchenmusik und schon Mendelssohns Lehrer im Orgelspiel, ein gelehrter Kontrapunktiker, als Komponist freilich von erschreckender Oede; Grell, gleichfalls noch ein Schüler Zelters, hervorragend als Komponist vielstimmiger Vokalmusik; Taubert, ein fruchtbarer Vertreter der besseren Kapellmeistermusik, dessen Kinderlieder nicht unverdienten Ruhm gefunden haben. Berneker hat von diesen Männern gelernt, was er lernen konnte, und mit wiederholten Prämien belohnte die Akademie der Künste seine damals gelieferten ersten Kompositionsversuche: so „machten" seine „Variationen für Orchester" im Akademiekonzert (3. August 1867) „großen Effekt"; eine andre Arbeit war ein Konzertsatz für zwei Klaviere und Streichorchester.

In jenen Berliner Sturmjahren muß Bernekers Erregbarkeit und allseitige Produktivität fast beängstigend gewesen sein. Tag und Nacht die gleiche unerschöpfliche Lebendigkeit und Beweglichkeit in Arbeit und Spiel, in Ernst und Scherz. Zuweilen improvisierte er stundenlang, indem er beliebig gewählte Texte aus dem Kopfe in Musik setzte, sie mit größter Leidenschaft und Sicherheit heruntersang und dazu eine reiche Begleitung erfindend spielte, so Stücke aus einem philosophischen Buch, aus der Bibel, z. B. aus der Apokalypse, fast das ganze Hohe Lied, das er später ernsthaft komponiert hat. „Noch jetzt, nach nahezu vierzig Jahren, liegt es mir im Ohr wie Posaunenschall," versichert sein damaliger Zuhörer Matzat. Und stundenlang, bis in den Morgen, konnte er bei den abendlichen Vereinigungen mit Zorn und Begeisterung debattieren, sei es für Wagners Kunst, den fast alle seine Berliner Kollegen im Musikstudium bekämpften, oder über soziale und politische Fragen, zum Entsetzen der von dem Höllenlärm dieser durchdringenden Tenorstimme um jeden Schlaf gebrachten Mietsleute.

Aber der Kampf um die Existenz ward schwer und schwerer. Die beiden Stubengenossen waren gewiß nicht verwöhnt, nahmen ihren Mittagstisch bei der Wirtin für drei Silbergroschen (in der Restauration hatte er fünf Silbergroschen gekostet), und wenn die „Madam" nicht mehr das Essen liefern wollte, mußten eigne Kochkünste aus einer kleinen Messerspitze des (damals noch neuen) Liebigschen Fleischextrakts und eingebrocktem altem Brot, das „Con" verschmäht hatte, viermal wöchentlich „eine vorzügliche Suppe" schaffen, während zweimal wöchentlich saure Milch erschien und ein heimatlicher Dauerschinken die feste Grundlage bildete. Manchmal erlahmte freilich dabei Phantasie und gute Laune des jungen Komponisten; dann erheiterte ihn aber sogleich des bedächtigeren Freundes tröstender Sirachspruch: „Viele haben sich zu Tode gefressen, wer aber mäßig isset, der lebet desto länger," oder, wenn die allgemeine Geldnot aufs höchste gestiegen war, erbot er sich wohl, das Amt des Dienstmädels zu versehen, um deren schwindelndes Monatseinkommen von 15 Silbergroschen für Stiefel- und Kleiderreinigung von dem Freunde einzuziehen. Schon im November 1866

wollte angesichts dieser Sachlage der Vater in sehr begründeter Sorge den Sohn nach Hause zurücknehmen. Zwei erfolgreiche und einträgliche Konzerte in Gumbinnen während der Weihnachtsferien — man war natürlich, wie immer, vierter Klasse in unheizbarem Wagen auf siebenundzwanzigstündiger Fahrt dorthin gekommen — wandten das vorzeitige Ende der Berliner Studien noch ab. Aber diese Gefahr wiederholte sich und immer wieder mußten, wenn die erwarteten Stunden ausblieben, aufreibende Konzertreisen nach der Heimat rettend eingreifen.

Allmählich tat Berneker die ersten Schritte, im öffentlichen Musikleben der werdenden Kaiserstadt sich eine Stellung zu gründen. Er ward Dirigent der „Neuen Akademie für Männergesang“ und übernahm zeitweilig auch die Leitung der Konzerte der Berliner vereinigten Chöre des Märkischen Sängerbundes. Während er, das wohlbekannte deutsche Musikerelend auskostend, nach Stunden jagte, die nicht immer angemessen und pünktlich vergütet wurden, auch zuweilen „die verheißenen Gratifikationen“ seitens der geleiteten Vereine nicht gezahlt werden konnten, schuf er wie im Spiel eine Fülle von Liedern, Soloquartetten und Motetten, Klavier- und Orchesterstücken: in der Zeit von 1868 bis 1870 sind es mindestens dreißig, zum Teil größere, Kompositionen, von denen er das meiste achtlos fortgab, so daß viel davon jetzt verschollen ist. Und doch gelang ihm damals schon Eigenartiges von bleibender Bedeutung: das seltsam schöne Nachtlied („Einstens im dunkeln Walde“), eine stimmungsvolle Dichtung seines Freundes Bernhard Bienko, von klopstockisch feierlicher Anmut, entstand 1869; es ist soeben in einem gehaltvollen Liederheft (Verlag Ries & Erler, Berlin) erschienen, ein Repertoirstück von Felix Senius. Das Lied wirkt heute noch völlig modern durch Melodie, Deklamation und Harmonik wie durch die selbständige Behandlung des Klavierparts, als wäre es eines Neuesten Werk. Allerdings kann der wiederholte Nonenakkord in der Begleitung zur Illustration des Nachtigallenschlags für uns nicht mehr den Reiz der Neuheit haben. Aber von ewiger Frische ist das musikalische Ethos dieses bezaubernden Sanges, worin schon der ganze Berneker lebendig ist: die zarte Ueberschwenglichkeit, die Liebesfülle trunkener, unverdorbener Jugend. Ein Quartett aus derselben Zeit — Kinkels „Geistlich Abendlied“ („Es ist so still geworden“) — wurde von den Sängern seines Vereins trotz der großen Schwierigkeit „dieser noch nie gehörten Tonfolgen“ mit Freude und Begeisterung gesungen, schien aber den Hörern unerträglich, „aus lauter falschen Tönen zusammengesetzt“. So ist dann auch später oft genug, selbst von musikverständigen Leuten, über seine Kompositionen geurteilt worden, die in Wahrheit Bewunderung verdienen ob ihrer Klangschönheit und Gefühlswahrheit völlig eigner Art und im Grunde trotz aller Kühnheit in der Harmonik immer natürlich und ungekünstelt bleiben.

Bald sollte er auch den geliebtesten Meister von Angesicht sehen: es war am 30. April 1871 in dem Konzert, das der Verein der Berliner Musiker vor geladenen Gästen dem Dichterkomponisten gab. Im Orchester unter den Musikern sitzend hörte Berneker des Gefeierten bewegte Dankesrede für die Vorträge seiner

Kompositionen und erlebte aus nächster Nähe die wunderbare, feuersprühende Macht des Genius, als Wagner selbst den Taktstock ergriff und die Faust-Ouvertüre noch einmal dirigierte. Berneker hat diese Augenblicke später oft als unvergeßliche und als einen Born der Ermutigung für sein gesamtes künstlerisches Streben bezeichnet. Bis an sein Lebensende bewahrte er Wagner als seinem Meister, als dem Erneuerer der deutschen Musik unbegrenzte Verehrung und Treue. Der Musiker und Dramatiker, der Künstler Wagner stand ihm dabei im Vordergrund. Der philosophische Teil seiner Schriften und Lehren blieb ihm ferner. Aber trotz seiner tiefen Ergebenheit und glühenden Liebe und obgleich er die Bayreuther Festspiele 1876 und 1882 besuchte, hat er nie den ernsthaften Versuch gewagt, dem Meister persönlich nahezukommen. Davon hielt ihn seine scheue Bescheidenheit und die Ehrfurcht vor dem großen Werk zurück, das, wie er meinte, Wagner verbieten mußte, sich um kleinere Kunstgenossen zu kümmern. Und so hat Wagner von diesem kindlich zu ihm aufblickenden, grundgetreuen Anhänger und Schüler niemals eine Ahnung gehabt.

Unter dem unmittelbaren persönlichen Eindruck jener ersten Berührung mit dem großen Erben Bachs und Beethovens, dem kühnen Kolumbus eines neuen Wunderreichs der Musik, entstand Bernekers erste größere Chorkomposition: Schillers Siegesfest für Männerchor, Soli und Orchester. Fragmente daraus führte er bei einer Feier gelegentlich der Enthüllung des Begasschen Schillerdenkmals in der Tonhalle auf (November 1871): nach Reden des Abgeordneten Dr. Loewe-Kalbe sowie des Sozialpolitikers Dr. Max Hirsch und einem Gedicht von Max Träger war der „pompöse“ Vortrag dieser Gesänge vor Schillers lorbeerumkränzter Büste auf der Bühne „der Glanzpunkt des Abends“. Die Aufführung des Ganzen durch die „Neue Akademie für Männergesang“ in Arnims Hotel Unter den Linden (29. April 1872), fand starken Beifall, war aber unzulänglich. Der Chor war den Schwierigkeiten nicht gewachsen, die Soli, namentlich der Tenor, „ließen viel zu wünschen übrig“. Vor allem aber, an Stelle des Orchesters hatte sich der Komponist der Kosten wegen mit Klavierbegleitung und einem gratis spielenden Kornett-Quartett (!) begnügen müssen. So ertönte nach dem Konzert Bernekers ergreifende briefliche Klage: „Die Schwierigkeiten, mit denen so ein armer Schlucker zu kämpfen hat, werden ja gar nicht beachtet.“ Und leider konnte er diese Klage fast sein ganzes weiteres Leben hindurch wiederholen.

Dieses Siegesfest ist bis heute ungedruckt, später aber oft in Königsberg aufgeführt worden (auch in einer Bearbeitung für gemischten Chor), mit ausreichenden Chormitteln und zulänglichem Orchester, zuletzt am 10. März 1906 zum Besten des ostpreußischen Schillerdenkmals. Es verdient noch heute vollste Beachtung und ist ein Werk von Schwung und Größe, edler Melodik und prachtvoller dramatischer Steigerung. Kein höherstehender Männergesangverein sollte sich diese Schillers herrlicher Dichtung völlig würdige Komposition entgehen lassen. Zum erstenmal tritt hier Bernekers Chorstil eigenartig hervor: die einzelnen Sätze gehen in kunstvollen Uebergängen ohne Abschluß ineinander über.

Es überwiegen ganz freie Formen, sowohl in den Chorstücken wie in den deklamatorischen, aber äußerst wohlklingenden Soli, und die Begleitung des Orchesters ist reich, vielfach nach Wagnerischem Prinzip ganz selbständig polyphon. Ein streng durchgeführter Kanon („Böses muß mit Bösem enden") und eine große Fuge zeigten, daß der Schüler Wagners auch die alten Formen verstand und nicht unterschätzte.

Das Siegesfest brachte zwar keinen vollen künstlerischen Sieg. Wann hätte ein junger Neuerer ohne mächtige Gönnerschaft und Reklame jemals in Berlin einen solchen errungen? Und nun gar dieser Abtrünnige, der die Lehren der ehrwürdigen Aldermänner des akademischen Stils so ruchlos in den Wind geschlagen hatte! Aber das Siegesfest hatte doch die Aufmerksamkeit der Musikwelt erregt. Ja, es wurde im Grunde auch für seinen Schöpfer ein wirkliches Siegesfest. Der große Königsberger Chorverein („Neuer Gesangverein", später „Singakademie" genannt) berief Berneker zu seinem Dirigenten. So war endlich ein fester Boden gewonnen. Es war die höchste Zeit. Denn die sensitive und zarte Natur Bernekers, die schon oft durch Kopfschmerzen, Mattigkeit und Schlaflosigkeit heimgesucht worden war, hätte die Entbehrungen und Kämpfe des Berliner Musikerlebens nicht lange mehr ausgehalten. (Schluß folgt)

Römische Streifzüge

Von

Ernst Steinmann

Schon seit Wochen hatte mich der allverehrte Präfekt der Vatikanischen Bibliothek zu einer Nachmittagswanderung in die Gärten des Vatikans gebeten, und immer hatte sich irgendein Hindernis störend zwischen uns und die Verabredung gedrängt. Nun begrüßte endlich nach langen kalten Regentagen ein wolkenlos blauer Frühlingshimmel die willkommene Gelegenheit. Wir trafen uns, wie verabredet, in der Galleria Lapidaria, durch deren hohe Fenster die fernen schneebedeckten Berge hereinleuchteten. Der Weg in die Gärten führte durch die hohen stillen Bibliotheksäle, deren festverwahrte Türen auch dem schlüsselklirrenden Machtgebot des Eingeweihten nur widerwillig zu gehorchen schienen. Kein Wunder, denn erst vor kurzem wurden die Schlösser erneuert. Ein harmloser Gelehrter und geistlicher Herr gab dazu die Veranlassung. Er hatte sich in der Bibliothek so über seinen Büchern vergessen, daß er nicht bemerkte, wie er selbst vergessen wurde. Aber keineswegs gesonnen, in den eiskalten Räumen fastend und wachend noch einen halben Tag und vielleicht eine ganze Nacht zu verbringen, richtete der Mann der Wissenschaft seinen Scharfsinn auf die Konstruktion eines der Türschlösser. Und siehe da, es gelang seinem Bemühen, die Tür zu erbrechen und in einen Vorraum zu schlüpfen, in

dem seine Hilferufe gehört wurden. Im Vatikan aber zog man aus diesem Vorfall die richtige Folgerung, daß die Bibliothek nicht genügend gesichert sei. Die Schlösser wurden erneuert, und die Beaufsichtigung der Bibliothekräume wurde auch auf die nichtöffentlichen Stunden ausgedehnt.

In der Tat bergen ja diese Mauern nicht nur die herrlichste Bibliothek der Welt, sondern auch zugleich ein glänzendes Museum, und die unermeßlichen Werte, die hier nicht nur in den hohen Bücherschränken aufgespeichert sind, sondern auch in langen Reihen von Glasvitrinen gezeigt werden, mehren sich mit jedem Jahre. Noch vor kurzem vergönnte es mir ein glücklicher Zufall, wenigstens einen flüchtigen Blick auf den Schatz von Sancta Sanctorum werfen zu können, der mit besonderen Vorsichtsmaßregeln vom Lateran in die vatikanische Bibliothek überführt wurde. Die vielgestaltigen silbernen Reliquienschreine, die prachtvollen uralten Stoffe, die kleinen, ikonographisch unschätzbaren Tafelbilder, die das Dunkel des Grabes jahrhundertelang behütet hat, werden jetzt noch hinter Schloß und Riegel verwahrt. Ein deutscher und ein französischer Gelehrter teilen sich in den Ruhm, diesen einzigartigen Schatz gehoben zu haben, den man schon im nächsten Winter aller Welt zu zeigen hofft.

Die hohe Rampe an dem breiten Kiesweg, der zum sogenannten „boschetto“ hinaufführt, war vor einigen Wochen an einem frühen Wintermorgen abgestürzt, und noch sahen wir lange Reihen von Orangen- und Zitronenbäumen von Schutt begraben in der Tiefe liegen. Papst Pius soll sich sofort dieser Gelegenheit bemächtigt haben, den ärztlich vorgeschriebenen Spaziergang in den Gärten aufzugeben. Wer gewohnt gewesen ist, am Lido seine Erholung zu suchen und das Auge täglich am wechselnden Spiel der Wellen und an den wunderbaren Gluten venezianischer Sonnenuntergänge zu erfrischen, der mag die ruhig-melancholische Schönheit eines römischen Villengartens auf die Dauer als einzigen Naturgenuß unerträglich finden. Seit Wochen war der Papst den Gärten ferngeblieben, und selbst jene hoch gelegene Sommervilla Leos XIII., zu der wir zwischen hohen Lorbeerhecken langsam hinanstiegen, hat er den beiden Hütern der vatikanischen Sternwarte abgetreten. Ein Holländer und ein Amerikaner haben sich in den päpstlichen Gemächern eingerichtet und schon jetzt ihrer Wissenschaft einen Teil jener heiteren Poesie geopfert, die einst den Weinberg Leos XIII. umwob. Zwar sind sie unschuldig daran, daß sich das gotische Tempelchen der Madonna von Lourdes wie ein Spielzeug in die breite Lücke der Leoninischen Mauer eingeschoben hat. Aber nur ein Amerikaner konnte den Plan ersinnen, über diesen Tempel hinweg die Bresche zwischen den efeuumsponnenen tausendjährigen Mauern mit einer eisernen Brücke zu überspannen. Auf diese Weise allerdings wird auf der Höhe der Mauer selbst ein höchst bequemer Verbindungsgang von der alten Sternwarte zur neuen hergestellt werden, auf welcher der Amerikaner soeben einen riesigen Apparat aufstellen läßt. Aber der Genius loci hätte kaum empfindlicher beleidigt werden können. Nur lernt man in Rom die Dinge dieser Welt gleichmütiger betrachten als anderswo. Wenn einmal ein Papst kommen wird mit stärkeren Schönheits-

bedürfnissen als Pius X., wenn einmal die Villa Leos XIII. ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben sein wird, dann wird auch das Gespenst dieser eisernen Brücke auf den ehrwürdigsten Mauern im Umkreis des Vatikans den freien Blick nicht länger beunruhigen. Denn von dem flachen Dach der Villa, die sich an die Leoninische Mauer anlehnt, genießt man das ganze unbeschreiblich schöne Panorama der sieben Hügel. Ja, der Blick auf St. Peter ist hier besonders eigenartig. Da das Langhaus fast verschwindet, so meint man hier oben Bramantes gewaltigen Plan in greifbarer Vision zu schauen. Schön und still scheint die Kuppel, wie sie ihr Meister gedacht, über einem griechischen Kreuz emporzuschweben.

Luft, Licht und Sonne finden von allen Seiten Zugang zum neuen Sommerpalast der Päpste, der auch im Herbst fieberfreien Aufenthalt gewährt. Wie ist es nur möglich gewesen, daß Pius IV. sich im sechzehnten Jahrhundert an einer Stelle angesiedelt hat, die fast den niedrigsten Punkt des vatikanischen Terrains bezeichnet? Wie das Appartamento Borgia, das doch alle Päpste der Renaissance bewohnt haben, niemals einen Sonnenstrahl empfängt, so liegt auch die Villa Pia, die Piero Ligorio im Jahre 1561 vollendet hat, nach allen Seiten völlig eingeschlossen da. Hohe Pinien überschatten dieses heute völlig preisgegebene Märchenschloß. Im zierlich gepflasterten Hof sind die Springbrunnen seit lange versiegt, aber in den regungslosen Wasserflächen der großen marmornen Bassins spiegelt sich der tiefblaue Himmel. Millionen schädlicher Fliegen und Mücken haben hier im Sommer ihre Brutstätten, und rings in diesen tiefen Gründen herrscht dann tödliche Fieberluft. In früheren Jahren sah ich im April Gehänge dunkelroter Rosen Säulen und Mauern umwinden, jetzt hatten sich eben die Hecken und der Rasen mit frischem Grün geschmückt.

Die träumerische Stille der Villa Pia wurde vor wenigen Monaten durch einen Raubzug gestört, dessen häßliche Spuren wir noch überall entdeckten. Die antiken Statuen in den offenen Säulenhallen waren sämtlich der Köpfe beraubt, und selbst aus Piero Ligorios reizendem Springbrunnen hatten ruchlose Hände die zierlichen Säulen ausgebrochen. Nur ein wertvolles Stück Opus Alexandrinum mit der Inschrift eines römischen Marmorarius sahen wir noch unversehrt im Fußboden liegen. Vielleicht hatte man nicht Zeit gefunden, es loszulösen, vielleicht hatte der beschwerliche Transport die Räuber geschreckt.

Ist auch der Verlust kein nennenswerter — denn natürlich läßt man auch im Vatikan Antiken von irgendwelcher Bedeutung nicht mehr unbewacht im Freien stehen —, so wurde doch die bald erhärtete Tatsache, daß Bewohner des Vatikans den Diebstahl begangen, als äußerst peinlich empfunden. Denn nirgends in der Welt werden so ungeheure Kunstschätze bewahrt wie hier, nirgends in der Welt braucht man treuere Hüter. Dabei ist kein fürstlicher Palast der Erde der Allgemeinheit so zugänglich wie der Vatikan. Ein alljährlich höher anschwellender Strom von Fremden überflutet jedes Frühjahr die Sixtina, die Stanzen, die vatikanischen Skulpturensammlungen und das Appartamento Borgia, gewiß nicht zum Frommen der unschätzbaren Freskomalereien an den Wänden,

die nach jeder Saison von einem dichten Staubschleier bedeckt erscheinen. Aber auch an ständigen Bewohnern dürfte kein Palast so vollbesetzt sein wie der ungeheure Häuserkomplex bei St. Peter. Nicht nur die geistlichen Würdenträger und der Hofstaat wohnen im Vatikan, auch fast das ganze Heer niederer Beamten ist hier untergebracht, und ihre Angehörigen haben das Recht, zu jeder Stunde durch das Portone di Bronzo aus und ein zu gehen. Was Wunder, daß es den wachthabenden Schweizern fast unmöglich ist, Berechtigte und Unberechtigte zu unterscheiden, daß im Vatikan mancherlei Dinge vorgefallen sind, die man lieber vermieden hätte. Pius X. hat denn auch mit dem klaren praktischen Sinn, der ihm eigentümlich, bald nach seinem Regierungsantritt die Notwendigkeit erkannt, die Sicherheit des Vatikans durch Einschränkung seiner Bewohnerzahl zu erhöhen. Maßnahmen im einzelnen allerdings würden wenig gefruchtet haben, und so entschloß sich der Papst zum Bau jenes riesigen Beamtenpalastes, der sich schon jetzt neben der Belvederegalerie Bramantes einige Meter über dem Erdboden erhebt. In weniger als zwei Jahren dürfte dieser neue Kosmos im Labyrinth des Vatikans vollendet sein. Dann werden Scharen von Beamten ihre oft von Generationen behaupteten Wohnungen verlassen, und in der Raumverteilung des Vatikans werden bemerkenswerte Schiebungen vor sich gehen. Auch die Wissenschaft kann dabei gewinnen, und gerade der Präfekt der Vaticana, der seit Jahren ein monumentales Werk über die Topographie des Vatikans vorbereitet, wird die Gelegenheit zu nutzen wissen, in Schlupfwinkel einzudringen, die sich selbst ihm bis dahin nicht erschlossen haben.

Ja, es gibt noch mancherlei verborgene Schätze im Vatikan, die sich nicht nur der Neugierde des Reisenden, sondern auch dem Wissensdrang des Forschers spröde verschlossen haben. Eben dort oben im dritten Stock des Damasuspalastes, wo im Appartamento von Monsignore della Chiesa das unzugängliche Badezimmer des Kardinals Bibbiena zu suchen ist — das übrigens dem, der es zu finden verstand, eine bittere Enttäuschung bereitet —, eben dort oben hat Maestro Perosi vor kurzem die Gemächer bezogen, die der vielgenannte Don Marsarenti jahrzehntelang bewohnt hatte. Mag man auch dem berühmten würdigen Kapellmeister der päpstlichen Kapelle den unbeschreiblichen Blick von Herzen gönnen, den er hier oben von luftiger Höhe über den Petersplatz hinweg auf die Albanerberge genießt, so wird man doch wünschen, daß ihm bei der neuen Verteilung vatikanischen Bodens in niedrigerem Stockwerk ein bequemeres Plätzchen zufallen möge. Als man nämlich hier oben im vorigen Jahr die verwohnten Räume wieder herrichtete und einige Wände durchbrach, sah man sich auf einmal in eine zierliche Loggia versetzt, deren Arkadenbögen roh vermauert waren. Am Gewölbe und an den Wänden aber fand man die zierlichsten Grotesken im schönsten Stile des Giovanni da Udine gemalt, und einen halben Meter unter dem neuen entdeckte man den alten Fußboden, ein Beispiel wohlerhaltener Majolikafußböden, wie der Vatikan kein zweites mehr besitzt. Es tauchte damals der Plan auf, hier oben das Archiv der Sixtinischen Kapelle unterzubringen, aber die päpstliche Kasse und die Köpfe der Architekten sind zurzeit von andern

Dingen so stark in Anspruch genommen, daß man die so glücklich begonnenen Arbeiten im dritten Stock der Loggien bis auf weiteres wieder eingestellt hat.

Denn wie bekannt, hat Pius X. bald nach seinem Regierungsantritt ja auch die Anlage einer neuen Gemäldegalerie ins Auge gefaßt. Was die Meisterwerke Raffaels, Peruginos, Tizians und so vieler andrer oben in der Glut der jetzigen Dachkammerpinakothek in heißen Sommermonaten gelitten haben, werden wir erst sehen, wenn alle diese Bilder in einer neuen Galerie in besserem Licht und unter günstigeren Verhältnissen aufgestellt sind. Aber schon jetzt darf man dem Papste dankbar sein, daß er den Vorstellungen sachverständiger Männer sein Ohr geöffnet hat und allen äußeren Schwierigkeiten zum Trotz die Herrichtung einer neuen Pinakothek befahl. Dabei muß es weiter mit besonderer Freude begrüßt werden, daß man jetzt endlich die Gemälde der Bibliothek und des Lateranischen Museums mit der neuen Pinakothek vereinigen wird. Hätten nur die Umstände eine glücklichere Wahl in der Oertlichkeit selbst ermöglicht!

Wir hatten von der Villa Pia zu der Vatikanischen Pinakothek der Zukunft keinen allzuweiten Weg. Unmittelbar neben dem Archiv, im Erdgeschoß des von Pius IV. angelegten Flügels des Belvederehofes, da, wo man einst die Prachtkaleschen der Päpste bewunderte, sollen die unschätzbaren Kunstwerke vereinigt werden, die noch heute im Vatikan und Lateran zerstreut sind. Schade, daß die neuen Räume für die Anlage einer Gemäldegalerie weit weniger geeignet sind, wie sie sonst in mancher Hinsicht bequem und sicher sein mögen! Die Auswahl unter den großen „Appartamenti“ im Vatikan war keine leichte. Zu allem übrigen mußte der Präfekt des Apostolischen Palastes auch bestrebt sein, den Strom der Fremdlinge und Pilger, der mit dem Appartamento Borgia bereits vom Zentrum des Vatikans Besitz ergriffen hat, wieder auf die Peripherie abzulenken. Aber die Fremden werden sicherlich wenig erfreut sein, in Zukunft auch den Weg zur Pinakothek wie zur Skulpturengalerie um die Peterskirche herum nehmen zu müssen und mit den vielgewandten römischen Kutschern für dies Unternehmen eine neue Taxe zu vereinbaren.

Wir fanden in den neuen Galeriesälen die Handwerker in voller Tätigkeit, die Stuckdecken herzurichten, und ich bewunderte die Geschicklichkeit, mit der diese Leute die Formen füllten und leerten und die schnell getrockneten Stücke an den Decken zusammenfügten. Auch einige Wappenschilder Pius' X. waren schon fertiggestellt, nicht mehr in Marmor ausgeführt wie die Wappen der Renaissancepäpste, aber doch auch in Stuck mit jenem Sinn für das maßvoll Schöne gearbeitet, den man noch heute überraschend oft bei dem italienischen Handwerker findet.

Leider erscheint die bauliche Anlage dieses Belvedereflügels für eine Pinakothek nicht eben sehr geeignet. Waren doch diese Räume auch ursprünglich für ganz andre Zwecke gedacht. Eine lange Flucht ungewöhnlich hoher, von einem Tonnengewölbe überspannter Gemächer wird durch einen einzigen gerade durchlaufenden seitlichen Eingang verbunden. Links oben durch hohe Bogenfenster fällt aus dem Belvederehof das Licht herein. Die Wandflächen darunter sind

dunkel. Die Wandflächen gegenüber werden durch Mauernischen gegliedert, rechts und links werden sie durch die Türöffnungen zerrissen. Wie würden die „Transfiguration" und die „Madonna di Foligno", der „Sixtus IV." des Melozzo da Forli und Peruginos „Madonna" aus Perugias Priorenpalast in einem ruhigen milden Oberlicht gewirkt haben! Welche Mühe wird es kosten, diese Perlen aller Kunst in Räumen, die niemals für Gemälde bestimmt waren, einigermaßen gut und geschmackvoll unterzubringen! Man sieht, eine allseitig befriedigende Lösung der großen Aufgabe ist kaum zu erwarten, nachdem man sich — gestehen wir es offen ein — in der Wahl der Oertlichkeit vergriffen hat. Aber heute kann noch niemand sagen, wie die fertigen Räume, in denen jetzt sogar noch der Fußboden fehlt, in ihren Verhältnissen wirken werden und wie sich vor allem das Problem der Beleuchtung der Bilder lösen wird. Der neue Präfekt des Apostolischen Palastes, auf den auch ein Teil der Funktionen des Maggiordomo übergegangen ist, verbindet mit schneller Entschlußfähigkeit Liebe zur Kunst und vornehmen Geschmack. Er hat den Durchbau der Pinakothek einem vielerprobten Architekten deutschen Namens übertragen, und er arbeitet schon seit Monaten an dem Plan einer möglichst zeitgemäßen Inneneinrichtung der Räume. Man wird nicht nur für stilgemäße Rahmen Sorge tragen, man wird vielleicht auch die Rumpelkammern des Vatikans auf ihren Inhalt an alten Möbeln, Teppichen und Tapeten untersuchen. Seitdem die Wiederherstellung des dem Publikum erst vor kurzem wieder neuerschlossenen Appartamento Borgia so glänzend gelungen ist, darf man den Restaurationsarbeiten, die der Vatikan unternimmt, überhaupt ziemlich ruhig zusehen. Namen wie Francesco Ehrle und Ludovico Seitz bieten ungewöhnliche Garantien. Es gibt überdies der Arbeit des Menschen eine besondere Weihe und einen besonderen Ernst, wenn er fühlt, daß sie angesichts der ganzen Welt geschieht.

Wir verließen die Pinakothek und schritten quer durch den menschenleeren grasbewachsenen Belvederehof, in dem das Wasser der Riesenfontäne Pauls V. ruhevoll plätscherte. Vorüber an dem mächtig emporstrebenden Beamtenpalast Pius' X. gelangten wir dann, das Gebiet des Vatikans verlassend, an die alte, längst verschüttete Heerstraße, auf der einst die Pilger ihren Weg vom Monte Mario herab nach Rom nahmen. Hier suchten wir hinter der Kirche Sant' Anna, angelehnt an die vatikanische Mauer, das verwahrloste Kirchlein San Pellegrino auf, das heute kein Fremder mehr besucht. Einst brachten hier fromme Pilger, nach mühevoller Fahrt vor den Toren Roms angelangt, ihre Dankgebete dar. Dann diente San Pellegrino der Schweizergarde als Begräbnisstätte, der auch jetzt die schöne Aufgabe zugefallen ist, das denkwürdige Kirchlein wiederherzustellen.

Unter den Kolonnaden von St. Peter nahm ich Abschied von meinem gütigen Führer, der wie kein andrer mit den tausendjährigen Erinnerungen des Vatikans vertraut ist und wie kein andrer zum Hüter unermeßlicher Kulturschätze berufen erscheint. Aber ich hatte kaum den Obelisken hinter mir, als es mir schwer auf die Seele fiel, in fast drei Monaten die Sixtina nur ein ein-

ziges Mal ganz flüchtig besucht zu haben. Immer hatte mich in den Morgenstunden, die ich sonst im Vatikan verbracht, der Anblick der Fremden zurückgeschreckt, die sich stets in endlosen Scharen die Scala Regia hinanbewegten. Nirgends aber hatte ich von jeher das Gedränge der Menschen unerträglicher gefunden als gerade in der Kapelle Sixtus' IV., wo die Betrachtung der Deckengemälde Michelangelos ohnehin durch die weite Entfernung nicht wenig erschwert wird. Oben vom Uhrturm St. Peters schlug es eben fünf; so lohnte es sich noch immer an dem sonnenhellen Tage, oben in der stillen Kapelle ein halbes Stündchen Zwiesprache zu halten mit den Geistern der Vergangenheit. Mit fragendem Blick trat mir oben am Portone di Bronzo der wachthabende Schweizer entgegen, aber auf einen Wink seines Vorgesetzten trat er sofort zurück. Die Bahn war frei, und wie so oft in alten Tagen schritt ich langsam Berninis sich nach oben verjüngenden Wunderbau der Scala Regia hinan. Dort, wo sich die Wege trennten nach der Scala Regia und den Stanzen, klingelte ich an der Wohnung des Kustoden, wechselte mit dem Oeffnenden einige Worte und stand dann in wenigen Augenblicken an der Seitentür der Kapelle, die weit geöffnet war.

Alles war totenstill in dem weiten Raum, nur draußen krächzten die Krähen wie sonst um das verwitterte Gemäuer. Schon begann es unten leicht zu dämmern, aber oben drang ein heller Lichtstrom schräg durch die Fenster und traf „Das Jüngste Gericht", das stets in den Nachmittagsstunden die beste Beleuchtung empfängt, wenn niemand die Kapelle betreten darf. Aber auch um die Deckengemälde wob sich noch ein milder Glanz goldenen Abendlichtes, und tiefaufatmend grüßte ich die vertrauten Bilder der Propheten und Sibyllen, die verschwiegenen Zeugen unvergeßlicher Erinnerungen. Aber ach, je länger wir diese heroischen Gestalten kennen, desto weiter drängen sie uns von sich zurück, desto schmerzlicher lassen sie uns fühlen, wie groß sie sind und wie klein der Mensch ist, dessen flüchtiger Schatten tief unter ihnen vorüberzieht. Immer noch saß die steinalte Persica da, die nimmermüde Leserin, fröstelnd in den weiten grünen Mantel gehüllt, mißmutig abgekehrt von allem, was die Erde trägt. Und die Libica, die ewig junge, schaute noch immer mit dem stillen Lächeln hernieder, rätselhaft wie eine Sphinx, strahlend schön wie das Abendrot, das ihr volles Haar vergoldete. Und Jeremias beugte noch immer das ergraute Haupt unter der Last unstillbarer Schmerzen, noch immer mit dem gewaltsamen Griff in den mächtigen Bart den Abgrund des Jammers in seiner Brust verschließend. Ich wünschte mir in jungen Jahren oft, ihm die Hand auf die Schultern legen zu können, mit einem Trosteswort den Bann seiner versteinerten Ruhe zu zerbrechen. Heute habe ich Ehrfurcht gelernt vor diesen Gestalten. Ich glaube, daß es keine Brücke gibt, die aus unsrer Welt des Seins in diese Welt des Scheins hinüberführt, und diese heroischen Gestalten, die aus der Ewigkeit für die Ewigkeit geschaffen scheinen, wollten denen, die vorübergehen, eins vor allem lehren: das Unbegreifliche in Andacht zu verehren.

Ob es wohl ein Heiligtum der Kunst auf Erden gibt, durch das sich die

Generationen jahrhundertelang in so endlosen Scharen hindurchgedrängt haben wie durch die Sixtina, einen Ort, den die Menschen so durch ihr Geschwätz entweiht und so durch ihre Andacht geheiligt haben wie diese Kapelle? Wollte man versuchen, die Erinnerungen zu sammeln, die Künstler und Schriftsteller in vier Jahrhunderten hier über ihre Eindrücke niedergeschrieben haben, man würde ein Buch damit füllen können. Quanta gente! Quanti ragionamenti! Aber auch wie viele Stunden der Einsamkeit und der gesammelten Betrachtung haben Menschen hier verbracht, werden Menschen hier verbringen, wie viele Stunden qualvollen Ringens mit dem Titanen der Sixtina, über die keine Feder berichtet!

Als ich in dieser stillen Nachmittagsstunde oben auf der Galerie stand, die einst auch Goethe auf demselben Wege betreten haben muß, als mich die Delphica wieder mit ihren großen Seheraugen anblickte, da wurde auf einmal in mir die Erinnerung lebendig an einen heiteren Aprilmorgen, der es vielleicht verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. Giacomo Boni, der feinsinnige Archäolog und damals mein Kollege in der Sixtinakommission, hatte mich gelegentlich einer Ausgrabung auf dem Forum Romanum mit Anatole France bekannt gemacht. Die Besteigung des großen Gerüstes, das damals in der Sixtina zwecks Reinigung und Festigung der Fresken Michelangelos aufgeschlagen war, schien dem berühmten „Unsterblichen" der Französischen Akademie ein besonderes Anliegen zu sein, und es war uns ein leichtes, diesen Wunsch zu erfüllen. Als vierter fand sich aber am festgesetzten Tage auch Bernard Shaw in der Kapelle ein, und mit ihm vertraten Boni, Anatole France und ich vier Nationen oben auf den schwankenden Brettern des Gerüstes. Das mühevolle Emporklimmen auf den steilen Leitern, das scheinbar nicht Ungefährliche der Situation hoch über dem gähnenden Abgrund dämpfte anfangs die Genußfähigkeit. Anatole France fand sich am schnellsten zurecht. Er genoß die Herrlichkeit der Kunst Michelangelos auf seine eigne Art und pries sie in seiner eignen Sprache. Aber auch Bernard Shaw schien keine andre Sprache als Ausdruck für seine Gedanken würdig zu finden als das Englische, und da sich beide augenscheinlich nicht verstanden oder nicht verstehen wollten, so fiel Boni und mir eine Vermittlerrolle zu.

Wir bewunderten miteinander die plastische Schönheit eines Atlanten, den unsre Hände fast berühren konnten. Ich hatte vor einiger Zeit mit dem englischen Maler John Lavery auf demselben Gerüst gestanden und beschrieb das sprachlose Erstaunen des Künstlers vor diesen Gestalten, die aus denkbar größten Entfernungen wirken sollten und doch für die Betrachtung aus allernächster Nähe gemalt zu sein schienen. Denn so überwältigend diese Fresken auch auf den unten in der Kapelle Stehenden wirken mögen, die zarten Farben des Meisters, die Sicherheit seiner Zeichnung und seiner anatomischen Kenntnisse und endlich die absolut unzerstörbare Tüchtigkeit seiner Technik wirken aus nächster Nähe wie eine Offenbarung.

„Erinnern Sie sich der Stelle bei Blaise de Vigenère in den ‚Images de

Philostrate‘,“ fragte Anatole France, „in welcher er beschreibt, wie er Michelangelo in Rom in seiner Werkstatt an der Arbeit sah und wie er so wütend auf den Marmor einhieb, daß man glauben mußte, der ganze Block würde zerspringen?“

„Gewiß,“ antwortete ich, „und hat uns nicht auch Bernini jenen seltsamen Ausspruch Michelangelos überliefert, der einmal zu Ammanati in nicht wörtlich wiederzugebender Drastik sagte: ‚Und ich, wenn ich arbeite, schwitze ich Blut.‘“

„Wie lange brauchte Michelangelo, um eine Figur auszuführen wie diesen Atlanten?“ fragte Bernard Shaw.

„Das können wir genau nachweisen,“ antwortete ich. „Betrachten Sie nur die Mauerringe um die einzelnen Körperteile. Sie sehen, der Kopf ist von einem besonderen Ring umschlossen, ebenso der Oberkörper mit den beiden Armen und endlich die beiden Beine mit der Fruchtgirlande daneben. Jeder geschlossene Mauerring, den Sie nicht immer mit den Augen sehen, aber bei genügender Nähe stets mit den Händen fühlen können, bezeichnet ein Tagewerk. Michelangelo hat also diesen Atlanten in drei Tagen ausgeführt, und später, als der Papst so ungestüm drängte und sein technisches Können sich noch gesteigert hatte, hat er noch viel schneller gearbeitet.“

Ich machte meine Begleiter dann noch auf eine glänzende Restauration im „Opfer Noahs“ aufmerksam, wo ein großes Stück herausgefallen, aber so geschickt ergänzt worden war, daß die Ergänzung jahrhundertelang von niemand bemerkt werden konnte. Vor dem Jesaias aber und der Erythräa und dem Joel verstummten unsre Gespräche, und wir wurden uns alle einig darüber, daß man hier oben die Lippen schließen und die Augen öffnen müßte.

Nach fast einer Stunde kletterten wir müde herab. „Ich hatte nur die zwei Empfindungen dort oben, daß wir jeden Augenblick vom Gerüst herunterfallen könnten und daß Michelangelo ein großer Künstler sei,“ sagte Bernard Shaw aufatmend, als er wieder festen Boden unter seinen Füßen fühlte. Anatole France aber ließ sich höchst befriedigt dem Papstthron gegenüber auf der langen Kardinalsbank nieder und rezitierte uns in wundervollem französischem Akzent das Gedicht von Baudelaire: „Michelange vieillard.“ Shaw hörte mit skeptischen Mienen, Boni mit unergründlichem Schweigen zu und ich erbat mir für meine Michelangelosammlung eine Abschrift der Verse, die mir versprochen, aber niemals ausgehändigt worden ist. (Schluß folgt)

Berichte aus allen Wissenschaften

Geschichte

Die Anti-Massonianische Sozietät

Als ich vor einigen Jahren in der Fürstlichen Bibliothek in Schleiz arbeitete, fand ich in dem einen Zimmer eine große Anzahl sehr sauber auf Pergament gemalter Wappen von Personen fürstlichen, gräflichen und adligen Standes. Jedes einzelne Wappen zeigte außer der Namensunterschrift und einer Jahreszahl (sämtlich aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts) die drei Buchstaben A. M. S., was vornehmlich meine Neugier reizte. Ich forschte nach einer Erklärung und entdeckte bald eine grüne Mappe, reich mit Gold verziert, die als Zeichen ebenfalls die Buchstaben A. M. S. führte und mir das Geheimnis offenbarte.

Die drei Buchstaben sind das Zeichen einer geheimen Gesellschaft, die im Jahre 1741 in Dänemark gegründet wurde und die später auch in Deutschland Verbreitung fand. Die mit A. M. S. gezierten Wappen sind die Wappen der Bundesglieder.

Die Statuten und anhängenden Protokolle der Gesellschaft gaben einen klaren Einblick in ihr allerdings nur kurzes Leben.

Eine weitläufige Vorrede ist, nach der Gewohnheit der damaligen Zeit, den Statuten vorausgeschickt. Es wird dargetan, daß die Neigung, sich in Gesellschaft mit andern zu begeben, dem Menschen nicht allein natürlich, sondern daß ein jeder dazu auf alle Weise verbunden sei. Diese Neigung sei der Ursprung ganzer Republiken, besonderer Stände und Gesellschaften, deren Errichtung entweder unmittelbar das Beste des gemeinen Wesens oder bloß den Nutzen und das Vergnügen gewisser Personen zum Endzweck habe.

Unter diese letzteren seien vor allen diejenigen Orden zu zählen, bei denen wir und andre Personen zusammen in Gesellschaft treten und zur Beobachtung gewisser verabredeter Regeln sich untereinander verpflichten.

Kein Orden habe nun aber so viel Aufsehen erregt als der der Freimaurer, dem aber sich anzuschließen eine große Menge Leute Anstand genommen hätten, weil namentlich seine Mitglieder sich geweigert, ihr Geheimnis der höchsten Landesbehörde zu offenbaren, weil ferner auch unberechtigterweise das ganze weibliche Geschlecht von dem Freimaurerorden ausgeschlossen sei. Dadurch müsse nun der Argwohn erweckt werden, daß Unerlaubtes innerhalb des Ordens geschehe und daß entweder in die Verschwiegenheit des Frauenzimmers ein unbegründetes Mißtrauen gesetzt werde oder aber die Regeln des Wohlanstandes und der Ehrbarkeit verletzt würden. Es sei daher einem wahren Bedürfnisse abgeholfen, als sich im Jahre 1741 eine Anzahl Leute zusammengetan, um eine Gesellschaft zu gründen, die, da sie in einem direkten Widerspruch mit dem Freimaurerorden zu treten gesonnen sei, den Namen Anti-Massonianische Sozietät angenommen habe. Das Statut gibt nun in einer langen Reihe von Paragraphen Kunde über Zweck und Einrichtung der Gesellschaft.

Das Ganze erscheint so harmlos und naiv, wie es heutzutage kaum von einer Gesellschaft Sekundaner aufgestellt werden würde, und daß im Jahre 1741 eine solche Gesellschaft in den Kreisen der höchsten Aristokratie gegründet werden konnte, ist ein gutes Zeichen für den Geist, der in der vornehmen Welt herrschte.

Als „christlicher und vernünftiger Zweck" wird hingestellt, „durch Ausübung der Tugend und Erweisung mildtätiger Werke dem gemeinen Wesen sich nützlich zu machen". Jedes Mitglied der Gesellschaft hat sein „parole d'honneur" zu geben, daß jener Endzweck beständiges Augenmerk sein solle.

Um Mitglied zu werden, muß man von guter adliger Geburt, von unbescholtenem

Leumund und unsträflichen Wandels sein. Die Cavaliers müssen wenigstens zwanzig, die Damen sechzehn Jahre alt sein.

Wer von Gott und der Religion verächtliche Reden führt und ärgerliche Principia äußert, wird unbedingt ausgeschlossen. Die Gesellschaft will sich besonders der Notleidenden, Verlassenen und Waisen annehmen, arme Kinder erhalten, erziehen und ein Handwerk lehren lassen.

Die Kasse der Sozietät ist lediglich für solche Zwecke bestimmt.

Unter den Mitgliedern wird kein Wortwechsel, kein Zank, keine Feindschaft geduldet, jede Medisance ist streng verboten.

Wer gegen den einen oder andern glaubt etwas zu erinnern zu haben, muß es dem ganzen Konvent anzeigen, in dem die Angelegenheit ordentlich verhandelt wird.

Strengste Verschwiegenheit ist das vornehmste Gebot der Gesellschaft. Zwölf Dukaten Strafe hat zu zahlen, wer das Gebot übertritt; außerdem wird er ausgestoßen, der Gesellschaftsring wird ihm abgefordert, sein Name ausgestrichen, sein Geheimniszettel zerrissen und verbrannt und sein Name allen Mitgliedern bekanntgemacht.

Kein Mitglied der Gesellschaft darf Freimaurer sein. Beim Eintritt muß jeder bei Ehre und Glauben versichern, nie zu den Freimaurern zu gehen.

Jedes Bundesglied trägt als Bundeszeichen am kleinen Finger der linken Hand einen grünemaillierten Ring, auf dessen innerer Fläche die Buchstaben A. M. S., die Jahreszahl der Aufnahme und die Nummer, die der Betreffende in dem Bundesregister bekommen hat, eingraviert sind.

Als Erkennungszeichen dient, daß die Herren den Hut unter den linken Arm nehmen, so daß der Knopf nach vorn herauskommt, dann in die rechte Hand nehmen, ihn umdrehen und wieder unter den linken Arm stecken, so daß der Knopf nach hinten steht. Die Damen haben eine einfachere Zeremonie zu beobachten. Sie führen nach gemachter Reverenz die linke Hand rückwärts nach der linken Seite, als ob sie dieselbe in die Tasche stecken wollten. Glaubt ein Mitglied einen Genossen warnen zu müssen vor unbefugten Horchern, so geschieht das durch die Worte: „Es raucht" oder „es ist dunkel". Während des Essens muß von jedem Mitgliede jedesmal die Gesundheit der Gesellschaft getrunken werden. Bei Schreiben der Mitglieder an die Gesellschaft oder unter sich müssen obenan stets die Buchstaben A. M. S. stehen und statt der Namensunterschrift wird die Registernummer gesetzt.

Als Ordenshabit tragen die Herren weiße Talare mit grüner Schärpe, weißen Hut mit grüner Kokarde. Nur die Inspektoren tragen seidene Talare, die übrigen Mitglieder solche von weißem Glanzleinen.

Die Damen tragen Mäntel von weißem Taft grün besetzt, und eine kurze weiße, ebenfalls grün besetzte Kappe.

Nach dem Tode von Mitgliedern wird allgemein Trauer angelegt, der Sozietätsring, wenn möglich, eingefordert und aufbewahrt.

Um sich gegenseitig zu erkennen, gilt als Losung: Ein wahres Mitglied muß mit der rechten Hand, und zwar mit dem Daumen und kleinen Finger, seinen eignen, an der linken Hand befindlichen Ring berühren und sagen: „Bin ich's." Darauf muß mit gleicher Bewegung geantwortet werden.

Nur Mitglieder der Loge zu Drage sind wirkliche Mitglieder.

Die Wappen der Mitglieder, auf Pergament gemalt, müssen der Loge eingeliefert werden. Die Direktion der Gesellschaft liegt bei den beiden Inspektoren, die durch Stimmenmehrheit gewählt werden. Sie haben die Akten und das Siegel der Gesellschaft zu bewahren, den Sitzungen zu präsidieren, auch die Anmeldungen zur Aufnahme entgegenzunehmen.

Das Siegel der Sozietät zeigt ein gold und grün geteiltes Feld, darin der Ordensring mit einem durchgezogenen Zettel, darauf die Buchstaben A. M. S., wie auch das Datum der Stiftung, unten aber die Buchstaben B. J.

Die Sitzungen der Loge finden zu Drage und Gottorp statt.

Mit besonderer Feierlichkeit findet die Aufnahme neuer Mitglieder statt.

Der Kandidat wird in ein besonderes Zimmer geführt, während die Loge hergerichtet wird und die Mitglieder das Ordenshabit anlegen.

Der Orator befragt darauf den Kandidaten, ob es sein ernster Wille sei, in den Orden aufgenommen zu werden, und läßt sich auf Ehrenwort versichern, daß er kein Franc-maçon sei. Der Inspektor wird nun benachrichtigt, und ein besonders beauftragtes Mitglied wiederholt die Fragen, nach deren Beantwortung der Kandidat in die Loge geführt wird.

In der Loge sitzt der Inspektor auf einem Sessel, den bloßen Degen in der Linken. Zu seiner Rechten steht der Subinspektor. Zu beiden Seiten stehen die Mitglieder, den entblößten Degen in der Rechten aufwärts haltend, auf der Brust das Geheimniszeichen.

Vor dem Inspektor steht ein Tisch.

Zwei Mitglieder gehen dem Kandidaten bis zur Türschwelle entgegen, fragen nochmals nach der Ernstlichkeit seines Willens.

Nachdem die Frage bejaht ist, wird der Kandidat zu dem Tische geführt und wird wegen Namen, Stand u. s. w. vom Inspektor befragt. Nachdem er den Revers unterschrieben, wird er durch den Handschlag beider Inspektoren aufgenommen.

Um die Gleichheit unter den Mitgliedern herzustellen, werden bei den feierlichen Akten die Ordensbänder abgelegt.

Die Statuten, die sich in der grünen Mappe fanden, haben die Unterschrift:

So geschehen in der Kleinen Loge zu Gottorp, den 23. Februar 1742, im ersten Sozietätsjahre.

Ludwig Casimir, Gr. z. Ysenburg. Friedrich Ernst, M. z. Brandenburg.

Dieses wird hiermit approbiert.

Drage, den 23. Mai a. 1742.

Christian R.

Als Mitglieder sind verzeichnet: Christian VI., König zu Dänemark und Norwegen, Protector Societatis; Sophie Magdalene, Königin zu Dänemark und Norwegen; Friedrich Ernst, Markgraf zu Brandenburg; Ludwig Casimir, Graf zu Ysenburg und Büdingen; Konrad von Holstein; Gustav Friedrich, Graf zu Ysenburg und Büdingen; Ludwig Christian, Prinz zu Stolberg; Johann Heinrich von Woldenberg; Christina Sophie, Markgräfin zu Brandenburg; Christian Günther, Graf zu Stolberg; Gosche von Thienen; Dorothea von Wersebe; Christina Elisabeth von Wedel; Louise Henriette von Rahn; Heinrich XII., jüngerer Reuß, Graf und Herr von Plauen; Sophie Antoinette von Gruttschreiber; Georg Friedrich Ludwig, Prinz von Bevern; Ernst Gottlieb von Gruttschreiber; Marie Sophie, Herzogin von Württemberg-Oels; Karl Christian Erdmann, Herzog zu Württemberg-Oels; Augusta Karolina, Gräfin zu Ysenburg-Büdingen; Ferdinand August von Dehn; Karl von Hollstein; Friedrich Georg, Prinz zu Bevern; Rochus Friedrich, Graf zu Lynar; Bernhard Hartwig von Plessen; Christian Ludwig von Schlegel; Marie Sophie Helene, Gräfin zu Lynar; Sigismund Friedrich von Gruttschreiber.

Heinrich XII., jüngerer Reuß, Graf und Herr von Plauen, der als Mitglied der Anti-Massonianischen Sozietät aufgeführt ist, folgte seinem Bruder Heinrich I. als regierender Graf in Schleiz, gründete im Jahre 1750 eine Loge unter dem Namen „Gesellschaft der guten Leute“, die im Jahre 1753 als Loge der Anti-Massonianischen Sozietät aufgenommen wurde, aber auch wie die Mutterloge kein langes Leben hatte. Das letzte Protokoll, das sich fand, war aus dem Jahre 1779.

Aufgenommen in die „Gesellschaft der guten Leute“ wurden auch nur Personen fürstlichen, gräflichen und adligen Standes. Das Ordenszeichen war ein silbernes Herz am grünen Bande.

Ein Gedicht erklärt das geheimnisvolle Bild, das Wahrzeichen der Gesellschaft:

Ihr Brüder, die ihr steht in dem geheimen Orden,
Ihr Schwestern, die mit uns das Freundschaftsband verbindet,
Betrachtet dieses Bild, so aufgehänget worden,
Wo die Geheimnisse euch vorgestellet sind.

Zwei Hände, die sich fest ganz ineinander schließen
Und eine grüne Schnur verschlungen seht ihr hier,
Davon müßt Ihr zuerst die rechte Deutung wissen,
Denn dieses stellet euch das Band der Liebe für.

Das Auge soll euch teils hier zu Gemüte führen,
Wie alles euer Tun des Höchsten Auge sieht;
Teils daß die Wachsamkeit soll euern Wandel zieren,
Weil Unvorsichtigkeit oft Böses nach sich zieht.

Das Herze, so ihr hier mit einem Kreuz erblicket,
Lehrt, daß Religion von uns wird hochgeacht',
Und sich ein solcher nicht in die Gesellschaft schicket,
Der nichts aus Gottesdienst und wahrer Tugend macht.

Verschwiegen, redlich sein sind unsre besten Stützen,
Worauf des Ordens Wohl als auf zwei Säulen ruht,
Nur solche, die da fest auf solchem Grunde sitzen,
Verstehen, was da sei die Losung: Wer da? gut.

Dann zeigt der Totenkopf und noch ein Paar Gebeine
Treu und beständig sein bis in die Grube an,
Und daß, wenn man es nur stets treu und redlich meine,
Nichts als der bloße Tod dies Bündnis trennen kann.

Daß die Gesellschaft auch der guten Leute heiße,
Zeigt G. D. G. und L, das Zeichen so dabei
Ist OE und ein L lehrt auf geheime Weise,
Daß in dem Oettersdorf die erste Loge sei.

Der Grund, weshalb sowohl die „Anti-Massonianische Sozietät" wie die „Gesellschaft der guten Leute" ein so frühes Ende fanden, liegt vermutlich darin, daß die Vorurteile gegen den Freimaurerorden schwanden, da sich gerade in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts viele Mitglieder deutscher Fürstenhäuser, wie Mitglieder vornehmster Adelsfamilien in den Freimaurerbund aufnehmen ließen. Außer Friedrich dem Großen waren mehrere preußische Prinzen Freimaurer, ebenso Prinzen von Württemberg, von Braunschweig und Prinzen der evangelischen sächsischen Herzogsfamilien.

Der Neigung, sich in Gesellschaft mit andern zu begeben, um das Beste des allgemeinen Wesens zu fördern, konnte im Freimaurerbund vollkommen genügt werden. Auch entsprach die Exklusivität der „Anti-Massonianischen Sozietät" und der „Gesellschaft der guten Leute", die den nicht adlig Geborenen den Eintritt verwehrte, nicht mehr der aufgeklärten Auffassung der Zeit, und so mögen wohl diejenigen Personen, die das Bedürfnis fühlten, sich einer geheimen Gesellschaft anzuschließen, um das allgemeine Beste zu fördern, sich bald entschlossen haben, dem immer mehr erblühenden Freimaurerbunde beizutreten.

B. Adolphi.

Literarische Berichte

Memoiren eines russischen Gouverneurs. Kischinew 1903—1904. Von Fürst S. D. Urussow. Einzig berechtigte deutsche Ausgabe. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—. Stuttgart 1907, Deutsche Verlags-Anstalt.

Neue Bücher über Rußland sind fast stets von der Gefahr bedroht, in der Hochflut russischer Literatur, von der die westeuropäische Kulturwelt seit einer Reihe von Jahren überschwemmt wird, zu verschwinden. Zu den wenigen, denen man mit Zuversicht vorhersagen kann, daß sie vor diesem Schicksal sicher sind, gehört das vorliegende Memoirenwerk. Sein Verfasser, Fürst Urussow, dessen Name schon von den Verhandlungen der ersten Duma her auch im Ausland bekannt ist, war mehrere Jahre in den höchsten Staatsämtern an der Leitung der Geschicke Rußlands hervorragend beteiligt und weiß daher von vornherein über russische Verhältnisse erheblich mehr und Bedeutungsvolleres zu sagen als andre Politiker, die nicht auf so bevorzugten Plätzen gestanden haben; er ist aber weiter ein durch und durch moderner Kulturmensch, ein außergewöhnlich klarer Kopf, ein in jedem Sinne des Wortes humaner Geist und ein gerader, aufrichtiger Charakter, kurz eine Persönlichkeit mit einer Verbindung von Eigenschaften, wie sie sich auch in den Kreisen der russischen Intelligenz nur allzu selten findet. Dieser Mann wurde im Jahre 1903 als Gouverneur nach Kischinew, der Hauptstadt Bessarabiens, geschickt, die eben erst der Schauplatz der berüchtigten „Pogroms“ gewesen war und es leicht sehr bald wieder hätte werden können, wenn der neue Gouverneur es nicht verstanden hätte, durch verhältnismäßig einfache, vom gesunden Menschenverstand diktierte Maßregeln weiteren derartigen „Kulturtaten“ vorzubeugen. Mit einem in der russischen Beamtenwelt überaus seltenen Freimut und der vornehmen Objektivität des hochgebildeten Mannes schildert er uns in überzeugenden Darlegungen die Zustände in den Regierungskreisen, mit denen ihn seine Tätigkeit in enge Berührung gebracht hat, vom Zaren bis hinab zu den untersten Vertretern der Staatsgewalt, wie die Erlebnisse, die er während seines nur kurz bemessenen Aufenthalts in Bessarabien mit der Bevölkerung gehabt, und die Beobachtungen, die er unter ihr gemacht hat. Seine Berichte und Schilderungen geben uns nicht nur sehr merkwürdige, bald rührende, bald erheiternde Aufschlüsse über die Seelenzustände der bedrängten Juden wie über die Anschauungen und Motive ihrer Bedränger, sondern runden sich darüber hinaus zu einem farbenreichen und lebensvollen Bilde unvermischt russischer Kultur ab, das uns eine Fülle neuer Belehrung bietet, aber wenig Erfreuliches hat; denn wenn wir auch sehen, daß echte Humanität und ein ehrlicher Wille in Rußland manches zu bessern vermögen — der Korruption zu steuern, mußte auch Fürst Urussow sich machtlos erklären, und gegenüber der allgemeinen Indolenz erscheint auch das tatkräftigste, aufopfernde Wirken einzelner wohlmeinender Vaterlandsfreunde als verlorene Mühe. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Fürst Urussow, wie er klipp und klar ausspricht, die Beschuldigung, die russische Regierung habe die Pogroms stillschweigend geduldet, für bewiesen hält. Niemand, der die Verhältnisse und die zeitgenössische Geschichte Rußlands kennen lernen will, wird an diesem Buch vorübergehen können, und jeder, der es gelesen hat, wird mit dem gleichen Interesse, das er ihm entgegenbringt, den weiteren Veröffentlichungen entgegensehen, die uns der Verfasser im Vorwort in Aussicht stellt. B—r.

Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt! Neue Dichtungen von Robert Oechsler. Stuttgart 1907, Max Kielmann. Geb. M. 3.—.

Diese dritte Gedichtsammlung des schwäbischen Juristen verrät eine hohe Begabung für Landschaftsdichtung. Der Dichter schaut mit offenem Blick die Natur und weiß sie mit wunderbarer Phantasie poetisch zu gestalten. Auch seine humoristischen und satirischen Poesien, die zum Teil an Scheffel anklingen, verdienen alle Anerkennung. E. M.

Die Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen. Band X. 2. Halbband. Geschichte der japanischen Literatur von Dr. K. Florenz. 2. Halbband. Leipzig 1905, C. F. Amelangs Verlag.

Der Verfasser (Professor an der Universität zu Tokio) behandelt in dem vorliegenden Schlußbande seiner „Geschichte der japanischen Literatur“ die Zeit von 1186 bis zur Gegenwart und weiß die verschiedenen Entwicklungsperioden des japanischen Schrifttums auf vortreffliche Weise voneinander abzugrenzen. Man gewinnt einen überraschenden Einblick in den Reichtum der literarischen Gattungen, die in Japan von jeher gepflegt worden sind, und der Mannigfaltigkeit der darin zur Geltung kommenden Stilarten, die alle Nuancen aufweisen, die auch in den europäischen Literaturen vertreten sind. Wie im ersten Halbbande sind auch im zweiten

dankenswerterweise zahlreiche Proben in deutscher Uebersetzung mitgeteilt, die in ihrer Gesamtheit einen vortrefflichen Ueberblick über den Entwicklungsgang der japanischen Literatur gewähren. Die Hauptbedeutung des schönen Werkes liegt aber darin, daß es die erste, nach den Grundsätzen der neueren kritischen Literaturforschung verfaßte Darstellung der japanischen Literatur ist, die wir in deutscher Sprache besitzen.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Das Reichsgesetz, betreffend das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie vom 9. Januar 1907. Erläutert von Dr. Paul Daude. Stuttgart und Leipzig 1907, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der erste Band einer geplanten Reihe von kurzen Kommentaren zu neuen Reichsgesetzen, die möglichst bald nach der Verkündung der Gesetze erscheinen und somit namentlich zur ersten Einführung in den Gesetzesinhalt dienen sollen. Solche Einführung ist nun namentlich in bezug auf das neue Kunstschutzgesetz besonders wünschenswert, da dieses die bekannte Rechtsmaterie auf eine ganz neue Grundlage stellt. Der Zweck der vorliegenden Schrift wird sehr gut erreicht. Eine kurze Einleitung teilt die Geschichte und die Disposition des Gesetzes mit. Der Kommentar erläutert die wichtigsten Bestimmungen und Begriffe des Gesetzes unter starker Betonung des Zusammenhanges mit der übrigen Reichsgesetzgebung. K. F.

Annette, Freiin von Droste-Hülshoff. Ein Bild ihres Lebens und Dichtens von Bertha Pelican. Freiburg i. Br. 1906, Herdersche Verlagsbuchh. M. 2.80.

Die Verfasserin dieser neuen Droste-Biographie ist ihrer Aufgabe ganz gewachsen. Sie hat die vorhandene Literatur genau studiert und urteilt mit gutem Verständnis. Sie wird der Dichterin durchaus gerecht, die sie als „größte deutsche Dichterin" zu preisen nicht müde wird. Deren Verhältnis zu L. Schücking hat sie im ganzen gewiß richtig beurteilt, wenn man auch in einzelnem andrer Meinung sein kann. Das Buch ist für weitere Kreise, besonders für die „gebildete deutsche Frauenwelt" bestimmt; es bietet aber auch dem strengen Literaturforscher wertvolles Material. Prof. Dr. E. Müller.

Handbuch der neuesten Kirchengeschichte. Von Friedrich Nippold. Dritte, umgearbeitete Auflage. Fünfter Band. Geschichte der Kirche im deutschen Protestantismus des neunzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1906, Verlag von M. Heinsius Nachfolger.

Mit dem vorliegenden fünften Bande liegt das Werk des berühmten Kirchenhistorikers in der neuen Bearbeitung vollendet vor. Ein von jeder dogmatischen Einseitigkeit freier Blick, scharfe Erfassung des geschichtlichen Zusammenhanges und die rücksichtslose Aufdeckung der geheimen kirchlichen Einflüsse auf die wichtigsten politischen Entscheidungen der letzten dreißig Jahre deutscher Geschichte wie den Rückzug des Staates im Kulturkampfe, den Sturz Herrmanns und Falks, die Auflösung des Reichstages nach den Attentaten des Jahres 1878, den Sturz des Fürsten Bismarck machen den Band zu einer ebenso wertvollen historischen Quellensammlung wie zu einer außerordentlich spannenden Lektüre. Namentlich sei hier auf die Kapitel „Die Aera Kögel", „Die kirchlichen Einflüsse der Kaiserin Augusta", „Das Martyrium des ersten deutschen Kronprinzen", „Die kirchengeschichtliche Tragödie im Sturz des Fürsten Bismarck". Man ersieht daraus, daß das Wort Tolstois, für die Kirche sei das Christentum stets nur Vorwand gewesen, nicht allein auf die katholische, sondern auch auf die evangelische Kirche zutrifft und daß der einzige Weg, auf dem man hoffen kann, aus diesen unheilvollen Verhältnissen herauszukommen, die Trennung von Staat und Kirche ist.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Skizzen aus Spanien und Paris. Von Roderich von Engelhardt. Berlin, Bruno Caesierer.

Die Reise- und Naturschilderungen sind zum Teil von großer Schönheit und sehr lesenswert. Auch die Kunstbetrachtungen, von denen das Ganze umrankt wird und die den Hauptinhalt des Buches ausmachen, beweisen zweifellos feine Beobachtung, selbständiges Urteil und guten Geschmack; aber der Verfasser bedient sich zur Wiedergabe seiner Gedanken eines eignen, nur durch besondere Studien verständlichen Wortschatzes und vieler unklarer Bilder, dazu wird manches zum Vergleiche herbeigeholt, was den Leser weniger über die Sache selbst, als über den Umfang der Kenntnisse des Verfassers aufklären soll. Der „Nichtzünftige", an den das Buch sich — der Vorrede zufolge — wendet, findet darin dasselbe, was der Verfasser in Verrocchios Bildern fand: „Eine Kunst, die eigne Wege geht, aber noch nicht den reifsten Ausdruck gefunden hat." K. F.

Weltgeschichte. Herausgegeben von Hans F. Helmolt. 6. Band. Mittel- und Nordeuropa. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Mit dem vorliegenden Band ist der Rundgang um die Erde geschlossen, den die welthistorische Betrachtung hologäischer Richtung, im schroffen Widerspruch zur herkömmlichen

Scheidung zwischen der Alten und der Neuen Welt, von Amerika aus angetreten hatte. „Gebt Ihr ein Ganzes, gebt es gleich in Stücken!“ so lautete der zweite Richtspruch des Unternehmens. Im sechsten Band treten zu den üblichen Abschnitten der geschichtlichen Erzählung die neuen Kapitel über die geschichtliche Bedeutung der Ostsee von Weule und Girgensohn, die Bildung der Romanen von Pauli und Helmolt, die westliche Entfaltung des Christentums von Walther, die deutsche Kolonisation des Ostens von Richard Mayr. Die reiche territoriale Lebensblüte des mittelalterlichen Italiens faßt der Herausgeber in knappem Rahmen mit tiefer Perspektive zusammen; auch sonst füllt seine rege Mitarbeit manche Lücke mit fruchtbarer Ergänzung, nicht selten Probleme berührend, die über die erzählende Historie hinaus in das Gebiet einer positiven Geschichtsphilosophie fallen, wie die Ahnentafel Kaiser Heinrichs IV., und mit dem modernen Schlagwort der Rasse mehr gekennzeichnet als gelöst erscheinen. Begriffsdichtungen sind verdienstvoll als Anregung, aber bedenklich als dogmatische Vergewaltigung. F. G. Schultheiß.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Brieger-Wasservogel, L., Die Liebe als Kunstwerk. Ein moderner Dialog im Sinne Platos. Leipzig, Max Spohr.

Dill, Liesbet, Eine von zu vielen. Ein Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4.—; gebunden M. 5.—.

Fessel, Udo Siegfried. Ringelreihe. Herzige Kinderlieder. Hannover, Otto Tobies. 60 Pf.

Gallert, E., Der Jüngere vom Majorat. Eine Erzählung aus dem Künstler- und Soldatenleben. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Grabowsky, Dr. Norbert, Die Rätsel von Grund und Zweck unseres Lebens und ihre Aufhellung durch das innere Leben oder die höhere Liebe. Leipzig, Max Spohr. M. 1.—.

Kleiner, F. B., Antonia. Drama in drei Akten. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Kleists (Heinrich von) Sämtliche Werke. Mit einer biographisch-literarischen Einleitung von Fritz Baader und dem Bildnisse des Dichters. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—.

Musen-Almanach auf das Jahr 1908. Gratis durch den Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig.

Religionsgeschichtliche Volksbücher. Herausgegeben von Fr. M. Schiele. I. Reihe, 14. Heft: Paulus und Jesus. Von Prof. D. Jülicher. II. Reihe, 17. Heft: Daniel und die griechische Gefahr. Von Prof. D. A. Bertholet. IV. Reihe, 5. Heft: Die urchristliche und die heutige Mission. Von Prof. D. Heinr. Weinel. V. Reihe, 4. Heft: Was uns Jesus heute ist. Von Prof. D. Arnold Meyer. Tübingen, J. C. B. Mohr. Pro Heft 50 Pf.

Schaffner, Jakob, Die Laterne und andre Novellen. Berlin, S. Fischer, Verlag. M. 3.—.

Stolzenberg, Wilhelm, Gedichte. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Süddeutscher Staffel-Fahrplan „Fix“. Süddeutsches Kursbuch, Winter 1907/08. Mannheim, Stern-Ellreich & Co. 50 Pf.

Welfers, Richard, Nirwana. Faust. 1. Teil. Ein dramatisches Gedicht. Hamburg, Johannes Kriebel. M. 3.—.

Zahn, Ernst, Vier Erzählungen aus den „Helden des Alltags“. Für die Jugend ausgewählt durch den Nürnberger Jugendschriftenausschuß. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden 90 Pf.

Zahn, Ernst, Lukas Hochstraßers Haus. Ein Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.50; gebunden M. 4.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Ein Hauptergebnis der zweiten Haager Friedenskonferenz

Von

Professor Otfried Nippold (Bern)

Ob die zweite Haager Friedenskonferenz einen Erfolg oder einen Mißerfolg zu bedeuten habe, darüber zerbrechen sich anscheinend heute die wenigsten Leute den Kopf. Man scheint an der Tatsache des Mißerfolgs im großen und ganzen nicht zu zweifeln.

Es zeigt sich auch hier wieder einmal — in vielleicht eklatanterer Weise als jemals zuvor —, wie schwer es für die Zeitgenossen ist, zu den geschichtlichen Ereignissen, die sich in ihrer unmittelbaren Nähe vollziehen, Stellung zu nehmen. Solange noch die Perspektive fehlt, scheint man auch keinen richtigen Standpunkt für die objektive Betrachtung finden zu können.

Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, der Meinung huldigt, daß schon die Tatsache des Zusammenarbeitens von sechsundvierzig Staaten an den wichtigsten Aufgaben, die das Völkerrecht zu lösen hat, für sich allein einen gewaltigen Erfolg bedeute, der wird allerdings nicht so leicht an einen Mißerfolg glauben, er wird einen Erfolg selbst dann als vorhanden ansehen, wenn die positiv greifbaren Resultate diesmal scheinbar noch so geringfügige sein sollten. In dem Umstande, daß diese Resultate vielleicht hinter manchen Erwartungen zurückbleiben, wird er lediglich eine Bestätigung der Tatsache erblicken, daß das Werk, dessen Schaffung den Haager Friedenskonferenzen obliegt, eben ein so gewaltiges ist, daß es, sowenig wie Rom an einem Tage gebaut wurde, sowenig von ein oder zwei Konferenzen abgetan werden kann. Nur in einer längeren Spanne Zeit kann sich naturgemäß die Lösung eines Problems vollziehen, das, wie das vorliegende, die höchsten Anforderungen an den menschlichen Geist und die menschliche Einsicht stellt. Wir Zeitgenossen werden den Schlußstein voraussichtlich nicht erblicken, aber wir dürfen stolz und dankbar dafür sein, daß es uns und unsrer Zeit vergönnt war, die Anfänge des Baues sich erheben zu sehen.

Dieser Erkenntnis, daß wir — allem Kleinmut zum Trotz — vor einem im Werden begriffenen, stolzen Bauwerk stehen, das bald schneller, bald langsamer fortschreiten mag, das aber mit innerer Notwendigkeit seiner Vollendung entgegenreift, wird sich derjenige jedenfalls nicht verschließen, der unsre neuere Kulturentwicklung mit etwas aufmerksamerem Blick verfolgt hat und sich des

innigen Zusammenhanges zwischen dieser Entwicklung und dem Haager Werk bewußt ist. Sind doch die Haager Friedenskonferenzen ihrem innersten Grunde nach nichts andres als ein Ergebnis dieser gesamten Entwicklung, die auf allen Gebieten des Lebens mehr und mehr eine internationale geworden ist, und entsprechend auch auf rechtlichem Gebiet auf die Lösung internationaler Aufgaben hindrängen mußte.[1]) Wer so die Haager Konferenzen in ihrem geschichtlichen Zusammenhange mit unsrer modernen Kultur betrachtet, der wird ohne weiteres erkennen, daß diese Konferenzen etwas im vollen Sinne dieses Wortes „Zeitgemäßes“ sind, und daß sie aus der neueren Entwicklung des internationalen Lebens einfach hervorgehen mußten. Es ist das eine Erkenntnis, die uns nicht etwa erst die zweite Haager Friedenskonferenz zu bringen brauchte, und diese Erkenntnis kann daher auch durch das Maß dessen, was im Jahre 1907 im Haag geschaffen wurde, in keiner Weise beeinflußt oder gar beeinträchtigt werden. Die Entwicklung der Menschheit wird weiter ihren Gang gehen in der Richtung, die ihr durch die Geschichte vorgezeichnet ist.[2])

Wenn nun aber auch die Aussichten auf die endliche Lösung der den Haager Konferenzen in den Schoß gelegten Probleme von dem, was das Jahr 1907 im Haag gezeitigt hat, unabhängig sein dürften, so hat anderseits dieses Jahr doch, deutlicher noch als das Jahr 1899, auf den schon erwähnten Umstand hingewiesen, daß wir uns erst am Anfange eines großen Werkes befinden, das unmöglich von einer einzelnen Konferenz bewältigt werden kann, daß vielmehr die einzelne Konferenz auch im besten Falle nur eine Etappe auf dem zurückzulegenden Wege bedeutet. Die zweite Konferenz hat in dieser Beziehung Lehren erteilt — nicht nur der harrenden Mitwelt, sondern auch den aktiv beteiligten Regierungen —, die für den gesunden Fortgang des Haager Friedenswerkes von der größten Bedeutung sein dürften, ja die ich, wenn sie richtig beherzigt werden, geradezu als ein Hauptergebnis der zweiten Haager Friedenskonferenz bezeichnen möchte.

Je mehr man sich nämlich der Tatsache bewußt wird, daß die einzelne Konferenz nicht eins und alles ist, und daß die Frage nach ihrem Erfolg oder Mißerfolg nur im Zusammenhang mit dem gesamten Haager Werke, ja mit unserm gesamten Kulturbilde betrachtet werden darf, um so mehr wird man davon abkommen, einer einzelnen Konferenz zuviel Aufgaben auf einmal aufzubürden und sie damit auch zum Teil vor für sie unrealisierbare Aufgaben zu

---

[1]) Diesen Gesichtspunkt betont zum Beispiel auch Meili in seinem Aufsatz „Das heutige internationale Leben und die Jurisprudenz“ („Wissen und Leben“ vom 15. Oktober 1907).

[2]) Die Baronin Suttner hat gewiß recht, wenn sie in ihrer Schrift „Zur nächsten intergouvernementalen Konferenz im Haag“, 1907, S. 16 schreibt: „Das erhabene und eherne Entwicklungsgesetz, das alte Kulturepochen in neue verwandelt, arbeitet durch tausend Faktoren auf allen Gebieten und nicht nur um einen grünen Verhandlungstisch herum. Dort kann sein Werk um ein gutes Stück vorwärts geschoben oder gehemmt — aber weder mit einem Ruck ans Ziel gebracht noch zunichte gemacht werden.“

stellen. Man wird das ruhige Bewußtsein bekommen, daß auch die späteren Konferenzen noch für etwas da sind, und wird die Arbeiten daher zeitlich verteilen. Und man wird so dazu gelangen, sich des geschichtlichen Entwicklungsgesetzes, das auch für das Haager Friedenswerk Geltung hat, wieder voll bewußt zu werden. Indem man sich sagen wird, daß die weitere Entwicklung sich zweifellos ohne große Sprünge vollziehen wird und daß es für alle Fortschritte in der Welt einer gewissen zeitlichen Reihenfolge bedarf, wird man die nötige Geduld lernen, ohne welche die Haager Konferenzmächte mit allen ihren Bemühungen niemals ans Ziel gelangen werden.[1]) Und so wird das Haager Werk allmählich in das ruhige Fahrwasser einlaufen, dessen es zu seinem Gedeihen bedarf und in dem es allen Stürmen trotzen kann.[2])

Einer Beherzigung dieser Lehre bedürfen die Staaten nicht minder als die Außenstehenden, vor allem die Friedensfreunde.[3]) Die letzteren namentlich sind mit dem geschichtlichen Tempo nicht immer einverstanden. (Begreiflicherweise! Wir alle würden dasselbe ja gerne beschleunigen!) Und so möchten sie häufig Gegenstände auf der Traktandenliste sehen, von denen sie sich selbst sagen, daß ihre Realisierung heute noch nicht unmittelbar bevorstehen kann, sondern erst die Folge anderweiter, zunächst zu erzielender Fortschritte sein kann.

Aber auch die Regierungen selbst haben gezeigt, daß sie im Haag in der Tat erst noch zu lernen haben, und daß die Schwierigkeiten, die den zu lösenden Aufgaben im Wege stehen, eben häufig unterschätzt werden. Vergegenwärtigen wir uns doch zum Beispiel nur, welche Projekte allein mit Bezug auf die Schiedsgerichtsbarkeit der zweiten Haager Konferenz vorgelegen haben. Projekte, die zum Teil notgedrungen erst eines aus dem andern hervorgehen sollten, nicht aber gleichzeitig miteinander richtig gelöst werden können. Zunächst mußte man sich meines Erachtens doch über das sogenannte „Prinzip des obligatorischen Schiedsgerichts" und den diesem zu gebenden Umfang einig, zunächst mußte doch die Haager „Konvention zur friedlichen Erledigung internationaler Streitigkeiten" revidiert sein, bevor man daran gehen konnte, dem Haager Schiedsgerichtshof den Charakter eines permanenten Gerichts, in welcher Form immer, geben zu wollen. Wenn man ferner bedenkt, daß von 1899 bis 1907 vier Fälle dem Schiedshof unterbreitet worden sind, muß man sich von selbst sagen, daß ein permanentes Richterkollegium da eigentlich noch nicht dringend not tut, sondern daß die erste Aufgabe die sein muß, dem Schiedshof durch Zuerteilung bestimmter Kompetenzen eine regelmäßige Anrufung zu sichern, woraus dann das Bedürfnis nach Richtern,

---

[1]) Das treffliche Wort von Bourgeois: „Ni scepticisme ni impatience" sollte überall als Leitstern dienen, wo von den Haager Friedenskonferenzen die Rede ist.

[2]) Auf diese Notwendigkeit habe ich bereits im Juni-Heft der „Deutschen Revue" hingewiesen.

[3]) Die Resolutionen der Friedenskongresse verstoßen manchmal gegen die Grundregeln dessen, was man Entwicklung nennt. Sie wollen aber wohl auch mehr vom Standpunkte der Propaganda aus gedeutet sein. Die ernsthaften Friedensfreunde wissen das übrigens sehr wohl.

die stets zur Verfügung stehen, von selbst mit der Zeit folgen wird. Aber zuerst muß doch dieses Bedürfnis da sein!

Offenbar haben es also manche Staaten im Haag nur zu gut gemeint. Und dasselbe gilt, wie gesagt, von vielen privaten Vorschlägen und Projekten. Die nächste Aufgabe, ja die zunächst einzige Aufgabe der Haager Konferenzen muß eben doch auf dem Gebiet der Fortbildung und Festigung des Völkerrechts gelegen sein.[1]) Eine weitere Ausbildung der internationalen Verwaltung und Organisation wird vorausgehen müssen — und sie schreitet ja sichtbar weiter! —, bevor ernsthafte Fortschritte andrer Art erwartet werden können. Ist man dann aber einmal soweit gelangt, dann werden diese von selbst, gewissermaßen automatisch kommen.[2])

Wenn wir nun aber auch grundsätzlich von der Annahme ausgehen, daß man in der Tat die aus der zweiten Haager Konferenz sich ergebenden Lehren beherzigen werde, so müssen wir uns doch noch weiter mit der ungleich wichtigeren Frage beschäftigen, in welcher Weise denn diese gewonnene Erkenntnis sich nach außen hin praktisch zu betätigen haben wird. Unser „Hauptergebnis" der zweiten Konferenz hat doch nur dann wirklich auf die von uns geforderte Beachtung Anspruch, wenn sich daraus praktische Postulate für die weiteren Haager Konferenzen ergeben.

Meines Erachtens folgen daraus nun namentlich zwei Postulate, die zwar keineswegs neu sind, die aber doch jetzt, dringlicher noch als zuvor, an eine Berücksichtigung seitens der Konferenzmächte appellieren.

Wenn man auf der einen Seite nicht zuviel von der einzelnen Konferenz verlangen soll, so muß man auf der andern Seite — das ist das notwendige Korrelat — das sichere Bewußtsein haben, daß das Zustandekommen späterer Konferenzen auch außer Frage steht, daß über die Kontinuität des Haager Werkes keinerlei Zweifel obwalten können. Erst wenn das der Fall ist, wird man mit vollem Vertrauen in die Zukunft blicken und ohne Bedenken geneigt sein, auch dieser letzteren einiges zu tun zu überlassen. Das Haager Werk muß eben mit Bezug auf seine Fortführung über alle Zufallsstürme erhaben dastehen. Deshalb muß die Periodizität der Konferenzen ein für allemal feststehen. Das, was man nach dieser Richtung hin diesmal im Haag beschlossen hat, ist zwar

[1]) Wir haben es also insofern im Haag zunächst eigentlich mit „Völkerrechtskonferenzen" zu tun, wie schon bei früherer Gelegenheit betont wurde. Dieser Name würde die heute im Haag zu leistenden Arbeiten deutlicher kennzeichnen, während anderseits der Name „Friedenskonferenz" auf das schließlich zu erstrebende schöne Ziel hinweist, das nach den Wünschen der Menschheit früher oder später aus den Haager Arbeiten einmal hervorgehen sollte.

[2]) Ueber diesen Punkt sind sich die „Friedensfreunde" auch vollkommen im klaren. So betont zum Beispiel Fried, „Handbuch der Friedensbewegung", S. 26: „Wir betrachten im Gegenteil die Abrüstung als das naturnotwendige Endergebnis der von uns erstrebten internationalen Rechtsvereinigung, das automatisch und bei allen Staaten gleichzeitig eintreten muß, sobald sich diese Rechtsunion gebildet und, wohlgemerkt, bewährt haben wird."

etwas, aber es ist bei weitem nicht genügend. Geradeso wie zum Beispiel das Berner Uebereinkommen über den internationalen Eisenbahnfrachtverkehr bestimmt, daß wenigstens alle drei Jahre eine aus Delegierten der vertragschließenden Staaten bestehende Konferenz zusammentreten werde, um zu dem Uebereinkommen die für notwendig erachteten Abänderungen und Verbesserungen in Vorschlag zu bringen, so sollte auch die Haager Konvention eine entsprechende Bestimmung enthalten, die nicht nur auf die nächste, sondern auf alle folgenden Konferenzen ein für allemal Bedacht nimmt. Ein jeweiliger zeitlicher Zwischenraum von fünf oder zehn Jahren dürfte hier das Entsprechende sein.

Aber damit nicht genug, sollten die Staaten auch in der Zeit, die zwischen diesen periodisch zusammentretenden Konferenzen liegt, nicht müßig sein. Ständige internationale Kommissionen sollten sich mit den Konferenztraktanden zu befassen haben, so daß die Delegierten besser vorbereitet zu den Konferenzen erscheinen könnten. Die vorzulegenden Projekte sollten von den einzelnen Staaten nicht unabhängig voneinander ausgearbeitet werden, so daß sie gewissermaßen als Gegenstand der gegenseitigen Ueberraschung oder auch Verblüffung auf dem Tisch des Hauses erscheinen, sondern sie sollten im Gegenteil in gegenseitigem Kontakte miteinander geschaffen werden, aus gemeinsamen Vorberatungen hervorgehen. Um das geistige Eigentum braucht man sich ja im Haag nicht zu streiten, und Ueberraschungen können da nur vom Uebel sein, wo man in ernster wissenschaftlicher Arbeit auf den Rechtsfortschritt hinarbeiten will.

Auf diese Weise würde man nicht nur auf den Konferenzen selbst leichter und schneller zum Ziele kommen und der Eventualität eines Mißerfolges von vornherein vorbeugen, sondern es würde auch die Kontinuität des Haager Werkes damit ein für allemal gesichert erscheinen.[1])

Dieses letztere Moment — die Sicherung der Kontinuität — erscheint mir aber bei weitem als der wichtigste Gesichtspunkt, den man, wenigstens zurzeit noch, im Auge haben muß. Es hängt ungleich mehr von der Erfüllung dieses Postulats ab als von dem Umstande, ob der oder jener Konferenzgegenstand auf der Traktandenliste der einzelnen Konferenz erscheint oder nicht.

---

[1]) Daß man im Haag diese Lehre in der Tat verstanden hat, beweist folgender Passus der Schlußakte: „La Conférence recommande aux Puissances la réunion d'une troisième Conférence de la Paix qui pourrait avoir lieu dans une période analogue à celle qui s'est écoulée depuis la précédente Conférence, à une date à fixer d'un commun accord entre les Puissances, et elle appelle leur attention sur la nécessité de préparer les travaux de cette troisième Conférence assez longtemps à l'avance pour que ses délibérations se poursuivent avec l'autorité et la rapidité indispensables. Pour atteindre à ce but, la Conférence estime qu'il serait très désirable que environ deux ans avant l'époque probable de la réunion, un Comité préparatoire fût chargé par les Gouvernements de recueillir les diverses propositions à soumettre à la Conférence, de rechercher les matières susceptibles d'un prochain règlement international et de préparer un programme que les Gouvernements arrêteraient assez tôt pour qu'il pût être sérieusement étudié dans chaque pays. Ce Comité serait, en outre, chargé de proposer un mode d'organisation et de procédure pour la Conférence elle-même."

Man sollte hundertmal lieber diese Liste von allen heute noch schwer realisierbaren Problemen befreien als durch sie die Kontinuität des Haager Werkes in Frage stellen. Die ungesunde Nervosität, die darin liegt, daß man glaubt, die Erfüllung aller seiner Wünsche von der einen gerade tagenden Konferenz erwarten zu müssen, muß einmal aufhören — gerade im Interesse der Möglichkeit ihrer Erfüllung.

Indem man so zu einer Entlastung der einzelnen Haager Konferenzen, zu einer teilweisen Verlegung der zu leistenden Vorarbeiten in die zwischen den einzelnen Konferenzen gelegenen Zeiträume gelangt, wird man aber nicht nur die Arbeit an dem großen Friedenswerke äußerlich zu einer kontinuierlichen gestalten, sondern man wird dadurch eigentlich auch erst sich der Grundlagen so recht bewußt werden, auf denen sich in Wirklichkeit der Haager Friedensbau erheben muß, auf das Fundament, das diesem unbedingt gegeben werden muß, wenn er in alle Zukunft standhalten und allen Stürmen Trotz bieten soll.

Dieses Fundament aber — worin besteht es wohl? Der Felsenboden der Wissenschaft ist es offenbar, auf den das Haager Werk sich gründen muß. Die Arbeit daran muß eine wissenschaftliche sein und auf der Wissenschaft fußen. Darüber kann wohl keinerlei Zweifel bestehen.[1])

Die Lehre, die wir der zweiten Haager Konferenz verdanken und die ich geradezu als eines ihrer Hauptergebnisse bezeichnet habe, dürfte nun aber auch wesentlich dazu beitragen, auf eine Förderung der notwendigen wissenschaftlichen Vorarbeiten hinzuwirken. Und zwar nicht etwa nur in den oben vorgeschlagenen internationalen Kommissionen, sondern auch in den wissenschaftlichen Kreisen überhaupt. Indem man gelernt hat, das Haager Werk in seiner Bedeutung, aber auch in der Schwierigkeit seiner Vollendung mehr und mehr zu würdigen, wird man sicherlich allgemein auch mehr und mehr zu der Erkenntnis gelangt sein, nicht nur daß Ungeduld hier nicht am Platze ist, sondern daß es sich im Gegenteil auch wohl verlohnt, hier gewissermaßen noch einmal ab ovo anzufangen, indem man auf die Grundlagen des Völkerrechts überhaupt zurückgeht und sich die Frage vorlegt, inwieweit diese heute feststehen, inwieweit sie noch einer Feststellung und Fortbildung bedürfen — und last not least: inwieweit sie heute als bekannt vorausgesetzt werden dürfen. Je länger der noch zurückzulegende Weg ist, um so eher wird man sich naturgemäß auch die Zeit und die Mühe nehmen, dem Problem nach allen Richtungen hin gehörig auf den Grund zu gehen und vor allem die Wurzeln des emporwachsenden Baumes in Bearbeitung zu nehmen.

Ja, die Wissenschaft ist es, die auch hier voranzuschreiten hat, wenn das Werk gedeihen soll. Und zwar nicht nur im Sinne der theoretischen Vorarbeit, sondern auch im Sinne der Belehrung. Die Kenntnis des Völker-

---

[1]) Möchte doch auch die Presse endlich begreifen, daß das Haager Werk viel zu hoch dasteht, um ein Objekt für ihre Witze zu bilden. Sensationen sind allerdings im Haag nicht zu erwarten, da es sich dort um ernste Arbeit handelt. Aber die Enttäuschung darüber darf man nicht den Haager Konferenzen, sondern lediglich sich selbst, bzw. dem Umstande zuschreiben, daß man die Mission dieser Konferenzen nicht erfaßt hat.

rechts bedarf vor allen Dingen der Verbreitung. Das Interesse an völkerrechtlichen Fragen muß geweckt werden. Hier ist noch unendlich viel zu tun. Man darf überzeugt sein, daß bei besserem Bekanntsein des Völkerrechts, bei lebhafterer Anteilnahme der in erster Linie interessierten, aber auch weiterer Kreise an den völkerrechtlichen Problemen, mit andern Worten bei besserer wissenschaftlicher Fundierung schon heute im Haag weit größere Erfolge erzielt worden wären.

Daß die Universitäten hier bisher in manchen Ländern nicht genügend vorgearbeitet haben, liegt nicht etwa nur an den akademischen Lehrern. Auch die Hörer und nicht zum mindesten die Staaten selbst trifft hier ein Teil der Schuld. Um so mehr aber dürfte gerade der Gedanke einer internationalen, einer gemeinsamen Hochschule, die sich speziell dem Völkerrecht zu widmen hätte, Beachtung verdienen. Er ist in dieser Zeitschrift seinerzeit erörtert worden.[1]) Eine solche Pflegestätte des Völkerrechts, die mit den internationalen Organen im Haag in mehr oder weniger engem Zusammenhang stehen würde, dürfte vielleicht mehr als alles andre geeignet sein, die künftige Entwicklung des Haager Werkes in die richtigen Bahnen zu lenken.

Daß dieser Gedanke an die Begründung einer gemeinsamen Völkerrechtshochschule bei den Konferenzmächten zum Teil schon Boden gefaßt hat, haben ja die diesmaligen Verhandlungen im Haag erwiesen. Der Konferenzpräsident von Nelidow hat in der dritten Plenarsitzung dieses Vorschlages ausdrücklich Erwähnung getan.[2]) Die Folge davon war, daß der Konferenz ein von dem bekannten rumänischen Staatsmann Sturdza ausgearbeitetes Projekt unterbreitet wurde, das die Grundlagen für eine der internationalen Völkerrechtshochschule zu gebende Organisation enthält.[3])

---

[1]) Vgl. „Deutsche Revue" vom April 1907.

[2]) Vgl. dazu das Protokoll dieser Sitzung sowie den „Courrier de la Conférence" vom 21., 23. Juli, 13. August, 13. September 1907.

[3]) Statt in eine Erörterung einzutreten, lasse ich das Sturdzasche Projekt hier im Wortlaut folgen:

„Ayant en vue la nécessité de développement d'une manière méthodique du droit des gens et son application pratique dans les relations internationales, la Deuxième Conférence de la Paix siégeant à La Haye décide de créer une académie du droit des gens et de l'établir sur les bases suivantes:

Art. 1. Une Académie du Droit des Gens est fondée à La Haye.

Art. 2. Les membres de cette académie seront élus parmi les savants, les professeurs d'universités et les jurisconsultes les plus éminents de tout pays et d'une compétence reconnue dans les différentes matières du droit des gens, telles que droit international public et privé, droit de guerre, droit commercial comparé, systèmes du commerce et relations économiques, systèmes coloniaux, histoire du droit des gens.

Les cours de l'académie du droit des gens de La Haye se feront indistinctement en allemand, en anglais, en français et en italien.

Art. 3. Le nombre des membres de l'académie du droit des gens de La Haye ne sera pas supérieur à celui de dix. Ces membres seront nommés pour une période de . . . par la Seconde Conférence de la Paix de 1907.

Sollte es in absehbarer Zeit gelingen, eine Akademie im Haag, sei es nun mit der hier vorgeschlagenen, sei es mit einer etwas modifizierten Organisation, ins Leben zu rufen — und es ist anscheinend, wie auch Herr von Nelidow durchblicken ließ, wirklich nur der Kostenpunkt, welcher der Realisierung dieses Projekts vorläufig noch im Wege steht —, dann wäre damit in der Tat die beste Garantie dafür geboten, daß die den Haager Konferenzen vorliegenden Probleme auch wirklich mit der Zeit ihre Lösung finden werden. Wenn man von allem Anbeginn an auf den sicheren Grundlagen der Wissenschaft aufbaut, wenn man die Ergebnisse dieser Wissenschaft mehr und mehr zum Gemeingut aller Beteiligten werden läßt, dann kann es auch an einem Erfolge der praktischen Völkerrechtsarbeit nicht fehlen. Von Mißerfolgen wird dann sicherlich im Haag nicht mehr die Rede sein! Und wenn daher die Gründung einer Hochschule im Haag auch noch in keiner Weise im Sinne eines irgendwie die Entwicklung zum Abschluß bringenden Ergebnisses gedeutet werden dürfte, so wäre doch schon der Umstand, daß die Entwicklung damit in die rechten, erfolg-

---

Les cours annuels de l'académie du droit des gens se tiendront pendant les mois de mai, juin et juillet. Ils prendront leur commencement le 1er mai 1908.

Art. 4. Les frais de l'académie du droit des gens de La Haye seront prélevés sur les contributions des Etats représentés à la seconde Conférence de la Paix de 1907, qui adhéreront à la création de l'académie.

Chaque Etat adhérant déclarera la part contributive qu'il s'oblige à payer et qui s'élevera de 2000 à 4000, 6000, 8000 et 10000 Frs.

Art. 5. Le Conseil administratif permanent de La Haye constitué par l'art. 28 de la Convention pour le règlement des conflits internationaux de 1899, est chargé de l'administration intérieure et des fonds de l'académie du droit des gens de La Haye et fixera la rémunération des membres de cette institution internationale.

Art. 6. Dans le cas où cette académie prendrait un développement nécessitant un local spécialement aménagé et destiné à cet effet, le Conseil administratif permanent de La Haye s'adresserait aux Gouvernements des Etats adhérents pour réunir les fonds nécessaires.

Art. 7. Chaque Etat ayant adhéré à la création de l'académie du droit des gens de La Haye a le droit de désigner pour fréquenter les cours de cette institution des diplomates, des militaires, des employés des administrations supérieures des Etats et des savants.

Le nombre des envoyés aux cours de l'académie sera en proportion des contributions de chaque Etat, à savoir — deux, quatre, six, huit et dix."

Dazu schreibt Exzellenz Sturdza an die Konferenz: „Ce serait donc le moment de créer entre la juridiction internationale et la Conférence un lien, qui ne peut être un autre que celui de la science, afin que la pratique et la théorie puissent marcher de pair en s'entr'aidant mutuellement. Il siégerait alors à La Haye une institution complète du droit des gens, dont la direction serait confiée à la Conférence de la Paix, l'exécution pratique au Conseil administratif permanent institué en 1899, et le développement scientifique à une académie du droit des gens qui maintiendrait d'une manière méthodique la science à la hauteur des principes énoncés par la Conférence et la pratique à la hauteur des progrès inaugurés."

versprechenden Bahnen eingelenkt erschiene, von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Je gründlicher eine Sache vorbereitet ist, je unanfechtbarer ihre Grundlagen sind, um so mehr enthält sie auch die Gewährleistung des künftigen Gedeihens. —

Somit scheinen die beiden Postulate, die ich an die Lehren der zweiten Haager Friedenskonferenz glaubte knüpfen zu sollen, ja die sich aus denselben meines Erachtens ganz unabweislich ergeben — sind sie doch beide durch die Konferenz unzweifelhaft wesentlich mehr in unsre Nähe gerückt worden —, es wohl zu rechtfertigen, wenn ich nicht nur einen Mißerfolg dieser Konferenz in Abrede stelle, sondern umgekehrt gerade in dem, was diesen angeblichen Mißerfolg ausmacht, ein Hauptergebnis der zweiten Haager Friedenskonferenz erblicke.

Aus der Korrespondenz Leopolds I., Königs der Belgier (1852 bis 1856)

Von

Heinrich von Poschinger

Wir sind in der Lage, im nachstehenden einige bisher unveröffentlichte Briefe des Königs Leopold der Belgier aus den Jahren 1852 bis 1856 mitzuteilen, in denen sich dieselbe Weisheit bewährt findet, mit der dieser Monarch jederzeit die Interessen Belgiens und des Hauses Koburg wahrgenommen hat. Der erste Privatbrief des Königs ist an eine einflußreiche politische Persönlichkeit in Preußen gerichtet, zu einer Zeit, da mit Sicherheit vorauszusehen war, daß Louis Napoleon die von ihm infolge des Staatsstreichs vom 2. Dezember 1851 erfaßte Herrschaft einfach als die Fortsetzung des 1814 und 1815 durch die Waffengewalt Europas gestürzten Kaiserreichs ansehen und an dieses letztere wieder anknüpfen würde.

Laeken, den 14. April 1852.

„Eine sichere Gelegenheit bietet sich mir, um Eurer Exzellenz meinen besten Dank auszudrücken für Ihre wohlwollende Einwirkung auf unsre Handelsangelegenheiten, und ich benutze sie mit wahrer Freude.

Schon lange war es mein Wunsch, daß eine günstige Veranlassung sich bieten möchte, um mit Eurer Exzellenz in Berührung zu kommen und Ihnen auszusprechen, wie sehr ich Ihren Mut und die Ausdauer bewundert habe, mit denen Sie in höchst schwierigen Verhältnissen Gefahren abgewendet haben, deren Größe erst jetzt sich recht deutlich durch die neuesten Begebenheiten herausstellt.

Die Zukunft bietet nun wieder ganz neue Kombinationen. Gefährlich können sie nur dann werden, wenn die vier großen Mächte sich täuschen oder trennen lassen sollten. Die Stellung erscheint sehr einfach; Frankreich mag seinen inneren Haushalt gestalten, wie es ihm behagt, geschieht es auf eine Weise, die den Nachbar nicht mit Gefahr bedroht, so gehören ihm unsre besten Wünsche. Gegen jede Ueberschreitung seiner Grenzen, gegen jede Uebertretung der existierenden

Verträge muß Frankreich Europa vereinigt finden; ist dies der Fall, so wird auch wahrscheinlich der Versuch nicht gemacht werden. Die Idée fixe des ersten Empire wird bleiben, aber die Gefahr kann sie ajournieren machen. Eure Exzellenz können überzeugt sein, daß hier nichts geschehen wird, was Gefahr bringen könnte. Bei der großen Nähe sind einige militärische Maßregeln notwendig, um wenigstens eine komparative Sicherheit zu geben, doch werden sie so genommen werden, daß es schwer werden möchte, sie in ein falsches Licht zu stellen. Ich füge nun diesen Zeilen nur noch den Ausdruck meiner aufrichtigsten Hochachtung bei."

Der folgende an denselben Staatsmann gerichtete Privatbrief des Königs der Belgier betrifft die orientalische Verwicklung und datiert aus einer Zeit, da in Konstantinopel und Petersburg die Kriegsmanifeste erschienen und bald von der Donau und Asien Kanonendonner herüberhallte.

Windsor Castle, den 4. November 1853.

„Eure Exzellenz haben mir so schmeichelhafte Beweise von Vertrauen gegeben, daß ich mich dadurch veranlaßt fühle, Ihnen in dem jetzigen interessanten Augenblick meine Eindrücke über die hiesigen Zustände mitzuteilen. Bei meiner Ankunft waren die Verhältnisse im Innern des Kabinetts sehr gespannt, es gab bedeutende Meinungsverschiedenheiten über die orientalische Frage, die leicht einen Bruch herbeiführen konnten. Seitdem hat sich dies bedeutend gebessert, und die Ansichten, wie sie jetzt existieren, sind durchaus der Art, daß sie von Rußland sowohl als von der Pforte angenommen werden können. Seit dem Abgang der hiesigen Note hat man in Anregung gebracht, ob es nicht gut sein würde, die alten Verträge mit der Türkei in einen neuen Traktat zusammenzuschmelzen; die Kriegserklärung der Pforte macht dies überdies auch notwendig. Bei der friedlichen Stimmung der Kabinette scheint es doch nicht schwer, eine Deduktion zu finden, und Preußen und Oesterreich müssen sich anstrengen, um die gewünschte Solution zu finden, und vermittelnd wirken.

Die europäischen Verhältnisse überhaupt betreffend, so habe ich alle Ursache, mit den Ansichten, die man hier hat, zufrieden zu sein. Das gute Einverständnis mit Frankreich hat immer das Gute, daß es eine gemäßigte Politik zur Folge hat und Frankreichs Eroberungspläne verschiebt; Preußen hat alle Ursache, dies nicht ungern zu sehen, und wir haben hierin mit Preußen ein ganz gleiches Interesse. Eine große Gefahr würde ein Kabinettwechsel uns bringen, die Kriegsneigung würde das Uebergewicht gewinnen, und offenbar würde ein Meinungskampf die Folge sein. Möge es Eurer Exzellenz gelingen, recht günstig auf die orientalische Frage zu wirken, Sie kennen meine Ansicht über die großen Dienste, die Sie bereits geleistet haben, sowie die herzlichen Gesinnungen von Hochachtung, die ich Ihnen gewidmet habe."

Im April 1853 erklärte Preußen der belgischen Regierung, daß, wenn Belgien gesonnen sein sollte, den Vertrag mit Frankreich vom 13. Dezember 1845

zu erneuern, ohne die ihm eingeräumten Begünstigungen auf den Zollverein auszudehnen, dies ein Grund zur Kündigung des handelspolitischen Verhältnisses zwischen dem Zollverein und Belgien werden würde. Als später ein enges handelspolitisches Verhältnis zwischen Frankreich und Belgien zustande kam, schritt zwar Preußen nicht zur Kündigung, jedoch wurde bestimmt, daß eine solche jederzeit in der Art erfolgen könne, daß vier Wochen danach der Vertrag von 1844 und die Additionalkonvention vom 18. Februar 1852 außer Kraft treten sollten.

Hierauf bezieht sich das nachfolgende Privatschreiben des Königs der Belgier an den vorhin gedachten Staatsmann.

Laeken, den 21. November 1853.

„Eure Exzellenz werden mir heute erlauben, einige Zeilen, unsre eignen Angelegenheiten betreffend, an Sie zu richten. Ohne in die Details der Sache einzugehen, die Ihnen hinlänglich bekannt sind, oder die Theorie des Handelsministeriums zu prüfen, erscheint es mir als praktisch, den provisorischen Zustand zwischen uns und dem Zollverein zu erhalten. Eine Form findet sich leichter für die provisorische Erhaltung eines Zustandes als für eine definitive Maßregel. Theoristen sagen: Périssent plutôt les colonies qu'un principe, wie man dans la Convention Nationale sagt, dies würde jedoch sehr zu bedauern sein. Groß ist der Nutzen nicht, den man hier von den preußischen Zugeständnissen gehabt hat, aber es war eine Veranlassung für wohlwollende Annäherung. Das gewaltsame Abbrechen dieser Verhältnisse würde höchst unangenehm das Land berühren, es würden die alten Gelüste nach weitgehenden Verbindungen mit Frankreich erwachen, es würde und könnte nur schädlich wirken. An Eurer Exzellenz wohlwollenden Gesinnungen wird es gewiß nicht fehlen; das politische Interesse liegt zu klar vor, ich schließe daher mit der Bitte um Ihre Vermittlung und dem Ausdruck meiner herzlichsten Hochachtung."

Das nachstehende Privatschreiben des Königs der Belgier an denselben Minister betrifft die orientalische Frage zu einer Zeit, als darüber zwischen Oesterreich und Preußen starke Meinungsverschiedenheiten herrschten und Oesterreich sogar so weit ging, an die Mobilisierung eines Teiles der Bundesarmee zu denken.

Laeken, den 8. August 1854.

„Wie sehr würde es mich erfreuen, in diesem wichtigen Augenblick mündlich mit Eurer Exzellenz mich zu unterhalten, da dies nun nicht wohl möglich ist, so erbitte ich mir Ihre Verzeihung, wenn ich es schriftlich tue. Vergangenes Jahr hatte ich die sehr wahre Freude, Eurer Exzellenz aussprechen zu können, wie sehr ich Ihr treuer Anhänger bin, wie sehr ich die großen Dienste anerkenne, die Sie seit Ihrer Leitung der Geschäfte dem allgemeinen Besten geleistet haben. Da mir gerade jetzt die Krisis als sehr wichtig erscheint, so will ich in aller Kürze Eurer Exzellenz meine Ansicht mitteilen.

Die Stellung des englischen Kabinetts ist durch die öffentliche Meinung dominiert, eine richtige Anerkennung der Verhältnisse im Zusammenhang mit der

Zukunft ist von den Gefühlsergüssen eines lebhaften Volkes nicht zu erwarten. Rußland nach der Volksansicht soll unschädlich gemacht werden. Von direkten Unterhandlungen läßt sich bei solchen Zuständen nur wenig hoffen, es müssen sich mächtige Zwischenelemente bilden, die, von beiden Teilen angehört, das billig Erscheinende zu vermitteln suchen. Meiner Ansicht zufolge kann dies nur durch eine enge Verbindung zwischen Preußen und Oesterreich erreicht werden, die zwei Staaten bilden zusammen eine imposante Macht, nur auf eine solche wird gehört werden. Sollte sich Preußen isolieren, so ist die nächste Folge ein Allianztraktat der westlichen Mächte mit Oesterreich, der den ganzen Charakter des Kriegs ändert und den Frieden weit hinausschiebt, denn die Forderungen gegen Rußland werden sich so steigern, daß deren Annahme fast unmöglich werden wird. Preußen stände dann allein allen Gefahren einer solchen Stellung ausgesetzt, ohne selbst eine wahrscheinliche Chance, Rußland nützen zu können. Die westlichen Mächte würden Preußen so mißhandeln, daß es unwillkürlich sich in den ungleichsten Kampf verwickelt sehen würde, in dem die ganze Last des Krieges auf seine Länder fallen würde!

Bei dem Vertrauen, was mir der König seit langen Jahren geschenkt hat, habe ich es für meine Pflicht gehalten, Ihnen recht ehrlich meine Meinung zu sagen, verdächtig bin ich nicht in der Sache, ich wünsche das, was im wahrsten Interesse von Europa ist. Eurer Exzellenz Stellung, Ihr Mut, Ihre klare Ansicht ist von unendlicher Wichtigkeit, lassen Sie sich nicht durch so manche Plage bewegen, Ihre Stellung aufzugeben. Niemand vermag so wie Sie die Sachen zum besten zu leiten, niemand wird durch eine ruhige, zusammenhängende Politik größeres Vertrauen Europa einzuflößen imstande sein. Ich sende diesen Brief durch eine sichere Person nach Berlin, und es würde mich ungemein beruhigen, Eurer Exzellenz Ansichten kennen zu lernen, auch bin ich bereit, Ihnen alle Auskunft zu geben, die Ihnen wünschenswert erscheinen möchte. Ich schließe mit der Bitte, mir Ihr wohlwollendes Vertrauen zu erhalten und den Ausdruck meiner ausgezeichneten Hochachtung zu empfangen."

Der nachstehende letzte Brief des Königs Leopold ist an den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gerichtet. Derselbe betrifft gleichfalls die orientalische Verwicklung und er fällt ungefähr in die Zeit, da die russische Regierung sich zur Annahme der von Wien ausgehenden Friedenspropositionen purement et simplement bereit erklärt hatte.

Laeken, den 1. Februar 1856.

„Eure Majestät werden mir erlauben, das neue Jahr nicht weiter fortschreiten zu lassen, ohne Ihnen meine herzlichsten Wünsche für dasselbe darzubringen.

Seit dem Herbst habe ich Eure Majestät nicht mit Schreiberei belästigt; jetzt sind die Dinge, dem Himmel sei es gedankt, so weit, daß man hoffen kann, daß der Friede erreicht werden wird. Als Gefühlssache kam die Adhäsion Rußlands dem englischen Publikum ungelegen. Man hatte große Rüstungen gemacht und erwartete großartige Schauspiele als Resultat. Für Rußland war der ver-

gangene März der wahre Augenblick; der Kampf endete mit der Ueberzeugung Europas, daß Rußland unangreifbar wäre.

Da der Kaiser Alexander nach dem Tode des Kaisers, seines Vaters, mir den Wunsch ausdrückte, ich möchte fortfahren, vertraulich meine Ansichten ihm mitzuteilen, so habe ich dies auch recht ehrlich getan. Ein großer Krieg führt leicht zu neuen; um dies zu vermeiden, erscheint mir die Erneuerung der Konferenz der fünf großen Mächte ungemein wünschenswert. Die Sicherheit der Staaten, wie sie seit 1815 durch die Verbindung der drei großen nordischen Mächte begründet war, und der England häufig beitrat, ist vorüber; nur durch die europäische Konferenz der fünf Mächte kann sie wieder hergestellt werden. Ehe man sich zu Extremen neigt, kann die Sache friedlich erwogen werden, und die Transaktion wird wahrscheinlich. Geschieht dies nicht, so bekommen wir alle Augenblicke l'appel aux armes und das politische Duell; kommt es nicht so weit, ganz bestimmt die brutalste Behandlung der einzelstehenden Macht. Möchten Eure Majestät mir beistimmen und mich in meiner Ansicht unterstützen; ich gedenke die Konferenz bei allen zu verfechten und hoffentlich nicht ohne Erfolg. Nun schließe ich mit der Bitte, mich dem Andenken der Königin zurückzurufen; ich bin und bleibe Ihr treuer Verehrer, bewahren mir Eure Majestät Ihr Wohlwollen und Ihr Vertrauen und empfangen Sie den Ausdruck der herzlichen Anhänglichkeit, mit der ich verbleibe

Eurer Majestät treu ergebener

Vetter und Bruder

Leopold."

Wie können wir uns mit den Polen verständigen? Eventuell zu einem dauernden Frieden gelangen?

Von

M. von Witten

Diese brennende Frage legt sich jeder Ernstdenkende immer und immer wieder von neuem vor angesichts der Gewaltmaßregeln, zu denen unser Preußen, um sich gegen die staatsfeindlichen Maßnahmen der Polen zu schützen, nun endgültig entschlossen scheint.

Wir können es uns nicht verhehlen, es ist ein bitterernster Schritt, zu dem wir bereit sind. Und wie vor jedem Augenblick, in dem wir, um mit unserm Dichter zu reden, eine Frage frei haben an das Schicksal, halten wir alle, die wir unser Volk und Vaterland lieben, die wir glauben, daß einst die Weltgeschichte von uns und unsern Taten Rechenschaft fordern wird, mit bangem Atem an, um noch einmal im Gefühle heiligster Verantwortung zu fragen:

Gibt es keinen andern Weg zum Frieden?

Wohl gäbe es einen andern Weg, einen Weg, für polnische und germanische Preußen gleich ehrenvoll und menschenwürdig zu gehen. Aber der polnische Preuße müßte diesen Weg zuerst beschreiten — er müßte zum mindesten den ersten Fuß darauf setzen. Denn der Deutsche ist hier in der Ostmark der Angegriffene, der in seiner Existenz vom Polen Bedrohte. Nicht umgekehrt ist es der Fall — wie es die polnische Presse mit pathetischen und haßerfüllten Worten so gern dem In- und Ausland, vor allem aber den Polen selber glauben machen möchte. Das beweisen die Tatsachen mit überzeugender Gewalt. Sie stehen über allem Parteienhaß. Sie sind unsre Richter.

Und weil dem so ist, wollen wir vor ihren Richterstuhl treten und in dieser ernsten Stunde fragen:

Welches Unrecht haben wir gegen die Polen begangen? Und welches ist der Polen Schuld gegen uns?

Und wenn wir beide — Polen und Deutsche — klar erkennen und aufrichtig — ohne Bemäntelung, ohne Beschönigung — eingestehen, worin wir gefehlt, dann können wir auch den Weg zum Frieden finden, zu einem Frieden, welcher die schönsten Lebenskeime in sich birgt. —

Welches das Unrecht ist, das wir gegen die Polen begangen?

Nicht dadurch etwa haben wir gefehlt, weder im moralischen noch im politischen Sinne, daß wir die Landesteile Westpreußen und Posen der preußischen Krone einverleibten. Denn Westpreußen war wie Ostpreußen uraltes deutsches Ordensland, das der deutsche Ritterorden, von den Herzögen Kujaviens gegen die Pruzzen ins Land gerufen, mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft der deutschen Kultur erschloß und vom Kaiser Friedrich zum ewigen Lehn erhielt, was selbst der Papst urkundlich bestätigte.

Wie Elsaß-Lothringen einst an Frankreich, so ging Westpreußen durch Gewalt, List und Verrat an Polen verloren. Und wie Kaiser Wilhelm der Große 1871 das Kleinod am Rhein, so hat der große Friedrich 1772 das Kleinod an der Weichsel dem deutschen Vaterlande wieder zurückgewonnen — diesen einst so blühenden Garten, der sich unter der Polen Hand zur trostlosesten Wüstenei gewandelt.

Was aber unsre Provinz Posen betrifft — das ehemalige Großpolen —, so war es geradezu eine Pflicht der Selbsterhaltung für Preußen, bei den Teilungen 1793/95 zu verhüten, daß das übermütige Rußland, welches schon seine Hand auf ganz Polen gelegt, sich mit den neugewonnenen polnischen Gebietsteilen wie ein Keil in die preußischen Lande hineinschob.

Preußen mußte deshalb einen Anteil verlangen.

Das Zuviel dieser Erwerbungen — Süd- und Neuostpreußen — ging in den Stürmen, die unter dem Feldherrnstab Napoleons ganz Europa erschütterten, wieder verloren. Unsre Provinz Posen aber ward Preußen nach dem Sturze Napoleons, welcher die Polen, die sich von neuem erhoben hatten, mit in den Abgrund riß, auf dem Wiener Kongreß endgültig zugesprochen. Das Königreich Polen, das schon seit anderthalb Jahrhunderten — infolge seines moralischen und poli-

tischen Verfalls — jede Existenzberechtigung als selbständiger Staat verwirkt hatte, blieb von der Landkarte verschwunden. Ganz Europa sanktionierte den Wiener Vertrag. —

Unser Besitz von Westpreußen und Posen besteht also zu vollstem Recht. Wir müssen demgemäß unser Unrecht in einer andern Richtung suchen.

Wir haben uns trotz aller Nachsicht, trotz aller Güte, trotz aller Liebe, die wir unsern polnischen Preußen entgegengebracht, trotzdem wir mit unentwegter Arbeitsfreudigkeit ihr wüstes verwildertes Land, in dem ganz unglaublich traurige und gesetzlose Zustände herrschten, aus seiner Anarchie erlösten und ihnen dadurch ein menschenwürdiges Dasein schufen — ihre Gegenliebe nicht zu erwerben gewußt.

Das ist eine bittere Erkenntnis!

Und die Ursache? Der Grund?

Urteilen wir selbst:

Ein kleiner Bruchteil des polnischen Volkes ward uns von dem Walten der Geschichte anvertraut — wir sollten es erziehen, auf daß es gemeinsam mit uns an den Aufgaben der Menschheit teilnehme, daß es gemeinsam mit uns daran schaffe, diese Landstriche einer höheren Kultur entgegenzuführen. Das polnische Volk — im bürgerlich-bäuerlichen Sinne — steckte damals noch in den Kinderschuhen. Es hatte weder ein nationales Bewußtsein noch ein Bewußtsein seiner Rassenzugehörigkeit. Seine Seele schlummerte noch. Unter Preußens milder sonniger Herrschaft erwachte sie zum Leben.

Mit zielbewußter Strenge, der sich zur rechten Zeit weise, verständnisinnige Milde gepaart hätte, wäre es nicht allzu schwer gewesen, trotz aller Intrigen und Wühlereien, trotz aller Hindernisse, die Adel und Geistlichkeit bereiteten, diese junge wachsende Volksseele mit Gegenliebe zu erfüllen. Das beweist das Jahrzehnt der Flottwellschen Oberpräsidentschaft. Noch ein zweites solches Jahrzehnt, und es würde heute keine „Polenfrage" geben. — Aber statt dessen lenkte unsre Regierung unter dem edeln, doch romantisch fühlenden König Friedrich Wilhelm IV. wieder in jene Versöhnungspolitik größten Stiles ein, die unter dem König Friedrich Wilhelm III., von 1815 bis 1830, schon so böse Früchte getragen, und von der sich dieser Monarch, durch die Erfahrungen belehrt, noch glücklicherweise rechtzeitig emanzipiert hatte. Was aber wurde in jenen Jahren der Schwäche — von 1840 an — verschuldet! Nicht nur, daß Minister, Oberpräsident und Regierung drei Jahrzehnte lang durch geradezu empörende Nachgiebigkeit den deutschen Namen in unsrer Provinz entwürdigten und den polnischen Intrigen dadurch Vorschub leisteten — sondern das gesamte deutsche Volk jauchzte 1848 den polnischen Freiheitshelden in strafwürdiger Verblendung zu — jenen Wühlern und Rebellen, die, tollkühn mit dem Leben spielend, die Fackel der Revolution in unsre Ostmark getragen — dieser Revolution, der Tausende unsrer deutschen Brüder zum Opfer gefallen.

So ward das ganze deutsche Volk an jenen Greueltaten mitschuldig! Wieviel Unheil wäre verhütet worden, wenn König Wilhelm IV. den Mut gehabt, damals die Todesurteile der überführten Hochverräter zu unterzeichnen!

Als Bismarck seine eiserne Hand ans Staatsruder legte, war es so weit gekommen, daß er den Ausspruch tun konnte: „... ich habe das Gefühl, daß der Boden in unsern ostmärkischen Provinzen unter uns wankt ...“

So war er gezwungen — um uns Deutsche im eignen Lande zu schirmen —, gegen die polnischen Preußen weit schärfere und einschneidendere Maßregeln zu ergreifen, als es vor dreißig Jahren Flottwell nötig gehabt hatte. — Trotz aller Verleumdungen — trotz aller Hetzarbeit hielt Bismarck die Polen im Schach. Aber noch war die Zeit zu kurz gewesen, um ihre maßlosen Ansprüche ein für allemal in die gebührenden Schranken zurückzubannen, als nach dem Scheiden des großen Kanzlers mit der Aera Caprivi wieder die verderbenbringende Versöhnungspolitik über unsre Ostmark hereinbrach. — Auch nachdem Caprivi sein Amt niedergelegt, fühlte die sensible Seele des Polen nur zu häufig die unsichere Hand der Regierung. Der Schulstreik brachte uns endlich von allem Schwanken Erlösung. Die Folgen der ruhigen, gütigen, zielbewußten Strenge blieben nicht aus. Sie gereichten Polen wie Deutschen zu gleichem Segen. Heute regt der Schulstreik als solcher keinen Menschen mehr auf. Was aber wäre aus der Bewegung geworden, wenn unsre Regierung nachgegeben hätte?!

Das also: unsre blinde Nachsicht, unsre verblendete Nachgiebigkeit, verbunden bald mit Lässigkeit, Bequemlichkeit und Indolenz, bald mit einem unklaren romantischen Mitgefühl für die angeblich Bedrängten — das — nichts andres — ist unsre Schuld gegen unsre polnischen Preußen!

Verhehlen wir es uns nicht! Die begangenen Fehler sind groß!

Und wie ein drohendes Memento mori rufen uns heut unsre drei Millionen Preußen zu: Ihr wart der hehren Aufgabe, die euch geworden, bisher nicht gewachsen! Liebe und Güte, die nicht gepaart ist mit edler charaktervoller Strenge, ist nichts andres als verächtliche strafwürdige Schwäche. Nur die moralisch Starken haben ein Recht zu leben! —

Und die Schuld der Polen gegen uns?

Ihr blindwütiger Haß!

Wie ein wildgehetzter Stier auf ein rotes Tuch, so stürzen sie sich auf alles, was deutsch heißt, und treten es in künstlich gezüchteter Wut in den Staub.

In künstlich gezüchteter blinder Wut, die den Massen eingeimpft wurde durch Adel, Priester und Presse. Je größere Zugeständnisse Preußen machte, je mehr es gewährte, desto ärger schimpften unsre polnischen Preußen, desto höhere Anforderungen stellten sie.

So ist es seit 1817 mit steigender Tendenz gegangen. Nur in Westpreußen und dem Netzedistrikt — in Schlesien selbstredend — machte sich die polnische Agitation erst in späteren Jahren in weiterem Umfange geltend. Ebenso war dies anfänglich im Departement Posen bei der Landbevölkerung der Fall. Diese wußte die Wohltat der preußischen Regierung, die ihr mit den Agrargesetzen die Freiheit gebracht, wohl zu schätzen und schloß sich der antipreußischen Bewegung nicht an, bis der polnische Klerus die vom Adel getragene Agitation

auch zu seiner Sache machte. Das in die Herzen des Volkes gegen seine Wohltäter gesäte Mißtrauen ging in aller Stille — von keinem Auge beachtet, von keiner Hand gerodet — in ungeahnter Ueppigkeit auf. Und so ist denn die Geschichte dieser Jahrzehnte eine ununterbrochene Kette von Wühlereien und Verleumdungen, von bitteren, für Polen und Deutsche gleich verhängnisvollen Zerwürfnissen. Fanatische Wut und grimmiger Haß lodern, kaum bezähmt, in den Seelen unsrer polnischen Preußen, um beim geringfügigsten, alltäglichsten Anlaß jedem Deutschen, eben weil er ein Deutscher ist, entgegenzuflammen.

Das ist die Schuld unsrer polnischen Preußen gegen uns!

Dieser blindwütige unsinnige Haß, den sie sich geradezu suggerieren, den sie von allem, was sich zum polnischen Volksstamm rechnet, als naturgemäße Wesenheit fordern! Dieser unwürdige, ungerechtfertigte Haß, der ihnen jedes unbefangene Urteil raubt, der sie zu Täuschung und Betrug verführt, der ihnen *jedes* Mittel heiligt, wenn sie glauben, dadurch ihrem Ziele: der Vernichtung des Deutschtums und damit der Aufrichtung eines neuen Polenreiches näher zu kommen.

Einmal die Verwirklichung dieses utopischen Gedankens zugegeben: würde das polnische Volk unter einer polnischen Regierung glücklicher werden?

Wer die Geschichte der Polen, wer ihren Charakter kennt, muß diese Frage unbedingt verneinen!

Das unruhig flackernde Feuer des sarmatischen Blutes, das jetzt im Deutschenhaß einen so willkommenen Blitzableiter findet, würde sich dann nur zu bald gegen die eignen Stammgenossen kehren.

Außerdem fehlt es dem Polen wie jedem echt weiblichen Wesen — es gibt männliche und weibliche Charaktere auch unter den Völkern — an jenem scharf entwickelten Gefühl für Verfassungs- und Rechtsordnung wie überhaupt für jede objektive Gerechtigkeit, auf der allein ein geordnetes Staatswesen sich aufbauen und zu dauernder Blüte entfalten kann.

Dagegen:

Was entbehren unsre polnischen Preußen bei uns?

Jeder Aufrichtige könnte und müßte antworten: Nichts!

Sie leben in einem Rechtsstaat, der ihnen zu blühendem Wohlstand verhilft, in einem Lande, dessen Namen einer der ersten auf der ganzen Erdenrunde ist, dessen Kronenträger nicht nur zu den edelsten und hervorragendsten Persönlichkeiten unsrer Zeit gehört, sondern auch die glänzendsten Vertreter des alten versunkenen Polenreichs tief in den Schatten stellt.

Die Zukunft in ihrem Utopien kann ihnen keine glänzenderen Perspektiven eröffnen. Wohl aber könnte die Zukunft im deutschen Adoptivvaterlande sich noch viel reicher und glücklicher gestalten!

Was könnte aus unsrer Ostmark werden, in der jetzt jedes rein menschliche Interesse schweigt, in der jetzt alles und jedes Ding nur vom nationalen Gesichtspunkt aus betrachtet werden kann, wenn der polnische Preuße seine staatsfeindlichen Pläne fallen ließe und uns in ehrlicher staatstreuer Absicht die Hand

zum Frieden reichte? Wenn das oft so liebenswürdige, phantasievolle, impulsive Temperament des Polen sich mit dem ernsten, tiefgründigen, ausdauernden Wesen des Deutschen mischte! Wenn beide wie Mann und Weib, nicht sich befehdend, sondern sich ergänzend, gemeinsam für das Blühen und Gedeihen unsrer Ostmark schaffen und wirken würden!

Welch herrliche, spezifisch ostmärkische Kultur könnte sich dann hier entwickeln! Eine Kultur, die innerhalb ihrer bescheidenen Grenzen zur Veredlung der Menschheit beitragen würde.

Denn das ist doch das letzte Ziel jedes menschenwürdigen Strebens.

Und warum sollte das nicht angängig sein?

Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg!

In Wahrheit scheidet uns nichts — nichts voneinander: keine Wesensverschiedenheiten — keine zweierlei Kulturanschauungen!

Wesensverschiedenheiten können nur unzivilisierte Völker trennen. Völker auf hoher Kulturstufe müssen einander verstehen lernen und sich gegenseitig befruchten.

Und was der Pole an Kultur besaß und besitzt, das ist aus deutscher Saat entsprossen.

Aber die Religion?

Sie gerade sollte uns vereinigen. Denn sie spricht in allen Sprachen: Liebet einander!

Bliebe einzig die Sprache.

Der polnische Preuße spreche seine Sprache daheim, soviel er mag. Im ganzen öffentlichen Leben muß in Deutschland die deutsche Sprache die alleinige Landessprache sein.

Nein! Nein! Es trennt uns wirklich keine unübersteigbare Kluft: Dafür gibt der Bruchteil der germanisierten Polen, von dessen slawischem Ursprung nur noch der Name zeugt, den schlagendsten Beweis. Und wieviel rein deutsches Blut fließt in den Adern unsrer „polnischen" Preußen. Wie viele der polnischen Namen, die uns heute entgegenklingen, sind in den letzten Dezennien, sind vor allem im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert erst aus rein deutschen Benennungen polonisiert!

Nur ein Phantom ist's, das sich zwischen uns schiebt — das mit mephistophelischem Hohnlachen jede Blüte aufkeimender Verständigung zwischen den gierigen Fingern zerdrückt —, das Phantom eines Zukunftsstaates — das Phantom der Wiedergeburt eines polnischen Reichs.

Wollen unsre polnischen Preußen wirklich um dieses Phantoms willen eine blühende Gegenwart und eine noch blühendere Zukunft opfern?

Noch ist es Zeit zu gütlicher Verständigung!

Wir stehen am Scheidewege.

Beharrt unser polnischer Preuße in seiner deutsch- und preußenfeindlichen, staatsverräterischen Gesinnung — so sind wir gezwungen, uns und unser Vaterland mit allen für recht erkannten Mitteln gegen sie zu schützen. Oder wir wären des deutschen Namens nicht mehr wert!

Aber das dürfen wir als die Stärkeren in dieser ernsten Stunde wohl aussprechen und aufs nachdrücklichste betonen:

Wir ostmärkischen Preußen germanischer Rasse, wir wünschen und ersehnen aus aufrichtigstem Herzen — nicht den Kampf — sondern den Frieden!

Wenn gleiche Gefühle unsre polnischen Preußen beseelten, wie leicht ließe sich dann auf einem allgemeinen Friedenstag zu Posen, der von Priestern und Laien gleich zu beschicken wäre — zu dem jeder — Pole wie Deutscher — Zutritt hätte, eine gegenseitige Verständigung und Versöhnung anbahnen und der Weg zum dauernden Frieden finden!

Der Wille zum Frieden müßte nur auf beiden Seiten vorhanden sein!

Unser polnischer Preuße füge sich als treuer Bürger in unser Staatswesen ein, er verschließe sich nicht länger unsrer deutschen Gemeinschaft, er verbanne die berüchtigten Hetzagenten als seiner unwürdig aus seinen Reihen, er weise die aufreizende staatsfeindliche polnische Presse selber in die gebührenden Schranken zurück — und in demselben Augenblick wird auf unsrer Seite der Ruf nach „Enteignung“ und „Einspruchsrecht“ verstummen — nach einer Polenvorlage, die nichts als ein Akt der Notwehr ist!

Mit Freuden würden wir die dargereichte Hand ergreifen — ein neuer Geist, der Geist kraftvoller Bruderliebe würde in aller Herzen einziehen, der Geist kraftvoller Liebe, der den Christen erst zum Christen, der den Menschen erst zum Menschen macht. Gemeinsame Interessen — gemeinsame Ziele! Das wäre die Signatur der neuen Zeit — und der Weg gemeinsamer Arbeit — das ist der Weg zum Frieden — zu einem Frieden, der für Land und Volk unsrer Ostmark die höchsten Segnungen in sich birgt.

Fürst Metternich und der Uebertritt des Herzogs Karl II. von Lucca zum Protestantismus

Von

Vera von Demelić

Die Episode von dem Glaubenswechsel des Herzogs Karl II. von Lucca gehört zu den Ereignissen, die neben den großen Staatsaktionen herlaufen und bisweilen in ihre Netze geraten, ohne jedoch bestimmenden oder nachhaltigen Einfluß auf sie auszuüben. In deutschen und italienischen Geschichtswerken wird die merkwürdige innere Entwicklung des italienischen Souveräns fast gar nicht oder nur flüchtig erwähnt. Ein Schreiben Metternichs an den österreichischen Gesandten in Toskana, Grafen Seufft, das sich im Archive des Schlosses Stiebar befindet und mir von der Besitzerin — der bekannten Dichterin Josephine Freiin von Knorr — in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt wurde, bot Veranlassung zu vorliegender Skizze; die weiteren Fäden fanden sich dann im Haus-,

Hof- und Staatsarchiv in Wien, wo meinen Nachforschungen die freundlichste Förderung zuteil wurde. Haarscharfe Bestimmungen mit Bezug auf Zeit und Persönlichkeit ließen sich freilich nicht immer herstellen. Das Hauptgewicht lege ich auf die psychologische Seite der Frage, von der betrachtet sie ja übrigens auch am merkwürdigsten und interessantesten ist.

*

Karl II. von Bourbon, Herzog von Lucca, Infant von Spanien, wurde am 22. September 1799 als Sohn des Königs Ludwig von Etrurien und der Infantin Marie Luise, Tochter Karls VI. von Spanien, geboren. Diese übernahm nach dem Tode ihres Gatten die Regentschaft für ihren unmündigen Sohn, dem sie eine streng katholische Erziehung angedeihen ließ. Am 13. März 1825 übernahm Karl die Regierung in Lucca.

Wir entnehmen Reumont[1]) folgende Charakteristik des Fürsten: „Die Natur hatte Karl Ludwig von Bourbon manche schöne Eigenschaften verliehen. Er vereinigte lebendigen Geist, rasche Auffassung, Schönheitssinn und Geschmack an Literatur und Kunst, vielseitige Kenntnisse, treffenden Witz mit vornehmer Erscheinung, einnehmendem Wesen, Courtoisie und Gewandtheit; er besaß in hohem Grade Großmut, milden Sinn.“

Aehnlich schildert ihn Tivaroni,[2]) und auch Graf Bombelles, der österreichische Gesandte am Florentiner Hofe, nennt ihn „franc et loyal“.[3]) Leichtsinn, Wankelmut, übermäßiger Hang zu frohem Lebensgenusse wird ihm jedoch allgemein vorgeworfen. Reumont entschuldigt dies mit der törichten Erziehung, die überhaupt jungen Prinzen zuteil wird: nach der einen Seite lästiger Zwang formeller Rücksichten, in geistiger und seelischer Beziehung ein Hineinpressen in eine bestimmte, die religiöse Richtung, nach der andern eine allzu frühe, allzu große Freiheit der Lebensweise und des Lebensgenusses. Zu alledem fehlte es noch Karl an einem zielbewußten, auf die Zukunft gerichteten Pflichtgefühl. Denn sein Staat war ihm durch die Bestimmung des Heimfallrechtes an Toskana gleichsam nur als Provisorium zugewiesen. Er selbst fühlte sich in erster Linie mehr Prinz von Geblüt und Souverän und soll einmal geäußert haben: „Si je n'étais pas duc de Lucques, je serais toujours gentilhomme d'assez bonne maison.“[4]) Die Verführungen, die den jungen, schönen, liebenswürdigen Mann umgaukelten, trugen auch nicht dazu bei, seinem Geist und Charakter eine ernste

[1]) Geschichte Toskanas, II. Bd. S. 513 ff.

[2]) L'Italia durante il dominio austriaco.

[3]) Bombelles an Metternich, Florenz, 30. August 1825, H. H. u. St. A.: Il a des défauts qui sont le résultat d'une éducation négligée sur le rapport moral, car du reste, il a des connaissances et beaucoup d'esprit naturel . . . Votre Altesse le trouvera loyal et franc et attaché de cœur et d'âme à l'Autriche . . . Votre Altesse ne s'arrêtera pas à quelques formes un peu italiennes, à des dehors parfois négligées, mais Elle percera jusqu'au fond, et Elle trouvera un cœur droit et généreux, une âme d'une rare noblesse et un esprit toujours égal et souvent piquant.

[4]) Reumont a. a. O.

und stetige Richtung zu geben. Oft wird Metternich von den Italienern beschuldigt, den Schwächen des Prinzen, wie denen des Aiglon, Vorschub geleistet zu haben. Der österreichische Gesandte, Graf Bombelles, wird als gewissenloser Verführer hingestellt.[1]) Diese Beschuldigungen sind aber zum mindesten sehr übertrieben. Metternich läßt den Fürsten stets an seine Pflichten gegen sein Volk gemahnen, und wenn er ihn in seine Interessensphäre ziehen will, geschieht dies nicht aus eigennützigen Motiven. Er will die Entwicklung des Infanten überwachen, weil Karl als zukünftiger Souverän von Parma inmitten gut österreichischer Besitzungen in Italien dereinst herrschen sollte.

Anfangs geht auch alles ausgezeichnet. Karl zeigt warme Anhänglichkeit an Oesterreich und sucht den Beifall des Kaisers und seines Ministers. Gegen Frankreich, das stets mit Oesterreich um den Einfluß in Italien wetteifert, benimmt er sich viel spröder.[2]) Es will ihn auch auf seine Seite herüberziehen, gebraucht aber ihm gegenüber einen Ton, der dem empfindlichen Stolze des Bourbonen nicht behagt.[3]) Metternich weiß ihn besser zu behandeln, doch auch ihm gelingt es nicht, den jungen Herrscher seinen Grundsätzen dienstbar zu machen. Frühzeitig neigte der Herzog stark zu fatalen freiheitlichen Gesinnungen, denen Metternich spinnefeind war. Nicht aus unedler Gesinnung heraus; allein der Kanzler hatte an der französischen Revolution gesehen und erlebt, welche Greuel im Namen der Freiheit verübt wurden und welchen Druck Napoleon, dieser despotische Träger freiheitlicher Ideen, auf die Welt ausgeübt hatte. Er konnte das Heil der Völker nur in den alten patriarchalischen Zuständen erblicken, und darum trachtete er, alle wühlenden Elemente, deren es besonders in Italien viele gab, im Keime und unnachsichtlich zu ersticken. In diesem Sinne beeinflußte er die ihm willig gehorchenden Souveräne Italiens, und sonderbar, gerade der leichtsinnige, wankelmütige Karl, der über das kleinste Territorium auf der Halbinsel und auch da nur provisorisch gebot, den niemand ernst nahm, der „Knabe Karl" gerade wich von der Metternichschen Marschroute bedenklich ab. Sein feuriger, jugendlicher Geist entzündete sich an dem Geiste *seiner* Zeit. Wie ihm des Kanzlers Erfahrungen und folglich auch dessen Bedenken fremd waren, so blieb er auch nicht taub gegen die Wünsche seines Volkes nach freieren Regierungsformen. Vielleicht war es gerade seine frivole Lebensweise, die ihn mit diesem in engere Berührung brachte, denn er mochte im Verkehr mit Leuten aus dem Volke, mit Personen, die alles eher als hoffähig waren, denen sonst ein Fürst sich kaum zu nähern pflegt, gar manches kennen gelernt haben, was den *Menschen* in ihm ergriff und den *Herzog* zu großmütigen Taten hinriß. So verminderte er die Steuern, setzte die Zivilliste herab, vermehrte die Schulen. Auch konstitutionellen Forderungen lieh er gern sein Ohr, und man legt ihm

---

[1]) Bianchi: Storia documentata d'Italia.

[2]) Bombelles an Metternich, Florenz, 21. Juli 1826.

[3]) Ibid. „Quoique assez faible de caractère, son amour propre, une fois irritée, n'est pas facile à vaincre."

die kluge Aeußerung in den Mund: „Da man so enden müsse, sei es besser, damit anzufangen.“ [1])

Schon im Jahre 1830 hören wir den österreichischen Gesandten in Florenz, Grafen Saurau, den Vorwurf erheben, Lucca sei ein gefährlicher Durchgangspunkt geworden, wo alle Vertriebenen und Verbannten sich versammeln und von wo aus sie sich nach andern Staaten begeben. Der Gesandte warnte Karl vor „unzeitigen Duldungen“.[2]) Dieser hielt den wohlgemeinten Ermahnungen alle möglichen Versprechungen entgegen — wir werden später sehen, daß dies bei ihm Methode war —, doch Saurau traut ihm nicht: er sei viel zu leicht, beschäftige sich mit nichts Ernsthaftem und hänge bloß von den Ratschlüssen seiner Umgebung ab, die gar nicht nach des Gesandten Geschmack war.

Auch von Preußen und Rußland wird dem Herzog oft Vernunft gepredigt. Er kennzeichnet seine Lage selbst mit viel treffendem Geist:[3]) „In Italien kann ein kleiner Souverän nicht handeln wie in Deutschland. Er findet überall Hindernisse, wo er das Gute bezweckt. Fährt man fort, die bestehenden Mißbräuche zu dulden, oder verschärft man gar gewisse Maßregeln, die meiner Ansicht nach die Untertanen eher aufreizen als beruhigen können, so ärgert man das Volk und, wie ich glaube, mit Recht; will man hingegen Mißbräuche abschaffen, den Klerus einschränken, den Unterricht erweitern, so fallen die diesem System entgegenwirkenden Leute und Regierungen über einen her und finden kein Ende mit ihren Vorwürfen. In Deutschland kann jeder Fürst nach seiner Ueberzeugung handeln und mehr oder weniger den Weg der Kultur seiner Zeit wandeln, so wie er es versteht. Für uns ist es ein Unglück, und besonders für mich, wenn wir nicht so denken wie die Nachbarn und die Familie.“

In diesen Worten haben wir den leibhaftigen Herzog vor uns. Seine Ueberzeugungen und Einsichten bilden sich selbständig und unbeirrt von seiner Umgebung, aber der Mut und die Festigkeit, die dazu gehören, für sie einzustehen, fehlen ihm gänzlich. Wo er kein Verständnis oder den geringsten Widerstand findet, spricht er auch gleich im Geiste des andern. So beklagte er sich bei Metternich über die Gärungen im Lande in solcher Weise, daß der Minister sogar Furcht für sein Leben herauszuhören vermeinte.[4]) Aber Graf Saurau dürfte wohl recht haben, wenn er dem Infanten nicht traute und eher glaubte, er wolle mit solchen zweideutigen Reden bloß von seinen „liberalen Tendenzen“ ablenken.[5]) Er durfte sich's ja mit Oesterreich nicht verderben, denn seine verschwenderische Lebensart wies ihn auf Unterstützung von dort an. Oft konnte er seine Beamten gar nicht bezahlen; nichtsdestoweniger huldigte er dem kostspieligen Reisevergnügen. Vielleicht tat er es, weil er eben nicht regieren

---

[1]) Tivaroni a. a. O.

[2]) Saurau an Metternich, Florenz, 20. November 1830, H. H. u. St. A.

[3]) Martens (preußischer Gesandter am Florentiner Hofe) an den König von Preußen, 28. Dezember 1830 (Abschrift), H. H. u. St. A.

[4]) Metternich an Saurau, 3. Dezember 1830, H. H. u. St. A.

[5]) Saurau an Metternich, Florenz, 21. Dezember 1830.

durfte, wie er es gerne gewollt hätte. Sein Minister Mansi wurde von Oesterreich unterstützt und hielt daher treu zu Metternichs System. Der Herzog wagte nicht recht ihm entgegenzutreten und flüchtete so oft als tunlich weit weg ins Ausland.

Mit seiner Lässigkeit im Handeln ging jedoch eine sehr ernste Regsamkeit des Geistes Hand in Hand. Selbst Metternich, der ihn im allgemeinen als Menschen so gering einschätzt, erzählt,[1] der Herzog beschäftige sich viel mit dem Studium des Sanskrit, einer damals noch sehr jungen Wissenschaft, ferner mit den orientalischen Sprachen, der Bibelforschung und mache darin erstaunliche Fortschritte. Die intellektuelle Begabung des Fürsten war also durchaus nicht oberflächlich, aber welchen Zweck hatten alle diese Dinge? Seine Studien brachten ihn mit Rabbinern und protestantischen Geistlichen in Verkehr, und seine religiösen Ueberzeugungen begannen verdächtig zu werden. Der Kaiser entsandte einen Gelehrten geistlichen Standes zu ihm, der sich mit Karl zum Scheine über ihre gemeinsamen Forschungen unterhielt, in Wahrheit aber seine Rechtgläubigkeit prüfen sollte. Karl ließ sich jedoch nicht täuschen, eher wußte er den Priester, und damit den Kaiser, über seine wahre Gesinnung hinters Licht zu führen. Zwar Metternich behauptete später, ihm nicht geglaubt zu haben.[2] Allein auch bei ihm rief es lebhaftes Entsetzen hervor, als er im Sommer 1833 erfuhr, der lucchesische Fürst sei zum protestantischen Glauben übergetreten. Karl befand sich damals gerade in Deutschland, um in Dresden seine Schwester, Prinzessin Luise von Sachsen, zu besuchen. Auf der Durchreise weilte er in Berlin und lernte dort die Prinzessin Marianne von Preußen, Gattin des Prinzen Wilhelm, eine geborene Prinzessin von Hessen-Homburg, kennen, bekanntlich eine tief religiöse, edle Frau von hoher Geistes- und Herzensbildung, starkem Mut und festem Charakter.[3] Jedenfalls mag sie auf des Herzogs empfängliche Natur sehr stark gewirkt haben. An andre Motive als an ein rein seelisches Interesse ist gewiß nicht zu denken, da sie um fünfzehn Jahre älter war als Karl. Er blieb mit ihr Jahre hindurch befreundet, und es ist nicht unmöglich, daß sie seine schon wankenden oder erloschenen Empfindungen für den katholischen Glauben gänzlich erschütterte und ihrem zuführte, wie Metternich dies andeutet.[4] Immerhin erzählt ihr Biograph,[5] daß sie den Prinzen stets brieflich in seinem neuen Bekenntnisse ermutigte.

Von Berlin begab sich Karl nach Dresden, und von dort kam die Nachricht,[6] die auch schon die Zeitung brachte,[7] der Herzog habe am 11. Juli in Dresden die protestantische Kirche in Neustadt besucht und dort sei ihm das heilige Abend-

---

[1]) Privatschreiben Metternichs an Lützow in Rom, Wien, 15. November 1830, H. H. u. St. A.
[2]) Ibid.
[3]) Wilhelm Baur: Prinzessin Wilhelm von Preußen, Homburg 1886.
[4]) Privatschreiben Metternichs an Lützow, Wien, 15. September 1833, H. H. u. St. A.
[5]) Wilhelm Baur a. a. O.
[6]) Colloredo an Metternich, 13. Juli 1833, H. H. u. St. A.
[7]) „Neueste Nachrichten", Dresden, 15. Juli 1833.

mahl gereicht worden. Offenbar war er schon als Protestant hingekommen, denn bereits in Berlin eröffnete er dem Könige, daß er die evangelische Religion angenommen habe.[1]) Friedrich Wilhelm erwiderte ihm, dies sei reine Gewissens- und Gefühlssache, machte ihn aber auf die Verlegenheiten aufmerksam, die ihm dieser Schritt bereiten könnte. Von Preußen empfing der Herzog jedenfalls einen mächtigen Eindruck, denn er ließ sich auch zum preußischen General ernennen,[2]) und auch später noch heißt es, er richte in Lucca alles nach preußischem Muster ein und umgebe sich am liebsten mit Deutschen.

Die Nachricht von Karls Apostasie traf Metternich wie ein Donnerschlag. Anfangs wollte er es gar nicht glauben und hielt alles für ein bloßes Gerücht. „Es widersteht einem," schreibt er, „die Möglichkeit zuzugeben, daß ein Infant von Spanien, ein italienischer Souverän, dem katholischen Glauben abschwören könne, um protestantisch zu werden, aber wir leben in so außergewöhnlichen Zeiten, daß alles möglich ist." [3]) Deshalb war er auch anfangs geneigt, Karls entschiedenem und energischem Leugnen Glauben zu schenken. In einem Briefe an den lucchesischen Geschäftsträger in Wien, Chevalier von Ostini,[4]) sprach der Herzog ein förmliches Dementi aus und behauptete, nur die größte Böswilligkeit habe dieses Gerücht über ihn verbreiten können; er gab zu, in der protestantischen Kirche gewesen zu sein; allein, meinte er, man könne ja überall hingehen; unwahr aber sei es, daß er dort das heilige Abendmahl genommen, und Ostini möge dies in allen deutschen und französischen Blättern formell dementieren. Auch an den Herzog von Rohan-Chabot schrieb er in diesem Sinne und ermächtigte ihn, von seinem Briefe jeden beliebigen Gebrauch zu machen.

Beweise stärkster Art ließen es jedoch unmöglich erscheinen, den Worten des Fürsten Glauben beizumessen. Der österreichische Gesandte in Karlsruhe bestätigte die Dresdner Nachrichten vollinhaltlich, und glaubwürdigen Aussagen zufolge[5]) soll der Herzog auch in Baden-Baden mit zwei anglikanischen Geistlichen viel verkehrt und sich von einem derselben das heilige Abendmahl haben spenden lassen; ob er ihnen gegenüber inkognito aufgetreten war oder nicht, ist gleichgültig, denn die Priester kannten ihn wohl. Auch von ihnen wurde seine vielbewunderte Kenntnis der Bibel anerkannt; übrigens soll er gesagt haben, schon vor zwei Jahren habe er den Irrtümern der katholischen Religion abgeschworen. Vielen kamen allerdings seine Ideen verworren vor, und es gab solche, die eine Geisteskrankheit bei ihm vermuteten oder doch befürchteten.[6])

Auch die Königin von Württemberg hielt den Uebertritt des Herzogs für

[1]) Trauttmansdorff an Metternich, Berlin, 11. Februar 1834, H. H. u. St. A.

[2]) Ibid.

[3]) Metternich an Senfft, 26. Juli 1833.

[4]) Buschtiehrad, 25. Juli 1833, Beilage zu Metternichs Vortrag an den Kaiser, 27. Juli 1833, H. H. u. St. A.

[5]) Buol an Metternich, 15. August 1833, H. H. u. St. A. Im Auszug auch bei Bianchi: Storia documentata d'Italia.

[6]) Ibid.

sicher, denn sie hatte es vom Prinzen Johann von Sachsen, also aus guter Quelle, erfahren.[1]) Den eklatantesten Beweis liefert aber ein aufgefangener Brief, der unter Kuvert des französischen Generalkonsuls in Livorno, Herrn von Formont, an den Fürsten gerichtet war und von dem protestantischen Pastor in Genf, Philippe Basset, stammte.[2]) Sein Werk über die Apokalypse soll sehr auf des Herzogs Geist eingewirkt haben, und wir vernehmen aus diesem Briefe, daß sich Karl mit der Uebersetzung desselben beschäftigte. Der Pastor schreibt dem Herzog im Tone größter Vertraulichkeit. Er beglückwünscht ihn zur Begnadigung der politischen Verbrecher und zur „süßen Freude", die er in den Huldigungen seines Volkes genoß. Ferner teilt er ihm mit, daß sein Geheimnis bald vom Publikum entdeckt worden sei; nicht durch ihn, der nicht einmal seinen Kindern die hohe Würde des Freundes, der sein Haus beehrt, verriet. Aber man habe den Herzog mit dem Pastor in den Straßen von Genf gesehen und erkannt. Des Infanten Beziehungen zu einigen protestantischen Geistlichen in der Stadt, die Offenheit, mit der er seine religiösen Anschauungen durchblicken ließ, gewisse Personen, gewisse Artikel in öffentlichen Blättern, die schon zur Zeit seines Aufenthaltes in Genf von seiner Bekehrung zum Protestantismus in Deutschland sprachen, und andre, die diese Nachrichten seither wiederholt hatten, obgleich sie später widerrufen wurden, haben dem Gerüchte eine Bedeutung gegeben, die den Pastor veranlaßte, den Fürsten davon zu unterrichten, denn die Sache konnte bis Lucca dringen, wenn dies nicht schon geschehen war. Wir erfahren ferner aus diesem Briefe, daß sich der Herzog unter dem Namen eines Herrn Dohler in Genf aufgehalten hatte. An einen solchen wollte aber dort niemand glauben, wie sehr auch Basset bemüht war, dies möglichst zu verbreiten. Er wollte ja den Fürsten nicht kränken; verstand er doch, wie schwer es der Herzog empfinden müsse, an einem Gottesdienste teilzunehmen, der in seinen Augen der Reinheit des evangelischen Gottesdienstes so fremd war. „Ich bedaure Sie sehr," schreibt er, „daß Sie gezwungen sind, ihm beizuwohnen. Ich hoffe, einmal wird diese Notwendigkeit nicht mehr bestehen, und die Uebersetzung der heiligen Bücher und meines Werkes werden dem Protestantismus den Weg in Ihre Staaten bahnen, und ich erwarte mir mehr Erfolg in einem sehr katholischen Lande als in einem solchen des Unglaubens. Denn dieser ist geistiger Tod, die katholische Religion aber ein in die Liebe zu Gott eingedrungener Aberglaube."

Dieser Brief hebt wohl jeden Zweifel über Karls Abfall vom Katholizismus auf. Auch das wird klar, daß die Protestanten durch ihn Propaganda zu machen

[1]) Vortrag Metternichs an den Kaiser, Königswarth, 31. Juli 1833. Die Königin vermutete, des Herzogs Religionswechsel sei auf die Absicht, sich von seiner Gemahlin zu scheiden, zurückzuführen. Darauf weist nichts hin. Die Ehe des Prinzen wird zwar häufig auch in unsern Quellen als nicht besonders glücklich bezeichnet, doch von Scheidung wird nie gesprochen.

[2]) Philippe Basset, geboren 1762, gestorben 1841, erhielt 1790 die Zuständigkeit in Genf und übte dort von 1796 bis 1825 seinen geistlichen Beruf aus. Sein Werk: „Sur l'Apocalypse considérée comme un écrit hiéroglyphique" wurde seinerzeit viel bemerkt.

hofften, denn wenn ein italienischer Herrscher für den Glauben gewonnen war, so schien es nicht unmöglich, daß dieser sich allmählich ganz Italien eroberte. Darum ist es auch wahrscheinlich, daß von protestantischer Seite die freiheitsfreundlichen Gesinnungen genährt wurden, sowie anderseits die italienischen Revolutionäre Karls religiöse Neigung für ihre Zwecke auszunutzen suchten. Sie und die Protestanten trachteten sich gegenseitig in die Hände zu arbeiten, um den gewünschten Preis davonzutragen.

In Oesterreich fing dies nun mit gutem Grunde an eine ernste Sorge zu werden, und mit bangem Argwohn beobachtete man des Herzogs Verhalten, der von Deutschland eiligst in seinen Staat zurückgekehrt war, ohne Wien zu berühren, wo seine Gemahlin ihn vergebens erwartete.[1]) Auf seinem Lustschlosse in Marlia angelangt, erklärte er, er werde keinen Fuß nach Lucca setzen, ehe er eine allgemeine Amnestie gewährt habe. Gegenvorstellungen Senffts und Mansis nutzten nichts. Bei seinem Einzuge in Lucca fand er einen auffallend jubelnden Empfang. Die Stadt war festlich beleuchtet und geschmückt, der Infant wurde im Theater mit lautem Zuruf empfangen. Schon sprach man öffentlich davon, wie man sich freue, daß der Herzog die Liberalen vor allen andern bevorzuge. Oesterreich, das bisher immer gewünscht, den Herzog beim Volke beliebt zu sehen, betrachtete nunmehr diese Akklamationen mit verdrießlicher Miene. Senfft ermahnte den Infanten, ihnen ein Ende zu bereiten und die Leute an die Arbeit zu schicken. Wieder versprach Karl alles, was man von ihm begehrte, er fand aber auch den Mut, offen zu erklären, er werde fortan nach liberalen Gesinnungen vorgehen. Als die Religion zur Sprache kam und er aufgefordert wurde, sie im Lande zu pflegen und sein Volk dazu anzuhalten, antwortete er etwas verlegen und ausweichend, eine aufgeklärte Religion sei allerdings die festeste Grundlage des Glückes.[2]) Für den scharfblickenden Metternich war nun alles klar; er konnte unmöglich mehr für ein Gerücht halten, was so offenkundig vor Augen lag. Nun hieß es das Unkraut an der Wurzel abschneiden, und dies um so gründlicher, da Frankreich, dem man, wie er sagt, „in jedem Schmutze zu begegnen pflegt“,[3]) sich schon der Sache bemächtigte, um Einfluß auf Italien zu gewinnen. Wie Metternich in Erfahrung brachte, traf den Kammerherrn des Herzogs, Bocella, die größte Schuld, denn er war es, der den Fürsten bewog, an den Herzog von Broglie zu schreiben, ihm den Uebertritt zum Protestantismus zu gestehen und zu fragen, wie sich die französische Regierung im Falle von Komplikationen dazu stellen würde. Broglie soll geantwortet haben, der Herzog könne unter allen Umständen auf Frankreichs Unterstützung rechnen.[4]) Einstweilen vermittelt der französische Konsul, wie wir gesehen haben, die geheime Korrespondenz mit dem Seelsorger in Genf. Metternich behauptet zwar, überzeugt

[1]) Metternich an Senfft, Wien, 26. Juli 1833, H. H. u. St. A.

[2]) Senfft an Metternich, Florenz, 6. August 1833, H. H. u. St. A.

[3]) Privatschreiben Metternichs an den Grafen Lützow, Wien, 15. November 1833, H. H. u. St. A.

[4]) Ibid.

zu sein, des Herzogs politische Gesinnung widerstrebe einer Aenderung der bisherigen Situation, allein wie entschieden er auch dies zu wissen vorgibt, so klingt doch durch seine Worte die lebhafteste Sorge um die Zukunft des verlorenen Sohnes hindurch. Der Herzog wird ihm unheimlich, man vermag sich nicht mehr gegenseitig zu täuschen, wie man es gern tun möchte.

Leichteres Spiel hatte Karl mit der Kurie. Sein Beichtvater, der Kardinal Odescalchi, der sein Gewissen prüfen sollte, fand ihn als treuen Sohn der katholischen Kirche, weil Karl sich von ihm das heilige Abendmahl reichen ließ und einen ungemein eifrigen Kultus für die heilige Jungfrau zur Schau trug. In einem Schreiben an den Papst wehrte er mit unerhörter Keckheit jeden Verdacht gegen seine katholische Gesinnung ab,[1]) und zwar mit solchem Erfolge, daß man eine Aenderung in seiner politischen Denkart für möglich hielt und sich der Hoffnung hingab, ein Wunder sei geschehen, alles sei wieder gewonnen.[2])

Nicht so Metternich. Die Dresdner und Genfer Vorkommnisse sprachen zu deutlich. Der Kanzler wußte, daß der Herzog vom protestantischen Konsistorium in Straßburg die Erlaubnis erhalten hatte, sich als Katholik zu benehmen, wenn er nur im Innern Protestant bliebe.[3]) Es war klar, daß der Herzog nicht seine neuen Glaubensgenossen belog, denn das hätte gar keinen Zweck gehabt. Er hinterging also zweifellos den Papst, die Katholiken und Metternich. Warum das alles? Metternich fand dafür nur eine einzige Erklärung: der Herzog war verrückt.[4]) Sein Vater und Großvater seien es gewesen und Karl habe die Geistesstörung von ihnen ererbt. Zwar sei er noch nicht reif für das Irrenhaus, aber ebensowenig sei es gut, ihn aufsichtslos an seinem Platze zu belassen. In politischer Beziehung sei er zwar noch vernünftig, da er sich vor den liberalen Demonstrationen auf seinen Landsitz zurückgezogen habe; Karl sei schwach und furchtsam, seine Grundsätze jedoch seien noch immer korrekt. Seine fixe Idee sei religiöser oder, was dem gleichkomme, gewöhnlicher Art. Die Narren seien immer von religiösen Irrungen befallen, entweder von einer prahlerischen Ueberspanntheit oder von einem Gefühle höchster Furcht. Aus diesen drei Verbindungen einzeln oder zusammengenommen bestünden mehr oder weniger alle Wahnideen, welche eine Fülle von Unterabteilungen im Plus oder Minus böten.

Metternich als Psychiater! ein interessantes Kapitel in einer künftigen Darstellung des großen Staatsmannes. Jedenfalls lehren seine Betrachtungen, wie wenig ihm Empfindung, Persönlichkeit galt: „Die Menschen sind nichts im Vergleiche zu den Sachen," werden wir ihn später einmal sagen hören.[5]) Die

---

[1]) 3. November 1833 (Kopie), H. H. u. St. A.

[2]) Senfft an Metternich. Florenz, 7. November 1833.

[3]) Metternich an Senfft. Wien, 15. November 1833, Schloß Stiebar in Gresten, eine Kopie im H. H. u. St. A.

[4]) Ibid. Bei Bianchi a. a. O. befindet sich ein Brief Metternichs an Senfft aus Königswarth, 24. August 1833, der sich nicht im k. u. k. H. H. u. St. A. befindet, mit derselben Behauptung.

[5]) 13. Januar 1837.

„Sache“ ist ihm Politik, natürlich *seine* Politik. So klug, fein und umsichtig er sich innerhalb *seiner* Auffassung der Dinge betrug, so wenig war er imstande, über sie hinaus irgend etwas richtig zu begreifen. Auch die Religion war für ihn System, nicht inneres Erlebnis. Und der Katholizismus erschien ihm als einzig wertvoll, weil er, selbst absolut gebietend, dem Absolutismus der Regierungen eine feste, nie versagende Stütze bot. Daß Karl dies nicht einsah, konnte Metternich natürlich nur als eine geistige Verirrung betrachten, und zwar behauptet er, diese schon seit zwei oder drei Jahren beobachtet zu haben. Wir sahen aber schon, daß Metternich die ersten Nachrichten über Karls „Verrücktheit“ gar nicht glauben wollte. Er hatte überhaupt die Gewohnheit, sich und andern einzureden, er habe eine eben erst eingetretene Tatsache längst voraus gewußt und erkannt, selbst wenn er kurz vorher gerade das Gegenteil für wahr gehalten hatte. Bezüglich der politischen Gesinnung des Herzogs widersprach er sich gleichfalls. Denn während er ihn in dieser Hinsicht für vernünftig erklärte, fürchtete er doch den Einfluß revolutionär gesinnter Leute und meinte, sie hielten ihn mit Drohungen, seine Apostasie zu verraten, fest. [1]) Die Revolutionäre drohten jedoch nicht, sondern rechneten auf Karls *Sympathien*, wie Metternich auf seine *Schwäche* baute und von seinem schwankenden Charakter erwartete, daß er sich wieder für seine Absichten gewinnen lassen würde.

Zunächst wollte er seinen Vertrauensmann Ostini nach Lucca schicken, um dem Herzog vertraulich zu sagen, man wisse alles von ihm, und ihn damit zu erschrecken. [2]) Sodann sollte auch der Papst auf ihn einwirken; [3]) würde aber alles nichts nutzen — und fast wäre dies Metternich am liebsten gewesen —, dann müßte der Herzog fort, müßte über die Alpen. Eindringlich ließ der Kanzler den Papst daran mahnen, Karl als Kranken zu betrachten, dessen Behandlung andre Maßregeln erheische als die Bekehrung eines bloß verirrten Gemütes. Wieder entwickelte er seine psychiatrischen Kenntnisse, wie folgt: „Der Wahnsinn ist die Folge verschrobenen *Geistes*, nicht diejenige der Dummheit. Der Herzog *hat* auch Geist; ihm fehlt nur gesunde Vernunft und er ist krank. Nichts ist so gewöhnlich wie das Schauspiel, daß die Menschen in der kläglichen Lage dieses Fürsten sich *prahlen*, von einer Menge von Ideen verfolgt zu werden; der Herzog tut dies ebenfalls; er nimmt seine Narrheit für erleuchtete Vernunft, die allerdings andern unverständlich, ihm aber klar ist; die Narren sind immer voll Eitelkeit.“ [4])

Metternichs Absicht, Karl aus Lucca zu entfernen, fand nicht überall Zustimmung; vielmehr fürchteten der Kardinal Odescalchi und auch die Herzogin, Karl würde sich wieder dorthin begeben, wo er abtrünnig gemacht wurde, nämlich nach Deutschland, [5]) um dann gänzlich dem Protestantismus zu verfallen.

---

[1]) Metternich an Lützow, 15. November 1833, Wien, H. H. u. St. A.

[2]) Ibid. und Metternich an Senfft, 15. November 1833, Wien, H. H. u. St. A.

[3]) Metternich an Lützow, 15. November 1833, Wien, H. H. u. St. A.

[4]) Ibid.

[5]) Lützow an Metternich, 7. Dezember 1833.

Der Papst aber stimmte Metternich bei und wirkte auch auf die Herzogin ein, sich nicht nur einer Reise ihres Gatten nach Wien nicht zu widersetzen, sondern im Gegenteile alles zu tun, um ihn zu einer solchen zu bestimmen.[1])

Karl selbst zeigte sich jedoch durchaus nicht willfährig.[2]) Ostini kam mit gemessenen Aufträgen zu ihm. Zwar gelang es dem Chevalier, den Infanten zur Unterzeichnung einer Note zu bewegen, in welcher er erklärte, nach Deutschland kommen zu wollen, um dem König von Preußen seine Huldigung zu erweisen.[3]) Allein unter immer neuen Vorwänden verschob er seine Reise, wünschte eine direkte Einladung des Kaisers, weil er sonst einen kalten Empfang besorge; Ostini sollte vorauseilen, ihm eine freundliche Aufnahme sichern. Dann verschanzte er sich hinter die Weigerung seiner Gattin, die den ganzen Plan für eine Intrige gegen ihren Gemahl hielt.[4]) Da plötzlich trat ein Umstand ein, der ihn selbst schleunigst andern Sinnes werden ließ.

In Spanien hatte im Jahre 1830 König Ferdinand VII. das salische Gesetz, das die Frauen von der Thronfolge ausschloß, aufgehoben. Infolgedessen kam nach seinem Tode im Jahre 1833 seine dreijährige Tochter Isabella unter der Regentschaft ihrer Mutter, der Königin Maria Christina, zur Herrschaft. Gleichzeitig erhob auch Don Carlos, Ferdinands jüngerer Bruder, Ansprüche auf die Krone; die absolutistisch Gesinnten standen auf seiner Seite, die Konstitutionellen dagegen hielten zu Isabella. Der Herzog von Lucca war wohl nicht abgeneigt, seine kleine Base anzuerkennen, wagte aber auch in dieser Sache nicht offen aufzutreten. Er duldete wohl Zea Bermudez als Gesandten der Königin-Regentin an seinem Hofe, nahm aber dessen Beglaubigungsschreiben nicht entgegen.[5]) Hierüber erbost, bediente sich die Königin seines Religionswechsels, als einer mächtigen Waffe gegen seine schwankende Haltung, und wollte ihn zwingen, durch eine öffentliche Kommunion die Unwahrheit der Gerüchte, die darüber verlauteten, zu beweisen. Nun war aber gerade dies das einzige, was ihm die protestantische Geistlichkeit zu tun untersagt hatte.[6]) In allem übrigen besaß er die Erlaubnis, sich als Katholik zu benehmen. Vor solcher Treulosigkeit gegen seine neue Kirche schreckte er betroffen zurück. Um dem aufgedrungenen Bekenntnisse zu entfliehen, wünschte er nun nichts sehnlicher, als dem Verlangen Metternichs Folge zu leisten. Vergebens drohte Spanien, ihm für diesen Fall die ihm als Infanten gebührenden Revenuen zu entziehen, denn die Königin Christine fürchtete die Beeinflussung der absoluten Herrscher, die nur gegen sie gerichtet sein konnte. Karl fühlte sich von ihrem indiskreten Vorgehen aufs tiefste verletzt. Sein einziger Gedanke war, den Schikanen zu entkommen, die ihm von spanischer Seite

---

[1]) Ibid.

[2]) Senfft an Metternich, Florenz, 25. November 1833.

[3]) Ibid.

[4]) Ibid.

[5]) Senfft an Metternich, 2. Januar 1834.

[6]) Gortschakoff an Tatischtscheff (Kopie), Florenz, $\frac{\text{30. Dezember 1833}}{\text{11. Januar 1834}}$, H. H. u. St. A.

drohten. Und ehe ihm noch die ersehnte Einladung des Kaisers eingehändigt werden konnte, verließ er Lucca am 20. Januar 1834[1]) und traf am 7. Februar in Wien ein.[2])

Metternich atmete auf. Des Herzogs Verweilen in seinem Staate war immer bedenklicher geworden, denn er war auch in Widerspruch mit seinen eignen Ministern geraten, die sich seinen Verordnungen nicht fügen wollten. Ihre Entlassung stand bevor. Wieder ein Umstand, der Karl Metternichs Feinden näher brachte. Auch begann er das Geheimnis seines religiösen Wandels nicht mehr so ängstlich zu hüten, seit er sah, wie bekannt es ohnehin schon geworden. Ein offenes Geständnis wäre aber Metternich schrecklich gewesen. Nunmehr kehrte er sein Verfahren mit dem Fürsten um. Wie er früher stets bemüht war, ihm zu zeigen, daß er ihn durchschaue und sich von ihm nichts vorgaukeln lasse, so stellte er sich jetzt, als glaube er fest an seine Widerrufe und halte ihn für einen guten Katholiken. Das gleiche riet er dem Kaiser.[3])

Obzwar man dem Infanten den herzlichsten Empfang am Wiener Hofe bereitete, gelang es doch nicht, ihn lange festzuhalten. Im Juni drängte er auf Rückkehr in seinen Staat. Der Kaiser ermahnte ihn väterlich, auf seine Worte und Handlungen sorgsamer zu achten, und nahm ihm das Versprechen ab, im Herbste wiederzukehren.[4]) Von der Absicht, den Herzog gänzlich aus Lucca zu entfernen,[5]) dürfte Metternich damals abgekommen sein. Wahrscheinlich hätte dies allzu große Verwicklungen zur Folge gehabt. Frankreich wäre gewiß offen für den Infanten eingetreten, und dieser wäre dann den Revolutionären gänzlich in die Arme gefallen. Da war es immerhin besser, er blieb an seinem Platze, und man ließ ihm seine Ueberzeugungen, wodurch man ihn für sich gewann, sei es, daß man diese schonte oder ignorierte.[6])

Wenn nun auch der Herzog niemals einen eklatanten Schritt unternahm, um seine Gesinnungen offen zu bekennen, so sehen wir ihn noch lange hinaus bemüht, im stillen ihnen gemäß zu wirken. Mit seinem protestantischen Glaubensbekenntnis parallel lief seine liberale politische Richtung, und ihr entsprechend wählte er sich seine Vertrauensmänner. Mansi kam ganz in Ungnade. Den Grafen Rewitzki ärgerte dies sehr. Er zog Karl hierüber in einem wenig diplomatischen Schreiben zur Rechenschaft. In scherzendem Tone zwar, aber voll beleidigten Stolzes weist der Fürst Rewitzky in die Schranken.[7]) Er äußerte sich Mansi gegenüber, Rewitzky müsse noch sehr neu in der Diplomatie sein, und meinte, er sei kein Statthalter von Oesterreich, um sich nach Weisungen der

[1]) Ostini an Metternich, Lucca, 20. Januar 1834, H. H. u. St. A.

[2]) Metternich an den Kaiser, Wien, 7. Februar 1834, H. H. u. St. A.

[3]) Ibid.

[4]) Metternich an den Kaiser, Wien, 4. Juni 1834, H. H. u. St. A.

[5]) Zirkularnote Metternichs an die kaiserlichen Legationen in Italien, 12. Juli 1833, bei Bianchi a. a. O.

[6]) Metternich an Rewitzky (Gesandter in Florenz), 10. Oktober 1836.

[7]) Herzog Karl an Rewitzky, Lucca, 6. Januar 1837 (Kopie), H. H. u. St. A.

dortigen Staatsmänner halten zu müssen, sondern absoluter unabhängiger Souverän.[1])

Auch Metternich mißbilligte in höchstem Grade das Vorgehen des österreichischen Gesandten. Er wollte sich mit Karl nicht in offenen Widerspruch setzen und lieber den Augenblick abwarten, da er sich selbst nach Oesterreichs Rat sehnte.[2]) Der feine Takt des Ministers und Staatsmannes, den der Kanzler stets bewahrte, wie immer man seine politischen Ziele beurteilen mochte, äußerte sich nachdrücklich in dem zarten Verweise, den er Rewitzky in folgenden Worten erteilte: „Sagen Sie sich überhaupt, daß die Diplomatie unter allen Geschäftsgestaltungen diejenige ist, welche am meisten Ruhe bedarf. Es ist nichts leichter als Stellungen verderben und die Geschäfte verfahren, aber die Hilfe wird dann schwer, wenn sie nicht unmöglich ist. Man hat mit lauter freistehenden Gewalten zu tun, und diese nach Belieben zügeln gelingt nie.“[3]) Auch Mansi gegenüber ließ Metternich es nicht an Tadel fehlen, weil er seinem Souverän zu gebieterisch gegenübertrat und vergessen hatte, „daß in dieser Welt die Menschen nichts im Vergleich mit den Sachen“ sind.[4])

Indessen fuhr der Herzog fort, seiner Neigung für freiere Regierungsformen nachzugeben. Er führte einen Staatsrat ein, der aus Grundbesitzern, Advokaten, Aerzten und Bürgern jeden Standes zusammengesetzt war und von dessen Beratungen alle Verwaltungschefs ausgeschlossen waren. Rewitzky meinte ganz betroffen, dies komme ja fast einer Konstitution gleich.[5]) Er brachte auch in Erfahrung, daß sich in Lucca ein Revolutionskomitee befand, an dessen Spitze der Advokat Moreau stand. Der lucchesische Polizeiminister Pieri, auch ein Liberaler, korrespondierte sogar mit ihm.[6]) Und auch die protestantischen Neigungen des Herzogs zeigen überall ihre Spuren. Ein gewisser Sebright war mit dem Herzog ungemein intim und wohnte sogar bei ihm,[7]) trotzdem er wegen seiner protestantischen und antimonarchischen Gesinnungen bekannt war.

Trotz all dieser Schauermären aus Lucca wollte Metternich den Herzog geschont wissen. Das wurde auch dem Papste ans Herz gelegt, als Karl im Jahre 1840 eine Reise nach Rom unternahm. Infolgedessen verlief auch der erste Besuch des Infanten beim Papste ganz glimpflich. Karl benahm sich so, daß der Heilige Vater von ihm den Eindruck eines feurigen Katholiken empfing. Er versprach sogar, dem Papste vor seiner Heimkehr nach Lucca nochmals seine Huldigung darzubringen. In frohe Täuschung darüber versetzt, nahm sich nun

[1]) Schnitzer an Metternich (notions secrètes), Florenz, 22. Januar 1837, H. H. u. St. A. (Varia).

[2]) Metternich an Rewitzky, Wien, 13. Juni 1837, H. H. u. St. A.

[3]) Metternich an Rewitzky (deutsch), Wien, 13. Januar 1837, H. H. u. St. A.

[4]) Ibid.

[5]) Rewitzky an Metternich, Florenz, 2. Februar 1837, H. H. u. St. A.

[6]) Rewitzky an Metternich, Florenz, 12. Februar 1837, H. H. u. St. A.

[7]) Metternich an Rewitzky, Wien, 20. Mai 1837, und Rewitzky an Metternich, Florenz, 13. Januar 1838 (réservée), H. H. u. St. A.

Gregor XVI. vor, Metternichs Warnungen entgegenzuhandeln und den Fürsten betreffs seiner religiösen Gesinnungen ins Gebet zu nehmen.[1])

Nach einem Briefe Karls an Ostini[2]) muß diese zweite Audienz auch wirklich stattgefunden und der Papst sein Vorhaben ausgeführt haben, aber der Erfolg entsprach durchaus nicht den Erwartungen des Heiligen Vaters. Im obenerwähnten Schreiben Karls spricht sich heftiger Unwille über des Papstes Einmischung in seine intimsten Angelegenheiten aus, und wir sehen ihn ganz ungerührt von Gregors XVI. Vorstellungen und Ermahnungen.[3]) Er hatte diese zweite Audienz nie gewünscht. Er hatte gehofft, Rom verlassen zu können, ohne nochmals zum Vatikan zurückzukehren. Denn er fürchtete die indiskreten Ausforschungen, fürchtete sie um so mehr, je mehr seine Schwester auf den Besuch im Vatikan drängte. Gleich zu Beginn der Audienz war der Papst geradeswegs auf sein Ziel losgegangen. Er fing mit Odeschalchis geheimer Mission an und sagte wiederholt, eine öffentliche Kundgebung sei nötig. Die Protestanten prahlten damit, den Fürsten zu den Ihren zu zählen, sie wollten um jeden Preis in Italien Wurzel fassen. Ebenso wütete der Papst gegen die Preußen und machte dem Herzog eine übertriebene Schilderung von den Fortschritten des Katholizismus in Belgien und England, indem er behauptete, in London gebe es 18000 Katholiken, was bei Karl nur ein mitleidiges Lächeln und den Ausruf hervorrief: „Armer Papst (Povero Papa), und ich war im vergangenen Jahre in London!“ Der Infant schwieg jedoch, wie er schreibt, zu allem still und tat während einer halben Stunde den Mund nicht auf. Als er endlich dazu kam zu antworten, sagte er: „Seit Odescalchis Besuch sind meine Gefühle und meine Handlungen stets über alle Maßen dem Katholizismus günstig gewesen, und Taten scheinen mir Beweise der Gesinnung.“ Dem Papste, so sagt der Fürst, schien diese Antwort nicht zu gefallen, aber es war die einzige, die man geben konnte, die einzige, die man von ihm haben sollte. Ihm schien es, schon die Klugheit hätte den Katholiken Schweigen auferlegen sollen. Seine Ueberzeugung konnte er nicht ändern. Was blieb ihm noch zu tun übrig, wenn er ja doch zu allen Messen und Andachten ging? Genügten nicht Unterstützungen, die er gewährte, der Unterhalt eines Erzbischofs, die Klöster, die er gründete, alle äußeren Zeichen, welche die politische Lage erheischte? Was wollte man mehr von ihm? Eine Lüge? Niemals! Einen offenen Bruch? Aber Gott wußte es, er tat sein möglichstes, um die Pfaffen zu befriedigen, das konnte jeder sehen und wissen, er gab zu berechtigter Kritik niemals Ursache. Was sollte er also tun, er war kein Proselytenmacher wie die Herren Römer, ihm genügte das Evangelium für sich und andres suchte er nicht. Liebten sie ihn so sehr? Dann sollten sie ihn lieber in Ruhe lassen. Fürchteten sie ihn?

---

[1]) Lützow an Metternich, Rom, 14. März 1840, H. H. u. St. A.

[2]) Karl an Ostini, Bolsena, 28. März 1840. Beilage zu Lützows Bericht an Metternich, Rom, 28. März 1840, H. H. u. St. A.

[3]) Ibid.

Sie erwiesen ihm zu viel Ehre. Weil sie ein paar Siege über die Dummheit andrer davongetragen hatten, blähten sie sich vor Stolz, und leider wußte Karl, daß Rom niemals vergessen, niemals verzeihen könne; es sei das Haupt der Jakobiner (sic!) und der tödlichste Feind der Throne, die es breche, weil sie wankend seien. An den Stern der Volkesmacht halte es sich, weil dieser im Aufsteigen begriffen sei. Aber sie werden bestraft werden, wie sie es verdienen. Sie sollten sich nur nicht schmeicheln, daß derjenige, der des Königs Autorität verschmähe, die Autorität des Papstes wünsche. Sobald der Thron stürze, falle auch der Altar nieder. Uebrigens meint Karl, er habe getan, was er mußte; er habe seine Ergebenheit bis zum äußersten bewiesen. Seinem Gewissen konnte er nicht lügen. Mehr gewährte er nicht, und müßte er das Leben darüber lassen. Er liebte die Ruhe und war gütig und zuvorkommend, wenn man ihn in Frieden ließ, mit seiner Ehrenhaftigkeit aber ließ er kein Spiel treiben; er war unfähig sich zu rächen, denn er war ehrlich und kein Jakobiner wie sie, obendrein war er ja eine Null. Aber leider sah er ein, daß es länger so nicht dauern konnte, er wollte sich zurückziehen, sobald sein Sohn ihn zu ersetzen vermochte. Denn er wünschte weder den Heiligen Stuhl zu beleidigen noch seinem eignen Gewissen Gewalt anzutun. Ehrgeiz besaß er nicht, nur seine Tage wollte er ruhig beenden. Verdiente er denn diese Behandlung nach Jahren der Geduld, der Entsagung, der Vorsicht? Fing die Sache erst an? Wo wollten sie hinaus, waren sie klug? Der Fürst spottet leise über Metternichs Einfluß auf den Klerus. Gut hatte er ihm gedient. Freilich, was konnte der Minister für die Torheiten andrer?

Dieser Brief ist sehr charakteristisch für Karl. Sein geistiger Scharfblick, seine innere geistige Unabhängigkeit stellen sich hier ganz deutlich der Müdigkeit im Handeln gegenüber. Er bietet den Hindernissen keinen Widerstand, das würde ihn langweilen, wünscht nur, in seinem innersten Ich ungestört zu bleiben. Nach und nach läßt er sich aber alles, alles gefallen, was die Mächtigen über ihn verhängen.

Nur kurze Zeit noch hält er fest an seinen Ueberzeugungen. Im Jahre 1841 rät Ostini, der nach Mansis Tode diesem im Amte folgte, man möge den Herzog wegen seiner religiösen Ueberzeugungen nicht belästigen, da er ja keinen Eklat mache. Wie tief ihm diese doch gegangen sein mußten, beweist die überraschende Mitteilung Rewitzkys,[1]) daß auch der Sohn protestantische Neigungen zeige. Er soll sich als junger Knabe mit seinem Religionslehrer in eine heftige Diskussion zugunsten des Protestantismus eingelassen haben.[2]) Man verklagte ihn deshalb beim Herzog, der ihn aber bloß warnte, in Hinkunft religiöse Erörterungen mit katholischen Priestern zu vermeiden. Hatte nun der Vater den Sohn in seinen Glaubenswechsel eingeweiht? Hatte er in ihm die Liebe zu seinem neuen Be-

[1]) Rewitzky an Metternich, Florenz, 4. Februar 1841, H. H. u. St. A.

[2]) Ibid.

kenntnis geweckt? Oder beeinflußten den Jüngling die protestantischen Freunde, mit denen sich, wie wir gesehen haben, der Herzog gerne umgab? Wir wissen darüber leider nichts Näheres, aber begreiflich ist es, wenn es Metternich besorgt machte, daß die „Krankheit" des Infanten sich auf seinen Nachfolger forterbte. Er urteilte strenger über des jungen Prinzen Unbesonnenheit als dessen Vater, da sie ihm bei Karls Nachfolger doppelt bedenklich schien, und äußerte sich darüber folgendermaßen: „In reifen Jahren, wenn die Erziehung für beendet betrachtet wird, ist es spät, Neigungen auszurotten und Ansichten und Grundsätze, welche Gewohnheit und Beispiel gefestigt haben, zu bessern. Einen Kranken kann man nicht gegen seinen Willen heilen, besonders wenn er sich gesund glaubt". [1])

Noch einige Spuren weisen darauf hin, daß der Herzog stets noch Protestant blieb. Er zeigte sich ungehalten, als der Erzbischof von Lucca die Einführung und Verbreitung protestantischer Bücher verbot. Während einer Krankheit seiner Gemahlin sprach er kaltblütig davon, er werde nach ihrem Tode eine Protestantin heiraten. [2]) Ist es nun wirklich wahr, daß er im Jahre 1842 in der Privatkapelle des Patriarchen von Venedig dem Protestantismus abgeschworen hat und neuerdings wieder Katholik geworden ist? [3]) In unsern ungedruckten Quellen ist darüber nichts zu erfahren; die Tatsache wird gar nicht erwähnt, nur ab und zu wird seine religiöse Irrung als etwas Vergangenes bezeichnet.

Seine letzte Metamorphose scheint, nach den uns zugänglichen Nachrichten, während einer Krankheit, die ihn den Tod fürchten ließ, stattgefunden zu haben. Er litt im März des Jahres 1841 an einem Keuchhusten, und von da ab war sein Beichtvater viel mit ihm, begleitete ihn auf seinen Spaziergängen [4]) und ermangelte wohl nicht, ihm ins Gewissen zu reden. Politische Gründe können wir auch diesmal, ebensowenig wie beim Abfall vom Glauben seiner Väter, erkennen. Der Herzog war überhaupt kein Politiker. Wiederholt wird über ihn geklagt, daß ihn die Geschäfte langweilen. Im vollen Gegensatz zu Metternich war er eine impulsive Natur, von Eindrücken und Gefühlen beherrscht. Zerstreuungen und leichte Freuden übten immer überwiegenden Reiz auf ihn aus und zogen ihn von jeder Konzentration, folglich jeder Energie, ab. So ließ er seine liberalen Gesinnungen auch mehr passiv wirken, als daß er offen für sie eingetreten wäre. Er ließ einfach geschehen, woran er nicht gehindert wurde. Das Volk fühlte das bald und merkte, es brauche keinen Hochdruck zu fürchten. Aus den kleinsten Anlässen brachen Streitigkeiten aus, die einen öffentlichen Charakter annahmen. Bauernaufstände, Studentenunruhen waren an der Tagesordnung. Der Zündstoff der Revolution häufte sich immer mehr, ohne daß von seiten der Regierung etwas dagegen getan wurde. Eine von langer Hand vorbereitete Ver-

---

[1]) Metternich an Rewitzky, Wien, 13. Februar 1841, H. H. u. St. A.

[2]) Rewitzky an Metternich, Florenz, 9. November 1841 (geheim), H. H. u. St. A.

[3]) Tivaroni a. a. O.

[4]) Rewitzky an Metternich, Florenz, 30. März 1841, H. H. u. St. A.

schwörung wurde in Lucca entdeckt, die mit einer Landung von politischen Flüchtlingen an den Küsten des Mittelmeeres zusammenhing.

Zu diesen unerquicklichen Zuständen kam auch noch des Herzogs finanzieller Bankrott. Seine ganz unsinnigen Ausgaben [1]) hatten ihn in die Hände von Wucherern und Abenteurern gebracht. Erzherzog Ferdinand von Oesterreich übernahm eine Million Schulden von ihm, was den Herzog nicht hinderte, noch eine Staatsschuld von acht Millionen Talern aufzunehmen. [2]) Dies führte zu Reibungen mit Toskana, da in Florenz mit öffentlichem Anschlag verlautbart wurde, man sei mit dieser Schuld nicht einverstanden und wolle sie seinerzeit nicht übernehmen. [3]) Die Popularität des Herzogs, den man bisher stets im Volke, trotz seiner Fehler, um seines gütigen Herzens willen, liebte, [4]) nahm infolge dieser Umstände immer mehr ab. Vollends verlor er sie, seit er seinem einstigen Stallknecht, Thomas Ward, einem gebürtigen Engländer, sein ganzes Vertrauen schenkte und ihn zum Finanzdirektor ernannte. Ward war ganz absolutistisch gesinnt, beeinflußte den Herzog in dieser Beziehung und war deshalb in Oesterreich nicht unbeliebt, wo jeder Feind des Liberalismus für „verläßlich“ galt und jeder, der es nicht war, für verrucht angesehen wurde.

Die Erbitterung gegen Ward stieg aufs höchste, als er den Beamten bei Strafe der Entlassung verbot, sich über Regierungsangelegenheiten zu äußern. Die Sparkasse erhielt hierauf Kündigungen in der Höhe von 200 000 Lire. In seiner Verlegenheit ließ der Finanzdirektor alle öffentlichen Arbeiten einstellen. Die Not war groß, das Wort Agonie in aller Munde; man schrieb es auf die Mauern und auf die Häuser der Stadt. Ein Aufruf zur Erhebung wurde in den Straßen Luccas angeschlagen; die Bürgerwehr wurde begehrt. Geängstigt und ermüdet durch das wühlende Treiben seiner Untertanen, mit ihnen zerfallen, unter dem Einflusse Wards, dessen Interesse nicht im Interesse des Staates lag, war Karl jeder Konzession abhold und erklärte: „Ich werde der Revolution nichts gewähren, nein, niemals!“

Metternich ist damit sehr zufrieden und meint, so könne man wieder Herr der Lage werden. Er irrte sich aber. Karl wurde bald zur Unterzeichnung der Konstitution gezwungen. Volk und Adel forderten sie. Am 1. September 1847 wurde sie proklamiert. Karl verließ darauf Lucca, begab sich nach Marlia, wollte abdanken. Eine Deputation holte ihn zurück. Es gab großen Jubel; die Bauern, der Klerus, die Frauen in Nationalkostümen zogen aus, ihn zu begrüßen. Er konnte sich aber doch nicht mehr halten. Am 1. Oktober 1847 trat er Lucca an Toskana ab und folgte im selben Jahre vertragsmäßig der dahingeschiedenen Exkaiserin Maria Luise als Regent in Parma, Piacenza und Guastalla. Ein Volksaufstand zwang ihn 1849, auch hier abzudanken.

---

[1]) Privatschreiben Neumanns an Metternich, Florenz, 10. Dezember 1846 (Varia), H. H. u. St. A.

[2]) Neumann an Metternich, Florenz, 10. Dezember 1846, H. H. u. St. A.

[3]) Neumann an Metternich, Florenz, 14. Juli 1846, H. H. u. St. A.

[4]) Neumann an Metternich, Florenz, 14. Juli 1846.

Der letzte Akt seiner Regierungstätigkeit war ausgespielt. Der Vorhang fiel. Gebrochen war sein Aufschwung, dahin sein edleres, besseres Wollen. Der stolze Bourbone war ein Schatten seiner selbst geworden und so tief gesunken, daß er sich selbst zu überleben vermochte. Er schleppte seinen inneren Tod bis an ein hohes Alter hin und starb erst am 17. April 1883 zu Nizza.

Zur Frage der internationalen Hilfssprache

(Ein Brief an den Herausgeber der „Deutschen Revue")

Von

Th. Gomperz

Gern willfahre ich Ihrem Wunsche, mich in der „Deutschen Revue" über das so aktuell gewordene Thema der zu internationaler Verständigung bestimmten Kunstsprachen zu äußern. Wird mir hierdurch doch der Anlaß geboten, zugleich eine frühere hierauf bezügliche Darlegung zu ergänzen und einem argen Mißverständnis entgegenzutreten, das aus jener Darlegung entsprungen ist. Der Vortritt gebührt der Sache selbst, nicht jener subjektiven Auffassungen geltenden Ergänzung. Ganz unabhängig von der Frage, ob die allgemeine Annahme und die ausgedehnte Verbreitung solch einer Hilfssprache möglich und erstrebenswert sei, ist die andre Frage: welchen Zwecken soll das Esperanto oder irgendeine andre derartige Kunstsprache dienen? In diesem Betracht scheint es mir wichtig, auf eine tiefgreifende Unterscheidung hinzuweisen, die in den hierhergehörigen Erörterungen, soviel ich sehen kann, vollständig oder doch nahezu vollständig vermißt wird. Ich meine die Unterscheidung, die man am kürzesten durch den Gegensatz: „Formelsprache" und „Literatursprache" bezeichnen kann.

Unter „Formelsprache" verstehe ich ein System von Ausdrucksmitteln, seien diese nun lautlicher oder auch bloß graphischer Art, das an die Stelle der historischen Sprech- oder Schreibweisen zu treten und der internationalen Verständigung, sei es in einem, sei es in vielen Bereichen, zu dienen geeignet ist. Als Beispiel habe ich schon einmal („Neue Freie Presse" 1904, 25. Juni) die Flaggensprache der Schiffe angeführt; ein andres und weit gewichtigeres Beispiel liefern die Symbole der Mathematiker. Hier mag sogleich hervorgehoben werden, daß die letztgenannten Symbole den Anfang eines Weges bilden, den weiter fortzusetzen ein wohlbegreiflicher und berechtigter Wunsch der auf diesem Gebiete tätigen Fachmänner heißen darf. Ein Mathematiker habe ein Blatt vor Augen, das von Symbolen aller Art strotzt. Von Ziffern, von den Buchstabenzeichen der Algebra, von + und —, von Differential- und Integrationszeichen, von jenen Hilfsmitteln, die Potenzen, Wurzeln, die Unendlichkeit u. s. w. ausdrücken, untermengt mit jenen Strichen und Punkten, welche die verschiedenen Rechnungs-

weisen, das Verhältnis des Zählers zum Nenner, ein „gleich“, ein „größer“ und ein „kleiner“ bezeichnen u. s. w. Mitten in dieser Anhäufung wohlgegliederter Symbole und Symbolkomplexe treten ihm Worte und Sätze entgegen, die einer wenig verbreiteten, auch dem hochgebildeten Mathematiker unbekannten Sprache angehören, z. B. dem Rumänischen oder dem Magyarischen. Da mag ihn wohl Unmut erfassen und das Verlangen nach Abhilfe sich ihm aufdrängen. Welcher Gedanke liegt hier näher, als daß dieser, man möchte sagen verbindende Text gleichfalls allgemein verständlich und in der ganzen gebildeten Welt umlaufsfähig gemacht werde! Da bleibt die Wahl zwischen der Anwendung einer toten Gelehrtensprache, wie es das Lateinische ist, deren sich im abgelaufenen Jahrhundert beispielsweise noch Gauß bedient hat, zwischen einer der historischen Weltsprachen, ferner einer bloß graphischen, den Kreis der bereits verwendeten Symbole erweiternden, und endlich einer aus Lautgebilden aufgebauten sogenannten Kunstsprache.

Zwischen diesen sich darbietenden Hilfsmitteln eine Entscheidung zu treffen muß den diese Disziplinen beherrschenden Fachmännern überlassen bleiben. Uns war es nur darum zu tun, auf ein Wissensgebiet hinzuweisen, bei dessen Pflegern der Wunsch nach dem Besitz einer universellen Kunstsprache als eines der zur Beseitigung reeller Schwierigkeiten dienlichen und verfügbaren Hilfsmittel sehr wohl entstehen konnte. Aehnliches gilt von den der reinen Mathematik benachbarten Gebieten, der mathematischen Physik, der Astronomie und wohl auch der Chemie, die schon jetzt über einen so reichen Schatz von universell verständlichen, alle Sprachgrenzen überfliegenden Formeln und Symbolen gebietet. In je weiterem Umfang freilich auch eine naturwissenschaftliche Disziplin eines mannigfaltigeren und nicht auf wenige Schlußformen beschränkten Räsonnements bedarf — und das gilt wohl schon von der Physiologie und andern komplizierteren Zweigen der Naturforschung —, um so weniger vermag sie mit der Verwendung bloß graphischer Symbole das Auslangen zu finden. Und auch sonst verengt sich hier die Auswahl der der universellen Verständlichkeit dienlichen Hilfsmittel. Nicht bloß die graphische Formelsprache wird unzureichend; der Gebrauch einer toten Sprache erweist sich schon in dem Maße, als moderne Begriffe und dem Altertum fremde Gegenstände (Werkzeuge, Maschinen, Apparate u. dgl.) mit in Frage kommen, als weniger und weniger empfehlenswert. Mit andern Worten: von den vier obenangedeuteten Möglichkeiten scheiden zwei aus, und es bleibt nur die Wahl bestehen zwischen der Anwendung einer weitverbreiteten historischen Sprache (etwa des Deutschen, des Englischen oder Französischen) und dem Gebrauch einer der bereits ersonnenen oder noch zu ersinnenden künstlichen Universalsprachen.

Der etwaigen rein szientifischen Verwendung solch einer Kunstsprache würde ihre Handhabung zu praktischen Zwecken zur Seite gehen. Man denke hierbei an den Verkehr weit voneinander entfernter Eisenbahnverwaltungen oder Telegraphenämter, an die Sprache, in der Reisebillette, vielleicht auch Wechselblankette und ähnliche Instrumente des wirtschaftlichen Weltverkehrs abgefaßt sein könnten.

Die Möglichkeit der Schaffung und derartigen Ausnutzung einer diesen Zwecken dienenden Weltkunstsprache soll nicht von vornherein geleugnet werden, mögen wir es auch noch immer für wünschenswerter halten, solch ein Experiment zu vermeiden, die nationale Eifersucht zu überwinden und die historischen Weltsprachen allen oder den meisten dieser Zwecke dienstbar zu machen. Die ausschließliche Vorherrschaft einer dieser Sprachen wäre übrigens, wohlgemerkt, nicht eine unerläßliche Notwendigkeit. Sollte es denn unmöglich sein, dem Muster zu folgen, welches die Technik des Telegraphenverkehrs uns schon heute darbietet? Die Herkunft einer Depesche wird mindestens in Europa, in einem großen Teile Asiens und wohl auch Amerikas durch ein dem Ortsnamen vorgesetztes Fr. (englisch from = von), die Bezahlung der Antwortsdepesche durch R. P. (französisch réponse payée = bezahlte Antwort) angedeutet. Ein kleiner Anfang, der vielleicht, bei allseitig gutem Willen, eine weitergreifende Entwicklung finden könnte.

Anders stünde es freilich, wenn die Erlernung der modernen historischen Weltsprachen durch die Einführung des Esperanto — oder wie sonst die künftige Weltkunstsprache heißen soll — ganz und gar ersetzt und überflüssig gemacht würde. Das wird von seiten der Anwälte des neuen Systems nicht selten und mit nicht geringer Zuversicht behauptet. Diese hegen nämlich in betreff der literarischen Verwendbarkeit der neuen Kunstsprachen Erwartungen, die wir für ganz und gar irrig, ja für widerspruchsvoll zu halten nicht umhin können. Der Deutsche und Franzose, so ungefähr sagen sie uns, wird nicht mehr Englisch, der Franzose und Engländer wird nicht mehr Deutsch, der Deutsche und Engländer wird nicht mehr Französisch zu lernen brauchen, um die Meisterwerke der betreffenden Literaturen kennen und vollauf würdigen zu lernen. Man wird Shakespeare, Goethe, Molière und so weiter in einer, in der Esperantoübersetzung lesen; so wird die auf die Erlernung der neuen Weltkunstsprache gewendete Zeit und Mühe des reichsten Lohnes gewiß sein. Dieser Aufwand an Zeit und Mühe wird übrigens, nebenbei bemerkt, von jener Seite gewaltig unterschätzt. Eine sehr vereinfachte Grammatik mag ja allerdings rasch und leicht erlernt werden, mag nun die Sprache Esperanto oder Englisch heißen. Anders steht es um den Wortschatz. Bei den Wundern, die uns hierüber erzählt werden, waltet eine arge Täuschung vor. Ganz und gar kein Wunder ist es nämlich, wenn des Latein oder einer der romanischen Sprachen bereits Kundige sich spielend und wie im Fluge eine Sprache aneignen, die zum großen Teile nur eine Umformung romanischer Sprachstämme darstellt. Warum aber der Russe, um nicht vom Japaner oder dem Malaien zu sprechen, sich den Wortschatz solch einer Sprache im Handumdrehen aneignen sollte, das ist ganz und gar nicht abzusehen. Soweit derartige Berichte nicht dem Bereich der Fabel angehören, gestatten sie nur eine Erklärung. Die hier zu bewältigende Gedächtnisarbeit kann nur dann und darum eine weit geringere sein als anderwärts, wenn und weil ihr Gegenstand, das Vokabular, ein weit weniger umfangreiches ist. Soll man sich des Wortvorrats einer Sprache, die uns nicht schon von vornherein halb

bekannt ist, wie im Spiele bemächtigen können, so muß dieser Vorrat ein sehr kleiner, die Sprache muß eine sehr arme sein. Armut ist keine Schande — dieses Wort gilt auch von den Kunstsprachen der Gegenwart und der Zukunft. Die Dürftigkeit beeinträchtigt ihren Wert nicht, solange sie eben nur Formelsprachen zu sein beanspruchen. Die Symbole der Mathematik sind nicht eben zahlreich, aber ihre Zahl ist groß genug, wenn sie den an sie gestellten beschränkten Aufgaben genügen. Nicht anders wird es um das Vokabular einer Kunstsprache stehen, solange diese lediglich in einem eng umhegten Bezirk von Gegenständen, seien diese nun praktischer oder theoretischer Art, ihre Verwendung finden soll. Den obengenannten Aufgaben mag sich immerhin die Befriedigung der Bedürfnisse beigesellen, die an den Reisenden herantreten. Eine Sammlung von Redewendungen, wie sie der Verkehr mit Schaffnern, Kutschern, Wirten, Warenverkäufern erheischt — solch ein Gesprächsbüchlein mag allerdings ohne allzu große Mühe dem Gedächtnis kunstsprachlicher Novizen eingeprägt werden. Ein unabsehbar weiter Weg aber führt von hier bis zur Bewältigung der Unmassen von Ausdrucksmitteln, über die eine Literatursprache notgedrungen verfügen muß.

Hier stoßen wir auf eine Antinomie, die für die Verheißungen der Kunstsprachler verhängnisvoll werden muß. Ihre Devise ist und muß sein Sparsamkeit und Armut; der literarische, vor allem der poetische Ausdruck hingegen heischt Reichtum, ja Verschwendung. Der Dichter, aber auch der Historiker, der Redner, ja selbst der wissenschaftliche Darsteller seelischer Vorgänge und all der Themen, die man die geisteswissenschaftlichen nennen darf, muß mit seinem Gegenstande in voller Freiheit schalten, alle Gebiete der Natur und des Menschenlebens in buntem Wechsel zum Behufe der Verdeutlichung, der Beleuchtung seiner Darlegungen, nicht zum mindesten auch behufs der Ausschmückung seiner Rede durchmustern und verwerten können. Seine Phantasie muß fessellos umherschweifen, sein Wunsch, zu überzeugen, zu ergötzen, die Aufmerksamkeit festzuhalten, hier feine gedankliche Unterscheidungen einzuführen, dort mächtige Affekte zu erregen, sie müssen über einen möglichst umfassenden Bereich von Ausdrucksmitteln verfügen. Keine sprachliche Ersparungsrücksicht darf hier walten und die Bewegungsfreiheit hemmen, während für die Kunstsprache rasche und leichte Erlernbarkeit die oberste Regel, ja ihren ganz eigentlichen Daseinsgrund bildet. Größten Reichtum und äußerste Armut, diese Gegensätze zu versöhnen — dazu kann kein Genie eines Spracherfinders ausreichen. Wortersparende Kunstgriffe mag ein solcher wohl in weitem Umfang ersinnen. Derartiges ist zum Beispiel dem Schöpfer des Esperanto gelungen, indem er positive Begriffe wie „klein", „krank", „häßlich" durch die Negationen ihres Gegenteils als „schlechtgroß", „schlechtgesund", „schlechtschön" zu ersetzen vorschlägt. Dadurch werden die Zwecke einer Formelsprache allerdings gefördert, jene einer Literatursprache aber in gleichem Maße geschädigt. Das Gedächtnis wird entlastet, aber schon das Ohr wird durch die häufige Wiederkehr derselben Lautverbindungen beleidigt. Und dabei hat es nicht sein Bewenden.

Auch die Schärfe der begrifflichen Bezeichnung leidet, wenn wir nicht mehr in die Lage kommen, neben „unschön“ auch „häßlich“, neben „ungesund“ auch „krank“ zu verwenden. Auf ein derartiges Ziel, auf die Verminderung oder Ausrottung von Synonymen, die benachbarte, aber nicht identische Begriffe auszudrücken bestimmt sind, muß das Absehen der Kunstsprachler auch anderweitig gerichtet sein. So schädigt die Minderung des sprachlichen Reichtums in gleichem Maße die Nuancierung der Rede, ihre begriffliche Schärfe und ihre auf Abwechslung beruhende Anmut. Die Vereinfachung wird notwendig zugleich zu einer Vergröberung (im logischen wie im ästhetischen Sinne); und ein derart entwertetes Ausdrucksmittel sollte dazu geeignet sein, uns die Meisterschöpfungen des menschlichen Geistes zu vermitteln, sie sollte einen vollwichtigen Ersatz bieten für das Sprachgewand, in das die größten Dichter, Philosophen, Redner oder Geschichtschreiber ihre Schöpfungen gekleidet haben? Es bedarf keiner weiteren Ausführung, um in einwandfreier Weise darzutun, daß dieser Anspruch der bereits geschaffenen oder noch zu schaffenden Kunstsprachen ein illusorischer ist. Eine solche, mag sie nun Volapük, Langue bleue oder Esperanto heißen, mag immerhin, wenn sie von sinnreichen Köpfen konstruiert ist, in einem oder in mehreren Bezirken der Theorie oder der Praxis ersprießliche Dienste leisten; einen vollen Ersatz für hochentwickelte historische Sprachen vermag sie nimmermehr zu bieten. Ihre Erlernung wird nur neben die Erlernung der großen und weitverbreiteten historischen Kultursprachen, nicht an ihre Stelle treten können.

Ich wende mich zu dem zweiten der Punkte, deren Besprechung ich im Eingang dieses Aufsatzes in Aussicht gestellt habe: zur Berichtigung eines Mißverständnisses, dessen Spitze sich gegen den Verfasser dieser Zeilen gekehrt hat. Es ist von den Freunden und Förderern der internationalen Hilfssprache der Versuch unternommen worden, die Assoziation der Akademien für ihr Unternehmen zu gewinnen und sie zu einem Schiedsspruch in betreff des vor andern zu bevorzugenden kunstsprachlichen Systems zu vermögen. Dagegen habe ich in dem oben namhaft gemachten Zeitungsaufsatz das Wort ergriffen, und das von mir damals verwendete Hauptargument ist in einer Verlautbarung der Wiener Akademie der Wissenschaften wiedergekehrt. Ich machte darauf aufmerksam, daß bei der Entscheidung dieser Frage auch wirtschaftliche und politische Interessen eine Rolle spielen, daß die derzeitige ausgedehnte Verwendung einiger der historischen Kultursprachen durch die Einbürgerung einer Kunstsprache beeinträchtigt würde und daß daher von den in Frage kommenden Nationen, insbesondere von der englischen und deutschen, ein lebhafter Widerstand gegen solch eine Neuerung zu erwarten wäre. Nun gleiche aber die Assoziation der Akademien ganz und gar nicht einem internationalen Parlamente, dessen Zusammensetzung den realen Machtverhältnissen mehr oder weniger Rechnung trägt. Die Akademie eines kleinen Ländchens zähle und gelte in dieser Versammlung — und zwar, insoweit es sich um wissenschaftliche Fragen handelt, mit vollem Rechte — genau so viel wie ein gelehrtes Institut, hinter dem ein Weltreich steht. Brüssel bedeute hier so viel wie London, Brüssel und Amsterdam zusammen

nicht weniger als London und Washington, das heißt als die zwei Akademien, die im Schoße der Assoziation die ganze große angelsächsische und von Angelsachsen bewohnte und beherrschte Welt vertreten. Nun male man sich die Folgen aus, welche die Majorisierung der ungleich mächtigeren durch die minder mächtigen Nationen in einer nicht wissenschaftliche, sondern politische und wirtschaftliche Interessen berührenden Angelegenheit hervorzubringen nicht umhin könnte. Das Gedeihen, der Friede, ja selbst der Bestand jenes akademischen Areopags könnte durch solch einen Zwischenfall aufs ernstlichste gefährdet werden. Diese Ermahnung, die Assoziation der Akademien nicht mit einer Frage zu befassen, für die sie aus den angegebenen Gründen nicht das angemessene Forum ist, hat kürzlich zu einem gar wundersamen Mißverständnisse geführt. Ein Memorandum der Délégation pour l'adoption d'une langue auxiliaire internationale vom 15. Juli 1907 erhebt gegen mich den nachfolgenden Vorwurf: C'est considérer, au fond, les langues comme un instrument de domination dont les „grandes nations" peuvent et doivent se servir pour opprimer les „petites". Man sieht, der Eifer in der Verfechtung der internationalen Hilfssprache hat einige ihrer Anwälte bereits mit einem Parteigeist erfüllt, der die gröbsten Mißverständnisse, die kaum mehr von Entstellungen zu unterscheiden sind, zu erzeugen geeignet ist.

Aus Karl Friedrich Freiherrn von Kübecks Tagebüchern. 1836 bis 1838

(Schluß)

1837

Januar.

Gespräch mit Kl . . .[1]) Die Prinzessin Therese, Tochter des Erzherzogs Karl, war also im letzten Sommer doch ein Gegenstand der Bewerbung Frankreichs für den Herzog von Orleans. Man wendete sich zuerst an den Erzherzog Karl, der sowie Fürst Metternich ihre Zustimmung erklärten. Darauf trat der Herzog von Orleans mit seinem Bruder Nemours die Reise über Berlin nach Wien an, wo Fürst Metternich im Namen des Kaisers eine abschlägige Antwort gab. Späterhin wurde die Erzherzogin die Braut des verwitweten Königs von Neapel.

Donnerstag, 5. Gespräch mit Kolowrat, der abends zuvor bei dem Erzherzog Johann war. Der Erzherzog erklärte ihm und seinem ebenfalls anwesenden Freunde Kr. mit Freude und indem er ein Schnippchen machte, wie es ihm mit seinem Bruder Ludwig gelungen sei, den Fürsten Metternich zu überlisten und um seine Macht zu bringen, indem der Erzherzog Ludwig gegen die Voraussetzung des Fürsten das ihm übertragene Amt eines Chefs der

[1]) Hofrat Kleyle, Sekretär des Erzherzogs Karl.

Konferenz ganz ernsthaft nehme und nicht dem Fürsten überlasse, sondern selbst auszuüben entschlossen sei. Fürst Metternich sei darüber sehr betroffen, aber er, Erzherzog Johann, lache ihn aus und stärke seinen Bruder Ludwig, fest zu bleiben in der korrekten Stellung, in der er sich nunmehr befinde.

Dem Präsidenten B. Baldazzi, der auch bei dem Erzherzog Johann war, sagte er: „Ich bitte Sie, schreiben Sie Ihre Urteile über die Zeit, die Sie erlebten und quorum pars magna fuisti nieder. Ich tue es auch.“

Fürst Metternichs Gespräch über Kaiser Napoleon als Stifter seines kaiserlichen Hofes. Fürst Metternich sprach mit einer Art Bewunderung von dem größten Manne seiner Zeit, den er vom Throne stürzen half. Wie der Tod der Gerechtigkeit dienstbar ist.

Mittwoch, 11. Konferenz bei dem Erzherzog Ludwig über die Revision der Judentoleranzgesetze in Wien. Hofrat Weiß.

Man regiert nicht nach Grundsätzen, sondern nach Rücksichten. Unter dieser Regierung ist das Gehorchen das wünschenswürdigere Los; denn Ueberzeugungen, die sich nicht in der Pflicht des Gehorsams verlieren, kommen bei Beratungen in der Regierung arg ins Gedränge. Man wird kaum verstanden. Auf meine umständliche Begründung für die Aufhebung einiger Beschränkungen der Juden erfolgte die Antwort eines durchlauchtigsten Erzherzogs: „Ah! die Juden muß man strenge halten!“

Darauf Chorus für die Beibehaltung der Beschränkung.

Dienstag, 17. Referat bei Seiner Majestät dem Kaiser. Merkwürdiges Votum eines Mitgliedes des Staatsrates, das die herrschenden Gesinnungen der Machthaber kennt und ihnen huldigend schreibt, was sie gerne hören mögen. Der Sinn dieses Votums ist: „Behaltet das Schlechte und Gute, wie es eben ist; nur macht keine Veränderung.“

Das ist ganz genau die Quintessenz der Lehre des in Schwäche versunkenen Despotismus. Denn es ist wahr, jede Veränderung in den Gesetzen, den Sitten, den Gebräuchen, ja nur in den äußeren Formen beschäftigt die Aufmerksamkeit des Volkes, erweckt seinen Geist und drängt es zur Beurteilung dessen, was war, was nun ist und was sein könnte. Der denkende Geist aber ist der fürchterlichste Feind der herrischen Schwäche, die selbst stumpfsinnig nur Geschicklichkeiten mit Gehorsam liebt, die Intelligenz mit edelm Charakter haßt und bis zur Vertilgung verfolgt.

Februar.

Gespräche mit Graf Kolowrat, aus denen ich entnahm, daß zwischen ihm und Metternich der Sauerteig schon wieder in voller Gärung ist und daß eine Katastrophe bald wieder bevorsteht.

Das Machwerk, das gegenwärtig den Monarchen ersetzen soll, ist im eigentlichsten Sinne ein Monstrum horrendum, cui lumen ademptum.

Der Staatsrat ist in vier Kollegien zerschnitten, die nur sehr lose sich anastomosieren, sonst aber jedes für sich arbeitet. Außer dem Staatsrate und doch über ihm steht der Minister Graf Kolowrat als eine eigne Macht, von

einigen seiner Geschöpfe umgeben, den ganzen Tag schmollend und maulend, immer was andres sprechend als wollend, immer gegängelt und stets in dem Wahne der Selbständigkeit, um die Finanzen, die Polizei, die ganze innere Verwaltung zu leiten, deren Gang und Richtung er ohne Unterlaß schmäht und tadelt und die doch völlig in seinen Händen ist. Neben ihm Fürst Metternich wieder als eine eigne Macht, von dem ganzen Schweife des mittelalterlichen Adels, der theologisch-diplomatischen Weiberzunft und der Hosianna rufenden Schmeichler begleitet, um der Welt, zunächst aber dem gesamten Europa, Impuls und Richtung zu geben. Er hat die Revolution durch sie selbst besiegt, gänzlich vernichtet, sie, die in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle sich nun nur mehr darauf beschränkt sieht, wie verwunschene böse Geister an allen Orten zu spuken und Schabernak zu treiben. Da werden nun Bajonette, Späher und Weihwedel in Bewegung erhalten, um den Spuk niederzuhalten und zu vertreiben.

Nun kommt die Staatskonferenz, bestehend aus zwei Erzherzogen und dem Grafen Kolowrat und dem Fürsten Metternich — die zeitlichen Mitglieder sind alle ohne Bedeutung und werden selten gerufen.

Dieser ganze Organismus ist ein wahres Symbol der Desorganisation. Er ist größtenteils das Werk des Fürsten Metternich, jedoch auch der übrigen Machthaber, die an ihm modelten. Diese Herren haben ihr Leben damit zugebracht, alle organischen Einrichtungen zu lähmen, um ihren persönlichen Einfluß bei dem verstorbenen Kaiser geltend zu machen. Alle sind in der Intrige grau geworden. Es wird ihnen schwer werden, einen geregelten Organismus zu schaffen. Sie sind die Falschheit und Verstellung so gewohnt, daß sie sich selbst belügen und gegen ihre eignen Werke intrigieren.

April.

Am 29. Samstag eine Unterredung mit Graf Kolowrat. Er sagte mir, daß er dem Erzherzog Ludwig zwei Memoires übergeben habe, wovon das eine die organische Reform des Staatsrats, das andre eine Maßregel für den Fall der Beibehaltung der gegenwärtigen Form beziele. Worin seine Anträge bestehen, sagte er nicht. Dann ging er in die gewöhnlichen Ausfälle gegen den Erzherzog Ludwig (sowie früher gegen den Kaiser Franz) und gegen Fürst Metternich ein. Er habe mit Eichhof auf eine fernere Armeereduktion gedrungen und den verzweifelten Zustand der Finanzen geschildert. Fürst Metternich sei aber siegend entgegengetreten und habe selbst einen Staatsbankrott als etwas ganz Natürliches erklärt. Darauf habe er eine schriftliche Erklärung abgegeben, die er mir vorlas. Darin beruft er sich auf eine von Eichhof vorgelegte Darstellung des finanziellen Zustandes und teilt die Aufgabe in zwei Teile: in die Frage, was zu tun sei, und in jene, wer dazu berufen sei. In ersterer Beziehung könnten nur Ersparungen retten, wozu sich jedoch allein der Militäraufwand und die Staatsschuld eigne. Die Rubrik des Militäraufwands erlaube die größte und zureichende Verminderung. Eine gezwungene Ersparung in der Rubrik der Staatsschuld sei der Bankrott. In letzterer Beziehung seien nur er und Eichhof

berufen, die Lage der Dinge richtig darzustellen, die erforderlichen Maßregeln vorzuschlagen und zu vollziehen. Wenn man nicht glaube und tun wolle, was die beiden Herren vorschlagen, so möge man andre wählen.

Graf Kolowrat: So stehen die Sachen. Glauben Sie mir, wir sind an einem Abgrunde.

Ich: Verzeihen Eure Exzellenz, wenn ich Sie aufmerksam mache, daß die Mitglieder der hohen Regierung vielleicht sich an dem Umstande stoßen können, daß der Hofkammerpräsident meines Wissens erst im September 1836 bei Ueberreichung des Budgets die Lage der Finanzen so glänzend schilderte, als fast kein Staat in Europa sich rühmen kann. Seitdem sind wir in dem sechsten Monate des präliminierten Verwaltungsjahres und es ist nichts geschehen, was die damals geschilderte Lage verändern konnte.

Graf Kolowrat: Ja, das war ein Hirschauer Streich Eichhofs, den er jetzt bereut. Sehen Sie, wir sind alle Menschen; Eichhof hatte damals Wünsche.

Diese Menschen fordern, nach solchem entwischten Geständnisse, daß ihre Worte eine Autorität sein sollen. Die Wahrheit ist, daß Eichhof auch heute Wünsche hat, wozu früher ein blühender — dermal aber ein verzweifelter Zustand der Finanzen das Mittel der Erfüllung sein soll. Er will Minister im Staatsrate werden und Kolowrat ist die Klatsche.

Montag, 22. Graf Wilczek wurde nach Wien berufen, kam den 20. an und wurde heute zum zweiten Hofkammerpräsidenten ernannt. Merkwürdige Düpierung des Hofrates Weiß durch Kolowrat, der ihm von Abdankung spricht.

Um 12 Uhr mittags erhielt ich die beiliegende Einladung zu einer geheimen Zusammenkunft mit Fürst Metternich, dem ich abends 8 Uhr aufwartete. Der Fürst sprach sich sehr offen über Eichhof und Kolowrat aus, über ersteren ohne Schonung, über letzteren mit Rücksicht, und forderte mich auf, meine Verbindung mit Wilczek zu benutzen, um ihn — um kurz zu sagen, was der Fürst mit Umschweifen vorbrachte — mit Eichhof in Opposition zu bringen, die für das Interesse der Sache wünschenswert und für die Person des Wilczek vorteilhaft sein würde.

Ueber diese Zumutung stieg mir das Blut zum Herzen und ich hatte Mühe, kalt zu scheinen. Nie werde ich mich zum Werkzeuge einer Intrige entwürdigen lassen.

Ich antwortete entschuldigend und ausweichend.

Oktober.

In Lechwitz[1]) erholte ich mich allmählich und kehrte am 13. nach Wien zurück.

Hier kam ich wieder mitten in die Welt der Intrigen.

Die Regierung hat ihren Sitz in der Konferenz, deren Chef der Erzherzog Ludwig ist. Seine Mitregenten sind der Fürst Metternich und Graf Kolowrat.

---

[1]) Kübeckscher Besitz in Mähren.

Der Erzherzog, von der Regentenweisheit des verstorbenen Kaisers durchdrungen, ahmt seine Politik darin nach, daß er keinen der Machthaber einen vollständigen Sieg über den andern gewinnen läßt, einen durch den andern beschränkt und Maßregeln, die ihm tiefer eingreifend oder in ihrem Erfolge zweifelhaft erscheinen, nicht zur Vollziehung bringt, sondern die dazu ausgearbeiteten Vorschläge liegen läßt. So schleicht die Regierung mehr geschäftig als tätig an der Spitze der Nation, die ebenfalls matter Natur sich fortwälzt und nur in dem noch sehr kleinen Mittelstande die Regierung überholt.

Fürst Metternich ist ein großherziger, einsichtsvoller, heller Mann, der, etwas zu spät zur engeren Teilnahme an der Leitung der inneren Angelegenheiten berufen, ihrer nicht mehr ganz mächtig werden kann.

Ihm gegenüber steht Graf Kolowrat, der sich nicht über den böhmischen Oberstburggrafen zu erheben vermag, der ohne tiefe Bildung, ohne Grundsätze, ohne positive Kenntnisse mit dem Anstrich der Routine die Geschäfte betreibt. Schwach an Geist und Charakter, launenhaft, eitel, geizig und habsüchtig, ist er der Spielball einiger Intriganten gemeiner und höherer Art und wird durch sie zu Schritten verleitet, die seiner Stellung völlig unwürdig sind. Da er aber alle Organe der inneren Verwaltung in seinen Händen hat, so überwiegt seine Stimme jene des Fürsten Metternich, der den Fehler beging, sich in der Konferenz oder der Regentschaft zu isolieren.

Noch eine einflußreiche, zwar außer der Regentschaft stehende, aber doch in ihr wirkende Person ist der Generaladjutant Graf Clam. Ein ehrgeiziger Mann im blühenden Mannesalter mit edelm Streben, rechtlichem Sinne, reiner adliger Sitte. Ein Mann von Talent, seltener Bildung, entschiedenem Charakter und zweckmäßiger Tätigkeit. Seine Stellung nötigt ihn aber zur Hofklugheit, die aus der Anlage zum Epaminondas einen Alcibiades verschnitzen kann.

Alle übrigen Organe zweiten Ranges nehmen mehr oder weniger Partei, hetzen und werden gehetzt, schreiben und tratschen und verfolgen ihre persönlichen Zwecke.

Kann das lange so dauern? Ich glaube, ja! Die Regierung ist beschränkt und schwach, zuweilen auch willkürlich, aber im allgemeinen doch gerecht, sparsam und rücksichtsvoll für die großen Interessen des Volkes, beharrlich und verläßlich in ihrer Politik nach außen; aufsichtig und stark genug, anarchische Bewegungen zu erdrücken. Das Volk befindet sich im allgemeinen wohl.

Am 28. Oktober vollendete ich mein 57. Jahr.

Dezember.

Samstag, 23. Abends 5 Uhr beim Erzherzog Johann, der mich herzlich empfing, aber doch eigentlich sich in nichts einließ. Er sprach von Rußland, dessen Macht und seinem Feinde, der aufkeimenden Zivilisation und der Heterogenität seiner Bestandteile, die Kaiser Nikolaus kräftig zusammenhalte, was von seinem Nachfolger nicht zu erwarten sei. Erhaltung des Friedens sei die einzige richtige Politik zur Schwächung dieses Kolosses. Er sprach von der Türkei als

einem Reiche im Sterben. Der einzige gescheite Mann sei der Sultan. Von Griechenlands Regierung machte er eine sehr ungünstige Schilderung. Der König sei schwachen Geistes und der königliche Vater aus Bayern mische sich sehr ungünstig ein.

Der Erzherzog, der ein sehr gescheiter Mann ist und eben aus jenen Gegenden kommt, war sehr anziehend.

Mittwoch, 27. Konferenz über die Frage der Zulässigkeit der Einfuhr der englischen Rails für die Eisenbahnen.

Lobkowitz — verworren.

Eichhof und Kolowrat — nicht nach Ueberzeugung.

Metternich. Aus dem Prinzip der Korrektheit Verfall in die Willkür, sobald es sich um die Anwendung handelt.

Erzherzog Franz. Ich muß aufrichtig gestehen, ich wäre für das Verbot. Wir richten sonst unsre Industrie zugrunde. Ich habe mit vielen Eisengewerken gesprochen und gestern den ganzen Tag darüber nachgedacht und bin überzeugt, daß unsre Leute den Bedarf für die Eisenbahnen liefern. Mir liegt auch gar nichts an den Eisenbahnen, aber alles an der Industrie. Meinetwegen kann man diesmal noch an die 62000 Zentner für die Nordbahn bewilligen, aber nur gegen einen Zoll von 4 Gulden vom Zentner, darauf bestehe ich, sonst müßte ich meine Meinung zu Protokoll geben.

Erzherzog Ludwig. Also bleibt's bei dem Zoll von 4 Gulden.

Donnerstag, 28. Plauschtag. Erzherzog Ludwig soll mit Erzherzog Franz gespannt sein wegen entschiedener Hinneigung des ersteren zu Graf Kolowrat.

Freitag, 29. Abends bei Erzherzog Johann. Er sprach über die Finanzen, die er durch Ersparungen in Ordnung bringen zu können glaubt. (In diesem Fache ist er nicht stark.)

Er sprach über Ungarn und Siebenbürgen recht vortrefflich. Er kennt die Verhältnisse genau, ohne sich über die Mittel der Verbesserungen auszulassen.

Ganz ausgezeichnet richtig würdigt er unsre Dominikal- und bäuerlichen Verhältnisse, Aufhebung der Patrimonialgerichte, Aufhebung des Bestiftungszwanges, Ablösbarkeit der Feudallasten nach gesetzlichen Bestimmungen ohne Zwang waren der Gegenstand, in dem er sich mit seltener Kenntnis der Sachen und Personen und der Hindernisse erging. Wenn ihn unsre eingefleischte Feudalaristokratie gehört hätte, würde sie mit Fausts Geisterchor gerufen haben:

Weh! Weh!
Du willst sie zerstören,
Die schöne Welt,
Wo wir die Herrschaft führen,
Wo wir auf Polstern ruhen,
Wo das Volk der Schämmel ist.

* * *

1838

Januar.

Montag, 8. Graf Clam liest mir einen Aufsatz vor, den er für den Fürsten Metternich bestimmte, ihm am 1. Januar vorlas, aber nicht übergab. Der Inhalt ist eine starke, aber wahre Schilderung der Regierung. Die ganze Macht liege in den Händen eines Ministers, des Grafen Kolowrat. Unter den Umständen, in denen wir uns heute befinden, wäre es vielleicht erwünscht, daß ein Mann sich des Ruders bemeistere, der mit den zureichenden Kenntnissen und Talenten auch bestimmte Staatszwecke und entschiedenen festen Charakter verbände. Diesen Forderungen entspreche aber Graf Kolowrat auf keine Weise. Er sei der Spielball eigner Launen und das Werkzeug unglücklich gewählter Umgebungen, die Puppe des Hofkammerpräsidenten Eichhof, der seinen Geiz und seine Eitelkeit gefangenhalte und so ihn beherrsche.

Die Folge sei fortschreitende Desorganisation der Verwaltung, Beseitigung, Verleumdung, Unterdrückung aller Personen von Verdienst und Rechtlichkeit, Besetzung der Plätze mit Kreaturen der Willkür, Einseitigkeit und Rhapsodie in allen Maßregeln der Verwaltung und allmählich tiefer wurzelnde Diskreditierung der Regierung.

Der einzige Grund dieser Erscheinung sei die Täuschung des Erzherzogs Ludwig über die Intelligenz des Grafen Kolowrat und die nachgiebige Schwäche des Fürsten Metternich.

Dem letzteren werden nun viele Wahrheiten vorgehalten. Graf Clam geht auf die Frage über, welcher Weg zur Verbesserung einzuschlagen sei.

Es gebe dazu zwei Wege.

Der erste ist passiv. Man läßt die Sache eben gehen, wie sie geht, bis sie fällt. Dieser Weg sei in seinem Endpunkte gewiß, weil eine schlechte Sache früher oder später fallen müsse, aber in seiner Dauer nicht vorherzusehen und für den Staat gefährlich.

Der andre Weg sei aktiv, müsse aber mit Beharrlichkeit und Vorsicht beschritten werden. Es handle sich darum, den Erzherzog Ludwig aufzuklären und sein Pflichtgefühl anzuregen, in welcher Absicht Fürst Metternich eine bestimmtere Sprache, eine größere Festigkeit und entschiedenere Haltung annehmen, aber auch sich selbst weniger isolieren und mehr verständige Leute um sich versammeln müsse.

Der Fürst kämpfe mit ungleichen Waffen. Er bringe seine Persönlichkeit zum Opfer und wolle nicht, daß es eine Metternich-Partei gebe. Allein er verwechsle seine Persönlichkeit mit dem Staatsinteresse, das er repräsentiere, und nenne unrichtig den Verein redlich gesinnter Männer eine Partei, während sein Gegner kein Mittel scheut, zu seinen Zwecken zu gelangen.

Der Fürst habe alles gut aufgenommen.

Graf Clam erzählte mir weiter:

Graf Kolowrat rede seit einigen Tagen viel von der sichtbaren Abnahme des Kaisers und der unglücklichen Richtung des Erzherzogs Franz Karl, der

absprechend und eigensinnig werde und die finstersten Grundsätze äußere. Gleichwohl sei er, Graf Kolowrat, vor kurzem bei dem Erzherzog gewesen, habe ihn, den Erzherzog Franz Karl, auf den besorglichen Zustand des Kaisers aufmerksam gemacht und sich die Erlaubnis erbeten, sich mit ihm, dem Thronfolger, über die Zukunft, insbesondere darüber zu besprechen, wie er, Graf Kolowrat, gestellt bleiben werde. Der Erzherzog soll geantwortet haben: er wünsche wahrlich nicht, daß seinem Bruder etwas Menschliches begegne; er denke nie daran, er wolle nie daran denken, daß er für den Thron bestimmt sei, und werde sich nicht eher damit beschäftigen, als wenn es der Vorsehung gefallen sollte, ihn wirklich darauf zu berufen.

Dienstag, 9. Referat bei Seiner Majestät. Vor 10 Uhr ging ich dem erhaltenen Auftrage gemäß zu Graf Kolowrat. Er empfing mich freundlich und schien mir sichtbar bewegt. Nach den gewöhnlichen Formeln hob er plötzlich an:

„Nun, wie hat Ihnen die letzte Konferenz, wie hat Ihnen insbesondere die Aeußerung des Erzherzogs Franz Karl gefallen?“

Ich: Mir schien sie nicht wesentlich verschieden von andern Konferenzen, denen ich beizuwohnen die Ehre hatte. Ich halte diese Konferenzen für sehr instruktiv. Man studiert jahrelang Geschichte, Montesquieu u. s. w. und versteht doch die Ereignisse nicht. Eine einzige solche Konferenz ist ein Blitz in die Nacht und zeigt, wie finster sie ist.

Graf Kolowrat: Ihre Bemerkung ist sehr treffend. Um Gottes willen, wo werden wir hinkommen? Welche Aussicht haben wir vor uns? Glauben Sie mir, der Erzherzog Franz Karl will nicht auf Maria Theresia, nicht auf Karl VI., auf Ferdinand II. will er zurück, mit Verboten und Pfaffen uns umgarnen u. s. w.

Ich: Aber warum klären Sie den Erzherzog nicht auf? Eure Exzellenz stehen ihm so nahe, er ist gewiß sehr empfänglich und hat, soviel ich ihn beurteilen kann, die edelsten Absichten und den reinsten Willen. Auch zweifle ich nicht, daß er niemand mehr Vertrauen schenkt als Ihnen in allen Angelegenheiten der inneren Verwaltung.

Graf Kolowrat: Da täuschen Sie sich. Der Bischof Wagner, der Hofrat Weiß und sein Sekretär Erb sind es, welche auf ihn Einfluß haben.

Wir gingen zum Referat. In diesem Gespräche fand ich bestätigt, was Graf Clam mir erzählte.

Mittwoch, 24. Gespräch mit Graf Clam. Graf Kolowrat hat außer seiner Tendenz zur willkürlichen Macht, die jeden Einspruch wie einen Hochverrat ansieht, noch eine andre Lieblingsneigung, welche ein berühmter Römer auri sacram famem nennt, die in Verbindung mit der vanitas vanitatum ihn treibt, diejenigen Geschäfte an sich zu reißen und geheim — im Kabinettswege — zu behandeln, welche diesen Kardinaleigenschaften des göttlichen Mannes zusagen. Darunter gehören auch die Angelegenheiten der Eisenbahnen, deren Behandlung er sich ausschließlich zu verschaffen wußte. Der Gegenstand ist in ziemlicher Konfusion. Nun brachte er ein Gutachten über die italienische Eisenbahn zur

Konferenz, das dem Fürsten Metternich denn doch Mängel zu haben schien. Die Konferenz besteht in der Regel in einer Zirkulation der Schriften unter Kolowrat, Metternich, Erzherzog Franz und Erzherzog Ludwig, der entscheidet. So geschah es auch hier. Fürst Metternich schrieb: er finde zwar die Arbeit gediegen, aber den Gegenstand, der zur Vorarbeit in den Staatsrat gehöre, nicht erschöpft. Er könne darüber keine beruhigende Meinung fassen. Erzherzog Ludwig findet sich verlegen und sendet diese Bemerkung an Graf Kolowrat. Dieser schreibt: Das Stück hat nicht der Staatsrat, sondern ich bearbeitet, weil Eure Kaiserliche Hoheit es mir und nicht dem Staatsrate zugeteilt haben. Mir ist ganz unbekannt, daß außer Eurer Hoheit noch jemand andrer das Recht hat, sich in die Zuteilung einzumischen. Da übrigens Fürst Metternich selbst meine Arbeit gediegen findet, so sehe ich nicht ein, was er noch wünscht, um seine Meinung abgeben zu können.

Erzherzog Ludwig sendet diese Gegenerinnerung an den Fürsten Metternich mit der Erklärung: der Fehler sei an ihm, Erzherzog, der in der Zuteilung gefehlt habe; er wünsche aber, daß diesesmal der Gegenstand erledigt werde.

Fürst Metternich antwortet: er habe die Arbeit gediegen genannt, das nehme er nicht zurück, allein erschöpfend sei sie nicht; darum könne er nicht votieren, überlasse es aber dem Erzherzog, zu tun was ihm gefällt.

Nun ging die Angelegenheit an den Erzherzog Franz Karl, der darauf schrieb, er sei ganz mit dem Fürsten Metternich einverstanden. Nach dieser schriftlichen Erklärung fanden mündliche Besprechungen statt, aus denen endlich die Verfügung hervorging, daß der Erzherzog Ludwig den Gegenstand mit Zurückhaltung der Konferenzschriften an die drei Staatsräte Weiß, Pilgram und Kübeck leitete, die nach genommener Einsicht einer mündlichen Konferenzberatung — Referent Weiß — beigezogen werden sollen.

Graf Clam nahm sich die Freiheit, dem Erzherzog Franz Karl die unbegreifliche Hingebung des Erzherzogs Ludwig an Graf Kolowrat in ihren Folgen anschaulich zu machen. Der Erzherzog Franz antwortete:

„Ich habe selbst schon öfters meinen Oheim darauf aufmerksam gemacht, aber immer zur Antwort erhalten: Alles, was man über Kolowrat und Eichhof spricht, ist bare Verleumdung."

Vor ein paar Tagen speist Graf Kolowrat bei dem Bankier Rothschild. Einige seiner Kaste machten ihn aufmerksam, daß man das übelnehme.

„Was wollen Sie," sagte er, „daß ich hätte tun sollen? Rothschild legte einen so ungeheuern Wert auf mein Erscheinen, daß ich dem Dienste, da der Staat ihn braucht, schon dieses Opfer bringen mußte. Inzwischen habe ich damit ein gutes Werk verbunden und von Rothschild eine Armengabe von 1000 Gulden Konventionsmünze erwirkt, zu der dieser Jude sich nur aus Freude über meine Anwesenheit auf meine Aufforderung entschlossen hat."

Die Wahrheit ist aber folgende: Als der Champagner mit den Toasten perlte, erhob sich Rothschild mit einer Anrede an Graf Kolowrat: „Eure Exzellenz haben mir heute so viele Freude gemacht, als hätte ich 1000 Gulden Konventions-

münze empfangen oder einem Armen geschenkt.“ Darauf erwiderte Graf Kolowrat: „Wissen Sie was, geben Sie mir die 1000 Gulden für einen Armen, der Hilfe bedarf und sich an mich gewendet hat.“ Rothschild versprach, und nach dem Tische empfing Graf Kolowrat die 1000 Gulden.

Die Geschichte hat Aehnlichkeit mit einer andern, die ich in Venedig erfuhr.

Bei seiner Anwesenheit in Venedig führte man den Grafen Kolowrat auch auf die Murazzi und legte ihm den Wunsch an das Herz, daß ein Bauwerk — la diga di Malamocco — zur Verbesserung des Hafens genehmigt und zur Ausführung gebracht werden möge. Es werde zwar einen großen Aufwand verursachen, allein der Zweck sei ihn wohl wert.

Darauf Graf Kolowrat: „Ich werde Ihrem Wunsche Erfüllung verschaffen; und was den Aufwand betrifft, so darf der Kaiser nur einige Jahre meiner Besoldung, die ich ihm zurücklasse, da ich unentgeltlich diene, dazu bestimmen.“

Der Graf bezieht aber 16000 Gulden Besoldung und 2000 Gulden Quartiergeld, die er kaum ausgibt.

Februar.

Montag, 19. Mittags Tafel bei Herrn von Waina. Nachher Besuch bei dem Erzbischof, der viel über die Angelegenheit mit dem Kölner Erzbischof sprach. Meine Meinung ist, daß über die Gültigkeit der Ehen der Staat, über die sakramentale Einsegnung die Kirche allein zu entscheiden hat. Der Segen läßt sich nicht erzwingen — ein erzwungener Segen kann ja auch keine Wirkung nach unsern Begriffen haben. Da Bischof Droste-Vischering die Gültigkeit der gemischten Ehen nicht bestritt, sondern nur die Einsegnung verweigerte, so scheint mir die preußische Regierung im Unrecht.

Sonntag, 18. Abendgesellschaft bei Hof, zu der ich geladen wurde. Rokokotableaux aus den Zeiten des Louis XIV., von Herren und Damen der höchsten Familien dargestellt.

Merkwürdiges Symbol der inneren Aehnlichkeit unsers Adels mit jenen frivolen Zeiten.

Ich war schwer- und mißmutig.

Dienstag, 27. Referat bei Seiner Majestät und Besuch bei Graf Kolowrat, der mir sehr geneigt schien, und aus welchem Eichhof, wie er leibt und lebt, sprach. Seine Worte: „In diesem Dualismus geht die Regierung nicht, kann nicht gehen. Fürst Metternich mischt sich in alles, vorzüglich in die Finanzen, von denen er weniger als ein Kreiskanzlist versteht. Alles, was unzufrieden ist, wendet sich an ihn, und so bilden sich Parteien. Er leidet niemanden neben sich und ich bin zu stolz, einen über mir zu dulden. Nur einer kann regieren — es geht nicht ohne einen Richelieu.“

Ich schwieg (Ein Kolowrat — Richelieu! Ein Eichhof — seine Intelligenz!)

Mai.

Freitag, 25. Nachricht von dem am 17. Mai um 4 Uhr nachmittags erfolgten Tode des Fürsten Talleyrand in Paris (geboren am 2. Februar 1754),

Aristokrat mit der Bischofshaube, der roten Mütze, dem Adler, der Lilie und dem Hahn.

Mittwoch, 30. Namenstag des Kaisers. Abends glänzende Soiree bei Fürst Metternich in seinem Pavillon am Rennwege mit Beleuchtung des Gartens.

September.

Donnerstag, 6. Besuch des Grafen Wilczek. Er teilt mir mit: Der österreichische Hof habe den in Kreuth anwesenden russischen Kaiser eingeladen, nach Innsbruck zu kommen. Dieser habe die Einladung angenommen und wollte sogleich fort in der Voraussetzung, daß die Pferde schon überall bestellt seien, was man unterlassen hatte. Darüber habe Kaiser Nikolaus zu verstehen gegeben, er sehe die Einladung nicht für ernstlich gemeint an und blieb zurück. Nun wurde Graf Clam gesendet — ohne Erfolg.

Deutschland als Seemacht

Von

Vizeadmiral z. D. Valois

Rückblick.

Deutsche Stämme haben wiederholt gezeigt, daß sie zu Wasser wie zu Lande alle Schwierigkeiten und Gefahren meistern konnten, welche Natur und Menschenkräfte ihnen entgegenstellten.

Die älteste bekannte wichtige Betätigung unsrer Vorfahren über See durch Hengist und Horsa hat dem zurzeit die See beherrschenden Lande „England" den Namen gegeben, denn die aus Angeln (noch gegenwärtig der Name eines Teiles von Schleswig) stammenden Kämpfer gaben einem Teile der eroberten Insel den Namen ihrer Heimat, der später auch auf die andern Teile ausgedehnt wurde.

Mit Stolz können wir uns des Städtebundes der Hansa erinnern, welcher fast dreihundert Jahre lang dem Norden Europas Gesetze vorschrieb, dessen Niederlassungen sich von Nowgorod über Wisby und Bergen bis nach London und Lissabon ausdehnten und das Schicksal der skandinavischen Länder oft durch blutige Schlachten seinen Interessen gemäß entschied.

Durch das zunehmende Nationalbewußtsein der nordischen Völker, durch die Ausdehnung der Territorialhoheit deutscher Fürsten auf viele dem Bunde angehörende Städte, durch Uneinigkeit und den Mangel einer straffen Organisation wurde die Bedeutung der Hansa von Jahr zu Jahr eingeschränkt.

Seit England — nach Besiegung der Armada — sich stark genug fühlte, alle Sonderrechte der Hansa sowie deren Niederlassung in London — den

Stahlhof — im Jahre 1597 aufzuheben, ist ein Hervortreten der Hansa bei großen geschichtlichen Ereignissen nicht mehr zu verzeichnen gewesen.

So ist über eine Tätigkeit dieses einst so mächtigen Bundes während des Dreißigjährigen Krieges nichts zu berichten, trotzdem eine der größten Bundesstädte, Magdeburg, in bestialischer Weise zerstört wurde.

Nach einem 1669 von Lübeck unternommenen vergeblichen Versuche, den Bund neu zu beleben, ist derselbe sanft entschlummert.

Nur der Name blieb bestehen, indem die drei größten Hafenstädte der deutschen Küsten — Hamburg, Bremen, Lübeck — den Namen und einige Abmachungen über Angelegenheiten innerer Bedeutung bis jetzt beibehalten haben.

Der Merkwürdigkeit wegen sei noch bemerkt, daß die finanzielle Regelung in betreff des durch Queen Elisabeth befohlenen Gewaltaktes — Schließung des Stahlhofes — erst am 23. Dezember 1852 erfolgte.

Die englische Regierung erkannte, nach Prüfung der Besitztitel, das Recht der Hansa wieder an, und der Besitz ging für den Betrag von 72500 Pfund Sterling (ca. 1470000 Mark) an die Victoria Dock Company über.

Da der Bund nur zur Förderung des eignen Handels und Verkehrs geschlossen worden war, konnte eine Tätigkeit desselben im Dienste des deutschen Reiches nur dann in Betracht kommen, wenn die beiderseitigen Interessen parallel liefen.

War das nicht der Fall, so wurde weder der Zorn des Kaisers noch die Reichsacht gescheut, um eigne Wege zu wandeln.

Im Jahre 1605 von der englischen Regierung nach Beglaubigungsschreiben des deutschen Kaisers befragt, erwiderten die Gesandten der Hansa, sie bedürften keines solchen Schreibens, denn der Kaiser hätte mit ihnen und sie mit dem Kaiser nichts zu tun.

Die Stellung dieses Bundes zu Kaiser und Reich war eine der merkwürdigsten Monstrositäten, welche durch die vielhundertjährige Zerrissen- und Zerfahrenheit des heiligen römischen Reiches deutscher Nation hervorgebracht worden war.

In gewissen Fällen für Reichszwecke zur Heeresfolge und Geldleistungen verpflichtet, führte der Bund Kriege, schloß Frieden und Verträge, ohne auf Kaiser und Reich Rücksicht zu nehmen.

Mögen wir uns auch vieler Taten der alten Hansa mit Stolz erinnern, so kann doch von einer Bezeichnung der damaligen Geschwader als einer Reichsflotte keine Rede sein, denn der Bund führte weder die Reichsflagge noch kämpfte er immer nur für nationale Zwecke, auch gehörten eine nicht geringe Anzahl Bundesmitglieder andern Nationen an.

Der erste Anlaß zur Bildung einer kaiserlich deutschen Flotte (natürlich römischer Nation und heilig) ist von Wallenstein ausgegangen.

Er ließ sich 1627 vom Kaiser Ferdinand zum Admiral des ozeanisch-baltischen Meeres ernennen und erteilte in mehreren Seestädten (Lübeck und Stralsund) Aufträge zum Bau von Schiffen, mit welchen er den Feinden des Kaisers — England und Holland — auf See entgegentreten wollte.

Die kriegerischen Ereignisse und sein 1634 erfolgter Tod machten diesen Plänen ein Ende.

Inzwischen hatte endlich derjenige deutsche Staat, dem es vorbehalten war, dereinst Deutschlands Flagge auf und über der See zur Geltung zu bringen, die Küste des Meeres erreicht.

Brandenburg, bisher völlig vom Meere abgeschnitten, hatte durch Erbvertrag nach dem 1618 erfolgten Tode des Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen die Herrschaft über die damals zu Ostpreußen gehörenden Landesteile angetreten.

Der Wappenspruch der Hohenzollern „Vom Fels zum Meer“ war endlich verwirklicht worden, obgleich wohl in andrer Art als wie bei seiner Entstehung angenommen werden konnte.

Die damaligen Herren der stolzen Burg Hohenzollern in Schwaben dürften ihre Blicke wohl nach dem Bodensee, nicht nach dem damals noch fast sagenhaften unwirtlichen Nordmeere gerichtet haben.

Inmitten der kriegerischen Wirren zwischen Polen und Schweden konnten Brandenburgs Herrscher die Frage der Bildung einer Seemacht keiner Erwägung unterziehen.

Erst dem 1640 zur Regierung gekommenen Kurfürsten Friedrich Wilhelm — unserm späteren Großen Kurfürsten — war es vorbehalten, nachdem die Seeküsten durch die pommerschen Landesteile erheblich vergrößert worden waren, den ersten Schritt auf die See hinaus zu versuchen.

Zieht man die geringen Mittel des brandenburgischen Staates in Betracht, aus lose zusammenhängenden — vielfach sogar zusammenhangslosen — Teilen bestehend, die sich von der russischen bis zur holländischen Grenze erstrecken, so konnte nur ein Charakter von ungewöhnlicher Energie den Entschluß fassen, allen Schwierigkeiten und Anfeindungen zum Trotz, eine Marine zu gründen.

Es war indessen nicht zu verwundern, daß nach kurzem, meteorgleichem Auftreten die kleine Seemacht nach dem Tode ihres Schöpfers der allmählichen Auflösung entgegenging.

Bei Kontinentalstaaten ist die Sicherung und Abrundung des Festlandbesitzes die erste Pflicht des Herrschers, und eine Seemacht ohne sichere Basis am Lande überhaupt nicht denkbar, wie uns das Schicksal der Hansa gezeigt hat.

Dieser Auffassung konnten sich die Nachfolger des Großen Kurfürsten nicht verschließen. Von Neidern und Feinden rings umgeben, mußten alle Kräfte des aufstrebenden Staates in erster Linie zur Stärkung der Armee verwendet werden.

Dieser Konzentration der Kräfte haben wir es zu verdanken, daß unser Alter Fritz die drei Schlesischen Kriege glücklich zu Ende führen konnte und dadurch den Grundstein zur nachmaligen Größe legte.

Nach dem Siebenjährigen Kriege, welcher die Kräfte des Staates bis an die äußerste Grenze der Leistungsfähigkeit angestrengt, ja fast gänzlich erschöpft hatte, war ohne Mitwirkung von Seestreitkräften schließlich der Sieg und der Frieden errungen worden.

Es war daher zunächst nicht erstaunlich, daß man keine Veranlassung sah,

große Summen, welche zur Heilung der Wunden des Krieges gebraucht wurden, für eine neue Schöpfung anzulegen, deren Notwendigkeit für die Sicherheit des Staates nicht unbedingt erforderlich erschien.

Zunächst das Fundament absolut sicherstellen, dann die weiteren Ausbauten, das war richtig bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Nachdem der Staat Friedrichs des Großen aber festbegründet dastand, die Schäden der letzten Kriege überwunden waren, muß es als Kurzsichtigkeit der Staatsmänner seiner Nachfolger bezeichnet werden, daß deren Blicke sich nicht nach seewärts richteten.

Die Einseitigkeit der Erziehung in denjenigen Kreisen, aus welchen sich vorzugsweise die Offiziere und Beamten ersetzten, und aus denen dann die Leiter des Staats hervorgingen, brachte es mit sich, daß es fast wie ein Dogma betrachtet wurde, Preußen hätte auf dem Wasser nichts zu suchen.

Die Bestrebungen und Erfolge des Großen Kurfürsten waren in Vergessenheit geraten oder wurden als exotische Abenteuer betrachtet.

Nach Beendigung der Napoleonischen Kriege machte sich endlich für Marineangelegenheiten eine leise Regung in Preußen bemerkbar, und in den Akten des Kriegs- und Handelsministeriums finden wir Anfang des neunzehnten Jahrhunderts verschiedene Projekte und Vorschläge zur Schaffung einer preußischen Flotte.

Dieselben kamen aber nicht über das Stadium des Projekts hinaus und scheiterten daran, daß mit den unzulänglichen Mitteln, die man bewilligen wollte, nichts zu erreichen war.

Erst die Jahre 1848 bis 1850 mit der durch ganz Deutschland gehenden Bewegung für die Schaffung einer deutschen Flotte, die Bestrebungen des Prinzen Adalbert von Preußen — unsers ersten Admirals — und die klägliche Rolle, welche Preußen im ersten dänischen Kriege Dänemark gegenüber einnahm, brachte die Geister endlich auch bei uns in Bewegung.

Die kurze und wenig erfreuliche Geschichte der deutschen Flotte und das noch weniger erfreuliche Ende derselben muß als bekannt vorausgesetzt werden.

Wie wenig eine deutsche Flotte auf die Sympathie Englands zu rechnen hatte, wurde durch das am 4. Juni 1849 stattgefundene Treffen zwischen den deutschen Dampfern „Barbarossa“, „Hamburg“ und „Lübeck“ mit der dänischen Segelkorvette „Valkyrien“ konstatiert.

Der englische Premierminister Lord Palmerston machte einige Tage nach dem Zusammentreffen bekannt, es hätten sich einige Dampfer unter schwarzrotgoldner Flagge in der Nähe von Helgoland gezeigt; ließen sich dieselben noch einmal sehen, so würde er sie durch englische Schiffe als Piraten aufbringen lassen.

Formell war dies richtig, denn eine Anerkennung des neuen Deutschland unter einem Reichsverweser war nicht erfolgt, ebensowenig wie eine Notifikation an die fremden Mächte über die Gründung einer Reichsmarine und die Annahme der schwarzrotgoldnen Flagge.

Auch auf das Treffen selbst kann man nicht mit besonderer Genugtuung zurückblicken; drei schwerarmierte Dampfer schossen sich auf große Entfernungen mit einer fast in Stele treibenden Glattdeckskorvette resultatlos herum, bis ein Schuß von Helgoland darauf aufmerksam machte, daß die Neutralitätsgrenze erreicht war.

Betreffs der nunmehr einsetzenden Bestrebungen Preußens zur Bildung einer Marine, die sich zunächst — abgesehen von dem Erwerb der „Gefion“ und „Barbarossa“ von der deutschen Flotte — auf den Bau von Ruderkanonenbooten, einigen Schonern und Armierung von Post- und Handelsschiffen („Adler“, „Amazone“, „Merkur“) beschränkten, weise ich auf die Bücher des Geheimen Admiralitätsrats Koch und des damaligen Kapitänleutnants E. Schäfer über die Geschichte der deutschen Kriegsmarine hin.

Das wichtigste Ereignis der ersten Jahre bestand — in richtiger Erkenntnis, daß die nahezu abgeschlossene Ostsee keine ausreichende Basis für eine zu gründende Flotte bieten konnte — in der Erwerbung des Jadegebietes behufs Anlage eines Kriegshafens am 20. Juli 1853.

Das Tempo der Flottengründung war indessen ein so gemäßigtes, daß im Jahre 1857 — zur Zeit meines Eintritts in die preußische Marine — die damals vorhandenen Schiffe kaum so viel Tonnengehalt hatten wie eins unsrer heutigen kleineren Schlachtschiffe der Sachsenklasse.

An seefähigen Schiffen hatten wir damals, die vorsintflutlichen Ruderkanonenboote und Jollen als absolut kriegsunbrauchbar außer acht gelassen:

Dampfer	Tonnen	Segler	Tonnen
Korvette „Danzig“	1200	Fregatte „Gefion“	1660
Aviso „Preußischer Adler“	800	„ „Thetis“	1550
Königliche Jacht „Grille“	350	Korvette „Amazone“	500
		Transporter „Merkur“	300
		Schoner „Frauenlob“	300
		„ „Hela“	300
	2350		4610

Summa 6960,

demgegenüber ein Schiff der Sachsenklasse 7300 Tonnen repräsentiert.

Da in den folgenden Jahren auch keine bedeutenden Fortschritte gemacht wurden, war es nicht zu verwundern, daß wir im Jahre 1864 ebensowenig den Dänen die Spitze bieten konnten wie 1848/49.

Die Dänen waren in der Zwischenzeit nicht müßig gewesen und konnten sogar schon mit einigen Panzerschiffen in den Krieg eintreten, „Danebrog“, „Rolf Krake“, „Esbjern Snare“, während wir, um unsre zahlreichen und leistungsfähigen Seeleute überhaupt nur unterbringen zu können, auch noch 22 Ruderkanonenboote und Jollen in Dienst stellten, an deren Verwendung in offener See gar nicht zu denken war.

Diese 700 bis 800 Seewehrleute hätten bei der Armee in Schleswig bessere Verwendung gefunden als wie vor Stralsund.

Wenn wir uns auch des Gefechts bei Jasmund am 17. März 1864 mit Stolz erinnern können, so muß doch hinzugefügt werden, daß die Beteiligung unsrer Marine von keiner Bedeutung für den Verlauf des Krieges war.

Es fehlte das Vertrauen, unsre Dampfkanonenboote ins Gefecht zu bringen, und es wäre besser gewesen, wenn wir mit einigen Kanonenbooten weniger, dafür mit einigen ehrenvollen Erinnerungen mehr den Frieden hätten begrüßen können.[1])

Aber auch diese böse Erfahrung führte noch nicht zu erheblichen Fortschritten, die Konfliktszeit nahm die Aufmerksamkeit der Staatsleitung zu sehr in Anspruch und auch der in der Luft schwebende Zusammenstoß mit Oesterreich bedingte, daß die vollste Aufmerksamkeit der Armee zugewendet wurde.

Trotz der unermüdlichen langjährigen Bestrebungen unsers Prinz-Admirals ist es doch erst dem entschiedenen Eintreten Bismarcks für die Marine zuzuschreiben, daß wir uns endlich zu einem Schritte entschlossen, der den Norddeutschen Bund in die Reihe der zu beachtenden Seemächte einfügte.

Nachdem der Konflikt durch die Indemnitätserteilung beendet worden war, konnten die drei — für damalige Zeiten sehr starken — Schlachtschiffe, „König Wilhelm“, „Kronprinz“ und „Friedrich Karl“ der Marine einverleibt werden.

„König Wilhelm“ galt damals als eins der stärksten Schiffe aller Flotten. Trotzdem war die Marine auch 1870/71 nicht imstande, eine aktive Rolle zu spielen, denn das Mißverhältnis der beiderseitigen Streitkräfte war zu groß.

Zwar wäre Untergang in rühmlichem Kampfe der Untätigkeit vorzuziehen gewesen, doch dürfte die Entscheidung darüber nicht in der Hand des Admirals gelegen haben.

Mit Ausnahme der Beteiligung einiger kleiner Schiffe, „Meteor“ und „Augusta“, denen vergönnt war zu beweisen, daß es uns nicht an Kampfesmut und Unternehmungslust mangelte, hatten wir wieder nur weiße Blätter aufzuweisen; zum dritten Male innerhalb sieben Jahren.

Daß die Marine selbst am meisten darunter litt, bedarf keiner Begründung. Der Regierung, welcher die Schaffung dieses neuen Gliedes der Landesverteidigung oblag, muß zur Entschuldigung dienen, daß es eine schwere Aufgabe war, inmitten politischer und finanzieller Schwierigkeiten aus den geringen Beständen in kurzer Zeit eine leistungsfähige Institution ins Leben zu rufen.

Nach den siegreichen Kämpfen von 1870/71 übernahm Exzellenz von Stosch die Leitung der Marine, und in Liebe und Verehrung wird sein Andenken in der Marine hochgehalten.

Obgleich Soldat von Beruf, brachte er ein warmes Herz dem neuen Dienstzweige entgegen, und seiner hervorragenden organisatorischen Begabung verdanken wir die Grundlagen, auf welchen seine Nachfolger weiterbauen konnten.

---

[1]) Siehe „Deutsche Revue“, September 1906.

In bezug auf Neubauten wurde freilich nicht immer das Richtige getroffen, denn trotz hoher Begabung und ungewöhnlicher Arbeitsleistung konnte der Chef, in Ermangelung technischer und seemännischer Vorkenntnisse, zwischen den innerhalb der verschiedenen Ressorts differierenden Ansichten mitunter fehlgreifen. Die Verantwortung dafür war daher weniger dem Chef als denjenigen Beratern zur Last zu legen, auf deren Gutachten gehört werden mußte.

Da diese Schiffe und Fahrzeuge aber inzwischen die Altersgrenze der Verwendungsfähigkeit erreicht haben oder demnächst erreichen werden, liegt keine Veranlassung vor, näher hierauf einzugehen.

Eine Probe auf deren Kriegsbrauchbarkeit ist uns glücklicherweise erspart geblieben, dieselben haben als Ausbildungs- und Auslandsschiffe ausgiebige Verwendung gefunden und als solche gute Dienste geleistet.

War nun auch allerseits endlich die absolute Notwendigkeit einer Marine anerkannt worden, so waren doch noch manche Klippen zu umschiffen, ehe ein festes, zielbewußtes Programm festgelegt wurde.

Sehr schwierig war die Stellung der Marinevertreter dem Reichstag gegenüber, denn die hohen Forderungen für Schiffbau (Schlachtschiffe damals 20 bis 25 Millionen Mark), Küstenverteidigung und Ausbau der Häfen machte unsre an derartige Positionen nicht gewöhnten Reichstagsabgeordneten mitunter geradezu kopfscheu.

Nach dem Abgange unsers verehrten Chefs, des Admirals von Stosch, im Jahre 1883 (20. März) war die Marine der Gefahr ausgesetzt, der Hauptaufgabe, die Entscheidung auf hoher See zu suchen, entzogen zu werden.

Ein Blick in unsre Marinelisten zeigt dies deutlicher wie lange Erklärungen.

Von 1883 bis 1888 wurde der Marine kein Schlachtschiff und kein großer Kreuzer zugefügt, die Organisation zeigte deutlich die Richtung auf Küstenverteidigung.

Daß dieser Richtung ein Halt geboten wurde und unsre Flotte nunmehr auf fester Basis steht und nach wohlüberdachten Plänen ausgebaut ward, haben wir Kaiser Wilhelm II. zu verdanken. Einer seiner ersten Regierungsakte bestand darin, dem Chef der Admiralität von Caprivi einen andern hohen Posten anzuweisen und der Auffassung, als ob die Marine nur zum Schutze der Küsten bestimmt wäre, ein Ende zu bereiten.

An Stelle der Sommergeschwader wurden seit 1889 permanente Indienststellungen der Panzerschiffe angeordnet und damit der Grund gelegt für die Fortpflanzung der gesammelten Erfahrungen und Traditionen.

Wer wie die älteren Seeoffiziere sich die Sommerindienststellungen (vier bis fünf Monate) mit den an Offiziere und Mannschaften gestellten, fast unerfüllbaren Ansprüchen erinnert, wird den hierdurch erreichten Fortschritt nicht hoch genug zu würdigen verstehen.

Es war nur selten möglich, daß dieselben Offiziere — von Unteroffizieren und Mannschaften gar nicht zu sprechen — im nächsten Jahre wieder auf dasselbe Schiff kommandiert werden konnten, so daß fast jedermann sich wieder von neuem einarbeiten mußte.

Zieht man die zunehmende Kompliziertheit aller Einrichtungen zur Bedienung und Führung großer Schiffe in Betracht, so liegen die Nachteile zutage, welche eine plötzliche Mobilmachung außerhalb der Sommermonate mit sich gebracht hätte.

Die Katastrophe von Folkestone[1]) ist größtenteils darauf zurückzuführen, daß von den Schiffen Leistungen verlangt wurden, ehe die Führer genügend Zeit gehabt hatten, die notwendigsten Uebungen vorzunehmen und die Einrichtungen kennen zu lernen.

Erst durch die dauernde Indiensthaltung der Schlachtflotte haben wir die Sicherheit der ersprießlichen Ausbildung für das Gefecht gewonnen, wir sind sozusagen erst dadurch zu einer stehenden Marine im Sinne des stehenden Heeres geworden.

Das verdanken wir in weitester Weise unserm allergnädigsten Kaiser, dem ersten Hohenzoller, der seit den Zeiten des Großen Kurfürsten den Seeinteressen dasselbe Verständnis und der neuen Waffe dieselbe Liebe und väterliche Sorgfalt entgegenbringt wie sein großer Vorfahr.

Es war erklärlich, daß Herrscher, welche den schweren Kampf um die Freiheit des Reiches seit langer Zeit kommen sahen und vorbereiten mußten, von dieser Aufgabe so in Anspruch genommen waren, daß deren Interesse in erster Linie dem Heere galt, welches, wie wir dankbar anerkennen, erst die Basis für den Ausbau der Marine geschaffen und gesichert hat.

Unsre Liebe und Verehrung für unsern alten Heldenkaiser wird nicht im geringsten dadurch beeinträchtigt, daß er den Ausbau des Reiches nach See zu seinem Enkel überließ.

Sehen wir in Kaiser Wilhelm I. den Gründer des Deutschen Reiches, so erblicken wir in seinem Enkel den Gründer der deutschen Marine.

Nicht derjenige verdient diesen Namen, der den ersten Plan entwirft, sondern derjenige, welcher den Plan wohldurchdacht auf sicherer Basis ausführt, und diese Basis ist durch die Einführung der permanenten Geschwader (1889) sowie durch das Flottengesetz vom 14. Juni 1900 geschaffen und durch die Novelle von 1906 ergänzt worden.

---

[1]) Untergang des „Großen Kurfürsten“ durch Kollision mit „König Wilhelm“, 31. März 1878; 269 Offiziere und Mannschaften ertranken. S. Geschichte der deutschen Kriegsmarine von Kapitänleutnant E. Schäfer.

Römische Streifzüge

Von

Ernst Steinmann

(Schluß)

Mögen sich auch die Fremden auf dem Pincio und Korso drängen, mögen die Sammlungen und Museen überfüllt sein, mit einigem guten Glück findet man doch in Rom Gelegenheit genug, eigne Wege zu gehen und besondere Dinge zu erleben. So führte mich der Zufall im verflossenen Frühling in ein Nonnenkloster mit strengster Klausur, ohne daß ich mich eigentlich darum bemüht hätte. Corrado Ricci, der neue Generaldirektor der italienischen Museen, bereitet für das von ihm als offizielles Organ des Unterrichtsministeriums begründete „Bollettino d'Arte" eine kleine Sensation vor. Er selbst oder einer seiner Getreuen entdeckte im Kloster von Tor de' Specchi einen vollständig unbekannten Freskenzyklus aus der Zeit Sixtus' IV., und es war den Ueberredungskünsten der Entdecker gelungen, den Nonnen die Erlaubnis für die Aufnahme dieser Fresken abzuringen. Eine der nächsten Nummern des schnell berühmt gewordenen Bollettino wird die ganze Serie bringen. Bei dem trefflichen Photographen der Regierung aber, der deutschen Gelehrten in Rom schon so manchen Dienst erwiesen hat, fielen mir die ersten Aufnahmen in die Hände. Er erbot sich ohne weiteres, mich als einen seiner Gehilfen in das Nonnenkloster einzuführen, und natürlich wies ich das Anerbieten nicht zurück.

Das Kloster der „Oblate" von Tor de' Specchi liegt in der gleichnamigen Straße hart am Kapitol, dem Caffarellifelsen gerade gegenüber. Es ist das vornehmste Frauenkloster in Rom, und die glänzendsten Namen des römischen Adels sind unter den Nonnen vertreten. Der populärsten römischen Heiligen, Santa Francesca Romana, ist das Kloster geweiht, und nur einmal im Jahr an ihrem Sterbetage, den 9. März, öffnet es den Römern seine streng bewachten Tore. Die Nonnen von Tor de' Specchi erfreuen sich in Rom noch heute hohen Ansehens, und einmal haben sie sogar dem Papst zu schaffen gemacht, der sich allerdings schwer an ihrem heiligsten Besitz vergangen hatte. Bestürmt von den Bitten seiner skrupellosen Schwägerin Donna Olimpia Pamphili, hatte Innocenz X., eine günstige Gelegenheit benutzend, aus dem Sarge der heiligen Francesca einen Schulterknochen entwenden lassen. Die Sache wurde ruchbar, und die Entweihung des Grabes in Santa Maria nuova auf dem Forum Romanum brachte ganz Rom in Aufruhr. Die Schwester Seiner Heiligkeit, selbst eine Nonne von Tor de' Specchi, wurde als Wortführerin erkoren für die frommen Frauen. Vergebliches Bemühen! Olimpia — olim pia, sagte der boshafte Pasquino — hatte die kostbare Reliquie schon längst im Kastell von San Martino in Sicherheit gebracht und war nicht zu bewegen, das heißbegehrte Kleinod wieder herzugeben.

Es goß in Strömen, als wir uns in ziemlich früher Morgenstunde vor der Klosterpforte einfanden. Ich erhielt als Passepartout ein ziemlich schweres Stativ ausgehändigt und schlüpfte damit, ehrfurchtsvoll grüßend, an der Schwester Pförtnerin vorbei, die mich kaum eines Blickes würdigte. Wir nahmen unsern Weg, ohne angehalten zu werden, durch ein wahres Labyrinth von Höfen, Treppen, Korridoren, vorbei an der geräumigen Küche, in der dienende Schwestern hantierten, und durch das vornehme Refektorium, dessen Wände mit Landschaftsbildern im Stile Poussins geschmückt waren. Endlich in einem dunkeln Vorraum, an dessen Wänden man mit Mühe einige rußgeschwärzte Chiaroscuri entdeckte, durfte ich meine Waffe aus der Hand legen, und wir traten in das kleine, fast völlig dunkle Heiligtum, das den unbekannten Freskenschatz birgt. Es ist wahr, man mußte mit dem schlichten Geist des Quattrocento liebend vertraut sein, um in so armseliger Umgebung höhere Regungen fühlen zu können und sich für alle List und Mühe belohnt zu finden. Die Luft war so schwer und drückend wie in einer Grabkapelle, und auch an heiteren Tagen wird das Sonnenlicht, das durch diese Fensterlein seinen Weg sucht, kaum den kleinen Raum erhellen können. Wir zündeten am Altar eine Kerze an, und von Bild zu Bild schreitend, ließen wir uns in der naiven Kunstsprache eines umbrorömischen Meisters die rührende Lebensgeschichte der frommen Francesca di Paolo Buzi erzählen. Ich will noch sagen, daß die anmutigen Bilder teilweise stark übermalt waren und daß sie im Stil an die Fresken Sixtus' IV. im Hospital von Santo Spirito erinnerten. Die Darstellung eines Inferno in einer Mauernische schien mir von besonders hohem ikonographischem Interesse zu sein, die Jahreszahl 1485, die ich im Vorraum las, wird die Entstehungszeit des ganzen Freskenzyklus anzeigen. Eine vollständige Publikation dieser Gemälde dürfen wir ja bald von berufener Seite im „Bollettino d' Arte" erwarten.

Noch viel größere Schätze als diesen Bilderkreis des Quattrocento hat ein andres Kloster in Rom fast ein Jahrhundert lang behütet, und noch bis vor kurzem konnte sich kein Fremder rühmen, jemals diesen geweihten Boden betreten zu haben. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erhob sich auf den Ruinen des Augustuspalastes mitten auf dem Kaiserhügel die Villa Palatina. Die Loggia dieser Villa hatten die Mattei von Schülern Raffaels mit Kopien der berühmten Fresken im Badezimmer des Kardinals Bibbiena ausmalen lassen. Die Mattei traten den kostbaren Besitz ihrer palatinischen Gärten an die Spada ab, und seitdem hat die Villa höchst wechselvolle Schicksale gehabt. Sie ging von den Spada auf die Magnani, von den Magnani auf die Brunati, von den Brunati auf die Colocci über. Im Jahre 1777 gehörte der historische Boden dem Abbé Rancureuil, der große Ausgrabungen veranstalten ließ und im Erdgeschoß der Domus Augustana drei runde, wie das Pantheon gewölbte Säle entdeckte. Im Jahre 1818 endlich erwarb die Villa der Engländer Charles Mills, der dem Gebäude, das er in einem bizarren gotisch-maurischen Stil umbauen ließ, bis heute den Namen gegeben hat. Er ließ auch die Fresken aus der Schule Raffaels von Camuccini restaurieren und verkaufte seine seltsame

Schöpfung noch vor seinem Tode an einen Landsmann, Plowden, von dem endlich die Nonnen della Purificazione das ganze Besitztum an sich brachten. Aber noch ehe die frommen Frauen in den herrlichen Gärten neben der Villa ihr Kloster bauten, waren die Kopien nach Raffaels heiteren Götterlegenden an den Marchese Campana verkauft worden, durch den sie dann nach Petersburg gelangt sind. Erst nach dem Sturz Napoleons erwarb die italienische Regierung mit dem ganzen Terrain des Palatins auch den Klosterbezirk um die Villa Mills, doch wurde es den Nonnen gestattet, so lange auf dem Palatin zu bleiben, bis ihre Anzahl auf vier reduziert wäre.

Dieser Moment ist vor etwa zwei Jahren eingetreten. Die vier letzten Nonnen haben Kloster, Villa und Garten räumen müssen, und die italienische Regierung hat von dem zeitgeweihten Boden Besitz ergriffen, um hier sofort umfassende Ausgrabungen ins Werk zu setzen. Dank der Güte des Commendatore Gatti hatte ich aber schon vor anderthalb Jahren das Glück, in den heiligen Bezirk einzudringen, ehe noch irgendein Mensch ihn betreten durfte. Ein Wunsch, den ich mehr als zehn Jahre gehegt hatte, hat sich damals erfüllt. Wie oft hatte ich an heißen Sommerabenden auf einsamen Palatinspaziergängen die dunkelrot hinter schwarzen Zypressen im Abendlicht erglühende Villa umkreist, wie oft auf heimlichen Wegen versucht, einen verstohlenen Blick in die verlassenen Hallen und Gärten zu werfen. Und noch bei hereinbrechender Nacht hatte ich vom Monte Tarpeo aus zugesehen, wie sich an den Klosterfenstern hier und da ein Licht entzündete. Nun durfte ich die frische Luft dieser Gärten wenigstens ein einziges Mal einatmen, ehe alle Welt sich hier erging, ich durfte die weiten Rasenflächen betreten, ehe die Archäologen den Boden aufwühlten. Ich sah noch Efeu und Rosen wild die verfallenen Mauern überwuchern, ich sah noch Orangen und Zitronen ihre Früchte tragen und Zedern und Pinien schützend ihre starren Wipfel über das zinnenumgebene Dach der Villa breiten. Ich habe damals noch in atemloser Hast die Totenstille der preisgegebenen Villa durchstürmt, oftmals zitternd, durch die eingefallenen Decken, von den schwankenden Treppen hinab in die Tiefe zu stürzen, und doch innerlich jauchzend, endlich diesen Odem der Vergangenheit einzusaugen, endlich von dieser schwermutsvollen Poesie Besitz ergreifen zu können. Oben von der höchsten Wandelhalle des Klosters herab warf ich endlich noch einen tiefen Blick ins Herz der alten Stadt auf Forum, Kapitol und Kolosseum — dann bin ich wie ein Träumender hinabgestiegen.

In diesem Frühjahr öffnete das Kloster auf dem Kaiserhügel nach mehr als fünfzigjähriger Klausur der Welt die strenggehüteten Tore. Eines Abends verkündeten die römischen Zeitungen, daß auf dem Palatin neue Ausgrabungen begonnen hätten und daß man im Erdgeschoß der Villa Mills bereits eine kleine Kapelle entdeckt hätte mit kaum noch erkennbaren Gemälden an den Wänden. Gelehrte Leute hatten sogar schon einen Namen für das Kapellchen gefunden und es S. Cesario in Palatio getauft. Natürlich machte ich mich am andern Tage auf, die neuen Ausgrabungen zu sehen. Aber mir wurde das

Herz schwer, als ich vom Stadium aus entdeckte, daß die ganze wildwuchernde Herrlichkeit dort oben verschwunden war. Ich fühlte, daß die herrliche Stadt wiederum ein Stück ihrer intimsten Poesie verloren hatte, als ich sah, daß nur noch einige Pinien und Zypressen das Bild der Verwüstung überragten und daß geschäftige Arbeiter um die Villa an Gerüsten auf und nieder kletterten. Verstimmt und zögernden Schrittes näherte ich mich der hohen Gartenmauer und sah die Neugierigen sich drängen. Vor den weitgeöffneten Toren des entweihten Paradieses aber bin ich umgekehrt. Ich fürchtete den köstlichen Schatz zu verlieren, den ich unter diesen Ruinen fand, ehe noch ein Arbeiter den Spaten angesetzt hatte.

Als natürliche Heimat großer Gedanken, als unversiegbare Quelle künstlerischer Anregungen, als rettende Zufluchtsstätte aller derer, die Byron „the orphans of the heart“ genannt hat, bedeutete Rom in vergangenen Jahrhunderten so unermeßlich viel für die Kultur der Menschheit. Heute sieht man die neue Hauptstadt Italiens nicht ohne Trauer die typischen Gewohnheiten einer modernen Großstadt annehmen und begrüßt es daher mit besonderer Freude, wenn sich unter den führenden Geistern Männer finden, denen Roms poetische Traditionen heilig sind.

Unter den Verdiensten, die sich Giacomo Boni um die ewige Stadt erworben hat, ist es sicherlich keins der geringsten, daß er dem Forum Romanum eine neue Flora schenkte. Als er vor neun Jahren seine epochemachenden Ausgrabungen begann, da schien es anfangs, als würde ein furchtbares Gerippe von der schützenden Erde entblößt, und das „heilige Tal“ war vielen nichts andres mehr als ein unentwirrbares Chaos aufgehäufter Trümmermassen. Heute hat die lebendige Natur wieder über diese toten Steine einen grünen Teppich ausgebreitet. Der Dichter kann wieder zwischen Rosen und Myrten auf dem Forum wandeln; Lorbeerbäume entsühnen die Stätte, wo sich Cäsars Heroon erhebt, und am Fuß des Saturntempels grünt die dem Romulus heilige Zypresse.

Aber auch aus den Höfen und Hallen des endlich fast vollendeten „Museo Forense“ ist die Poesie eines alten Klosters keineswegs verdrängt worden. In den Korridoren blühen an den Fenstern lange Reihen seltener Blumen und auf der efeuumsponnenen Terrasse über dem Venustempel Hadrians plätschert ein Brunnen. Alles scheint bereit, die Reliquien des Forums, seine Marmorschätze, seine Bronzen, Terrakotten, Graburnen und auch die neuerworbene Bibliothek zu empfangen, nur Boni selbst noch nicht, dessen Gedanken und Kräfte noch durch die Ausgrabungen an der Trajanssäule und die Freilegung der Basilica Aemilia abgelenkt werden. Er hielt im letzten Winter am Sonnabend morgen zuweilen Privatissima in seinem neuen Arbeitszimmer ab, von dem man direkt auf das Forum und die Via Sacra herniederschaut, und hier bekannte er seinen Freunden, daß zwar schon mancherlei geschehen, daß aber weit Größeres noch einer nahen Zukunft vorbehalten sei.

In der Tat werden in Rom gigantische Projekte geschmiedet für eine große

Ausstellung im Jahre 1911 zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Königreichs Italien. Die vielumstrittene „Passeggiata Archeologica" soll Forum und Palatin, die Thermen des Titus und die des Caracalla umfassen, und dort, wo jetzt zwischen Palatin und Aventin die Gasanstalt eine Stätte glorreicher Erinnerungen schändet, will man nach den Fundamenten des Circus Maximus graben. Ja, als Ausstellungsgebäude und Meisterstück moderner Konstruktionstechnik hat Rodolfo Lanciani den beifallspendenden Quiriten einen Wiederaufbau der Caracallathermen geeigneten Ortes in Vorschlag gebracht. Denn in der Phantasie der Römer lebt die versunkene Größe der antiken Welt noch lebendiger fort als selbst die Erinnerung an die glänzenden Epochen von Renaissance und Barock, und durch die Ausgrabungen und Funde der letzten Jahrzehnte erhielten diese Vorstellungen im Volksgeist fortwährend neue Nahrung.

Eben hat Professor Rizzo im Thermenmuseum für die Aufstellung der jüngst erworbenen Bronzefragmente des versunkenen Kaiserschiffes im Nemisee einen neuen Flügel sachverständig und geschmackvoll hergerichtet. Derselbe jüngere Gelehrte — ein rastlos vorwärts strebender — hat sich auch um die Rekonstruktion des Diskobolen von Castel Porziano nicht geringe Verdienste erworben und diesem neuen herrlichen Fund in einem besonderen Gemach einen Ehrenplatz angewiesen. Das aufgehobene Kloster in den Thermen Diokletians mit seinem weiten säulengetragenen Hof, mit seinen hundertjährigen Zypressen und seinen blühenden Rosenhecken im Frühling ist, seit hier die Sammlung Ludovisi aufgestellt wurde, nicht nur eine der glänzendsten Statuengalerien Roms, es hat auch selbst vor der weltberühmten vatikanischen Skulpturensammlung den Vorzug einer wissenschaftlichen Anordnung der einzelnen Objekte voraus. Ueberdies werden die neuesten Ankäufe und Funde fast regelmäßig im Thermenmuseum aufgestellt, und so wird auch wohl sicherlich das Mädchen von Porto d'Anzio hier einen würdigen Platz finden. Dies wunderbare griechische Originalwerk, das mir vor Jahren, als ich es noch schlecht aufgestellt in der Villa Aldobrandini in Porto d'Anzio sah, einen unauslöschlichen Eindruck machte, ist vor kurzem von der italienischen Regierung für fast eine halbe Million erworben worden. Man kann nur wünschen, ein ähnliches Los möchte auch dem neuesten antiken Funde in Rom beschieden sein, jener edeln Statue einer Niobide, die man erst im verflossenen Winter auf einem Besitztum der Banca Commerciale entdeckte, der sie noch heute gehört.

„Disastrosamente ricca di monumenti", nannte neulich eine geistvolle Italienerin ihre schöne Heimat. Und wahrhaftig, sie sagte die Wahrheit. Die Zahl der Monumente, die Fülle der Kunstschätze ist so groß, daß es auch einem Staat mit unendlich viel größeren Hilfskräften unmöglich wäre, allen Verpflichtungen nachzukommen. Man kann überdies nicht in Jahrzehnten nachholen, was in Jahrhunderten versäumt worden ist. So hat Rom mit all seinen Sammlungen und Museen doch immer noch Lücken aufzuweisen, die eigentlich nur verständlich erscheinen, wenn man zugeben will, daß hier mit Recht die moderne Kunst vor der Antike zurückgesetzt wurde. Gibt es doch noch heute

kein Museum in der Hauptstadt Italiens, in dem die Plastik des Mittelalters und der Renaissance, Bronzen, Medaillen, Fayencen und Porzellane methodisch gesammelt werden wie etwa im Bargello zu Florenz. Allerdings besitzt das Municipium von Rom eine wenigbesuchte und ziemlich minderwertige Sammlung kunstgewerblicher Gegenstände in der Via Capo le Case. Es werden hier vor allem einige private Stiftungen und vier höchst merkwürdige Marmorreliefs des Mino da Fiesole aufbewahrt, die vom Estoutevilletabernakel in Santa Maria Maggiore stammen. Aber diese kleine Sammlung, die sich vor kurzem sogar durch die Herausgabe eines Katalogs betätigt hat, besitzt weder ausreichende Räume noch nennenswerte Fonds für Ankäufe.

So dürfen denn die ziemlich weitgehenden Pläne, die sich auch mit der Eröffnung einiger neuer Museen im Jahre 1911 befassen, des allgemeinsten Beifalls sicher sein. Man will in der Engelsburg ein Museum des Mittelalters einrichten, und für ähnliche Zwecke wurden schon vor Jahren zwei historische Paläste Roms restauriert: die mittelalterliche Torre der Anguillara am Tiber und der Renaissancebau der Farnesina de' Baulari von Aristotile da San Gallo. Wüßte man nur, mit welchen Kunstobjekten sich diese Museen füllen werden! Unermeßliche Schätze sind auch noch in den letzten Jahrzehnten aus Rom entführt worden. Denn ebenso streng wie das Ausfuhrgesetz auf Werke der Antike, der frühchristlichen Kunst und auf die großen Meister der Renaissance angewandt wird, ebenso anstandslos hat man seit lange Werke der Kleinkunst aus allen Jahrhunderten über die Grenze gehen lassen. Allerdings würde ja hier durch eine schärfere Kontrolle ein Hauptzweig der römischen Industrie völlig lahmgelegt werden. Aber warum kauft die Regierung nicht selbst? Der immer noch höchst beachtenswerte Kunstmarkt in Rom, vor allem die zahllosen Auktionen, auf denen die Antiquare ihren Bestand oft ohne großen Kostenaufwand ergänzen, wird von den römischen Museumsvorständen aus Mangel an Mitteln eigentlich vollständig ignoriert. So wurde die einzige wirklich hervorragende Sammlung italienischer Keramik von einem bekannten Pariser Kunsthändler in der Via Condotti zusammengebracht. Und vielleicht ist der Tag nicht fern, wo wir erfahren, daß Pierpont Morgan auch diese unschätzbare Sammlung nach Amerika entführt hat.

Neben so manchem Gewinn, den die nächsten Jahre den Denkmälern Roms und seinen Museen zu bringen versprechen, droht aber auch ein unersetzlicher Verlust. Schon durch den Abbruch des Palazzo Torlonia und den Aufbau einer völlig mißlungenen Kopie des Palazzo Venezia hat einer der merkwürdigsten und erinnerungsreichsten Plätze Roms seinen Charakter verloren. Hat nicht auch Michelangelo Buonarroti hier die letzten dreißig Jahre seines Lebens gewohnt, Santa Maria del Loreto gegenüber, nahe beim Macel de Corvi, vorbei am Spital der Fornari auf dem Wege zur Piazza Santi Apostoli? Dieses sauer erworbene, mühsam behauptete Besitztum des großen Meisters, sein Haus mit dem Turm und dem Stall für sein Pferdchen, sein Garten mit den Lorbeerbäumen, die so üppig wucherten, daß sie den andern Gewächsen die

Sonne raubten — alles ist längst vom Erdboden verschwunden, ohne eine Spur pietätvoller Erinnerung. Und nun wird dieser Platz eine zweite, noch viel gewaltsamere Profanation erleiden. Bekanntlich lehnt sich an den alten Palast von San Marco, der einst die unermeßlichen Kunstschätze Pauls II. barg, dann an die Republik Venedig gelangte und endlich an Oesterreich fiel, der breite niedrige Palazzetto an. Nur elf Jahre nach der Grundsteinlegung des Hauptbaues wurde dieser Nebenbau begonnen und in dem gleichen frühesten Palaststil der Renaissance ausgeführt. Dieser malerische Palazzetto, der des zinnengekrönten Palastes düstere Strenge mildert und mit dem gewaltigen Baukomplex von Kirche, Palast und Säulenhof zu einem organischen Ganzen verbunden ist, wurde bereits von der österreichischen Botschaft geräumt und soll in allernächster Zeit einer Monumentalstraße auf das Vittorio-Emanuele-Denkmal geopfert werden. Zwar hat es auch in Rom an erregten Protesten gegen diesen Abbruch nicht gefehlt, aber sie verhallten ungehört im Jubelgeschrei der Patrioten, die dem neuen Rom und seinem ersten König auch Kapitol und Kolosseum preisgegeben haben würden. Ironie des Schicksals! Dem Generaldirektor der Monumente Italiens wird es beschieden sein, von seinen Fenstern im neuen Palazzo Venezia aus diese Zerstörung eines der eigenartigsten Denkmäler Roms täglich mit zu erleben. In solchem Mißgeschick wird ihm der Gedanke nur geringen Trost bieten, daß sich einige [österreichische Kunstfreunde, von ihrer Regierung unterstützt, vor kurzem zu einer großen wissenschaftlichen Publikation über den Palast von San Marco entschlossen haben. Man hofft, das Prachtwerk schon binnen Jahresfrist zum Jubiläum des Kaisers Franz Josef fertigzustellen, und die dankbare Aufgabe ist aufs glücklichste zwischen einige jüngere Gelehrte Oesterreichs verteilt worden.

Möchte das glänzende Beispiel des Deutschen Reiches, das zuerst zur monographischen Behandlung römischer Denkmäler umfassende Mittel zur Verfügung stellte, auch weiter Nachahmung finden! Denn nicht weniger als der Palazzo Venezia, ja vielleicht noch mehr würden sich auch andre Monumentalbauten Roms zu besonderer wissenschaftlicher Bearbeitung eignen, so vor allem die Cancelleria und der Palazzo Farnese. Die Cancelleria ist der einzige unter Roms großen, historischen Palästen, der seit den vierhundert Jahren seiner Erbauung Namen und Bestimmung eigentlich nicht gewechselt hat. Nachdem Raffaello Riario, der den Palast von San Lorenzo in Damaso mit einem ungeheuern Spielgewinn von 60000 Skudi erbaut haben soll, der Teilnahme an der Verschwörung Petruccis gegen Leo X. überführt worden war, wurde ein Teil seiner Güter vom päpstlichen Fiskus eingezogen. Sein herrlicher Wohnsitz wurde zur Residenz des Vizekanzlers der römischen Kirche bestimmt und erhielt schon unter Clemens VII. den Namen der Cancelleria Apostolica. Durch das italienische Garantiegesetz hat das Eigentumsrecht des Vatikans neue Bestätigung erhalten, und Namen und Bestimmung des Palastes blieben unverändert.

Heute bewohnt Kardinal Agliardi, der kluge und maßvolle Berater Pius' X.

in schwierigen Fragen der hohen Politik, im Piano nobile der Cancelleria jene glänzende Zimmerflucht, die vor ihm so manche Träger historischer Namen, die Colonna, Farnese, Barberini und zahllose andre Vizekanzler der römischen Kirche, innegehabt haben. Da ich den wenig bekannten Freskenzyklen der Cancelleria seit lange ein besonderes Studium zugedacht hatte und mir die Erlaubnis wünschte, sie jederzeit ohne weiteres sehen zu können, nahm ich den Vorschlag eines Freundes, mich bei Seiner Eminenz einzuführen, mit Freuden an. Der Kardinal empfing uns mit jener ruhigen Würde, die man in der römischen Kurie als selbstverständliche Tradition jahrhundertelanger Schulung bezeichnen kann. Seine hohe Erscheinung, von den weiten Kardinalsgewändern umflossen, wirkte ehrfurchtgebietend, seine Art, sich zu geben, offenbarte die völlige Beherrschung jener seltenen Kunst, das darzustellen, was man ist. Das hochgewölbte Arbeitszimmer, durch dessen Fenster man auf einen Garten mit Orangenbäumen blickte, trug den gleichen Stempel höchster Einfachheit wie sein Besitzer. Man glaubte hier eine frischere Luft zu atmen als in den Borgiaprunkgemächern des Kardinalstaatssekretärs oder als bei Rampolla in seiner glänzenden Bibliothek im Palast von Santa Marta.

Nirgends bieten sich die Unterhaltungsstoffe so zwanglos dar wie in Rom, wo man gleichsam die Weltgeschichte als Aktualität zur Verfügung hat, wo man mit Romulus und dem Kolosseum beginnen und mit dem Papst und St. Peter endigen kann. Wir griffen auf das nächstliegende, auf die Geschichte der Cancelleria und ihre Kunstschätze. Der Kardinal fragte sofort nach meiner Ansicht über die Restaurationsarbeiten, die er gerade im großen Saal „der hundert Tage" von Angelo Perelli ausführen ließ. Wir waren dort eben noch auf den Gerüsten herumgeklettert, und da ich mich vor kurzem desselben trefflichen Restaurators für eine Untersuchung in Santa Maria in Trastevere bedient hatte, konnte ich Seiner Eminenz bestätigen, daß sein Unternehmen in den besten Händen liege. Dann betrachteten wir die Fresken an der gewölbten Decke über uns, und ich erwähnte, wie ich kürzlich in Andrea Scotos Italienführer gelesen, daß Eingang und Hof der Cancelleria einst mit zahlreichen Antiken, vor allem einer Reihe römischer Kaiserbüsten geschmückt gewesen waren. „Die Fresken, die Plafonds und einige Kamine — das ist alles, was der Cancelleria von ihrer alten Pracht geblieben ist," sagte der Kardinal bedauernd, indem er sich erhob, um uns selbst zu zeigen, was er in seinen Räumen noch an alter Kunst besaß.

Wir standen lange vor einem großen Gemälde ferraresischer Schule, das noch Leo XIII. dem Kardinal verehrt hatte, und dann ließ ich die Augen rings umherschweifen, die Spuren glorreicher Vergangenheit zu entdecken. Fast alles, was wir sahen, trug Namen oder Wappen der Farnese: Die Fresken am Gewölbe über uns hatte der Kardinal Alessandro malen lassen, seine Taten hatte Vasari im Freskenzyklus des großen Saales verherrlicht; er hatte auch die Kapelle mit dem glänzenden Stuck und den wohlerhaltenen Fresken durch Salviatis Künstlerhand geschmückt. Und wie wir dann langsam durch die

hohen Räume wandelten, da kam mir auf einmal in den Sinn, daß es ja hier gewesen, wo Vasari zuerst durch Alessandro Farnese in einer glänzenden Versammlung geistiger Aristokraten die Anregung erhielt, die Lebensbeschreibungen der italienischen Künstler zu verfassen. Und es fiel mir plötzlich wie Schuppen von den Augen und ich sah, wie seltsam die Pracht der Freskogemälde und der mächtigen Kassettendecken mit der modernen, mehr als anspruchslosen Einrichtung dieser Räume kontrastierte, in denen die päpstlichen Nepoten einst unermeßliche Kunstschätze aufgehäuft hatten. Ich realisierte auf einmal, daß das glänzende Mäcenat des Papsttums für immer vorüber sei, daß ein Michelangelo niemals wieder einen Julius II., ein Winckelmann niemals wieder einen Kardinal Albani in Rom als Beschützer finden würden.

Als mir der gütige Kirchenfürst zum Abschied die Hand reichte und mir in seinem Machtbezirk jegliche Freiheit der Bewegung für meine Studien verhieß, da hatte ich an dieser historischen Stätte aufs neue erfahren, wie tief auf dem modernen Rom die Schatten der Vergangenheit ruhen. Dieser gefallenen Hauptstadt der Welt wird ein nationaler König niemals das bedeuten können, was ihr der Papst mit seinem weltumfassenden Arm gewesen ist.

Bis zum Jahre 1565 hat Alessandro Farnese die Cancelleria bewohnt; dann übertrug er nach dem vorzeitigen Tode seines Neffen Ranuccio den Glanz seines Namens und seiner Hofhaltung auf den Palazzo Farnese, den sein Großvater Paul III. begonnen und den er selbst erst in seinem Todesjahre 1589 vollenden sollte. Von den Farnese erbten im achtzehnten Jahrhundert die Bourbons von Neapel den Palast, der nun schon seit mehr als dreißig Jahren zum größten Teil an die französische Regierung vermietet ist. Der Botschafter am Quirinal hat das erste Stockwerk inne, der Direktor der Ecole Française bewohnt mit seinen Büchern, Vögeln und Katzen das zweite. Eben hier oben machte ich an einem der Donnerstagempfänge bei Msgr. Duchesne die Bekanntschaft von M. Pierre Bourdon, einem jüngeren Gelehrten der Ecole Française, der inzwischen dem wunderbar geschnitzten Plafond, unter dem ich ihm damals begegnete, in den „Mélanges d'Archéologie" eine äußerst lesenswerte Studie gewidmet hat. Im Laufe des Gespräches, das von dem Lilienwappen der Farnese über uns seinen Ausgangspunkt nahm, äußerte ich den Wunsch, endlich zwei große marmorne Allegorien kennen zu lernen, die Fra Guglielmo della Porta für das Grabmal Pauls III. gearbeitet hat und die schon im siebzehnten Jahrhundert bei der Umstellung des Denkmals von St. Peter in den Palazzo Farnese überführt worden waren. Es traf sich glücklich, denn eben hatte man für den nächsten Sonntag einen gemeinsamen Besuch des Palastes from top to bottom verabredet, und ich wurde freundlichst aufgefordert, mich anzuschließen.

Um zehn Uhr morgens fanden wir uns verabredetermaßen im Hof des Palazzo Farnese zusammen, wo alles für die Besichtigung vorbereitet war. Zwei Beamte, noch im Dienste der Bourbonen, geleiteten uns in die als Magazine benutzten und ziemlich verwahrlosten Säle, die im ersten Stockwerk die ganze Hauptfassade einnehmen. Wir betrachteten die Taten der Farnese, durch die

Zuccari verherrlicht, die reichgeschnitzten, langsam dem Verfall entgegengehenden Kassettendecken und vor allem jene etwas plumpen Allegorien des Friedens und der Freigebigkeit, die mir weit flüchtiger gearbeitet schienen als ihre berühmten Schwestern in St. Peter.

Der französische Botschafter, der gegenüber die ganze Südseite des Piano nobile innehat, hatte seinen Landsleuten für diese Morgenstunde nicht nur die Galerie der Caracci, sondern auch seine sämtlichen Wohnräume zur Besichtigung überlassen. Ein älterer Legationsrat empfing uns in der Galerie, zweifelsohne der herrlichste aller Prunksäle Roms, den ich zuletzt betreten hatte, als hier unter Joachims Leitung deutsche Musik auf französischem Boden Triumphe feierte. Wir konnten in aller Muße die hinreißende Pracht der Caraccifresken auf uns wirken lassen, dann schritten wir langsam weiter durch die glänzende Flucht der Gemächer. Hier hatte sich überall der französische Geschmack der heroischen Pracht des Seicento mit feinster Empfindung angepaßt, und mit richtigem Takt hatte man als beste Dekoration für diese Räume große Gobelins erkannt. Ich konnte nicht umhin, die verbindliche Art zu bemerken, mit der hier der Botschafter jungen Gelehrten und Künstlern seiner Nation die Honneurs machen ließ; und das feine Verständnis, das fast alle diese Herren für jede Einzelheit der wirklich geschmackvollen Einrichtung an den Tag legten, überraschte mich nicht weniger. Ich hatte mich früher einmal über diesen Punkt gegen ein Mitglied der Ecole Française geäußert und die mir unvergeßliche Antwort erhalten: „Vous devez savoir, mon ami, qu'on a fait notre éducation dans les salons de Paris depuis deux siècles.“ Die formelle Kultur hat eben in Frankreich die Gebildeten der Nation viel gleichmäßiger durchdrungen als bei uns, und damit scheint die Kluft zwischen den verschiedenen Ständen aufs einfachste überbrückt worden zu sein.

Im zweiten Stock fanden wir Msgr. Duchesne, unter den fremden Gelehrten in Rom einer der bedeutendsten und anziehendsten Typen, wie einen Hieronymus im Gehäus unter seinen Kirchenvätern vergraben. Er führte uns hinaus auf seine freundliche Loggia, wo wir allerdings weniger die Aussicht, als ein Idyll von Tauben und weißen Angorakatzen bewundern sollten. Dann kletterten wir auf engen, dunkeln Stiegen zum Dachstuhl empor, und die Architekten der Villa Medici, die mit uns waren, ergötzten sich nicht wenig an einem undurchdringlichen Wald von Balken, Brettern und aufwärtsstehenden Stangen und Latten, welche die unglaublich primitive Konstruktion der glänzenden Plafonds bedeuteten. Endlich hatten die Stufen ein Ende erreicht, und als die Tür aufs Dach sich öffnete, flutete uns das strahlende Licht eines römischen Frühlingstages entgegen.

Es sind vielleicht nicht zum wenigsten die mannigfachen Fernsichten, die man in Rom von allen Hügeln, vom Pincio und Palatin, vom Gianicolo und Aventin, vom Kapitol und St. Peter genießt, die uns das Bild dieser einzigen Stadt so unauslöschlich in die Seele graben. Als wir hinaustraten auf das Dach und oben auf Michelangelos berühmtem „Cornicione“ standen, trennte

uns kein Geländer von den Abgrundstiefen zu unsern Füßen. Aber man konnte trotzdem auf einer breiten Straße ohne allen Schwindel am Rande des Daches entlang gehen. Ich ließ die fröhliche Gesellschaft vorüberziehen und blieb allein an der Tür zurück. Welch ein köstlicher Blick! Tief unten drängte der gelbe Tiber ungeduldig seine Fluten durch die engen Bogen der Sixtusbrücke und breitete dann ruhevoll die frühlingsstarken Arme um die Bartholomäusinsel aus. Gegenüber dehnte sich am Fluß der dunkle Garten der Farnesina, und mitten im Grün lag die Villa Agostino Chigis still und verlassen mit festgeschlossenen Fensterläden. An den Abhängen des Gianicolo aber leuchteten zwischen dem frischen Grün die roten Judasbäume mit unendlicher Blütenfülle, und auf dem Gipfel ragten San Pietro in Montorio, das Garibaldidenkmal und Sant' Onofrio empor. Dann ruhte das Auge endlich auf der Peterskuppel, die sich in strahlender Bläue über dem Häusermeer des Vatikan erhob. Links gegenüber aber schweifte das Auge, dem Gang des Tibers folgend, zur Campagna hinaus, zu den leicht verschleierten Albanerbergen, gegen die sich die scharfe Silhouette des Palatin mit seinen dunkeln Zypressen emporhob. Bilder der Wirklichkeit, die mich schon halb wie Schatten der Erinnerung umschwebten! Plötzlich fuhr wie eine dunkle Wolke eine Schar fröhlicher Schwalben mit lautem Geschrei über das Dach dahin. Ich schrak zusammen, als ich diese vertrauten Stimmen längst vergangener römischer Sommertage vernahm. Sie mahnten mich heute daran, daß der Sommer vor der Türe stand und daß die Abschiedsstunde geschlagen hatte.

Zur Geschichte und Aesthetik der modernen Musik

Eine biographische Studie über Constanz Berneker

Von

Konrad Burdach,

Mitglied der K. Preuß. Akademie der Wissenschaften (Berlin)

IV.

In Königsberg verlief sein weiteres Leben im sicheren Hafen amtlicher Tätigkeit, deren dauernde Grundlage die bald nach seiner Uebersiedlung ihm zufallende Stellung als Domorganist werden sollte. Hier gründete er 1875 mit der aus Berlin geholten treuen Gefährtin den eignen Hausstand, der dem Uebererregbaren nun für immer Asyl und Heilquelle ward in den zerreibenden Mühen des Musikerberufes. Fortan nahm dem Weltfremden mit zarter, aber fester Hand die Gattin die äußeren Sorgen des Lebens und schenkte seinem leidenschaftlichen dürstenden Herzen das, was er so sehr brauchte: hingebungsvolle, nie erkaltende opferwillige Liebe und mitlebendes Verständnis seines Schaffens, Rat und Ermutigung in den immer erneuten Enttäuschungen; daneben aber auch

die dem nervös überreizten Künstler so notwendige leibliche Pflege. Seine Verhältnisse blieben freilich recht bescheiden, doch dank der wirtschaftlichen Tüchtigkeit der Hausfrau auskömmlich. Ein ausgebreiteter, mannigfaltiger Musikunterricht in Privatstunden, am Gymnasium, an der Universität, am städtischen Mädchenseminar, am Konservatorium erwarb ihm einen Kreis begeisterter treuester Verehrer, namentlich unter den Frauen, und beglückte ihn im strengsten Sinn des Wortes bis in die Stunde des Todes. Aber er lastete doch auch zuweilen lähmend auf seiner Arbeitsfrische, und der Gesangunterricht an den unteren Gymnasialklassen war ihm oft eine Pein.

Auf der Höhe seines Wirkens stand er in jenen zwölf Jahren, da er als Dirigent seine fruchtbare, vielseitige Wirksamkeit entfaltete. Die großen, in Königsberg noch nie oder nur höchst selten gehörten Werke, die Messen von Bach, Beethoven, Schubert und Cherubini, den „Christus“ und „Die heilige Elisabeth“ von Liszt, Chorkompositionen von Löwe u. a., hat er nach Maßgabe der verfügbaren Mittel, die freilich oft eines so außerordentlichen Künstlers nicht würdig waren, glänzend herausgebracht. Er hat sich dadurch um das gesamte Musikleben der abgelegenen und in musikalischen Dingen etwas rückständigen Provinz unverjährbare Verdienste erworben und Name, Ehre und Leistungsfähigkeit der von ihm mit treuester Hingabe geleiteten Singakademie eigentlich erst begründet.

Nach Niederlegung des Dirigentenamts wurde er Musikreferent der „Königsberger Allgemeinen Zeitung“, und als Louis Köhler starb, auf dessen Wunsch sein Nachfolger an der „Hartungschen Zeitung“. Louis Köhler hatte die Bedeutung der Kompositionen Bernekers früh erkannt, rühmte an ihm „eine mehr als gewöhnliche Begabung, Originalität in edler Kunstform und mehr Selbständigkeit, als man es meist in den Werken sonst verdienter Musiker zu finden pflegt“, und legte für sie durch zahlreiche, lobende Besprechungen sowohl in der „Hartungschen Zeitung“ als auch in auswärtigen Musikblättern (wie den „Signalen“) Zeugnis ab, leider ohne merkbaren Erfolg, soweit das übrige Deutschland in Betracht kam. Berneker hat zehn Jahre hindurch in einer seines geistvollen Vorgängers würdigen Weise das verantwortungsvolle Kritikeramt verwaltet: ohne die glänzende schriftstellerische Begabung und Leichtigkeit der Darstellung, die jenem eigen war, aber mit Gerechtigkeit und Milde, mit überlegener Sachkunde und Gründlichkeit. Diese Rezensionen Bernekers stehen fraglos innerhalb der deutschen Musikkritik an einer der ersten Stellen. Sie waren nicht für den Augenblick, nicht für das Amüsement des flüchtigen Zeitungslesers geschrieben. Aber sie werden als durchdachte und wohlbegründete Urteile, die nach dem Vorbild des größten deutschen Kritikers, Lessings, immer prinzipiell auf den letzten Grund der künstlerischen Erscheinung zu dringen trachten, zugleich als interessante Bekenntnisse persönlicher Ueberzeugungen eines eminent begabten Künstlers, dem reichste Erfahrung als Lehrer, Dirigent und Komponist zu Gebote stand, immer ihren Wert behalten und höchst schätzbare Dokumente bleiben für das deutsche Musikleben in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, soweit es seine

Wellen nach Königsberg warf. Die höchst wünschenswerte Publikation einer Auswahl dieser Rezensionen würde das erhärten und gewiß auch von vielen jetzt lebenden Musikrezensenten mit Dank als eine Fundgrube der Anregung und glücklicher Formulierung und Charakteristik aufgenommen werden.

Für die Welt weit wichtiger als alles das war ein andres Ergebnis der Königsberger Zeit. Aus seinem großen Verein vermochte Berneker sich in langer, schwerer, an Bitternissen, aber auch an hohen Freuden reicher Arbeit ein brauchbares Werkzeug für die Aufführungen seiner schwierigen und neue Ansprüche stellenden Kompositionen zu formen. Nur so konnte er inmitten einer schwerfällig altmodischen musikalischen Umgebung den Mut und die Fähigkeit sich bewahren, Neues zu schaffen, Neues durchzusetzen und dafür Verständnis und Liebe zu erobern. Denn eine aus dem Vollen spendende, ursprüngliche, eine wahrhaft schaffende Natur war dieser Künstler. Ein aufs höchste erregbares und erregtes, ein durch und durch impulsives Wesen. Wenn es das Zeichen des Genialischen ist, daß es der Berechnung und Willkür entbehrt, daß es aus der innersten Tiefe des ganzen Menschen aufquillt, elementar wie Sturm und Sonnenschein, dann verdient Constanz Bernekers Schaffen genialisch genannt zu werden. Denn sein Komponieren wie sein Vortrag musikalischer Werke, mochte er singen, spielen oder dirigieren, floß immer aus der Stimmung des Augenblicks und zugleich aus dem Kern seiner menschlichen Totalität.

In ihm war nichts von Schuldogma, von mühseligem Ergrübeln, nichts Gelehrtes. Ueber den seltenen Schatz technischer und theoretischer Musikkenntnis verfügte er spielend. Für ihn gab es in Harmonik und Kontrapunktik keine Schwierigkeiten. Was er da bot an Kühnem und Gewagtem, war niemals gesucht, erschien nie um der Sensation willen, um absichtlich neu zu sein. Es floß ihm zu von innen heraus, weil er nicht anders konnte. Als Mensch ein großes Kind bis an sein Ende, ohne jede Weltläufigkeit und Geschäftskenntnis, hilflos allen Anforderungen des täglichen Lebens gegenüber, in Geld- und Wirtschaftsdingen bis zum Lächerlichen, untauglich auch zu allen Praktiken des gesellschaftlichen Lebens, dem Anknüpfen und Ausnutzen persönlicher Verbindungen oder im planmäßigen Erreichen von Vorteilen und äußerem Erfolg, lebte er sein wahres Dasein im Wunderland der Kunst, die ihn seit der Kindheit in ihr Reich gezogen hatte, und sog aus rätselhaften Fernen Ströme berauschender Klangschönheit, als wäre er nicht der litauische Lehrerssohn, sondern in sonnigen Gefilden des Südens daheim. Mit Recht hat darum Paul Ehlers gefragt, ob in ihm nicht das Blut seiner Salzburger Abstammung, auf die der Name weist, mächtig gewesen sei.

Berneker war eine rein musikalische Natur. Ich habe ihn mit diesem Wort schon an seinem Sarge charakterisiert. Ich will das hier erläutern. Es ist damit die Begrenztheit und die Größe seines Wesens bezeichnet. Wohl war er im eigentlichsten Sinne Schüler und Fortbildner der Kunst Richard Wagners. Aber das universelle teilnehmende Verhältnis zur Poesie, die literarische Bildung, das lebendige Interesse für bildende Künste und für die Bühne, das Wagner

und in verschiedenem Maße auch so manchen unsrer führenden modernen Komponisten auszeichnen, ging ihm ab. Freilich — man darf es nie vergessen — war das zum Teil eine Folge der bescheidenen und engen Verhältnisse, in die er zeitlebens gebannt blieb.

Im Einklang scheinbar mit der Richtung, die Wagner eingeschlagen, hat die neuere Liedkomposition auf die rein dichterische Bedeutung und Originalität des Textes steigenden Wert gelegt. Was alles hat noch Schubert komponiert! Gerade vielen seiner schönsten Gesänge lagen schwächliche Reimereien obskurer Dichter zugrunde. Wie anders schon Schumann, dann namentlich Robert Franz, auch Brahms, vor allem Hugo Wolf! Aber diese Entwicklung birgt eine künstlerische Gefahr. Viele unsrer beliebtesten modernen und modernsten Lieder wirken im Grunde durch den dichterischen Gehalt, die starke Stimmung oder die faszinierende Kraft der komponierten Worte. Ja, es gibt viele Musikliebhaber — ich glaube, sie bilden die Mehrzahl in unserm Konzertpublikum, wie unter den Pflegern der Hausmusik, besonders unter den Frauen —, die entscheidend immer nur von der durch eine angemessene Musik natürlich mächtig gesteigerten Wortdichtung eines Liedes berührt werden. Gewiß wird die Eindringlichkeit einer Dichtung durch eine adäquate Musik erhöht, aber für die künstlerische Wertung des musikalischen Liedes darf nur das Ganze, Wort und Musik in ihrem sich gegenseitig ergänzenden Zusammenwirken, den Ausschlag geben. Parallel der gekennzeichneten Neigung des naiven Publikums entwickelte sich die Liedkomposition selbst. Bei Schubert noch eine selbständige Liedmelodie, die das Ganze des Worttextes seiner Stimmung nach wiedergeben will; bei den Späteren immer zunehmend eine fortlaufende musikalische Illustration, vielfach rein deklamatorisch, ein Aggregat musikalischer Motive, die dem Fortschritt der Gedanken- und Gefühlsentwicklung des Textes im einzelnen dienend folgen. Je bedeutender, individueller, je mehr in sich vollendet ein Gedicht ist, desto stärker tritt die Gefahr für den Komponisten hervor, die ich meine. Hugo Wolf, dessen Größe ich voll zu erkennen glaube, komponiert auch Gedichte, von Goethe zum Beispiel einzelne aus dem Westöstlichen Divan, die sich nicht komponieren lassen, die durch Komposition nicht gehoben werden; sie werden dadurch zwar nicht verdorben, aber sie schwächen ihrerseits die Komposition, d. h. sie mindern deren musikalische Eigenbedeutung; oder es gerät dabei gelegentlich der musikalische Rhythmus der melodischen Phrase, die einen weiteren Atem braucht als die komprimierte Rede Goethes, in Widerspruch mit dem poetischen, vom Sinn verlangten Rhythmus, wie zum Beispiel in jenen Suleikaworten „Sag, Poete, Sag, Prophete,“ wo das gesprochene Gedicht nach der Meinung des Dichters offenbar den stärksten Akzent auf „Prophete“ fordert, nicht aber zwei gleiche Akzente auf den beiden „Sag“, wie es Wolfs Komposition gibt.

Sieht man näher zu, so darf man gerade Wagners Vorbild hierfür nicht verantwortlich machen. Denn seine Dichtungen sind eben niemals nur Wortdichtung, d. h. sie führen als solche keine wirkliche Sonderexistenz. Sie sind nur von ihm geschaffen für die Ergänzung durch die Musik und bedürfen

ihrer, zugleich aber auch als deren Unterlage: einer gewissen schwimmenden Fülle und Hyperboli des Ausdrucks, den vielfachen Wiederholungen desselben Gedankens in gesteigerter Form gibt erst die Musik Einheit und plastische Wirkung. Dessen war sich Wagner selbst wohl bewußt. Das zeigt unter anderm der jüngst veröffentlichte Bericht von Michael Bernays, wie Wagner im August 1877 den Parsifaltext vorlas: „Man merkt ohne weiteres, daß die Worte bestimmt sind, erst durch die Musik den vollen seelischen Ausdruck zu empfangen; er ersetzt diesen daher durch eine intensive Fülle, nicht sowohl des Tones als der Betonung, welche sonst beim Vortrage einer Poesie gänzlich unstatthaft wäre.“ Mit Recht hat Schopenhauer die Musik die mächtigere Kunst und ihre Verbindung mit der Poesie eine Vermählung eines Fürsten mit einer Bettlerin genannt.

Das Ziel der modernen Liederkomponisten im Wagnerschen Sinne müßte gerade sein, nur Liedertexte zu wählen, die an und für sich noch nicht etwas künstlerisch Vollendetes, den vollen restlosen Ausdruck einer Stimmung geben, die vielmehr erst dann als Kunstwerk wirken, in dem sich ganz Gehalt und Form deckt, wenn als Komplement die Musik hinzutritt, die ihnen Seele, Leben, Bewegung verleiht. Es ist klar, bei Liedern Goethes, den meisten wenigstens, mit ihrer in Worten sparsamen Plastik und Sprachmelodie, die an sich schon musikalisch wirkt, trifft das nicht zu. Sie sind schon wie sie sind echte Lebewesen, denen nichts mehr fehlt zu künstlerischer Vollexistenz, und die daher auch keiner Beseelung, keiner Steigerung, Erregung durch die Musik bedürfen. Wohl hat Goethe von seinen Liedern gefordert „Nur nicht lesen! Immer singen“ (An Lina). Aber dabei schwebten ihm Kompositionen vor, wie sie Reichardt und Zelter machten, die zu den Worten des Dichters wenig aus eigner musikalischer Inspiration hinzutaten, Produkte, die unsre Modernen eben gewiß nicht mehr als Ideal der Liedkomposition würden gelten lassen, und von deren Typus Hugo Wolfs Lieder sich wenigstens weltenweit entfernen.

Diese oft von mir durchgedachten Erwägungen haben eine allgemeine Bedeutung für das Verhältnis von Wort und Ton, über das einzelne Lied hinaus. Sie treffen die gesamte lyrische Sphäre, also auch die Chorkomposition (Kantate, Oratorium), und sie sind wohl auch für das musikalische Drama fruchtbar. Ich bin darauf zunächst gekommen, als mir Berneker, den ich auf diese und jene lyrische Blüte, auch Goethische, hinwies in dem Hoffen, ihn zur Komposition, sei es einstimmiger Lieder, sei es von Chorgesängen, anzuregen, erklärte, er könne Goethe nicht komponieren und halte auch sehr viele Kompositionen Goethischer Gedichte von andern, auch den größten Komponisten, für „mißglückt“, d. h. musikalisch reizlos oder schwach. Ihm gelänge nur die Komposition solcher Gedichte, denen er komponierend etwas Fehlendes anerschaffe, denen seine Musik erst die Seele oder eine regsamere, blutvollere, reichere Seele verleihe. Nur diese auch erregten seine Inspiration, den andern gegenüber fiele ihm nichts oder nur Triviales ein. Ich war befremdet, aber ich glaube jetzt sein Verhalten zu verstehen.

Das große bleibende Ergebnis in der Entwicklung der Malerei des letzten

Menschenalters ist ihre Befreiung aus der Herrschaft des literarischen Elements. Sie hat die Kraft erworben durch französische und deutsche Meister, die Welt nicht mehr überwiegend als genrehaftes Motiv, als Anekdote oder Historie, nicht als dramatische Situation oder Hülle dichterischer, wohl gar philosophischer Ideen, sondern rein malerisch zu betrachten und darzustellen mit den Mitteln und nach den Gesetzen ihrer eigensten Kunst. Von gleicher Emanzipation ihrer eignen Natur ist die Musik unsrer Zeit leider noch weit entfernt. Die Instrumentalmusik steht, sofern sie Programmusik ist, durchaus im literarischen Banne. Und die neuere Chor- und Liedkomposition sucht ihre Wirkung nicht rein aus sich selbst, sondern gern als Dienerin und Deuterin starker poetischer, am liebsten greller und seltsamer dramatischer Reize. Berneker ist ein Komponist, der nur mit musikalischen Mitteln schafft, und er ist dadurch ein Vorkämpfer der Vertiefung seiner Kunst und ihrer Lösung aus dem Druck der literarischen Hegemonie.

Sieht man seine eignen Kompositionen durch, so fällt bei den Liedern und Frauenquartetten auf, daß er oft Texte wählt von allgemeinem lyrischem Gehalt, solche mit einheitlichen starken, aber typischen Stimmungen, daß er auch unbedeutende, selbst verschwommene, ich möchte sagen halbstumme Dichtungen, manchmal auch solche von Dilettanten, komponiert hat, denen erst seine Musik die volle lyrische Stimme geben mußte, bei den Chorwerken wieder, daß er Schiller und Dahn vor allen andern bevorzugt hat (Siegesfest, Hero und Leander, An den Frühling, Chöre zur Braut von Messina; Mila [Der Erdgeist und das Mädchen], Das Heidekind, Die Loisachbraut). Ich irre gewiß nicht: hier liegt die Begrenztheit, aber auch die Stärke und Eigentümlichkeit seiner Begabung. Er ist ein Künder menschlicher All- und Grundgefühle, ein lyrischer Komponist, aber keiner von der reflektierenden, geschweige von der weltschmerzlichen, düstern oder dekadenten Sorte. Alles Singuläre, Dämonische, Perverse, das ganze Uebermenschentum entlockt seiner Leier keinen Ton. Frühling und Liebe, Nacht und Sterne, Sonne und Mond, Verlassensein und Sehnsucht — das sind seine Themata. Ihm gelingen Mädchenlieder von rührender Zartheit (zwei in dem soeben erschienenen Liederheft). Mit Vorliebe hat er den Frauenchor gepflegt: vierundzwanzig solcher Gesänge (a cappella) von wunderbarem Reiz haben sich erhalten, acht davon erschienen im Juni (Berlin, Ries & Erler) als erstes Heft. Größere Chorwerke für weibliche Stimmen sind ihm besonders gemäß: 1874 sein glühendes „Hoheslied“ (1875 von der Königsberger Singakademie aufgeführt unter Mitwirkung der Marianne Brandt, einer begeisterten Bewundererin dieser Komposition); 1905 „Die Loisachbraut“; ferner „Der Blumen Erwachen“ u. a. Sein an Herrlichkeiten reiches Oratorium „Judith“ (zuerst aufgeführt 1877), das Karl Riedel in Leipzig sehr hoch stellte und gern aufgeführt hätte, faßt die Heldin nicht wie Hebbel als ein dämonisches Mannweib, sondern als ein Gefäß des göttlichen Wunders, als eine Somnambule und schweigt von allen der Tat vorausgehenden Seelenkämpfen, führt auch diese Tat nur in einem nachkomponierten erzählenden Monolog vor. Das hat Bernekers lebhafter Bewunderer Louis Köhler seinerzeit getadelt. Aber auch

hier verfuhr er im Einklang mit späteren modernen Richtungen: Maeterlinck oder Gerhart Hauptmann würden es ähnlich gemacht haben, und wenn Paul Schlenther im Burgtheater die Jungfrau von Orleans von der Klara Medelsky spielen ließ (mit wundervollem Erfolg), so leiteten ihn verwandte, sehr berechtigte Erwägungen.

Bernekers Lieder, deren früheste, zum Teil zauberhaft schöne, wohl auch von Schumann und Mendelssohn beeinflußt waren, trachten doch mehr dem Ideal Schuberts nach, insofern sie geschlossene, sangbare Melodie bieten. Anderseits schlägt auch hier von Anfang an die neudeutsche Richtung durch, und zwar in der spezifisch lyrischen Farbe, die Bernekers Eigenart ihr gibt: ein Ueberschwang des Gefühls, der, weil er echt, natürlich und ungesucht aus einem unendlich erregbaren Herzen strömt, auch den Hörer in seine Wellen hineinzieht; ein Schwelgen in stimmungstrunkener Farbenfülle einer freien, reichen und kühnen Harmonik und eine nur durch sie verständliche Melodiebildung, die völlig zwanglos, als könnte es gar nicht anders klingen, den verschlungenen Bewegungen eines schwärmerischen, unruhvollen Empfindens nachfolgt.

Später neigt er zu balladenhaften Formen und Zyklen („Tannhäuserlieder", „Zwei Balladen", „Weltuntergangserwartung", „Sonnenlieder"). Zuletzt ist die Selbständigkeit der Klavierstimme, der Zug zum dramatischen Charakterbilde in höchstem Maße entwickelt, das Schwärmerische bis zum Ekstatischen gesteigert („Sonnenlieder": das dritte, Bernekers letzte vollendete Komposition, Frühling 1906). Aber die Einheit der Stimmung ist immer, auch in den kompliziertesten seiner letzten Lieder, durch die thematische Einheit und ebenso im Harmonischen künstlerisch gewahrt. Und ein andrer Hauptvorzug: es klingt alles, auch das Gewagteste, wenn man sich hineinhört. Und immer, jetzt wie früher, bleibt es diesen Liedern eigentümlich, daß sie das dichterische Wort nicht äußerlich in Musik setzen, sondern daß sie ihm eine Seele verleihen, eine reiche, trunkene, himmelwärts blickende Seele von tiefster Zartheit, von jugendlicher Liebesfülle und Lebensfrische, die sich im Jubilieren und Weinen nie erschöpfen kann.

Ein süßer Duft kindlicher Reinheit, ein Hauch unberührter Einfalt des Gefühls liegt wie über diesen Liedern, ebenso über den musikalisch noch bedeutenderen Chorkompositionen. Nicht die problematischen Empfindungslabyrinthe der Titanen und Uebermenschen, der Nihilisten und Pessimisten, der Vergifteten und Zerrissenen, der Genieprotzen öffnen sich hier. Es erklingen die einfachen, wenigen, immer sich wiederholenden menschlichen Gefühle, die allen gemein sind. Aber sie scheinen aus einem Herzen hervorzuleuchten, dessen Organe unendlich verfeinert, dessen Empfindungsfähigkeit grenzenlos gesteigert ist, und das in einem fernen, fernen Wunderland lebt, da ewiger Frühling blüht und ewige Liebe und die Englein spielen mit Rosen und Lilien. Seine ganze Art bestimmt Berneker zum Komponisten chorischer Musik. Denn in dieser treten die individuellen Elemente zurück, herrscht das Gemeinempfinden unbedingt. Und am stärksten gilt das wieder von der religiösen Chormusik, denn hier redet ein allgemeines Empfinden, das, in traditionellen unwandelbaren Formen, in dem

allgemein bekannten Wort der Bibel und des Kirchenlieds (Choral) festgelegt ist. Hier ist das Ideal des unpersönlichen Textes, dem der Komponist erst durch seine Musik die persönliche Seele einhaucht, am vollkommensten erreicht.

In seinen Oratorien, Kantaten, Motetten und Psalmen erblühen denn auch Bernekers Kunst die höchsten und eigentümlichsten Leistungen. Neben der Krönungskantate, der einen lange geplanten „Christus" folgen zu lassen ihn der Tod verhindert hat, ebenbürtig, zwar weniger glänzend, dafür aber durch tieftragische und weihevolle Stimmung vielleicht noch überlegen, die Totenfest- und Passionskantate, „Christus der ist mein Leben" (Leipzig, Breitkopf & Härtel), eine großartige Schöpfung voll ergreifender, süßer und herber Schönheit, die den Vergleich mit dem Requiem von Brahms nicht zu scheuen braucht. Bewundernswert wie hier der kirchliche Stil in moderner Tonsprache wiedergegeben und der dogmatische, vielfach abstrakte Wortlaut des biblischen Textes aufgelöst ist in lebendiges, menschliches, freies Gefühl, das über allen Kirchen und Konfessionen steht. Auch die markige „Reformationskantate" (1883) hätte bei dem Lutherjubiläum und später allgemeine Beachtung verdient und gewiß auch gefunden, wenn Berneker nicht in Königsberg gelebt und wenn er irgendeiner Clique angehört und den Geschäftsbetrieb verstanden hätte.

Religiöse Lyrik typischer Art lebt auch in Bernekers Chören zur „Braut von Messina", doch erstreben sie an Stelle des kirchlichen einen völlig andern, feierlich rezitatorischen Stil, bei dem das dabei ungemein reich behandelte Orchester eine weitgehende Mitwirkung übernimmt. Viele Jahre hat Berneker auf dieses Werk verwandt und es in gewisser Hinsicht als das musikalische Vermächtnis seines Lebens angesehen. Zwar ist es wiederholt in Königsberg mit größter Wirkung zur Aufführung gebracht worden. Aber die Aufführung auf der Bühne als Teil szenischer Darstellung der ganzen Tragödie, die Berneker vorschwebt, hat er nicht erlebt. Möchte doch eine große Bühne mit reichen Mitteln, ein Hoftheater etwa, diese schwierige Aufgabe, die alle Mühe reichlich lohnen würde, erfüllen. Das wäre zugleich das schönste Denkmal für Schiller selbst; denn alle Versuche, die Schillerschen Chöre durch Massen oder Einzelne sprechen zu lassen, geben ihnen niemals jene übermenschliche, idealische Größe, niemals die erschütternde Wucht der Stimmung, die ihnen vom Dichter bei der Konzeption der Tragödie als wichtigstes Element des neuen tragischen Stils zugedacht war.

Die Beschäftigung mit Schillers antikisierenden Chören weckte naturgemäß auch Bernekers Interesse für die Chorik des antiken Dramas selbst. So übernahm er es denn, als ihm dazu Gelegenheit kam, für Aufführungen der „Antigone" und des Euripideischen „Kyklops" die Chöre neu zu komponieren. Dabei suchte er sich dem antiken Brauch zu nähern, benützte teilweise überlieferte antike Melodien, ahmte die antike Melodiebildung nach und beschränkte das begleitende Orchester auf Flöte, Oboe und Harfe. Auch diese Kompositionen sollen nach dem Urteil Musikkundiger und literarisch gebildeter Sachkenner von hoher Schönheit sein und eine stimmungsvolle Wirkung ausgeübt haben. Unsre mo-

dernen Bühnen machen so viele Experimente mit fragwürdigen Produkten der Weltliteratur. Wäre es nicht für sie ein schönes Ziel, einem artistischen Publikum einmal auch diese beiden antiken Dramen vorzuführen mit einer annähernden künstlerisch-stilgemäßen Wiederbelebung der Klänge, die einst die Pracht ihrer Chorpoesie durchfluteten?

V.

Es ist ein undankbares Geschäft, der Kunstentwicklung die Bahn weisen zu wollen. Aber das möchte ich wagen auszusprechen: die Werke Berneckers aus ihrer bisherigen Verborgenheit ans Licht zu bringen und ihre lokal begrenzte Wirksamkeit zu einer allgemeinen zu erheben, ist die Pflicht aller unbefangenen Freunde edler und ursprünglicher Musik, und die Erfüllung dieser Pflicht wird einen künstlerischen Gewinn herbeiführen. Berneckers geistliche Chormusik bringt eine Art Wiedergeburt der Formen Bachs im Geist der modernen gesteigerten und reicheren Tonsprache Wagners, aber eine Wiedergeburt aus dem Innern eines eigenartigen, wirklich produktiven Musikers.

Wohl ist's erfreulich, daß jetzt Bachgesellschaften gedeihen, des Altmeisters Werke kritisch in ihrer Gesamtheit ediert werden, seine großen Passionen und Messen ungekürzt aufgeführt werden können in ausverkauften Häusern. Aber man überschätzte den künstlerischen Wert dieser Erscheinung nicht. Gewiß, das allgemeine Vorurteil gegen die Unverständlichkeit Bachs ist im Schwinden, in weiten Kreisen ist der Sinn und das Interesse für polyphone Musik verbreitet, die Angst vor den Wirrnissen kontrapunktischer Arbeit geschwunden. Indessen verkehrt wäre es, nun in dem wieder ins Leben gerufenen ganzen Bach ein Heilmittel wider die Ausschreitungen moderner Musik zu suchen und die Entwicklung zurückschrauben zu wollen. Gerade aus der Vertiefung und Bereicherung, aus der freien Um- und Fortbildung der strengen Musikformen durch Berlioz, Wagner, Liszt ist die Empfänglichkeit und Teilnahme des nichtfachmännischen Publikums für den Alten vom Thomaskloster erwachsen. Wagners „Meistersinger“ und „Parsifal“ haben dem Wiederaufleben Bachs mehr genützt, als alle Bachvereine der Welt es je getan haben oder tun werden. Denn sie haben die Ohren auch der bloß naiv Genießenden geschult und ihre Gemüter empfänglich gemacht für thematische Kunst. Die große Masse, welche die vielstündigen Bachkonzerte füllt, ist überwiegend dieselbe, die auch in die Aufführungen der Monte-Carlo-Oper sich drängt, um ein Billett für Caruso oder die neueste Schlaftänzerin oder das jüngste violinspielende Wunderkind sich die Hälse bricht. Sensation ist alles! Sensation ebenso der ungekürzte Bach wie die zensurfreie Salome. Der baut auf Sand, der von dem zahlenden Mob eine Veredlung und Gesundung unsrer Kunstverhältnisse erwartet. Im Gegenteil, der strikte Kultus des ganzen Bach mit allen seinen Arien, dem ganzen Erdenrest seiner Zeitlichkeit ist eine schwere Gefahr; denn er züchtet eine unklare und unwahre, eine geheuchelte Begeisterung, ein innerlich unlebendiges Dogma. Und Gleiches gilt von der an sich lehrreichen und mir persönlich wegen meiner gelehrten, kulturhistorischen Interessen sehr wertvollen Versuche, die alten Instrumente und Instrumental-

kompositionen neu zu beleben. Vortrefflich als Gegenstände des Studiums, als Vermehrung und Bereicherung unsrer musikgeschichtlichen Anschauung und Urteilsfähigkeit, vielleicht auch als Bereicherung und Verfeinerung gewisser musikalischer Effekte, namentlich rein klanglicher Art, heilsam auch als Stahlbad für die durch modernste Instrumentationsorgien überreizten Nerven. Vom Uebel aber, wenn man uns einreden will, dergleichen solle die lebendige Fortentwicklung der Musik bestimmen und in rückläufige Bahnen leiten.

Die Befreiungstat Richard Wagners ist nicht ungeschehen zu machen. So groß und vielseitig sein Genie war, vor allem war er Künstler, der der Musik neue Formen von ewigem Wert nach inneren strengen Gesetzen geschaffen hat. Man kann jetzt in der Oper nicht mehr einfach zu Gluck zurückkehren. Und ebenso im Oratorium nicht zu Mendelssohn oder Bach.

Mir scheint, Constanz Berneker war auf dem richtigen Wege, als sein innerer Drang ihn trieb, Bachs und Händels Oratorienform modern fortzubilden im Sinne Wagners. Unsre Zeit, die so voll von Unglauben ist, durchzieht eine starke, mannigfach und widerspruchsvoll sich bekennende Sehnsucht nach echter Religion. Nach einer Religion, die eine neue freie Kirche der Menschlichkeit aufrichtet, darin man das Göttliche in und über der Welt anbetet ohne Dogmen, im einzigsten Sakrament der Wahrheit des persönlichen Gefühls. Diese neue Kirche ist im Werden, diesseits wie jenseits des Ozeans, und vielleicht ist sie eins mit der frühesten urchristlichen Idee der Kirche. Mächtiger als Worte es vermögen, kann die Musik für sie werben, die seelentreffendste aller Künste. Mich dünkt, daß Constanz Berneker einer der wenigen modernen Meister ist, die aus innerem Beruf kirchliche Musik von dieser Wirkung geschaffen haben, und daß seine Oratorien und Kantaten, seine Chöre zur „Braut von Messina“ nicht bloß Musik von tiefer Schönheit bieten, sondern einen modernen Stil für religiöse Musik, wohlverstanden einen in sich geschlossenen, einheitlich und in edler Größe wirkenden, von allem Theatralischen freien Stil moderner Kirchenmusik ins Leben gerufen haben. Nichts Prometheisches lebt in dieser Musik. Ihr Grundzug ist idyllisch. Ihr Schöpfer war eine im innersten weiche, fast weibliche Natur, der die Kraft und Leidenschaft und der Kampf nur Durchgang ist zu dem sehnsüchtig verlangten Frieden.

Im letzten Sommer, der ihm vergönnt war, äußerte er halb im Scherz, halb ernsthaft den Wunsch, ein Hirt zu sein und an sonnigen Frühlingstagen im Wald oder auf dem Feld zu liegen, träumend nach den Wölkchen am Himmel zu schauen und den Weisen der Vögel zu lauschen. Sein Wunsch war längst erfüllt, ohne daß er es wußte. Constanz Berneker, der die Poesie der Nacht und ihrer Sehnsucht so manchesmal, in Liedern und einem entzückend klangschönen sechsstimmigen Chor seiner „Judith“ („Noch liegt die Nacht auf Judas Höh'n“) zum Tönen gebracht hat, er ist in Wahrheit doch der musikalische Priester des Sonnentags: der Komponist, der in die Fülle und Leidenschaft der modernen Musik den Frieden unschuldigen Hirtendaseins zu gießen vermocht hat. Eine seiner letzten Kompositionen, das wunderliebliche „Weihnachts-

idyll“ für Orgel und Flöte (Berlin, Ries & Erler), bringt diesen Charakter seiner Kunst konzentriert symbolisch zur Geltung.

Daß Berneker nicht mehr fortschritt zu seinem „Christus“, warum und daß er nicht den Mut oder die Kraft oder die helfende Hand gefunden hat, sich aus den engen Verhältnissen provinzialer Wirksamkeit loszureißen und in Fühlung mit dem Musikleben der großen Zentren deutscher Kunst seine Leistungen gleich nach ihrem Entstehen zur Geltung zu bringen, sich selbst aber Anregung und freie Muße zu größeren Aufgaben zu gewinnen, darüber zu klagen oder zu grübeln kann nichts mehr helfen. Möglich, daß in der Flut der stürmischen Oeffentlichkeit sein zartes Gemüt gescheitert wäre gleich Schumann und Hugo Wolf. Möglich auch, daß er noch unvergleichlich Größeres hervorgebracht hätte, als es ihm in einem isolierten Leben voller Zurücksetzung und unbegreiflichen Verkanntseins beschieden war. Wer will das entscheiden! Aber das ist sicher und dazu müßten auch alle jene die Hand bieten, die Bernekers Bedeutung geringer anschlagen als der Kreis seiner bisherigen Verehrer: er verdient und lohnt die Bekanntmachung und Verbreitung seiner Werke. Erst weniges ist davon gedruckt. Spärlich noch sind Aufführungen seiner Kompositionen. Wer die Schwierigkeiten und Kosten kennt, die heute der Drucklegung und Aufführung ernster größerer Musikwerke entgegenstehen, begreift, daß nur durch die Hochherzigkeit kunstsinniger Spender das Ziel zu erreichen ist. Eine Gesellschaft für die Verbreitung der Werke Bernekers hat sich in Königsberg gebildet, der die Mehrzahl der namhaften dortigen Musiker und Musikfreunde und auch manches auswärtige Mitglied angehört. Aber ihre Wirksamkeit ist infolge ihrer geringen Mittel bisher noch beschränkt. Möge es durch sie oder auf anderm Wege gelingen, dem Toten die Ehre zu geben, die das Leben ihm schuldig blieb.

Nicht einen „Kultus“ wollen die Kenner und Freunde der Kunst Bernekers mit ihm treiben. Nicht „Nachruhm“ möchten sie ihm gewinnen. Nur das, worauf seine begrenzte, aber innerhalb dieser Begrenzung ursprüngliche und lebendige Begabung ein unbedingtes, ein besseres Anrecht hat als manche durch persönliche Beziehungen und geschäftliche Gewandtheit emporgeschnellten Tagesberühmtheiten, was ihm aber durch die Ungunst seiner Lage und durch die eigentümliche Organisation seiner Natur im Leben versagt geblieben ist, das einzige unverjährbare Menschenrecht des schaffenden edeln Künstlertalentes: gehört zu werden auch außerhalb der engen Winkel der zufälligen Heimat. Gehört zu werden auch auf dem weiten Markt des öffentlichen musikalischen Lebens Deutschlands und der Welt, und mehr noch: einzudringen in die intimen Kreise vornehmer Hausmusik.

Allerdings, nur wer sich in die Werke Bernekers wirklich mit Hingebung und empfindungsbereitem Herzen ohne Verlangen nach Sensation, nach grenzenlosem Erdreisten, nach ungehörtem Unhörbarem, nach wild Exzentrischem unbefangen und unübersättigt vertieft, kann ihre Schönheit und Eigenart ganz erkennen und lieben. Neben den raffiniert ausgesonnenen technischen Effekten der modernsten Freskomusik erscheinen sie wohl manchmal schlicht und zart wie Pastellbilder. Sie peitschen nie die sinnlichen Instinkte. Aber auch in ihnen

ertönen Klänge, die mit dem Schauer des Ewigen, des dunkeln Schicksals erfüllen. Auch in ihnen vibriert ein ganz modernes, nervöses, fast weibliches Temperament, ein unendlich wechselndes, opalisierendes Gefühl. Und nur sorgsamster liebevoller Vorbereitung und einer im vollkommensten Sinn musikalischen Reproduktion erschließen sich die heimlichen Reize dieser äußerlich so kontrapunktisch gelehrten, so harmonisch dekorativen und dabei so überschwänglich warmen, so innerlich erregten Musik. Ferne sei es, heute schon über ihren Wert ein endgültiges Urteil abgeben zu wollen. Aber dies steht außer Zweifel: es ist wahrhaft moderne Musik, die doch das besitzt, was den gefeierten musikalischen Modeprodukten oft fehlt, die Echtheit der Empfindung, und diese Musik quillt aus dem Urgrund aller wahren Musik: aus leidenschaftlich bewegter Seele. Deshalb dringt sie durch die enge Pforte, die den geheimnisvollen Weg ins tiefste Innere des Hörers öffnet.

Die neuen Infanteriereglements in Frankreich und Deutschland

Von

General Bonnal

Zweiter Teil.

Das Gefecht.

Wie der fünfte Abschnitt des französischen Reglements von 1904, so ist auch der zweite Teil des deutschen Reglements von 1906 eine ausgezeichnete Darlegung taktischer Lehren, die auf die Infanterie im Gefecht Anwendung finden.

Der Unterschied, der durchaus formaler Natur ist, besteht darin, daß das französische Reglement die Bündigkeit auf die Spitze treibt, während das deutsche Reglement eher weitschweifig ist.

Das erstere ist auf sehr gebildete Leute zugeschnitten, die zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, während das letztere den mittelmäßigen Intelligenzen eine sehr substantielle Nahrung bietet.

*

Allgemeines. Die Uebungen und Manöver zwischen zwei Parteien, bei denen jedem Truppenteil ein wirklicher, sich kriegsmäßig verhaltender Gegner gegenübersteht, sind die besten.

Die Verwendung von Schiedsrichtern ist nützlich, selbst bei den Manövern kleinerer Verbände, wäre es auch nur, um der Wahrscheinlichkeit zur Geltung zu verhelfen, indem den taktischen Heldentaten der Friedenszeit ein Zügel angelegt wird.

Die Führer müssen die Formationen dem Gelände anpassen mit dem steten Hintergedanken, daß die Feuerüberlegenheit errungen werden muß.

Der Kampf einer beiderseits angelehnten Truppe ist der, welcher die geschickteste Geländebenutzung erfordert, weil eine angelehnte Truppe in der ihr vorgezeichneten Richtung marschiert, ohne daß es ihr erlaubt ist, sich von derselben zu entfernen, um sich besser zu decken.

Der Hauptzweck der Nachtübungen ist, es dahin zu bringen, daß die Truppen auch ohne Wege bestimmte Geländepunkte in Ordnung und Stille sicher erreichen.

Der Gebrauch des Schanzzeugs ist frühzeitig zu erlernen.

Bei jeder Besichtigung findet eine Uebung statt, für die der Inspizierende die Aufgabe stellt. Auf diese Weise überzeugt er sich von der taktischen Durchbildung der Truppe, insbesondere der Führer.

Die Kräfte des Soldaten müssen geschont werden, denn jede Kräftevergeudung verringert die Siegesaussicht; jeder unnütze Schritt ist eine Versündigung am Erfolge.

Das Reglement von 1906 setzt dann die moralischen Bedingungen auseinander, die von der Truppe, dem Offizier, dem Unteroffizier und dem Soldaten zu erfüllen sind. Diese Betrachtungen sind mit einigen Erweiterungen dieselben wie diejenigen, die in dem „Les forces morales“ betitelten Paragraphen des französischen Reglements enthalten sind.

*

Die Gefechtsführung. Es gibt nur besondere Fälle; es läßt sich daher kein Schema für das Gefecht geben. In jedem einzelnen Falle muß der Führer die zweckmäßigste Art der Gefechtsführung sich klarmachen und danach seine Entschlüsse fassen.

Hat er seinen Entschluß gefaßt, so muß er unverzüglich die Truppe in der gewollten Richtung in Bewegung setzen, worauf die näheren Weisungen nachfolgen. Die höheren Führer haben den Unterführern die Wahl der Mittel zu überlassen.

Die Initiative ist die Grundlage der großen Erfolge im Kriege, aber nur wenn sie sich in den richtigen Grenzen hält, und wir möchten hinzufügen: dank der Einheitlichkeit der Anweisungen werden die verschiedenen, auf ein gemeinsames Ziel gerichteten Initiativen das Zusammenlaufen der einzelnen Aktionen herbeiführen.

Vor dem Gefecht ist der Platz des Führers bei den vorderen Teilen der Avantgarde. Während des Gefechts hält sich der obere Führer so weit zurück, daß er das Terrain, auf dem sich seine Truppe bewegt, gut übersehen kann und selber leicht zu finden ist.

Die beständige Verbindung zwischen Führer und Untergebenen ist von größter Wichtigkeit. Die Führer der in vorderer Linie befindlichen Truppenteile müssen im wirksamen feindlichen Feuer vom Pferde steigen und so weit Deckung suchen, als es mit der erforderlichen Uebersicht vereinbar ist.

Auch die höheren, weiter rückwärts haltenden Führer und ihre Stäbe haben sich der Sicht des Feindes zu entziehen. Der Vorsicht wegen soll die Kommandoflagge nicht in der unmittelbaren Nähe des Führers, zu dem sie gehört, sondern in einiger Entfernung von ihm stehen, an einem für die eigne Truppe möglichst sichtbaren und leicht zugänglichen Ort, zum Beispiel an einer Straße.

Im allgemeinen wird es zweckmäßig sein, telephonische Verbindungen zwischen den höheren Führern herzustellen.

Wenn es auch bei der Einleitung eines Gefechtes geboten ist, nur das unerläßliche Maß von Kräften einzusetzen, so darf anderseits nicht vergessen werden, daß es einen schweren Fehler begehen hieße, wenn man an die Durchführung einer Gefechtshandlung notorisch unzureichende Kräfte setzen würde, denn was vor allem vermieden werden muß, ist ein erster Mißerfolg, der stets schwer gutzumachen ist und den moralischen Wert der Truppe ungünstig beeinflußt.

Die Wahl der Gefechtsfront erfordert, wenn es sich um eine große Kampfeinheit handelt, die größte Sorgfalt, weil jeder Fehler in dieser Richtung sehr schwer wieder gutzumachen ist.

Die anfängliche Ausdehnung der Gefechtsfront hängt von der feindlichen Front ab, der man in ihrer ganzen Ausdehnung gegenüberzutreten hat. Wenn die Front sehr breit ist, wird man an Punkten, wo das Gefecht leicht zu leiten ist, einzelne Gefechtszentren schaffen, und diese müssen durch mehr oder weniger ausgedehnte Gruppen miteinander verbunden werden.

Eine auf einer Seite angelehnte Truppe deckt ihre nicht angelehnte Flanke, indem sie sich nach der Tiefe gliedert und die rückwärtigen Abteilungen seitlich hinausschiebt (Staffelung), und wenn eine Truppe selbständig ficht, sind ihre beiden Flanken auf dieselbe Weise zu decken.

Da die Artillerie das Gerippe des Kampfes bildet, bestimmt der Führer die Artilleriestellung in allgemeiner Weise und bezeichnet dem Artilleriekommandeur die Rolle, die ihm im Rahmen des Ganzen zufällt.

Ist das Gefecht einmal im Gange, so übt der Führer einen bestimmenden Einfluß nur noch durch den Gebrauch aus, den er von seiner Reserve macht.

In größeren Verbänden kann ein Teil der Artillerie der Reserve zugewiesen werden. Diese ganz neue Bestimmung ist auf das französische Reglement über die Verwendung der Artillerie im Gefecht zurückzuführen.

Die Reserve wird hinter dem Terrain aufgestellt, auf dem voraussichtlich die Entscheidung fallen wird, oder, wenn dieser Platz sich nicht vorhersehen läßt, hinter der Mitte. In diesem Falle ist darauf Rücksicht zu nehmen, daß eine spätere Verschiebung der Reserve zu den Flügeln hin nicht im feindlichen Feuer ausgeführt werden muß.

Alle selbständigen Führer, im Verbande die Führer vom Regimentskommandeur aufwärts, haben das Recht, das Ablegen des Gepäcks anzuordnen. Aus den abgelegten Tornistern sind Munition und eiserne Portionen zu entnehmen und in den Brotbeutel zu legen. Außer diesem bleiben Mantel, Kochgeschirr, Feldflasche und Schanzzeug am Mann.

Für gewöhnlich setzt die Truppe, die nicht ins Gefecht verwickelt ist, die Gewehre zusammen und ruht.

Die vornehmste Führereigenschaft ist die Verantwortungsfreudigkeit. Sie würde jedoch falsch verstanden, wenn sie darin gesucht würde, eigenmächtige Entschlüsse ohne Rücksicht auf das Ganze zu fassen oder gegebene Befehle nicht peinlich zu befolgen und ein Besserwissen an Stelle des Gehorsams treten zu lassen.

Es gibt aber Fälle, in denen der Untergebene die Pflicht hat, sich über einen Befehl hinwegzusetzen, und zwar wenn er sich sagen muß, daß der letztere nicht mehr der Lage entspricht, für welche er gegeben worden ist. In diesem Falle macht der Untergebene dem Vorgesetzten sofort Meldung von der Nichtbefolgung des Befehls, für die ihm die volle Verantwortung bleibt.

Jedes Fehlgreifen in der Wahl der Mittel ist entschuldbar, vorausgesetzt, daß es nicht aus einer Unterlassung oder einer Versäumnis hervorgeht.

*

Geländebenutzung. Die Erkundung des Geländes muß stets ihrer Ausnutzung vorhergehen und muß rasch ausgeführt werden.

Das Gelände dient nicht nur zur Deckung gegen das feindliche Feuer; es soll auch den noch entfernten Anmarsch der großen Verbände den Augen des Feindes entziehen.

Die Abstände zwischen den einzelnen ins Gefecht verwickelten Abteilungen sind um so größer, je offener das Gelände ist.

Bedecktes Gelände gestattet mehr als andres die Aufrechterhaltung der Ordnung und des Zusammenhalts und muß für den Angriff dem offenen vorgezogen werden.

Die Bedeutung, die dem vorstehenden Grundsatz beizulegen ist, kann nicht absolut sein und muß im Gegenteil je nach der Natur des bedeckten Geländes nuanciert werden.

So ist ein großer Wald mit sehr nahe beieinanderstehenden Bäumen dem Zusammenhang der Truppen, die ihn besetzt halten, abträglich und hat als vorbereitendes Gelände für einen Angriff keinen Wert.

*

Gebrauch des Schanzzeugs. Die Feldbefestigungsarbeiten — die wirklichen oder scheinbaren — sind berufen, die größten Dienste zu leisten, aber man darf sich nicht scheuen, sie aufzugeben, wenn sie nicht mehr der augenblicklichen Lage entsprechen, und anderseits darf die Erwägung, daß die Arbeiten umsonst gemacht werden könnten, nicht dazu führen, sie überhaupt zu unterlassen.

Tiefeingeschnittene Schützengräben geben den besten Schutz. Beim Angriff kann der Gebrauch des Schanzzeugs an solchen Stellen sich notwendig erweisen, wo man sich vorläufig darauf beschränken muß, das Erreichte festzuhalten.

Alle Feldbefestigungen müssen von der Infanterie ohne die geringste Mitwirkung der Pioniere ausgeführt werden können.

*

Vorbereitungsformationen für das Gefecht. Diese Formationen, drei an der Zahl, sind folgende:

1. Aufmarsch — der Uebergang aus der Marschkolonne in eine breitere Form geschlossener Verbände;

2. Entfaltung — Herstellung einer breiteren Front durch Zerlegen der Marschkolonne in mehrere Kolonnen;

3. Entwicklung — Gliederung der Gruppe für den Kampf unter Bildung von Schützenlinien.

Man geht aus der Marschkolonne in den Aufmarsch (Nr. 1) oder in die Entfaltung (Nr. 2) über und von dieser in die Entwicklung (Nr. 3), aber man kann auch von Nr. 1 oder selbst aus der Marschkolonne in Nr. 3 übergehen.

Die Doppelgruppenkolonne gestattet auf breiten Straßen die Verkürzung der Marschkolonne um die Hälfte.

Beim Marsch außerhalb der Wege ist rechtzeitige Erkundung und Festlegung von Kolonnenwegen erforderlich.

Große Verbände (Armeekorps) müssen in eine gewisse Anzahl von Massen zerteilt und diese in eine oder mehrere Tiefkolonnen formiert werden.

Jede Versammlung ist nach Bedarf zu sichern.

*

Angriffsverfahren. Der Angriff besteht im Vortragen des Feuers an den Feind, nötigenfalls bis auf nächste Entfernung; hierauf wird, wenn es möglich ist, im Sturmanlauf mit dem Bajonett die Ueberwindung des Gegners besiegelt.

Jeder Angriff beginnt mit der Entwicklung von Schützen, die das Feuer erst so nahe wie möglich beim Feinde eröffnen.

Die am weitesten vorn befindlichen Teile der Angriffstruppe müssen sich in dauernder Verbindung mit dem rückwärts befindlichen Führer halten, entweder durch Berittene, wenn das Gelände Deckung bietet, oder durch Signale.

Während des Infanterieangriffs muß die Artillerie ihr Feuer mit dem der Infanterie vereinigen, ohne deswegen die gegnerische Artillerie außer acht zu lassen.

Die Begleitung des Angriffs durch einzelne Batterien bis auf nahe Entfernung erhöht die moralische Kraft der Infanterie.

Gestattet das Gelände gedecktes Vorführen der Schützen bis auf wirksame Feuerentfernung, so ist das Feuer mit sehr dichten Schützenlinien zu eröffnen.

Wenn das Gelände auf breite Strecken deckungslos ist, so müssen zunächst lose, unzusammenhängende Schützenlinien vorgeführt werden, die sich auf einer als für die Eröffnung des Feuers günstig erkannten Linie verdichten; die Hauptsache ist die Erringung der Feuerüberlegenheit.

Ist diese Bedingung einmal erfüllt, so wird die Vorwärtsbewegung in Gruppen, Zügen oder Kompagnien unter dem Schutze der in Stellung gebliebenen benachbarten Abteilungen ausgeführt.

Im Verlaufe des Angriffs ist das Augenmerk darauf zu richten, Stützpunkte in Besitz zu nehmen und in Verteidigungszustand zu setzen.

Die Feuerlinie muß bis zum Augenblick des Angriffs durch Verstärkungen auf der vollen Höhe ihrer Kraft gehalten werden. Bei Friedensübungen liegt die Sturmstellung in einer Entfernung von etwa 150 Meter vom Feinde.

Zum Sturm wird geschritten, wenn der Feind durch das Feuer genügend erschüttert erscheint. Ob der Antrieb zum Sturm aus der vorderen Linie erfolgt oder ob der Befehl dazu von dem hinten befindlichen Führer erteilt wird, hängt von den Verhältnissen ab.

Im ersteren Fall wird von dem Entschluß, den Sturm zu wagen, vermittels des vereinbarten Signals den rückwärtigen Abteilungen und dem Führer Kenntnis gegeben.

Im zweiten Fall befiehlt der Führer als Ankündigung das Signal „Seitengewehr pflanzt auf!", dann: „Rasch vorwärts!"

Auf das Ankündigungssignal arbeiten sich die verschiedenen Staffeln so schnell wie möglich in die vordere Linie heran, und diese selbst wirft sich auf das von allen Hornisten geblasene Signal „Rasch vorwärts!", während alle Tamboure schlagen, mit dem Bajonett auf den Feind.

Sobald die vordere Linie der Angriffstruppe die feindliche Stellung genommen hat, werden die rückwärtigen Teile angehalten und wieder geordnet, um in andrer Weise Verwendung zu finden.

*

Begegnungsgefecht. Das Avantgardengefecht sichert dem Führer die Freiheit des Handelns, aber dieser muß sich rasch entscheiden, denn derjenige, der einen Vorsprung in der Gefechtsbereitschaft hat, diktiert dem Gegner sein Gesetz.

Die Avantgarde hat die Pflicht, die für die Sicherheit der Artillerie des Gros unerläßlichen Geländepunkte zu besetzen, selbst wenn sie infolgedessen eine über ihre Verhältnisse breite Front einnehmen muß.

Das Gros wird entfaltet im Anschluß an den Kampf der Avantgarde und setzt alle Kräfte der vorderen Linie einheitlich ein; doch diese Regel erleidet eine Ausnahme, wenn es vorteilhaft erscheint, die Avantgarde mit den ersten Teilen des Gros zu unterstützen, je nachdem sie auf dem Gefechtsfeld eintreffen.

Es ist wünschenswert, daß die Artillerie mit der Eröffnung des Feuers wartet, bis die Infanterieabteilungen der vordersten Linie des Gros vorgehen, doch soll dieser Wunsch die Entschließungsfreiheit des Führers in keiner Weise behindern.

*

Angriff auf einen zur Verteidigung entwickelten Feind. Hat der Feind den Entschluß gefaßt, sich nur zu verteidigen, so verliert er ipso facto seine Freiheit des Handelns. Infolgedessen hat der Angreifer alle erforderliche Zeit, die feindliche Stellung genau zu erkunden, wobei die Aufklärungstätigkeit der Kavallerie und die Beobachtung durch das Fernglas durch berittene Offiziere

und Infanterieoffizierpatrouillen ergänzt und vervollständigt wird. Auf Erkundungen durch Infanterieoffiziere wird besonderer Wert gelegt wegen der Aufklärungen, die sie über die Anmarschwege, die Schießstellungen und die für den Angriff günstigen oder nicht günstigen Teile der feindlichen Stellung verschaffen können.

Wenn diese Erkundungen ergeben haben, daß es große Schwierigkeiten machen würde, bei Tage an den Feind heranzukommen, so wartet man damit, bis es Nacht wird.

Die allgemeine Verteilung der Streitkräfte, auch mit dem Namen Bereitstellung bezeichnet, soll in einer Entfernung von mindestens drei Kilometern von dem Feinde und, soweit möglich, seiner Sicht entzogen erfolgen.

Die Artillerie eröffnet das Feuer, sobald sie gefechtsbereit ist, ohne auf die Mitwirkung der Infanterie zu warten.

Das Feuer der Infanterie soll möglichst gleichzeitig auf der ganzen Angriffslinie beginnen, doch ist es für die Bereitstellung keineswegs erforderlich, daß alle Truppen sich auf gleicher Höhe befinden. Jedem größeren Verband wird ein Entwicklungsraum und der von ihm anzugreifende Teil der feindlichen Stellung bezeichnet.

Für den Angriff auf eine Stellung ist man niemals zu stark an Zahl, aber es muß vor allem jede Ueberfüllung des Angriffsfeldes vermieden werden. Bei dieser Gefechtsart sind für die Front auf eine kriegsstarke Kompagnie höchstens 150, auf eine Brigade zu sechs Bataillonen höchstens 1500 Meter zu rechnen.

Man kann daraus entnehmen, daß eine Brigade beim Beginn des Angriffs ihre beiden Regimenter nebeneinander ansetzen und jedes von diesen zwei Bataillone in erster, das dritte in zweiter Linie, und in jedem Bataillon der vorderen Linie zwei Kompagnien in Schützenlinien vorgehen lassen, die zwei andern in Reserve behalten wird.

*

Angriff einer befestigten Feldstellung. Am ersten Tage sind die feindlichen Vortruppen möglichst bis in die Hauptstellung zurückzuwerfen, die dann, ebenso wie die Annäherungswege, erkundet wird, während man die Stellungen wählt, die in der folgenden Nacht die Artillerie einzunehmen hat.

Am zweiten Tage beginnt in der Morgenfrühe unter dem Schutze der Vortruppen das Feuer der Feldartillerie, in Verbindung mit dem der schweren Artillerie. Die gesamte Artillerie wird am besten von einem Artilleriekommandeur befehligt.

Am besten ist es, wenn noch an diesem Tage die Infanterie bis auf Sturmentfernung an den Feind herangehen kann, aber darauf darf man nicht allzusehr rechnen.

Im allgemeinen wird das Heranführen der Infanterie während der Nacht stattzufinden haben, die auf den zweiten Kampftag folgt, und dieses Heranführen wird eine besonders gründliche Vorbereitung bei Tage erforderlich machen, die darin besteht, daß das Angriffsziel für jeden größeren Verband bestimmt wird,

indem die natürlichen Merkmale oder die künstlichen (helle Bandstreifen), die auf dem Anmarschwege liegen oder angebracht werden, bezeichnet werden.

Ist die Nacht gekommen, geht die Truppe in dichter Schützenlinie, die Unterstützungen nahe dahinter, in größter Stille mit Hilfe ihrer Führer in die Angriffszone vor. Zur Vermeidung von Irrtümern sind nach dem Feinde zu abgeblendete Laternen und weiße Flaggen als Unterscheidungszeichen zu benützen, und jeder Mann soll mit einer weißen Armbinde versehen sein.

So kommen die Truppen nahe an die Hauptstellung heran, ohne einen einzigen Schuß abzufeuern, und graben sich in der zum Feuerkampf ausersehenen Stellung ein oder schaffen sich durch die Sandsäcke, die sie mitführen, Deckung.

Pioniere haben schon bei Nacht das Aufräumen der Annäherungshindernisse zu versuchen, sobald die Truppen Deckung gefunden haben.

Die Artillerie setzt während dieser zweiten Nacht ihr Feuer fort und steigert es bei Anbruch des dritten Tages zu größter Heftigkeit. In diesem Augenblick beginnt das Feuer der Infanterie und der Maschinengewehre im Verein mit dem Feuer der in Stellung befindlichen Artillerie und einiger Batterien, die in der vorhergegangenen Nacht in vorher erkundete Stellungen näher herangeführt worden sind.

Ob und welches Sturmgerät mitzuführen ist, hängt von dem Ergebnis der während der beiden ersten Tage angestellten Erkundungen über die zu überwindenden Hindernisse ab.

Der Sturm wird beim Tagesgrauen ausgeführt oder er schließt sich an eine mehr oder weniger lange Vorbereitung durch Infanteriefeuer an. Man kann auch den Sturm während der Nacht ausführen, obwohl ein nächtlicher Sturm, selbst wenn er gelingt, die angreifende Truppe stets in große Auflösung bringt. In diesem Falle wird die Reserve so weit zurückzuhalten sein, daß sie nicht gegen die Absichten des Führers in den Nachkampf verwickelt wird.

Ist die feindliche Stellung genommen, so ist sie unverzüglich für die eigne Verteidigung herzurichten und alle Vorkehrungen zu treffen, daß feindliche Gegenstöße abgewiesen werden können.

Aus dem vorstehenden ergibt sich, daß die Deutschen zwei Tage und zwei Nächte auf die Vorbereitung des Angriffs auf eine befestigte Feldstellung rechnen und einen dritten Tag auf die Eroberung dieser Stellung, aber da der Feind vermutlich mehrere hintereinanderliegende Stellungen befestigen wird, so werden die fraglichen drei Tage vielleicht nicht ausreichen, und es werden noch einer oder zwei erforderlich sein, vorausgesetzt, daß dem Angreifer alles gelingt.

Man sieht also, daß ein Offensivkampf gegen einen Feind in befestigter Feldstellung zwei bis sechs Tage dauern kann, wenn man eine ununterbrochene Reihe von Erfolgen annimmt.

Das Reglement von 1906 denkt an diese Möglichkeit, wenn es sagt:

„Vor dem Angriff einer befestigten Stellung wird der Tornister abgelegt und die Mannschaft reichlich mit Munition und Lebensmitteln ausgestattet, da

sich nicht mit Sicherheit übersehen läßt, ob sich der Angriff nicht durch mehrere Tage hinziehen wird."

*

Umfassung. Den Feind zwischen zwei Feuer nehmen heißt den Erfolg sichern. Zu diesem Zwecke muß man mit einem Teile der verfügbaren Kräfte den Feind in einer seiner Flanken fassen, aber dieses Manöver läßt sich nur ausführen, nachdem der Feind vorher in der Front vermittels des frontalen Angriffs gefesselt ist. Die Umfassung darf nicht allzulange nach dem Beginn des Frontalkampfs eingreifen, weil sonst der Frontalangriff zu einem Rückschlag führen kann.

Ein geschickter Führer wird bisweilen, wenn er von einem frontalen Angriff absehen muß, durch hinhaltendes Gefecht oder selbst durch bloßes Drohen mit dem Angriff das Wirksamwerden der Umfassung zu ermöglichen wissen, aber im allgemeinen müssen der frontale Angriff und die Umfassung miteinander verbunden und mit gleicher Energie ausgeführt werden.

Die Umfassung vollzieht sich unter den günstigsten Bedingungen, wenn die mit ihrer Ausführung beauftragten Truppenteile von einem Punkt ausgehen, der über den zu umfassenden Flügel hinausliegt, mit andern Worten, wenn die Truppe an einem Punkt konzentriert ist, von dem sie nur geradeaus zu marschieren hat, um in die Flanke des Verteidigers zu gelangen.

Die vorbereitete Umfassung, die das Reglement von 1906 als die beste preist, beruht auf einer vorgefaßten Idee und wird daher von einer großen Anzahl von Militärs scharf kritisiert werden, die der Ansicht nicht beizutreten vermögen, daß ein Gefechtsplan feste Gestalt annehmen kann, ehe der Führer durch einen auf der ganzen Front in Gang gekommenen Kampf ganz bestimmte Aufschlüsse über den Feind erhalten hat.

Das Prinzip der Kriegskunst, nach dem man nur auf Grund bestimmter Kenntnis der Sachlage einen Entschluß fassen darf, mit Ausschluß jeder vorgefaßten Idee, ist an sich gut, aber es erleidet häufig Ausnahmen in der Taktik und besonders in der Strategie.

Die Umzingelung vermittelst einer ursprünglich hinter dem Zentrum aufgestellten Truppe erfordert viel Zeit und bietet große Schwierigkeiten in der Ausführung.

Die in der Front kämpfenden Truppen können im allgemeinen eine Flanke des Feindes nicht überflügeln, wenn sie sich nicht unter dem Schutz der Dunkelheit nach außen hin ausdehnen. Die Ausgangslinie für den Flankenangriff muß so gewählt sein, daß die beiden Angriffe sich in dem Augenblick, in dem die Truppen an den Feind geraten, miteinander zusammentreffen.

Die doppelte Umfassung setzt eine große numerische Ueberlegenheit voraus.

*

Verteidigung. Die Verteidigung zieht ihre Kraft aus der Stellung, die sie innehat, aber diese Kraft besteht vor allem in einem Zeitgewinn, sei es daß der Feind die Stellung angreift, sei es daß er sie umgeht.

Die Zeit, welche man durch die Verteidigung der Stellung gewinnt, muß von dem Verteidiger dazu benutzt werden, gegen den Angreifer einen um so wuchtigeren Angriff vorzubereiten, je weniger Truppen die Besetzung der an sich schon starken Stellung erfordert.

Eine Stellung ist gut, wenn ihre Verteidiger ein freies und weites Schußfeld haben, wenn das hinter ihr befindliche Terrain sich auf eine möglichst bedeutende Tiefe für die Bewegungen der drei Waffen eignet und wenn der eine Flügel im Terrain eine sichere Anlehnung findet.

Die Artillerie des Verteidigers soll derartige Stellungen einnehmen, daß sie ihr Feuer auf die wahrscheinliche Angriffsrichtung vereinigen und das Anmarschgelände sowohl auf weite wie auf die nächsten Entfernungen bestreichen kann.

Die Infanterie des Verteidigers soll eine Stellung mindestens 600 Meter vor der Artillerie, also in den meisten Fällen unterhalb derselben, einnehmen. Flankierendes Feuer ist unerläßlich für sie, wenn sie auf nahe Entfernung ein schlechtes Schußfeld hat.

Die Infanteriestellung wird durch den Führer in Abschnitte eingeteilt, die um so ausgedehnter sind, je offener das Gelände ist, und umgekehrt. Ein größerer Abschnitt mit sehr günstigem Schußfeld kann mit geringen Kräften besetzt werden, vorausgesetzt, daß diese über reichliche Munition verfügen, während bei kupiertem Terrain die Abschnitte schmal zu wählen und stark zu besetzen sind.

Jede Abschnittsbesatzung scheidet sich ihre eigne Abschnittsreserve aus.

Jedem Abschnitt wird, wenn nötig, bekanntgegeben, welche Ueberwachungszone des Vorgeländes ihm zufällt.

Die Verteidigungsstellung wird abschnittweise ausgebaut, unabhängig von den vom Oberkommando vorgeschriebenen Arbeiten, die durch nicht zur Besetzung der Abschnitte bestimmte Truppen ausgeführt werden.

Mit dem Herstellen der Verteidigungsanlagen müssen in jedem Abschnitt das Freimachen des Schußfeldes und das Festlegen der Entfernungen Hand in Hand gehen. Die Verwendung des Telephons wird empfohlen, um für rasche Verbindung zu sorgen.

Erkundungen sollen dem Feinde möglichst lange in großer Entfernung von der Stellung durch Patrouillen verwehrt werden.

Das deutsche Reglement spricht sich entschieden gegen vorgeschobene Stellungen aus, die es für mehr gefährlich als nützlich für die Verteidigung erachtet. Es soll grundsätzlich nur *eine* Verteidigungsstellung gewählt werden, die so stark wie möglich sein soll, ohne daß man deswegen auf die eventuelle Vorschiebung kleiner Detachements zu verzichten braucht, welche die Aufgabe haben, den Feind weniger durch Kampf als durch ihre bloße Anwesenheit aufzuhalten.

In Frankreich hingegen sieht das Reglement bei der Defensive Detachements der drei Waffen vor, die dem Feinde entgegengeschoben werden, um ihn zu zwingen, seine Dispositionen zu zeigen und ihn in eine günstige Richtung heranzulocken.

Beide Systeme haben ihre Vorteile und ihre Nachteile, und wir für unsern

Teil sind der Ansicht, daß man bei der Entsendung vorgeschobener Abteilungen mit großer Behutsamkeit zu Werke gehen muß, um Teilniederlagen zu vermeiden, die stets nachteilig für das Ganze sind.

Um wieder auf das deutsche Reglement zurückzukommen, so werden die Befestigungen in Gruppen angelegt, von denen jede einer taktischen Einheit entspricht, die in den meisten Fällen das Bataillon sein wird.

Die nachstehend wiedergegebenen Grundsätze des Reglements, die sich auf die Aufstellung und die Verwendung der Hauptreserve beziehen, sind von großer Bedeutung.

Gewöhnlich werden zwei Reserven als Staffeln hinter der Verteidigungsfront aufgestellt, die eine, die Hauptreserve, hinter dem verwundbarsten Flügel, die andre, die Nebenreserve, auf dem am besten angelehnten Flügel.

Der Hauptreserve fällt die Aufgabe zu, einen entscheidenden Gegenangriff zu machen, während die Rolle der Nebenreserve darin besteht, eventuell den Angriff, den der Feind in ihrer Richtung macht, abzuweisen.

Unter diesen Umständen wachsen die Aussichten auf einen entscheidenden Sieg mit der Stärke der Hauptreserve, und diese wird um so stärker sein, je mehr durch zweckmäßige Anlage der Verstärkungen und durch geschickte Verteilung der Truppen in der Verteidigungsfront an Kräften hat gespart werden können.

In jedem Abschnitt werden die Unterstützungen und die Abschnittsreserven so nahe wie möglich bei der Feuerlinie hinter natürlichen oder künstlichen Deckungen aufgestellt, und wenn es nötig ist, sind gedeckte Annäherungswege für sie herzustellen.

Auf große Entfernungen darf der Verteidiger nur dann feuern, wenn sich lohnende Ziele bieten, und ferner nur unter der Voraussetzung, daß er über reichliche Munitionsvorräte verfügt.

Wenn der Feind über breite, deckungslose Strecken in losen, unregelmäßigen Schützenentwicklungen vorgeht, so muß der Verteidiger einen Geländestreifen, den der Feind überschreiten muß, in dem Augenblick, wo die Schützen ihn erreichen, mit Massenfeuer überschütten. Der Gegenangriff aus der Front ist nur dann möglich, wenn der feindliche Frontangriff durch das Feuer abgewiesen oder wenn die feindliche Feuerlinie seit einiger Zeit in kurzer Entfernung von der Stellung zu Boden gezwungen ist. In allen andern Fällen ist es besser, keinen Gegenstoß zu unternehmen, weil sonst leicht ein möglicherweise nicht wieder gutzumachender Rückschlag eintreten kann.

Wenn die Hauptreserve außerhalb der einen Flanke des Gegners hat aufgestellt werden können, so tritt für sie der Augenblick zum Gegenangriff dann ein, wenn der feindliche Frontangriff in vollem Gange ist.

Nach einem Gefechtstage mit unentschiedenem Ausgang ist noch bei Tage durch Festlegen der Gewehre für Bestreichung des wahrscheinlichen Gefechtsfeldes im Falle eines nächtlichen Angriffs zu sorgen. Nach Einbruch der Dunkelheit ist sodann die Wachsamkeit zu verdoppeln durch verstärkten Patrouillengang und mit Hilfe von Scheinwerfern; die Truppen besetzen die Feuerlinie mit schwachen

Abteilungen und sammeln sich in größter Stille in der Nähe, um zu ruhen. Im Falle eines Angriffs von seiten des Feindes wird die Stellung schnell wieder stark besetzt und das Feuer wird erst auf die nächsten Entfernungen eröffnet. In demselben Falle werden die Gegenangriffe mit dem Bajonett ausgeführt.

*

Hinhaltendes Gefecht. Das hinhaltende Gefecht ist vor allem Sache der auf große Entfernungen feuernden Artillerie.

*

Verfolgung. „Den Feind zurückwerfen heißt halb siegen." Die französischen Siege bei Magenta und Solferino im Jahre 1859 geben diesem Satz recht.

Dasselbe kann man von den deutschen Siegen bei Fröschweiler, Spichern und Borny im August 1870 sagen, obwohl sie strategisch Resultate von der höchsten Wichtigkeit herbeigeführt haben.

Hauptsächlich der Kavallerie und den auf den Flügeln befindlichen Infanterieabteilungen fällt die Aufgabe zu, den Feind, sobald er den Rückzug antritt, zu verfolgen, indem sie ihm in Flanke und Rücken zu kommen suchen.

Das Oberkommando bestimmt alsdann, welche Abteilungen dem Gegner auf den Fersen nachzusenden sind.

Die Verfolgung muß bis zur vollständigen Erschöpfung der menschlichen Kräfte durchgeführt werden. Was vor Ermattung zusammenbricht, mag liegen bleiben. In einem derartigen Augenblick darf man sich ebensowenig um die durch Erschöpfung entstehenden Verluste kümmern wie um die, welche man durch das Feuer erleiden mußte, um den Sieg zu entscheiden.

*

Rückzug. Abbrechen des Gefechts. Bei ungünstigem Verlaufe des Gefechts muß sich der Führer rechtzeitig darüber schlüssig werden, ob er es zur Entscheidung kommen lassen oder den Befehl zum Rückzug geben will.

Die Infanterie, die sich aus dem Gefecht zurückzieht, bedarf der Unterstützung durch die Artillerie und die Kavallerie, wobei die Artillerie im Notfall selbst den Verlust ihrer Geschütze nicht scheuen darf, die Kavallerie, wenn es sein muß, sich opfert.

In den meisten Fällen wird die Besetzung eines verteidigungsfähigen Geländeabschnittes notwendig sein, hinter dem die abziehende Truppe Zeit und Raum zur Wiederherstellung findet; aber es wird am besten sein, wenn die Artillerie und die Kavallerie ausreichen, den Feind während der erforderlichen Zeit zurückzuhalten.

Die Hauptsache ist, sobald der Rückzug beginnt, die Entfernung zwischen der eignen Feuerlinie und der des Feindes zu vergrößern, wobei jedoch vermieden werden muß, daß einzelne Abteilungen ohne zwingenden Grund Front machen.

So bald wie möglich wird aus der aufgelösten Ordnung zur Bildung einer gewissen Anzahl von Kolonnen übergegangen, deren jede eine Arrieregarde hat.

Das Rückzugsgefecht erfordert von seiten des Oberbefehlshabers genaue Befehle hinsichtlich der Stützpunkte und ihrer Besetzung, endlich auch hinsichtlich der Marschrichtung der Kolonnen.

Das Abbrechen des Gefechts ist am leichtesten, wenn es sich nach einem Waffenerfolge vollzieht oder beizeiten geschieht, und ist um so schwieriger, je weiter die Gefechtshandlung vorgeschritten war.

*

Orts- und Waldgefechte. Die Ortschaften bilden einen Teil der Feuerlinie oder dienen zur verdeckten Aufstellung von Truppen.

Im ersten Falle können sie, wenn sie befestigt worden sind, zu Brennpunkten des Gefechts werden.

Wenn der Feind in die Ortschaft eingedrungen ist, so ist jeder Fußbreit, alle Abschnitte derselben zu verteidigen, während die Reserven mit dem Bajonett einen Gegenangriff auf die in die Straßen eingedrungenen Truppen machen.

Ehe man eine Ortschaft angreift, läßt man von vornherein stärkere Truppenabteilungen auch seitlich des Ortes vorgehen. Sobald man sich einer Ortschaft bemächtigt hat, muß der Ortsrand, der auf der dem angegriffenen entgegengesetzten Seite liegt, in Verteidigungszustand versetzt werden.

Die Waldgefechte sind sehr schwer zu leiten. Der Verteidiger entwickelt seine Schützen im Innern oder hinter dem Waldsaum, nicht an diesem selbst, da er zu leicht sichtbar ist. Wenn der Angreifer einen Teil des Waldsaumes in die Hände bekommen hat, so muß der Verteidiger ihn durch Gegenstöße gegen seine Flanken wieder hinauszuwerfen suchen.

Größere Blößen werden zu einer abschnittsweisen Verteidigung benutzt.

Angriffspunkte eines Waldes sind hauptsächlich die vorspringenden Teile. Sobald Truppen sich des Saumes eines Waldes bemächtigt haben, müssen sie sofort Ordnung und Gliederung herstellen. Das weitere Vorgehen erfolgt in nicht zu breiter Front mit dichten Schützenlinien, denen geschlossene Unterstützungen nahe auffolgen, und deren Flügel durch gestaffelte Reserven zu schützen sind.

*

Die Infanterie in Verbindung mit der Artillerie sichert diese beim Eintritt in den Kampf; dann wird dieser von beiden Waffen gemeinsam weitergeführt.

Die Feuerlinie der Infanterie soll grundsätzlich in einer Entfernung, die das Reglement in seinem ersten Teil („Geöffnete Ordnung") auf etwa 600 Meter bemißt, vor der Artillerie liegen. Um bei ihrem Vorgehen die Feuertätigkeit der Artillerie nicht unnötig zu behindern, geht die vorderste Linie der Infanterie um die Flügel der Batterien herum; wenn die Infanterie aber das Durchschreiten der Geschützlinie nicht vermeiden kann, so tut sie es nur abschnittweise, um nicht

das Feuer der Artillerie auf der ganzen Linie zu unterbrechen. Auf der Ebene können die Batterien, durch welche die Infanterie hindurchgeeilt ist, das Feuer wieder eröffnen, sobald die Infanterie sich 300 Meter vor den Rohrmündungen befindet.

Beim Angriff auf eine feindliche Stellung setzt die Artillerie die Beschießung des Zieles bis zu dem Augenblick fort, der dem Sturm vorhergeht, welcher gewöhnlich etwa 300 Meter vor der feindlichen Stellung beginnt; sodann verlegt sie ihr Feuer in das Gelände hinter der feindlichen Schützenlinie, um das Vorführen von Reserven zu erschweren.

Die Artillerie hält sich in enger Verbindung mit der vorderen Gefechtslinie durch Offiziere, die zu dieser nach vorn geschickt werden und durch Winke zur Artillerie zurückmelden.

Die Infanterieabteilungen, die der Artillerie am nächsten sind, übernehmen den Schutz derselben, ohne daß es notwendig wäre, ihnen den Befehl dazu zu geben. Die gefährdeten Seiten der Artilleriestellungen sind Flanken und Rücken, während für den Schutz ihrer Front kleine Infanterieabteilungen mit erheblichen Zwischenräumen genügen.

Die Infanterie im Kampf gegen Artillerie. Auf Entfernungen über 1000 Meter ist das Feuer der Artillerie dem der Infanterie überlegen; auf geringere Entfernungen ist das Gegenteil der Fall. Daraus ergibt sich, daß die Infanterie auf große Entfernungen nur eine in Bewegung befindliche Artillerie, die ein Ziel von großen Dimensionen darbietet, beschießen darf.

Das beste Mittel für die Infanterie, der feindlichen Artillerie das Treffen zu erschweren, besteht darin, ihr nur dünne und unregelmäßig verteilte Schützenlinien zu zeigen.

Die Infanterie im Kampf gegen Kavallerie. Welche Formation die Infanterie auch annehmen mag, sie hat nichts von der Kavallerie zu fürchten, wenn sie ihr feuerbereit entgegentritt. Die Verluste einer Schützenlinie, über die eine Kavallerieattacke hinweggeht, sind unbedeutend.

Eine große Infanterieabteilung, die von einer Kavallerieattacke bedroht ist, soll ihre Form nicht verändern oder ihre Bewegung verzögern; nur die direkt bedrohten Abteilungen entwickeln sich und machen Halt.

Die Infanterie vermag gegen abgesessene Kavallerie, die ihr an Zahl sehr überlegen ist, mit Aussicht auf Erfolg zu kämpfen. In diesem Falle ist das Beschießen der Handpferde als besonders wirksam zu empfehlen.

Die Infanterie im Kampf gegen Maschinengewehre. Maschinengewehre muß die Infanterie aus der Nähe bekämpfen, wobei sie vermeiden muß, ihnen geschlossene Gruppen als Ziel zu bieten, besonders beim Ueberschreiten schmaler Geländeteile (Straßen, Brücken), die im Strichfeuer der Maschinengewehre liegen.

*

Gefecht der verschiedenen Kommandoeinheiten. Die Verfasser des Reglements von 1906, die nicht nach dem Beispiel ihrer französischen Kollegen

ihre auf das Gefecht der Infanterie bezüglichen Betrachtungen auf eine große taktische Einheit wie die Division oder das Armeekorps haben basieren wollen, haben wie sie die Besonderheiten des Gefechts der Kompagnie, des Bataillons, des Regiments und der Brigade an das Ende des zweiten Teiles setzen zu sollen geglaubt.

Diese Verweisung scheint uns von anfechtbarem Nutzen zu sein, denn sie fügt zu den Grundsätzen, die bereits in dem Abschnitt „Geöffnete Ordnung“ und in dem über das eigentliche Gefecht dargelegt worden sind, sogut wie nichts hinzu.

*

Schlußbemerkungen. Wenn man von dem dritten Teil, der von der Parade und den Ehrenbezeugungen handelt, absieht, so schließt das Exerzierreglement für die deutsche Infanterie von 1906 mit der Betonung einiger in zwei Gruppen zusammengefaßter Hauptgedanken.

Erstens: die Ausbildung wird um so gründlicher sein, je einfacher die Formen und Grundsätze des Reglements geworden sind, und diese Einfachheit wird, abgesehen davon, daß sie die gleichmäßige Ausbildung erleichtern wird, dafür bürgen, daß die Reservisten bei einer Mobilmachung in kürzester Frist sich wieder einleben.

Zweitens: die Truppe wird im Ernstfalle allen Aufgaben gewachsen sein, wenn sie sich die Grundsätze des Reglements durch Uebung angeeignet hat, und anderseits wird ihre Ausbildung nach richtigen Grundsätzen erfolgt sein, wenn sie alles gelernt hat, was der Krieg erfordert, und wenn sie auf dem Gefechtsfelde nichts von dem abzustreifen hat, was sie im Frieden erlernt hat.

Das Verhältnis der Chemie zur Medizin

Von

Prof. Karl B. Hofmann (Graz)

Alle Gegenstände der menschlichen Erkenntnis stehen miteinander in so inniger Verknüpfung, daß kein einzelnes Wissensgebiet, auf sich allein beschränkt, ohne die förderliche Beihilfe andrer Wissenszweige zu einer höheren Stufe der Entwicklung gedeihen kann. Eine solche wichtige „Hilfswissenschaft“ der Medizin ist die Chemie.

Die vorliegende kurze Schilderung ist ein Versuch, das Verhältnis, in dem beide in verschiedenen Zeiten zueinander standen, auch demjenigen darzulegen, der ohne fachmännische Kenntnis an der Entwicklung der Medizin Interesse nimmt.

In den Kindheitstagen der antiken Physiologie nahm man an, daß, gleich allen übrigen Naturkörpern, auch der menschliche Leib aus den vier Elementen

des Empedokles: Feuer, Wasser, Luft und Erde bestehe. Doch stellte man sich diese nicht im Sinne der heutigen Chemie als konstituierende Stoffe vor, sondern als die Qualitäten der Trockenheit und Feuchtigkeit, Kälte und Wärme. Aus ihnen sollten nach Galens Lehre die vier Körpersäfte: Blut, Schleim, weiße und schwarze Galle gebildet sein, von deren normalen oder von der Norm abweichenden Mischungsverhältnissen wieder die Funktionen des gesunden oder erkrankten Körpers abhängen sollten.

Zu der Zeit, als die Medizin in dieser Entwicklungsperiode sich befand, verstand man wohl aus den Erzen die Metalle abzuscheiden und sie zu legieren, man stellte künstliche Silikate in Form von Glas und manche andre mineralische Produkte her, ohne daß man aber damals über diese Vorgänge schon irgendwelche chemische Vorstellungen sich gebildet hätte. Diese „chemischen Präparate“, wie wir heute sagen würden, waren ursprünglich gar nicht als Medikamente hergestellt; sie waren Hüttenprodukte oder für bestimmte technische Verwendungen, z. B. für die Färberei, bereitete Stoffe. Allerdings wurden in Aegypten zuerst und da wohl schon in früher Zeit Alaun, Soda, Grünspan, Bleiweiß u. a. zu Heilzwecken bereitet; in Rom aber handelten noch später die pigmentarii (Farbenhändler) mit Medikamenten. Gewissenhafte Aerzte wie Galen, besorgten sich verschiedene dieser Stoffe an Ort und Stelle — Galen auf seinen Reisen —, wo sie gewonnen wurden, z. B. Zink- und Kupferverbindungen auf Cypern, mit der ausgesprochenen Absicht, sich vor Verfälschungen zu schützen.

Die alten Aerzte wendeten neben solchen technisch-chemischen Produkten und neben natürlichen Mineralen vor allem Pflanzenteile, ihre Säfte und aus ihnen gewonnene Mittel an. Die anorganischen (mineralischen) Präparate wie Soda, Alaun, Bleiglätte, Zinkoxyd, Eisen- und Kupfervitriol, Arsenik u. a. dienten fast ausschließlich für äußerlichen Gebrauch. Die Furcht vor Metallgiften dauerte bis zur Renaissance der Medizin und schloß ihre innere Verwendung aus; wird doch noch heut ein nicht kleiner Teil des gebildeten Publikums von der Furcht vor „künstlichen“ Präparaten beherrscht. Paracelsus, der mit vielen andern Traditionen brach, trat auch hier als Reformator auf.

Allerdings erscheint schon im fünfzehnten Jahrhundert ein Mann von seltenem chemischen Wissen — der Benediktiner Basilius Valentinus — als Vorläufer desselben. Einerseits erblickte er in der Heilung der Krankheiten einen Prozeß, den er mit der Reinigung edler Metalle von verunreinigenden Beimengungen verglich; anderseits empfahl er eine große Reihe neuer chemischer Präparate als Heilmittel. Die Ideen des gelehrten Mönchs scheinen aber bei seinen Zeitgenossen keinen rechten Anklang gefunden zu haben. Es mußte ein Jahrhundert später ein Mann von überspanntem Selbstbewußtsein und marktschreierischem Auftreten erscheinen, um die Reform der Medizin anzubahnen und sich für seine Anschauungen Gehör zu verschaffen. Dieser Mann war Paracelsus von Hohenheim. Er lehrte, daß die Lebensvorgänge am gesunden und kranken Körper auf chemische Prozesse zurückzuführen seien und daß darum die Störungen der Gesundheit, die im Vorwalten eines oder des andern Ele-

mentes ihren Grund hätten, durch das Eingreifen geeigneter chemischer Mittel beeinflußt und beseitigt werden könnten. Damit ist er der Begründer einer chemischen Physiologie, Pathologie und Therapie, und zugleich durch die Einführung neuer Heilmittel (arcana) der Reformator der Pharmazie geworden.

Gegen den Widerstand der damaligen Aerzte der herrschenden Schule hat er zuerst mineralische Präparate in weitem Umfange innerlich angewendet; freilich nicht selten in einer Menge und Weise, die für das Leben der Kranken verhängnisvoll werden mußte. Er wendete Kupfervitriol, Bleizucker, Sublimat innerlich an und rief dadurch einen Sturm der Entrüstung bei vielen seiner Standesgenossen hervor. Er hat das bleibende Verdienst, auf die Wichtigkeit der Chemie für die Medizin hingewiesen zu haben.

Aus diesem Samen, den Paracelsus gesät hatte, erwuchs die iatrochemische Schule.

Die Bestrebungen dieser Schule gingen aus theoretischen und praktischen Bedürfnissen hervor. Einerseits wollte man die medizinische Wissenschaft auf Chemie gründen, anderseits hatte die chemische Tätigkeit zu ihrem nächsten Zwecke die Anwendung in der Medizin. Diese doppelte Aufgabe war bestimmend für die damalige Richtung der Chemie. Es war indes ein gewagtes Unternehmen, auf Grund der noch sehr dürftigen chemischen Einsichten die Lebensvorgänge, von deren Kompliziertheit man keine Ahnung hatte, erklären, nicht minder aber mit zum größten Teil unreinen Präparaten eine rationelle, chemisch begründete Therapie schaffen zu wollen. Es gab damals noch keine chemische Analyse; Gemische verschiedener Verbindungen, bei jeder einzelnen Darstellung in ihrer Zusammensetzung wechselnd, galten als einheitliche Stoffe. Da man mit unzureichenden chemischen Kenntnissen alle Lebenserscheinungen erklären wollte, mußte man sich in Widersprüche verwickeln und zu gezwungenen, oft abenteuerlichen Auslegungen greifen. Unter solchen Umständen konnte die neue Lehre nicht halten, was sie versprochen hatte. Immerhin hatten diese Bestrebungen zur Kenntnis mancher neuer Stoffe und Vorgänge geführt. Die Vertreter dieser Schule waren die ersten, die eine Ahnung hatten, welcher Art chemischer Prozesse die Verdauung und Atmung sind.

Anderthalb Jahrhunderte (vom sechzehnten bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts) bestand der innige Bund zwischen Medizin und Chemie, bestand zwischen beiden eine Art geistiger „Symbiose“. In der Blütezeit der iatrochemischen Schule erschien die interne Medizin fast nur als Teilgebiet der Chemie. Auch später, nach dem Niedergange dieser Schule, blieben der Beziehungen der beiden Fächer zueinander lebendig, und noch im achtzehnten Jahrhundert war eine Anzahl der bedeutendsten Chemiker — Aerzte oder Apotheker, z. B. Kunkel, Stahl, Boerhave, Marggraf, Cavendish, Priestley, Scheele bis auf Berzelius, Wöhler und Liebig. Von der Zeit der Iatrochemiker an, mit einer kurzen Unterbrechung, während welcher die einseitige Berücksichtigung der morphologischen Wissenschaften Platz gegriffen hatte, blieb die Verbindung

zwischen Chemie und Medizin bestehen und festigte sich in den letzten Dezennien des abgelaufenen Jahrhunderts immer mehr.

Aus dem Zusammenwirken von Chemie und Medizin zog zur Zeit der iatrochemischen Schule die erstere den überwiegenden Nutzen. Nicht bloß eine große Zahl neu beobachteter Tatsachen und die Entdeckung neuer Verbindungen war die Frucht davon, sondern es wurden auch neue Untersuchungsmethoden gefunden und die Chemie für ihren rein wissenschaftlichen Betrieb vorbereitet. Gerade diese Fortschritte aber führten den Sturz des Systems, aus dem sie erwachsen waren, herbei, indem sie seine Unzulänglichkeit aufdeckten. So wird es begreiflich, daß nicht bloß die bedeutendsten Vertreter der iatrophysischen Schule, Professor Baglivi in Rom, der schottische Arzt Archibald Pitcairn u. a., sondern daß auch gerade der geistvolle Begründer der Chemie als selbständiger Wissenschaft, Robert Boyle, daß Stahl, der trotz seiner irrigen Phlogistontheorie den umfassendsten Ueberblick über den damaligen Zustand der Chemie hatte, eifrige Gegner der iatrochemischen Ansichten waren. Seit der berühmte Arzt Sydenham die Medizin in die Bahnen, die ihr Hippokrates gewiesen, zurückzulenken unternommen hatte, schwand vollends das Ansehen und die Herrschaft der Chemie innerhalb der Medizin auf ein Jahrhundert hinaus. Selbst Sylvius, der die fermentative Wirkung der Verdauungssäfte besonders hervorgehoben hat, der als Anhänger der iatrochemischen Schule gilt und tatsächlich die Bedeutung der Chemie hoch anschlug, erklärt, geleitet von der Ueberzeugung, daß die Medizin nur durch klinische Erfahrung gedeihen könne, wiederholt: die Ansichten der Chemie seien nur Vermutungen.

Erst die wichtigen Arbeiten Lavoisiers über Verbrennung, Atmung und tierische Wärme knüpften die zerrissenen Fäden zwischen den beiden Wissensgebieten wieder fest; ja es hatte eine Zeitlang sogar den Anschein, als sollte noch einmal die iatrochemische Schule ihre Auferstehung feiern. Man gab sich maßlosen Hoffnungen hin, man erblickte in dem mit lebhaftem Interesse studierten Sauerstoff den Schlüssel zur Erklärung der Krankheiten; seine Verminderung zum Beispiel sollte die Ursache des Fiebers sein. Man glaubte aber auch in ihm ein Mittel zu ihrer Bekämpfung zu besitzen. Man teilte die Arzneimittel geradezu in „oxydierende" und „desoxydierende". Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts wendete man den Sauerstoff zum erstenmal bei der Behandlung der Lungenkrankheiten und bei Croup an.

Die Erfahrungen, die man in andern Richtungen gesammelt hatte, schützten indes doch vor der einseitigen Ueberschätzung der neuentdeckten chemischen Tatsachen. Stahls Animismus, Hallers Untersuchungen über die Irritabilität bewahrten die Aerzte vor einer blinden Hingabe an chemische Theorien.

Außer den unmittelbaren Diensten, welche die Chemie der Medizin geleistet hat, stand sie mit dieser noch mittelbar durch einen wilden Schößling — die Alchimie — in Verbindung. Diese hat zwar ihren Ursprung schon im Altertum (im vierten Jahrhundert n. Chr.) bei den Alexandrinern genommen, aber erst später, etwa im dreizehnten Jahrhundert, Einfluß auf die Arzneikunst erlangt.

Paracelsus' verdienstliche Reformen richteten sich ebensosehr gegen ihre Herrschaft wie gegen den galenisch-arabischen Dogmatismus.

Die Aufgabe der Alchimie war bekanntlich die Veredlung der Metalle durch den Stein der Weisen und die Darstellung des letzteren.

Dieser sollte aber nicht bloß unedle Metalle in Gold verwandeln — was nützt Gold einem Menschen, dem nur eine kurze Lebenszeit beschieden ist, was nützt es ihm vollends, wenn diese kurze Zeit auch noch durch Siechtum geschmälert wird, wenn der kränkelnde Körper nichts genießen kann.

Quid mihi divitiae, languore consorte,
Quid thesauri proderunt, si opprimar morte.[1])

Und jene Zeit, in welcher der Wunsch entstand, den Durst nach Gold ohne Arbeit befriedigen zu können, kannte wenig andre als sinnliche Genüsse. Also (neben viel Reichtum) eine robuste Gesundheit und ein recht langes Leben — darauf kam es an.

Noch die Araber hielten den Stein der Weisen nicht für ein direktes Universalmedikament; sie glaubten nur, daß das durch ihn erzeugte, in löslicher Form erhaltene Gold eine „medicina laetificans“ sei, daß es gegen Gift wirke, daß schwangere Frauen, die es trinken, nicht abortieren u. s. w. Erst im dreizehnten Jahrhundert glaubte man in dem Stein der Weisen selbst ein Mittel zu besitzen, das alle Krankheiten heilen, den Leib beliebig lang kräftig und genußfähig erhalten, das Leben beliebig verlängern sollte. „Wenn man den Stein der Weisen nur richtig anwendet, so habe man keine Krankheit, ja selbst den Tod nicht zu fürchten.“

Da das Leben in Gottes Hand liegt, hätte man das Unbehagen empfinden sollen, eigentlich ein nicht sehr gottgefälliges Werk zu treiben — das Ganze mahnte doch stark an Magie, an Satanswerk.

Diese Bedenken scheinen indes die Gewissen wenig beunruhigt zu haben. Niemand geringerer als der heilige Thomas von Aquino glaubte nicht bloß an die Leistungen der Alchimie, sondern scheint sie auch nicht verurteilt zu haben. Das Mittel, das solche Wunder wirken sollte, das man nach tausendfältigen Mißerfolgen immer wieder in Händen zu haben glaubte, nannte man Panacee, Allheilmittel, auch Lebenselixier (von dem arabischen „el iksîr“).

Man stellte sich vor, daß ein „geheimes Feuer der Weisen“ dazu nötig sei, „dadurch die philosophi“ wie Glauber, ein tüchtiger Chemiker des siebzehnten Jahrhunderts, sagt, „nicht allein ihre Universalmedizin gegen alle natürlichen Krankheiten des Menschen ausgezeichnet, sondern auch particulariter alle geringen Metalle in Gold und Silber figirt haben“.

Einige Beispiele mögen zeigen, was alles man dem Steine der Weisen zutraute. Raimundus Lullus, einer edeln spanischen Familie auf Mallorca entstammend, gibt an, der Stein der Weisen heile jede Krankheit, und zwar eine

[1]) „Was nützen Reichtümer, wenn mein Leib dem Siechtum erliegt,
Was Schätze, wenn mich der Tod besiegt.“

solche, die sonst einen Monat dauern würde, in einem Tage, eine solche, die ein Jahr brauchte, in zwölf Tagen. Die längste Zeit, die nötig wäre, betrage nicht über einen Monat. Lullus soll selbst im hohen Alter diese „Tinctura" gebraucht und die Frische und Kraft eines Jünglings erlangt haben. Freilich schützte sie ihn nicht davor, daß er bei seinen religiösen Bekehrungsversuchen als alter Mann in Afrika gesteinigt wurde. Der früher erwähnte tüchtige Chemiker Basilius Valentinus glaubt auch, „keine Krankheit werde den Besitzer des Steins der Weisen rühren und kein Gebreste ihm schaden, bis zu der Stunde, so ihm von seinem Himmelskönige gesetzt sei". — Von der verjüngenden Kraft des Steins der Weisen erzählt der Alchimist Trismosin gar wunderliche Dinge. Er sei als bereits abgelebter Greis zur Kenntnis des Arkanums gelangt; ein halbes Gran davon habe seine runzlige gelbe Haut wieder glatt und rosig, das ergraute Haar schwarz, den gekrümmten Rücken gerade gemacht. Hundertundfünfzig Jahre seien seitdem verflossen, und er sei noch jung und rüstig. — Kunkel, der Entdecker des Phosphors, der im siebzehnten Jahrhundert als Alchimist an verschiedenen Fürstenhöfen sich umtrieb, meint dagegen: „Ich glaube gern, daß es ein solche Arzney giebt, welche den menschlichen Körper erneuert; ob es aber dieselbe ist, nämlich die die Metalle verbessert, das weis ich nicht." Er spricht sich aber ganz entschieden dagegen aus, daß der Stein der Weisen das menschliche Leben auf Jahrhunderte verlängern könne. Selbst Stahl, der in der Geschichte der Chemie und Medizin eine so angesehene Stellung einnimmt, hielt wenigstens eine solche „Substantia" als Universalmittel für möglich. Ja, im rationalistischen Zeitalter meinte man, die Patriarchen hätten Jahrhunderte lang gelebt, weil sie im Besitze des Geheimnisses gewesen seien.

Dies waren die Beziehungen, die zwischen der langsam sich entwickelnden Chemie und der ihr vorauseilenden Medizin durch dreiundzwanzig Jahrhunderte gewährt haben.

*

Wie schon erwähnt worden, trat, nachdem die überschwänglichen Hoffnungen, die man an Lavoisiers Arbeiten geknüpft hatte, eine rasche Enttäuschung erfahren hatten, eine Zwischenzeit ein, in der die Bedeutung der Chemie für die Medizin etwas unterschätzt wurde und die Heilkunde in den hochentwickelten anatomischen Kenntnissen und der klinischen Beobachtung fast ausschließlich ihre Grundlagen erblickte.

Der größte Reformator der Physiologie, der geniale Albrecht Haller, gestand der Physik und Chemie die Rolle von Hilfswissenschaften zu, die zur Deutung der organischen Vorgänge dienen sollten; doch würden diese im letzten Urgrunde immer unerklärlich bleiben. Und doch war es gerade sein Fach — die Physiologie —, als deren Zweig die physiologische Chemie und mit ihr die theoretische sich ihre berechtigte Stellung im Studium der Medizin aufs neue erringen sollten. Es sollte der Heilkunde nicht minder als der Chemie zum Vorteile gereichen, daß man den Versuch aufgab, die letztere den praktischen Bedürfnissen der ärztlichen Kunst unmittelbar nutzbar zu machen. Indem die Chemie

in den Dienst eines theoretischen Faches — der Physiologie — trat, bewahrte sie dadurch ihre wissenschaftliche, von praktischen Zielen absehende Unbefangenheit, um später, sobald sie einen höheren Grad von Entwicklung erreicht, mit desto größerem Nutzen der Medizin dienen zu können.

Einerseits waren es die italienischen Physiologen Spalanzani, einer der größten Naturbeobachter, der als erster den Verdauungsvorgang außerhalb des Organismus verfolgt, und sein Landsmann Felice Fontana, der den Gaswechsel der Atmung studiert hat; anderseits waren es bedeutende Chemiker, wie Fourcroy und Vauquelin, Professoren der Chemie an der medizinischen Fakultät in Paris, Chevreul, der zuerst die Natur der Fette klargelegt hat, Berzelius, ursprünglich Professor der Medizin und Pharmakologie, und andre, von denen die festen Grundlagen der physiologischen Chemie des Menschen- und Tierkörpers geschaffen wurden.

Ein weiterer Fortschritt auf diesem Gebiete trat mit der raschen Entwicklung der organischen Chemie vor allem durch Liebig und Wöhler, Dumas, Kolbe und ihre Schüler ein. Aus der Schule Liebigs stammend, haben Hoppe-Seyler und Kühne und ihre zahlreichen unmittelbaren und mittelbaren Schüler die physiologische Chemie auf die gegenwärtige Höhe gebracht. Die Einsicht, daß die krankhaften Vorgänge keinen andern Gesetzen folgen als den normalen, daß überhaupt eine Unterscheidung beider, wie Henle treffend ausführte, eigentlich nur in menschlichen Wünschen und Bedürfnissen gegründet ist, leitete zur Ausbildung der „pathologischen Chemie“, als der Lehre von den chemischen Prozessen im kranken Körper.

Die erweiterten chemischen Kenntnisse konnten in ganz anderm Maße als bis dahin Mittel für die biochemische Forschung liefern. Man hatte neue Methoden gefunden, um die Zusammensetzung der Gewebe, aus denen die Organe (Knochen, Muskeln, Nervenmasse u. s. w.) bestehen, der verschiedenen Säfte des Körpers (Blut, Lymphe, seröse Flüssigkeiten u. s. w.) sowie der Sekrete (Speichel, Galle, Magen- und Darmsaft, Milch u. s. w.) zu erforschen; man durfte weitere Schritte vorwärts wagen, man konnte die Fragen nach der Bildung jener Bestandteile, nach ihrer Umwandlung, ihrer chemischen Rolle der Untersuchung unterziehen.

Durch Liebigs Arbeiten wurde ein großes und für den Arzt wichtiges Gebiet der Forschung eröffnet — das des Stoffwechsels und der Ernährung.

Erwägt man, daß die ersten brauchbaren physiologisch-chemischen Untersuchungen nicht älter als etwa 150 Jahre sind, daß Liebigs epochemachendes Werk „Tierchemie oder organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie“ erst im Jahre 1842 erschienen ist, so muß man über die rasche Entfaltung dieses Gebietes der Biologie staunen. Daß die Medizin trotzdem in dem Verständnisse der Krankheitsprozesse durch diese Arbeiten vorderhand nur wenig gefördert worden ist, kann nur den Laien überraschen, der von der Kompliziertheit der chemischen Lebensvorgänge keine Ahnung hat.

Die Bedeutung der Chemie für die innere Medizin liegt aber noch auf

einer andern Seite — in der Feststellung mancher Diagnosen; hierin zieht die Medizin von ihr unbestreitbaren Nutzen. Die analytische Chemie, d. i. die Ermittlung der verschiedenen Stoffe und ihrer Mengen, ist nicht viel über hundert Jahre alt; die physiologisch-chemische Analyse ist ein noch viel jüngerer Zweig. Am sorgfältigsten ausgearbeitet ist die des Harnes; sie liefert dem Arzte Methoden, die an Schärfe und Sicherheit kaum noch etwas zu wünschen übrig lassen. In den letzten Dezennien hat sich daran die Untersuchung des Magensaftes angeschlossen. Ihre Resultate ermöglichen in vielen Fällen erst eine sichere Diagnose, z. B. der Diabetesformen, der verschiedenen Krankheiten der Blase und der Nieren, gewisser Erkrankungen der Leber; sie ermöglichen die Feststellung des Magenkrebses in seinen frühen Stadien, überhaupt die Unterscheidung mancher Krankheiten des Magens und des Darmtraktes. Physiologisch-chemische Analysen geben ferner in nicht wenigen Fällen Fingerzeige zur Beurteilung des Ganges einer Krankheit und können für die Sicherheit der Prognose mitbestimmend sein.

Das richtige Verständnis des Stoffwechsels verbreitete erst Licht über die Bedingungen einer rationellen Ernährung und gab Aufschlüsse über die wechselseitige Vertretbarkeit bestimmter Nahrungsstoffe, über das Minimalbedürfnis des ruhenden und arbeitenden Menschen und über die Diät der Kranken. Diese Kenntnisse sind noch viel zu wenig in Laienkreise gedrungen, so nützlich sie wären. Nicht selten hört man noch diese oder jene Speise als besonders „gesund“ anpreisen, als wäre die Gesundheit ein Ding, das man sich sozusagen anessen könnte. Die Diät der Kranken war früher zum Teil nach empirischen Grundsätzen, zum größeren Teil sogar nur nach vorgefaßten theoretischen Anschauungen bestimmt. Erst die Arbeiten von Voits und seiner Schule lieferten auf umfassenden quantitativen Analysen fußende Resultate, welche die Feststellung einer rationellen Diät des gesunden und kranken Menschen ermöglichten. Auf diesen Grundlagen und von solchen Gesichtspunkten aus ist Munks und Uffelmanns Werk über die Ernährung entstanden. Es gibt aber Krankheiten, bei denen die Diät einen wichtigen Teil ihrer Behandlung bildet. Diese Richtung hat vor ungefähr zehn Jahren als „Ernährungstherapie“ unter von Leydens Leitung eine systematische Bearbeitung gefunden. —

Bei den ganz andersartigen Aufgaben, die der chirurgischen Behandlung gestellt sind, ist es begreiflich, daß hier der Chemie eine sehr bescheidene Rolle zufällt. Die Analyse von Sedimenten des Harnes kann bisweilen Aufschlüsse über das Vorhandensein und die Art von Blasensteinen geben.

In eine andre, nahe Beziehung zur Medizin trat die Chemie dadurch, daß sie die Zerlegung der natürlichen, dem Pflanzenreiche entnommenen Arzneimittel, die Scheidung ihrer wirksamen Bestandteile, ihre Gewinnung und die Prüfung auf ihre Reinheit oder Verfälschung ermöglichte. Damit ist eine sichere Dosierung der wirksamen Heilstoffe möglich geworden, die bei Dekokten, Aufgüssen, Extrakten u. s. w. immer schwankend bleibt. Welcher Segen für den Kranken auch sonst noch darin liegt, weiß nur der zu würdigen, wer, einer weit zurückliegenden

Jugend gedenkend, sich an die Fluten abscheulich schmeckender Arzneien, z. B. eines Dekoktes von Chinarinde, erinnert, die er einnehmen mußte. —

Die theoretische Chemie hat aus diesem Bunde mit der Pharmazie nicht geringeren Nutzen gezogen als diese selbst. Doch hat sich das Verhältnis beider in der letzteren Zeit geändert. Zu Ende des achtzehnten und in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts waren die pharmazeutischen Offizinen fast die einzigen Laboratorien, in denen chemische Untersuchungen ausgeführt wurden. Sind doch aus ihnen eine Reihe der bedeutendsten Forscher der theoretischen Chemie hervorgegangen; ein Vauquelin, Scheele — einer der größten Entdecker auf chemischem Gebiete — und niemand geringerer als Liebig waren ursprünglich Apotheker. Heute vergilt die theoretische Chemie mit Wucherzinsen der Pharmazie diese Dienste. Man denke nur an die beängstigend große Zahl neuer organischer Präparate, die jährlich dem Arzneischatze zugeführt werden.

Eine früher nicht geahnte Verfeinerung der analytischen Methoden machte erst eine genaue Untersuchung der Mineralwasser möglich, in denen schon die Jatrochemiker mit ihren dürftigen Mitteln nach heilkräftigen Bestandteilen suchten. Erst jetzt kann man durch zeitweilig wiederholte Analysen die wichtige Frage, ob die Heilquellen im Laufe der Zeit sich in ihrer Zusammensetzung ändern, in verläßlicher Weise beantworten.

Die gestörte Gesundheit wiederherzustellen ist nur die halbe Aufgabe des ärztlichen Berufes; die andre, oft dankbarere Hälfte besteht darin, die Gefahren zu erkennen und zu beseitigen, die der Gesundheit drohen, die Menschen vor Krankheiten zu bewahren. Die Wissenschaft, die sich damit beschäftigt — die Hygiene —, kann auch der Beihilfe der Chemie nicht entraten. Diese liefert ihr die Methoden, mittels deren das Trink- und Nutzwasser auf seine Güte, die Luft benutzter Räume auf ihre Reinheit geprüft wird; sie hat erst in den letzten fünfzig Jahren eine genaue und verläßliche Untersuchung der Nahrungs- und Genußmittel, vor allem des Weines und Biers und der Milch, auf ihre Unverfälschtheit ermöglicht. Für keines der Gebiete der Medizin dürfte die hohe Wichtigkeit der Chemie selbst in weiteren, nicht fachmännischen Kreisen so anerkannt sein als für die Hygiene. In richtiger Würdigung dieses Verhältnisses werden in den verschiedenen Staaten nicht bloß Untersuchungsstationen errichtet, sondern ist auch die Unterweisung in den hygienisch-chemischen Methoden in den Unterricht der Mediziner aufgenommen, wie denn überhaupt in den letzten Dezennien die Ueberzeugung an Boden gewinnt, daß das bisher arg vernachlässigte Studium der Chemie einer sorgfältigeren Pflege von seiten der Mediziner bedarf.

Die Anwendung der Chemie zum Nachweis von Giften und zur Beantwortung andrer forensischer Fragen sei hier nur berührt, weil hier die Chemie weniger im Dienste der Medizin, als vielmehr in dem der Gerichtspflege tätig ist. Auch die gerichtliche Chemie besteht nicht viel länger als ein Jahrhundert.

Es ginge über den bemessenen Raum dieses Aufsatzes, wollte ich die neuen Richtungen in der Chemie und deren Einfluß auf die Medizin hier einbeziehen; ihnen gehört, soweit man beurteilen kann, die nächste Zukunft. Vielleicht ist es mir gegönnt, diese Verhältnisse dem Leserkreise der „Deutschen Revue" ein andermal darzustellen.

Eine Geschichte von drei Seiten

Skizze

von

Leonore Nießen-Deiters

Komm, Teddy, sei gut! — Erzähl mal! Was ist das eigentlich mit Fritz Reventlow?"

„Mit Fritz Reventlow?"

„Ach, — nun tu doch nicht so! — Hier pfeifen es die Spatzen auf den Dächern, daß er da unten irgendeine tolle Geschichte gemacht hat und —"

„Erlaube," sagte Theodor, genannt Teddy. „Seit wann pfeifen die Spatzen?"

Liese sah ihn einen Augenblick ungewiß an. „Meinst du das Pfeifen oder meinst du seit wann? — Seit wann? — Seit Lilly Mosenhagen zurück ist, natürlich. Du kennst sie doch! Sie hat es natürlich nur so vom Hörensagen, sie hat ihn persönlich gar nicht gesprochen. Uebrigens würde er ausgerechnet Lilly Mosenhagen auch schwerlich etwas anvertrauen. Aber bei dir ist das was andres, und du hast ihn doch besucht, da unten. Komm, erzähl mal!"

Teddy lehnte sich behaglich in seinen Sessel zurück und betrachtete seine schöne Cousine mit einem entschieden mehr wie nur vetterlichen Wohlgefallen. Dann sagte er, plötzlich im Ton abschwenkend: „Ich möchte wirklich mal wissen — du interessierst dich wohl mächtig für Reventlow?"

„Unsinn! Bewahre! Fällt mir gar nicht ein! Ich interessiere mich nur für die Geschichte! Komm, bleibe beim Thema; was ist das gewesen? Was hat er angefangen?"

Teddy beeilte sich nicht. Er blies kunstvolle Ringel und überlegte. Dann sagte er langsam: „Hm ja, — weißt du, ich weiß eigentlich nicht recht, wie ich dir das erzählen kann!"

„Ach Gott!" sagte sie und zuckte leicht mit den Achseln. „Hab dich nicht so! Wir sind doch unter uns Mädchen!"

„So!" sagte Teddy melancholisch. „Ich werde also schon unter die Mädchen gerechnet. Recht ehrend für unsereinen. — Uebrigens, auf die Gefahr hin, dich zu enttäuschen: so meinte ich das gar nicht. — So schlimm ist die Geschichte gar nicht! Nur —"

„Teddy, weißt du, du bist gräßlich! Mit deinen ewigen Nurs und Abers! Rede doch einmal wie ein vernünftiger Christenmensch!“

„Bitte, Liese, keine Injurien!“ sagte der gräßliche Teddy. — „Sonst rede ich überhaupt keinen Ton mehr über Fritz Reventlow. Nein, siehst du, die Geschichte, die ich gehört habe —“

„Also doch! — Es ist also doch wahr! Es ist also doch was daran!“

„Bitte!“ sagte Teddy sehr sanft; „soll ich reden oder willst du?“

„Rede doch! Ich machte doch nur eine Randbemerkung!“

„Also die Geschichte, die ich gehört habe, ist deshalb so schwierig zu erzählen, weil es eigentlich drei Geschichten sind. Oder vielmehr, im Grunde genommen, ist es bloß ein und dieselbe, nur — e—“

„Da!“ sagte Liese gemäßigt, aber immer noch vorwurfsvoll genug. „Sage ich's nicht? Jetzt sagst du schon wieder ‚nur‘ und machst eine Kunstpause! — Komm, ich bin doch immer so nett zu dir!“

„Du könntest netter sein!“ sagte Teddy im Tone eines bedauerlichen Verzichts. „Aber damit du siehst, daß auch der gute Wille schon anerkannt wird, werde ich dir genau erzählen, was ich selbst erfahren habe. Aber wappne dich mit Geduld, es gibt drei Geschichten.“

„Nein, Teddy, im vollen Ernst? Drei? Von Fritz Reventlow? Ja, was ist dem denn plötzlich in die Krone gestiegen? Was fängt denn der auf einmal an? Das ist doch sonst immer so ein netter, vernünftiger Kerl gewesen?“

„Hat denn jemand das Gegenteil behauptet? Ich sage dir doch, im Grunde genommen sind diese drei Geschichten nur eine einzige, und wie weit diese einzige dazu angetan ist, Fritze Reventlow in ein schlechtes Renommee zu bringen, darüber kannst du ja dann selber urteilen. — Ich werde mich bemühen, dir möglichst wortgetreu wiederzugeben, was man mir und wie man es mir berichtet hat — das heißt, wenn du es fertig kriegst, so lange zuzuhören!“

„Teddy!! — Wetten, daß ich zuhöre?“

„Es handelt sich allerdings um Fritz Reventlow, da ist also einige Hoffnung!“ bemerkte Teddy, und heimste dafür die Versicherung ein, daß er ein Ekel wäre. — Und weil es ihm Vergnügen machte, seine Cousine zur Strafe ein bißchen zappeln zu lassen, blies er wieder Ringel in die Luft und sagte gar nichts, — bis sie ärgerlich aufstand und erklärte: „Wenn du jetzt nicht sofort anfängst, schließ' ich die Zigaretten weg, setze meinen Hut auf und gehe spazieren!“

Das wirkte. Teddy hatte von seiner wenig hoffnungsvollen Verehrung für seine schöne Cousine nicht viel mehr wie von Zeit zu Zeit diese vertraulichen Plauderstunden; so was läßt man sich dann nicht entgehen. Er nahm gehorsam die Zigarette aus dem Munde und sagte: „Gut. Fangen wir an. — Also: die erste Schilderung ist von einem Sestrianer Spießbürger, der nicht wußte, daß ich Reventlow kannte und den ich zufällig im Hotel kennen lernte. Du mußt dir unter Sestri nämlich nicht so etwas wie etwa Nizza oder Cannes vorstellen; es ist ein kleines Nest, in dem außer der Saison gar nichts

los ist und wo die Leute einander ebensogut in die Kochpötte gucken wie in jeder deutschen Kleinstadt. Also er erzählte es mir folgendermaßen:

Dieser Herr Reventlow ist da hingekommen und hat sich ein Häuschen gemietet, das ganz außerhalb des Ortes und ganz versteckt im Garten liegt. —

Früher hat es einmal ein französischer Baron gehabt, der sich Mätressen hielt und so etwas, na, — wozu braucht auch sonst ein Junggesell so ein einsames Häuschen? Er kann doch ebensogut im Hotel wohnen! Daß er gerade das Häuschen gemietet hat, ist gleich allen Leuten aufgefallen.

Und richtig, gleich zu Anfang ist er mehrfach beobachtet worden, wie er erst am frühen Morgen nach Hause gekommen ist, auch dann, wenn in Sestri nirgend etwas los war, — denn das weiß man doch. Das beweist ja schließlich nichts Bestimmtes, — es gibt ja auch Leute, die mondsüchtig sind! — aber es ist doch immerhin recht merkwürdig. — Eklatanter war schon der Fall mit der jungen Frau. Das war nämlich die Frau eines Italieners, eines Herrn, der aus Gesundheitsrücksichten längere Zeit hier wohnte, und sie hatte sich bis dahin immer sehr nett und ladylike benommen. Aber kaum kommt ihr dieser Reventlow in die Quere, da sieht man die Frau überhaupt nicht mehr allein! Erst gingen sie zusammen spazieren, möglichst weit, in die Berge, — natürlich immer allein, ohne den Mann, dann gingen sie zusammen schwimmen, auch allein, ohne den Mann, — dann machten sie Ruderpartien zusammen, auch allein, das heißt mit einem Bootsmann, aber dann sprachen sie eine ganz merkwürdige Sprache, von welcher der Bootsmann kein Wort verstand, na — sie werden wohl ihren Grund dazu gehabt haben! Und es war schließlich ein öffentliches Geheimnis, daß die beiden den armen kranken Mann nach allen Regeln der Kunst betrogen." —

„Teddy, — wie hieß die junge Frau?"

„Hab' ich's nicht gesagt, du würdest nicht ruhig zuhören können? — Aber ich lasse mich auf gar nichts ein, bis ich die drei Geschichten zu Ende erzählt habe! Dann kannst du meinetwegen fragen.

Also, das war schon eine recht häßliche Geschichte, das mit der jungen Frau. — Außerdem, alle Nasen lang fuhr er mal nach Mailand herüber. Nun bitt' ich Sie, was tun unsre jungen Leute in Mailand? In die Kirche gehen sie da nicht! — Jedenfalls, wir in Sestri dachten uns unser Teil; wir wußten, was wir von diesem sogenannten deutschen Maler zu halten hatten!

Wenn er es nun wenigstens dabei belassen hätte, dann hätten wir ja noch nichts gesagt. — Mochte er schließlich in Mailand treiben, was er wollte, und mochte der Ehemann besser auf seine Frau aufpassen. — Aber wenn einer mit der schamlosesten Frechheit in einem so kleinen Ort, geradeswegs vor den Augen der Damen, die arglos mit ihm verkehrt haben, ich sage, wenn einer so allen Anstand beiseitesetzt —"

„Teddy!!"

„Bitte, willst du mich ausreden lassen? — Unterbrich mich doch nicht immer! Das sage doch nicht ich, sondern der Sestrianer! — Weiter:

Also, der Sestrianer erging sich eine Weile in Entrüstungsrufen und schmückenden Beiworten und fuhr dann fort: Denken Sie sich! Kommt da eines Tages irgend so ein wanderndes Tingeltangel hierhin. Und die bringen eine Soubrette mit. Schön war sie ja, — sehr schön sogar, aber auch entsprechend auffallend, — na, Sie verstehen schon! Sie hatte in zwei Tagen die ganze Herrenwelt der Umgegend hinter sich! — Und wir sind alle schon ganz starr vor Staunen, daß der deutsche Maler der einzige ist, der nicht jeden Abend hingeht. — So ein Heimtücker! So ein schlechter Mensch! — Er hatte es bloß nicht nötig, sich da in den Saal zu setzen! — denn kaum ist das Tingeltangel einen Tag oder zwei fort, wer fährt mit einem ganzen Haufen Gepäck vom Bahnhof nach dem kleinen Häuschen? Der Signor Reventlow und die schöne Luzia! — Hat man Worte?"

„Teddy, ist das wahr?"

„Still. Ich bin nicht Teddy, ich bin der Mann aus Sestri. — Ich sage, hat man Worte? So gut kannten sich die zwei! Nimmt sie da wahrhaftig vor den Augen von ganz Sestri am hellen lichten Tage mit nach Hause! Und da blieb sie, bei ihm, in der kleinen Villa, — so ein Skandal! Dabei kam dieser Mensch nach wie vor ganz ruhig ins Hotel, setzte sich zu den Damen, ging nach wie vor mit der jungen Frau schwimmen, — als ob nichts in der Welt vorgefallen wäre! Es fehlte nur noch, daß er diese Dame mit an die Table d'hote gebracht hätte zu den jungen Mädchen! — Nur nach Mailand ist er nicht mehr gefahren, — er hatte es ja wohl nicht mehr nötig! dafür ließ er sich mit seiner Luzia herausrudern, an Gott weiß was für einsame Plätze, und dann schickten sie den Bootsmann weg und ließen sich erst abends wieder abholen! Und das alles ganz ungeniert, vor den Augen von ganz Sestri! Konnte er denn nicht in Mailand bleiben mit seinen Schmutzgeschichten? Ist es nicht skandalös, uns hier so etwas zu bieten, ganz frech, ohne sich im mindesten zu genieren? Und wenn er sich um uns schon nicht kümmerte, mußte er doch wenigstens so viel Rücksicht auf Frau Faccenda nehmen —"

„Ist das die junge Frau, Teddy?"

„Ja! Es fuhr mir so heraus; ich habe mich zu sehr in den Sestrianer hineingedacht. —

Also: er hätte doch auf Frau Faccenda Rücksicht nehmen müssen, mit der er sich jeden Tag und überall zeigte, sie war doch immerhin eine Dame! Aber wie gesagt, er machte nach wie vor Touren mit ihr, ging mit ihr allein schwimmen und stellte sie schrecklich bloß, indem er sie mit ‚so einer' quasi auf eine Stufe stellte. Und es war nur nicht zu begreifen, wie sie immer noch auf ihn hereinfiel. —

Aber die Strafe folgte Gott sei Dank auf dem Fuße. Denn, nachdem die Person ihm ein paar Wochen lang Gott weiß was gekostet haben mag, bändelte sie eines Tages mit einem andern an und ging ihm durch, — und er pendelte mit einem ganz bekniffenen und ärgerlichen Gesicht herum. Und ganz Sestri war froh, daß dieses öffentliche Aergernis, dieser Skandal aufhörte, — denn das waren die beiden, ein öffentlicher Skandal, der Skandal von Sestri!"

Teddy blies einen großen Rauchring und schielte von der Seite auf seine Cousine, die sehr still geworden war. Nach einer Weile sagte sie: „Ich kann das gar nicht begreifen, — von Fritz Reventlow! Er ist doch sonst so ein taktvoller Mensch und keine Spur von einem Don Juan!“

„Hm, ja,“ machte Teddy. „Wenn ich jetzt schlecht und selbstsüchtig wäre, ließe ich die Sache nun auf sich beruhen. Da ich aber im Gegenteil edel und großmütig bin, lasse ich Fortsetzung folgen und erzähle dir jetzt, wie sich die Geschichte in Reventlows eigner Beleuchtung darstellt.“

„Du hast ihn danach gefragt?“

„Eigentlich nicht einmal. — Es machte sich so, daß er mir's erzählte. — Ich suchte ihn natürlich gleich auf und fand ihn mit einem angefangenem Bild und in etwas ärgerlicher Stimmung vor. ‚Mensch,‘ sagte ich, ‚wie kannst du knurrig sein in einer solchen Gegend — wo es so schön ist, daß man vor Vergnügen Purzelbäume schlagen könnte?‘

‚Nicht wahr,‘ sagt er, ‚schön ist's hier? — Ich sage dir, ich bin die ganze erste Zeit herumgestrolcht, obwohl ich mir vorgenommen hatte, zu arbeiten wie ein Pferd. So ein Mondschein über dem Meer! So ein Sonnenaufgang in den Bergen — köstlich einfach! So etwas Schönes gibt's gar nicht mehr! Man kommt ordentlich ins Träumen hinein, man fühlt sich zu glücklich!‘

‚Na,‘ sage ich, ‚erlaube! Davon habe ich bei dir bisher nichts gemerkt!‘ Und weil ich ihm doch ein bißchen auf den Zahn fühlen wollte, frage ich: ‚Was hast du eigentlich? Warum bist du so mißstimmt?‘

‚Ach,‘ sagt er. ‚Ich hab mich geärgert.‘ — Und dann zeigt er auf das Bild und fängt an: ‚Sieh mal da! Deswegen bin ich hierhingekommen. Ich wollte das hier malen; — mitten in diesen tollen Farben hier. Es soll was Gutes werden — es soll möglichst durchschlagen. Ich möchte einmal so recht herauskommen, ich habe meine besonderen Gründe dafür.‘ — In Parenthese bemerkt: Cousine Liese, kannst du dir vorstellen, warum Fritze Reventlow auf einmal so ehrgeizig wird?“

„Keine Idee. Wie kann ich das wissen?“ sagte Cousine Liese und wurde dunkelrot vor lauter Unwissenheit.

„Na,“ sagte Teddy. „Denn man weiter! Also Fritz sagt: ‚Hier kann man arbeiten! Solche Beleuchtungsstudien kann man bei uns im Norden gar nicht machen. Und dann das Meer! Prachtvoll einfach. Dazu die Ruhe, die Stille hier in meinem kleinen Tuskulum: was will der Mensch mehr? Nachdem ich mir also ein paar Tage des Umherstrolchens gestattet, ein paar nette Bekanntschaften gemacht habe, packe ich mein Malzeug aus und fange an zu arbeiten. Das heißt vorläufig Skizzen zu machen. Denn zu der Hauptsache im ganzen Bild, zu den Figuren, brauchte ich natürlich Modell, wie du siehst.‘ —

(Ich muß hier einschalten, Liese, meinem unwissenden Laienverstande kommt es so vor, als ob das Bild wirklich etwas ganz Famoses würde!)

Also Fritz sagte: ‚Ich brauche Modell dazu. — Ich hatte alles so ausnehmend schön getroffen — Wohnung, Wetter, Arbeitsgelegenheit —, daß ich

gar nicht daran dachte, das Notwendigste, das Modell, würde so besondere Schwierigkeiten machen. Ich dachte, du fährst einfach nach Mailand, engagierst dir eine und läßt sie hier herauskommen. Ja, prost Mahlzeit! Wenn ich ein halb dutzendmal umsonst drüben war, ist es wenig! War eine brauchbar, dann stand sie entweder gerade bei einem Kollegen oder sie wollte nicht hier herauskommen, und was man haben konnte, das war nicht brauchbar — wenigstens nicht für meinen Zweck. Da saß ich nun; meine schönste Zeit ging hin — Wetter einfach wie gemacht zum Arbeiten im Freien, — ich arbeite immer so viel wie möglich draußen, — und ich konnte rein nichts machen! — Ich wäre rein verzweifelt, sag' ich dir, wenn ich nicht wenigstens die Faccendas — ein Ehepaar, das hier wohnt, — gehabt hätte, denn es gibt Zeiten, da muß man arbeiten, schon damit man keine Sehnsucht kriegt!' (Das sagte Fritz wörtlich; weiß der Teufel, was er damit gemeint hat! Weiter:) ‚Dieses Ehepaar Faccenda, das sind nämlich sehr nette interessante Menschen,' sagte Fritz. ‚Er Italiener, sie Russin. Du kennst meine Vorliebe für die russische Sprache, sie spricht sie geradezu wundervoll. Der Mann hat einen Lungenknax und muß sich in acht nehmen, sie ist sportswoman durch und durch, reitet, rudert, schwimmt wie eine Ente, und weil es ihm natürlich unangenehm ist, wenn sie seinetwegen so mit herumsitzt, ist er immer froh, wenn sie sich einmal an jemand anschließt. Und so habe ich denn mit ihr geschwommen und nachher mit ihm über die Florentiner Bilder gesprochen — er ist nämlich ein selten feingebildeter Mensch, mit dem man sich ausgezeichnet unterhalten kann. Und die beiden haben mir wirklich in der liebenswürdigsten Weise über die verlorene Zeit weggeholfen. Ich hatte ihnen natürlich erzählt, wie ich mich über diese Sache ärgerte, und sie sind auch eigentlich die Ursache, daß ich wenigstens so weit gekommen bin.

Da war nämlich hier so ein Theater — irgend so eine blödsinnige Schmiere; na, ich bin gar nicht dagewesen. Ich hörte nur, es wäre ein besonders schönes Mädchen dabei — ein paar von unsern Herren waren ganz wild. Ich sah sie denn auch ein paarmal auf der Straße; sie war wirklich famos gewachsen. Aber ich interessierte mich zurzeit viel mehr dafür, wie ich endlich mit meinem Bild weiterkommen sollte, und habe mich um die ganze Geschichte so gut wie gar nicht gekümmert — bis die Faccendas eines Tages auf den gloriosen Gedanken kamen: die schöne Luzia würde mir vielleicht für meine Figuren stehen!

Na. Ich hatte zunächst Bedenken. Erstens, ob sie es überhaupt tun würde, zweitens, ob ich sie von der Truppe loseisen könnte, und drittens war die ganze Sache auch ein bißchen Katz-im-Sack-Handel. (Entschuldige, Liese, aber Fritz sagte so!) Ueberhaupt war das so eine ganz andre Geschichte wie mit einem Berufsmodell — man wußte nicht recht, wie man sich ihr gegenüber zu stellen hatte — und so manches andre. Aber Faccenda sagte ganz richtig, ich könnte es doch wenigstens probieren, und so ging ich denn am letzten Abend, an dem die Truppe spielte, mit ihm hin und sah sie mir an.

Ich sage dir, sie war famos! Ich war ganz paff, wie schnell wir handelseinig waren; sie sagte ohne weiteres zu, und was die Truppe anbelangte: der

Direktor war ihr die Gage schuldig und konnte deshalb nicht viel machen. Sie ging noch zwei Tage mit ins nächste Nest, bis zum Monatsersten, um ihn nicht so Knall und Fall im Stich zu lassen, und kam dann mit Sack und Pack herüber, und ich sage dir, ich habe nie ein besseres Modell gehabt! Ich hatte wirklich anfangs alle Bedenken: wie sie stehen würde, wie sie sich überhaupt anstellen würde — aber sie war wirklich geradezu tadellos. Fleißig, bescheiden, zurückhaltend, alles, was du willst. Ich hatte sie hier draußen einquartiert — Platz ist da, und abgesehen davon, kostete es mich nicht so viel Geld, als wenn ich sie anderweitig untergebracht hätte — ich hatte sie also jederzeit zur Verfügung und habe gearbeitet! Sieh dir das Bild an, ich habe keine drei Wochen dafür gehabt! Ich hatte einen geradezu idealen Arbeitsplatz, weit draußen auf den Felsen, ausgeknobelt — ganz einsam, geschützt, nur mit dem Boot zu erreichen, also völlig ungestört, und ich habe mich nur gewundert, daß das Mädel es aushielt, denn ich habe manchmal stundenlang die Palette nicht aus der Hand gelegt. Und wie ich nun gerade im besten Arbeiten bin und ihr innerlich ein Kompliment nach dem andern mache — denn das laut zu tun, halte ich nicht für angebracht —, da muß dieses Wesen, das ich bis dahin für eine wahre Perle ihrer Art gehalten hatte, hingehen und Dummheiten machen.

Ich muß ja zugeben, daß sie mir im Anfang geradezu unheimlich war. Stelle dir vor, so ein Mädel, gewöhnt ans Herumziehen und an das freie ungebundene Leben — und sitzt da plötzlich bei mir wie eine Madonna, macht in ihrer freien Zeit Handarbeiten oder stopft mir die Strümpfe, oder lustwandelt einsam im Garten, obschon ich ihr ein für allemal gesagt hatte, außerhalb unsrer Arbeitsstunden möchte sie ganz über ihre Zeit verfügen und tun und lassen, was ihr beliebte — schon weil ich zu allem andern eher Lust hatte, als dieser Dame meine private Zeit zu widmen. Ich hatte mich aber allmählich ganz daran gewöhnt, wie man sich ja an alles Angenehme und Bequeme schnell gewöhnt; außerdem war ich mit meinen Gedanken anderswo. — Du, Liese, möchtest du nicht auch wissen, wo Fritze Reventlow mit seinen Gedanken war, während diese Madonna ihm die Strümpfe stopfte?"

„Weißt du, Teddy," sagte Liese ungewöhnlich sanft. „Ich höre nun still und geduldig zu und muckse nicht. Könntest du dir da nicht auch eigentlich die Randbemerkungen sparen?"

„All right! — Sparen wir sie uns! — Aber bitte, gib mir wenigstens noch eine Zigarette, das unterstützt die Erzählung wesentlich in ihrer Naturtreue; Fritz rauchte auch dabei. — So, danke dir! — Jetzt bin ich also wieder Fritz:

Na, und gerade, wie ich dachte, sagt er, diese Art Arbeitsgelegenheit wäre einfach eine ideale, da fängt, wie gesagt, dieses Unglückswicht seine Dummheiten an. Mit ein paar unmotivierten und recht überflüssigen Heulereien ging's los. Anfangs nahm ich nicht viel Notiz davon, aber nachher tat sie mir leid. Denn ich dachte, es wäre ihr da draußen bei uns doch allzu einsam und zu still. Sie hatte mir zwar im Anfang versichert, sie schwärme für Natur und Ruhe, aber die Katze läßt ja 's Mausen nicht! Ich also in meiner Dummheit nehme sie

eines Abends mit aus. Natürlich in einen Herrenkreis, denn ich konnte sie doch nicht gut mit zu Faccendas nehmen. Und hast du nicht gesehen, dann siehst du noch — hat meine Madonna auch schon mit dem grünsten grünen Jungen angebändelt!

Im Grund war das ja nun ihre eigne Angelegenheit, denn ich hatte ihr oft genug gesagt, außerhalb der Arbeitszeit könnte sie machen, was sie wollte. Aber das war gerade der Leim: sie taugte auch in den Arbeitsstunden nichts mehr. — Hätte ich nun wenigstens noch mit einem vernünftigen Manne zu tun gehabt, so hätte ich ihm einfach gesagt: so und so — und lassen Sie mir, bitte, mein Modell in Ruhe, es hat mir Mühe genug gekostet, eins hier hinzubringen. Aber was fängst du mit einem grünen Jungen an, der überhaupt noch keine Vernunft hat und der sein Abenteuer viel zu wichtig und interessant findet, um es um irgendeinen Preis aufzugeben?

Unsre ganze schöne Arbeiterei war zum Teufel. Sie stand ganz miserabel, hatte alle Augenblicke was andres vor, war müde, zerstreut — und *dann*: Du mußt mich nun nicht für einen Moralprotzen halten, aber ich hatte das Mädel doch schließlich von ihrer Truppe weggeschwätzt, war also die direkte Veranlassung, daß sie überhaupt in Sestri geblieben war. Ich wollte nicht, daß sie gerade dadurch, also gewissermaßen durch meine Schuld, in so schlechte Hände und womöglich ganz unter die Füße kam.

Zureden macht in einem solchen Falle die Sache gewöhnlich nur noch schlimmer. — Was blieb mir also übrig: Ich eröffnete ihr eines Tages, ich wäre nun so weit, daß ich sie nicht mehr nötig hätte, und es wäre wohl das beste, wenn ich sie nun zu ihrer Truppe zurückschickte. Hierauf sieht sie mich an — und fängt auf einmal schrecklich an zu heulen.

Was tut unsereiner, wenn ein Frauenzimmer heult? Man versucht zunächst und auf alle Fälle es wieder zu beruhigen. Das tat ich denn auch, dachte mir aber mein Teil, und die ganze Heulerei bestärkte mich nur in dem Vorsatz, sie wegzuschicken. — Und als sie sich etwas beruhigt hatte, sagte ich ihr — die Geschichte mit dem grünen Jungen absichtlich ignorierend —, da wäre doch weiter nichts zu weinen, sie hätte doch von vornherein gewußt, daß sie nicht ewig hierbleiben würde, und ihr Direktor würde sie ohne allen Zweifel mit Kußhand wieder aufnehmen (sie war nämlich seine Hauptattraktion!), setzte mich hin und schrieb in ihrem Namen an den Edeln, der inzwischen irgendein andres Nest mit Kunst versorgte. Sie sah dem allen ganz starr zu und reiste ab ohne Widerwort und ohne, was mich ganz konfus gemacht hat, den grünen Jungen überhaupt wiedergesehen zu haben. — Nachher habe ich mir zum Ueberfluß sagen müssen, daß ich eigentlich zu schnell gehandelt habe, aber ich hatte mich zu sehr über sie geärgert. — Diese Art Weiber sind eben alle gleich; auf die Dauer ist nichts Vernünftiges mit ihnen anzufangen! — Und da sitze ich nun, habe das Bild so weit, und nun geht diese ganze lästige Sucherei von vorne an! — Bis jetzt hat sich eine einzige gemeldet, die hier herauskommen will: Alter zwischen dreißig und achtzig und hundert Zentimeter Taillenweite! Es ist

scheußlich, — einfach scheußlich! — Du bist kein Maler (er sagte sogar: du tust ja überhaupt nichts!), aber das mußt du doch selbst einsehen, daß man da wirklich verdrießlich werden kann: man will weiter, ist gerade im besten Schuß — und dann hat man lauter so dumme Scherereien!

Ich wollte nun dem Fritz noch etwas auf den Zahn fühlen und sagte so obenhin: ‚Da wirst du dich ja wohl wieder ein Weilchen mit Frau Faccenda trösten müssen!‘ Er sieht mich scharf von der Seite an, und wie ich ein bißchen lache, sagt er in seiner mehr offenen wie gerade höflichen Art: ‚Affereien! — Ich will dich heute nachmittag mal da vorstellen!‘

Das hat er denn auch getan. Und ich muß dir sagen, Liese, die Leute haben mir gefallen! Der Fritz hat entschieden einen guten Geschmack. Ich glaube, man findet selten ein so reizendes Verhältnis zwischen Ehegatten, und nachdem ich ein paar Tage mit ihnen zusammen gewesen bin, mußte ich ordentlich lachen über die bloße Idee, daß Fritz da im trüben fischen könnte. — So — da hast du nun diese schreckliche Geschichte von der zweiten Seite!"

„Und da klingt sie bedeutend anders!" sagte Liese mit blitzenden Augen. „Ich wußte doch, daß Fritz Reventlow zu so etwas gar nicht fähig ist; ein Mensch ändert doch nicht von heute auf morgen seinen ganzen Charakter! Es ist doch wirklich skandalös, wie schnell die Leute immer gleich über Sachen urteilen, von denen sie gar nichts verstehen! — Aber weißt du, dieses Mädel, das ihm da Modell gestanden hat, das ist mir aber 'ne nette Heilige! — Du lieber Gott, was es doch für Geschöpfe in der Welt gibt!"

„Es ist doch wirklich skandalös, wie schnell die Leute immer gleich über Sachen urteilen, von denen sie gar nichts verstehen!" bemerkte Teddy freundlich.

Liese sah ihn ganz betroffen an. „Wie meinst du das?"

„Genau, wie du es meintest, liebe Liese. Ich meine, du kannst ein solches Mädel überhaupt eigentlich nicht beurteilen, und speziell von dieser einen weißt du auch nicht viel mehr wie der gute Mann aus Sestri über ihr Verhältnis zu Fritz! — Aber wenn du brav bist, erzähle ich dir nun auch etwas von ihr! — Das heißt, eigentlich —"

„Was ‚eigentlich‘?"

„Eigentlich sollte ich das nicht tun, denn du wirst hinterher nur Bemerkungen über mich machen und mir einen tugendhafteren Lebenswandel anempfehlen! — Du hast ohnedies schon keine allzu gute Meinung von mir!"

„Ach, komm!" sagte Liese. „Nun fang doch nicht wieder so an! Jetzt mußt du mir doch auch alles erzählen! Ueberhaupt: ich bin ja doch dein Beichtvater! Ich kriege deine großen und kleinen Sünden auf die Dauer der Zeit ja doch zu hören. Also!"

„Was will man da machen. Ihr seid einem ja doch immer über," sagte Vetter Teddy resigniert. „Da muß ich dir denn also auch die dritte Geschichte samt Vorgeschichte zum besten geben!

Also: da du mein kleiner Beichtvater bist, wirst du ja auch wissen, daß ich längst nicht so tugend- und arbeitsam bin wie der gute Fritz. Ich halte es sogar

für wahrscheinlich, daß ich mich in dieser ganzen Angelegenheit etwas anders benommen haben würde, das muß ich ehrlich zugestehen. — Ich kann **dir** das ruhig sagen, denn du willst mich ja doch nicht heiraten. — Und siehst du, dieses kleine Mädchen interessierte mich — in ihr Bild hätte ich mich sogar verlieben können, wenn mein Herz nicht immer —"

„Teddy, halt den Mund!"

„Wenn ich den Mund halten soll, kann ich nicht erzählen; du mußt mir also schon das Wort lassen. — Ich will also sagen, meine Fähigkeit, mich zu verlieben, ist zurzeit stark auf einen Gegenstand konzentriert. Anscheinend leider ohne allen Erfolg — und deshalb muß ich mir zuweilen schon irgendeinen Trost suchen. Da du ein modernes Mädchen bist, wirst du vielleicht schon einmal gehört haben, daß es verruchte Menschen gibt, die zuweilen nach Vorstellungen mit hübschen Soubretten ein Glas Sekt trinken. Das ist nicht schön, aber amüsant, wenigstens zuweilen, und es heilt gebrochene Herzen. Besonders aus dem letzteren Grunde habe ich nun dem guten Fritz so ganz gesprächsweise die Adresse der Kleinen herausgeholt, und da es doch schließlich gleichgültig war, in welchem italienischen Nest ich meine Zeit totschlug, hatte ich einige Zeit nachher Gelegenheit, die schöne Luzia auf den Brettern zu sehen.

Ich muß dir gestehen: Fritz muß seine Gedanken wirklich auf eine besondere Art wo anders gehabt haben (warum wirst du denn so rot, Cousinchen?), denn das Mädel war eine Erscheinung! . . . Ich sage dir! Ich konnte die Sestrianer besser begreifen wie den Fritz. — Um so mehr ärgerte ich mich, daß sie nach der Vorführung unsichtbar blieb und mir auf eine bescheidene Anfrage einfach sagen ließ, sie wäre müde. Und da das am andern Abend auch so war, gebrauchte ich eine kleine List und schrieb ihr ein Billettchen: Ich käme von Signor Reventlow aus Sestri und wünschte ihr etwas auszurichten.

Richtig kam sie gleich an, ganz aufgeregt, und wollte sofort ganz genau wissen, was ich ihr von Signor Fritz zu sagen hätte. Und da kam ich denn gleich in die Patsche."

„Geschieht dir recht, Teddychen, du lügst überhaupt zu viel," bemerkte die liebevolle Cousine.

„Manchmal. Aber manchmal auch nicht. Heute habe ich zum Beispiel überhaupt noch nicht gelogen! — Also ich sagte ihr, das könnte ich ihr nicht so aus der Kanone geschossen sagen, und überlegte mir schon, im Notfalle könnte ich ihr ja klarmachen, daß Fritz sie noch einmal nötig hätte für das Bild —"

„Ach — du hättest sie doch man da lassen sollen!" platzte es Liese heraus. Worauf Teddy sie nur prüfend ansah, schwer seufzte und dann gedankenvoll sein Haupt schüttelte, als wollte er sagen: also so weit ist es schon mit dir gekommen! — Dann fuhr er fort:

„Einstweilen bestellte ich mal ein bißchen was zu trinken, und sie blieb da und setzte sich zu mir, um etwas von Reventlow zu hören. — Uebrigens: ich bin doch eigentlich ein armer Teufel! Wenn ein nettes Mädchen mir zuhört, dann tut sie's nur Reventlows wegen!"

Liese machte ein entrüstetes Gesicht: „Na, hör mal! — Den Vergleich verbitte ich mir aber!"

„Wieso?" Teddy sah so scheinheilig in die Welt wie denkbar möglich. „Ich habe doch nichts verglichen! Oder hörst du etwa auch nur —"

„Weiter!" schnitt die junge Dame sehr energisch ab. „Du machst immer und immer Seitensprünge. Bleibe doch ein einziges Mal beim Thema!"

„Bleiben wir also beim Thema und kehren wir zu der schönen Luzia zurück. — Also sie war im Anfang reichlich mißtrauisch und scheu, aber als sie bemerkte, daß ich ein ganz guter Kerl bin und ihr gar nichts Böses wollte, sondern nur von Zeit zu Zeit ihr Sektglas füllte, wurde sie allmählich zutraulicher und kam aus sich heraus.

Die Uebergangsstadien schenkst du mir wohl. Sie gehören strenggenommen ja auch gar nicht zu der Geschichte. Aber als ich merkte, daß sie anfing, mitteilsamer zu werden, lenkte ich so sachte das Gespräch auf Reventlow herüber.

Du brauchst kein so mokantes Gesicht zu machen, Liese; ich habe es auch getan, es ist mir aber vergangen.

Denn auf einmal, während sie mir so gegenübersitzt, sehe ich, wie ihr, trotzdem sie krampfhaft lächelt, eine Träne nach der andern in das Sektglas läuft. — Du sagst ja immer, ich wäre ein hartgesottener Sünder, aber ich kann dir sagen, es hat mich ordentlich weich gemacht, das ansehen zu müssen: dieses starre einstudierte Lächeln und diese warmen, sehr natürlichen Tränen. Denn sie war durchaus nicht etwa beschwipst, — sie hatte sich nur nicht mehr so absolut in der Gewalt, sie war aus irgendeinem Grunde weich. Und siehst du, wenn ich auch nach deiner und Fritz Reventlows Auffassung nur so eine Art unterhaltender Bummelant bin, im Nebenamt bin ich schließlich doch auch noch Mensch, und so hab' ich sie denn schließlich so ganz einfach, vom Mensch zum Menschen, gefragt, was sie hätte.

Erst sah sie mich groß an, wie ich das meinte, denn sie traute mir immer noch nicht recht, weil sie wohl merkte, daß ich mir eine kleine List erlaubt hatte. Aber als ich ihr ganz ruhig sagte, sie sollte sich nicht ängstigen, sondern sich friedlich mal aussprechen, wenn ihr danach zumute wäre, da fing sie langsam an zu erzählen.

Es war ziemlich jammervoll, was da herauskam.

Ihre Vorgeschichte will ich dir lieber nicht wiederholen. Erstens ist das nichts für deine Ohren und zweitens sind diese Geschichten, wie ein Mädchen herunterkommt, im Grunde genommen alle gleich, und der Unterschied ist nur der, ob sie aus einem mehr oder weniger anständigen Milieu kommen und mehr oder weniger Gefühl für ihre Lage haben. — Die Luzia war aus einer ganz netten Familie, und es war nicht besonders erhebend, zu hören, wie sie eigentlich immer tiefer gesunken, immer leichtsinniger und toller geworden ist aus dem Gefühl heraus: du bist doch einmal verloren! Ein anständiger Mensch kümmert sich doch nicht mehr um dich! — Das ist denn lustig so weiter gegangen, bis sie nach Sestri gekommen ist oder, besser gesagt, bis sie Reventlow gesehen hat.

Er hat gleich beim ersten Sehen einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Möglich auch, daß es sie gereizt hat, daß er sie so gar nicht beachtete. Jedenfalls hat sie dieses Nichtbeachten anders aufgefaßt, wie es gemeint war: sie hat — von ihrem Standpunkt aus — eine Verachtung darin gesehen. Und weil sie sich gerade für diesen einen so lebhaft interessierte, hat ihr diese vermeintliche Verachtung weh getan, sehr weh. — Aber sie hat schon damals zu viel Respekt vor ihm gehabt, um sich in irgendeiner Weise an ihn heranzudrängen, und sie hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, jemals ein Wort mit ihm sprechen zu dürfen, als er plötzlich nach der letzten Vorstellung kam und sie bat, ihm für ein Bild Modell zu stehen.

Sie sagte mir: ‚Ich wäre mit ihm gegangen, und wenn er mich jeden Tag geprügelt hätte!‘

So kam sie denn mit ihm heraus in die kleine Villa, und er ist immer sehr freundlich und zuvorkommend gewesen, hat ihr alle Freiheit gelassen, sich aber nie persönlich mit ihr befaßt. Das war denn eine schwere Enttäuschung, und sie, immer in der krankhaften Auffassung, daß er sie im tiefsten Grunde doch verachte, hat die unerhörtesten Anstrengungen gemacht, ihm dienlich zu sein und ihm Achtung abzuringen — natürlich auf ihre Weise. Sie hat mir davon erzählt, wie sie ihm gestanden hat, in den schwierigsten Stellungen, stundenlang, immer wieder von neuem, obwohl sie zum Umsinken müde davon wurde, wie jeder, der das nicht gewöhnt ist, wie sie wortlos mit ins Boot gegangen ist, obwohl sie das Meer nicht kannte und übel und fast ohnmächtig vor Furcht wurde, wenn das Wasser unruhig war. Wie sie ihm jeden Tag Blumen in seine Zimmer gestellt, seine Sachen geflickt, außerhalb der Arbeitsstunden Haus und Garten nicht verlassen hat — wie ein treuer Hund —, obwohl sie sich sterbenseinsam fühlte — alles, um ein einziges Mal nur ein zärtliches Wort von ihm zu hören. Sie hat um ihn geworben in tiefer Demut, mit allem, was ihr zu Gebote stand. Aber er hat immer nur von seiner Arbeit gesprochen, an seine Arbeit gedacht und für seine Arbeit gelebt. Er hat sie gut behandelt, gut bezahlt, aber es ist ihm gar nicht eingefallen, sie anders als lediglich als gutes Modell für seine Arbeit zu betrachten. Sie hat mir, schluchzend, gestanden, daß sie Nacht für Nacht geweint und immer noch gehofft hätte, er würde doch schließlich über das gute Modell weg auch einmal, einmal sehen, daß sie ein Mensch und jung und krank vor Liebe zu ihm wäre — aber er hätte sie gleichmäßig mit demselben freundlichen Respekt behandelt, und wenn ihr der Respekt in ihrer Lage auch wohlgetan hätte, seine kühle Gleichgültigkeit hätte ihr doch noch viel weher getan.

Schließlich, als das Bild immer weitere Fortschritte machte, sein Benehmen ihr gegenüber sich aber um kein Jota änderte, ist sie ganz verzweifelt, und in ihrer Verzweiflung ist sie auf ein weniger schönes Mittel verfallen: sie hat ihm Szenen gemacht, hat ihn veranlaßt, sie mit auszunehmen, und hat dann vor seinen Augen in so auffallender Weise mit einem aus der Gesellschaft angebändelt, daß er es merken mußte. Sie hat diesen — sagen wir Flirt — tagelang durch-

geführt; denn, sagte sie, wenn er auch nur eine Spur von Gefühl für mich gehabt hätte, so hätte er eifersüchtig werden und mich zur Rede stellen müssen.

Aber — und nun kommt das in ihren Augen Schmerzlichste und Erniedrigendste — er wurde nicht nur nicht eifersüchtig, sie verscherzte sich durch diese Geschichte auch noch den kühlen Respekt, den er ihr bis dahin erwiesen hatte; — er konnte sie nicht einmal mehr zur Arbeit brauchen, — er schickte sie einfach fort! Er wollte nichts von ihr wissen, er verachtete so eine wie sie war! — Es war alles vergebens, und es war endgültig so: ein anständiger Mensch hatte für sie nichts wie Verachtung, und sie war und blieb nichts Besseres wie der Hanswurst, der Zeitvertreib für Narren und Lebemänner.

Siehst du, wenn ich ein moderner Schriftsteller wäre, würde ich aus dem, was mir die schöne Luzia in der Nacht erzählt hat, einen Roman machen und würde ihn betiteln: ‚Der Roman einer Seele.‘ — Da ich das nicht kann, kann ich dir wenigstens sagen, daß sie mir von ganzer Seele leid getan hat. Sie hat den Fritz wirklich geliebt, und zwar mit allem Zarten und Reinen, das überhaupt noch in ihr war, und ich bin fest überzeugt — diese Liebe hat so viel von dem, was man gemeinhin ‚Gutes‘ nennt, in ihr ausgelöst — daß sie dadurch allein wieder ein brauchbarer Mensch hätte werden können. Und wenn es auch für Fritz ohne Zweifel bedeutend besser gewesen ist, daß er zu sehr mit andern Dingen beschäftigt war, um von dem allen etwas zu merken, — für sie war es ein harter Schlag, ebenso hart wie der, der sie in dieses ganze Leben hineingeworfen hat. Denn er hat ihr den Wunsch, die Hoffnung auf Besseres vernichtet; sie ist jetzt endgültig überzeugt, daß doch alle Mühe umsonst ist, daß sie doch nie etwas andres wird, und wenn erst der erste Schmerz ausgetobt hat, wird sie meiner Meinung nach wahrscheinlich eine von den Allertollsten werden und sehr bald völlig unter die Räder kommen. — Siehst du, das ist die dritte Seite der Geschichte.“

Es war ganz still im Zimmer geworden. Liese hatte sich gegen das Fenster gestellt, so daß Teddy ihr Gesicht nicht sehen konnte, und sah starr in die Glut der untergehenden Sonne. Und als minutenlang kein Wort gesprochen wurde, fing das Schweigen ordentlich an zu lasten, so daß Teddy, der so etwas nicht gern hatte, den Versuch zu einem Scherz machte und sagte: „Tja. Da er *sie* nun nicht mag und du *mich* nicht, müßten wir zwei uns ja eigentlich zusammen tröften.“ Aber der Witz verfing nicht. Und so war er ordentlich froh, als diese Stille endlich durch Lieses Mutter unterbrochen wurde, die hereinkam, um zu sehen, wo die beiden so lange steckten.

Da wurde Liese plötzlich wieder lebendig. Sie flog auf ihre Mutter zu: „Da, Mutter! — Lilly Mosenhagen hat natürlich mal wieder geflunkert! Ihr könnt euch nur ganz beruhigen! Teddy hat mir eben alles erzählt: an der ganzen Geschichte ist nichts, als daß Fritz da unten Gott weiß wie fleißig und solide ist, an einem wundervollen Bild malt und . . . was siehst du mich denn so an, Teddy? Warum grinst du denn: Weil ich ‚Fritz‘ sage? — Na, du denkst dir ja doch längst dein Teil!“

Und der arme Teddy sagte: „Das kann ich allerdings nicht leugnen — bei eurer Offenherzigkeit! Darüber grinse ich auch nicht, im Gegenteil! — Aber es wäre mir nur interessant gewesen, die Geschichte nun auch noch in der vierten Auffassung zu hören!"

Natürliche Wasserkräfte

Von

Dr. Richard Hennig

Die Frage, was aus der Menschheit und ihrer Kultur werden soll, wenn einmal die Hauptkraftquelle unsers großartigen Maschinenzeitalters, die Kohlenschätze der Erde, versiegt sein wird, ist eine von denjenigen, die nachdenkliche Gemüter am allerhäufigsten beschäftigt und mit einer gewissen Sorge um das Wohl der Nachkommen erfüllt. Wir wirtschaften ja mit allen Mineral- und sonstigen Schätzen des Erdbodens unbesorgt darauf los, ohne daran zu denken, daß wir Raubbau treiben und daß die dem Erdreich entrissenen Materialien sich nicht wieder ergänzen. So verschwenden wir denn auch die von der Urzeit aufgestapelten Kohlenvorräte in einem von Jahr zu Jahr immer schneller werdenden Tempo, so daß die Frage, wie das dereinst noch enden soll, sich oft genug selbst solcher Gemüter bemächtigt, deren Art es sonst nicht ist, sich die Köpfe kommender Geschlechter zu zerbrechen, und die sonst leichten Herzens zu sprechen pflegen, der morgige Tag werde schon für das Seine sorgen.

Nun haben wir ja zwar speziell in Deutschland wirklich noch wenig Veranlassung, uns Sorge zu machen wegen eines künftigen Versiegens der „schwarzen Diamanten", denn während die Kohlenschätze aller übrigen europäischen Länder einschließlich Englands und Belgiens allerdings in wenigen hundert Jahren erschöpft sein müssen, werden die deutschen Kohlen, auch bei bedeutender Steigerung der Fördermenge, noch auf mindestens ein- bis zweitausend Jahre Deutschland und einen guten Teil der übrigen Welt mit Kohlen versorgen können. Dazu kommen dann aber noch die ungleich gewaltigeren Kohlenmassen andrer Erdteile, vor allem Amerikas und Asiens: allein die Vereinigten Staaten haben mehr Kohlenschätze aufzuweisen als alle Länder Europas zusammen, Kanada gleichfalls, und die Reichtümer Asiens sind einstweilen auch nicht einmal ungefähr abzuschätzen; jedenfalls birgt das einzige Reich der Mitte Kohlenlager, die wieder die gesamten Vorräte Europas und Amerikas zusammen an Ergiebigkeit wahrscheinlich um ein Vielfaches übertreffen, und für Sibirien, Sachalin und andre kohlenreiche Länder fehlt es großenteils noch ganz an zuverlässigen Schätzungen.

Somit wird das Gespenst der Kohlenerschöpfung auch bei rapidester Entwicklung der Technik und bei äußerster Anspannung aller Kräfte in Jahrtausenden noch nicht an die Menschheit herantreten, und man kann die so oft gehörten landläufigen Besorgnisse ohne weiteres ad acta legen. Um so interessanter ist es aber dennoch, festzustellen, daß uns schon die allerletzten Jahrzehnte für die Erzeugung technischer Kraft in einer Art und Weise von der Kohle emanzipiert haben, wie man es früher für undenkbar gehalten hätte, so daß bei fortschreitender Entwicklung auf diesem Wege dereinst der Zeitpunkt kommen dürfte, wo der Kohlenverbrauch nicht weiter zunehmen, sondern sogar zurückgehen wird. In späterer Zeit mag er vielleicht, wenn das bisherige Siebenmeilenstiefeltempo der technischen Fortschritte anhält, einmal ganz entbehrlich werden.

Es ist die technische Verwertung der natürlichen Wasserkräfte der Länder und ihre Umwandlung in nützliche Arbeitskraft, die Abhilfe geschaffen hat. Sie ist zwar seit alter Zeit in mannigfachster Weise in kleinem Maßstab üblich gewesen — man denke etwa an

die Wassermühlen —; aber erst seitdem man gelernt hat, die wirksame Energie fließenden und fallenden Wassers in elektrische Kraft umzuwandeln, haben die natürlichen Wasserkräfte der Länder die hohe Bedeutung erlangt, die ihnen gegenwärtig zukommt. Die durch ihre gewaltigen Energiemengen ebenso wie durch ihre ungemein günstige Lage gleich ausgezeichneten Niagarafälle werden ja schon gegenwärtig in einer derart intensiven Weise ausgebeutet, daß man in den Vereinigten Staaten kürzlich dazu übergehen mußte, zunächst provisorisch gesetzlich festzulegen, welches größte Quantum den Wasserfällen zu technischen Zwecken entzogen werden dürfe. Auch Kanada, auf dessen Gebiet die Hauptmassen des Wassersturzes liegen, wird dazu übergehen müssen, auf energische Gesetzesmaßnahmen zu sinnen, wenn nicht die Kraftentziehung einen Umfang annehmen soll, daß vom Niagarafall selbst, der schon bedeutend wasserärmer als früher ist, nur noch kümmerliche Reste übrigbleiben.

In ähnlicher Weise wie hier sucht sich die Industrie in allen wasserfallreichen Kulturländern der Erde der verfügbaren natürlichen Energiemengen zu bemächtigen. Selbst in weitentlegenen Gegenden genügt das bloße Vorhandensein großer Wassermengen, um die Industrie und das ganze moderne Verkehrs- und Kulturleben in ihre Nähe zu ziehen und somit neue Länder der Zivilisation zu erschließen. Das deutlichste Beispiel hierfür ist der Viktoriafall des Sambesi, der größte bis jetzt bekannte Wasserfall der Erde. Technische Projekte von schwindelnder Großartigkeit knüpfen an die Wasserkraft dieses Falles an. Auf ganze 35 000 000 Pferdekräfte schätzt man die Kraft des 120 Meter hohen Falles, während die gesamte Kraft des nur ein Viertel so hohen und halb so breiten Niagara 7 000 000 Pferdekräfte, also nur den fünften Teil beträgt. Hiervon beabsichtigt die „Victoria Falls Power Company" zunächst 150 000 Pferdekräfte in elektrische Kraft umzuwandeln, die alsdann über volle 1200 Kilometer Entfernung unter Verwendung der noch nie zuvor gebrauchten, ungeheuer hohen Spannung von 150 000 Volt den Rand Mines von Natal und Transvaal, vor allem den Goldfeldern von Kimberley, zugeführt und hier, unter Verwendung einer großartigen Dampfturbinenanlage am Vaalfluß in der Nähe des durch den Friedensschluß (31. Mai 1902) bekannten Vereeniging, der Minenindustrie dienstbar gemacht werden soll.

Es kann im Rahmen dieses Aufsatzes nicht auf alle großartigen Wasserkraftanlagen, die schon im Betrieb oder fest projektiert sind, eingegangen werden. Allenthalben finden wir in den Kulturländern, die stark gebirgig sind und ergiebige Wasserläufe aus ihren Gebirgen zu Tale senden, ein intensives Streben nach technischer Auswertung dieser Naturkräfte, die oftmals, ähnlich wie am Sambesi, erst in weiter Entfernung von ihrem Ursprungsort nutzbar gemacht werden. Außerhalb Europas und Nordamerikas verdienen besonders Neuseeland und Japan als Länder erwähnt zu werden, die in sehr energischer Weise ihre reichen Wasserschätze technischen und industriellen Zwecken dienstbar machen. — Wegen seiner kühnen Eigenart mag auch das Projekt besonders vermerkt werden, die gewaltige Wassermasse des bekannten, großen Titicacasees auf der Grenze von Peru und Bolivia, dessen Wasserspiegel volle 3835 Meter über dem Meer liegt und ein Areal von 6600 Quadratkilometern einnimmt, für Licht- und Kraftzwecke in den peruanischen Küstenorten zu verwenden. Der Titicaca erhält reichliche Zuflüsse und würde somit bei dem sehr großen Gefälle bis zu der in Luftlinie 250 Kilometer entfernten Küste ganz gewaltige Mengen von lebendiger Kraft liefern können. Aber um die Wassermengen auf den steilen Westabhang der Kordilleren zu leiten, muß man sie entweder über den dem See vorgelagerten 4600 Meter hohen Crucero Alto hinüberpumpen, oder man ist gezwungen, diesen Berg durch einen schräg verlaufenden Tunnel von nicht weniger als 60 bis 70 Kilometer Länge zu durchstechen. Trotz der fast schwindelnden Großartigkeit dieser technischen Aufgaben denkt man in Peru sehr ernstlich an das besprochene Titicacaprojekt, dessen Durchführung dem Lande ungeheure Mengen von billiger Kraft liefern würde. Zurzeit ist man freilich noch mit den allerersten Vorstudien der imposanten Idee beschäftigt.

Wo die natürlichen Wasserreservoire fehlen, bemüht man sich seit einigen Jahrzehnten mit bestem Erfolge, künstliche zu schaffen, die bei weiser Regulierung der aufzuspeichernden Energien durchaus die gleiche Bedeutung wie jene erlangen können, wenngleich man bisher derartige Anlagen mehr mit Rücksicht auf verschiedene volkswirtschaftliche Zwecke (Bewässerung, Schutz vor Ueberschwemmungen) als auf spezifisch industrielle Bedürfnisse geschaffen hat. Wir werden weiter unten noch hören, was man auf diesem Gebiet speziell in Deutschland erreicht hat oder noch weiter plant. Unter den künstlichen Wasserreservoiren ist das weitaus großartigste der Welt jedenfalls das gewaltige Nilstaubecken von Assuan in Aegypten. Sein Fassungsvermögen betrug bisher bereits eine Milliarde Kubikmeter und soll jetzt, durch Erhöhung des riesigen Staudammes um noch weitere 6 Meter, auf mehr als den doppelten Betrag erhöht werden. Doch alle darin aufgestauten Wassermassen dienen ausschließlich den Bewässerungszwecken des Landes, keinen technischen Leistungen und industriellen Anlagen. Was für eine volkswirtschaftliche Bedeutung dieser grandiosen technischen Anlage zukommt, deren Gesamtkosten sich bis Ende 1908 auf etwa $6^1/_2$ Millionen ägyptische Pfund belaufen werden, mögen ein paar Zahlen beweisen: bisher sind mit Hilfe des vorhandenen Wasservorrats $1^1/_4$ Millionen Morgen Brachland der Bewässerung und der Urbarmachung zugänglich geworden, wodurch der Ertragswert der Ländereien um zirka $1^1/_2$ Millionen, ihr Verkaufswert um zirka 16 Millionen ägyptische Pfund gestiegen ist. Nach der Erhöhung des Dammes, die sechs Jahre in Anspruch nehmen wird, werden diese Zahlen sich nahezu verdoppeln; allein bei Marrint in der Nähe von Alexandrien werden 1 Million Morgen brachliegende Ländereien neu zu Fruchtland gemacht werden.

Sehen wir nach diesen allgemeinen Ausführungen nun zu, wie es zurzeit mit der Auswertung der natürlichen Wasserkräfte in unserm deutschen Vaterlande und in andern europäischen Staaten steht, so ist zunächst zu beachten, daß es in Deutschland einigermaßen ergiebige, natürliche Wasserfälle, die eine technische Verwertung in halbwegs großem Maßstabe gestatten, bekanntlich nicht gibt. Die vorhandenen Wasserstürze sind meist herzlich unbedeutend und fließen auch in verschiedenen Jahreszeiten vielfach sehr ungleichmäßig; ihre Benutzung zu technischen Zwecken hält sich daher in recht engen Grenzen und kommt über die lokale Bedeutung kaum hinaus. Wie man weiß, hatte man auf der Frankfurter Internationalen Elektrotechnischen Ausstellung vom Jahre 1891 zum erstenmal auf deutschem Boden eine Wasserkraftanlage großen Stils geschaffen, indem man von Lauffen am Neckar die aus der Strömung des Flusses gewonnene elektrische Energie bis auf das Frankfurter Ausstellungsgelände geleitet hatte.

Um die natürlichen Wasserkräfte in Deutschland der Technik nutzbar zu machen, bedarf es aber zumeist der künstlichen Nachhilfe. Diese ist in zweierlei Gestalt möglich. — Einmal bieten die Talsperren, wie sie seit einer Reihe von Jahren, hauptsächlich auf Betreiben des genialen, kürzlich verstorbenen Professors Intze in Aachen, in den deutschen Gebirgsgegenden zahlreich entstehen, ein vortreffliches Mittel zur Schaffung starker und ergiebiger Gefälle. Ist auch der Zweck der Talsperren hauptsächlich in dem Schutz gegen Ueberschwemmungen zu suchen, so ist die künstliche Aufspeicherung großer Wassermengen doch auch in Zeiten normaler Witterung in mannigfacher Weise nutzbringend zu verwenden, u. a. zur Lieferung von Energie für Zwecke der Elektrotechnik.

So erwartet man von der Talsperre bei Mauer im Bobertal, die nach ihrer Fertigstellung ein Wasserreservoir von 50 Millionen Kubikmeter bieten und somit die Urfttalsperre, die bisher größte von Europa, noch um 5 Millionen Kubikmeter übertreffen wird, daß sie in Zeiten normalen Wasserstandes pro Jahr volle 12 100 000 Kilowattstunden werde liefern können, und daß sie in Verbindung mit der schon fertiggestellten kleineren Talsperre im benachbarten Queistal (bei Marklissa) die gesamte Gegend von Görlitz bis Landshut und von Bunzlau bis an die böhmische Grenze mit Licht und Kraft werde versorgen können.

Großartiger als alle künstlich angelegten Talsperren ist aber ein natürliches Stau-

becken, das der Rhein geschaffen hat, die gewaltige Wassermasse des Bodensees. Durch eine Wehranlage bei Hemmishofen, deren Schaffung auf 3 bis 5 Millionen Mark geschätzt wird, will man eine Aufstauung der Wassermassen des Rheins erzielen, der dem 590 Quadratkilometer großen Bodensee in normalen Zeiten rund 200 Kubikmeter Wasser pro Sekunde zuführt; dadurch ließen sich etwa 90000 verwertbare Pferdekräfte für technische Zwecke gewinnen, in die sich Deutschland und die Schweiz teilen könnten. Beseitigung der Hochwassergefahr durch Regulierung des Wasserstandes, Regelung der Schiffahrtsverhältnisse wären auch hier die weiteren greifbaren Vorteile einer solchen Stauanlage am Bodensee.

Deutschland besitzt aber außerdem, ebenso wie jedes andre halbwegs gebirgige Land, noch eine andre bedeutende, wenn auch bisher noch nirgends technisch ausgewertete Quelle natürlicher Wasserkräfte: nämlich in den oft sehr ergiebigen Niederschlägen der Gebirgsgegenden. Diese strömen heut meist nutzlos, oft sogar in Form verheerender Ueberschwemmungen, zu Tal, ohne daß ihre hohe Arbeitsenergie dem Menschen zugute kommt. Die Wirkung der Talsperren setzt erst am Fuße der Gebirge ein, wo die Niederschläge sich von allen Seiten her schon in größeren Sammelbecken zusammengefunden haben; aber schon am Rande der Talwände geht durch die niederfließenden Wasserrinnsale viel lebendige Kraft verloren, und es würde eine technisch sehr dankbare Aufgabe sein, wenn es gelänge, alle die vereinzelten Niederschlagsmengen schon hoch oben am Hange der Gebirge in größeren Becken zu vereinigen und ihren Fall ins Talniveau alsdann für mechanische Leistungen nutzbar zu machen. Gerade auf den Kämmen der Gebirge fallen ja die stärksten und häufigsten Niederschläge; gelänge es, diese in der geschilderten Weise technisch auszuwerten, so hätte man für den Mangel an großen, natürlichen Wasserfällen in Deutschland einen durchaus vollwertigen Ersatz geschaffen. — Mit was für gewaltigen Energiemengen man dabei rechnen dürfte, zeigt eine Berechnung des Charlottenburger Hochschulprofessors Vogel, nach der allein die im Riesen- und Isergebirge, im Altvater und im Harz niedergehenden und nur nach Preußen abfließenden Niederschläge jährlich 650 Millionen Kilowattstunden müßten erzeugen können, deren Wert, gering gerechnet, rund 100 Millionen Mark betragen würde! Für die dereinstige unvermeidliche Elektrisierung der preußischen Eisenbahnen würden die Regenmengen und Schmelzwasser der mitteldeutschen Gebirge vielfach eine sehr billige und nie versiegende Kraftquelle ersten Ranges darstellen.

Ein andres natürliches Staubecken größten Maßstabes, dessen Umwandlung in ein für technische Zwecke zu verwertendes Wasserreservoir schon seit längerer Zeit die Fachmänner beschäftigt hat, vor allem auch den durch die teilweise Trockenlegung der Pontinischen Sümpfe bekannt gewordenen bayrischen Major von Donath, stellt der Walchensee in den bayrischen Alpen dar. Dieser 5 Kilometer breite und 6 Kilometer lange, 803 Meter über dem Meer gelegene See ist in Luftlinie nur durch eine Entfernung von 2 Kilometern von dem volle 200 Meter tiefer gelegenen Kochelsee getrennt. Ein wasserundurchlässiger Bergsattel scheidet die beiden Seen voneinander. Seine Durchstechung würde einen natürlichen Wasserfall von gewaltigsten Dimensionen zur Folge haben, hätte aber naturgemäß technisch nur dann einen Sinn, wenn es gelänge, den Sturz zu einem dauernden zu machen. Nun sind aber die natürlichen Zuflüsse des Walchensees nur geringfügig. Anderseits aber fließt in geringer Entfernung von diesem See, in noch höherem Niveau, nur durch einen Bergrücken von ihm getrennt, die stets wasserreiche Isar. Wenn man auch diesen Bergrücken durchstäche, vielleicht in Gestalt eines Tunnels, und die Isar auf diese Weise in den Walchensee leitete, so hätte man diesem einen sehr ergiebigen Zufluß verschafft, der den weitestgehenden Ansprüchen genügen würde und ganz enorme Energiemengen liefern könnte. — Ob dies Projekt, den entgegenstehenden Hindernissen zum Trotz, wird durchgeführt werden können, läßt sich heut freilich noch nicht sicher übersehen.

Betrachten wir nach dieser Umschau in Deutschland auch noch die wesentlichsten Vorgänge auf dem gleichen Gebiet in andern europäischen Staaten. Die gebirgereichsten

Länder haben in der Bewegung zur Ausnutzung der natürlichen Wasserkräfte selbstverständlich die Führung inne. Demgemäß existieren die relativ meisten derartigen Anlagen in der Schweiz, in Italien, Südfrankreich, Spanien und den skandinavischen Reichen. Am interessantesten liegen die Verhältnisse in der Schweiz und in Skandinavien, die wir im folgenden noch etwas näher betrachten wollen.

Die Schweiz dürfte das erste Land Europas sein, das eine gründliche Ausnutzung seiner vorhandenen Wasserkräfte in größtem Maßstabe zu verzeichnen haben wird. Hier sind schon gegenwärtig insgesamt 296 technische Anlagen im Betrieb, die Wasserkräfte zur Erzeugung elektrischer Energie verwenden. Man schätzt die verfügbaren Wasserkräfte der Schweizer Flüsse und Bäche auf 1 Million Pferdekräfte; von diesen werden 175000 heut bereits technisch verwertet. Die restierenden werden zum großen Teil von der Bundesregierung zu staatlichen Zwecken reserviert werden, insbesondere für den elektrischen Betrieb der schweizerischen Bahnen, der auf der Simplonbahn seit dem 1. Juli 1906 bekanntlich schon durchgeführt ist und auch auf der Gotthardbahn sobald wie möglich zur Einführung gelangen soll. Man hat berechnet, daß sich für die Schweiz die durch Kohle gewonnene Pferdekraft pro Jahr etwa auf 160 Mark, die aus Wasserkraft erzeugte hingegen im Durchschnitt nur auf 65 Mark stellt. Unter solchen Umständen ist es natürlich, daß die Schweiz mit ihren immerhin nicht allzu reichen und ergiebigen Wasserfällen nach Möglichkeit hauszuhalten strebt, um so mehr, als sie über eigne Kohlenlager nicht verfügt und ihren gesamten Bedarf an Kohle aus dem Auslande einführen muß. Demgemäß ist im Jahre 1906 ein schweizerischer Gesetzentwurf zum Schutz der vorhandenen Wasserkräfte erschienen, der die Abgabe von heimischer Wasserkraft nach dem Ausland im allgemeinen verbietet und ihn nur mit Genehmigung der Regierung und nur widerruflich in solchen Fällen ausnahmsweise gestattet, in denen ein Bedarf der Kraft im Inlande nicht vorliegt und ein Schaden für die einheimische Industrie aus der Abgabe nicht erwachsen kann.

In Norwegen ist man ganz ähnlich vorgegangen, obwohl hier die natürlichen Wasserkräfte so reich vorhanden sind, daß man verschwenderischer als die Schweiz damit umgehen könnte. Auch hier will man das Ausland, soweit nicht schon ältere Rechte vorliegen, nur noch ausnahmsweise zur Ausnutzung der Wasserkräfte und ebenso der Gruben und Wälder zulassen, obgleich Norwegen selbst zu arm ist, um eine Ausbeutung seiner bedeutenden natürlichen Reichtümer in großem Maßstabe aus eigner Kraft in die Wege zu leiten; man will aber lieber die Schätze auf absehbare Zeit ganz unbenutzt lassen, ehe man das Recht auf ihre Verwertung für lange Jahrzehnte an Ausländer abtritt und somit Gefahr läuft, Norwegen zu einem zweiten Portugal zu machen. Demgemäß ist am 7. April 1906 ein norwegisches Gesetz sanktioniert worden und sogleich in Kraft getreten, demzufolge Wasserkräfte künftig nur noch mit besonderer königlicher Erlaubnis an Ausländer zur Ausbeutung überlassen werden dürfen. Eine ganze Reihe der größten norwegischen Wasserfälle war schon vor dem Inkrafttreten jenes Gesetzes von ausländischen Gesellschaften angekauft worden, so der Svaelgfos, der Rjukanfos, der Sarpsfos, der Hönefos, der Kykkelsrud u. a. Die „Norwegische hydroelektrische Stickstoffgesellschaft“, an der aber nur $^1/_{70}$ norwegisches Kapital beteiligt ist, baut zum Beispiel zurzeit den Svaelgfos in Telemarken auf 29000 PS aus und hat sich weiter das Vorkaufsrecht an mehreren andern großen Wasserfällen gesichert, darunter auch an dem schon genannten Rjukanfos in Telemarken, dem von dem Maan-Elv gebildeten „norwegischen Niagara“, dem bedeutendsten Wasserfall Europas, der bei einer Fallhöhe von 250 Metern allein auf volle 250000 PS geschätzt wird.

Auch in Schweden wandelt man ähnliche Bahnen wie in Norwegen und in der Schweiz: man geht darauf aus, die großen Wasserfälle des Landes, soweit sie sich nicht schon jetzt in staatlichem Besitz befinden, zu verstaatlichen. Noch haben sich hier die Pläne nicht zu gesetzgeberischen Maßnahmen verdichtet, aber diese dürften nahe bevorstehen, und entsprechende Anträge sind der Regierung bereits zugegangen. Es wurde die Bereitstellung

von 4 Millionen Kronen gefordert, um zu den sieben Wasserfällen, über welche die Regierung das Verfügungsrecht bereits ganz oder teilweise besitzt, zunächst zehn weitere Wasserfälle des südlichen Schweden und fünf hochgelegene Torfmoore zu erwerben, die für eine technische Benutzung in erster Linie in Frage kommen würden. Einer dieser Wasserfälle, und zwar noch einer von den unbedeutenderen, ist der berühmte Trollhättafall, dessen Wasserkräfte, ebenso wie die einiger andrer schwedischer Fälle, schon seit längerer Zeit Gegenstand privater Spekulation sind. Die schwedische Regierung beabsichtigt die genannten siebzehn Wasserfälle und fünf Torfmoore hauptsächlich aus dem Grunde für sich zu erwerben, weil sie sich eine billige Kraftquelle sichern will für die voraussichtlich nicht mehr ferne Zeit, da die schwedischen Eisenbahnen elektrischen Betrieb erhalten werden. Auf die Wasserfälle des mittleren und nördlichen Schweden soll sich die geplante Verstaatlichung fürs erste noch nicht erstrecken. Die Zahl und Energie dieser natürlichen Kraftquellen ist außerordentlich groß. Nicola Tesla, der berühmte amerikanische Physiker, hat vor einiger Zeit den Ausspruch getan, daß gerade Schweden wegen seiner reichen natürlichen Wasserkräfte ganz besonders berufen erscheine, einer großartigen technischen Zukunft entgegenzugehen.

Der vorstehende kurze Ueberblick über einige der bedeutungsvollsten und originellsten Bestrebungen auf den mannigfachen Gebieten einer Verwertung der natürlichen Wasserkräfte, speziell für die Zwecke der Elektrotechnik, dürfte gezeigt haben, daß wir hier am Anfang einer unabsehbar großartigen Entwicklung stehen, die schon heut die Beanspruchung der Kohlenvorräte der Erde merklich, wenn auch noch wenig, einschränkt und die uns von dem Raubbau an den erschöpfbaren Mineralschätzen der Erde nach und nach zugunsten einer Inanspruchnahme der unerschöpflichen und stets sich von selbst erneuernden Naturkräfte emanzipieren wird.

Noch Größeres haben wir in dieser Hinsicht zu erwarten von einer jetzt nur als Problem gestellten künftigen Ausnutzung der natürlichen Kraft der Meereswellen und der Ebbe und Flut des Weltmeers. Vorläufig weiß die Technik dieser ungeheuren, wundervollen Aufgabe, die sie sich bereits vor dreißig bis vierzig Jahren stellte, noch nicht beizukommen, aber schon die schüchtern tastenden allerersten Anfänge, wie sie die letzten Jahrzehnte gezeitigt haben, lassen das Größte erhoffen. Schon 1878 ließ sich Plessner in London eine Idee patentieren, wie man die Kraft der Meereswellen in kleinem Maßstabe zur Krafterzeugung verwenden könne; unter Benutzung seiner Gedanken konstruierte 1901 der Amerikaner Wright Wellenmotoren, die an der Küste Kaliforniens mit Erfolg erprobt wurden. Es gelang mit Hilfe von drei derartigen Apparaten, dauernd eine Kraft von durchschnittlich neun Pferdestärken nutzbar zu verwenden. Das ist, absolut genommen, wenig, aber für den Anfang eine sehr achtenswerte Leistung. In Deutschland hat sich der Ingenieur Gehre in Rath bei Düsseldorf des gleichen Problems mit besonderem Erfolg angenommen. Er löste die Aufgabe, Seebojen mit einem kräftigen Blickfeuer zu versehen, zu dem die nötige Energie von den Wellen selbst geliefert wird, indem sie die Boje hin und her schaukeln. Im Wattenmeer bei Büsum vor der Elbmündung wurde die Gehresche Erfindung vor einigen Jahren mit bestem Erfolge erprobt; es zeigte sich, daß schon eine sehr geringe Wellenbewegung genügte, um ein ausreichendes, weithin sichtbares Licht auf der Boje in regelmäßigen Zwischenräumen erstrahlen zu lassen.

So dürftig diese Erfolge für unsre nur noch mit Riesenkräften rechnende und nach Riesenleistungen urteilende Zeit sein mögen, so groß ist doch ihre prinzipielle Bedeutung. Von kleinsten Anfängen sind alle großen und größten technischen Erfindungen und umwälzenden Ideen ausgegangen — so mögen auch die Leistungen Gehres und Wrights nur als Abschlagszahlungen auf die Zukunft angesehen werden! —

Jedenfalls berechtigen schon die heutigen technischen Leistungen in der Ausnutzung aller Arten von natürlichen Wasserkräften zu der bestimmten Hoffnung, daß wir einst

unabhängig von der latenten Arbeitskraft der „schwarzen Diamanten“ werden müssen und daß die einst unvermeidliche Erschöpfung der Kohlenfelder die Menschheit gerüstet finden wird und fähig, neue und unversiegbare Kraftquellen an die Stelle der alten, verbrauchten zu setzen.

Ein Nachwort zu „Die Frauen in den Vereinigten Staaten“

Die Neuyorker „Evening World“, wohl das gelbste der gelben Blätter, bringt in ihrer Nummer vom 7. Oktober einen heftigen Angriff gegen meinen in dem Oktober-Heft der „Deutschen Revue“ erschienenen Aufsatz über die Frauen in den Vereinigten Staaten. Die von der Redaktion gebrachte Synopsis des Aufsatzes und die Angriffe, welche zwei Damen, Mrs. John H. Judge, Präsidentin der Gesellschaft für „Political study“, und Mrs. John S. Crosby, Mitglied des Frauen-Friedensvereins (Women's peace circle), gegen mich richten, lassen nur eine Deutung zu, und zwar, daß alle in Frage kommenden Persönlichkeiten der deutschen Sprache nicht genügend mächtig sind, um den Aufsatz zu verstehen. Sie würden sonst zum Beispiel nicht Zitate aus Aufsätzen des Expräsidenten Mr. Grover Cleveland auf meine Rechnung gesetzt haben. Uebrigens enthalten auch Mr. Clevelands von mir angeführte Aeußerungen nichts, was eine Frau verletzen könnte, wenn dieselbe nicht jede von der ihrigen abweichende Ansicht als eine Beleidigung anzusehen gewillt sein sollte. Ich kann daher den verehrten Damen nur das Studium der deutschen Sprache empfehlen, das ihnen außer der Ueberzeugung, in diesem Falle wie der Ritter von der traurigen Gestalt die Lanze gegen Windmühlen eingelegt zu haben, viele große und reine Genüsse bringen und damit die darauf verwendete Zeit reichlich lohnen würde. Zum Schluß möchte ich noch bemerken, daß mir während meines sechsmaligen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten dort von allen Seiten so viele Freundlichkeiten erwiesen worden sind, daß schon dies allein mich verhindert haben würde, in meinem Aufsatz irgend etwas zu bringen, das einer abfälligen Beurteilung der amerikanischen Frauen ähnlich gesehen hätte.

M. von Brandt.

Literarische Berichte

Lukas Hochstraßers Haus. Roman von Ernst Zahn. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

In „Lukas Hochstraßers Haus“ hat Ernst Zahn eine Art Gegenstück zu seinem Meisterroman „Die Clari-Marie“ geschaffen. Wie dort, stellt der Dichter auch in seinem neuen Werk die Rückwirkung eines im höchsten Maße fertigen und in sich gefestigten Charakters auf die noch mit dem Leben ringende heranwachsende Jugend als eigentliches Problem auf. Die künstlerische Gestaltung dieses Problems verlangt die Kraft und Innerlichkeit eines ganzen, echten Poeten, aber als solcher hat sich Zahn, zurzeit unbestritten der begabteste und geistvollste Schweizer Erzähler, auch diesmal erwiesen. Mit souveräner Sicherheit stellt er die Gestalten seiner Phantasie vor den Leser hin, allen voran den bäuerlichen Patriarchen Lukas Hochstraßer, eine stark und fest in sich ruhende Vollnatur, unbeirrbar in seinem Gefühl für das Gute und Rechte, klar in seinen Entschlüssen, stet im Handeln, voll Verständnis für Andersgeartete, unerbittlich nur gegen das Schlechte. Ihn trifft das für einen Charakter von seiner Art doppelt schmerzliche Schicksal, daß fast alle seine Kinder durch Schlechtigkeit, Schwäche oder Verblendung moralisch oder materiell Schiffbruch im Leben erleiden und er selbst ihnen bald Richter, bald Stütze sein muß. Es liegt eine mächtige ethische Erhebung darin, es mitzuerleben, wie der alte Mann mit fester Hand das Unkraut im eignen Hause ausrodet und zugleich mit milder Hand das Gute, Lebenskräftige wieder zu sich emporzieht und kräftigt, bis er sich endlich sagen darf, daß er sein Lebenswerk, allen Erschütterungen zum Trotz, aufs neue gesichert und bereichert hat, als Vermächtnis an eine neue Generation, die den Namen Hochstraßer in

Ehren behaupten wird. Seine Gehilfin bei diesem Werk seines rüstigen Alters ist die ehemalige Braut seines Sohnes, die er ins Haus genommen, deren Kind er als seinen Enkel anerkannt hat. In der Figur dieser Frau hat Zahn eine seiner schönsten und edelsten weiblichen Gestalten geschaffen; aber die andern Frauen des Buches, die verbitterte Tochter des Alten, die geizige Schwiegertochter, sind nicht minder lebendig und überzeugend geschildert. Die Lebensweisheit und Reife der Anschauung, die aus dem Werke spricht und ihm den Grundton gibt, übt eine starke Wirkung, doppelt durch die schöne, warme, wohlklingende Sprache und Darstellung, die in prachtvollem Rhythmus dahinwogt. Daß „Lukas Hochstraßers Haus" auch die Kunst des Dichters, die Darstellung lebensvoller Charaktere mit einer den Leser unwiderstehlich fesselnden Handlung zu verbinden, in vollem Maße aufweist, braucht für den großen Kreis derer, die Ernst Zahn kennen und lieben, kaum betont zu werden. R. M.

Der oberverwaltungsgerichtliche Schutz der Industrie und des Gewerbes sowie der Verfassungsgrundrechte gegen polizeiliche Ein- und Uebergriffe. Von Dr. Leo Bossen, Rechtsanwalt am Oberlandesgericht Düsseldorf. Hannover 1907, Hellwingsche Verlagsbuchhandlung. M. 3.20.

Eine mit sehr viel Temperament und in frischem, flottem Stil geschriebene Kampfschrift, in der teils die Rechtsprechung des preußischen Oberverwaltungsgerichts herangezogen wird, um eine mißbräuchliche Polizeipraxis zu bekämpfen, teils aber auch an den Entscheidungen des höchsten Gerichtshofes selbst eine rückhaltlose Kritik geübt wird. Nicht immer wird das Richtige getroffen, aber immer ist die Schrift interessant und lesenswert. K. F.

Die Liebe Daria Lantes. Ein römischer Roman von Richard Voß. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

In die farbenreiche, von wogendem Leben und starker Leidenschaft erfüllte Welt der Ewigen Stadt, die uns Richard Voß schon in so vielen bedeutenden Werken meisterlich geschildert hat, führt uns auch der neue Roman dieses phantasievollen Dichters, der, wie Antäus aus der mütterlichen Erde, aus dem ihm so wohlvertrauten Boden seiner zweiten Heimat immer wieder neue poetische Kraft zu ziehen weiß. Analysiert man das psychologische Hauptproblem und faßt es in kurzen Worten zusammen, so findet man scheinbar nicht allzuviele originelle Züge, denn das Motiv von der alternden Künstlerin, die einem hochbegabten und hochstrebenden jungen Komponisten Muse, Gönnerin und Geliebte wird, doch nur, um bald zu erkennen, daß sie für ihn nur eine Episode, „die Introduktion zu der Symphonie eines großen Künstlerlebens" ist, läßt sich in seinen Grundzügen gewissermaßen als Variation eines schon oft dichterisch behandelten Themas bezeichnen. Trotzdem trägt der ganze Roman, dank der starken Individualität des Dichters, das Gepräge höchster Originalität. Wie immer, schildert uns Voß Menschen von großen, außergewöhnlichen Eigenschaften, Ausnahmenaturen, in deren kompliziertem Seelenleben die Keime zu den außerordentlichsten Konflikten, zu einer naturnotwendigen Tragik liegen. Ein solcher Ausnahmemensch ist vor allem die Heldin, Daria Lante, deren künstlerisches Talent nur von ihrer „seltenen und seltsamen Fähigkeit zu leiden" übertroffen wird, eine jener Frauennaturen, die von Anfang an verurteilt scheinen, glücklos durchs Leben zu gehen und sich für andre zu opfern. Sie geht still aus dem Leben, nachdem sie noch mit ihrer Kunst dem Geliebten den Weg zum Erfolg gebahnt hat. Mit ihr scheidet ein treuer Freund und leidenschaftlicher Verehrer ihrer Kunst, der Herzog von Astura, der zweite tragische Charakter des Romans, auch er das Opfer einer unglücklichen Liebe, deren Geschichte in höchst eigenartiger Weise mit der der Heldin und des von ihr geliebten Mannes verwoben ist. Glänzende Schilderungen aus dem modernen römischen Gesellschaftsleben, das den Hauptrahmen des Romans bildet, wechseln ab mit wundervollen, grandiosen Bildern der italienischen Landschaft, in denen Richard Voß ja von jeher eine unübertroffene Meisterschaft entfaltet hat. Der Roman hat schon während der letzten Monate bei seiner ersten Veröffentlichung in Tageszeitungen großes Aufsehen erregt, und so darf man wohl die Zuversicht hegen, daß dem Dichter der Lorbeer, den er für diese neue, an poetischen Schönheiten und Offenbarungen überreiche Schöpfung seines Feuergeistes verdient, nicht vorenthalten bleiben wird. R. D.

Deutsche Skeptiker: Lichtenberg, Nietzsche. Zur Psychologie des neueren Individualismus von Robert Saitschick. Berlin 1906, Ernst Hofmann & Co.

Der Verfasser, der schon früher über französische Skeptiker eine wertvolle Abhandlung veröffentlicht hat, bietet hier zwei vorzügliche Studien. Man merkt auf Schritt und Tritt, wie sehr er den Stoff beherrscht und mit ganzer Seele bei seiner Arbeit ist. Er versteht es, der ganzen individuellen Erscheinung auf den Grund zu gehen, ihre Stärke und Schwäche aufzudecken und ins rechte Licht zu rücken. E. M.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Behrens-Litzmann, A., Aus Alt-Büsum. Ein Menschenleben (H. Th. Behrens). Dortmund, Fr. W. Ruhfus. M. 2.40.

Bernheim, Ernst, Quellen zur Geschichte des Investiturstreites. Heft I: Zur Geschichte Gregors II. und Heinrichs IV. (M. 1.40). Heft II: Zur Geschichte des Wormser Konkordates (M. 1.20). Leipzig, B. G. Teubner.

Bourdon, Mathilde, Das Leben wie es ist. Freie Bearbeitung von H. v. G. Vierte, verbesserte Auflage. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. M. 1.80.

Bülow, Hans von, Briefe und Schriften. VII. Briefe von Hans von Bülow. Herausgegeben von Marie von Bülow. 6. Band. Mit drei Bildnissen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 5.—.

Fechner, Prof. Dr. Herm., Wirtschaftsgeschichte der preußischen Provinz Schlesien in der Zeit ihrer provinziellen Selbständigkeit 1741—1806. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Förster, F. W., Sexualethik und Sexualpädagogik. Eine Auseinandersetzung mit den Modernen. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. M. 1.—.

Graeser, Erdmann, Lemkes sel. Wwe. Humoristischer Roman aus dem Berliner Leben. 1. Band: Zur unterirdischen Tante. 6. Auflage. Berlin, Hermann Seemann Nachfolger. M. 1.—.

Hebbel, Friedrich, Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe besorgt von Richard Maria Werner. Achter (Schluß-) Band, Briefe, 1832 bis 1862. Berlin, B. Behr's Verlag. M. 3.—.

v. Hoffmeister, Generalleutnant z. D., Aus Ost und Süd. Wanderungen und Stimmungen. Mit 62 Abbildungen. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchh. M. 3.—.

Hohenfeld, J. B., Der deutsche Bote. Eine Lebensskizze des Wandsbecker Boten und Gedichte eines Deutschen Reichsgesellen. Leipzig, Oswald Mutze. M. 3.—.

Huch, Ricarda, Der Kampf um Rom. II. Band von: Die Geschichten von Garibaldi. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Elfter Band: Donatello. Des Meisters Werke in 277 Abbildungen. Herausgegeben von Paul Schubring. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 8.—.

Larsen, Karl, Ein modernes Volk im Kriege. In Auszügen aus dänischen Briefen und Tagebüchern der Jahre 1863/64. Deutsche Ausgabe besorgt von Prof. Dr. R. v. Fischer-Benzon. Kiel, Lipsius & Tischer. M. 6.—.

Parkinson, R., Dreißig Jahre in der Südsee. Land und Leute, Sitten und Gebräuche im Bismarckarchipel und auf den deutschen Salomoinseln. Herausgegeben von Dr. B. Ankermann. Mit 56 Tafeln, 141 Textbildern und 4 Uebersichtskarten. Lieferung 16—21. Vollständig in 28 Lieferungen à 50 Pfg. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Pfeil, Dr. Joachim, Graf v., Zur Erwerbung von Deutsch-Ostafrika. Ein Beitrag zu seiner Geschichte. Mit Abbildungen. Berlin, Karl Curtius. M. 4.80.

Quellen zur Geschichte des Zeitalters der französischen Revolution. Herausgegeben im Auftrage von Hermann Hüffert. Zweiter Teil, erster Band: Der Frieden von Campoformio. Innsbruck, Wagnersche Universitäts-Buchhandlung. M. 18.—.

Salomon, Prof. Dr. Felix, Die deutschen Parteiprogramme. Heft I: Von 1844—1871 (M. 1.40), Heft II: Von 1871—1900 (M. 1.60). Leipzig, B. G. Teubner.

Schäfer, Dietrich, Weltgeschichte der Neuzeit. Zwei Bände. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 12.—.

Scherer, Jakob, Wahn. Drama in vier Akten und einem Vorspiel. Gotha, Richard Wöpke. M. 2.40.

Schloss, Max, Oesterreich-Ungarns Macht zur See. Ein Mahnwort. Hamburg, Grefe & Tiedemann. M. 1.—.

Sommer, A., Klärchen. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Triepel, Dr. Heinrich, Unitarismus und Föderalismus im Deutschen Reiche. Eine staatsrechtliche und politische Studie. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 3.60.

Voß, Richard, Die Liebe Daria Lantes. Ein römischer Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 5.—, geb. M. 6.—.

══ Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ══

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

══ Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. ══

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart





